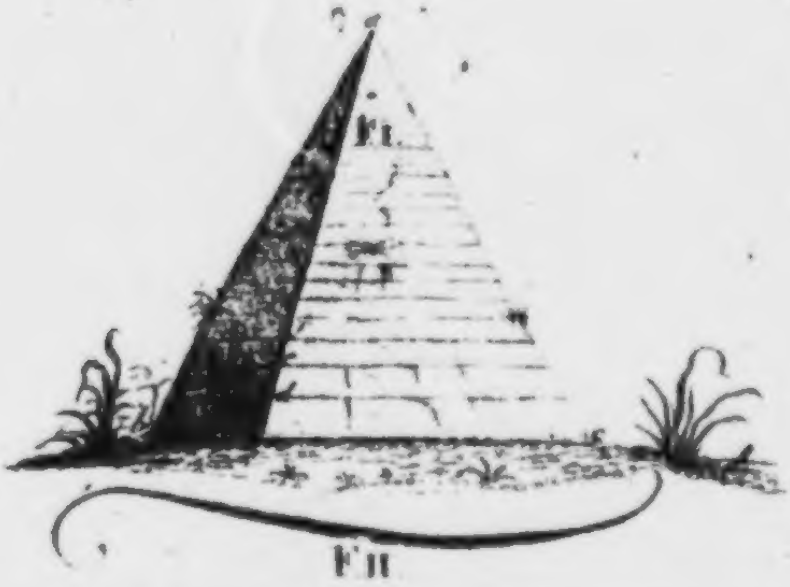
# Ideen
## zur
# psychologischen
# Aesthetik.

---

Von

Heinrich Zschokke,

Doktor der Philosophie in Frankfurt an der Oder.




Berlin u. Frankfurt a. d. Od. 1793
bey Johann Andreas Kunze.

— — — SACRAS NE DESPICE MVSAS!

HIERON. VIDA

(L. I. ART. POET.)

Dd 4:118

Sr. Durchlaucht,

dem

gnädigſten, geliebteſten

# Friedrich Franz

Herzoge und Herrn von Mekkenburg-
Schwerin = Guſtrow ꝛc./ꝛc.

Seines Volkes Luſt und Stolz

widmet dieſe Blätter

unterthänigſt

der Verfaſſer.

Schönheit iſt der zauberiſche Stempel
Den die Gottheit, als den Weltentempel
Sie vom Nichts ins Wirkliche gerükt,
Ihrem Meiſterwerken aufgedrükt.
Schönheit ſchwingt ſich in den Feiertänzen,
Ferner Welten durch den Aetherſaal;
Funkelt in den leichten Myrtenkränzen
Die die Unſchuld ihren Veeten ſtahl;
Hängt ſich an der Tugend Heldenarmen,
Schwebt, wo die Vernunft den Scepter ſchwingt;
Weiß, mit Hochgefühlen zu erwarmen,
Wo die Sinnenkraft zuſammenſinkt.

Sie ist Harmonie der höchsten Güter,
Die für Geist und Sinnlichkeit
Uns der Geist des Weltalls beut;
Ist die Freundin himmlischer Gemüther.
Ihre wunderbare Macht
Jene heilige Magie des Schönen
In den Farben, Schwingungen und Tönen
In der Worte Kraft und Pracht,
Zu entschleiern, hab' ich längst gerungen;
Ach, und wärs zum Theile mir gelungen,
Dann sei Dir der Dank gebracht,
Friedrich Franz, der Künste holder Gönner
Dir, des Schönen feiner Kenner,
Unter dessen Huld mir die Gelegenheit
Ihre Hände bot, der Schönheit Heiligthümer
Zu durchforschen; Dir mein Dank geweiht,
Du, der schönsten Seele Eigenthümer.

# Vorbericht.

Der Inhalt der folgenden Blätter sind kleine aphoristische Abhandlungen und einzelne Bemerkungen über Gegenstände der Kritik des Geschmaks, welche theils beim Lesen verschiedner Schriftsteller der Aesthetik, theils während meines Aufenthalts in Meklenburg, durch Betrachtung der Natur- und Kunstschönheiten, woran dieses glückliche Land so reich ist, und die dort in mir zu allererst das Gefühl des Schönen entwikkelten und bildeten, theils durch meine Vorlesungen über Herrn Prof. Eberhards Theorie der schönen Wissenschaften veranlaßt wurden. — Um der Menge dieser Fragmente einen Zusammenhang zu geben, ordnete ich sie in Paragraphenform nach einem besondern Princip an einander, daß man sich dadurch die Uebersicht des Ganzen erleichtern und, das Buch, wenn man will, zur Grundlage bei akademischen Vorlesungen bedienen könnte.

In Rükſicht ihrer ſcientiviſchen Bearbeitung iſt die Aeſthetik, unter allen ihren Schweſtern im Reiche der Wiſſenſchaften beinah am weiteſten zurück. Noch machen ihre Theile kein in ſich ſelbſt zuſammenhängendes Ganze aus; noch fehlet es immer an einem unerſchütterlichen, für iede einzelne Kunſt geltenden Princip; noch iſt die Erklärung der Schönheit immer, entweder zu einſeitig, oder zu wenig für die Geſezgebung der Aeſthetik praktiſch und an Folgerungen fruchtbar; noch begnügt man ſich immer, eine Menge allgemeiner Grundſäzze und beſondrer Regeln, die einer willkührlichen, ohngefähren Ordnung ihren Zuſammenhang dankten, Aeſthetik zu benennen; noch ſcheint immer, nicht die Aeſthetik das Criterium der Kunſt, ſondern die Kunſt das Criterium der Aeſthetik, zu liefern; die Aeſthetik nicht die Kunſt, ſondern dieſe iene zu vervollkommnern. —

Alle dieſe, und unzählige andre Mängel waren wohl endlich fähig in mehrern Gelehrten den Wunſch zu entwikkeln, der Philoſophie des Geſchmacks endlich einmahl aufzuhelfen. — Aber, wie ich glaube, iſt es leider nur bei dieſem Wunſche

ſche geblieben. Zwar erſchien vor einigen Jahren des Herrn Profeſſor Heydenreichs, ſehr ſchäzbares Werk, welches aber auch nicht das erfüllte, was uns der Titel mit ſo vieler Sicherheit verſprach, ein System der Aeſthetik. Es blieb beim erſten Bande; mit Ungeduld ſah jeder Freund der edeln Künſte dem folgenden und der weitern Ausführung, aber immer mit getäuſchter Hoffnung, entgegen.

Bis endlich ſolche Hofnungen einmahl erfüllt werden, nehme man mit dieſen kleinen Aufſäzzen vorlieb. Sie ſind nur Materialien für eine künftige Aeſthetik; enthalten nur Winke und Vorſchläge über die Möglichkeit, der Kritik des Geſchmaks eine wiſſenſchaftliche Form zu geben.

Ich übertitelte das Buch: Ideen zur pſychologiſchen Aeſthetik, um dieſe von der Transſcendentalen zu unterſcheiden, welche Kant in unſerm Zeitalter mit ſo vielem Glük bearbeitet hat, der übrigens auch ſelbſt dieſe Art der Unterſcheidung in ſeiner Kritik der reinen Vernunft, S. 35. in der Note vorſchlug. „Die Deutſchen, ſagt der Philoſoph von Königsberg: ſind die

einzigen, welche ſich izt des Worts Aeſthetik bedienen, um dadurch das zu bezeichnen, was andre Kritik des Geſchmaks heiſſen. Es liegt hier eine verfehlte Hoffnung zum Grunde, die der vortreffliche Analyſt Baumgarten faſſte, die kritiſche Beurtheilung des Schönen unter Vernunftprincipien zu bringen, und die Regeln derſelben zur Wiſſenſchaft zu erheben. Allein dieſe Bemühung iſt vergeblich. Denn gedachte Regeln oder Criterien, ſind ihren vornehmſten Quellen nach, blos empyriſch, und können alſo niemahls zu beſtimmten Geſezzen a priori dienen, wornach ſich unſer Geſchmaksurtheil richten müſſte, vielmehr macht das leztere den eigentlichen Probierſtein der Richtigkeit der erſtern aus. Um deswillen iſt es rathſam, dieſe Benennung entweder wiederum eingehn zu laſſen, und ſie derjenigen Lehre aufzubehalten, die wahre Wiſſenſchaft iſt, (wodurch man auch der Sprache und dem Sinne der Alten näher treten würde, bei denen die Eintheilung der Erkenntniſſe in αἰσθητα και νοητα ſehr berühmt war) oder ſich in die Benennung mit der ſpeculativen Philoſophie zu theilen, und die Aeſthetik

theils

theils im **transscendentalen** Sinne, theils in **psychologischer** Bedeutung zu nehmen."

Das erste und wichtigste Geschäft bei der Untersuchung der Kritik des Geschmaks mus es natürlich sein, ein Princip aufzufinden, welches gleichsam die Quelle der aesthetischen Gesezze, und die sichere, unwandelbare Norm für ieden edeln Künstler werden könne. So lange dies Princip fehlte, war unmöglich daran zu gedenken, die Aesthetik in sich gegründeter zu machen. Ich versuchte es, in der Formel: **freie Mittheilung schöner Empfindungen**, aufzustellen.

Räumt man ein, daß auf dieses Princip alle mögliche Gesezze und Regeln der schönen Künste reducirt werden können, daß dasselbe durchaus das Wesen und die eigentliche Sphäre der edeln Künste genau bestimme, daß es genau die Gränzen des Gebiets der schönen Kunst von andern Gegenden menschlicher Erkenntnisse absondre, daß es allgemeingültig sei für iede Kunst der edelern Art und iedes ihrer Werke, absolut gültig für iedes Zeitalter und iede noch vielleicht zu erfindende Kunst, die mit zur Sphäre der Schönen gehören soll: so

giebt

giebt man zugleich zu, daß die Aesthetik eine systematische Form leide, da sie bisher mehr rhapsodistisch vorgetragen wurde.

Und in der That gewinnt das unzusammenhängende Regelwerk der allgemeinen Kunsttheorien durch obiges Princip eine nothwendige Einheit; die Erklärung der gemeldeten Formel ist an sich schon der Inbegrif der ganzen Aesthetik, indem solche Erklärung zugleich Erklärung des Wesens aller schönen Kunst ist. —

Natürlich aber musste durch Aufnahme des angegebnen Princips die Aesthetik in Rükſicht ihres Inhalts zum Theil eine ganz andre Richtung empfangen; sie erweiterte von der einen Seite ihr Gebiet; rükte tiefer in das Feld der Psychologie hinein, und opferte von der andern Seite freiwillig manches auf, was ihr bisher im Besiz gegeben war.

Wenn freie Mittheilung schöner Empfindungen der wesentliche Zwek iedes Kunstwerks ist: so wird bei Auseinandersezzung der Formel die Beantwortung keiner Frage wichtiger, als die: was ist schön?

Die

Die Uneinigkeit der Philoſophen über dieſen Gegenſtand iſt bekannt; ieder urtheilte von dem andern verſchieden, und ieder glaubte dazu das höchſte Recht zu haben. — Allerdings ſind die glänzenden Namen, welche hier erſcheinen, fähig genug einen Schriftſteller auf einige Augenblicke in Verlegenheit zu ſezzen, wenn er ſich geneigt fühlen ſollte, die Urtheile ſo vieler unſterblichen Männer über die Schönheit verwerfen, oder berichtigen zu wollen. Allein da man in der philoſophiſchen Welt von Verſymboliſirung der Lehren nichts weis; ſo wird man mir's leicht erlauben, eine neue Theorie des Schönen aufzuſtellen, ohne mich darum zu verkezzern.

Um zum Ziele zu gelangen, verlies ich die gewöhnlichen Pfade, und hielt anfangs nur die Idee feſt: das Schöne **gefällt!** Wollt' ich mir bei der Frage: **warum** gefällt das Schöne? nicht ſelber die Antwort ſchuldig bleiben: ſo muſſte ich mich in die Unterſuchung der menſchlichen Natur einlaſſen, um die allgemeinen Bedingungen in ihr aufzuſpähen, unter welchen etwas gefallen könne. — Bei dieſen Unterſuchungen ergab es ſich, daß

keinem lebendigen Wesen etwas behage, welches mit den Gesezzen seiner Natur im Widerstreit stände. Vernunft und Sinnlichkeit haben ihre besondern Gesezze, nach welchen sie etwas begehren. Alles was diesen Gesezzen gemäs ist, nannte ich **vollkommen**. Das Vollkommne für mich, als ein **erkennendes** Wesen, nannte ich theoretische Vollkommenheit, Zwekmässigkeit u. s. f. das Vollkommene für die **praktische** Vernunft; das Gute, für die **Sinnlichkeit**: das Angenehme.

Jede Art der Vollkommenheit an sich gefällt, und **mus** gefallen, wenn anders sich unsre eignen Gesezze nicht widersprechen sollen, d. i. der Mensch aufhören soll, Mensch zu seyn. Aber doch ist iede Art dieser Vollkommenheiten an und für sich noch nicht Schönheit; und mehrere Bedingungen des Gefallens sind doch nicht möglich: folglich mus das Schöne in diesen drei Arten der Vollkommenheit gegründet sein. So gieng ich nach und nach weiter, und bestimmte zulezt, **daß für jeden Menschen nothwendig das schön seyn müste**, was Verbindung der drei

ange.

angegebnen Arten des Vollkommnen wäre, im Bezug auf Empfindung.

Ich traf einen Unterschied zwischen dem Schönen und der Schönheit; jenes ist Idee, diese gleichsam Verkörperung derselben; jenes gefällt allgemein, diese ist im Bezug auf das an ihr hängende Wohlgefallen relativ. —

Woher nun die Relativität des Wohlgefallens an der Schönheit? — sie fliesst aus der Verschiedenheit der sinnlichen Natur des Menschen. Jezt wurde mir die Frage wichtig: giebt es nicht auch gewisse Gegenstände, welche **ieder** sinnlichen Natur nothwendig gefallen oder misfallen? — die Antwort leitete mich nothwendig auf die Untersuchung der **Triebe** in uns.

Vernunft und Verstand im reinen und empyrischen, theoretischen und praktischen Gebrauch, so wie auch die Sinnlichkeit des Menschen, haben ihre Triebe, oder Instinkte, oder subiektiven Anreizungen zur Thätigkeit. — Die Untersuchung der Triebe ist für die Philosophie überhaupt, besonders auch für die Moralphilosophie, Psychologie, Eleutheriologie, Aesthetik u. s. f. von unbe-

schreib-

ſchreiblichem Nuzzen. In dieſem Blättern hab ich nur ſo vielem Gebrauch davon gemacht, als zum Zwekke dienlich war.

Die in uns wohnenden Triebe ſind das, was die Gewichte der Uhr ſind. Beide reizen zur Bewegung und Thätigkeit; fehlen iene, ſo hört der Menſch auf zu denken und zu empfinden, fehlen dieſe, ſo ſtokt das ganze Räderwerk im Lauf. — Handeln **muß** der Menſch; er iſt **gezwungen**, die Triebe fodern Befriedigung — in der Rükſicht iſt er ganz Maſchine. Er kann auch nicht darüber diſponiren, was ihm mehr oder weniger **gefallen ſoll**; durch die Verſchiedenartigkeit der Triebe, ihrer Lebhaftigkeit, Stärke oder Schwäche, als auch durch die gröſſre oder mindere Ausbildung der höhern Vermögen und die Organiſation ſeiner Sinnlichkeit wird das Wolgefallen nothwendig beſtimmt. Auch in der Rükſicht iſt er Maſchine. — Jezt kömmt es endlich noch auf die Verhältniſſe an, in welchen der Menſch lebt, und wie dieſe Verhältniſſe dem einen, oder dem andern Trieb mehr Stärke und Lebhaftigkeit geben. Dieſe Verhältniſſe hängen aber ſchlechterdings, ihrem

gröſſern

gröſſern Theil nach, nicht von unſrer Willkühr ab; wir können ſie uns nicht geben; wir **müſſen** jeden Eindruk von auſſen aufnehmen — und ſind auch in der Hinſicht Maſchinen. —

Alle dieſe und dergleichen Verſtellungen ſchwebten mir bei der Unterſuchung der ſinnlichen Natur und ihrer Foderungen vor. Ich verſuchte endlich eine Angabe, in wiefern das Urtheil von Seiten der Sinnlichkeit bei der Schönheit **übereinſtimmen**, oder **verſchieden** ausfallen müſſe, um hiernach deſto ſichrer die Gemeingültigkeit der äſthetiſchen Geſezze für die Kunſtſchönheit beſtimmen zu können.

Nun konnte zur Betrachtung der einzelnen Merkmahle der Schönheit, für die erkennende, ſittliche und ſinnliche Natur übergegangen werden.

Unter andern erwähn' ich hier auch einer **ſubjektiven Verhältnismäſſigkeit**, in den Formen der ſchönen Objekte (§. 95). Von dem intellektuellen Verhältnismäſſigen gab ich, als den Grund unſers Wohlgefallens daran, die Fortſchreitbarkeit vom Aehnlichen zum Aehnlichen an, welche daſſelbe dem Verſtande gewährte. — Kant

(Krit. d. Urtheilskraft (§. 60.) sagt: **Schönheit ist Form der Zwekmässigkeit** eines Gegenstandes, in so fern sie **ohne Vorstellung eines Zweks** an ihm wahrgenommen wird. — So viel ich einsehe, ist die Idee, welche ich vom Verhältnismässigen gab, eben die, welche der scharfsinnige **Kant** in dieser Erklärung vom Schönen liefert, und durch Form der Zwekmässigkeit eines Objekts ohne Zwek bezeichnet. Allein Herr G. **Dreves**, Verfasser der **Resultate der philosophirenden Vernunft** über die Natur des Vergnügens, der Schönheit und des Erhabnen, (Lpz. 1793. 8) nimmt die angeführte Kantische Erklärung des Schönen in einem ganz andern Sinn, troz den Beispielen, welche der Königsbergische Weise zur Erläuterung seiner Gedanken anführt. Es sagt der erwähnte Schriftsteller, (S. 181.) **Kant** habe sich unter Zwekmässigkeit der Form, ohne Vorstellung eines Zweks, die **Uebereinstimmung der Form eines Gegenstandes mit den Gesezzen des Verstandes** überhaupt gedacht, wodurch dieser das Mannigfaltige, das ihm durch den blossen

Ein-

Eindruk, den die Form auf uns macht, gegeben wird, auf Einheit zurük führen kann. — Nach meiner Einsicht ist dies unmöglich Kants Gedanke gewesen; denn auf solche Art sind, Widersprüche ausgenommen, alle Dinge in der Welt schön, so bald sie mit den Gesezzen des Verstandes harmoniren. — Es führt Kant endlich noch das Beispiel von der Tulpe an; an dieser Blume entdekken wir etwas zwekmässiges; ihre Blätter scheinen sich wozu zu wölben, ihre Farben scheinen wozu so genau gezeichnet zu sein, ihr Kelch scheint wozu geschüzt zu sein u. s. f. aber, so wie wir die Tulpe beurtheilen, erkennen wir nirgends einen Zwek sie besizt eine subjektive Zwekmässigkeit, ohne einen vorgestellten Zwek. — Gesezt aber auch, daß meine Erklärung iener Kantischen Stellen unrichtig gefunden und von mir selber verworfen würde: so ist doch damit nicht zugleich die Verwerfung meiner Ideen zur Lehre vom Verhältnismässigen im Schönen verknüpft, indem ich solche Ideen ohne Rükſicht auf Kants Vorstellungen schrieb, und nur gelegentlich auf diese stieß.

Leztens endlich behauptete ich, daß auch die Sinnlichkeit bei dem Urtheil über die Bestimmung dessen, was schön ist, eine geltende Stimme habe. Denn erstlich hat das Schöne ein für allemahl den allgemeinen und bleibenden Karakter daß es unbedingt gefalle, folglich auch in der Sinnlichkeit nicht unangenehm sein dürfe; zweitens gefällt das Schöne, nicht durch einen Begrif, (wie das theoretisch Vollkommene, oder Nüzliche, oder Gute) auch nicht durch das Gefühl (des Angenehmen in der Sinnlichkeit) sondern durch Empfindung, folglich mus, da Gefühle eben so wohl, als Vorstellungen ieder Art überhaupt auf das Empfindungsvermögen einwirken, auch auf die Qualität iener beim Schönen Rükſicht genommen werden. Ein Obiekt welches unmittelbar unsre sinnlichen Organe zerstört und beleidiget, wird von keinem für schön gehalten werden können so viel Einfalt, Ordnung und subiektive Zwekmässigkeit es immerhin für den Verstand haben mag. —

Nun dürfte vielleicht ein Theil der Aesthetiker zu denen ein Eberhard, Moriz, Sulzer und

und selbst mein grosser Lehrer **Steinbart**, gehören, dagegen einwenden, daß die Idee von Nichtverlezzung der sinnlichen (besonders der immanenten) Triebe beim Schönen eine Conditio sine qua non sei, daß es sich von selber verstände, daß das zusammenstimmende Mannigfaltige nicht (für die Sinnlichkeit) unangenehm sein und folglich in der Aesthetik nicht so umständlich ausgeführt werden dürfe. Allein ich kann ein Gleiches von dem Foderungen der erkennenden Natur beim Schönen behaupten.

Oder die Freunde unsers **Kant** könnten dagegen mit ihm behaupten, das **Angenehme** für die Sinnlichkeit sei schlechterdings mit dem Schönen in keinem nothwendigen Zusammenhange. — Allein die tägliche Erfahrung sträubt sich dagegen, und der Ausspruch derselben ist hier überaus entscheidend. Freilich geb' ich zu, daß das, was Reiz und Rührung für die Sinnlichkeit gewährt, uns nicht **allein** im Geschmakurtheil leiten müsse, weil man sonst das Sinnlichangenehme mit dem Schönen verwechseln, und sein individuelles pathologisches Interesse zur allgemeingültigen Norm

machen dürfte; hingegen, glaub' ich, darf das ästhetische Urtheil auch nicht gänzlich alle Hinsicht auf die Foderungen unsrer sinnlichen (besonders der immanenten) Triebe aufgeben. Ich weis überhaupt nicht, ob ein ästhetisches Urtheil iemals ein **reines** seyn könne, oder nicht vielmehr immer ein **gemischtes**, (empyrisches,) sein **müsse**. **Kant** behauptet ienes. Er sagt: ein Geschmaksurtheil ist nur so fern rein, als kein **blos** empyrisches Wohlgefallen (das läugne ich nicht, **blos** empyrisch darf es nicht sein) dem Bestimmungsgrunde desselben beigemischt wird. Dies geschieht allemahl, wenn Reiz oder Rührung einen Antheil an dem Urtheile haben, dadurch etwas für schön erklärt werden soll.

So lange noch nicht **evident erwiesen** ist, daß die Sinnlichkeit schlechterdings beim Urtheil über die Schönheit kein geltendes Votum habe: so lange sei sie in ihren alten Rechten ungekränkt!

Bei der Analyse des Schönen sah' ich nicht auf das längst schon in unsern allgemeinen Kunsttheorien vorhandne Regelwerk, sondern auf das, was die Natur liefert. Hier beobachtete ich, hier nahm

ich

ich an, hier verwarf ich — und wohl mir, wenn meine Leſer mit mir übereinſtimmen. Ich ſtellte eine Theorie des Schönen und der Schönheit auf, die, was ſie in einer pſychologiſchen Aeſthetik ſein mus, praktiſch iſt für den edeln Künſtler, fruchtbar iſt an Geſezzen für ihn, die ihn nie irren laſſen können. —

Freilich den eben ſo wichtigen und zwar andern Theil der pſychologiſchen Aeſthetik hab' ich in dieſen Blättern noch unberührt gelaſſen. — Hier begnügte ich mich nur mit der Angabe einer Idee, wie die Kritik des Geſchmaks ſyſtematiſch behandelt werden könne — begnügte mich mit Aufſtellung eines äſthetiſchen Princips, einer praktiſchen Theorie des Schönen; — allein noch iſt die Frage nicht beantwortet: wie und wodurch werden ſchöne Empfindungen mitgetheilt? welche Regeln und Grundſäzze flieſſen aus den bisher angeſtellten Betrachtungen für den Künſtler? — dies iſt der praktiſche Theil der Philoſophie des Geſchmaks, da alles vorhergehende nur den theoretiſchen in ſich begrif. —

Liebe

Liebe für das Wahre und Nüzliche, Liebe für die edeln Künſte, die ſich ehmahls nicht ſelten in Schwärmerei verlor, ſtimmten mich zur Bekanntmachung dieſer Aphorismen; ſollten Kenner meinen Arbeiten nicht ieden Werth abſprechen; ſollten Männer, die mit mir eine gleiche Achtung für die (leider oft geſunkene) Würde der edeln Kunſt empfinden, zum Beſten derſelben es der Mühe werth halten, daß in Bekanntmachung ſolcher Betrachtungen fortgefahren werde, ſo dürft' ich um ſo weniger anſtehn die Ideen **über die Signatur des Schönen** und die **äſthetiſche Geſezgebung** mitzutheilen.

Ich erbitte mir, wo ich irrte, Zurechtweiſung, und Rath, wie ich den Gegenſtand noch zwekmäſſiger bearbeiten könnte. Sollte man in öffentlichen Zeitſchriften dazu keine Gelegenheit finden, oder verlangen, ſo erſuche ich ieden Freund der edeln Kunſt ſich **brieflich** darüber mit mir zu unterhalten. —

Der Verfaſſer.

# Einleitung

zur

# psychologischen Aesthetik.

# Einleitung zur pſychologiſchen Aeſthetik.

## §. 1.

## Kunſt.

Die Fertigkeit des Geiſtes und des Körpers nach gewiſſen Regeln ein (nicht gemeines) Werk hervorzubringen, nennen wir **Kunſt**.

1. **Anmerkung.** Ariſtoteles nennet die Kunſt (ethic. lib. 6. c. 4.) einen habitum cum recta ratione effectivum; man muß aber bei dieſer ſeiner Definition Rückſicht auf das Vorhergehende nehmen (ethic. l. 6. c. 3.) wo er die fünf habitus intelligentiae angiebt, nämlich τεχνη, ἐπιστήμη, φρόνησις, σοφία und νους. — Herr Eberhard erklärt den Begrif der Kunſt durch den Inbegrif gewiſſer Regeln zur Hervorbringung eines Werks (Theorie d. ſch. Wiſſenſch. 2te Auflage. Halle 1786. S. 2. §. 3.) allein dies iſt eher die Definition der Theorie, als der Kunſt, und ſonach würden Wiſſenſchaft, Theorie und Kunſt wenig von einander verſchieden ſeyn; man müßte denn

mit Steinbart u. a. m. die Fertigkeit ſubjektiviſch und die Theorie objektiviſch, Kunſt nennen wollen. Eine Beſtimmung, wodurch meines Erachtens die Sache nichts gewinnt.

2. Anmerk. Kunſt iſt entgegengeſetzt der Natur. (§. 27. p. 1. §. 61.)

## §. 2.

## Allgemeine Eintheilung der Künſte.

Gewöhnlich theilet man die Künſte überhaupt ein in **ſchöne** und in **mechaniſche**. Dieſe bezielen mehr die Veredlung der Befriedigungsmittel körperlicher Bedürfniſſe, jene die Veredlung der Empfindungen und des Geiſtes.

1. Anmerk. Der, welcher zuerſt den erhabnern Künſten den Beinamen der ſchönen gab, ſcheint beabndet zu haben, daß ſie nur allein auf Erſchaffung des Schönen und ſchöner Empfindungen abzweckten; wenigſtens müſſen wir uns dies mit dieſem Beiworte denken, aber wohl nicht ſo ganz eigentlich das, was Sulzer (Allgem. Theor. d. ſch. Künſte. Leipz 1787. Th. 3. S 58. Art. Künſte) darüber meint, der ſie vielleicht lieber verſchönernde Künſte genannt hätte. Denn 1) ſind gewiß nicht alle Künſte aus dem Hange zum Verſchönern der uns umgebenden Dinge entſprungen, z. B. Dichtkunſt, Mimik u. ſ. w. 2) Fühlt Sulzer ſelber, daß Verſchönerung der Natur allein unmöglich das Weſen der Kunſt ſein kann. (Sulzer l. c. am Ende des Art. Künſte und des Art. Schönheit.) Vergl. §. 18.

2. An-

2. Anmerk. Die Alten theilten die Künſte in *artes definitas* und *indefinitas* oder *conjecturales*, im Bezug auf den verſchiednen gewiſſen oder ungewiſſen Erfolg derſelben. — Bekannter iſt die alte Eintheilung, wodurch man die τεχναι βαναυσαι und τεχναι ελευθεραι, die artes liberales, elegantiores, ingenuae, bonae und illiberales, ſordidae etc. von einander unterſchied. Sklaven, gemeine Leute konnten nur die artes ſordidas treiben, hingegen Freigeborne, oder Leute von guter Herkunft nicht, für ſie waren die Wiſſenſchaften und edlern Künſte. Voſſius de quatuor art. popul. theilet die Künſte in *artes nobiles* und *artes populares* ein; ein Unterſchied, der um nichts neuer und beſſer iſt, als der vorhergehende. — Die Alten waren ſelbſt unter einander ſehr uneinig, was ſie zu den ſogenannten freien Künſten zählen ſollten; ſo viel iſt gewiß, daß ſie zum Gebiet derſelben oft mehr oder weniger fügten, als wir in den Kreis derjenigen Künſte zu rechnen pflegen, die wir die ſchönen nennen. Der heilige Auguſtin, den die Theologen unſrer Zeit beſſer zu ſchätzen wiſſen als die Aeſthetiker, brachte in den freien Künſten die übelberüchtigte ſiebente Zahl auf, und warf hier zuſammen die Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Arithmetik, Muſik, Geometrie und Aſtronomie; mehr davon ſiehe in den obſervationibus halenſ. T. I. obſerv. 4. pag. 40. — Späterhin ſchränkte ſich der Umfang derſelben in das Trivium und Quadrivium ein. — Man ſieht aber daraus, daß die Alten zu den freien Künſten ſelbſt diejenigen rechneten, welche bei ihnen auch *humaniora*, oder *ad humanitatem pertinentes* hießen, in deren Bezug übrigens Kant ſehr richtig ſagt: „Die Propädevtik zu aller ſchönen Kunſt, ſo fern es auf den höch-

höchsten Grad ihrer Vollkommenheit angelegt ist, scheint nicht in Vorschriften, sondern in der Kultur der Gemüthskräfte durch diejenigen Vorkenntnisse zu liegen, welche man humaniora nennt, vermuthlich, weil Humanität einerseits das allgemeine Theilnehmungsgefühl, anderseits das Vermögen sich innigst und allgemein mittheilen zu können bedeutet." (Krit. d. Urtheilskraft. Berlin und Libau 1790. 8. S. 258.)

## §. 3.

## Schöne Wissenschaften; schöne Künste.

Die Fertigkeit nach gewissen Regeln, angenehme oder vielmehr schöne Empfindungen mitzutheilen, heißt schöne Kunst. *) Wenn man bisher die schönen Künste getrennt hat von den schönen Wissenschaften, und unter diesen die Dichtkunst und Redekunst, so wie unter jenen diejenigen Künste verstanden hat, deren Zeichen mit dem Bezeichneten Aehnlichkeit haben: so that man unrecht, indem der Unterschied weder Sprach- noch Sach-richtig ist.

1. Anmerk. In der Erklärung des Begrifs der schönen Kunst wird von der Mittheilung schöner Empfindungen gesprochen. Man ist natürlich-berechtigt zu fragen: was ist Schönheit, schöne Empfindung? aber um den Gang unsrer Untersuchungen nicht abzubrechen, müssen wir die Beantwortung dieser Fragen bis auf die folgen-

*) Aber sehr unschicklich, indem die Kunst, als Kunst, nicht schön ist.

folgenden Paragraphen verſchieben. — Uebrigens hat Heydenreich recht, die Benennung ſchöne Künſte ſehr mangelhaft zu finden; allein da dieſe Benennung nun einmal gäng und gebe geworden iſt, ſo wird es ſchwer halten, daß ſein dafür gegebner Ausdruck: Künſte der Empfindſamkeit, allgemein gehuldigt werde, da er ohnedem ſelbſt in ſeinem Werke dieſer neuen Benennung nicht einmal treu geblieben iſt. (Heydenreichs Syſtem der Aeſth. I Th. S. 220 ff.)

2. Anmerk. Weil die Redekunſt und Dichtkunſt ſich zur Darſtellung ihrer Werke nicht mit dem Bezeichneten ähnlicher Zeichen bedienen, ſo wurden ſie von den Aeſthetikern ſchöne Wiſſenſchaften genannt, und ſtrenge genug von den ſchönen Künſten getrennt. Allein der Unterſchied iſt ſehr unfruchtbar und ohne Grund. Denn da nie geläugnet werden kann, daß nur die Fertigkeit nach gewiſſen Regeln ſchöne Empfindungen mitzutheilen, ſchöne Kunſt ſey: ſo können auch die Dicht- und Redekunſt nicht von dem Gebiet der Künſte ausgeſchloſſen werden, wogegen überdem ſelbſt ihr alter Name proteſtirt, indem ſie nicht etwa Rede- und Dicht-Wiſſenſchaft, ſondern Rede- und Dicht-Kunſt heißen. — Wiſſenſchaft aber iſt der Inbegrif in einander gegründeter Wahrheiten; und in ſo fern alle Künſte einer Reihe allgemeiner oder beſondrer Grundſätze und Wahrheiten bedürfen, worauf die Möglichkeit ihrer Ausübung beruhet, in ſo fern muß jede Kunſt, ohne Ausnahme, ihre Wiſſenſchaft oder Theorie haben, die ich aber wohl nicht gern ſchöne Wiſſenſchaft nennen möchte. Heydenreichs Syſtem d. Aeſth. I Th. S. 215 ff. Kants Kritik d. Urtheilskraft. I Th. §. 44.

## §. 4.

## Ueber die besondere Eintheilung der schönen Künste.

Um das große Gebiet der schönen Künste bequemer überschauen zu können, hat man es in mehrere Felder zertheilt. Allein die Eintheilung der schönen Künste ist bisher sehr willkührlich gewesen; und wenn man auch wirklich nachahmende und bildende, redende, zeichnende, plastische, malende u. s. f. von einander unterscheiden wollte: so ist demungeachtet eine unausstehliche Verwirrung, trotz allen diesen Unterscheidungen, herrschend geblieben, indem ein jeder unter diese Rubriken die Künste nach seinem Belieben vertheilte.

**Anmerkung.** Sulzer unterscheidet die schönen Künste also:

1) Redende Künste: Wohlredenheit, Beredsamkeit, Dichtkunst und historischer Vortrag.

2) Zeichnende Künste,

a) bildende: Bildhauerk. Steinschneiderk. Stuckaturk. Stämpelschneiderk. Bossirk. Drehk. Schnitzk.

b) malende: Malerei, mosaische Kunst, Kupferstecherk. Formschneiderk. Zeichenk.

Allein wohin gehört die Tonkunst? wohin die Baukunst? Sulzer ist selber unschlüssig, ob er diese zu den bildenden Künsten zählen soll.

Stein-

Steinbart (Grundbegriffe zur Phil. über den Geschmack. 1 Heft. Züllichau 1785) unterscheidet:

1) Die schönen Künste in engrer Bedeutung: Musik, Gebärdenkunst, Bekleidungskunst, Tanzkunst, Deklamirkunst, Gartenkunst, zeichnende K., bildende K., malende K., ferner Baukunst, Meublirkunst.

2) Die schönen Künste in weitrer Bedeutung, oder die schönen Wissenschaften: Wohlredenheit, Dichtkunst, Theaterkunst (?) Beredekunst.

Heydenreich trifft wieder eine andere Eintheilung, er trennt (l. c.) die schönen Künste in

1) Künste, deren Darstellungen successiv sind: Redekunst, Dichtkunst, Musik, Schauspielerkunst, Mimik u. s. f.

2) Bildende Künste, oder Künste, deren Darstellungen simultane Ganze im Raume sind:

a) Plastische Kunst: Bildhauerk., Stukaturk, Bossirk, Schnitzk. u. s. f.

b) Zeichnende Kunst: Zeichenk., Malerk.

Soll die Gartenkunst wirklich zur plastischen Kunst gehören, oder nicht? und wohin dann mit ihr?

Eberhard (l. c.) unterscheidet die schönen Künste noch auf eine andere Weise:

1) Schöne Wissenschaften: Redekunst, Dichtkunst.

2) Schöne Künste.

a) Nachahmende Künste heißen diejenigen, deren Zeichen natürliche sind, oder deren Zeichen

mit dem Bezeichneten in einem nothwendigen Zusammenhang stehn.

b) Bildende Künste heißen die übrigen, deren Zeichen willkührliche sind.

Kant (Kritik der Urtheilskraft S. 203.) macht folgende Eintheilung:

1) Redende Künste: Dichtk. Redek.

2) Bildende Künste:

a) Plastik: Bildhauerk. Bauk.

b) Malerei: Malerkunst, Gartenkunst!

3) Kunst des schönen Spiels der Empfindungen: Musik, Farbenkunst.

Kant selber giebt dies nur als einen Versuch an, gegen dessen Güte sich vielleicht manches einwenden ließe.

So hat man mehrere Arten der Eintheilung, die immer von einander abweichen. Jeder von diesen angeführten und andern Weltweisen hat seine besondern Anhänger und Nachbeter, wodurch im Gebiet der psychologischen Aesthetik allein schon, im Bezug auf die Classification der schönen Künste, eine allgemeine Verwirrung nothwendig geworden ist. Will man aber endlich mit Ernst daran denken, Plan, Ordnung, System, so viel es sich thun läßt, in diese, außerdem schon wegen ihrer vielen empyrischen Stützen schwankende, Wissenschaft hineinzutragen: so ist es unstreitig nothwendig, daß man sich, auch in Rücksicht der Eintheilung der schönen Künste unter einander, vereinige.

§. 5.

## §. 5.

## Fortsetzung.

Es lässen sich die schönen Künste viel natürlicher, faßlicher und bestimmter eintheilen, sobald sie im Bezug auf ihre wesentlichen, bleibenden Eigenschaften, im Bezug auf ihre Würde, von einander unterschieden werden. Alle zwecken sie (wie wir es hier hypothetisch annehmen, aber weiter unten umständlicher darthun wollen) auf Erregung schöner Empfindungen ab. Diejenigen Künste nun, welche ihren Zweck erreichen, ohne vorherige Bestechung der äußern Sinne, also gewissermaßen unmittelbar, wollen wir nennen

I. **Künste des erstern Ranges.** Zu diesen würden gehören Dichtkunst, Redekunst.

II. **Künste des zweiten Ranges** sind diejenigen, welche ihren erhabnen Endzweck durch vorhergehende Reizung und Vergnügung der äußern Sinne erreichen. Dahin gehören: Schauspielerkunst, Rednerkunst, Tonkunst, Malerei, Bildhauerkunst, Gartenkunst, Mimik, Tanzkunst, Zeichenkunst, Kupferstecherkunst u. s. w.

III. **Künste niedern Ranges** sind diejenigen, deren Endzweck zweideutig ist, bei denen es schwer hält zu errathen, ob sie vorzüglich auf Veredlung der Befriedigungsmittel physischer Bedürfnisse, oder

auf

auf Veredlung der höhern Empfindungen abzielen. (cf. §. 2.) Hier gränzt das Gebiet der schönen Künste an das Feld der mechanischen, so wie oben die Künste ersten Ranges an das Reich der ernsten Wissenschaften stießen. Zu den schönen Künsten dieser dritten Gattung würden wir z. B. rechnen müssen die Baukunst, Meublirkunst, Stukkatur- und Stempelschneiderkunst u. s. f.

1. Anmerk. Es ist nichts unangenehmeres als der Versuch, neue Wörter in die Sprache, neue Vorstellungen und Eintheilungen in die Wissenschaft einzuführen, weil man leicht voraussehn kann, sie werden, im Fall sie irgend nur zu entbehren sind, gewiß übel empfangen, oder von andern bald wieder verdrängt werden. Inzwischen läßt sich jener neue Versuch der Eintheilung der schönen Künste aus mehrern Gründen rechtfertigen. — 1) Die allgemeine Verwirrung in der Eintheilung, wo viele zuletzt sogar sich in den Eintheilungen widersprechen, und manche die Sfäre der schönen Künste unter den Rubriken bald vergrößern, bald vermindern, macht eine andre Classification der Künste nothwendig, in welcher weniger Willkühr über die Vertheilung der einzelnen Künste unter die Rubriken statt findet. 2) Die meisten bisherigen Eintheilungen der schönen Künste behalten viel Schwankendes. Die Heydenreichsche aber ist eine der vorzüglichsten; gewiß hätte ich sie beybehalten, wenn ich nicht glaubte, daß die meinige ihr noch in mancher Rücksicht vorzuziehn wäre, und zwar aus folgenden Ursachen: 3) Man scheidet die Wissen-

Wissenschaften, schönen Künste und mechanischen Künste von einander und ordnet sie unter, nach ihren verschiednen nähern oder entfernten Verhältnissen zu den höhern Geistesvermögen. Man giebt den schönen Künsten den Vorzug vor den mechanischen, weil diese sich mehr auf die ganz sinnliche, jene mehr auf die höhere sinnliche und geistige Natur des Menschen beziehn; warum will man nun nicht auch die schönen Künste selber nach diesem Grundsatz eintheilen, besonders da b) zugleich durch diese Classification der Rang, die Würde der schönen Künste unter einander bestimmt wird, und c) auch keine willkührliche Vertheilung der Künste in die drei angegebnen Ordnungen statt finden kann, indem das Verhältniß der schönen Künste überhaupt zum höhern Geistesvermögen allgemein angenommen und bekannt ist?

2. Anmerk. Es ist bei dieser Eintheilung zu bemerken, daß hier die Künste und ihre Ausübungen in ihrer möglichsten Vollkommenheit gedacht werden. Wenn wir zum Beispiel die Tanzkunst eine Kunst des zweiten Ranges nennen, so denken wir uns freilich diese schöne Kunst in ihrer ganzen Ausbildung, so sie nur jemals von einem Noverre empfing oder empfangen kann — und da ist sie gewiß Kunst des zweiten Ranges ohne Widerspruch. Wir bestimmen hier nicht die Würde und den Werth der Künstler, oder ihrer Kunstwerke, sondern der schönen Künste überhaupt. Wenn die Kunstwerke manches Dichters und Redners auch nicht in den ersten Rang gehören, so gehören doch die Künste selber dahin.

Ich rechne die Baukunst, und wie ich glaube mit Recht, zu den schönen Künsten dritten Ranges, weil ihr

ihr Hauptzweck doppelseitig ist. Viele haben diese Kunst ganz und gar aus dem Gebiete der schönen Künste verbannen wollen, aber sie urtheilten unrecht; wenn auch manche Werke der Kunst nicht schöne Kunstwerke waren, so kann man doch die ganze Kunst darum nicht aus dem Kreis ihrer Schwestern verstoßen.

## §. 6.

## Allgemeine Geschichte der Kunst.

Früher als ihre Theorien waren die Künste, und die Mutter der schönen Kunst war gewiß zum Theil das Ohngefähr, mehr aber noch jener natürliche Trieb des Menschen seine Empfindungen andern mitzutheilen. Eine Freude, die wir allein genießen, ist nicht halb so groß, als die, welche wir mit andern theilen; ein Schmerz, den wir in Klagen gegen andre ergießen, ist nicht halb so groß als der, welchen wir in uns verschließen. Dieser Trieb, seine Empfindungen mitzutheilen und sinnlich darzustellen, ist unstreitig der Schöpfer der Gebärdensprache oder Mimik. Seine Demuth und Unterwürfigkeit anzuzeigen, wirft sich der sklavische Orientaler mit dem Angesicht in den Staub des Erdbodens. Freude war die Quelle des Gesanges und des Tanzes; die dunkle Empfindung des Schönen veranlaßte den Naturmenschen das mit Reizen auszuschmücken, was dieselben noch nicht besaß. So entstanden allmählich die Künste, welche auf Erweklung

lung ſchöner Gefühle abzielen, die das aus Sinnlichkeit und Vernunft zuſammengeſchmolzne Weſen allein ausbilden und veredeln können, und deswegen mit Recht den Namen der ſchönen (oder beſſer, edeln) Künſte empfangen haben.

Aber gewiß blieben dieſe Künſte anfangs ſehr roh und mangelhaft, bis das glückliche Genie einiger vorzüglichen Lieblinge der Natur ſie entwickelte und der Reife und Vollkommenheit entgegenführte.

Früh keimten die Künſte auf. Im Zeitalter des großen **Moſes** und **Seſoſtris** blühten ſchon mehrere. Aber Griechenland war ſpäterhin die wahre Pflanzſchule der ſchönen Künſte; hier blühten ſie in ganzer Herrlichkeit und Jahrhunderte hindurch, bis dieſes Land ſeine Freiheit verlor und der ſiegenden Macht der Römer unterthan wurde. Unter den Römern ſchwangen ſich die Künſte freilich nicht zu der Vollkommenheitsſtufe empor, wie ehemals unter den Griechen, allein dennoch glänzten ſie einige Zeit, bis endlich die allgemeine Revolution der Völker Kunſt und Wiſſenſchaft zertrat.

Doch ganz verloren ſich die ſchönen Künſte nie, auch in der tiefſten Nacht der barbariſchen Jahrhunderte nicht, bis endlich mit dem ſechzehnten Jahrhunderte eine holdere Zeit für ſie anfdämmerte, und ſie ſtufenweis zu jener Höhe wieder emporklimmten, von welcher ſie hinabgeſtürzt waren.

1. Anmerk. Die allgemeine Geſchichte der ſchönen Künſte iſt von mehrern Gelehrten bearbeitet worden. Vor-

Vorzüglich rechnen wir hieher: Winkelmanns Geſch. der Kunſt des Alterthums. Dresden 1762. 4. mit Kupf. und Anmerkungen über die Geſch. der Kunſt des Alterth. Dresd. 1767. 4. Unter mehrern Ausgaben iſt die beſte von M. Huber. Leipz. 1781. 4. 3 Bde. mit K. — *L'origine et les progrès des arts et des ſciences*, par *Mr. Noblot.* Par. 1740. 8. — *Eſſai ſur l'origine des connoiſſances humaines*, par *Mr. Condillac.* Amſterd. 1746. 12. 2 Bde. — *Conſiderations ſur l'origine et les progrès des belles lettres chez les Romains, et les cauſes de leur decadence*, par *le Moine.* Paris 1749. 12. Deutſch überſetzt. Hanau 1755. 8. — Plan der Geſchichte der Poeſie, Beredſamkeit, Muſik, Malerei und Bildhauerkunſt unter den Griechen von C. W. L. Hirſchfeld. Kiel 1770. 8.

2. Anmerk. „Wenn Sulzer, dieſer vortreffliche Weltweiſe, (l. c. Art. Künſte) den Hang, Dinge, die wir täglich brauchen, zu verſchönern, zum Urſprung der ſchönen Künſte macht: ſo läßt ſich dies wohl nicht von allen, nicht einmal von den meiſten ſchönen Künſten glauben. Ungleich natürlicher ſcheint mir der, allen Kindern und Greiſen, rohen und kultivirten Menſchen gemeinſame, angeborne Trieb: Empfindungen ſinnlich darzuſtellen und mitzutheilen, die Quelle der ſchönen Künſte zu ſeyn. Und wenn Sulzer (l. c.) hinzuſetzt: „Die allgemeine Beſtrebung der ſchönen Kunſt muß alſo dahin abzielen, alle Werke der Menſchen zu verſchönern, in eben der Abſicht, in welcher die Natur die Werke der Schöpfung verſchönert hat:“ — ſo iſt das wohl zu viel hergeleitet, wie ich denn übrigens den Aus-

Ausdruck die Natur verschönert die Werke der Schöpfung, sehr dunkel finde.

3. Anmerk. Zur Zeit Karls des Großen, wo im Occident die edeln Künste schon in tiefer Ruhe schlummerten, versuchte es auch vorzüglich der gelehrte Flaccus Albinus, oder Alchuinus, die gesunkenen Künste zu erheben. Er schrieb ein Werk *de septem artibus*, in welchem er einen allgemeinen Begrif von den sieben freien Künsten ertheilen will, allein das Buch ist unvollständig zu uns gekommen, da es vielleicht zu mancher guten Bemerkung über die Geschichte der Kunst des mittlern Zeitalters Anlaß geben konnte. Wenigstens befindet es sich incomplet in der Ausgabe Opp. Alchuini vom Andr. du Chêsne. Paris 1617. Fol. p. 1246 ff. Ob es sich vollständiget in der Ausgabe des Frobenius antreffen läßt, weiß ich nicht, weil ich nur jene bei der Hand habe. — — Ueber den lateinischen Ausdruck Ars äußert sich Alchuin unter andern darin folgendermaßen: *ars* dicitur, quod nos suis regulis *artat*, atque constringat. Alii dicunt a graecis hoc tractum esse vocabulum ἀπὸ τῆς ἀρετῆς, id est, a *virtute*, quam diserti viri uniuscuiusque rei scientiam vocant.

## §. 7.

## Unterschied der Alten und Neuern in der Beurtheilung der Kunst.

In unsern Tagen wird gröstentheils der Künstler als ein sehr überflüssiges Glied in der Kette der bürgerlichen Gesellschaft betrachtet, ja nicht selten

wird er sogar als ein zweideutiger, verführerischer Bürger angesehn, (wie Heydenreich sehr richtig sagt) der die Sinnlichkeit herrschender, die Sitten weichlicher und den Luxus reizender macht. Nicht blos jener eifrige Jansenist Nicole nennt (in seinen Briefen) den faiseur des romans et des comedies einen empoisonneur public, sondern auch ein grosser Theil der tolerantesten Protestanten schätzt ihn so. Will man den Künstler nicht gänzlich verdammen, und ihm gnädig seyn: so betrachtet man ihn höchstens als ein Instrument des Vergnügens. Kunstwerke sind Waaren der Galanterie und der Eitelkeit; man besucht Thaliens Tempel, um sich zu belustigen, liest die Schriften ächten klassischen Geistes, um sich die Langeweile zu vertreiben, stiftet und besucht Konzerte, um seinen Ohren einen Schmauß zu gönnen.

Anders beurtheilte und würdigte man den Künstler bei den Alten. Hier war der Künstler ein wichtiges Mitglied des Staats, der Bildner des Volks, der große Regierer der allgemeinen Gesinnung, Unterstützer der Gesetze, der die Religion ehrwürdig, die Tugend reizend, das Vaterland glänzend machen mußte.

Allein sobald sich ein Volk an den Händen der Kunst aus der alten Barbarei losgewunden hatte, schweifte es an den Händen eben der Kunst zügellos aus. Fürsten gebrauchten die Künste zum Kitzel ihrer Sinnlichkeit; die besten Künstler wurden zur Befriedi-

friedigung der Bedürfnisse des Luxus besoldet, und der Werth und die Würde des Künstlers sanken.

Die Ursachen der Herabwürdigung der Kunst und des Künstlers sind unter andern vorzüglich:

1) Daß den Künstlern, nach den heutigen Landesverfassungen, viele von jenen Gelegenheiten genommen worden sind, wo sie sich in ihrer Kraft äußern konnten.

2) Daß die öffentlichen Kunstanstalten so selten mit dem Interesse des Staats verbunden sind.

3) Daß die Wirkungen der Kunstwerke jetzt sich nicht mehr, wie bei den Alten, in einzelnen, hervorstechenden Handlungen zeigen; weniger bemerkbar sind, wenn sie auch vorhanden seyn sollten, sondern sich für den Beobachter zu sehr ins Allgemeine verlieren.

4) Daß der wahrhaft große Künstler vom Staate für den Staat so wenig unterstützt wird, und der Künstlerpöbel sich so sklavisch nach den Lieblingsgrillen einzelner Reichen, oder zum Vergnügen des großen Haufens gebrauchen läßt.

5) Daß die neuern Künstler auch in der That viel zu mangelhafte Begriffe von der erhabnen Würde und dem wahren Wesen der Kunst besitzen, und so gern das Zufällige mit dem Wesentlichen vertauschen.

Anmerk. Sehr lesenswürdig sind über diesen Gegenstand: Lavlus de l'amour des beaux arts, et de l'extreme consideration, que les Grecs avoient

pour ceux, qui les cultivoient. im 21 Bde. der Memoires de l'Acad. des Inscr. S. 174. Deutsch in Caylus Abhandlungen zur Gesch. und Kr. Altenburg 1768—1769. 4. 2 Bde. 1 Bd. S. 92. Junius in dem Werke de pictura Veterum 2 Buch. Kap. 13. — Sulzer l. c. Art. Künste. Oper. — Herdenreichs System Th. I. S. 1 bis 39.

§. 8.

## Nutzen der schönen Kunst.

Ungeachtet Kunst und Künstler in unsern Tagen oft zu tief herabgewürdiget werden, ungeachtet ihr Einfluß bei weiten nicht mehr der große, auffallende ist, wie ehemals: so wird damit doch nicht gesagt, daß die Künste ihre ganze Kraft in unsern Zeiten verloren haben, nein, ihr Nutzen ist noch immer groß, und die Kunst deswegen ehrwürdig.

1) Die Künste schlagen dem Menschen eine neue Quelle der reinsten Vergnügungen auf, indem sie seine Phantasie, sein Empfindungsvermögen reizbarer machen, verfeinern. Der Antheil der Phantasie und des Empfindungsvermögens an die Glückseligkeit des Menschen ist, wie bekannt, unendlich groß; wie groß ist nun nicht das Verdienst der Kunst durch Veredlung und Kultur jener Kräfte?

2) Die Künste sind es, welche durch ihre Werke für Ordnung, Harmonie und Adel in unsern Handlungen beleben.

3) Sie

3) Sie sind es, die zur Stütze der wankenden Religion und Religiosität werden, das moralische Gefühl reinigen, das Herz der Tugend öffnen, und dem Laster verschließen, üble Gewohnheiten und Fehler austilgen, den Gesellschaftston feiner und herzlicher, den Bürger patriotischer, den Menschen — menschlicher machen.

Doch wozu sollen wir dem Guten und Nützlichen Lobreden halten? will man sich von dem herrlichen Einfluß der Kunst die richtigste Vorstellung machen: so sondre man einmal im Geiste alles das von dem Staate ab, was durch die edeln Künste in denselben hervorgebracht worden ist, und was wird man dann von dem blühenden Körper finden? — ein erbärmliches fleischloses Gerippe.

Der gebildete Geschmack arbeitet wohlthätig in allen Ständen. Die Beredsamkeit, die geschickte Feder des geschmackvollen Juristen hat schon manchem Unschuldigen das Leben erhalten, oder seine Freiheit errungen. Ohne Ausbildung seines Geschmacks ist der Theologe auf der Kanzel ein elender, kraftloser Schwätzer, ohne Geist und Salbung, der die Gewalt nicht zu gebrauchen weiß, welche ihm über die Herzen des Volks gegeben wurde. — —

Anmerk. Wenn auch der vortreffliche Stoiker, Mark Aurel, sagt: Willst du glücklich seyn, so verbanne die Einbildungskraft! so gestehn doch die Schüler der Stoa selber, daß das Gute nicht allein erkannt, sondern auch empfunden werden muß.

Was der Engländer Samuel Hall (in ſ. *Attempt to Show that a Taſte for the beauties of nature and fine arts has no influence favourable to morals*, befindlich in den Memoirs of the litterary and philoſophical Society of Mancheſter. Vol. I. p. 159. Warrington 1785.) vom Nachtheil der Grundſätze des Geſchmacks im Bezug auf Schönheit der Natur und Kunſt und die Moralität raiſonnirt, iſt unphiloſophiſche Plauderei. Cäſars Denkwürdigkeiten aus der philoſ. Welt 5 B. S. 209. Des ſchwermüthigen J. J. Rouſſeau Diſcours von dem Nachtheil der Wiſſenſchaften überhaupt, ſo wie die verſchiednen Widerlegungen deſſelben verdienen hier noch bemerkt zu werden, ſo wie auch Herders Preisſchrift über die Wirkung der Poeſie auf die Sitten, in den Abhandlungg. der Baierſch. Akademie. München 1781. 8. Heydenreich l. c. S. 40—64.

## §. 9.

## Theorie.

Jede Kunſt hat ihre Theorie. Die Theorie einer ſchönen Kunſt iſt der Inbegriff derjenigen Grundſätze und Regeln, nach welchen ein Künſtler verfahren muß, um ein vollkommnes Kunſtwerk darzuſtellen, wodurch er ſchöne Empfindungen entwickeln, mittheilen will. — Die Autoſchediaſmatiſten unter den Künſtlern jeder Art hatten freilich keine Theorien vor ſich, nach welchen ſie ihre Werke bearbeiteten, ſondern durch ſie lernten die Kunſtrichter erſt Theorien entwerfen, wiewohl es

auch

auch nichts Unmögliches wäre, durch Spekulation, Beobachtung der Natur, der Empfindungen, wie sie entstehn und sich versinnlichen, eben dahin zu gelangen. Unsre jungen Künstler, und besonders unter ihnen die Dichter, beklagen sich oft über die Fesseln, welche ihnen in den Theorien angelegt würden, wodurch alle Originalität zerstört werden müßte. Allein nicht die Kunsttheorien, sondern wirklicher Mangel am Originalgeist, zu frühes und inniges Studium der Meister, zu spätes und nachläßiges Studium der Natur, macht — zum Nachahmer.

1. **Anmerk.** **Aristoteles** (in seiner Poetik c. 4.) nennt die ersten Versuche der, durch die Natur allein, zur Dichtkunst Eingeweihten αυτοσχεδιασματα.

2. **Anmerk.** Theorien und ämsiges Studium derselben können niemanden zum großen Künstler bilden, wenn das Schicksal ihn nicht mit dem Künstlergenie bedacht hat. Gelehrsamkeit macht kein Genie aus. Das Genie aber ist diejenige Gabe der Natur, nach welcher die glänzendste Einbildungskraft (als produktives Vermögen) mit dem Verstande (als gesetzgebendes und urtheilendes Vermögen) und mit der feinsten Empfindsamkeit so innig verbunden und gestimmt ist, als keine Befolgung der Kunsttheorien je hervorbringen kann. Künstler mit einem solchen Genie können Originale werden, sobald sie Werke darstellen, in welchen sie ihre eignen, individuellen, ungewöhnlichen Empfindungen mitzutheilen wissen. Ihr zartes

Schönheitsgefühl wird ihnen zur Quelle der Regeln; jedes Läftchen führt ihnen einen neuen, schönen Gedanken zu; die Saiten ihrer Empfindungskraft sind von der Hand der Natur hellönender, und durchaus von andern ihrer Art verschieden gestimmt.

## §. 10.

## Aesthetik.

Geschmack nennen wir das Vermögen das Schöne zu erkennen, zu fühlen und zu beurtheilen. Kritik des Geschmacks, Kritik der Kunst, ihres Wesens, ihrer allgemeinen Eigenschaften, ihrer Kräfte, heißt psychologische Aesthetik, und psychologisch, zum Unterschiede von der transcendentalen. (cf. Vorrede.) Die Aesthetik muß uns also mit Form und Stoff der schönen Künste bekannt machen, sie muß uns, weil die schönen Künste auf Mittheilung der Empfindungen abzwecken, (§. 3.) in dem großen Irrgarten der Empfindungen umherführen, muß uns zeigen, wodurch sie erweckt werden, und wie sie sich in der Natur sichtbar abdrücken; sie muß uns allgemeine Grundsätze, als Quellen der besondern Schönheitsregeln für die einzelnen Künste, aufstellen, welche durchaus, weder in der Theorie, noch in der Ausübung derselben irren lassen. In so fern sich die Aesthetik mit den allgemeinsten Gesetzen beschäftigt, könnte man sie eine Metaphysik der Künste

Künſte nennen, wenn der Ausdruck anders nicht zu viel verſpräche.

1. Anmerk. Aeſthetik heißt, dem Wortſinn nach, eigentlich Empfindungslehre; da nun, wie ſchon oft erwähnt worden iſt, die ſchöne Kunſt auf Entwickelung der Empfindungen bedacht iſt: ſo ſollte, wie ich glaube, die Aeſthetik, um auch mit Recht ihren Namen zu führen, die Empfindungen vorzüglich zum Gegenſtand ihrer Unterſuchungen machen. Allein man hat ſich ſeither oft ganz etwas anders unter dieſer Diſciplin gedacht; hat oft die beſondern Grundſätze einzelner Künſte unter die allgemeinen Grundſätze der Kunſt überhaupt gemiſcht, oft die Hauptgeſetze und Regeln der Rhetorik und Poetik nur entwickelt und mit dem vielſagenden Namen der Aeſthetik beehrt.

2. Anmerk. Wenn wir eine ſyſtematiſche Erkenntniß aus Grundſätzen eine Wiſſenſchaft nennen, die pſychologiſche Aeſthetik aber zur Wiſſenſchaft erhoben werden ſoll: ſo müßten wir allgemeine, unbeſtreitbare Grundſätze, für die ganze Sfäre der ſchönen Künſte geltend, erfinden. Weil wir aber dieſe Grundſätze nicht aus der objektiven Vernunft ſchöpfen können, ſondern ſchlechterdings die Kriterien derſelben aus dem unſichern Brunnen der Erfahrung hervorziehn müſſen, ſo bleibt jede Aeſthetik immer nur eine Erfahrungswiſſenſchaft. Es iſt daher auch ſehr zu bezweifeln, ob dieſe Diſciplin jemals zu einem vollſtändigen, unerſchütterlichen, in ſich ſelbſt gegründeten Syſtem erhoben werden könne. Wenn C. v. Dalberg (Grundſ. der Aeſth. S. 4.) ſagt: Aeſthetik iſt Wiſſenſchaft des Schönen, ſo ſoll das Wort wohl nicht im ſtrengen Sinne gelten.

3. Anmerk. Aesthetik ist eine Kritik des Geschmacks. Den Geschmack nannten wir das Vermögen das Schöne zu erkennen, zu fühlen und richtig zu beurtheilen. Es ist uns der Zwist der Philosophen hier sehr gleichgültig, die darüber hadern: ob der Geschmack ein von den übrigen Seelenkräften verschiedenes Vermögen sey? oder ob er nur das Resultat derjenigen Seelenkräfte sey, welche sich auf das Gefühl der Lust und Unlust beziehn? — In so fern hat freilich Quinctilian (Instit. orat. lib. 6. c. 5. Segm. 1.) recht, wenn er sagt: Gustus non traditur arte, aber durch die Kunst kann er doch gebildet und veredelt werden. Der feine Geschmack spürt leicht auch die kleinsten Schönheiten oder Flecken eines Natur- oder Kunstwerks auf. Der richtige Geschmack läßt sich zu keinem partheiischen Urtheil verleiten, verwechselt nicht die Grade des Schönen und Häßlichen unter einander, spricht nie leidenschaftlich. Der richtige Geschmack ist nie allgemein, sondern höchstens herrschend.

Schaftsbury, Home u. a. m. setzen den Geschmack, in ihren Lobreden auf denselben, mit dem moralischen Gefühl (moral sense) in so genaue Verbindung, daß beide recht gut mit einandrr verwechselt werden könnten. Samuel Hall, Rousseaus Nachahmer, eifert in der (§. 8. not.) angeführten Abhandlung wider diese kecke Behauptung, und sucht aus Gründen, die auch oft sehr richtig sind, darzuthun, daß der Geschmack auf die Moralität nicht nur gar keinen Einfluß habe, sondern oft zu großen Thorheiten und Fehlern verführe. Allein Hall geht hier von der andern Seite ebenfalls zu weit, durch seinen Enthusiasmus verleitet.

§. 11.

## §. 11.

## Geſchichte der Aeſthetik.

Zwar hatte man ſchon ſeit frühern Zeiten die Theorien der Künſte zu bearbeiten unternommen, allein die eigentliche Philoſophie über die Künſte, über die Entwickelung der Empfindungen und allgemeinen Grundſätze blieb den Philoſophen unſers Jahrhunderts übrig. Unter den Deutſchen war der ſcharfſinnige **A. G. Baumgarten** der erſte, welcher ſich an ein ſolches Werk wagte, aber es nicht, nach ſeiner Idee, vollführte. Nach ihm haben zwar mehrere Schriftſteller in Deutſchland allgemeine Theorien der Künſte herausgegeben, aber der Wiſſenſchaft ſelber iſt wenig Nutzen daraus entſproſſen. **Sulzer, Kant** und **Heydenreich** waren es endlich, welche durch ihre Bemühungen das brache, wüſte Feld der Aeſthetik mit vorzüglichem Glück bearbeiteten, die Gränzen derſelben berichtigten und Ordnung hineinführten. — Unter den Franzoſen war der berühmte Abbé **Dubos** einer der erſten, welcher ſich der Idee einer Aeſthetik näherte, mehr noch aber geſchah es durch ſeinen Nachfolger **Batteux**, welcher den Deutſchen durch **Ramler** intereſſanter wurde, und deſſen Grundſatz von der Nachahmung lange Zeit glänzte. — Unter den Engländern kann etwa nur **Heinr. Home** vorzüglichen Anſpruch darauf machen in dieſem Felde der Wiſſenſchaften etwas merkwürdigeres geleiſtet zu haben.

1. Anmerk. Wenn auch Bilfinger zuerſt unter allen Philoſophen den, wiewohl ſehr dunkeln, Gedanken gefaßt haben ſollte, daß eine Aeſthetik möglich wäre, ſo iſt es mir doch ſehr unwahrſcheinlich, daß er unſern Baumgarten, den Vater der deutſchen Aeſthetik, auf den Weg gebracht habe. Bilfinger ſagt nämlich (in ſ. dilucid. phil. de Deo, anima humana, mundo et generalibus rerum affectionibus. 2 Edit. S. 258.) Vellem exiſterent, qui circa *facultatem ſentiendi, imaginandi*, abſtrahendi et memoriam praeſtarent, quod bonus ille Ariſtoteles, adeo hodie omnibus ſordens, praeſtitit circa intellectum, hoc eſt, ut in artis formam redigerent, quiquid ad illas in ſuo uſu dirigendas et iuvandas pertinet et conducit. — Aber ſelbſt noch früher als Baumgarten und Meyer näherte ſich eines Theils Dubos der Idee einer Aeſthetik, indem er den Hang des Menſchen, ſeine Seelenkräfte und ſein Empfindungsvermögen zu beſchäftigen, zum allgemeinen Grundſatz aller Kunſttheorien machte. Ob man gleich ſeinen reflexions critiques nicht den Reichthum ſeiner Bemerkungen abſprechen kann, ſo iſt er doch noch weit von dem Ideale entfernt, welches wir von einer pſychologiſchen Aeſthetik hegen müſſen.

2. Anmerk. Litteratur der Aeſthetik: *Reflexions critiques ſur la poëſie et la peinture*, par Mr. l'Abbé *Jean Bapt. Dubos*. Par. 1719. 12. 2 Bde. Deutſch von G. B. Funk. Kopenhagen 1759. 8. 3 Bde.

*Les beaux arts reduits à un meme principe*. Par. 1746. 1753. 12. par Mr. *Batteux*. Deutſch von P. E. Ber-

Bertram. Gotha 1751. 8. von J. A. Schlegel. Leipzig 1752. 8. und 1770.

*Cours de belles lettres, ou principes de la Litterature.* Par. 1746. 1755. 1764. 12. 4 Bde. Von Kamler den Deutſchen genießbar gemacht. Leipz. 1756. 8. 4 Bde. Vierte Auflage. Leipzig 1774.

*De nonnullis ad poëma pertinentibus.* Halae 1753. 4. Ein Programm von A. G. Baumgarten.

*Aeſthetica.* Von ebendemſ. Trai. cis Viadr. 1750—58. 8. 2 Bde.

*Elements of Criticism.* Lond. 1760. 12. 3 Bde. m. A. Deutſch. Leipzig 1763—66. 8. 3 Bde. Dritte Ausgabe. 1790. 1791. 8. 3 Bde.

Allgemeine Theorie der ſchönen Künſte— — — von J. G. Sulzer. 2 Theile. 4. 1773. Neuere Ausgabe 1787 und 1792. 4 Th. 8.

Theorie der ſchönen Wiſſenſchaften von J. A. Eberhard. Halle 1783. 8. Dritte Aufl. 1789.

Entwurf einer Theorie und Litteratur der ſchönen Wiſſenſch. — — Von J. J. Eſchenburg. Berlin und Stettin 1783 und 1789. 8.

Grundbegriffe zur Philoſophie über den Geſchmack von G. S. Steinbart. Züllichau 1785. 1 Heft.

Ueber die bildende Nachahmung des Schönen von K. Ph. Moritz. Braunſchw. 1788. 8.

Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabnen, von J. Kant. Königsb. 1764 und 1771. 8.

Kritik der Urtheilskraft von J. Kant. Berlin und Libau 1790. 8.

Ideen über die Möglichkeit einer allgemeinen Theorie der schönen Künste von K. H. Heydenreich. (Siehe Cäsars Denkwürdigkeiten aus der phil. Welt. Leipzig 1786. 8. S. 231.)

System der Aesthetik von K. H. Heydenreich. Leipzig 1790. 8. 1 Band.

Grundsätze der Aesthetik, deren Anwendung und künftige Entwickelung, von Carl v. Dalberg. Erfurt 1791. 4.

## §. 12.

## Genereller Plan einer Aesthetik.

Soll die psychologische Aesthetik auch wenigstens nur den Schein einer Wissenschaft mit sich führen, so muß sie, als eine solche, einen obersten Grundsatz für, nicht mehr und nicht weniger als, alle schönen Künste aufstellen, der das Wesen, den Zweck derselben auf das vollkommenste bestimmt, der die Quelle der ästhetischen Regeln wird, und sich, so sehr es in einer Erfahrungswissenschaft möglich ist, wider jeden feindlichen Angrif erhält. — Wir sind dann ferner berechtigt an eine Aesthetik folgende Foderungen zu wagen: Ist Schönheit der Künste höchstes Ziel — was ist Schönheit? — In welchem Verhältnisse stehn die Empfindungen zu den schönen Künsten? Sind allgemeine unzerstörbare Principien für die Empfindungen (als Stoff) und die Kunst

(als

(als Form der Mittheilung der Empfindungen) möglich? und welche könnten es etwa seyn?

1. Anmerk. Es ist leichter das Ideal einer Sache zu entwerfen, als es zu verwirklichen. Inzwischen soll der Versuch in diesen Ideen zu einer psychol. Aesth. gewagt seyn; in wie fern er gelungen ist, mögen Männer, die mir an Geisteskraft überlegen sind, entscheiden; nur ersuch ich sie nicht zu vergessen: 1) daß das Irren nie möglicher, nie verzeihlicher ist, als da, wo man im Labyrinth des Empyrismus umherwankt, und sich mit den Empfindungen einläßt; 2) daß der Plan dieses Werks mir öfters nicht erlaubte umständlicher manchen Gegenstand zu behandeln, als es seine Wichtigkeit und meine Rechtfertigung wohl heischte.

2. Anmerk. Der scharfsinnige Baumgarten legt (Aesthet. P. I. c. I. Sect. IV. §. 70 ff.) der Aesthetik ebenfalls keine geringe Foderungen vor, indem er sagt: Iam sumere licebit, artem aestheticam hoc praestantiorem esse, 1) quo *patentiores regulas* complectitur, id est, quarum applicatio pluribus in occasionibus utilis, immo *necessaria* est, quo completior ipsa est, regularum sufficientium breve tamen compendium; 2) quo fortiores et graviores regulas exhibet, i. e. quas *numquam sine maiori detrimento negligas*; 3) quo *exactiores* eas exponit, et *accuratiores*; 4) quo maiis *perspicuas*; 5) quo *certiores*, et ex *veris principiis*, animabus regularum, *derivetas*; 6) quo magis allicientes ad dirigendas ex suis praescriptis actione et ipsam praxin. Artis autem aesthéticae leges per omnes artes liberales, quasi *synesura* quaedam specialium diffunduntur, et adhuc

adhuc patentiorem ſphaeram habent, ubicunque praeſtat pulcre, quam turpiter, quicquam cognoſcere, cuius non opus eſt cognitione ſcientifica u. ſ. f. — Verglichen muß hiemit werden, was **Carl v. Dalberg**, der Liebling der Deutſchen, (in den Grundſätzen der Aeſth. S. 3 ff.) verlangt, wenn die Aeſthetik eine gründliche, vollſtändige Wiſſenſchaft ſeyn ſoll. Sie muß, ſagt er, ihre Theile vollſtändig angeben, damit man ihren Zweck erkenne. Sie muß ihre Theile vollſtändig aufzählen, damit man erkenne, auf welche Gegenſtände ſie anwendbar iſt, ſie muß ihren ganzen Umfang darſtellen, damit man die Verbindung ihrer Theile wahrnehme, und damit ſie ſelbſt alle innre Widerſprüche vermeide. Sie muß ihre Geſetze vorlegen und aus den Verhältniſſen der Dinge herleiten, damit man von ihrer wiſſenſchaftlichen Gründlichkeit überzeugt werde. Sie muß ihre Gränzen ſorgfältigſt bezeichnen, ſonſt ſcheitert ſie an der gewöhnlichſten Klippe ſo vieler Syſteme, welche ihre Grundſätze viel zu weit ausdehnen und dadurch Irrthum und Unrichtigkeit erzeugen. Sie muß die Kennzeichen angeben, nach welchen ſie die Befolgung und Nichtbefolgung ihrer Geſetze mit Gewißheit prüft. Sie muß ihre wechſelſeitige Verbindung mit andern Wiſſenſchaften zeigen, ihren Nutzen beweiſen, ihren Ausſichten mögliche Erweiterung geben, ihren gegenwärtigen Zuſtand vorlegen, die nothwendigſten Folgerungen ihrer Grundſätze erörtern und den Weg der praktiſchen Anwendung durch Beiſpiele erläutern.

---

# Ideen

zu

# einer psychologischen Aesthetik.

# Erſter Abſchnitt.

## Ueber das Weſen und den Zweck der ſchönen Kunſt.

### §. 13.

### Zweck der ſchönen Kunſt.

Ehe nicht der Zweck der ſchönen Kunſt richtig beſtimmt worden, und daraus ein allgemeiner Grundſatz hergenommen iſt, welcher gegen jeden Zweifel unerſchütterlich da ſteht, darf die Aeſthetik auch nicht den mindeſten Anſpruch auf den Namen einer ſyſtematiſchen Wiſſenſchaft machen, und der edeln Künſte Kreis keine Vervollkommnerung von Seiten der Aeſthetik erwarten. Zwar haben ſich viele bemüht das Weſen der Künſte zu beſtimmen, aber ihre Bemühungen waren ſo lange eitel, als der Begrif, welchen ſie von demſelben entwarfen, entweder *mehr*, als die *ſchöne* Kunſt in ſich ſchloß, oder hingegen *nicht alles*, was zum Gebiet derſelben gehörte, umfaßte. Wir wollen daher die vorzüglichſten äſthetiſchen Principe, ſo viel deren aufgeſtellt worden ſind, unpartheiiſch der Kritik unterwerfen, und ſehn,

welches uns zuletzt, als das beste, übrig bleiben wird.

1. **Anmerk.** Weil die meisten Aesthetiker vielleicht die Empfindung allein, so wie ehemals der Abbe Dubos in s. reflexions critiques, zur höchsten Richterin über die Gegenstände des Geschmacks erhoben, oder weil sie vielleicht partheiisch manche Kunst aus dem Gebiete der schönen Künste verstießen, ehe sie über das Wesen der Künste philosophiren wollten, oder vielleicht weil sie wirklich selber zu wenig in die Natur der Künste eingedrungen und mit der Macht derselben vertraut waren, geschah es, daß sie das Wesen der Kunst oft so einseitig bestimmten. Die Ursach, welche Heydenreich (System der Aesth. 1 Th. S 146.) anführt, ist wohl nicht ganz gegründet, denn theils kann ich mir nicht denken, daß jene Philosophen bei ihren Untersuchungen die Frage: was heißt es, das Wesen der Künste bestimmen? sich nicht deutlich gedacht haben sollten, theils findet man auch wirklich, daß sie immer nach dem höchsten Zweck aller schönen Kunst zielten, aber ihn freilich größtentheils verfehlten. Die Bestimmung des Wesens der Kunst aber begreift in sich die Bestimmung des höchsten Zwecks der Kunst überhaupt, Anzeige ihres Stoffs und Behandlung desselben.

2. **Anmerk.** Wozu ist die Aesthetik? Zu dieser hier seltsam scheinenden Frage veranlaßt mich die Stelle des obigen §: „Der edeln Künste Kreis darf keine Vervollkommnerung von Seiten der Aesthetik erwarten.“ Ich habe in manchen Lehrbüchern das Lob der Aesthetik gelesen, wie sie die untern Seelenkräfte verbessere, den Wissenschaften einen

einen ſchönen Stoff bereite, die Tugend befördere u. ſ. f.; aber der Gedanke, daß die Aeſthetik die Künſte vervollkommnern müſſe, iſt immer nur wenigen angeflogen. Die Künſte haben bisher unſre Aeſthetik vervollkommnert, je nachdem eine neue Kunſt erfunden, oder eine alte durch irgend ein Kunſtgenie noch mehr gehoben wurde. Aber ich befürchte, die Aeſthetik habe der Kunſt ſelber bis jezt noch keinen größern Nutzen geſchafft, als den, daß ſie durch die von den beſten Kunſtwerken abſtrahirten Regeln, die Kunſt in der Höhe feſtgehalten, zu der ſie irgend ein großer Künſtler emporführte. Wie aber, ſollte es der Aeſthetik nicht möglich werden, noch einen Schritt weiter hinaus zu wagen, dem Künſtler einen erhabnern Weg, ein erhabneres Ziel zu zeigen, als alle diejenigen waren, welche man vorher bewanderte und bezielte? — Wenn die Aeſthetik in der That ſo weit vorgerückt werden könnte, ſo bleibt für ſie nichts mehr zu wünſchen übrig, und ſie wäre im Reiche der Wiſſenſchaften eine der ehrwürdigſten.

## §. 14.

## Erregung des Vergnügens.

Aeltere und neuere Gelehrte unterſchieden die mechaniſchen und ſchönen Künſte dadurch von einander, daß ſie jene, Künſte des Nutzens, und dieſe, Künſte des Vergnügens nannten. Sie ſezten alſo das lezte gemeinſchaftliche Ziel aller ſchönen Kunſt in Erregung des Vergnügens. Dieſer Maaßſtab für den Werth der Kunſtwerke hat

lange gegolten und besitzt allerdings vieles, was ihn gegen einen Angrif vertheidigt. Denn wenn auch noch so viele neue Principien aufgestellt würden, so konnte doch noch immer gefragt werden: warum? warum soll der Künstler der Natur nachahmen? warum soll er das in sich Vollendete der Natur nachbilden? warum soll er einen bestimmten Zustand seiner Empfindsamkeit darstellen? — um Vergnügen zu erregen.

Anmerkung. Dieser Grundsatz hat noch in neuern Zeiten seine Verfechter gehabt, so wie Montesquieu in seinem Essai sur le gout dans les choses de la nature et de l'art (Oeuvres de *Montesq.* Gen. 1759. 12. 6 Bde. im 4ten Bd. S. 223. und in der deutschen Uebersetzung seiner nachgelassenen Werke. Liegnitz 1785. 8. S. 117 ff.) ihn schon in Schutz nahm. Unterdessen hat er auch viele Gegner gefunden, zu welchen auch Heydenreich gehört. Allein ich fürchte, daß dieser achtungswürdige Philosoph bei seiner Widerlegung jenes Grundsatzes (l. c. S. 184) sehr inconsequent verfährt. Denn erstlich ist unter Erregung des Vergnügens und bloßer Belustigung, wie ich glaube, ein großer Unterschied zu treffen, den er aber nicht anerkennen zu wollen scheint. Zweitens wüßt' ich in der That kein schönes Kunstwerk, welches durch jenes Princip von der Sfäre der schönen Künste ausgeschlossen würde, weil das Kunstwerk oft auf nichts weniger, als auf Vergnügen abziele. Erregt nicht selbst das Schauerliche ein Vergnügen? empfinden wir nicht selbst bei Untersuchung der ernsthaftesten Gegenstände

stände ein erhabnes reines Vergnügen? Oder giebt es Meisterwerke der schönen Kunst, welche auf Erregung des Ueberdrusses, Ekels und Mißvergnügens angelegt sind — dann möcht' ich sie wenigstens nicht gern Meisterwerke nennen.

## §. 15.

## Widerlegung des Vorigen.

Wenn auch jenes Princip sehr vieles für sich hat: so bleibt es dennoch sehr mangelhaft, und zwar aus folgenden Gründen.

1) Die Vertheidiger desselben bestimmen sich nie recht genau, was sie und wir unter Vergnügen denken sollen. Ungeachtet das Vergnügen unzählige Stufen hat, geben sie nicht an, zu welcher von denselben uns die Werke der Kunst emporheben müssen, wenn sie gut seyn sollen; ungeachtet es verschiedne Arten des Vergnügens giebt, sinnliches und geistiges, einfaches, gemischtes u. s. f. bestimmen sie doch nicht hinlänglich, welche von allen erregt werden müsse.

2) Ein Princip für die schönen Künste muß genau denselben anpassen, und nicht mehr in das Gebiet derselben ziehn als dahin gehöret. Aber der Begrif der Erregung des Vergnügens kann weiter ausgedehnt werden, als allein auf die Werke der schönen Kunst. Auch die Werke der mechanischen Künste, auch die Produkte des Handwerkers

können Vergnügen erregen; aber wollen wir sie darum Werke der schönen Kunst nennen? Wo ist nun das Karakteristische des schönen Kunstwerks, welches dasselbe von jeder andern Arbeit unterscheidet? Will man etwa die Art, will man die Grade des Vergnügens bestimmen, welche das Kunstwerk erregen muß, wenn es den Namen des schönen verdienen soll: so wird man sich mit vergeblichen Hoffnungen plagen, weil die Werke der Natur ja alle mögliche Arten und Grade des Vergnügens in uns entwickeln, wie sie ein Kunstwerk nur jemals zu entwickeln hoffen darf.

Schon aus diesen Gründen ist der Begrif: Erregung des Vergnügens, ganz und gar, als Princip der ästhetischen Gesetzgebung und der schönen Künste, unwiderruflich zu verwerfen. Wir sind gezwungen uns nach einem passendern umzusehn.

Anmerk. Zeitvertreib, Amüsement, Belustigung in geschäftslosen Stunden ist dasjenige Princip, welches vornehme Dummköpfe oder geistlose Müssiggänger für die schönen Künste aufstellen, und welches zu widerlegen der Mühe nicht werth ist. Aber ob wirklich Schriftsteller, ob denkende Köpfe diesen Grundsatz angenommen haben, wie Herr Heydenreich (l. c. S. 186.) zu verstehen giebt, das weiß ich nicht, so weit reicht meine Erfahrung und Belesenheit nicht hinaus. Ich sollte auch nicht glauben, daß die Meinung, man müsse das Wesen der Künste aus ihrer Geschichte studieren, ein so gemeiner Irrthum sey, wie Herr Heydenreich versichert, denn denkende

kende Köpfe werden doch wiſſen, daß die Urgeſchichte der Kunſt und ihre Entſtehungsart für uns nur hypothetiſch, oder in Nebel gehüllt, exiſtirt, daß ſich folglich daraus nichts mit Sicherheit über das Weſen der Künſte folgern laſſe; zweitens wird denkenden Köpfen, welche die Geſchichte der Kunſt ſtudiert haben, auch nicht unbekannt ſeyn, daß nicht alle Künſte Kinder der langen Weile ſind.

## §. 16.

## Der Trieb die Seelenkräfte und Empfindungen in eine angenehme Thätigkeit zu ſetzen.

Wir können dem Menſchen freilich dieſen Trieb nicht ableugnen, können nicht leugnen, daß er es auch wohl geweſen ſeyn möge, der die ſchönen Künſte erzeugte, aber darum dürfen wir ihn nicht zur Grundlage einer pſychologiſchen Aeſthetik machen. Außer dem Abbe Dubos (in ſ. reflexions critiques) hat es auch wohl keiner gethan. Dieſer Schriftſteller kömmt zuletzt mit denen, welche die Erregung des Vergnügens zum äſthetiſchen Princip gemacht haben, zuſammen. Wir fühlen, ſagt er, das große Bedürfniß, unſer Empfindungsvermögen auf eine angenehme Weiſe zu beſchäftigen; Unthätigkeit und Stillſtand der höhern und niedern Gemüthskräfte erzeugt Mißvergnügen, folglich ſuchen wir das, was vielleicht die Natur verſäumt, durch Kunſt zu

ersetzen. Allein das Princip des **Dubos** ist eben so schwankend, eben so wenig den schönen Künsten allein anpassend, als jener, (im §. 15.) denn auch die Werke der Natur, die Arbeiten des speculativen Philosophen und des Handwerkers können den Trieb, unsere höhern und niedern Gemüthskräfte auf eine angenehme Art zu beschäftigen, stillen.

## §. 17.

## Verschönerung der Wirklichkeit.

Man beobachtete die Künste, und fand in allen Meisterwerken den Karakter der Schönheit; fand in den meisten, daß sie selbst Gegenstände, welche in der wirklichen Welt Mißvergnügen, Entsetzen, Ekel, Grauen erregen, mit dem Schleier des Schönen überkleideten. Man glaubte also das sicherste und fruchtbarste Princip in der Formel gefunden zu haben: verschönre die Wirklichkeit! Es hat dieser Grundsatz so viel Einschmeichelndes, daß selbst **Sulzer** ihm hold wurde, und das Wesen der Künste (l. c. Art. Künste) darin setzte, daß sie den Gegenständen unsrer Vorstellung sinnliche Kraft einprägen, lebhafte Rührung der Gemüther dadurch bewirken, und Geist und Herz veredeln. Das **Sulzersche** Princip ist also gar nicht von jenem verschieden, welches durch die wenigen Worte: Verschönerung der Wirklichkeit, ausgedrückt ist, aber in einer Aesthetik eher

eher als untergeordneter Grundſatz, denn als höchſtes Princip gelten kann.

Anmerk. Ich ſehe nicht ein, warum Herr Heydenreich (l. c. S. 184 u. 185.) in ſeiner Aufſtellung der verſchiednen äſthetiſchen Principien den Grundſatz: Verſchönerung der Wirklichkeit, von dem Sulzerſchen Princip, als zwei verſchiedne, von einander getrennt hat, da beide doch ein und daſſelbe ſagen, wie ich glaube. Sulzer ſelber erklärt ſich in dem im obigen § citirten Artikel ausdrücklich für den Grundſatz Verſchönerung der Wirklichkeit, und umſchreibt ihn nur, um ihn vielleicht philoſophiſcher zu beſtimmen.

## §. 18.

## Kritik des Vorigen.

Soll jener Grundſatz wirklich das Weſen der ſchönen Künſte bezeichnen: ſo muß er ſich in allen guten Kunſtwerken als ein karakteriſtiſches Merkmal wieder erblicken laſſen. Allein ſobald dieſes der Fall nicht iſt, fällt mithin auch ſeine Gültigkeit als höchſter Grundſatz hinweg. — Kann aber der Künſtler wohl immer verſchönern? kann er zuweilen auch nur die Schönheiten der wirklichen Welt erreichen? Wie weit bleibt die Kunſt oft hinter der Natur zurück! Die blendende Pracht der Roſe erſtirbt unter dem Pinſel des gröſten Malers; eine Landſchaft aus der wirklichen Welt wird auf der Leinwand tauſend Reize verlieren, ohne einen einzigen dafür wieder zu erhalten;

halten; mit welchen Farben wird die schimmernde Herrlichkeit des Firmaments dargestellt? — Wer hat den Aufgang des Vollmondes, wer den Untergang der Sonne schöner in der Kunst als in der Natur gesehn? Es bleibt ausgemacht

1) Daß Verschönerung der Wirklichkeit zwar als untergeordneter Grundsatz auf einige Kunstwerke und Künste (z. B. Baukunst, Tanz, Musik, Gärtnerei u. s. f.) anwendbar, aber nicht als allgemeinster erster ästhetischer gelten könne.

2) Weil auch mechanische Künste sodann zum Reiche der schönen gehören würden, indem jene ebenfalls und oft das Wirkliche verschönern.

3) Weil doch immer noch die Frage übrig bleibet und auf einen höhern Grundsatz hinzeigt: warum soll die Wirklichkeit verschönert werden? warum soll den Gegenständen unsrer Vorstellung eine größere sinnliche Kraft mitgetheilt werden?

## §. 19.

## Nachahmung der schönen Natur.

Seitdem Schlegel und Ramler die ästhetischen Schriften des Batteux in Deutschland bekannter gemacht hatten, hörte und las man in langer Zeit nichts anders im Bezug auf Aesthetik, als über die Nachahmung der Natur, ein Grundsatz, welchen Batteux ältern Schriftstellern abgeborgt hatte. Nur uneigentlich kann von unserm Geiste behauptet werden,

werden, ſagt er, (im erſten Theil des Cours des belles lettres) daß er ſelber ſchaffe, ſondern alle ſeine Werke tragen die Spuren eines gehabten Vorbildes. Selbſt die Ungeheuer, die ſich eine zerrüttete Phantaſie in ihren Raſereien vorſtellt, müſſen aus Theilen zuſammengeſetzt werden, die aus der wirklichen Welt genommen worden ſind. Will der Künſtler alſo gefallen, ſo muß er nicht aus den Gränzen der Natur herausgehn. Alſo ſind auch die Werke der Kunſt nichts als Nachahmungen. Doch die ſchöne Kunſt iſt eine freie Kunſt; ſie darf, ja ſie muß ſich nicht ſklaviſch an die Wirklichkeit feſſeln, ſondern ſich Gegenſtände wählen, welche ſie noch mehr vervollkommnern kann, ſie muß daß Schöne in der Natur aufſuchen. Der Geſchmack iſt eine Empfindung, die uns belehrt, ob die Natur richtig oder falſch nachgeahmt iſt; die Natur iſt im Geſchmack alſo das Criterium der Güte eines Kunſtwerks.

Anmerk. Batteux's Princip fand in Frankreich, Deutſchland und England ſehr viele Anhänger. In dem letztern Reiche waren aber auch mehrere, welche gegen daſſelbe, wie z. B. Will. Jones in der Schrift: *Eſſay on the Arts, commonly called imitative*, beſtändig in den Poëms conſiſting chiefly of translations from the aſiatik Language. Lond. 1773. 8. Altenb. 1774. 8. nicht ohne Glück zu Felde zogen. Heinrich Home behauptet, daß unter allen ſchönen Künſten nur allein die Malerei und Skulptur in ihrem Weſentlichen nachahmend ſind.

Einer

Einer der erſten Schriftſteller, der das Princip der Nachahmung aufſtellte, oder vielleicht der Schöpfer deſſelben, war **Ariſtoteles**. Die Künſte, ſagt er, (in ſ. Buch περι ποιητικης. cap. 1 — 3.) ſind Nachahmerinnen der Natur. Der Trieb der Nachahmung iſt dem Menſchen eingepflanzt, (cap. 4.) und wirklich iſt er auch unter allen Thieren zum Nachahmen das fähigſte. Was uns in der wirklichen Welt unangenehm iſt, vergnügt uns in der Nachahmung. **Ariſtoteles** macht endlich auch den Verſuch die Künſte, im Bezug auf dieſen Grundſatz, einzutheilen.

Dieſe Idee des ſcharfſinnigen Stagiriten dauerte nachmals unter Griechen und Römern fort; bei den letztern erhob ſie **Quinctilian** in inſtitt. orator. l. X. 2. u. a. a. O. bis **Batteux** ſie vervollkommnete und von neuem mittheilte.

Es ſind in Deutſchland viele einzelne Aufſätze über dieſen Gegenſtand erſchienen, welche umſtändlich hier anzuzeigen dem Plan des Werks entgegenſpräche.

## §. 20.

## Widerlegung des Vorigen.

Nachahmung der ſchönen Natur kann ebenfalls als ein untergeordneter äſthetiſcher Grundſatz, aber wohl nie als höchſter gelten. Denn

1) Wenn auch **Ariſtoteles** und **Batteux** den Urſprung der ſchönen Kunſt aus der Naturnachahmung herleiten, ſo beweiſet dies noch gar nichts für die Allgemeingültigkeit ihres **Princips** in der

Aeſthe-

Aeſthetik. Uebrigens iſt es auch gar noch nicht entſchieden, ob alle Künſte in der That aus der Nachahmung entſproſſen ſind. Wem ahmten **Moſes** oder **Orpheus** (wenn ſeine Hymnen anders ächt ſind) nach, indem ſie ihre Gottheiten zum erſtenmal beſangen? Wem ahmt die Freude in ihrem erſten Tanze nach? — ſich ſelbſt?

2) Der Ausdruck: ſchöne Natur, enthält viel Schwankendes; es kann darunter verſtanden werden die wirkliche Schönheit der Außenwelt, oder auch Schönheit, welche die Kunſt durch ihre eigne Kraft über Naturgegenden verbreitet.

3) Nicht allen ſchönen Künſten iſt der Begrif: Nachahmung der ſchönen Natur, als karakteriſtiſches Merkmal einer ſchönen Kunſt, anpaſſend. Die Gartenkunſt, zum Beiſpiel, ahmt, wie auch **Home** wohl bemerkt, der Natur nicht ſowohl nach, als ſie vielmehr dieſelbe kopirt. Ferner iſt Nachahmung der ſchönen Natur weſentlicher Zweck der Redekunſt, der Baukunſt? u. a. m.

4) Viele mechaniſche Künſte, Künſte des Luxus, ahmen der ſchönen Natur zuweilen nach, aber wer will ſie darum zu den ſchönen Künſten zählen?

## §. 21.

## Darſtellung oder Nachbildung des Schönen.

**Baumgarten** nahm mit der Wolfiſchen Schule an, daß ſinnlich erkannte Vollkommenheit Schönheit

heit sey. Schönheit aber, sagt er, ist das Princip aller schönen Künste, das erste Gesetz der Aesthetik. Eben so folgte ihm auch **Meier**, der diejenigen Künste und Wissenschaften zu den schönen rechnete, welche Vollkommenheit in der sinnlichen Erkenntniß zum nächsten Zweck haben. (J. F. **Meiers** Anfangsgr. aller schönen Künste und Wissensch. 1 Th. 1 Cap.) Unter seine berühmtesten Nachfolger gehört auch **Moritz**, (Ueber die bildende Nachahmung des Schönen. Brschwg. 1789. 8.) der das Schöne das in sich Vollendete nannte, und als gemeinschaftlichen Begrif für alle schönen Künste den Begrif der künstlichen Nachbildung des in sich Vollendeten der Natur aufstellte. Zergliedert man sich **Baumgartens**, **Moritzens** und **Meiers** Principe genau, so wird man wahrnehmen, daß sie beinah sämmtlich mit dem Grundsatz des **Batteux** zusammenlaufen, nur mit dem Unterschiede, daß **Baumgarten** das Wesen der Kunst nicht besonders auf Nachbildung einschränkte, sondern überhaupt in der Darstellung sinnlich erkannter Vollkommenheit fand. Betrachten wir nun alle Werke der schönen Kunst, so werden wir zugeben müssen, daß sie in der That die Schönheit zum Hauptmerkmal haben. Ein Werk der Kunst ohne Schönheit werden wir fehlerhafte Subelei nennen. Schönheit ist so innig mit dem Wesen der Kunst verbunden, daß man sie nicht von demselben abreißen darf, ohne mit Recht zu befürchten, die Kunst müsse aufhören im Gebiete der schönen zu wohnen.

Anmerk.

Anmerk. Baumgartens und Meiers Principe sind ein und dieselben. Wiewohl der letztere die Anfangsgründe aller schönen Künste und Wissensch. früher, als Baumgarten sein Werk, und zwar schon in den Jahren 1748—1750 herausgab: so bediente er sich doch der Baumgartenschen ungedruckten Hefte, welche er selber die Seele seines Werkes nannte. Baumgarten erzählt dies auch in der Vorrede seiner Aesthetik, welche bald nun zu den libris rarioribus gehören dürfte.

§. 22.

## Kritik des Vorigen.

Soll sinnlich oder undeutlich erkannte Vollkommenheit, Nachbildung des in sich Vollendeten, das Wesen, den erhabensten Zweck der edeln Kunst bezeichnen, das allgemeingeltende Princip für die Kunsttheorien, die Quelle der ästhetischen Grundsätze werden: so müßte zuforderst bewiesen werden, daß die undeutlich erkannte Vollkommenheit, oder das in sich Vollendete wirklich allein nur das Wesen des Schönen in sich schließe. Kann aber das Gegentheil dargethan werden, so scheitert auch in eben dem Augenblick die Gültigkeit jener Sätze als ästhetischer Principe. — Hier ist der Ort nicht, umständlicher die Theorie des Schönen von Baumgarten und Moritz zu untersuchen, es bleibt uns dies für die Folge zu thun übrig. *)

Aber

*) Kant, Heydenreich u. A. m. haben sich laut genug gegen jene Erklärungen des Schönen aufgeworfen, und der letztgenannte hat vorzüglich (in seinem System S. 189 und 190 ff.) den Moritzischen Grundsatz widerlegt.

Aber zugegeben, daß die Erklärung, welche jene Weltweisen vom Schönen gaben, in allen Stücken gegründet wäre: so fragt es sich doch noch, ob das Schöne oder die Nachbildung desselben den richtigen Begrif vom Wesen der Kunst gebe?

Schönheit an sich ist nicht der wesentliche Karakter des Kunstwerks allein, sondern auch der Natur. Wie werden nun die Werke der Natur und der Kunst von einander unterschieden?

Durch den Begrif der Nachbildung?

Hiergegen lehnen sich alle Gründe auf, welche dem Grundsatz: Nachahmung der schönen Natur, (§. 20.) entgegenstehn.

Man kann freilich das Wort Nachbildung in einer sehr weiten Bedeutung nehmen; man kann sagen, jedes Bild, welches der Dichter angiebt, jede Empfindung, welche der Tonkünstler schildert, ist Nachbildung dessen, was der Natur eigenthümlich angehört. Allein wenn wir auch den Ausdruck im ausgedehntesten Sinn nehmen, so schließt der Grundsatz: Nachbildung des Schönen, doch manches vortreffliche Kunstwerk aus, welches schlechterdings keine Nachbildung des Schönen ist. — Wenn der Gartenkünstler eine ihm gegebne Landschaft bearbeiten soll, so nimmt er und giebt er ihr so viel, bis sein Ideal von Schönheit realisirt ist. Dies Ideal ist wiederum nicht Nachbildung, sondern blos Vorstellung von dem, was dieser individuellen Landschaft angehören müßte, wenn sie durchaus schön

seyn

seyn soll. Er ahmt der Natur nicht nach, sondern verschönert dieselbe, indem er ihr das Unangenehme nimmt und ihre Annehmlichkeiten erhebt. —

Eben so ist manche Arbeit des Dichters und Redners, mancher einzelne Ausdruck und Gedanke durch seine Beziehungen, oder an und für sich schön, aber kein nachgebildetes Schöne.

Ja was noch zu diesem allen hinzukömmt, ist, daß selbst viele Künste des Luxus das Schöne der Natur nachbilden, ohne daß wir sie darum zu den edeln Künsten rechnen dürfen. Viele Waaren der Galanterie sind schön, selbst nach dem Ausspruch der feinsten Kenner, aber wir werden sie darum nicht in das Gebiet der edeln Künste stellen, oder wir müßten muthwillig die groſte Sünde begehn wollen, den Friseur, der durch sein geschmackvolles Arrangement des Haars einen weiblichen Kopf so sehr verschönern kann, oder die Putzmacherin, welche durch künstliche Blumen, mannichfache Umformung des weiblichen Putzes u. s. f. das Schöne der Natur meisterhaft nachbildet, in die Reihe unsrer Dichter, groſten Tonkünstler, Redner, Schauspieler u. s. f. zu versetzen.

Darstellung der Schönheit, Nachbildung des Naturschönen, kann ein erhabnes ästhetisches Gesetz seyn, wer wird dies leugnen? Aber das allumfassende, genugthuende, fruchtbarste Princip der Aesthetik kann es nie werden. Denn wir können ja noch immer fragen: warum soll der Künstler Schönheiten darstellen, oder nachbilden?

und diese Frage wird zu einem noch höhern Begrif hinleiten, welcher zwischen der Nachbildung des Schönen und der Erregung des Vergnügens (denn dieser Grundsatz ist überall zu weit) liegen muß.

Anmerk. Wenn ich sage, Nachbildung oder Darstellung des Schönen sey ein erhabnes ästhetisches Gesetz, so glaub ich darin keineswegs geirrt zu haben, wenn auch gleich der Prof. Heydenreich über den Baumgartenschen Grundsatz das ohne alle Rechtfertigung hingesprochne Urtheil fällt (System der Aesth. S. 190.): er sage nicht viel. — Sobald der Begrif des Schönen hinlänglich entwickelt wäre, würde man bald gewahr werden, daß der sich darauf beziehende Grundsatz allerdings viel sagte, indem aus ihm eine mannichfaltige Summe der Kunstregeln quillt.

## §. 23.

## Darstellung eines bestimmten Zustandes der Empfindsamkeit.

Endlich trat Heydenreich auf und bewies aus guten Gründen die Mängel der vormaligen Begriffe vom Wesen der schönen Künste. Er wollte aber nicht allein niederreißen, sondern auch etwas bessers wieder dafür aufbauen, und er gab als das Wesen der Kunst an: Darstellung eines bestimmten Zustandes der Empfindsamkeit. Diejenigen Zwecke und Bedürfnisse des Menschen, sagt er, (l. c. S. 130.) welche sich auf den Körper beziehn, erzeugen

zeugen die mechanischen Künste, so daß durch die Werke von diesen jene befriedigt werden. Die Zwecke und Bedürfnisse für den Geist beziehn sich entweder auf die Erkenntnißkräfte, oder auf das Empfindungsvermögen. Als erkennendes Wesen besitzt der Mensch den nothwendigen Trieb seine Kenntnisse zu erweitern, als empfindendes Wesen seine Empfindungen darzustellen und mitzutheilen. Jener erzeugt die Werke der Wissenschaften, dieser die Werke der Kunst. Jedes Werk der schönen Kunst ist also die Darstellung eines bestimmten Zustandes der Empfindsamkeit. Nehmen wir nun die Erfahrung zu Hülfe, so werden wir finden, daß der Heydenreichsche Geschlechtsbegriff für die schönen Künste denselben ziemlich anpassend sey; der Dichter, der Tonkünstler, der Bildhauer und so fort stellt einen bestimmten Empfindungszustand sinnlich dar, der ihm entweder natürlich war, oder in welchen er sich hineinschwärmte. Der Künstler denkt gewiß nicht in seiner Begeisterung daran, die Natur verschönern oder nachahmen zu wollen, höchstens sind dies für ihn leitende Nebenideen, die ihm als geschmackvollen Künstler beständig vorschweben müssen; sondern er denkt eher daran, seine Empfindung in sinnliche Darstellung zu ergießen. — — Nach diesem aufgestellten Princip versucht der Erfinder desselben die verschiedenen Arten der Darstellung eines bestimmten Empfindungszustandes zu entwickeln. Doch laßt uns sehen, ob auch

dieser Grundsatz mangellos und als erhabenster in der Aesthetik gültig sey?

## §. 24.

## Kritik des Vorigen.

**Heydenreich** gesteht selber ein, daß obige Sätze weiter nichts, als ein bestimmtes Geschlecht angeben sollen, unter welches die Werke der schönen Künste gehören; übrigens räume er ein, daß man, wenn man bei seinem allgemeinen Satz stehn bliebe, zahllose Werke und Produkte des menschlichen Geistes, die nichts weniger als Kunstwerke sind, unter die Klasse derselben aufnehmen müsse; so könne man ihm zufolge nicht umhin z. B. jedes Geschrei des Gefühls durch Wörter oder Töne für ein Werk der schönen Kunst zu halten. Aber wenn man von diesem Begriffe nichts mehr fodere, als ein allgemeiner Geschlechtsbegrif sagen kann, so reiche er auf allen Seiten zu, sey weder zu eng noch zu weit, und schließe einen Kreis um die Werke der schönen Kunst, welchen keine andre Sfäre menschlicher Wissenschaften und Künste durchschneide. Aber

1) Wenn wir auch jenen Satz wirklich für nichts mehr und nichts weniger als einen allgemeinen Geschlechtsbegrif der schönen Künste und Kunstwerke annehmen: so haben wir wenigstens das Recht von einem Geschlechtsbegrif zu fodern, daß er uns bewahre, andre Gegenstände, die nicht zu seiner Sfäre gehö-

gehören, in dieselbe hineinzumischen. Allein der **Heydenreichsche** erfüllt diese Foderung nicht. Denn wenn ich ein schönes Kunstwerk daran erkennen soll, daß es sey die Darstellung eines bestimmten Zustandes der Empfindsamkeit: so gehört allerdings *jeder* Ausbruch einer Empfindung, welcher in Darstellung derselben übergeht, zu den Werken der schönen Kunst; der Verzweifelnde, der Zornige, der Weinende u. s. w. ist dann ein Künstler, denn er stellt einen bestimmten Zustand seiner Empfindsamkeit dar.

2) So wie dieser allgemeine Geschlechtsbegrif von der einen Seite offenbar zu weit ist, so ist er auch, wie ich befürchte, von der andern Seite zu enge. Die *Landschaftsmalerei*, die *Baukunst*, die *Gartenkunst* kommen unstreitig unter diesem Geschlechtsbegrif zu kurz, wenn er nicht genauer bestimmt und für sie noch erweitert wird. Wer wird von dem Landschaftsmaler u. s. f. sagen, er stelle einen bestimmten *Empfindungszustand* dar? nein, er schildert einen *Gegenstand*, der entweder auf seine Empfindsamkeit gewirkt hat, oder welchen er *erfindet*, um durch denselben auf das Empfindungsvermögen erst zu wirken. Aber es ist ein großer Unterschied zwischen *Darstellung der Empfindungen*, und *Darstellung des Gegenstandes, der Empfindungen erregt hat, oder erst erregen soll*. Es muß schlechterdings also in dieser Rücksicht **Heydenreichs** Grundsaz weiter gedehnt werden.

3) Man kann diesem Grundsatz zwar seine Tüchtigkeit zur Eintheilung der edeln Künste und ihrer Werke nicht absprechen, aber auch nicht seine Armuth für die ästhetische Gesetzgebung leugnen. Denn er sagt uns weder, welcher Empfindungszustand von dem edeln Künstler dargestellt werden müsse, noch wie er bezeichnet werden soll, im Bezug auf die ästhetische Urtheilskraft. — Oder ist es gleichviel, welchen Empfindungszustand der Künstler darstellt? Ist es gleichviel, ob der Künstler den Mars im Getümmel der Schlacht, oder im Bette der Venus malt? — Ist es gleichviel, ob der Künstler die Tugend häßlich, das Laster liebenswürdig macht? — Ich sollte nicht glauben. — Das **Heydenreichsche** Princip bedarf also auch in dieser Hinsicht eine Veränderung.

4) Daß dieß geschehn müsse, giebt unser Philosoph zu; allein, sagt er, (l. c. 151.) die richtige Bestimmung solches wichtigen Begrifs ist keine Kleinigkeit, vielmehr die einzige mögliche Grundlage zu einem wahren Begriffe des Wesens und der höchsten Vollendung der Kunst. — Inzwischen findet man in seinem Werke keine weitere Aussichten hierzu.

**Anmerk.** Unstreitig hat der Begrif, welchen Heydenreich in seinem so vortrefflichen Werke angab, vor allen vorhergehenden in mancher Absicht einen grosen Vorzug. Nur in Rücksicht der Fruchtbarkeit für die ästhetische Gesetzgebung scheint das **Baumgartensche** oder **Morizische** Princip den Vor-

Vorrang zu besitzen, wie aus der Folge ersehn werden kann.

Wir müssen, da wir die Mängel der aufgestellten Principien erkannt und kürzlich ihre Unzulänglichkeit dargethan haben, entweder an der Hoffnung, jemals eine systematische Aesthetik zu empfangen, verzweifeln, oder noch einmal den Versuch unternehmen, einen sichern, allgemeinen, zureichenden Grundsatz für die schönen Künste zu entdecken. Da nun schon die Bemühungen so großer Vorgänger fruchtlos waren, wer wird mirs nicht gern verzeihen, wenn ich ebenfalls dem Versuch unterliegen sollte?

## §. 23.

## Princip der Aesthetik.

Ehe wir zur Auflösung des interessanten Problems: ist ein allgemeiner Grundsatz der Aesthetik möglich, und *welches* ist er? übergehn, wollen wir zuvor bestimmen, *was* er seyn müsse, um Gültigkeit zu erhalten.

Praktische *Regel* ist jedes Urtheil, welches den Willen zu einer Handlung bestimmt. Regeln der Kunst ertheilt die specielle *Theorie* derselben.

Ein praktischer *Grundsatz* entsteht, wenn der Verstand mehrere praktische Regeln in einer höhern Einheit verbindet.

*Princip* nennen wir den obersten Grundsatz der Disciplin, 1) in welchem alle übrige Grundsätze und Regeln derselben gegründet sind, 2) der in allen

wieder als Merkmal erscheint, 3) der die einzelnen Theile der Disciplin zu einem Ganzen verknüpft, 4) den wesentlichen Zweck der schönen Künste bestimmt, 5) und durch welchen sie zum höchsten Grade einer möglichen Vollkommenheit emporgeführt werden können.

Ein ästhetisches Princip kann nicht anders als durch Abstraktion von dem mannigfaltigen Inhalt der Grundsätze und Regeln der Kunst, und durch Aushebung alles dessen, was darin Identisch ist, formirt werden, und in so fern müssen wir es als ein Werk der empyrischen Vernunft ansehn. Aus der reinen Vernunft, a priori, läßt sich kein ästhetisches Princip bestimmen, und zwar weil unsre Aesthetik keine transscendentale, sondern eine psychologische ist, und als eine solche es in Ewigkeit bleiben muß.

## §. 26.

## Aufstellung des Princips.

Nicht nur die Vernunft hat etwas objektiv Allgemeines, sondern auch die Sinnlichkeit. Allgemein ist der Trieb des Menschen seine Empfindungen darzustellen, Freude und Schmerz, Aerger, Hoffnung, Liebe, Wuth u. s. w. schildern sich in dem Spiel der Mienen, Gesichtsfarben, Bewegungen, Worten, Tönen des Menschen. Allgemein ist der Trieb des Menschen seine Empfindungen

gen mitzutheilen. Der Leidende klagt, der Verzweifelnde flucht, der Freudige ist allein nicht halb so froh. Dieser Trieb ist so stark, daß der Mensch, im Zustande heftiger Empfindungen, mit seiner Einbildungskraft, im Mangel vernünftiger Geschöpfe, denen er sich mittheilen könnte, das Lebloſe beseelt, um nur seine Empfindungen einem andern Wesen ergießen und zur Theilnahme reizen zu können.

Zwingt nicht das Uebermaaß der Empfindungen zum Erguß derselben, so zwingt die Nothwendigkeit im Umgang mit den Menschen dazu. Dieser Trieb, den die weise Hand der Natur jeder menschlichen Brust eingeimpft hat, der zur Geselligkeit anspornt und die Banden der Gesellschaft enger zusammenzieht, geht voraus vor aller Lust, das Schöne darzustellen, die Natur zu verschönern, Vergnügen zu erregen, oder die Natur nachzuahmen, vielmehr lassen sich alle diese und mehrere Handlungen, welche im Bezug auf das Empfindungsvermögen stehn, auf jenen Trieb, als ersten Ursache, reduciren.

In diesen Trieb gründen wir demnach auch das Princip aller schönen Kunst, welches wir bis dahin in der unbestimmten Formel: Mittheilung der Empfindungen, ausdrücken wollen.

1. Anmerkung. Es gehört nicht vor das Forum einer psychologischen Aesthetik die Ursachen des Triebes der Darstellung und Mittheilung der Empfindungen zu ergründen. Wir können damit zufrieden

seyn,

seyn, daß wir wissen, er sey da, und sey allgemein. Allgemeinheit dieses Triebes in der menschlichen Natur kann nicht geleugnet werden. So weit die Erfahrung von beinah 6000 Jahren reicht, bestätiget sie dies. So lange der Mensch seine Sinnlichkeit nicht verliert, verliert er auch jenen Trieb nicht. Unterdrückt kann er, und durch Kunst versteckt, aber nie von dem Grunde der sinnlichen Natur entwurzelt werden. Um nicht weitläuftiger zu werden, begnügen wir uns vor der Hand mit dem Beifall der Erfahrung. Je mehr wir das Wesen dieses Triebes in der Psychologie untersuchen, je mehr werden wir für die Allgemeinheit desselben in der sinnlichen Natur und sogar mehrerer Thiere Gründe wahrnehmen.

2. Anmerk. Wir geben vorläufig das Princip an durch die unbestimmte Formel: Mittheilung der Empfindungen. Mittheilen sagt mehr als bloßes Darstellen. Erstlich bedeutet es an sich schon darstellen; zweitens zeigt es auf das Vorhandenseyn eines andern Wesens, welches Empfänglichkeit für die Darstellung besitzt.

Mittheilung der Empfindungen. Es wird hier unbestimmt gelassen, wem die Empfindungen ursprünglich angehören. Es können die Empfindungen seyn unser, oder auch andern. Wir theilen Empfindungen mit, sie mögen ursprünglich unser, oder nachgeahmt, oder in dem Kunstwerk selber nicht einmal dargestellt seyn, wenn dies Kunstwerk nur Empfindungen erregt, mittheilt.

Mittheilung der Empfindungen. Hier wird schon der Stoff angezeigt, welchen die Kunst behandelt.

Die

Die Natur wird nachgeahmt, das Schöne dargestellt, um — Empfindungen zu erregen, mitzutheilen.

Im Grunde haben Baumgarten, Sulzer, Batteux, Heydenreich u. a. m. immer bei Aufstellung ihrer Principien den Satz Mittheilung der Empfindungen behauptet, ohne fest zu bestimmen, daß er vielleicht der alleinige erhabenste einer psychologischen Aesthetik seyn könne.

## §. 27.

## Fortsetzung des Vorigen.

Allein man wird es leicht fühlen, daß Mittheilung der Empfindungen ein Satz sey, welcher alle die Vorwürfe verdient, so wir dem des Herrn Heydenreich gemacht haben, und daß jedes Werk der Natur, jede Handlung der Menschen, welche Empfindungen in uns rege macht, in das Gebiet der schönen Kunstwerke gezogen werden könne, wenn wir nicht mit Vorsicht ihn genauer zu bestimmen suchen.

Sehen wir darauf, wodurch sich die Werke der Kunst von den Werken der Natur unterscheiden, so werden wir gewahr, daß die Existenz von jenen sich auf Freiheit und vorhergegangne Ueberlegung bezieht, dahingegen die Erscheinungen in der Natur nothwendige Wirkungen der in derselben vorhandnen Kräfte sind.

Frei-

Freiheit aber, die ihren Handlungen Vernunft zum Grunde legt, verfährt nach gewiſſen Regeln. (§. 1.) Deswegen können und müſſen wir unſern Grundſatz, ſoll er anders auf den Kreis der ſchönen Künſte ausſchließend ſeyn, mit dem Zuſatz: frei, abſichtlich vermehren. Dann würde die Formel deſſelben etwa lauten: freie oder abſichtliche Mittheilung der Empfindungen.

Dieſer Zuſatz ſchneidet eine ſcharfe Linie zwiſchen dem Gebiet der Kunſt und andern Arten der Natur- oder Menſchenwerke, welche Empfindungen mittheilen. Der Knabe, den die Mutter züchtigt, iſt nun kein Künſtler mehr dadurch, daß er durch ſein Wimmern Empfindungen erregt. Aber ſobald dieſer Knabe frei nach den, der Natur abgeſtohlnen, Regeln verfährt, die Geſichtszüge verzerrt, Thränen auspreßt, gebrochen wimmert, wozu ihn kein Schmerz, ſondern ſeine Schlauheit bringt, die ihn regelmäßig und bis zur Täuſchung ſich zu verſtellen anleitet: ſo iſt der Schmerz erkünſtelt und der Knabe ein Künſtler zu nennen.

1. Anmerk. Was im zweyten Abſatz dieſes §. vom Unterſchiede der Natur- und Kunſtwerke geſagt wurde, erläutert Kant (Krit. der Urtheilskr. § 43) durch ein treffendes Beiſpiel. Ob man gleich, ſagt er, das Produkt der Bienen (die regelmäßig gebauete Wachsſcheibe) ein Kunſtwerk zu nennen beliebt: ſo geſchieht dieſes doch nur wegen der Analogie mit der letztern; ſobald man ſich nämlich beſinnt, daß ſie ihre Arbeit auf keine eigne Vernunft-

über-

überlegung gründen, so sagt man alsbald, es ist ein Produkt ihrer Natur, (des Instinkts) und als Kunst wird es nur ihrem Schöpfer zugeschrieben.

2. Anmerk. Wo die Vernunft Regeln vorleget, da ist auch ein Zweck vorhanden. Freie Mittheilung der Empfindungen sondert ab jedes Werk, 1) dessen Zweck es nicht vorzüglich war Empfindungen mitzutheilen; 2) welches die Empfindungen selber nicht auf die Art, wie sie nach den der Natur abgelieheuen Regeln mitgetheilt werden können und müssen, mittheilt. Man sagt das Kunstwerk ist schlecht, es läßt ohne Eindruck, der Künstler hat das große Gesetz der Urtheilskraft, Zweckmäßigkeit nicht vor Augen gehabt. Wollte man nun gegen n. 1. einwenden, daß sodann manche Werke der edlern Künste vom dritten Range ausgeschlossen werden müßten, weil sie nicht vorzüglich Empfindungsmittheilung bezweckten: so räume ich dies gern ein. Wer wird zum Beispiel jedes Werk der Baukunst, jedes Wohnhaus, jede Scheure, jede Dorfkirche zu einem Werke der schönen Kunst machen wollen? Hingegen wer wird Tempeln, alter Gothischer Bauart, oder der römischen Petrikirche, oder Triumpfbögen, Cenotophien, Monumenten u. s. f., die zur Erweckung gewisser Empfindungen absichtlich abzielen, den Namen schöner Kunstwerke verweigern?

## §. 28.

## Beschluß.

Doch auch der mechanische Künstler, auch der Handwerker kann auf eine regelmäßige Art Empfindungen

dungen mittheilen, ohne daß er sich den Titel eines schönen Künstlers anzumaßen berechtigt ist. Der Koch, welcher seine Suppen präparirt, theilt ebenfalls regelmäßig Empfindungen, und zwar oft sehr angenehme Empfindungen mit. Der Vater, welcher sein Kind mit der Ruthe bestraft, theilt nicht weniger regelmäßig Empfindungen mit, (denn er hat sichs zur Regel gemacht, um es zu bessern, es mit der Ruthe zu züchtigen) aber weder jener noch dieser ist ein schöner Künstler. Die Ursachen liegen offenbar in der Art der Empfindungen, welche sie erregen. Soll sich nun das Princip, so wir für die Aesthetik aufstellen, der möglichsten Vollkommenheit nähern: so können wir nicht umhin die besondre Klasse der Empfindungen aufzusuchen, welche der Künstler mittheilen soll. Unstreitig müssen wir dahin sehen, daß die fruchtbare **Baumgartensche Idee**, welche er schon würdig achtete allein der erste Grundsatz einer Aesthetik zu werden: Schönheit, in unser Princip zu verweben, welches alsdann ausgedrückt werden könnte durch: Absichtliche oder freie Mittheilung schöner Empfindungen.

**Anmerkung.** Es bleibt hier noch unbestimmt, was unter wahrer Schönheit zu verstehen sey, welches wir weiter unten angeben werden. Es ist dieses dem aufgestellten Grundsatz unbeschadet. Es denke sich bis dahin ein jeder unter Schönheit was er wolle, oder begnüge sich damit, daß, wenn er auch gleich nicht wisse, was sie sey, er es doch empfinde.

§. 29.

## §. 29.

## Ueber den Werth des Princips.

Laßt uns sehn, ob dieses Princip diejenigen Foderungen erfüllen kann, welche wir demselben, als einem solchen, vorzulegen berechtigt sind. (§. 25.)

1) Sind alle übrige Grundsätze und Regeln der ästhetischen Disciplin darin gegründet? können sie alle wieder darauf reducirt werden? erscheint es in allen als Merkmal wieder? — Man nehme die allgemeinern Grundsätze, oder die speciellern Regeln der Theorien der Kunst, und man wird immer diese Foderung erfüllt sehn. Ahme die Natur nach, um schöne Empfindungen mitzutheilen; präge den Gegenständen der Vorstellungen eine sinnliche Kraft ein um u. s. w. Beobachte im Schauspiel das Wahrscheinliche, weil du u. s. f. Beobachte in der Baukunst Symmetrie und Eurythmie, um u. s. w. male den Schnee weiß, um u. s. w. Kurz wir können alle Regeln und Grundsätze der Kunst ohne Zwang bis zu jenem Princip reduciren, und müssen es thun, um ihre Richtigkeit zu erkennen. Denn

2) Es bestimmt das Wesen der schönen Künste auf das genaueste. Jedes Kunstwerk, wenn es ein schönes Kunstwerk seyn soll, ist eine freie Mittheilung schöner Empfindungen;

die Landſchaft ſowohl, als die Symphonie; die Hymne des Dichters ſowohl, als die Pantomime im Schauſpiel, bezwecken eine freie Mittheilung ſchöner Empfindungen. (Im folgenden wird man ſehen, daß, wenn gleich die Empfindung rührend, oder ſchauerlich, oder komiſch iſt, ſie doch bei dem allen ſchön ſeyn kann. Wir haben hier nur die allgemeine Gattung der Empfindungen angegeben, welche als Stoff der Kunſt dient, und worunter alle übrige Empfindungen ſub- oder koordinirt werden können.) Vergebens wird man ſich bemühen eine ſchöne Kunſt oder eines ihrer Meiſterwerke zu erfinden, welches nicht zu dieſem Princip gehört, und vergebens wird man ein Werk der Natur oder der Menſchen aufſuchen, welches kein ſchönes Kunſtwerk wäre, ungeachtet es auf eine freie, regelmäßige Art ſchöne Empfindungen mittheilt.

3) Sobald nun von einem Princip erwieſen iſt, daß es genau den Zirkel der ſchönen Kunſt umfaſſe, daß es in allen Grundſätzen und Regeln, als weſentliches Merkmal, wieder erſcheine, indem ſie ſich alle in ihm gründen und auf ihn zurückführen laſſen müſſen: ſo iſt zugleich unſre dritte Foderung an ein äſthetiſches Princip erfüllt, nämlich, daß es die einzelnen Theile der Diſciplin mit einander zur Einheit verbinde. — — In ſo fern das Princip blos Einheit unter die Begriffe, innige Verbindung der Regeln bewirkt, iſt es regulativ, aber auch konſtitutiv:

4) In

4) In ſo fern es die Künſte zu dem höchſten Grade möglicher Vollkommenheit beſtimmt. Um dies aber zu beweiſen, müſſen wir den letzten Theil des Grundſatzes erklären, nämlich, was der Ausdruck ſchön ſage.

Anmerk. Im Bezug auf No. 1. des obigen §. hab ich nur noch zu erinnern, daß man nicht umgekehrt fragen könne: warum ſoll ich ſchöne Empfindungen mittheilen? um die Natur nachzuahmen, oder um den Schnee weiß zu mälen? Dies beweiſt die Hoheit des Princips und die Subordination aller übrigen Grundſätze. Man kann, ſobald man zum Princip zurückgekommen iſt, nicht weiter fragen: warum? ohne Gefahr zu laufen ſich aus dem Kreis der ſchönen Künſte zu verlieren Denn frage ich auch: warum ſoll ich auf eine freie regelmäßige Art ſchöne Empfindungen mittheilen? und antworte darauf: um Vergnügen zu erregen, ſo bin ich in dem Augenblick über die feſten Gränzen des ſchönen Kunſtgebiets hinweggeſprungen, und befinde mich in der Mitte aller derjenigen Werke der Natur und der Menſchen überhaupt, welche Vergnügen machen. Aber ſchon in dem Ausdruck Mittheilung ſchöner Empfindungen liegt auch ſogar die Art des Vergnügens eingeſchloſſen, welche die ſchöne Kunſt erregen ſoll.

# Zweiter Abſchnitt.

## Kritik des Schönen.

### §. 30.

### Bemühungen das Schöne zu entwickeln.

So nähern wir uns nun der fürchterlichen Klippe, an welcher ſchon die Bemühungen vieler groſſen Philoſophen und Künſtler geſcheitert ſind. Es iſt viel Gutes, Mittelmäßiges und Schlechtes über den Artikel des Schönen geſchrieben worden; allein es geht damit, wie mit den Beweisgründen für die Unſterblichkeit der Seele. So lange wir dieſelben leſen, glauben wir mit hoher Gewißheit; legen wir das Buch hinweg, ſo verſchwindet ein Beweisgrund nach dem andern aus der Seele, und tauſend neue Zweifel füllen den Raum von jenen aus. Die beſte Antwort, welche man bis dahin über das Schöne gegeben hat, war vielleicht: „ich weiß nicht was es iſt, allein ich fühle was es iſt!“ Aber ſollte man denn dieſem Gefühle nie mehrere Deutlichkeit geben können? — nicht mit Hülfe eines geübten Scharfſinns den Nebel dieſes Gefühls zerſcheiden,

und

und das, was dahinter, als Seele deſſelben, ſchwebt, an ein helleres Licht ziehen können? —

Viele Weltweiſe haben, wie geſagt, die mühſame und gefährliche Operation untergenommen, aber ob ſie für ihr Ziel den richtigen Weg eingeſchlagen ſind, das iſt die große Frage. Manche wollten die mannigfaltigen Schönheiten der Natur und Kunſt unter ein einziges Vernunftprincip zuſammenſchlieſſen, und am Ende gar zu beweiſen ſuchen, was ſchön und nicht ſchön ſey. Andre wollten ſich die ungeheure Mühe geben, alle diejenigen Objekte zuſammen zu ſuchen, welche von den Menſchenkindern mit dem Titel des Schönen beehrt wurden, und dann mit Abſonderung des Mannigfaltigen das Identiſche herauszuziehn. Allein was tauſend Menſchen ſchön nennen, verwerfen tauſend andre wieder, und der Hader ſcheint in keiner Ewigkeit geſchlichtet werden zu können, ſo lange die Sinnlichkeit — Sinnlichkeit bleibt.

Anmerkung. Litteratur: Außer den verſchiedenen Lehrbüchern des Geſchmacks, Theorien der ſchönen Wiſſenſch. und Künſte und Aeſthetiken iſt beſonders leſenswürdig:

Plato, im gr. Hippias. Phädrus.

*I. P. de Crouſaz* Traité du Beau. Amſt. 1714. und ebend. 1724 und 1727. 12. 2 B.

*P. André* Eſſai ſur le Beau. Par. 1741. 12. 2 Th. Deutſch, Altenburg 1747. 8.

*Diderot* Traité du Beau. (Oeuvres. 1 B.)

Fr. Hutcheson An Enquiry into the Original of our Ideas of Beauty and Virtue. Lond. 1726. 8.

W. Hogarth Analysis of Beauty. 1750 und 1753. 4.

Edm. Burke A philosophical Enquirey into the Origin of our Ideas of the sublime and the Beautiful. Lond. 1757. 8.

Joh. Winkelmanns Abhandlung von der Fähigkeit der Empfindungen des Schönen in der Kunst. Dresd. 1763 und 1771. 4.

Ant. Raph. Mengs Gedanken über die Schönheit und den Geschmack in der Malerei. Zürich 1764 und 1771. 8.

Kants Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabnen. Königsb. 1764 und 1771. 8.

Flögels Versuch über die Schönheit und den Geschmack, im 10ten und 13ten Stück der Klotzschen Bibliothek.

Verschiedne Bibliotheken und Journale enthalten noch einzelne mehr oder minder wichtige Aufsätze, Versuche und Gespräche über Schönheit. Auch gehört hieher noch

Moriz über die bildende Nachahmung des Schönen.

Kants Kritik der Urtheilskr.

## §. 31.

## Bezieht sich Schönheit nur auf Objekte des Gesichts?

Nach der Ableitung des Wortes Schön (von scheinen, siehe Adelungs Wörterb. unter Schön) sollte man allerdings glauben daß das Schöne nur allein

allein den Gesichtsobjekten beigelegt werden müsse. Allein man findet auch Objekte der übrigen Sinne, von denen man sagt, sie seyen schön; ja man bedient sich dieses vielsagenden Beiwortes sogar von Gedanken und höhern Empfindungen. Und dieses ist nicht allein der Fall in unserer deutschen, sondern auch in jeder andern Sprache. Das καλον der Griechen, das Pulcrum der Römer u. s. f. bezeichnete eben das, was unser deutscher Ausdruck bezeichnet, begrif hörbare, sichtbare und Seelenschönheit in sich.

Anmerk. Wenn gleich das griechische καλὸν als äußere Schönheit, dem ἀγαθὸν, als innrer Schönheit, oft entgegengesetzt wird: so findet man demungeachtet in eben der Sprache Ausdrücke, die keine sichtbare Objekte bezeichnen, z. B. καλὸς καιρὸς, καλὴ δίκη, κίνδυνος καλὸς u. s. w. So findet man auch in den klassischen Schriften der Römer Ausdrücke, die unkörperlichen Gegenständen das Beiwort schön geben: nihil est virtute formosius, nihil pulchrius etc. pulchra mors, — cui pulchrum fuit in medios dormire dies u. s. f.

## §. 32.

## Ist Schönheit ein uns angebornes Ideal?

Wir verlassen also jene unbillige Einschränkung des Schönen auf die Objekte des Gesichts, und erlauben einem jeden Gegenstande im großen Reiche

der Sinnlichkeit den Beinamen des Schönen, wenn unser Gefühl, ihm denselben zuerkennen will. Aber wir haben dadurch noch keinen Schritt zum Ziele gewonnen, es bleibt noch immer unbestimmt, was Schönheit sey? — Viele haben, so wie ein angebornes moralisches Gefühl, auch ein angebornes Gefühl des Schönen behauptet. So wie in jenem uns immer ein Ideal der reinsten Sittlichkeit vorschwebt, mit welchem wir die Handlungen der Menschen, im Bezug auf Moralität, vergleichen; so schwebt uns in diesem das Ideal der höchsten Schönheit vor, mit welchem wir alle Objekte messen, und dann bestimmen können, in wie fern sie häßlich, leidlich, schön und schöner sind, je nachdem sie sich unserm Schönheitsideale nähern oder von ihm entfernen. — Ich finde es hier noch nicht dienlich zu untersuchen, ob und in wie fern wir ein angebornes Schönheitsgefühl besitzen, ich erspare mein Urtheil über diese Sache einer schicklichern Gelegenheit. Aber zu fragen sind wir hier berechtigt: was ist das Ideal der höchsten Schönheit? — Gott! antwortet Plato, der der Tugend überhaupt eine wesentliche Schönheit zuschreibt; Gott ist das Urbild der idealischen Schönheit, und wir besitzen davon ein abgeleitetes Bild: Sinnliche Schönheit dienet nur unsern Geschmack zu läutern, sie ist relativ und nicht wahre, ewige Schönheit, aber Weisheit und Tugend ist ewig, selbstständig, allenthalben schön. Der Werth der sinnlichen Schönheit steigt oder

fällt

fällt mit ihrem größern oder mindern Antheil an der geistigen.

Aber wenn wir auch Platos philosophische Schwärmereien, (Sympoſion — Hippias — Phaedrus) wenn mir der Ausdruck erlaubt ist, auch noch so eifrig durchgrübeln: so werden wir dennoch wenig Befriedigendes zum Lohn unsrer Bemühungen erhalten. Und fragen wir die Verfechter des angebornen Schönheitsideals, worin die Schönheit ihres Ideals gegründet sey? so werden sie uns entweder auf die Ideen, welche in den folgenden Paragraphen enthalten sind, hinleiten, oder ihren Grundsatz entgegenwerfen: es läßt sich über das Schöne besser schwärmen als vernünfteln. —

Da wir nun über das Wesen des geliebten Ideals keine Auskunft zu hoffen haben, so kann es uns bei unsern Untersuchungen auch gleichgültig seyn, ob Schönheit ein unsrer Natur vom Himmel mitgegebnes Geschenk sey oder nicht.

1. Anmerk. Es haben manche Weltweise das moralische Gefühl mit dem Gefühl der Schönheit in eine analogische Verbindung gestellt, wie zum Beispiel Shafesbury (in s. Characteristiks. Lond. 1733. 3 Vol. 8.). Allein die Moralphilosophen können mit dem m. E. ungleich zufriedner seyn, als die Aesthetiker mit dem Schönheitsgefühle, indem für jenes unwandelbare, sichre Criterien in der reinen praktischen Vernunft vorhanden sind, so daß wenigstens genau bestimmt werden kann, ob es ächt oder unächt sey, und es zu jeder Zeit, unter

jeder Zeit, eine und dieselbe Tugend, als Tugend anerkennt. Aber wo sind die unwandelbaren, sichern Criterien des (angebornen, oder nicht angebornen) Schönheitsgefühles? Woher sollen wir sie nehmen? a priori? das bestreitet Kant, und ich fürchte, er habe recht. Oder aus der Sinnlichkeit? Da würde das subjektive Schönheitsgefühl eines jeden über sich selbst Criterium werden müssen!

2. Anmerk. Wenn ich den Plato nicht mißverstanden habe, so, glaube ich, kann man ihm in dem, was er über den Vorzug des Geistigschönen vor dem Sinnlichschönen sagt, den Beifall nicht verweigern. Das Sinnlichschöne ist freilich nur relativ, eben darum weil es sinnlich ist, und die Sinnlichkeit mit sich selber in einem ewigen Widerspruch lebt. Allein das Geistigschöne, moralische Schönheit ist selbstständig, ewig, allenthalben schön, weil sie, ungeachtet sie das Gewand der Sinnlichkeit anzieht, eine Tochter der reinen, praktischen Vernunft ist. Die sinnliche Schönheit erhält oder verliert oft ihren Werth durch die nähere oder entferntere Verwandtschaft mit der moralischen. Ein schlüpfriger, wollustathmender, verführerischer Roman kann allen Regeln seiner Theorie gemäß gearbeitet seyn, aber er verliert seinen Werth, indem er von der Moralität ablenkt. Uebrigens befinden sich in Cäsars Denkwürdigk. aus der philos. Welt. z B. sehr lesenswürdige Untersuchungen über die Platonischen Ideen, in wie fern sie sowohl immaterielle Substanzen, als auch reine Vernunftbegriffe vorstellten, vom Hrn. Prof. Plessing. Eben so gehört hieher Plotins kurze Abhandlung von der Schönheit, im Ennead. I. I. VI.

3. An-

3. Anmerk. Nach Platos Philoſophie war die Gottheit, als das Ideal der reinſten Vollkommenheit, auch das Urbild der Schönen. Der Hr. Prof. Schulz aber (Lehrb. zur Bildung des Verſt. und des Geſch. 1 B. S. 63.) behauptet, das Einfache ſey nicht ſchön; nach den reinen und wahren Begriffen der Theologie ließe ſich alſo der Gottheit unmöglich Schönheit beilegen. Wiewohl ich hier die Schönheit Gottes nicht zu verfechten geſonnen bin, ſo muß ich doch einige Bemerkungen einſchalten, deren ich mich beim Leſen jener Stellen nicht erwehren konnte. Erſtlich über das Weſen der Gottheit ſagt uns die wahre Theologie nichts, und beweiſet uns die wahre Philoſophie eben ſo wenig. Ueber die Einfachheit Gottes läßt ſich demnach wenig, im Bezug auf die Nichtſchönheit deſſelben, behaupten. Zweitens, in ſo fern uns in der Philoſophie die Gottheit, als das Ideal der höchſten Vollkommenheit, dargeſtellt wird, beſitzt ſie auch, freilich nur für den Verſtand, Mannigfaltigkeit. Drittens, in ſo fern wir die Exiſtenz der moraliſchen Schönheit nicht verleugnen können, ſind wir auch nicht befugt dem Ideal der reinſten Sittlichkeit dieſe Art der Schönheit abzuſprechen. Plato ſcheint mir in dieſer Hinſicht alſo nicht ganz Recht zu haben, und der *divus Auguſtinus* ſtimmt ihm vollkommen bei. Er ſagt (ep. 86. ad Conſentium. ed. opp. Baſil. 1569. fol. Tom. II. p. 377.): Quid eſt autem aliud iuſticia cum in nobis vel quaelibet virtus qua recte ſapienterque vivit, quam interioris hominis pulchritudo? et certe ſecundum *hanc pulchritudinem* magis, quam corporis, facti ſumus ad imaginem (Dei). Cf. Dalbergs Grundſätze der Aeſth. S. 40.

§. 33.

## §. 33.

## Einheit. Einförmigkeit.

Jedermann auf Erden findet und fühlt das Schöne; es schien also sehr leicht zu seyn die verschiednen Arten desselben auf ein einziges Vernunftprincip zurückführen zu können. Wäre dieser Versuch gelungen, so müßten wir nicht allein wissen, was das Schöne sey, warum es schön sey? sondern wir könnten auch vorausbestimmen, wenn etwas schön seyn könne. Unser Geschmacksurtheil würde sodann eine ewige Sicherheit empfangen, und die Aesthetik zu einer Wissenschaft, im strengsten Sinne des Wortes, erhoben werden. Mehrere Philosophen nahmen den Begrif der Einheit im Mannigfaltigen als Princip des Schönen auf. **Pythagoras, Plato** und **Aristoteles** schienen in der Einheit des Mannigfaltigen das Wesen der Schönheit zu beahnden. **Augustinus** erklärte sich ausdrücklich für diesen Begrif, und **Hutcheson**, der Jesuit **André** und mehrere thaten desgleichen. Allein ist Einheit wirklich immer das Wesen des Schönen allein?

1. **Anmerk.** Was Herr **Heydenreich** (l. c. S. 113.) von dem ἐν des **Pythagoras** und **Plato** mit wenigen Worten, und P. **André** von den beiden Dialogen **Platos** vom Schönen überhaupt sagt, unterschreib ich gern. Denn das eifrigste Studium des **Pythagoras** und **Plato** klärt unsre

unſre Ideen vom Schönen nur ſehr wenig oder gar nicht auf. —

Auch Ariſtoteles ſcheint ſchon Einheit, wo nicht ausſchließlich als das Weſen des Schönen, doch als ein nothwendiges Erforderniß deſſelben gehalten zu haben. Zwar läßt er ſich nirgends ganz deutlich hierüber in ſeinen Schriften aus, aber doch zeigt er oft genug darauf hin, zum Beiſpiel in jener Stelle der Poetik, wo er dem Schönen eine gewiſſe Größe beſtimmt, damit wir es faſſen, überſehn und für uns ſchön finden können, welches der ſcharfſinnige Mendelsſohn (Ueber die Empfindungen 2ter Brief.) ſehr richtig erläutert. Eben ſo dringt der weiſe Stagirit (Poët. c. 8. edit. Opp. Lugd. 1590. T. II. p. 377. D. E.) auf Einheit im Mannigfaltigen, wenn der Künſtler ein ſchönes Kunſtwerk darſtellen will.

2. Anmerk. Der heil. Auguſtin ſchrieb, wie bekannt, an den Redner Hierius zu Rom, ein Werk de apto et pulchro, er weiß es ſelber nicht genau, ob in zwei oder drei Büchern, weil ſie ihm verloren gegangen ſind. (Confeſſionum lib. c. 13.) Wir beſitzen es nicht mehr, aber Auguſtin (l. c. cap. 15.) erinnert ſich noch einiges daraus, er ſagt z. B. Ibat animus meus per formas corporeas, et *pulchrum*, quod *per ſe ipſum*, aptum autem, quod ad aliquid accommodatum, deceret, definiebam et diſtinguebam, et exemplis corporeis aſtruebam. Doch an verſchiednen andern Orten ſeiner Werke beſtimmt er ausdrücklich Einheit des Mannigfaltigen, als die Baſis alles Schönen. Ich begnüge mich ſtatt mehrerer Stellen beſonders jene anzuführen, welche der Jeſuit Andre' in ſeinem

ment Eſſai ſur le beau S. 18. ins Franzöſiſche überſetzte, und welche Diderot ſowohl im Traité du beau, (Oeuvres phil. de Mr. D**. Amſt. 1772. Tom. VI. p. 3.) als Heydenreich (l. c. S. 114.) nach der Ueberſetzung des Jeſuiten abſchrieben. Sie lautet im Original (*Auguſtin.* de vera religione c. 32.) alſo: Itaque, ſi quaeram ab artifice, uno arcu conſtructo, cur alterum pari modo contra in alteram partem moliatur? Reſpondebit, credo, ut paria paribus ac ſimilia membra reſpondeant. Porro ſi pergam quaerere, idipſum cur eligat, dicet hoc dicere, hoc eſſe pulchrum, hoc delectare cernentes; nihil audebit amplius. Inclinatus enim recumbit oculis, et unde pendeat non intelligit. At ego virum intrinſecus oculatum, et inviſibiliter videntem non deſinam commonere cur iſta placeant, ut iudex eſſe audeat ipſius delectationis humanae. Ita enim ſuperfertur illi, nec ab ea tenetur, dum non ſecundum ipſam, ſed ipſam iudicat. Et ſi prius quaeram utrum ideo pulchra ſint, quia delectant: an ideo delectent quia pulchra ſunt, hic mihi ſine dubitatione reſpondebitur, ideo delectare, quia pulchra ſunt. Quaeram ergo deinceps, *quare ſint pulchra*. Et ſi titubabitur, ſubiiciam utrum ideo, quia ſimiles ſibi partes ſint, et aliqua copulatione ad *unam convenientiam* rediguntur. Quod cùm ita eſſe compererit, interrogabo utrum hanc ipſam unitatem, quam convincuntur appetere, ſummè impleant, an longè infra ſint, et eam quodammodo mentiantur. Quod ſi ita eſt: quis non admonitus videat, neque ullam ſpeciem, neque ullum omnino eſſe corpus, quod non habeat unitatis qualecunque veſtigium, neque quan-

quantumvis pulcherrimum corpus, cum intervallis locorum necessario aliud alibi habeat, posse assequi eam quam sequitur unitatem? quae si hoc est, flagitabo, ut respondeat, ubi videat ipse unitatem hanc, aut unde videat: quam si non videret, unde cognosceret, et quid imitaretur corporum species, et quid implere non posset. So fährt Augustinus noch eine ganze Weile fort zu raisonniren; kömmt endlich Kap. 33 und 34. darauf, daß auf Erden keine vollkommne Einheit, also auch keine vollkommne Schönheit zu finden sey, außer Gott, selber die höchste Einheit und Quelle derselben. Inzwischen ist Augustins Begrif von der Einheit sehr schwankend; er giebt mehr Wörter für dieselbe, als Gedanken.

3. Anmerk. Hutcheson legte dem Menschen einen innern Sinn des Schönen bei, oder ein Vermögen, durch welches wir das Schöne von einander unterscheiden können, wie Farben und Gestalten durch den Sinn des Gesichts. Hutcheson und seine Anhänger gaben sich viele Mühe die Existenz dieses sechsten Sinnes zu beweisen. Sie unterscheiden auch eine absolute und relative Schönheit; jene erkennt man, nach ihrer Meinung, in gewissen Objekten, von denen man nicht sagen könne, sie seyen nachgeahmt, nachgebildet. Die absolute (vielleicht besser originale) Schönheit erblicke man in den Werken der Natur und manchen Arbeiten der Kunst. Aber die relative Schönheit läge in denjenigen Objekten, die man als Nachbildungen von andern betrachten müsse. Einförmigkeit im Verschiednen ist das karakteristische Merkmal des absolut Schönen; ein Werk, in welchem mit der größten Mannigfaltigkeit die größte Einförmig-

förmigkeit verbunden ist, wird das schönste seyn. Die relative Schönheit gründet sich in der Gleichheit oder Aehnlichkeit der Nachahmung in dem Originale.

4. Anmerk. Der Jesuit Andre' glaubt mit Recht dreierlei Arten des Schönen unterscheiden zu können.

1) Wesentliche, absolute Schönheit, unabhängig von jeder willkührlichen, selbst göttlichen Vorschrift; sie besteht in Regelmäßigkeit, Ordnung, Proportion, Symmetrie.

2) Natürliche Schönheit hängt von der Willkühr des Schöpfers und seiner Anordnung ab, wird aber weder durch Grundsätze noch durch Gefühle der Menschen bestimmt.

3) Kunstschönheit (oder was Hutcheson relative nennt) wird freilich durch die Willkühr des Menschen seinen Geschmack angegeben, aber bleibt doch immer in einer ewigen Dependenz von jenen ewigen Schönheitsgesetzen.

Ein jeder wird leicht einsehn, daß Andre's Eintheilung der Schönheit vielen mächtigen Einwürfen ausgesetzt ist, und daß die Merkmale des wesentlich Schönen zuletzt in den Begrif der Einheit des Mannigfaltigen zusammenlaufen, wie er denn dies selber gesteht.

§. 34.

§. 34.

## Fortsetzung.

Einförmigkeit der Theile des Ganzen ist gewiß nicht allein das Wesen der Schönheit, wiewohl wir nicht leugnen, daß sie zur Erzeugung der Empfindung des Schönen nothwendig sey. Töne, welche verworren durch einander laufen, ohne Ordnung, ohne Ruhe, ohne Abschnitt, werden mir gewiß nicht so sehr gefallen, als Töne, in welche durch Takt, Tonleiter ꝛc. eine gewisse Einförmigkeit gebracht worden ist; allein die taktrichtigste Musik kann oft arm an Schönheit seyn.

Im Bau, in der Gestalt des Pfluges findet man Einförmigkeit und Uebersehbarkeit seiner Theile; aber wird man ihn deshalb schön nennen?

Oder versteht man unter Einheit im Mannigfaltigen, die zweckmäßige Uebereinstimmung der Theile zum Ganzen, Vollkommenheit: so läßt sich in der Erfahrung sehr leicht die Bemerkung machen, daß nicht alles Zweckmäßige, nicht alles Vollkommne in der Natur schön sey. Ich habe nicht einmal Ursach hier diese Idee umständlich zu widerlegen, theils weil es andre schon hinreichend gethan haben, theils weil selbst diejenigen Philosophen, welche die Vollkommenheit nachher ebenfalls in ihren Grundbegrif aller mannigfaltigen Schönheit verwebten, eine genauere Bestimmung derselben nothwendig fanden. (§. 35. n. 1.)

1. Anmerk. Home (Krit. des Geschm. 1 Th. Kap. 3.) scheint der Einförmigkeit, als Princip des Schönen, ebenfalls sehr gewogen zu seyn. Er hält ein Quadrat für schöner, als ein Oblongum, weil es einförmiger und regelmäßiger in seinen Theilen ist als dieses; das Oblongum übertreffe noch seiner Meinung den gleichseitigen Triangel in der ordentlichen Stellung seiner Theile; da es ihm aber an Einförmigkeit und Simplicität nachstehet, so ist es weniger schön. — Allein so nützlich und scharfsinnig auch Home in allen übrigen Abhandlungen seines vortrefflichen Werkes ist, so sehr scheint er mir unter sich selbst hinabzusinken in dem Kapitel von der Schönheit, vom welchem Winkelmann selber, aber auch wohl etwas zu strenge, urtheilte: „ein Grönländer habe dasselbe „ebenfalls schreiben können, und der Verfasser zeige „sich als einen kleinen metaphysischen Schwätzer. — Raphael Mengs leugnet zwar die Einförmigkeit nicht, als ein wesentliches Merkmal des Schönen, indem er von allen Gestalten die runde für die schönste hält, weil sie nur eine Ursach, nämlich die Erweiterung ihres eignen Mittelpunkts habe; allein er setzt den Ursprung der Schönheit mehr noch in die Uebereinstimmung der Materie mit unsern Begriffen. Darum heißen wir, sagt er, denjenigen Stein, von dem wir den Begrif haben, daß er einförmig sey, schlecht und garstig, wenn er einige Flecken hat, und den andern garstig, wenn er viel Einförmiges hat. Ein Kind wäre häßlich, wenn es wie ein reifer Mensch aussähe: der Mann ist garstig, wenn er wie ein Weib gestaltet, und das Weib ebenfalls, wenn es dem Manne gleich ist. — Untersuchen wir die Idee des Mengs genauer, so werden wir gewahr werden, daß die von ihm

ihm angezeigte Quelle des Schönen nicht immer Quelle des Schönen sey. Wir nennen viele Amphibien, besonders den Frosch oder die Kröte, gewiß nicht gern schön, ungeachtet unsre Vorstellung von der Gestalt, dem Wesen und dem Zweck des Thiers völlig mit demselben übereinstimmen kann. Mengs betrachtete hier also, wenn ich nicht irre, den Ursprung des Schönen wirklich zu einseitig.

2. **Anmerkung.** Ich kann mich nicht erinnern irgendwo eine gründlichere und kürzere Widerlegung des Begriffs Vollkommenheit, als Princip des Schönen und des Vergnügens, gelesen zu haben, als in dem schon oft erwähnten schätzbaren Werke **Heydenreichs**, (S. 120 ff.) auf welches ich hier der Kürze halber verweisen muß.

## §. 33.

## Sinnliche Erkenntniß des Vollkommnen.

Einheit des Mannigfaltigen überhaupt konnte unmöglich das Princip des Schönen seyn; es fühlten dies mehrere Weltweise, und bestimmten den Begriff deswegen genauer. **Baumgarten** (Aesth. P. I. c. 1. Sect. 1.) drückte ihn durch sinnliche Erkenntniß des Vollkommnen aus. — **Mendelssohn,** (Ueber die Empfindungen. 1 — 3 Brief.) **Sulzer** (Theorie der schönen Künste. Art Schön und Schönheit) und andre mehr nahmen Baumgartens Gedanken als gültig an, entwickelten ihn noch umständlicher und unterstützten seine Autorität mit neuen Gründen.

Wenn Schönheit die Vollkommenheit ist, in so fern sie sinnlich erkannt wird, so gehören zur Schönheit überhaupt drei Stücke.

1) Mannigfaltigkeit mehrerer Dinge, im Raum, oder in der Zeit.

2) Harmonie des Mannigfaltigen zu einem Ganzen oder einem Zweck.

3) Aber alles dies giebt wohl den Begrif des Vollkommnen, nicht des Schönen. Darum ist es nothwendig, daß diese Vollkommenheit sinnlich erkannt werde, folglich nicht deutlich, denn **Mendelssohn** bemerkt richtig, daß allzusorgfältige Zergliederung der Schönheit derselben ihren Werth raube. Wenn du, sagt dieser Philosoph, (l. c. 1 Br.) bei der Erblickung einer Schönen in Entzückung geräthst: so vereinigt sich alles zu deiner Niederlage. Der harmonische Bau ihrer Glieder, ihre blendende Gesichtsfarbe, ihre feurigen Augen und ihre reizenden Züge stimmen in einer angenehmen Verwirrung überein und bemeistern sich deiner Seele. Danke es dieser Verwirrung, daß sie dir nicht Zeit läßt sie zu entwickeln. Hüte dich, anstatt feuriger Augen, die Beschaffenheit der Säfte im Auge, und anstatt reizender Mienen eine leichte Bewegung der Gesichtsmuskeln zu entdecken.

**Sulzer** hingegen behauptet, jene Erklärung des Schönen sey nicht allgemein wahr; denn die Vollkommenheit einer Sache ließe sich weder erkennen noch fühlen, wenn man nicht entweder bestimmt

wüßte,

wüßte, oder doch mit einiger Klarheit fühlte, was die Sache, und wozu sie seyn solle. Nun giebt es aber unzählige Dinge, die wir schön nennen, ob wir gleich nicht den geringsten, weder deutlichen, noch undeutlichen, Begrif von ihrer Bestimmung haben, und weder erkennen noch fühlen, was sie eigentlich seyn sollen. Folglich verliert auch der Begrif: sinnliche Erkenntniß der Vollkommenheit, die Kraft eines Vernunftprincips für das Schöne.

**Heydenreich** (l. c. S. 130 ff.) beweist noch umständlicher und gründlicher, als **Sulzer**; daß man auch bei der deutlichsten Erkenntniß Schönheit empfinden könne; daß bei manchen Gegenständen, z. B. an einzelnen Farben, keine Vollkommenheit, weder sinnlich noch deutlich erkannt würde, und wir sprächen ihnen dennoch das Prädikat des Schönen nicht ab; daß Einsicht von Vollkommenheit nicht alle Wirkungen von Schönheit, weder der Natur noch der Kunst, erschöpfe, denn man dürfe nur aus einem Gedichte, von welchem wir uns bewußt sind, daß es um seiner Vollkommenheit willen gefalle, einzelne Gedanken reißen, und wir würden auch diese außer dem Zusammenhange oft noch schön nennen.

1. Anmerk. Es sey mir erlaubt zu diesem noch einiges hinzuzufügen.

Zweckmäßigkeit ist entweder blos subjektiv (formale Zweckmäßigkeit in der Vorstellung, wo auf keinen objektiven noch subjektiven Zweck gesehn wird) oder objektiv.

Objektive Zweckmäßigkeit kann ihren Zweck außer sich haben, (Nützlichkeit) oder trägt ihn in sich (Vollkommenheit).

Nützlichkeit ist an sich noch keine Schönheit. Das Häßlichste kann oft das Nützlichste seyn.

Quantitative Vollkommenheit, in welcher gesehn wird auf die Vollständigkeit, Mangellosigkeit eines Dinges in seiner Art, ist eben so wenig Schönheit. Denn ich nehme in der Natur, oft deutlich, oft undeutlich, etwas wahr, welches ganz das ist, was es seyn soll, ohne Mangel und ohne Ueberfluß, und werde es doch nicht schön nennen, z. B. den wirklichen Krokodill, oder die Kröte.

Qualitative Vollkommenheit ist Zusammenstimmung des Mannigfaltigen zu dem, was ein Ding seyn soll Hier muß ich aber schon vorher den Begrif von dem besitzen, was das Ding seyn soll; dieser Begrif setzt mich erst in den Stand die Vollkommenheit der Sache einzusehen. Allein wie viele Dinge in der Welt nennen wir nicht schön, von denen wir gar keinen Begrif haben, was sie seyn sollen? — Und selbst wenn man einsieht, was die Sache seyn soll, und beurtheilt nach dieser Einsicht das Objekt und findet es vollkommen: so hat man — doch nur qualitative Vollkommenheit entdeckt, aber nicht Schönheit; die Vollkommenheit mag mir Vergnügen erwecken, ohne darum schön zu seyn.

Ich will nichts mehr hinzusetzen über die sinnliche oder undeutliche Erkenntniß der Vollkommenheit, in wie fern sie zur Schönheit beitrage oder nicht; Heydenreich (l. c.) und Kant (Krit. der Urtheilskr. I. Th. §. 15. S 47.) haben dies schon besser entwickelt, als ichs vermag.

Nur

Nur eins iſt mir noch bei jener Theorie aufgefallen. Nämlich man ſuchte das Weſen der Schönheit immer nur in der Handlung des Verſtandes beim Mannigfaltigen, ohne auf dieſes vorzüglich zu ſehn, ob nicht auch ein weſentlicher Theil des Schönen in ihm gegründet ſeyn könne? ohne zu beſtimmen, wie das Mannigfaltige an ſich beſchaffen ſeyn müſſe, wenn es zum Schönen tauglich ſeyn ſolle? — Z. B. nichts iſt ſchön, was die Sinnlichkeit beleidigt, es mag für das Erkenntnißvermögen vollkommen ſeyn oder nicht. Wie wenn nun dies zum Mannigfaltigen gehörte? (§ 88.)

Was **Diderot** (Eſſai ſur le Beau) gegen **Wolf** deklamirt, iſt, ſo viel ich davon einſehe, ſehr unbedeutend und oberflächig. Il eſt évident, ſagt **Diderot**, que ſaint *Auguſtin* avoit été beaucoup plus loin dans la recherche du beau, que le Philoſophe Leibnitien. (Ein Satz, den ich ſo evident nicht finde.) Celui-ci *ſemble* prétendre d'abord qu'une choſe eſt belle, parcequ'elle nous plait; au lieu qu'elle ne nous plait que parcequ'elle eſt belle, comme *Platon* et St. *Auguſtin* l'ont très-bien remarqué. Sehr gut, daß **Diderot** ſagt il *ſemble*. Il eſt vrai qu'il fait enſuite entrer la perfection dans l'idée de la beauté: mais qu'eſt-ce que la perfection? (?) le parfait et-il plus clair et plus intelligible que le beau? (?)

2. Anmerk. Der zu ſeiner Zeit eben ſo ſehr berühmte als nachher berüchtigte **Hieronymus Cardanus** ſagte mit unſerm **Baumgarten** etwas ſehr Aehnliches über das Schöne, (in ſ. l. XXI. de ſubtilitate) Pulchritudo, frogt er: quid eſt?

*est visui perfecte cognita* — seu *perfectio cognitionis visu.* — Er bezog das Schöne also allein nur auf Objekte des Gesichts, und glaubte dazu seine Gründe zu haben. — Allein sein Gegner **Jul. Cäs. Scaliger** (in s. exercitatt. de subtilitate ad *H. Cardanum.* Frkf. 1607. 8. exercitatione 300. pag. 894.) sagt darüber: Pulchritudinis definitio videtur a puero pronunciata: si quis eius consideret nuditatem. Auch das Häßliche, meint er, kann durchs Gesicht vollkommen erkannt werden, folglich sey **Cardans** Erklärung falsch. Er selber läßt sich nun auch (l. c. p. 897. 4.) über das Schöne weiter aus. Est autem *pulchrum*, ut loquuntur philosophi, simpliciter, *quod ex se ipso suis est, ad omnia: ubique, semper, omnino potest oblectare.* Hic solus est deus opt. max. — Und die Neigung zum Schönen erklärt **Scaliger** folgendermaßen subtilissime: Ad hoc (pulchrum) movemur propter unionis appetitum: qui excitatur a naturae similitudine manifesta, vel occulta: ut aqua aquae; magnes ferro, vel magneti ferrum sese appetit appellere. — — Unitur enim suo quicque potiori etc.

## §. 36.

## Das in sich Vollendete.

**Moriz**, dieser verdienstvolle Psychologe, sah die Unvollkommenheit jenes Begrifs für die mannigfaltigen Natur- und Kunstschönheiten ein, unternahm es einen bessern aufzustellen, und gab den Begrif des **in sich Vollendeten**. Zu dieser Vorstellung verleitete ihn die Unterscheidung des Nützlichen und

des

des Schönen. Das Nützliche hat, nach **Moritzens** Ueberzeugung, seinen Zweck nicht in sich, sondern außer sich, in etwas anderm, dessen Vollkommenheit dadurch vermehrt werden soll. Das Schöne hingegen hat seinen Zweck in sich, nicht außer sich, und ist nicht zur Vervollkommnerung einer andern Sache, sondern wegen seiner eignen, innern Vollkommenheit da. Man betrachtet es nicht, in wie fern man es brauchen kann, sondern man braucht es nur, in so fern man es betrachten kann. Wir können sehr gut ohne die Betrachtung schöner Kunstwerke bestehen, diese aber können, als solche, nicht wohl ohne unsre Betrachtung bestehen. Je mehr wir sie also entbehren können, je mehr betrachten wir sie um ihrer selbst willen, um ihnen durch unsre Betrachtung gleichsam erst ihr wahres volles Daseyn zu geben. Verwandt sind mit diesen Ideen **Moritzens** diejenigen, welche **Kant** späterhin umständlich in seiner Kritik der Urtheilskraft vortrug.

**Anmerkung.** Ich weiß nicht, ob man befugt ist das Nützliche dem Schönen entgegenzustellen, um dies genauer zu bestimmen. Der Verf. des Essai sur le merite et la vertu würde gewiß böse werden, wenn er wüßte, daß man jenes anfinge von diesem zu trennen. Denn er behauptet gerade dem Herrn **Moritz** zuwider: qu'il n'y a qu'un beau, dont l'utile est le fondement. Niemand hat Herrn **Moritz**, nach meinem Wissen, besser widerlegt als **Feydenreich**. (l. c. 139 ff.)

§. 27.

## Fortsetzung.

Was heißt nützlich seyn? Antwort: die Vollkommenheiten andrer vermehren. Sind die Schönheiten der Kunst und Natur ohne Nutzen? — Sind sie blos um ihr selbst willen, nicht um andrer willen vorhanden? Vermehren sie nicht die Vollkommenheiten andrer? — — Unmöglich kann man diese Fragen verneinen, und wenn die Schönheit auch keinen andern Nutzen hätte, als daß sie nur vergnügte: so würde sie auch dadurch schon unsern Zustand vervollkommnern. Warum bildet der Künstler Schönheiten nach? — —

**Moriz** sagt: bei Betrachtung des Schönen wälze ich den Zweck aus mir in den Gegenstand selbst zurück, ich betrachte ihn als etwas, nicht in mir, sondern in sich Vollendetes, das also in sich ein Ganzes ausmacht, und mir um sein selbst willen Vergnügen gewährt. — Es entstehn hiergegen aber die wichtige Fragen: betrachtet ein jeder das Schöne so rein? kann etwas an und für sich als Schönheit gelten, oder muß es nicht zuvor auf meine Empfindsamkeit bezogen werden? Die Rose z. B. wird wohl allgemein für schön gehalten. Fragen wir uns, warum wir sie für schön erklären, so werden wir, wenn wir gegen uns aufrichtig handeln, nicht antworten: die Rose ist schön, weil sie gefällt ohne nützlich zu seyn, sondern im Bezug auf mein Empfindungs-

dungsvermögen; ihr Duft schmeichelt dem Geruchssinn, ihre Farbe dem Auge; ihre sanftgerundeten Blätter, ihre weiche Außenseite dem Gefühlsinn; ihre Proportion, ihre innre Verhältnisse dem Verstande; ihre Jahrszeit, der Maymond, der Fantasie und dem Associationsvermögen; ihre ganze Gestalt erinnert an viele liebliche Nebenideen, Jugend, Heiterkeit, Einfälligkeit u. s. f. Die Rose wird für mich also eine Quelle des Vergnügens, nicht um ihr selbst willen, sondern um meinetwillen, in so fern sie mehrere Arten der Empfindungen und Vorstellungen in mir erzeugt. Betracht' ich, als kalter Betrachter, ohne Empfindung die Rose, so werd' ich etwa eine Definition von ihr geben wie Linné, ohne von ihrer Schönheit zu wissen. —

Die Tugend kann ich, als einen reinen Begrif, an und für sich betrachten, und sie ein in sich Vollendetes, aber nichts schönes nennen, in so fern ich sie auf meinen Verstand beziehe. Sobald ich sie aber auf mein Empfindungsvermögen beziehe, so ist diese Tugend schön. Als Objekt des Verstandes, als reiner Begrif, lag ihr Zweck in ihr selber; als Objekt des Empfindungsvermögens lag ihr Zweck in meinen Empfindungen, in so fern sie dieselben stimmen mußte zur Lust oder Unlust.

Für den Verstand kann etwas vollkommen seyn, aber nicht schön. Schönheit oder Häßlichkeit gehört zum Theil lediglich vor das Forum des Empfindungsvermögens. Könnte der Verstand allein über

die

die Schönheit richten, so würde sie nicht mehr so relativ seyn.

**Moriz** dachte sich das, was für den Verstand vollkommen ist, im Bezug auf das Empfindungsvermögen, gab aber dem Empfindungsvermögen die Funktion des Verstandes.

Der Verstand setzt den Zweck des Nützlichen ausser demselben, den Zweck des Vollkommnen in dasselbe. Das Empfindungsvermögen hingegen hat mit dem Nützlichen, als Nützlichen, eben so wenig zu schaffen, als mit dem Vollkommnen, als Vollkommnen. Es spricht vom Schönen und Häßlichen der Dinge, bezieht alles auf sich, und verdammt oder lobt, je nachdem ein Objekt das Gefühl der Lust oder Unlust erregt, und den Zweck, den Wunsch des empfindenden Wesens zu dem seinigen gemacht hat oder nicht.

Wenn Herr **Moriz** sagt: Man betrachtet das Schöne nicht, in wie fern man es brauchen kann, sondern man braucht es, in so fern man es betrachten kann — so bezieht dieser Weltweise das Schöne immer auf den Verstand, aber nicht auf das Empfindungsvermögen. Schönheit aber, als Objekt der Empfindung, kann und darf gar nicht ausschließlich allein vor den Richterstuhl des Verstandes gezogen werden, wenn man das Wesen der Empfindung treffen will. Der Verstand beurtheilt das Schöne, als vollkommen, nützlich u. s. f. Das Empfindungsvermögen nimmt hingegen

das

das Nützliche, Vollkommne, Mangelhafte u. s. f., im Bezug auf sich, als angenehm oder unangenehm, schön oder häßlich. — Ich halte es für unerlaubt, wenn sich das Empfindungsvermögen anmaßt über Objekte des Verstandes, als solche, zu sprechen, und eben so, wenn der Verstand Objekte der Empfindungen, als solche, beurtheilen will. Nothwendig müssen hieraus die unauflöslichsten Verwirrungen entstehn, indem ein Seelenvermögen eigenmächtig in die Gerichtsbarkeit des andern eingreift.

Was Herr **Moriz** das in sich Vollendete nennt, kann übrigens wohl als ein Karakter gelten, und sogar nothwendig seyn zur Bestimmung des wahrhaft Schönen, um es nicht im Kollisionsfall, er sey scheinbar oder wirklich, mit dem Nützlichen zu verwechseln, aber er erschöpft noch nicht die ganze Idee des Schönen. *)

Was uns gefällt ohne nützlich zu seyn, ist übrigens auch nicht einmal immer eine Schönheit, wie der würdige **Heydenreich** sehr richtig bemerkt. — In jenen Augenblicken froher, muthwilliger Launen haben wir oft an Karrikaturen Gefallen, die größtentheils Antipoden des Schönen sind! —

Und

*) Die Augustinische Idee (§. 33. Anm. 2.) pulchrum esse, quod per se ipsum decet im Gegensatz des apti, scheint mir mit der Moritzischen viele Aehnlichkeit zu haben.

Und geben wir auch endlich alles zu, so können wir doch noch fragen: warum gefällt uns ein Objekt, ungeachtet es nichts nützt? was ist das an ihm, was uns unsern Beifall abzwingt? „Die Denkkraft, antwortet **Moriz**, kann beim Schönen nicht mehr fragen, warum es schön sey? es mängelt ihr am Vergleichungspunkte; dieser kann kein anderer seyn als der Inbegrif aller harmonischen Verhältnisse des großen Ganzen der Natur; das Schöne kann also auch nicht erkannt, sondern nur hervorgebracht und empfunden werden?

Dieser Ausspruch raubt uns nun also jede Hoffnung, die **Morizische** Erklärung des Schönen zum Behuf einer psychologischen gesetzgebenden Aesthetik anzuwenden. Wäre derselbe ein Canon irgend einer allgemeinen Kirchenversammlung oder sonst verschinbolisirt, so hätte der Aesthetiker allerdings Ursach in Verzweiflung zu gerathen.

## §. 38.

### Kants Theorie des Schönen.

Schon oben erwähnt ich, (§. 36.) daß **Kants** Theorie des Schönen einigermaßen verwandt sey mit der **Morizischen**. In wie fern? dies mag folgende Darstellung der **Kantischen** Grundsätze lehren. (**Kant** l. c. 1 Theil.)

Schön ist, was ohne alles Interesse, und ohne Begrif allgemein wohlgefällt, ist Form der Zweckmäßig-

mäßigkeit eines Gegenstandes, so fern sie ohne Vorstellung eines Zweckes an ihm wahrgenommen wird, ist das, was ohne Begrif als Gegenstand eines nothwendigen Wohlgefallens erkannt wird.

Wir wollen diese Ideen der Deutlichkeit willen zergliedern.

Kant sagt: Schön ist der Gegenstand, der ohne Interesse wohlgefällt. Interesse heißt das Wohlgefallen, welches wir mit der Vorstellung der Existenz eines Gegenstandes verbinden. Nur denjenigen Gegenstand werden wir unpartheiisch mit Recht schön nennen, bei dessen Vorstellung wir gar nicht auf seinen Nutzen Rücksicht nehmen, der wohl gar schädlich seyn kann, und uns doch ein Wohlgefallen für sich abzwingt. Gewiß ist das Urtheil dessen unbestochen, sein Wohlgefallen ohne Interesse, und der Gegenstand, dem er Schönheit zuschreibt, schön, der einem Frauenzimmer, welches er verabscheut, häßt, die Schönheit nicht absprechen kann.

Eben das scheint mir Herr Moritz (l. c.) zu sagen: ich betrachte das Schöne als ein in sich vollendetes Ganze, welches mir, um sein selbst willen, Vergnügen gewährt, indem ich dem Gegenstande nicht sowohl eine Beziehung auf mich, (als welchem er nützen oder nicht nützen könnte) sondern mir vielmehr eine Beziehung auf ihn gebe.

Was hiergegen in §. 37. gesagt wurde, könnte vielleicht von einigen als ein unreines, bestochnes Geschmacksurtheil verworfen werden, indem dort die Rose nicht um ihr selbst willen, sondern um meinetwillen schön genannt ward. Das Wohlgefallen an der Rose war demnach mit Interesse verknüpft. — Allein wer da kann versuche es doch einmal, ohne Interesse, ohne Beziehung des Gegenstandes auf sein Empfindungsvermögen, die Rose schön zu nennen! —

Ich nenne ein Frauenzimmer schön, ungeachtet ich es verabscheue. Ist hier aber mein Wohlgefallen ohne Interesse? — gewiß nicht! denn ich hasse das Frauenzimmer nicht um seiner Schönheit willen, sondern wegen des moralischen Karakters. Aber mit der Existenz der Schönheit verbinde ich allerdings ein Wohlgefallen. Kein Rousseau verdammt die Schönheit der Kunstwerke um der Schönheit willen, nein, er findet vielmehr ein Wohlgefallen an ihrem Daseyn, ungeachtet er die Ursachen derselben, die Eitelkeit der Großen, als unmoralisch, verwünscht. — Ich kann sogar sagen: lieber keine Schönheiten in der Welt, als solche, die die Eitelkeit der Großen schuf und das Land arm machen! aber gewiß möcht ich dann die Schönheit nicht um ihres Selbsts willen aus der Welt verbannen wollen, sondern um des überwiegenden Schadens willen, der aus ihrer Darstellung entsteht. — Die Vorstellung der Schönheit als

Schön-

Schönheit ist, nach meiner Ueberzeugung, jederzeit mit Wohlgefallen an der Existenz derselben verwebt.

Aber gesetzt, es habe mit dem von **Kant** und **Moriz** angegebnen Moment des Schönen seine Richtigkeit — so ist damit doch noch nicht das Wesen desselben, der Ursprung des Schönen erklärt, indem es zwar negativ, aber nicht positiv bestimmt worden ist. Ich bin noch immer berechtigt zu fragen: was ist das, das ohne Interesse gefällt? warum gefällt es mir, ungeachtet ich kein Wohlgefallen an seiner Existenz verbinde?

## §. 39.

## Fortsetzung.

Das Schöne ist das, fährt **Kant** fort, was ohne Begriffe als Objekt eines allgemeinen Wohlgefallens vorgestellt wird.

Sobald wir eingestehen, daß dasjenige nur schön zu nennen sey, was ohne Interesse gefällt: so geben wir zugleich zu, daß das von uns für schön erklärte Objekt auch von andern als ein solches anerkannt werde. Denn da wir, nicht einer subjektiven Neigung, oder eines andern überlegten Interesses wegen, den Gegenstand schön nannten: so müssen wir auch andern ein ähnliches Wohlgefallen zumuthen können. Das Schöne hat also eine subjektive

Allgemeingültigkeit; es wird vorgestellt als Objekt eines allgemeinen Wohlgefallens ohne Begriffe. Denn was vermittelst der Vernunft durch den bloßen Begrif gefällt, ist gut. Um etwas gut zu finden, muß ich jederzeit wissen, was der Gegenstand für ein Ding seyn solle, d. i. einen Begrif von demselben haben. Um Schönheit woran zu finden hab' ich das nicht nöthig; ohne Absicht in einander geschlungne Züge, unter dem Namen des Laubwerks, bedeuten nichts, hängen von keinem bestimmten Begriffe ab, und gefallen doch. So weit Kant.

Daß wir der Schönheit eine subjektive Allgemeingültigkeit zugestehen; daß wir nicht sagen dürfen: es ist etwas schön, weil es mir gefällt, sondern ich erkenne die Schönheit daran, daß sie mehrern gefällt, und allen, welche Geschmack haben — das müssen wir zugeben, ohne einen Widerspruch zu wagen. Aber ob die Gemeingültigkeit des Schönen aus dem Wohlgefallen daran ohne Interesse entsteht, und zwar allein daraus entsteht? — dies scheint mir in Zweifel gezogen werden zu können.

Eine objektive innre Vollkommenheit gefällt, wenn ich auch nicht fragen kann: wozu sie sey? dem Verstande um ihres Selbsts willen. Ich bewundre den Bau eines Thieres, einer Pflanze (nicht seines Nutzens wegen für mich, sondern) seiner innern Vollkommenheit halber. Beziehe ich dieses Thier nicht mehr sowohl auf das Erkenntniß-

nißvermögen, als vielmehr auf das Gefühl der Luſt und Unluſt: ſo gefällt mir das genannte Objekt nicht mehr um ſein ſelbſt willen, ſondern um meinetwillen. Ich nenne es angenehm oder ſchön, wegen der Empfindungen, die es in mir entwickelte. — Könnte ein Objekt gar keine Gefühle der Luſt in uns erzeugen, ſo würden wir es nichts weniger denn ſchön nennen. Es bleibt demnach mit dem Wohlgefallen am Schönen immer zugleich ein Wohlgefallen an der Exiſtenz des Schönen als Schönen verknüpft.

Und wollten wir auch einräumen, das angegebne Moment des Schönen habe ſeine gänzliche Gültigkeit: was haben wir dann gewonnen an der Erklärung des Schönen? wiſſen wir darum, was es ſey, wenn wir wiſſen, was es nicht ſey? — Unſre Wißbegierde iſt immer noch ungeſtillt: wir können noch immer fragen: Warum gefällt ein Objekt, allgemein, ohne Begrif, ohne Intereſſe?

Schönheit iſt Form der Zweckmäßigkeit eines Gegenſtandes, in ſo fern ſie ohne Vorſtellung eines Zwecks an ihm wahrgenommen wird. Wo Intereſſe im Wohlgefallen an einen Gegenſtand herrſcht, da ſtellen wir uns auch jederzeit einen Zweck vor, der als der Grund des Wohlgefallens angeſehn wird. Da aber, wie Kant will, das Geſchmacksurtheil von keinem Intereſſe beſtochen ſeyn darf, wenn es rein und die Schönheit wirklich ſchön (nicht etwa nur angenehm)

seyn soll: so fällt bei der Schönheit jede Vorstellung von Zweck hinweg. Demungeachtet besitzt sie die Form der Zweckmäßigkeit. Eine Tulpe wird z. B. für schön gehalten, weil eine gewisse Zweckmäßigkeit, die so, wie wir sie beurtheilen, auf gar keinen Zweck bezogen wird, in ihrer Wahrnehmung angetroffen wird. —

Schönheit gründet sich auf Empfindung; Empfindung weiß nichts von Zweck und Zweckmäßigkeit, sondern nur der Verstand. Es fällt also, wie wir in der Folge deutlicher einsehen werden, in der Schönheit als Empfindung, nicht nur die Idee von Zweck, sondern auch von Zweckmäßigkeit hinweg. Sucht man aber die Ursach der Empfindung auf, so handelt dann der Verstand, und der Verstand kann Zweck und Zweckmäßigkeit in den schönen Objekten erkennen, ja es kann ein Objekt vorzüglich auch durch seinen Zweck als schön in der Empfindung gefallen.

Ich will hier nur erwähnen, daß es bei dem Anblick einer Tulpe wohl den wenigsten eingefallen ist, sie darum schön zu nennen, weil sie, ohne einen Zweck zu zeigen, doch die Form der Zweckmäßigkeit besitzt. Die meisten fanden die Tulpe schön um des Eindrucks willen, den sie auf das niedre und höhere Empfindungsvermögen machte. Zwar wird Kant sagen, dann ist das Geschmacksurtheil nicht mehr rein, sobald sich das empyrische Wohlgefallen hineinmischt, sobald Reiz und Rührung Einfluß darauf hat. Allein was bleibt mir von der wahren

Schön-

Schönheit Wesentliches übrig, sobald ich im Betrachten derselben von jeder Empfindung abstrahire, indem ein Gegenstand erst als Schönheit wahrgenommen werden kann, wann Empfindung auf ihn bezogen wird? Sondre ich von der Tulpe alles dasjenige ab, was Reiz und Rührung erweckte; wische ich Glanz, Duft und Farbe der Tulpe hinweg, zeichne ich sie mit einer Feder aufs Papier, so bleibt mir noch die Form der Tulpe. Aber auch diese Form gefällt, nicht allein wegen einer gewissen Zweckmäßigkeit, die auf gar keinen Zweck bezogen wird, sondern wegen der weichen Rundung ihrer Blätter, und der Aehnlichkeit, welche sie mit der Blume in der Natur hat, wodurch tausend liebliche Nebenideen in uns erweckt werden. Allein diese Gestalt der Tulpe werden wir gewiß nicht mehr so schön nennen als ihr Original. Wir werden sie noch schätzen, wie man den Schattenriß einer geliebten Person schätzt.

Aber es ist möglich, daß ich hier irre. Demungeachtet glaub ich darin nicht zu irren, daß bei jener Erklärung des Schönen noch immer ungewiß bleibt, worin das Wesen der Schönheit bestehe? Zweitens daß es wider allen Sprachgebrauch, wider jedes Schönheitsgefühl gehandelt sey, wenn man aus dem Geschmacksurtheil allen Einfluß des Reizes und der Rührung verstoßen will, da doch der Effekt der Schönheit Reiz und Rührung für die Empfindung ist,

ohne diesen Effekt keine Schönheit anerkannt werden würde.

Schönheit ist, was ohne Begrif als Gegenstand eines nothwendigen Wohlgefallens erkannt wird. Dies Wohlgefallen ist nicht objektiv nothwendig, sondern nur subjektiv. Eine theoretische objektive Nothwendigkeit wäre, wo jedermann a priori erkennen müßte, daß der schöngenannte Gegenstand jedem wohlgefallen werde. Dies subjektive nothwendige Wohlgefallen gründet sich auf einen Gemeinsinn (sensum communem), oder auf ein Gemeingefühl, wie ich sagen würde, weil man unter Gemeinsinn gewöhnlich den gemeinen Verstand versteht, der aber, nicht nach Gefühlen, sondern nach Begriffen urtheilt.)

Gegen jenes aufgestellte Moment des Schönen läßt sich, wie ich glaube, nur dies einzige einwenden, daß, wenn man freilich nicht das allein, was mir gefällt, sondern was für jedermann ein Gegenstand des Wohlgefallens ist, schön nennen könne, demungeachtet das Schöne an sich selbst noch nicht erklärt, noch nicht sein Ursprung und die Ursachen des allgemeinen Wohlgefallens davon gezeigt worden ist.

§. 40.

## §. 40.

## Beſchluß.

Denn wenn ich auch jemandem ſage: du darfſt nichts als Schönheit betrachten, als dasjenige, was ohne alles Intereſſe und ohne Begrif nach einer ſubjektiven Nothwendigkeit allgemein gefällt, zwar die Form des Zweckmäßigen an ſich trägt, aber keinen Zweck wahrnehmen läßt — ſo wird er zwar wiſſen, welches die allgemeinſten Bedingungen ſind, unter welchen er etwas ſchön finden kann; wird zwar wiſſen, was das Schöne nicht iſt, aber er wird unbefriedigt noch mehr zu wiſſen fodern, wird oft ſeine Empfindungen und die Empfindungen der meiſten Menſchen im Hader mit jener Beſtimmung des Schönen finden.

Wir können mit Recht die Kenntniß des Schönen als eine reichhaltige Quelle für den Künſtler betrachten, woraus er immer ſchöpft, und die nie verſiegt. Die Kenntniß der wahren Schönheit muß den Geſchmack läutern und zur äſthetiſchen Geſetzgebung den Schlüſſel reichen.

Welche Geſetze aber laſſen ſich für die Darſtellung des Schönen durch die Kunſt aus jener Theorie herleiten? — —

Dieſes ſind die Gründe, welche uns bewegen **Kants** (transſcendentale) Ideen vom Schönen zu verlaſſen, um für die pſychologiſche Aeſthetik, und

durch diese für die schöne Kunst, eine andre Theorie des Schönen aufzusuchen.

Anmerkung. Kant, dieser wirklich über alle seine Vorgänger erhabne Reformator in der Geisterwelt, gab die äußersten Linien des Schönen an, über welche es nicht hinauslaufen dürfe, ohne seinen Werth zu verlieren, aber sagte uns nicht, was in dem Felde eigentlich zu finden sey, um welches er die Gränzen gezogen hat. Dies und nicht mehr thun die in den letzten drei §§ gemachten Bemerkungen dar. Widerlegung sollen diese also nicht seyn, denn in so wenigen Zeilen läßt sich kein Kant widerlegen, und in keinem Folianten, wo er — Wahrheit spricht So viel scheint mir gewiß zu seyn, daß keiner vor ihm die Peripherie des Schönen schärfer und richtiger angegeben hat, wiewohl andre oft der Darstellung- und Zergliederung des eigentlichen Schönen näher gekommen seyn können.

Es wird in der That sehr schwer halten aus der Kantischen Theorie die Gesetze des Schönen für den Künstler herzuleiten. Geben wir ihm auch gleich das Gesetz: stelle etwas dar, was allgemein, ohne Begriff, ohne Interesse, ohne Zweck bei der Form des Zweckmäßigen, gefällt, — oder zertheilen wir auch dies allgemeine Gesetz in besondre einfache Sätze: so wird er von uns und mit Recht Gebote, statt der Verbote fodern, um Schönheit darstellen zu können. Wir haben die Kantischen Momente des Schönen übrigens immer nur im Bezug auf unsre Foderungen von einer Erklärung des Schönen betrachtet.

§. 41.

§. 41.

## Bemerkungen einiger andern Weltweisen über das Schöne.

Noch immer unberuhigt stehn wir da, weil die Meinungen der meisten Philosophen uns nur sehr wenige Aufschlüsse über das Wesen des Schönen geben, wonach wir suchen. Bald wurde in ihren Theorien das Gebiet des Schönen zu enge gezogen, bald zu sehr erweitert, bald gaben sie uns nur einzelne Quellen einiger Schönheiten an, bald bestimmten sie das Wesen des Schönen negativ.

**Heydenreich** sagt: (l. c. S. 97.) die Arten des Schönen sind eben so verschieden unter einander als die Arten der Empfindungen. Es giebt, (wie schon mehrere angaben, z. B. **Büschings** ästhetische Lehrsätze ꝛc. Hamk. 1774. 8. §. 27.) 1) Schönheiten, wobei das Wohlgefallen durch unmittelbaren Eindruck gewisser Gegenstände auf unsre Sinnen, ohne Dazwischenkunft irgend eines Urtheils, erregt wird. 2) Schönheiten, deren Reiz sich blos auf zufällige Associationen gewisser Bilder und Vorstellungen mit gewissen Gegenständen gründet. 3) Schönheiten, deren Wirksamkeit auf einer wesentlichen Beziehung gewisser Gestalten und Töne auf gewisse Zustände des Menschen, als eines für Wohl- und Weh empfänglichen Wesens beruht. 4) Schönheiten, welche durch Beziehung gewisser Gegenstände Bilder,

Vorstellungen, Gedanken und Handlungen auf die Gesetze des Verstandes der speculativen oder praktischen Vernunft Vergnügen erregen. —

Diese vier Klassen der Schönheiten lassen sich unmöglich auf ein gemeinschaftliches Princip reduciren, am wenigsten auf ein Vernunftprincip im eigentlichsten Sinn, indem sich bei den zwei ersten Klassen des Schönen die Vernunft ganz unthätig verhält. Aber Kunstschönheiten, in so fern sie Ausführungen gewisser Zwecke vernünftiger Wesen sind, müssen sich auf allgemeingültige Vernunftprincipien beziehen lassen. So weit **Heydenreich**. Dieser Philosoph giebt uns ebenfalls keine weitere Aufschlüsse über die Natur des Schönen, wir sind folglich nur um ein weniges, oder um gar nichts weiter vorgerückt.

**Crousaz** (Traité du beau) läßt uns nicht minder trostlos, wenn er seine fünf Merkmale des Schönen: Verschiedenheit, Einheit, Regelmäßigkeit, Ordnung, Verhältniß aufstellt. **Crousaz** sagt nicht einmal etwas Neues; denn Einheit im Mannigfaltigen umschließt seine sämmtlichen Schönheitskaraktere; und daß der Begrif der Einheit bei weitem nicht die Natur des Schönen erschöpfe, ist uns schon bekannt.

**Diderot** (Traité du Beau) versucht es, uns eine neue Idee vom Schönen zu geben, welche er bei allen seinen Vorgängern (**Augustin, Andre', Wolf, Hutcheson** und **Crousaz**) vermißt. Schön ist,

ist, sagt er, alles dasjenige, was etwas in sich hält, wodurch in meinem Verstande die Idee von Beziehungen (l'idée des rapports) erwecke wird. — Unter den Worten „Alles das" will er aber die Objekte des Geschmacks und Geruchs nicht eingeschlossen wissen, weil man nicht sage: schöne Speisen, schöner Geruch, sondern angenehme Speisen, lieblicher Geruch. — Der Ausdruck Beziehung ist in dem **Diderotschen** Princip der merkwürdigste, der Verfasser sucht ihn darum auch sorgfältiger zu bestimmen. Denn man könnte ja sagen: alle Objekte können gewisse Beziehungen unter sich, unter ihren Theilen und mit andern Dingen haben, ohne daß sie darum schön sind. Beziehung (le rapport) aber ist eine Handlung des Verstandes, welche eine Sache oder eine Eigenschaft betrachtet, in so fern diese Sache oder Eigenschaft das Vorhandenseyn einer andern Sache oder Eigenschaft supponirt. Diese Beziehungen sind überhaupt die Basis alles Schönen. Ein schönes Gesicht, oder ein schönes Gemälde gewährt mehrere Beziehungen, als eine einfache Farbe; ein gestirnter Himmel, ein blaues Gewässer, ein Dorf, eine offne Landschaft mehr, als ein platter Erdstrich; eine Symphonie mehr als ein einzelner Ton — darum nennen wir sie schön. — Mögen wir Beispiele nehmen woher wir wollen, so werden wir doch immer nur etwas wegen seiner Beziehungen schön finden.

Jedem

Jedem ist z. B. aus den Horaziern der erhabne Ausdruck: „er sterbe! (qu'il mourût) bekannt. Frag ich jemanden, der ihn nicht kennt, was er davon halte? so wird er sagen: nichts, ich finde ihn nicht schön, nicht häßlich; ich weiß nicht in welcher Verbindung er steht. — Erklär' ich ihm aber, daß dieses die Antwort eines Mannes war, der über eine andre Person, die sich im Kampfe befand, um Rath gefragt wurde — so wird jener in dieser Antwort schon einen gewissen Muth entdecken, dem Sterben lieber als Leben sey. Füge ich noch hinzu: der Kampf galt fürs Vaterland, der Kämpfende war der letzte Sohn dessen, der um Rath befragt worden, ein junger Mann, der mit drei Feinden zu thun hatte, die seinen beiden Brüdern schon das Leben geraubt; daß der Greis zu seiner Tochter sprach, daß er ein Römer war — dann wird die Antwort: er sterbe! mit jeder neuen Beziehung schöner.

Daß **Diderot** hier zum Theil nicht unrecht dachte, aber zum Theil auch sehr flach, darf ich, so sehr ich jenen Schriftsteller in jeder andern Rücksicht verehre, hier wohl nicht erst erwähnen. Denn eben das, was er zur Basis des Schönen macht, dient auch zur Basis des Häßlichen, Nützlichen u. s. f. Auch das Häßliche gewährt meinem Verstande die Idee von Beziehungen. Zwar führt **Diderot** viele Beispiele an, um seinen Satz zu bewähren; zwar leitet er vielerlei daraus ab, zwar weiß er die Arten

des

des Schönen nach den verschiednen Arten der Beziehungen anzugeben; aber alles das trägt nichts dazu bei, daß sein Grundsatz bestimmter, ausschließender, und dem Schönen allein anpassender würde.

Anmerkung. Es hält Diderot besonders die Eintheilung des Schönen, in das eigentliche und das relative (beau réel, beau relatif) für sehr wichtig. Ein Objekt kann an und für sich, isolirt von allen andern, gedacht werden, die Schönheit, welche wir dann an ihm entdecken, gründet sich auf den obigen Grundsatz des Schönen, (tout ce qui contient en soi de quoi réveiller dans mon entendement l'idée des rapports, ou tout ce qui réveille cette idée) und heißt reelle, wirkliche Schönheit. Wird ebendasselbe Objekt mit andern seiner Art verglichen, und gefunden, daß es mehrere Vorstellungen von Beziehungen, mehrere sichre, nothwendige Beziehungen erweckt als die andern: so schreibt man ihm in so fern auch eine relative Schönheit zu. — Ein Unterschied, der seinem Erfinder von Seiten des Scharfsinns bei weitem nicht die Ehre erwirbt, als derjenige ist, welchen unser Kant (l. c. §. 16.) trifft, wenn er sagt: es giebt zweierlei Arten der Schönheit, freie Schönheit (pulchritudo vaga) die keinen Begrif von dem voraussetzt, was der Gegenstand seyn soll — anhängende Schönheit, (pulchritudo adhaerens) die einen solchen Begrif und die Vollkommenheit des Gegenstandes nach demselben präsumirt.

§. 42.

## §. 42.

## Versuch einer vollständigern Theorie des Schönen.

Gründeten sich auch wirklich alle Künste auf den Satz: Nachahmung der schönen Natur, so kann man doch nicht die Untersuchung des Schönen als überflüssig verdammen, durch den Machtspruch: „warum ängstigt man sich mit der Erklärung des Schönen für den Künstler, da derselbe, um als ein solcher zu gelten, nur das nachahmen darf, was als schön von den meisten geliebt wird?“ — Ich glaube fest, keine der edeln Künste werde eher das Ziel ihrer Vollkommenheit erreichen, bevor nicht sorgfältig bestimmt wird, was Schönheit sey. So wie in der sittlichen Welt jedermann empfindet, was Recht und was Unrecht sey, aber oft das wahrhaft Gute mit dem scheinbaren so lange verwechselt, bis ihm der Begrif der Tugend genauer angegeben wird: so verhält es sich auch in der ästhetischen Welt, wo jeder zwar empfinden will, was schön, was häßlich sey, aber demungeachtet so lange das wahrhaft Schöne mit dem scheinbaren verwechseln kann, bis er einigermaßen bestimmt weiß, was, im Durchschnitt, jedem vernünftig-sinnlichen Wesen als schön gefallen müsse.

Ich gebe hier die Ideen hin zu einer vollständigern Theorie des Schönen, aber ich gebe sie für nichts

nichts mehr als einen Versuch, der mit unzähligen Schwierigkeiten verknüpft war. —

Anmerkung. Der Gang, welchen wir izt wagen, ist der Gang in das verworrene Labyrinth der Empfindungen, worin sich schon viele verloren, deren Ziel die Erklärung des Schönen war. Es liegt zu diesem Ziel bis jezt beinahe kein ausgezeichneter Weg vor uns, den wir bewandern müßten, wir haben in diesem verführerischen Irrgarten keine andre Regel, als diejenigen Wege nicht zu gehen, oder nicht allein auf ihnen zu bleiben, welche schon von andern vorher betreten worden sind, weil — — sie irre leiteten. Sollt' ich mich bei diesen Bemühungen zulezt in jenen Dunkelheiten verlieren, die über dem Gebiet des Ekphyrischen schweben, so tröst' ich mich mit dem Schicksale meiner großen Vorgänger. —

## §. 43.

## Hoffnungen.

Aber was uns vorzüglichen Muth giebt zu glauben, daß man endlich zum Ziele gelangen könne, ist folgendes. Man findet bei allen kultivirten Völkern, zu allen Zeiten, unter jedem Himmelsstrich die Vorstellung und den Ausdruck vom Schönen. Wenn nun auch gleich das Schöne im Besondern (welches wir durch das Wort Schönheit, Pulchritudo, beauté bezeichnen wollen) sehr relativ ist; wenn gleich die Urtheile der Menschen sich über

über eine individuelle Schönheit widerstreiten, so giebt doch ein jeder zu, daß überhaupt etwas Schönes vorhanden sey, es muß doch das Schöne im Allgemeinen (Pulchrum, le beau) einen festen, nothwendigen Karakter haben. Und welcher ist nun dieser? — haben wir ihn einmal aufgefaßt, so wird es uns auch leicht werden den Karakter individueller Schönheiten zu entwerfen.

Man konnte unmöglich zur Entdeckung der Natur des Schönen gelangen, so lange man dieselbe an den Objekten außer uns allein studieren wollte. — Das Wesen des Schönen, oder dasjenige, warum etwas im hohen Grade gefällt als schön, liegt ja nicht allein außer uns, sondern größtentheils auch in uns, in unsrer vernünftigen und sinnlichen Natur. — Man studiere also nicht die Folge der Töne, Linien, Formen u. s. f. allein, sondern auch ganz vorzüglich die allgemeinen ewigen Gesetze der menschlichen Natur, der vernünftigen und sinnlichen, vergleiche mit denselben die gemachten Erfahrungen, und vielleicht geht dann ein helleres Licht in dieser nächtlichen Region für die Philosophie und Kunst überhaupt auf.

Laßt uns also den Blick werfen, nicht auf die Beschaffenheit der Objekte, denen wir Schönheiten zuschreiben, sondern auf die Beschaffenheit des Menschen, als eines empfindenden Wesens.

§. 44.

## §. 44.

## Der Menſch.

Betrachten wir den Menſchen an ſich, ſo finden wir in ihm ein wunderbares Amphibion, welches in den beiden großen Elementen des Univerſums, Sinnlichkeit und Nichtſinnlichkeit lebt; er beſitzt zwei Naturen, durch welche er ſich mit jenen beiden Elementen in Verbindung ſetzen kann, Vernunft und Gefühl.

Alle Objekte, die ihn umgeben, bezieht er auf ſich, behandelt und empfindet er nach ſeinen ihm angebornen Geſetzen. Dieſe ſind entweder Geſetze des Erkennens, oder des Handelns, oder des Empfindens.

Die Geſetze des Erkennens ſind in ſeiner theoretiſchen Vernunft und dem Verſtande überhaupt gegründet, nach denſelben ſtellt er ſich die ihn umringenden Gegenſtände vor, nicht im Bezug auf Empfindung, ob ſie angenehm oder unangenehm ſind, nicht im Bezug auf Freiheit, ob ſie gut oder böſe ſind, ſondern im Bezug auf ihre Qualität, Quantität, Relation, Modalität, Raum, Zeit und den daraus fließenden oder mit ihnen verwandten Begriffen. Das Vermögen des Menſchen, ſich die Objekte nach ihrer Nichtſinnlichkeit, was ſie im Bezug auf Vernunft und Verſtand überhaupt ſind, vorzuſtellen, wollen wir hier Erkenntnißvermögen, und

den Inbegrif der Gesetze desselben erkennende Natur nennen.

Die Gesetze des Handelns sind in seiner praktischen Vernunft überhaupt gegründet, nach denselben stellt er sich die vor dieses Forum gehörenden Objekte, nicht etwa vor im Bezug auf ihre Eigenschaften für das Empfindungsvermögen: sondern im Bezug auf die moralische Freiheit, nach welcher sie entweder gut oder böse, sittlich oder unsittlich sind. Das Vermögen die Sittlichkeit der Handlungen zu bestimmen, nennen wir hier das moralische Vermögen, und den Inbegrif der Gesetze desselben praktische Vernunft, moralische Natur.

Die Gesetze des Empfindens sind in seiner sinnlichen Natur gegründet, nach denselben stellt er sich die Objekte allein nur vor, nicht als das, was sie für den Verstand, nicht als das, was sie für die moralische Vernunft, sondern als das, was sie für seine Sinnlichkeit, ob sie angenehm oder unangenehm, sind. Das Vermögen des Menschen sich die Objekte nach ihrem angenehmen oder unangenehmen Eindruck vorzustellen, nennen wir das Empfindungsvermögen, dessen Gesetze in der Sinnlichkeit des Menschen aufzusuchen sind.

Die erkennende, sittliche und empfindende Natur sind gleichsam die Regentinnen. Alle übrige Vermögen des Gemüths sind ihre Vasallen und ihren Gesetzen unterworfen, z. B. Gedächtniß, Einbildungskraft, Begehrungsvermögen, Beurtheilungskraft u. s. f.

Anders

Anders begehrt die verſtändige, oder erkennende, anders die ſittliche, anders die ſinnliche Natur des Menſchen.

Iſt das Objekt des Begehrens allein nur durch das Erkenntnißvermögen gegeben, ſo wollen wir es das verſtändige Begehren nennen. Dieſem gefällt nur das, was den Geſetzen der theoretiſchen Vernunft und des Verſtandes gemäß iſt: Zweckmäßigkeit, Harmonie, Wahrheit, Nützlichkeit u. ſ. f.

Im Bezug der ſittlichen Natur des Menſchen nennen wir das Begehren das moraliſche, deſſen Maximum Sittlichkeit, Tugend u. ſ. f. iſt.

Wird das Begehrungsvermögen durch den Einfluß der Sinnlichkeit beſtimmt, ſo heißt es das ſinnliche, deſſen erhabenſtes Ziel Wohlſeyn, Vergnügen, Glückſeligkeit iſt.

So wie der Menſch nach den verſchiedenen Geſetzen der erkennenden, ſittlichen und empfindenden Natur ganz verſchieden begehrt, ſo beurtheilt er auch nach den Geſetzen derſelben oft einen und denſelben Gegenſtand ganz anders. Was die theoretiſche und moraliſche Vernunft zuweilen billigen, mißbilligt die Sinnlichkeit. Was der Verſtand in ſeinem Reiche, als theoretiſche Vollkommenheit, erklärt, verdammt oft die praktiſche Vernunft, als unſittlich, und die Sinnlichkeit als unangenehm.

Nicht genug, daß die erkennende, die ſittliche und ſinnliche Natur unter einander ganz verſchieden in ihrem Urtheil über die Objekte ihres Gebiets ſind,

nicht genug, daß keine von diesen Gesetzgeberinnen sich um die Aussprüche der beiden andern bekümmert, sondern immer nur nach dem in ihrem Reiche üblichen, unwandelbaren Gesetze richten: so maßen sie sich auch an, über Objekte, die ursprünglich in das Gebiet der andern gehören, zu urtheilen. Die Sinnlichkeit urtheilt z. B. über eine theoretische Wahrheit, (die ursprünglich aus dem Gebiete der Vernunft oder des Verstandes herrühren kann) und verwirft sie, oder beherzigt sie, als unangenehm oder angenehm. Die moralische Natur richtet über das angenehme, (ursprünglich ein Gegenstand aus dem Gebiet der Sinnlichkeit) und verdammt oder lobt es, als sittlich böse oder gut.

**Anmerkung.** Aber wenn auch eine von jenen Naturen über Objekte richtet, welche ursprünglich aus dem Gebiete einer andern sind, die erkennende z. B. über das Sinnlichangenehme: so beurtheilt sie dasselbe nie als Objekt eines fremden Gebiets, sondern als ein Objekt ihres Reiches nach ihrer eignen Gesetzgebung. Sie kann nicht sagen: die Rose ist angenehm für die Sinnlichkeit, weil sie den Gesetzen des Erkenntnißvermögens gemäß Einheit im Mannigfaltigen, Verhältniß, innre Zweckmäßigkeit besitzt, sondern die Rose ist für den Verstand etwas Vollkommnes, weil sie Einheit, Ebenmaß der Theile u. s. f. besitzt. Und hier glaub' ich in dem Labyrinth der Untersuchungen des Schönen die Gegend gefunden zu haben, wo sich einige Philosophen von der richtigen Straße zur Entdeckung des Wesens

Wesens der Schönheit ablocken ließen. Denn Schönheit ist ursprünglich ein Gegenstand der Sinnlichkeit, wenigstens dem größten Theil nach, denn sie wird percipirt durch Empfindung. Bei der Erklärung des Schönen hätte man nicht das Gesetzbuch der Sinnlichkeit ganz überschlogen, sondern auch in ihm studieren sollen. Aber man behandelte das Schöne, als ein ursprüngliches und alleiniges Objekt des Erkenntnißvermögens, und bestimmte also nur nach den Gesetzen des Verstandes, theoretischen Vernunft, was Schön sey. Da mußten denn sehr natürlich die Erklärungen sehr einseitig lauten, bald wurd' es das in sich Vollendete, bald das Nützliche, das Vollkommne überhaupt, Einheit u. s. f. genannt. — Schönheit wird empfunden! Der Verstand empfindet nicht, sondern erkennt — wie konnte man also jemals die Hoffnung in sich nähren das Wesen der Schönheit endlich zu ergründen? — Baumgarten fühlte es, daß man die Sinnlichkeit bei der Bestimmung des Schönen schlechterdings nicht ganz und gar aus dem Spiel lassen dürfe, weil, wenn auch der Verstand der Vater des Schönen wäre, die Sinnlichkeit doch die Mutter desselben seyn müsse.

## §. 45.

## Fortsetzung.

Ungeachtet aber von der einen Seite jene Gemüthskräfte oft über einen und denselben Gegenstand so entgegengesetzt urtheilen, ungeachtet sie sich selber in ihren Urtheilen widersprechen, so daß die eine billiget, was der andern mißfällt: so unterstützen sie

ſich doch, von der andern Seite, beſtändig, als Freundinnen. Die Sinnlichkeit leihet der theoretiſchen und praktiſchen Vernunft Empfindungen; daher das Gefühl des Sittlichen, des Schicklichen, des Vollkommnen, des Erhabnen, wo ſich die Vorſtellungen der Vernunft oder des Verſtandes in Sinnlichkeit eintauchen, wenn ich ſo reden darf, und Empfindungen werden. Eben ſo wirken wohlthätig Vernunft und Verſtand auf die Sinnlichkeit. — Wenn dieſe Bemerkungen hier vielleicht noch kein Intereſſe haben; ſo iſt zu glauben, daß ſie es in der Folge empfangen dürften. Wir müſſen wenigſtens das ohngefähre Verhältniß der vorzüglichſten Gemüthskräfte kennen, welche Selbſtgeſetzgeberinnen ſind, und ſich der übrigen als Vaſallen bedienen. Wir wollen und müſſen ja von den Empfindungen (als Stoff der Kunſt §. 29. n. 2.) in dieſer Aeſthetik ſprechen, warum ſollten wir anſtehn, diejenigen Kräfte näher kennen zu lernen, welche als Königinnen über das Reich der Empfindungen herrſchen?

## §. 46.

## Die erkennende Natur.

Wenn wir etwas erkennen, ſo liefert die Sinnlichkeit den Stoff, daß Gedächtniß bewahrt ihn, die Einbildungskraft reiht ihn zuſammen, Verſtand und Vernunft vergleichen die empfangnen Vorſtellungen und beſtimmen ihr Verhältniß. Alle unſre Vorſtellungen

lungen ſind den Geſetzen des Erkenntnißvermögens unterworfen, Geſetze, welche mit jeder Vernunft ewig verbunden ſind, und die hier umſtändlich zu entwikkeln der Ort nicht ſeyn kann. Bewußtſeyn z. B. iſt das erſte nothwendige Geſetz im Reiche der Vorſtellungen, und das alles im Raum und in der Zeit wahrgenommen werden müſſe, das allgemeinſte für jedes Empyriſche. Hier wird über Deutlichkeit, Klarheit oder Dunkelheit der Vorſtellungen geſprochen, über Größe und Kleinheit, Vielheit oder Einheit, Aehnlichkeit, Beſchaffenheit der Dinge, Geſtalt, Bewegung, Ruhe, Verhältniſſe, Verknüpfungen, Vollkommenheit, Wahrheit, Schein, Wirklichkeit, Nothwendigkeit, Beharrlichkeit und Veränderlichkeit, Weſentlichen und Zufälligen u. ſ. f. der möglichen oder wirklichen Gegenſtände der Erkenntniß.

Die Geſetze des Erkenntnißvermögens unterſcheiden ſich von den Geſetzen der praktiſchen Vernunft und der Sinnlichkeit dadurch, daß ſie beſtimmen, was ein Objekt iſt, wenn es erkannt wird.

Die Geſetze der praktiſchen Vernunft aber beſtimmen, was geſchehn ſoll.

Die Geſetze der Sinnlichkeit beſtimmen, unter welchen Bedingungen eine Empfindung angenehm ſey oder nicht.

Anmerkung. Hier wurde nur der ohngefähre Karakter des Erkenntnißvermögens entworfen, in ſo fern es für uns erforderlich war, und zur Beſtim-

mung der Gültigkeit eines Geschmacksurtheils nothwendig seyn mußte. Was Kant, Reinhold, Jakob, Abicht u. a. m. über diesen Gegenstand schrieben, ist zu bekannt, als daß ichs hier anführen dürfte. — Eine Verdeutlichung der Reinholdschen Theorie des Vorstellungsvermögens schrieb neulich der Herr Professor Pirner, (Fragmentarische Versuche über Gegenstände der speculativen Philosophie. Frakft. a. d. Oder 1792) und man muß gestehn, daß Reinholds vortreffliches Werk nie glänzender in seinem Werthe wird, als neben diesem Buche!

## §. 47.

## Sittliche Natur.

Diese bekümmert sich nicht um Erkenntniß dessen, was da ist, oder gedenkbar ist, sie giebt keine Gesetze, die sich blos auf das Vermögen des Erkennens gründen, sondern solche, die auf das Vermögen freier Handlungen beruhen. Sie bestimmt das sittlich Gute und Böse nach eignen Principien, ihr letztes Ziel ist moralische Freiheitsäußerung, Sittlichkeit, Tugend.

**Anmerkung.** Schmid's Versuch einer Moralphilosophie. Jena 1792. 8. ist unstreitig, nebst Kants Kritik der praktischen Vernunft und eben desselben Metaphysik der Sitten, das vortrefflichste, was in neuern Zeiten in Bezug auf obigen Gegenstand geschrieben worden ist.

§. 48.

## §. 48.

## Sinnlichkeit.

Diese erkennt nicht, (§. 46.) bestimmt keine sittliche Handlungsweise, (§. 47.) sondern fühlt bei seinen Objekten Lust oder Unlust. Vergnügen ist das letzte Ziel ihres Begehrens.

Wir können die sinnliche Natur des Menschen in einer engern und weitern Bedeutung des Wortes nehmen.

Erstlich: sinnliche Natur des Menschen in engerer Bedeutung ist der Inbegrif aller derjenigen Gefühle, welche unmittelbar durch die Einwirkungen der Objekte auf die Sinnenorgane, ohne Dazwischenkunft einer andern Vorstellung oder eines Urtheils, erzeugt werden können. *) Dahin gehören z. B. diejenigen Gefühle, welche Speisen dem Geschmacks-, Farben den Gesichts-, einzelne Töne dem Gehörs-, Düfte dem Geruchssinn u. s. f. machen. Die grüne Farbe, blos als Farbe, ohne Nebenideen, macht auf das Auge einen sanften, keinesweges die Nerven beleidigenden Eindruck, und



*) Gefühle werden hier nicht verwechselt mit Wahrnehmungen. Wahrnehmungen durch die Sinne beziehen sich auf die Beschaffenheiten eines Objekts im Bezug auf die erkennende Natur; Gefühle beziehn sich auf die Beschaffenheit des Objekts im Bezug auf die sensitive Natur, auf Schmerz und Lust. Durch die Sinne nehme ich wahr Gestalt, Farbe, Geruch, Größe, Härte, Weiche, Glätte u. s. f. einer Blume; durch die Sinne aber fühl' ich auch das Angenehme oder Unangenehme des Objekts. Da wir unten noch einmal von dem Unterschiede sinnlicher Wahrnehmungen und Gefühle sprechen müssen, so verweise ich dahin. (§. 70.)

erzeugt daher ein (labendes, oder) liebliches, angenehmes Gefühl. Diese Arten der Gefühle wollen wir ausdrücklich **Gefühle** nennen, (nicht Empfindungen, weil wir diesen Ausdruck zur Bezeichnung einer andern Gattung aufsparen.)

Zweitens: sinnliche Natur des Menschen in weiterer Bedeutung begreift in sich jene Arten der Empfindungen der Lust oder Unlust, welche aus den Vorstellungen des Erkenntnißvermögens und der moralischen Natur entstehen. (§. 45. 46. 47.) Zum Beispiel die Vorstellung einer Vollkommenheit, welche dem Verstande gefiel, oder der die sittliche Vernunft ihren Beifall gab, entwickelt in dem Empfindungsvermögen die Empfindung der Freude. Die Vorstellung von einer zweckwidrigen Handlung entwickelt in dem Empfindungsvermögen die Empfindung des Verdrusses. Die Vorstellung eines Verlustes, welcher meine Vollkommenheit vermindert, erzeugt die Empfindung der Wehmuth. Der Anblick eines Weinenden führt mir tausend verschiedne Vorstellungen zu, und diese erregen in mir das Gefühl des Mitleidens. Solche Arten der Aeußerungen unsers Empfindungsvermögens benennen wir mit dem Worte **Empfindungen**, um sie von den Gefühlen zu unterscheiden.

§. 49.

## §. 49.

## Gefühle.

Die Gefühle oder Wahrnehmungen der Lust oder Unlust durch die Sinnenorgane sind entweder angenehm oder unangenehm, je nachdem die Objekte einen dem Organismus der Nerven entsprechenden oder ihm schädlichen Eindruck verursachen; — sind entweder einfach (allein angenehm, oder unangenehm) oder gemischt. Freilich kann das Gefühl weder ganz gut einfach, noch ganz bequem gemischt genannt werden, wenn man nicht eine ganze simultane und successive Reihe von mehrern Gefühlen ein Gefühl nennen will. — Sie sind verschieden unter einander nach den Graden ihrer Stärke, Dauer u. s. f. — Die Urtheile, welche sie veranlassen über die Objekte sind sehr relativ, nicht allgemeingültig. —

In so fern jedes angenehme oder unangenehme Gefühl Vorstellungen aufruft, wirkt das Gefühlvermögen auch auf das Empfindungsvermögen; wo durch das Gefühl keine Vorstellung erweckt wird, ist mit demselben auch keine Empfindung verschwistert.

## §. 66.

## Empfindungen.

Mannigfaltiger als die Gefühle sind aber die Empfindungen.

Erst-

Erstlich können sie seyn einfach, oder gemischt, in so fern man, wie es gewöhnlich geschieht, mehrere Empfindungen als eine betrachte, je nachdem die Vorstellungen, welche im Gemüthe abwechseln und sie erzeugen, in sich verschieden sind oder nicht. Einfach ist diejenige Empfindung, bei welcher man sich entweder keiner oder einer sehr dunkeln Vorstellung bewußt ist, durch welche die Empfindung erzeugt ist.

Gemischt ist die Empfindung, bei welcher man sich mehrerer Vorstellungen als Quellen der Empfindung bewußt ist.

Anmerkung. So lange wir uns noch der Vorstellungen bewußt sind, durch welche Empfindungen erregt wurden, so sind sie gewiß noch nicht einfach, sondern gemischt. Die Vorstellung vom Tode meines Vaters erzeugt mehrere. So lang ich noch dieser Vorstellungen, wenn auch nur sehr dunkel, bewußt bin, ist mein Schmerz noch eine gemischte Empfindung, ich stelle mir seinen Verlust vor, und empfinde Betrübniß, ich denke an die künftigen traurigen Folgen dieses Todesfalls, und empfinde Furcht, ich stelle mir seinen Todeskampf vor und schaudre u. s. f. Sobald ich aber Schmerz fühle, der so ungestüm wird, daß alle übrigen Seelenkräfte ruhen, oder sich selbst in dieser übermäßigen Empfindung vergessen, daß ich jammre und verzweifle, ohne mehr daran zu denken, warum? so ist die Empfindung gewiß nur einfach. Die heftigste Empfindung ist die ungemischteste; das größte Entzücken vergißt seinen Gegenstand; der

Schreck

Schreck, im Moment seiner ganzen Stärke, ist dann mit keiner Vorstellung von seiner Ursach mehr verknüpft. Sobald sich schon mehrere Vorstellungen wieder einfinden, werden auch mehrere Empfindungen erzeugt, die Empfindung verliert an ihrer Stärke und wird gemischter. Uebrigens gilt die Idee von zusammengesetzten Empfindungen nur uneigentlich, wie weiter unten erwiesen werden wird. (§. 82.)

Zweitens: Die Empfindungen sind von einander verschieden nach den Graden ihrer Stärke und ihrer Schwäche; ihrer längern oder kürzern Dauer.

Drittens. Sie sind entweder Empfindungen der Lust oder Unlust.

Viertens. Sie können (wiewohl sehr uneigentlich) unterschieden werden nach ihren Quellen oder den Objekten, durch welche Empfindungen entwickelt werden. Dieser Unterschied ist im gemeinen Leben sehr gebräuchlich, und nach ihm lassen sie sich eintheilen:

1) In Empfindungen, welche durch die Vorstellungen des bloßen Erkenntnißvermögens durch die Beziehungen gewisser Objekte auf die Gesetze des Verstandes entstanden. Z. B. die Empfindung des Großen, des Vollkommnen, des Erhabnen, des Zweckmäßigen, des Wahren oder Wahrscheinlichen u. s. m. Die Gesetze dieser Empfindungen müssen wir sowohl in der theoretischen Vernunft aufsuchen,

suchen, als auch in der Natur des Empfindungsvermögens selbst.

2) In Empfindungen, welche durch die Vorstellungen der Objekte im Bezug auf Sittlichkeit erweckt wurden. Z. B. die Empfindung der Tugend, des Lasters, der Seelengröße, des Neides, Leidenschaften u. s. f. Die Gesetze dieser Empfindungen sind theils in dem Empfindungsvermögen, theils in der praktischen Vernunft zu suchen.

3) In Empfindungen, welche ihr Daseyn gewissen thierischen Naturtrieben zu danken haben, z. B. dem Trieb der Lebenserhaltung, dem Fortpflanzungstrieb.

Anmerkung. Das Empfindungsvermögen ist nicht selbstthätig, sondern muß erst durch vorhergehende Einwirkungen in Aktivität gesetzt werden. Geschieht dies durch Vorstellungen des erkennenden oder des moralischen Vermögens, so ist die Empfindung 1) den Gesetzen desjenigen Vermögens unterworfen, aus dessen Gebiet die Vorstellung herfloß, welche der Empfindung wie eine durchschimmernde Folie zum Grunde liegt; 2) den Gesetzen des Empfindungsvermögens überhaupt, in so fern sie Empfindung ist.

Zu dem Wechsel der Empfindungen und ihrer Verkettung wirkten Fantasie, Gedächtniß, Associationsvermögen, Reminiscenz und Vorhersehung nach ihren eigenthümlichen Naturgesetzen.

An-

Anmerkung. Wir können hier die Theorie der Empfindungen nicht umständlich entwickeln, sondern müssen uns für jetzt mit diesen hingeworfnen Zügen begnügen, in so fern sie zum Zwecke nothwendig sind.

## §. 31.

## Theoretische, sittliche, sinnliche Vollkommenheit.

Soll uns ein Gegenstand, in Beziehung auf Verstand und Vernunft (erkennende Natur) gefallen: so muß er den Begehrungsgesetzen des Verstandes und der Vernunft gemäß seyn. — Ein Objekt, welches so viel Foderungen derselben, als seine Natur erlaubt, erfüllt, ist theoretisch vollkommen. Es wird z. B. ein Mährchen erzählt; soll es theoretische Vollkommenheit besitzen, so muß es in den Schranken des Wahrscheinlichen bleiben, zusammenhängend, verhältnißmäßig in seinen Theilen zum Ganzen, zweckmäßig seyn.

Vollkommenheit für den theoretischen Verstand und die Vernunft aber ist ganz verschieden von dem, was für die praktische Vernunft vollkommen ist. Hier ist es das, was mit den Begehrungsgesetzen derselben übereinstimmt. Die praktische Vernunft aber fodert Sittlichkeit, als das letzte Ziel aller ihrer verschiednen besondern Gesetze. Zum

Unter-

Unterschiede von der theoretischen wollen wir diese die moralische Vollkommenheit nennen.

Sinnliche Vollkommenheit ist die Uebereinstimmung der Eindrücke von Objekten auf unser Empfindungsvermögen mit den Begehrungsgesetzen der sinnlichen Natur. Diese aber fodert nur Empfindungen und Gefühle der Lust.

Anmerkung. Kein verständiger Mensch wird das theoretisch Zweckwidrige, Schädliche, Unmögliche u. s. f. als solches begehren; kein Vernünftiger wird das Böse, das Laster, als ein solches lieben; keinem empfindenden Wesen (keinem Thiere) wird das gefallen, was seine Sinnen beleidigt.

2. Anmerk. Der erkennende Verstand kann die Vorstellung von der moralischen sowohl als sinnlichen Vollkommenheit wiederum seinen Gesetzen unterwerfen und in derselben theoretische Vollkommenheit erkennen.

## §. 52.

## Fortsetzung.

Ungeachtet wir zwar noch nicht wissen, was das Schöne oder die Schönheit sey, so haben wir doch bei der Untersuchung der Empfindung schon vieles gewonnen. Wir haben alle Hauptklassen von dem aufgefunden, was dem Menschen (als einem aus Vernunft und Sinnlichkeit zusammengeschmolznen Wesen) nicht nur gefallen kann, sondern muß. Er

muß

muß Wohlgefallen hegen an dem, was mit den Gesetzen der Erkenntniß, Sittlichkeit und Empfindung übereinstimmt, und wir deswegen vollkommen nennen, weil er das Gegentheil unmöglich lieben kann, ohne seine Menschennatur zu verwandeln.

Ein allgemeiner, absolutnothwendiger Gegenstand des Wohlgefallens ist für jede Vernunft und jeden Verstand (als erkennende Natur) die Uebereinstimmung der Objekte mit den Foderungen seiner Gesetze, — Vollkommenheit in der Erkenntniß.

Ein allgemeiner, absolutnothwendiger Gegenstand des Wohlgefallens ist jeder moralischen Natur die Uebereinstimmung der Objekte mit ihren Gesetzen — moralische Vollkommenheit.

Ein allgemeiner, absolutnothwendiger Gegenstand des Wohlgefallens ist für jede sinnliche, empfindende Natur die Uebereinstimmung der Objekte mit den Foderungen ihrer Gesetze — sinnliche Vollkommenheit.

Aber Vollkommenheit für das Erkenntnißvermögen liegt nicht in den Objekten außer uns, welche erkannt werden, sondern beruht allein in den nothwendigen Gesetzen, in der Form des Erkennens und Vorstellens.

Sittliche Vollkommenheit ist nicht etwas in den Objekten außer uns sich befindliches, sondern liegt in den nothwendigen Gesetzen, in der Form der praktischen Vernunft.

Sinnliche Vollkommenheit ist kein Etwas in den empfundnen Objekten, sondern bezeichnet nur das Verhältniß des Empfundnen zu dem Empfindungsvermögen, und gründet sich in den nothwendigen Gesetzen und in der Form der Sinnlichkeit.

1. **Anmerkung.** Daß die Vollkommenheit in der Erkenntniß, wie auch die moralische Vollkommenheit allgemeingültiger Gegenstand des Wohlgefallens ist, wird niemand leugnen; aber daß sinnliche Vollkommenheit ein eben so absoluter Gegenstand des Wohlgefallens für jede sinnliche Natur sey, dürfte manchem vielleicht befremdend scheinen. Man könnte z. B. sagen, die Treue ist, als sittliche Vollkommenheit, ein allgemeiner Gegenstand des Wohlgefallens, aber die Lilie nicht, im Bezug auf Sinnlichkeit, dem einen gefällt ihr Duft, dem andern nicht. Allein darauf dient zur Antwort: Wenn die Lilie nicht gefällt, so ist sie natürlich auch den besondern Begehrungsgesetzen eines besondern sinnlichen Wesens nicht ganz entsprechend. Sobald sie gefällt, ist sie dem sinnlichen Begehrungsgesetzen gemäß. Es wird hier nicht von dem gesprochen, was sinnliche Vollkommenheit im besondern, sondern im allgemeinen ist. Im besondern ist auch selbst die Tugend nicht allenthalben Tugend; Mildthätigkeit ist bei dem einen (als Temperamentstugend, bei dem Freigebigen oder Verschwender) keine wahre Tugend, sondern nur eine legale Handlung; bei dem andern aber (dem ihre Ausübung Ueberwindung kostet, wie bei dem Geizigen, oder bei dem, der aus Ueberzeugung, nicht aber aus Temperament und Interesse handelt) wahre Tugend. Im Allgemeinen (wo gar nicht Rücksicht auf das

Wesen

Wesentre genommen wird) kann doch nur das im Bezug auf Sinnlichkeit gefallen, was den Forderungen des sinnlichen Begehrens gemäß ist. — Die Entwickelung der vernünftigen, sittlichen und ästhetischen Begehrungsgesetze, von denen hier nur überhaupt geredet werden kann, soll im folgenden Abschnitt erfolgen.

2. **Anmerkung.** Sinnliche Vollkommenheit ist kein Etwas in den empfundnen Objekten, sondern bezeichnet nur das Verhältniß des Empfundnen zu den Gesetzen des sinnlichen Begehrens. Sagen wir: es ist etwas angenehm, zum Beispiel, die himmelblaue Farbe, so ist Angenehm der Ausspruch der ästhetischen Urtheilskraft über das Verhältniß eines Objekts zum Gefühls- oder Empfindungsvermögen. Wir müssen im ästhetischen Urtheil unterscheiden 1) das Gesetz des ästhetischen Begehrens, mit welchem verglichen oder auf welches bezogen wird; 2) das Objekt der Empfindung, und von beiden müssen wir (im Verstande) verschieden denken das Verhältniß. Z. B. ästhetisches Begehrungsgesetz ist: beleidige nicht, reize nicht zu heftig die Nerven des Auges, sondern sanft. — Objekt des Gefühls ist: himmelblaue Farbe — Verhältniß des Objekts zum Gesetz: legal, angenehm. Es hieße mit Sisiphus Steine wälzen, wenn man die objektiven Ursachen des Angenehmen in den Dingen an sich aufsuchen wollte, da wir Dinge nicht kennen, was sie an sich, sondern nur was sie im Bezug auf die Gesetze unsers Erkennens, sittlichen Handelns und Empfindens sind.

## §. 53.

## Verschiedenheit der Urtheile über die drei Hauptarten des Vollkommnen.

Wenn auch die Gesetze des verständigen Begehrens, welche theoretische Vollkommenheit in den Objekten der Erkenntniß fodern, Allgemeinheit und Nothwendigkeit für sich haben: so sind sie doch nicht bei jedem Menschen bis zur höchsten Deutlichkeit entwickelt. Wir nennen einen solchen Menschen dumm. Ihm ist Wahrheit und Unwahrscheinlichkeit gleichviel; Verhältnißmäßigkeit und Unverhältnißmäßiges stehn zuweilen bei ihm in gleichem Range.

Wenn auch die Gesetze des sittlichen Begehrens, die moralische Vollkommenheit fodern, Allgemeingültigkeit und Nothwendigkeit in der praktischen Vernunft besitzen: so ist doch diese nicht bei allen Menschen in gleichem Maaße entwickelt. Mancher hält das nicht für Sünde, was Sünde ist, und mancher hält das für Sünde, was keine ist.

Wenn auch die Gesetze des ästhetischen Begehrens allgemeingültig und nothwendig sind, daß z. B. eine jede sinnliche Natur nur daran ein Wohlgefallen hegt, was Lust erzeugt: so ist doch bei den meisten Menschen das Vermögen, sinnliche Eindrücke zu empfangen, verschieden, verschieden die Beschaffenheit ihrer Sinnenorgane, ihres Nervensystems, ihrer körperlichen Konstitution überhaupt, ihrer Erziehung, ihrer

Erfahrungen, als welche beiden leztern besonders Einfluß auf Gedächtniß, Fantasie, Associationsvermögen und andre Gemüthskräfte haben, die durch Darstellung und Verbindung der Ideen einen großen Einfluß auf Empfindung besitzen.

Daher die Relativität der Vollkommenheit jeder Art überhaupt, daher die Verschiedenheiten der verständigen, sittlichen und ästhetischen Urtheile.

**Anmerkung.** Wenn anders keine physischen Ursachen es verhindern, so kann das Erkenntniß- und verständige Beurtheilungsvermögen sowohl als das sittliche zur Stufe der höchsten Deutlichkeit und Richtigkeit bei einem Menschen emporgehoben werden. Eine theoretische und eine moralische Vollkommenheit gilt alsdann für jeden Menschen als solche Aber das ästhetische Urtheilsvermögen des einzelnen Menschen kann nicht jedem andern gleichgebildet werden, daß er z. B. angenehm finde, was allen übrigen im Bezug auf ihre Sinnlichkeit gefällt. — Die Ursachen liegen in der Natur des Empfindungs- und Gefühlsvermögens. — 1) Gefühlvermögen. Die Sinnenorgane haben keine allgemeingleiche Art der Empfänglichkeit; die Nerven sind bei dem einen reizbarer als bei dem andern; das Blut ist bei dem einen leichter, reiner, als beim andern u. s. f. — 2) Empfindungsvermögen In so fern sich die Empfindungen auf vorhergehende Vorstellungen beziehn, ist die Ursach der Verschiedenheit der Empfindungen mehrerer Personen bei einem und demselben Objekt in der verschiednen Ausbildung des erkennenden und sittlichen Vernunftvermögens, in dem verschiednen

Vorrath der durch Erfahrung im Gedächtniß gesammelten Vorstellungen, den daher natürlich verschieden erfolgenden Associationen der Vorstellungen u. s. f., endlich auch in der verschiednen Kraft der untern Seelenvermögen, der Fantasie, des Gedächtnisses u. s. f. gegründet.

## §. 54.

## Aufsuchung des Schönen.

I. Ein Objekt, bezogen auf die erkennende Natur, erfüllt entweder die Begehrungsgesetze der Vernunft und des Verstandes, oder widerspricht denselben. Im erstern Fall nennen wir es theoretisch vollkommen, im letztern theoretisch unvollkommen. Ein Objekt kann selten allen besondern Foderungen der Vernunft vollständig Gnüge thun. In so fern ein Objekt, so viel es seiner Natur nach möglich ist, die Begehrungsgesetze der Vernunft und des Verstandes erfüllt: heißt es und ist es (nicht schön, sondern) theoretisch vollkommen. Betrachten wir die Rose allein nur im Bezug auf den Verstand, so finden wir in ihr Einheit im Mannigfaltigen, Ebenmaaß und Proportion der Theile zum Ganzen, Wirklichkeit, Kontrast u. s. f. Aber wenn wir gleich von der Rose sagen können: sie erfülle, so sehr es ihrer Natur nach möglich ist, die Bedingungen, unter welchen dem Verstande etwas gefällt; sie besitze, für die erkennende Natur des Menschen, Vollkommenheit: so dürfen wir doch

doch darum noch nicht sagen: sie sey schön; denn Schönheit bezieht sich auf Empfindung. Es kann ein philosophisches Werk theoretische Vollkommenheit besitzen, aber wir können es nicht schön nennen, wenn es für den Verstand allein vollkommen ist. Es wird folglich zum Wesen des Schönen mehr als diese Vollkommenheit erfodert. Der Pflug ist in seiner Art vollkommen, ist nützlich, aber darum nicht schön. Ungeachtet aber das, was dem Verstande allein gefällt, nicht allein das Wesentliche des Schönen ausmacht, so gehört es doch mit zu dem Karakter des Schönen. Was dem Verstande, als unvollkommen, mißfällt, wird nie schön seyn. Keine Mißgeburt, kein falsches Verhältniß der Theile zum Ganzen, kein Zweckwidriges ist schön.

II. Ein Objekt, bezogen auf die sittliche Natur, erfüllt entweder die Bedingungen, unter welchen der praktischen Vernunft etwas wohlgefallen kann oder nicht, im ersten Falle ist es gut, im zweiten böse. Ein Objekt kann selten alle besondern Foderungen des moralischen Begehrens erfüllen, und öfters gar keine, weil es seiner Natur nach nicht möglich ist. Z. B. eine Rose an und für sich betrachtet, ist weder moralisch gut noch böse, hat weder einen guten, noch bösen Zweck. In so fern aber ein Gegenstand einen sittlichguten Zweck beabsichtet, so nennen wir ihn deswegen gut, sittlich. Wenn man die heldenmüthige Selbstaufopferung Christi für das Wohl der Menschheit im Bezug auf Sittlich-

keit allein betrachtet, so ist diese Handlung moralisch vollkommen gut zu nennen, aber nicht schön. Denn Schönheit bezieht sich auch auf Empfindung. Es kann eine Predigt einen sittlichguten Zweck beabsichten, viele vortreffliche Lebensregeln ertheilen, ohne daß wir sie schön nennen können, ungeachtet sie, in Bezug auf ihren Zweck, gut, und in Rücksicht ihrer innern Einrichtung theoretisch vollkommen seyn kann. Aber wenn auch moralische Güte eines Objekts nicht allein das Wesen des Schönen in sich schließt, so muß sie doch zum Karakter des Schönen überhaupt gehören. Denn unmöglich kann ein vernünftiges Wesen Gefallen am Unsittlichen finden; nach den Gesetzen unsrer praktischen Vernunft darf uns nichts gefallen, was einen bösen Zweck bezielt; in so fern Schönheit nun ein hohes Wohlgefallen erzeugen soll, darf sie nicht den Karakter des Unsittlichen tragen, ohne Gefahr zu laufen einem vernünftig-sinnlichen Wesen zu mißfallen, wodurch sie dann aufhören würde schön zu seyn. — Laßt uns ein regelmäßig gezeichnetes Gesicht betrachten, dem ein blendendes Augenpaar, eine offne freie Stirn, sanftgespaltne Lippen, der lieblichste Teint angehören, welches aber einen unsittlichen Karakter ahnden läßt, worin sich Falschheit, Neid, Tücke, Zorn u. s. w. abspiegeln — so werden wir es vielleicht noch regelmäßig, aber nicht mehr schön nennen. Der Dolch eines Banditen wird uns Grauen, Mißfallen erregen, sobald wir seinen Zweck

behandeln, und wär er noch so feinen Stahls, noch so hell polirt, oder künstlich mit goldnem Laubwerk verziert.

III. Ein Objekt, bezogen auf die sinnliche Natur im engern Verstande, (Gefühlvermögen §. 50.) wirkt entweder Gefühle der Lust, oder Unlust. Erfüllt es die Gesetze des sinnlichen Begehrens, so nennen wir es angenehm, im Gegenfalle unangenehm. Betrachten wir die grüne Farbe blos als Farbe für unser Auge, so werden wir sagen, sie ist angenehm, lieblich, erquickend. Aber blos als Farbe genommen, ohne Nebenideen, ist das Grüne nicht schön. Wiewohl nun das blos Angenehme des Gefühls nicht das Wesen der Schönheit macht, so ist es doch nicht ausgeschlossen vom Karakter und der Natur des Schönen überhaupt. Das für den Verstand regelmäßigste, für die sittliche Vernunft beste Werk ist nicht schön, sobald es an sich den Foderungen der Sinnlichkeit widerstrebt. — Eine übelduftende, übelschmeckende Arzenei ist nicht schön, ungeachtet sie regelmäßig zubereitet wurde und einen guten Zweck (Erhaltung des Lebens) bezielt.

## §. 55.

## Das Schöne. Die Schönheit.

Das Schöne gefällt; dies ist der erste, nothwendige Karakter desselben. Wir haben im Allgemeinen alle Bedingungen angegeben, unter welchen

etwas gefallen kann. (§. 45. 47. 48. 49. 52. 53. 55) Mehrere Bedingungen sind nicht möglich, weil der Mensch nur zwei Naturen, Vernunft und Sinnlichkeit, besitzt, und nach jener entweder die Objekte seiner Vorstellung 1) nach den Verstandes- und Vernunftgesetzen erkennt, beurtheilt und begehrt, oder 2) nach den Gesetzen der praktischen Vernunft, im Bezug auf Moralität, behandelt, beurtheilt und begehrt.

Weil nun keine andre Bedingungen des Wohlgefallens für ein vernünftigsinnliches Wesen möglich sind: so kann auch das Schöne unter keinen andern Bedingungen wohlgefallen.

Ferner: Da weder das Ziel des verständigen Begehrungsvermögens, (theoretische Vollkommenheit) noch das des sittlichen, (Moralität) noch das des sinnlichen (das Angenehme) jedes für sich allein das Wesen des Schönen ausmacht, (§. 55.) ungeachtet jedes als eine nothwendige Eigenschaft des Schönen bekannt ist, — ferner: da das Schöne seiner Natur nach empfunden wird: so kann das Schöne nichts anders seinem Wesen nach seyn, als Verbindungen der theoretischen, moralischen und sinnlichen Vollkommenheit (§. 52.) zur Empfindung.

Wir können uns keinen Gegenstand denken, der theoretisch, moralisch und sinnlich unvollkommen ist, und doch die Empfindung des Schönen in uns erzeugte. Wo wir etwas schön nennen, schwebet uns

jene

jene dreifache Vollkommenheit immer in halbdunkler Ferne vor. Erinnert euch an ein Gesicht, welches ihr schön nanntet, zieht eure Empfindung ab und betrachtet die Ursachen, welche dieselbe erzeugten: so werdet ihr immer finden: sinnliche Vollkommenheit, in Farben, Glanz und Form des Gegenstandes; — theoretische Vollkommenheit in der Uebereinstimmung des Mannigfaltigen zur Einheit, Ebenmaaß der Theile, formale Zweckmäßigkeit, — aber es würde euch das Gesicht nicht so schön däuchten, wenn nicht eine moralische Vollkommenheit durch alle Züge desselben hervorschimmerte, Geist, Liebe, süße Schwärmerei, Hoheit, Güte u. s. f. im Auge, auf der Stirn, im Lächeln u. s. f. schwebte. Tausend schöne Nebenideen von sittlicher Vollkommenheit, welche dieses Gesicht predigt, werden erwachen und in euch die Empfindung des Schönen entwickeln. —

Allein jene dreifache Vollkommenheit an sich selbst und einzeln betrachtet ist nicht das Schöne selbst. Denn zergliedern wir vermittelst des Verstandes diese Vollkommenheiten, so fällt der Zauber hinweg, darum wir sie schön nannten, wir erblicken nur theoretische, oder moralische, oder sinnliche Vollkommenheit. Und in dieser Rücksicht hat **Moses Mendelssohn** Recht, wenn er sagt: allzusorgfältige Zergliedrung des Schönen schaden der Empfindung des Schönen. (Siehe unten Anm. 2.) Denn wo der Verstand allein spricht, schweigt die Empfindung. Aber wenn wir jene dreifache Vollkommenheit,

die wir den objektiven Stoff des Schönen nennen können, auf Empfindung beziehn, d. i. wenn wir nicht vorstellen, sondern empfinden, so spricht die ästhetische Urtheilskraft darüber das Urtheil: schön aus. (cf. §. 53. n. 2.) Empfindung ist demnach wie ein subjektiver Stoff zu betrachten, welchen wir mit jenem verbinden müssen. Die Verbindung der verschiednen Stoffe selber ist das Formale des Schönen. Die Verbindung geschieht nicht durch das Vorstellungsvermögen allein, sondern auch, und vorzüglich durch das Empfindungsvermögen.

Weil die dreifache Art einer vollkommen harmonisch zu der Empfindung verbunden, oder in einander verschmolzen, eine neue Art der Vollkommenheit bildet, welche an sich verschieden von jeder einzelnen ist, und bezogen wird auf das Empfindungsvermögen: so wollen wir sie, zum Unterschiede von der theoretischen, moralischen und sinnlichen Vollkommenheit, nennen die ästhetische.

Alles Schöne ist demnach ästhetisch vollkommen.

Die Begehrungsgesetze der erkennenden, sittlichen und sinnlichen Natur (§. 44.) werden, im Bezug auf das Schöne, Gesetze des ästhetischen Begehrens, weil das Schöne gegründet ist in den Zielen von jenen Gesetzen. (§. 59.)

Aber

Aber verſchieden von dem Schönen (pulchro) iſt die Schönheit (pulchritudo) wie das allgemeine von dem beſondern. (§. 43.)

**Schönheit** iſt der Ausdruck der vereinten theoretiſchen, moraliſchen und ſinnlichen Vollkommenheit für das Empfindungsvermögen, in einem Objekte, ſo viel die Natur deſſelben jenen erlaubt.

Ein Objekt kann in ſeiner Art ſchön ſeyn, ohne durchaus die ſämmtlichen Foderungen des äſthetiſchen Begehrens zu erfüllen. Es iſt ſchön, ſobald es nur ſo viel erfüllt, als ſeine Natur ihm geſtattet. Es iſt daher die Schönheit eines Objekts nicht die Totalſumme alles Schönen, ſondern nur Theil derſelben. Betrachten oder empfinden wir die Schönheit eines Menſchen, ſo können wir ſagen: es iſt der ſchönſte Menſch, den ich je geſehen habe; aber daß noch etwas ſchöneres möglich ſey, werden wir darum nie leugnen. Die Schönheit eines Weibes iſt verſchieden von der Schönheit einer Roſe. Die Schönheit einer Landſchaft iſt verſchieden von der Schönheit einer Symphonie. Wir nennen dieſe verſchiednen Gegenſtände alſo nur darum ſchön, weil ſie alle Foderungen des äſthetiſchen Begehrens, ſo viel es ihre Natur erlaubt, poſitiv befriedigen.

Ein Gegenſtand, der ſeiner Natur nach nicht alle befriedigen kann, iſt nicht ſchön; ein Gegenſtand, der ſie nicht nur nicht erfüllt, ſondern ihnen poſitiv widerſteht, iſt häßlich. Ein Gegenſtand, der nur

einzelnen Foderungen des ästhetischen Begehrens ein Gnüge thut, ist nicht schön, aber er kann, nach Beschaffenheit seiner Gnügeleistung, theoretisch vollkommen, oder wahr, oder gut, nützlich, angenehm seyn; kann, weil er auf Empfindung bezogen wird, sogar Empfindungen der Lust erwecken, ohne schön zu seyn. Ein Freund giebt uns ein Geschenk; dies Geschenk mag nützlich für uns seyn, es kann uns Freude machen, aber ist darum nicht schön.

Je mehrere direkte Beziehungen ein Objekt, in Vergleichung mit andern, auf theoretische, sittliche und sinnliche Vollkommenheit gewährt, um so schöner es ist, je mehrere direkte Beziehungen es auf das ästhetisch Unvollkommne angiebt, um so häßlicher erscheint es uns.

1. Anmerkung. Nehmen wir nun Gegenstände der wirklichen Welt, welchen wir den Namen des Schönen geben, und betrachten sie aufmerksam, so werden wir einsehen, daß der in ihnen befindliche Ausdruck der vereinten theoretischen, sittlichen und sinnlichen Vollkommenheit für die Empfindung das ist, was wir schön nennen. Aber man unterlasse auch nicht zu bemerken, daß ein Gegenstand nicht mehrere Gesetze des ästhetischen Begehrens erfüllen kann, als seine Natur erlaubt. Ein Mährchen z. B. kann als Mährchen seiner Natur nach nicht das strenge Gesetz der Wahrheit, sondern nur der Wahrscheinlichkeit erfüllen Allein demungeachtet kann das Mährchen schön seyn. (mehr davon §. 59) Ein Objekt aber, welches die meisten Gesetze des ästhetischen Begehrens nicht nur unerfüllt

läßt,

läßt, sondern denselben sogar widerspricht, ist nicht schön, selbst häßlich. Ein Misthaufen kann zweckmäßig, wozu gut, also nützlich seyn, aber er widerspricht vielen andern Begehrungsgesetzen des Verstandes, widerspricht den Foderungen der Sinnlichkeit, beleidigt vielleicht den Sinn des Gesichts und des Geruchs, und wird daher häßlich. In Bezug auf die Foderungen der Sittlichkeit widerspricht er denselben zwar an sich nicht, aber erfüllt sie auch nicht.

Je mehrere Beziehungen ein Objekt auf verständige, sittliche und sinnliche Unvollkommenheit für die Empfindung gewährt, je häßlicher ist es. Z. B. wir sehn einen erwachsnen Mann auf der Straße liegen, so ist das an sich weder schön noch häßlich; der Mann ist aber betrunken, nun wird sein Daliegen abscheulich, der Trunk entstellt seine Gesichtszüge, der Mann ist ein Volkslehrer, ein Prediger der Religion u. s. w. und er wird durch jede neue Beziehung immer häßlicher für uns werden.

2. Anmerkung. Untersuchen wir eine beliebige Schönheit, und suchen wir in unsrer Empfindung nach dem Grunde: warum sie schön sey? so kommen wir gewiß immer auf das zurück, was im vorigen §. als das Wesen der Schönheit angegeben wurde. — Vielleicht könnte man dagegen einwerfen, daß die einfache Rosenfarbe schön wäre, ungeachtet sie an sich keinen Ausdruck der theoretischen, sittlichen und sinnlichen Vollkommenheit für die Empfindung gewährt, und sie vielmehr (nach dem §. 49.) nur angenehm genannt werden müßte. — Antwort darauf: Wird die Rosenfarbe, abgesondert von der Rose, etwa, als Farbe eines Bandes, eines Papiers, ohne Nebenvorstellungen

lungen von der schönen Blume, welcher sie eigen ist, blos als Farbe im Bezug auf den Gesichtssinn betrachtet: so kann sie keine Empfindung des Schönen erwecken, sondern nur das einfache Gefühl des Angenehmen fürs Auge, in so fern sie keinen gewaltsamen, erschütternden, zerstörenden, sondern einen sanften Eindruck macht. In der Rücksicht ist die Rosenfarbe allein nur angenehm zu nennen. — Aber unter andern Verhältnissen ist sie schön, nicht durch sich, als einfache, den Gesichtssinn berührende Farbe, sondern als Grundursach zu verschiednen Vorstellungen, welche sie, indem sie wahrgenommen wird, erweckt, das Gedächtniß bisher aufbewahrt hält, und das Associationsvermögen zusammenkettet. Die Objekte dieser Vorstellungen sind mit der Rosenfarbe verwandt, wir erinnern uns an manches, was diese angenehme Farbe gewöhnlich führt, die Rose fällt uns bei, die Vorstellung ihrer ästhetischen Vollkommenheit afficirt unser Empfindungsvermögen, die Fantasie verknüpft mit dem Bilde der Rose die glückliche Jahrszeit, in welcher sie blüht, in welcher so viele andre Schönheiten aufwachen und uns mit seligen Empfindungen überraschen. Wir sehen, wenn wir die Rosenfarbe schön nennen, in unsrer Fantasie nicht mehr die bloße Farbe allein, sondern die ganze Pracht der Rose und die gleichzeitige Herrlichkeit der Natur in ihr. Diese Vorstellungen aber entwickeln sich so plötzlich, zugleich und auf einander folgend, sind deswegen so sehr dunkel für den Verstand, daß wir ihre Entstehung und ihr Daseyn nicht begreifen. Die Objekte der Vorstellungen aber selber, welche in dem Moment vor unserm Gemüth schweben und das Empfindungsvermögen afficiren, sind ästhetisch vollkommen.

Die

Sie haben viele und mancherley Beziehungen auf theoretische, sittliche und sinnliche Vollkommenheit, sie sind Ausdruck derselben schon ehmals für die Empfindung gewesen, und werden es nun durch die Erinnerung und lebhafte Darstellung wieder

Deutlichkeit ist ein Verhältnißgesetz der erkennenden Natur für das theoretische Vollkommne, wird man sagen, Schönheit aber soll, so viel es der Natur dessen möglich ist, dem sie gleichsam anhängt, alle, oder doch die meisten Foderungen der erkennenden Natur befriedigen: woher kömmt es nun, daß sich weder völlig deutliche, noch völlig dunkle Begriffe mit der Empfindung des Schönen vertragen, wie **Moses Mendelssohn** (über die Empfindungen. 3 Br.) sehr richtig bemerkt hat?

Die Antwort liegt schon in der Frage selbst. Jeder Empfindung liegen zwar vorhergehende Vorstellungen zum Grunde, aber sie sind nicht das Wesen der Empfindung an sich; Vorstellungen können das Empfindungsvermögen aus seinem Schlummer erwecken, nie aber selber Empfindungen seyn. Die Empfindung stellt sich nichts vor, in so fern sie Empfindung ist, denn sie ist nur eine Bestimmung des sinnlichen Gemüthszustandes. — Wenn wir das Schöne empfinden, so ist im Gemüth die Empfindung der dominirende Theil, die Vorstellungen von den Ursachen der Empfindung verlieren sich im Hintergrunde, wir sind selten fähig, sie bei der raschen Association der Ideen aufzufassen, sie müssen dunkel werden. Die Empfindung kann keine Ursachen von ihrem Daseyn erkennen, sondern allein nur der Verstand und die Vernunft (als Erkenntnißvermögen). Zergliedert sich aber der Verstand, abgeschieden von der Empfin-

dung, die Urſachen des Schönen für die Empfindung, ſo kann er trotz aller Deutlichkeit dann unmöglich noch Schönheit entdecken, weil für den Verſtand keine Schönheit exiſtirt, ſondern nur für das Empfindungsvermögen. Je mehr alſo die Urſachen des Schönen vor das Forum des Verſtandes gezogen, und abgezogen werden von der Empfindung, je mehr verliert ſich das Schöne, weil ſich die Empfindung verliert.

3. Anmerkung. Wenn die Aeſthetik nicht blos für das Spiel des Witzes oder Scharfſinns, ſondern ein Geſetzbuch für den Künſtler (§. 3. Anm. 2.) ſeyn ſoll: ſo iſt es nothwendig, daß man in ihr ein Princip aufſtellte, welches äußerſt fruchtbar an praktiſchen Folgerungen ſeyn mußte. (§. 29.) Der Verſuch wurde gewagt (§. 26—28), und es kam zur Ergänzung, oder vielmehr zur Verſtändigung des allgemeinen Grundſatzes der Aeſthetik noch auf vollkommnere Beſtimmung des Schönen an. Zwar weicht meine Theorie des Schönen ſehr ab von allen übrigen, welche bisher geliefert worden ſind; aber ich beſcheide mich gern, daß ich nichts ganz neues geſagt habe. Denn wie wär es möglich geweſen, da doch ein jeder, welcher darüber ſchrieb, das Schöne ſo innig empfand, als ich? nur daß man die weſentlichen Beſchaffenheiten des Schönen zu einſeitig angab, war Urſach, daß ſo viele Verſuche, das Schöne zu erklären, mißglückten. — Keiner irrte von allen, welche wir kennen gelernt haben, (§. 33—41) gänzlich; aber die meiſten gaben, wenn ich mich nicht ſehr täuſche, entweder den Begrif des Schönen zu eng, oder zu weit an, ſie beſtimmten entweder poſitiv einige beſondern Merkmale, oder beſtimmten das Schöne negativ. —

So viel ich weiß, iſt Sulzer nur allein derjenige geweſen, welcher ſich ſehr deutlich für die in dieſem Werke gegebne, und, wie mir es ſcheint, einzig mögliche Theorie erklärt; demungeachtet haben ſeine Anhänger den großen Gedanken fahren laſſen, und ſich mit der Baumgartenſchen Definition begnügt. Es ſagt Sulzer (Allgem. Theorie der ſchönen Künſte, Art. Schön) ausdrücklich: „Uebereinſtimmung des Mannigfaltigen zur Einheit iſt nur die äußere Form, oder das Kleid, indem ſowohl gute als ſchlechte Dinge erſcheinen können. Es giebt ihnen noch keinen innern Werth, ſondern dienet nur die Aufmerkſamkeit zu reizen, daß man mit Wohlgefallen auf dieſe ſchön bekleidete Dinge ſieht. Eine höhere Gattung des Schönen entſteht aus engrer Vereinigung des Vollkommnen, des Schönen und des Guten. Dieſes erweckt nicht blos Gefallen, ſondern wahre innre Wolluſt, die ſich oft der ganzen Seele bemächtigt, und deren Genuß Glückſeligkeit iſt.“ Im Artikel Schönheit (l. c.) abſtrahirt dieſer vortreffliche Schriftſteller ſeine Idee der wahren Schönheit von der menſchlichen Geſtalt, als der ſchönſten unter allen ſichtbaren Gegenſtänden. „Die Schönheit,“ ſagt er endlich, „wird durch bloße ſinnliche Annehmlichkeit die äußern Sinnen, oder die Einbildungskraft reizen und die Aufmerkſamkeit an ſich locken; bey näherer Betrachtung aber wird ſie durch innerliche, dem Stoff inhaftende Vollkommenheit, den Verſtand reizen, und ihn lebhafte Begriffe von Wahrheit, Weisheit und Vollkommenheit empfinden laſſen, an denen ein denkendes Weſen hohes Wohlgefallen hat; dann wird ſie auch das Herz mit Empfindungen des Guten erwärmen: ſie wird einen Werth, eine auf Seligkeit abzielende Wirkſamkeit zeigen, die uns

mit Liebe und inniger Zuneigung für sie erfüllt. Sie ist also gerade das, dessen Genuß uns von allen Seiten her auf einmal beseliget, weil Sinnen, Verstand und Herz zugleich ihre Nahrung daran finden. In welchem Werke der Natur oder der Kunst wir diese dreifache Kraft, die Sinnen, den Verstand und das Herz einzunehmen antreffen, dem können wir vollständige Schönheit zuschreiben: und die Wirkungen der vollkommnen Schönheit sind dieselben, wie verschieden auch sonst die Art des schönen Gegenstandes seyn mag."

## §. 56.

## Das Schöne gefällt durch das Interesse, welches die Natur des Menschen an sich selber nimmt.

Wir mögen Interesse nennen ein Gefühl des Wohlgefallens, das von der Wirksamkeit der Vernunft abhängt, (Schmids Wörterbuch ꝛc. Artikel Interesse) oder das Wohlgefallen, was wir mit der Existenz einer Sache verbinden (Kants Kritik der Urtheilskr. §. 2.): so kann in keinem Fall geläugnet werden, daß die Natur des Menschen für sich selbst Interesse hegt.

Die erkennende Natur verbindet ein Wohlgefallen mit der Existenz ihrer Gesetze und mit der Erfüllung derselben. Unvollkommenheit ist das, was ihrer Gesetzgebung widerspricht; das Daseyn der-

derſelben begehrt ſie nie, wohl aber Vollkommenheit, Geſetzmäßigkeit.

Die ſittliche Natur hat ein Intereſſe an ſich ſelbſt und ihren moraliſchen Geſetzen, indem ihr nichts gefällt, als das, was für ſie legal gut (moraliſche Vollkommenheit) iſt.

Die ſinnliche Natur fühlt ein Intereſſe für ſich, in ſo fern ſie mit keinem andern, als mit dem, was ihren Foderungen entſpricht, Wohlgefallen verknüpft.

Intereſſirt ſich nun das vernünftig-ſinnliche Weſen für ſich und die Erfüllung ſeiner Foderungen, d. i. verknüpft ein vernünftig-ſinnliches Weſen ein Wohlgefallen mit der Exiſtenz und Erfüllung ſeiner Geſetze, ſo muß auch das Schöne (als in welchem erfüllt ſind die Foderungen der dreifachen Natur) durch das Intereſſe, welches die menſchliche Natur an ſich ſelber nimmt, gefallen. *)

Wir verknüpfen ein Wohlgefallen mit der Exiſtenz des Schönen, und ein Mißfallen mit der Exiſtenz des Gegentheils. Das Schöne an ſich gefällt uns immer; wir begehren auch dann noch das Daſeyn deſſelben, wenn wir ſelbſt denjenigen Gegenſtand verabſcheuen, dem es gleichſam anhängt, oder der es für unſre Empfindung darſtellt. Zur Deutlichkeit ein Beiſpiel: Wenn ein Fürſt die Kraft



*) Der Begriff des Intereſſe wird hier im Allgemeinen genommen, der Grund deſſelben mag nun in der Thätigkeit der reinen Vernunft liegen (reines Intereſſe), oder in der Wirkſamkeit der empyriſchen Vernunft, (pathologiſches Intereſſe.)

seiner Unterthanen aussöge, Millionen erpreßte, um ein ästhetisch vollkommnes Werk aufzustellen, Opern, englische Gärten u. s. f.: so werden wir zwar die Mittel verabscheuen, durch welche das Schöne dargestellt wurde, aber das Schöne an sich selber nicht; wir können sogar wünschen, daß lieber keine Oper, kein englischer Garten existirte, aber der Wunsch entsteht nicht daher, weil uns das Schöne ohne Interesse gefällt, sondern weil der, durch Aufbringung der Mittel zur Darstellung der Schönheit gestiftete Nachtheil wichtiger ist, als der Nutzen, welchen die dargestellte Schönheit stiften kann. —

Sobald jemand etwas darum für Schönheit hält, weil es sein individuelles pathologisches Interesse billigt: so gefällt ihm nicht das Schöne überhaupt, sondern das Nützliche. Sein Geschmacksurtheil ist dann freilich für andre nicht gültig, denn es ist verfälscht, es ist nicht rein. Will man aber sein Geschmacksurtheil reinigen, will man wissen, ob ein Gegenstand durch Schönheit auch für andre vernünftig-sinnliche Wesen Interesse haben könne: so vergesse man sein individuelles pathologisches Interesse, und sehe dann, ob der Gegenstand noch in der Empfindung gefalle. (cf. §. 38.)

## §. 57.

## Das Schöne gefällt allgemein in der Empfindung.

Da keinesweges geläugnet werden kann, daß das Schöne (wie es von uns erklärt worden ist §. 55.) durch das Interesse, welches die Natur des Menschen an sich selber nimmt, gefällt: so ist auch zugleich entschieden, daß das Schöne (nicht die Schönheit) allgemein, jedem Wesen, welches Empfänglichkeit dafür besitzt, gefalle. Jeder vernünftig-sinnlichen Natur kann, als einer solchen, nur theoretische, sittliche und sinnliche Vollkommenheit gefallen. (§. 52.) Erzeugen diese Vollkommenheiten verbunden Empfindung, so kann dieselbe keine andre als eine Empfindung der Lust, Vergnügen seyn. Vergnügen an etwas haben, setzt Gefallen an der Sache voraus — folglich gefällt das Schöne jedem dafür empfänglichen Wesen. Die Erfahrung bestätigt diesen Satz zu allen Zeiten, unter allen Himmelsstrichen.

Wenn hier gesagt wird, das Schöne gefalle jedem, so gilt dies nicht zugleich von der Schönheit. (§. 55.) Das Schöne ist allgemein, aber die Schönheit relativ, und zwar aus den (§. 53. und Anm.) schon angegebnen Ursachen. — Die Schönheit (in concreto) hat keine absolute Allgemeingültigkeit, sondern nur Gemeingültigkeit, comparative Allgemeinheit.

Ungeachtet der Relativität der Schönheit beurtheilen wir dieſe doch nicht im Geſchmacksurtheil als für uns allein ſchön, ſondern wir muthen einem jeden, der Geſchmack hat, ein gleiches Wohlgefallen an dem von uns ſchön genannten Objekt zu. Wir vertauſchen im gewöhnlichen Urtheil die Schönheit mit dem Schönen; ſinnen jedem eine gleichentwickelte, erkennende und ſittliche Natur, einen gleichen Zuſtand der Empfindſamkeit und der mit derſelben in Verbindung ſtehenden untern Gemüthskräfte an. — Ich darf nicht ſagen, ein Objekt ſey ſchön, weil es mir allein in der Empfindung gefällt, denn dadurch würd' ich, mein Privaturtheil zum gemeingültigen Geſchmacksurtheil erheben wollen.

Wenn das Schöne allgemein gefällt, ſo gefällt es nicht durch Begriffe, nicht durch Gefühle, ſondern durch Empfindung.

Das, was dem Erkenntnißvermögen an einem Gegenſtande gefällt, gefällt weder durch Empfindung, noch durch Gefühl, ſondern durch Begriffe.

Das, was der ſittlichen Natur gefällt, das Gute, gefällt ebenfalls durch Begriffe, welche, vermöge des Verſtandes, Inhalt mehrerer Vorſtellungen werden.

Das, was der Sinnlichkeit im engern Verſtande gefällt, das Angenehme, (§. 49.) gefällt nicht durch Vorſtellungen, ſondern durch Gefühle. (§. 54. III.)

Allein

Allein da das Schöne, als Schönes, weder erkannt noch gefühlt, sondern empfunden wird, (§. 56.) so kann es nur in der oder durch die Empfindung (§. 48. 50.) gefallen, und dieses ist eine von den wichtigsten Gränzlinien zwischen dem Schönen und dem Vollkommnen, Sittlichen und Angenehmen.

## §. 58.

## Das Schöne gefällt als Verbindung der höchsten Zwecke einer vernünftigsinnlichen Natur, im Bezug auf Empfindung.

Die erkennende Natur (Vernunft und Verstand) kann, so wie die sittliche und sinnliche Natur das Begehrungsvermögen bestimmen, indem sie demselben das Objekt des Begehrens liefert. In so fern dieses der Bestimmungsgrund des Begehrens ist, nennen wir es Zweck. Der höchste Zweck der erkennenden Natur ist theoretische Vollkommenheit; der sittlichen Natur Sittlichkeit; der sinnlichen Vergnügen, Wohlseyn. Gefällt jeder von diesen Zwecken besonders, so gefallen sie auch zugleich.

Wenn diese Zwecke zusammen im Bezug auf Empfindung verbunden sind, daß daher das Schöne entspringt, so widersprechen sie sich nicht, doch sind sie sich einander über- und untergeordnet.

Vollkommenheit für das Erkenntnißvermögen und Vollkommenheit für die moralische Natur sind gleichen Ranges, coordinirt in der Reihe der Zwecke, Denn sie entspringen aus einer Quelle, der Vernunft überhaupt, die in ihrer verschiednen Anwendung nur verschiedne Zwecke bezielt.

Diesen subordinirt ist sinnliche Vollkommenheit, (oder Uebereinstimmung der Eindrücke der Objekte mit den Begehrungsgesetzen der Sinnlichkeit.) Das sinnliche Vergnügen steht nach der sittlichen und theoretischen Vollkommenheit in Rücksicht des Ranges der Zwecke, weil Vernunft nur, und nicht Sinnlichkeit, Monarchin in der Sfäre der Menschheit seyn darf. Maaßte sich die Sinnlichkeit, auf Unkosten der Vernunft, die Alleinherrschaft an, so würde der Mensch aufhören Mensch zu seyn, er gehörte in die Region der unvernünftigen Thiere.

In dem Schönen herrscht also die nothwendige Harmonie jener ostgenannten drei Naturen; es wohnt darin die höchste Vollkommenheit, die reinste Sittlichkeit, und für die sinnliche Natur die größte Annehmlichkeit, welche jenen beiden nicht widerspricht, sondern sie vielmehr unterstützt. Diese erhabnen unter sich vollkommen harmonirenden Zwecke können, indem sie das Empfindungsvermögen gleichsam befruchten, uns das seligste Vergnügen erzeugen. — Hier ist das Ideal des Schönen, dem nichts mehr hinzugethan werden kann, und nichts abgenommen werden darf, wenn es nicht sein Wesen verlieren soll.

Aber

Aber ganz anders verhält es ſich mit der Schönheit (pulchritudo). In dieſer iſt der Ausdruck der verbundnen theoretiſchen, moraliſchen und ſinnlichen Vollkommenheit für die Empfindung oft ſehr unvollkommen. Eben daher fließt die Relativität der Schönheit.

Manche Objekte erlauben ihrer Natur nach nicht einen verhältnißmäßig gleichen Ausdruck der beſondern Theile des äſthetiſch Vollkommnen. Z. B. die Werke der Natur, etwa ſchöne Schweizergegenden, erfüllen zwar die Begehrungsgeſetze des Erkenntnißvermögens, ſie ſind regelmäßig, haben Mannigfaltigkeit und Einheit, Großes, Erhabnes, Kontraſt, — zweitens, ſie können auch den Foderungen der Sinnlichkeit durch Farben, Formen der Geſtalten, Geſang der Vögel, Rauſchen der Zweige und Gießbäche, Duft der Blumen und Kräuter u. ſ. f. Gnüge leiſten, allein ihrer Natur nach können ſie an ſich der ſittlichen Natur des Menſchen keine gleiche Befriedigung geben. Demungeachtet bleibt die Schweizergegend immer noch eine Schönheit. Und woher? ſollten die Foderungen der Sittlichkeit wirklich zuweilen bei der Gründung der Schönheit, ohne Nachtheil derſelben, vergeſſen werden dürfen? — Gewiß nicht!

Soll etwas gefallen, ſo muß es ſchlechterdings entweder den Zweck der moraliſchen Vernunft erfüllen, oder wenigſtens denſelben nicht verletzen. — Die Schweizergegend iſt alſo auch darum ſchön, weil

weil sie jenen erhabnen Zweck nicht zerstört; sie beleidigt unser sogenanntes moralisches Gefühl nicht. — Ja noch mehr, wir legen sogar, beim Anblick der schönen Natur, derselben einen sittlichen Zweck bei; ohne zu wissen, ob er ihr zukömmt, glauben wir es doch, indem wir die Natur als ein Werk Gottes betrachten, der sie zu unsrer Erdenseligkeit erschuf. Wir werden dadurch zur Empfindung einer Wonne hingerissen, die sich zuletzt in Thränen der Rührung auflöst, und dem guten Schöpfer des Schönen diese als den Zoll des innigsten Dankes bringt.

Betrachtet hingegen ein schlüpfriges Gemälde, welches theoretisch und sinnlich vollkommen dasteht, aber das Auge der Sittsamkeit beleidigt und die helle Schaamröthe in ihre Wangen aufjagt — kann es dem Tugendhaften, dem Vernünftigen gefallen? unmöglich, denn es zertritt die Gesetze der Sittlichkeit, es kann nicht gefallen. Aber ein unbedingtes Gefallen ist ja der Schönheit und des Schönen erster Karakter — sobald dieser verloren geht, verliert sich die Schönheit mit ihm.

Nie dürfen weder die Gesetze der erkennenden, noch der sittlichen, noch der sinnlichen Natur gänzlich in Objekten zernichtet werden, wenn sie nicht positiv erfüllt seyn können, oder die Schönheit hört auf zu gefallen, d. i. sie hört selber auf zu seyn.

Im

Im Schönen ſtehn die drei Grundtheile der äſthetiſchen Vollkommenheit im harmoniſchen Gleichgewicht. In der Schönheit hingegen kann oft einer derſelben vor den beiden andern im Ausdruck ſtärker dargeſtellt ſeyn. Alsdann pflegen wir gewöhnlich die Schönheit nach ſolchem zu nennen.

1) Schönheit für das Erkenntnißvermögen, für den Verſtand, nennen wir diejenige, in welcher vorzüglich Rückſicht auf die Anfoderungen der erkennenden Natur genommen, und ſinnliche und moraliſche Geſetzmäßigkeit nur darum im ſchönen Objekt vorhanden zu ſeyn ſcheint, um die theoretiſche Vollkommenheit deſto mehr zu heben.

2) Moraliſche Schönheit heißt diejenige, in welcher die Anfoderungen der ſittlichen Natur hervorſtechend befriedigt ſind, und die übrigen Grundtheile des äſthetiſch Vollkommnen nur als die Folie von dem im ſchönen Objekt vorhandnen Ausdruck ſittlicher Vollkommenheit wahrgenommen, oder beſſer, empfunden wird.

Daß dieſe beiden Arten der Schönheit die erhabenſten und mit einander gleichen Ranges ſind, darf ich wohl nicht einmal erwähnen, indem ich ſchon oben bemerkte, daß Vernunft der Sinnlichkeit ewig vorangehe.

3) Sinnliche Schönheit nennen wir diejenige, in welcher unmittelbar die Foderungen der Sinnlichkeit befriedigt, und die beiden andern Grundtheile der äſthetiſchen Vollkommenheit gleichſam als

ihre

ihre Stützen betrachtet werden, damit sie nicht zum bloßen Angenehmen hinabsinke. Keine Art der Schönheit ist relativer als diese, da hingegen jene höhern Arten schon mehr Gemeingültigkeit besitzen.

Anmerkung. Es scheint mir diese Eintheilung der Schönheit die an sich natürlichste und gefälligste zu seyn, 1) weil sie sich auf die Natur der Schönheit selber gründet, und aus ihr geschöpft ist. Sie ist eben daher auch die älteste und im gemeinen Leben die gebräuchlichste. 2) Weil sie den Rang der Schönheiten und ihren Werth bestimmt. 3) Weil sie in einer angenehmen Analogie mit der oben getroffnen Eintheilung der Künste steht. (§ 5.) 4) Weil sie die fruchtbarste und nützlichste für die Folge bleibt. —

Herr Heydenreich hat ebenfalls, wie wir schon einmal zu bemerken Gelegenheit gehabt haben, (§. 41) die Schönheiten klassificirt, (Syst. der Aesth. 1 Th. S. 97 ff.) wobei er noch den Zweifel äußerte: ob man die verschiednen Arten der Schönheit wirklich unter ein allumfassendes, durchaus das Schöne allein nur karakterisirendes Princip bringen könne? — Ich weiß nicht, ob es mir gelungen ist, das zu bewerkstelligen, was bisher für ein Kind der Unmöglichkeit gehalten worden zu seyn schien. Inzwischen denk ich doch, müssen sich immer auch die verschiedenen Gattungen auf den allgemeinen Begrif reduciren lassen. Wir wollen, um unserm Begrif vom Schönen noch mehr Sicherheit zu geben, den Versuch mit den vom Hrn Heydenreich (l. c.) gelieferten besondern Klassen von Schönheiten machen.

1) Es giebt Schönheiten, wodurch das Wohlgefallen durch unmittelbaren Eindruck gewisser Gegenstände auf unsre Sinnen ohne Dazwischenkunft irgend eines Urtheils erregt wird — Der Herr Verfasser versteht hierunter eigentlich Gefühle, (§. 49.) wie wir es nannten. Gefühle aber können an und vor sich, als Gefühle allein, nicht schön, sondern nur angenehm seyn. Eine einzelne Farbe, bezogen auf den Gesichtssinn, in wie fern sie die Organisation desselben sanft, oder zerstörend (wie das Blenden des Schnees) berührt, kann für das Auge nur angenehm, oder unangenehm seyn. Im erstern Falle gefällts, aber das Gefallen allein macht die Sache nicht schön. In so fern sich mit dem Gefühle zugleich Vorstellungen verknüpfen; sobald mit dem einzelnen angegebnen Ton sich mehrere in der Fantasie verbinden, welches freilich ohne helles Bewußtseyn des Gemüths geschieht; sobald dadurch in der Fantasie, wenn auch nur sehr verworren, Vorstellungen von Verhältniß, Größe, Einförmigkeit, oder Vorstellungen von gewissen Lebenestrenen rege werden: so greifen diese das Empfindungsvermögen an, und der einfache Ton erscheint alsdann erst in der Empfindung schön. Die Art der Schönheit gehört unter die Klasse der sinnlichen Schönheiten; sie ist daher auch sehr relativ. Wenn wir das Runde schöner (oder vielmehr angenehmer) als das Eckigte finden, oder eine gemäßigte, der Natur des Körpers angemeßne Bewegung schöner, als die zu langsame oder zu schnelle, wenn dumpfe, unreine Töne uns weniger behagen, als helle, reine: so gründet sich dies alles schon auf Association der Ideen, theils aber auch

wirk-

wirklich in der verschiednen Art der Eindrücke der Objekte auf die Organisation der Sinne. —

2) Schönheiten, deren Reiz sich blos auf zufällige Associationen gewisser Bilder und Vorstellungen mit gewissen Gegenständen gründen. Hier liegt die empfundne Schönheit nicht in denjenigen Gegenständen, welche das Associationsvermögen aufweckten, sondern in den Bildern und Vorstellungen des letztern. Diese Bilder der Fantasie aber sind unter keiner andern Bedingung ästhetisch vollkommen, als wenn sie theoretische, moralische und sinnliche Vollkommenheit zur Empfindung verbinden. (§. 56) Ich sehe z. B. eine zerschoßne Fahne. Diese ist im Gefühle allein nicht schön; aber sie erweckt mehrere Vorstellungen im Gemüth. Ich sehe im Geist diese Fahne, im Gewühl der Schlacht, einer tapfern Schaar voranschweben; sehe sie dann und wann aus den Pulverwolken hervorragen, und ihre goldne Spitze im Wiederschein des Kanonenfeuers glänzen; sehe sie für das Vaterland emporgeschwungen, den Feinden des Vaterlandes entgegengeführt; die Ideen von Größe, Kühnheit, Heldenmuth erwachen in mir, theoretische, sittliche und sinnliche Vollkommenheit durchschimmern das Gemälde meiner Einbildungskraft — und ich empfinde (nicht die Schönheit der wirklichen Fahne, sondern) die Schönheit der Vorstellung. Auch diese Art der Schönheit läßt sich demnach auf unsern Begrif (§. 15.) reduciren.

3) Schönheiten, deren Wirksamkeit auf einer wesentlichen Beziehung gewisser Gestalten und Töne auf gewisse Zustände

stände des Menschen, als eines für Wohl und Weh empfänglichen Wesens beruht. In der Lehre von den Empfindungen werden wir wahrnehmen, daß, wenn das Empfindungsvermögen nicht gänzlich schläft, so daß uns alles, im Bezug auf Empfindung, gleichgültig ist, eine durchaus herrschende Grundempfindung darin wohnt, welche den übrigen, die schwächer sind, als sie ist, ihre Farben giebt und nach sich stimmt. Dem Fröhlichen ist alles fröhlich, dem Trauernden alles melancholisch; und das, was sich schlechterdings zu seiner Grundempfindung (Gemüthsstimmung, Laune) nicht stimmen lassen will, sucht er von sich zu entfernen. Das, was ihm ehemals Schönheit war, ist es jetzt nicht, (denn Schönheit ist relativ) aber das, was ihm jetzt schön ist, wird ebenfalls unter keinen andern Conditionen schön seyn können, als unter denen, welche wir im Begrif des Schönen angaben. Dem Melancholischen behagt das Schauervolle der Nacht, Gräber interessiren ihn, und Thränen sind ihm Wollust. Aber selbst in all dem Schauerlichen herrscht das Gesetz des Schönen, (§. 55.) nur seine Sinnlichkeit (Empfindungs- und Gefühlsvermögen) machte diese Gegenstände jetzt vorzüglich interessant. Das Schöne bleibt dasselbe und haftet nicht am Zufälligen, sondern am Wesentlichen der Menschennatur. Dem Traurigen, dem Ernsten würden die schauderlichen Felsenmassen, die über einander gethürmt da liegen, nicht schön seyn, wenn sie die Gesetze der ästhetischen Vollkommenheit beleidigten, oder sie wenigstens unerfüllt ließen.

4) Schönheiten, welche durch Beziehung gewisser Gegenstände, Bilder, Vorstel-

lungen, Gedanken und Handlungen auf die Gesetze des Verstandes, der speculativen oder praktischen Vernunft Vergnügen erregen. Diese Arten der Schönheit gehören zur ersten und zweiten von uns angegebnen Klasse. Von ihnen darf ich gar nicht einmal erst darthun, daß sie sich unter den allgemeinen Begrif des Schönen reduciren lassen, und unter welchen Bedingungen das Vollkommne (für den Verstand) und das Gute schön seyn können.

## §. 39.

## Das Schöne gefällt nothwendig in der Empfindung.

Wenn gleich die Schönheit nicht allgemein, sondern nur gemeinlich gefällt, so verhält es sich doch ganz anders mit dem Schönen überhaupt, es gefällt allgemein, unter allen Zonen, zu allen Zeiten, allen vernünftigsinnlichen Wesen. (§. 58.) Es steht gar nicht in unserer Willkühr, das Schöne, als Schönes, zu verabscheuen, wir müssen es lieben, unser Gefallen daran ist nothwendig. — So wenig der Verstand das Gesetzmäßige, die moralische Vernunft das Sittliche, die Sinnlichkeit das Angenehme verabscheuen kann; so wenig die vernünftigsinnliche Natur sich selber und die Erfüllung ihrer Foderungen mißbilligen kann: so unmöglich ist es, daß das Schöne in der Empfindung mißfallen könne.

Die

Die Nothwendigkeit des Gefallens am Schönen fließt schon aus den, in den vorigen Paragraphen angegebnen Merkmalen, nämlich: das Schöne gefällt durch das Interesse, welches die Natur des Menschen an sich selber nimmt, wie auch als Verbindung der höchsten Zwecke einer vernünftigsinnlichen Natur.

Ein ganz anderes Bewandniß hat es mit dem Gefallen an der Schönheit; dieses ist nicht absolut, sondern nur bedingt nothwendig. Die Ursachen lassen sich leicht einsehen. Wenn wir gleich nicht sagen können, es sey darum ein Gegenstand schön, weil er uns allein gefällt, sondern wir mit unserm Privaturtheil zugleich die Idee von einem allgemeinen Wohlgefallen an den Gegenstand verknüpfen und dieses immer voraussetzen (§. 38.): so dürfen wir doch von der andern Seite nie glauben, daß das Wohlgefallen der Menschen an einer und derselben Schönheit wirklich allgemein sey, denn diesem Glauben würde die Erfahrung widersprechen.

## §. 60.

## Schönheit in der Natur und der Kunst.

Natur und Kunst sind sich entgegengesetzt, wie Nothwendigkeit und Freiheit in Rücksicht auf Causalität. — Die Werke der Natur sind als nothwendige Produkte ihrer einmal getroffnen Einrichtung anzusehn; sie gründen sich auf keine vorherge-

gangne Vernunftüberlegung. Die Werke der Kunst beziehn sich auf Freiheit, das heißt, auf Willkühr, deren Handlungen die Vernunft ordnet. Das höchste Gesetz der Vernunft ist Zweckmäßigkeit. Wir finden dieses aber nicht allein in den Werken der Kunst, sondern auch in denen der Natur erfüllt. Dies läßt uns ahnden, das ein höheres, unbekanntes, vernünftiges Wesen die Natur ordnete; aber wenn wir diese der Kunst entgegensetzen, so nehmen wir auf den vernünftigen Anordner des Weltganzen keine Rücksicht, sondern nur auf die Totalität unbekannter blinder Kräfte, die mechanisch, höhern Gesetzen gemäß, wirkt.

Die Werke der Natur können eben sowohl Schönheiten seyn als die Werke der Kunst, d. i. sie können den Gesetzen des ästhetischen Begehrens eben so entsprechend seyn, als die Kunstarbeiten, ungeachtet wir von ihnen nicht mit apodiktischer Gewißheit behaupten können, daß Schönheit ihr Zweck war. —

Naturschönheiten unterscheiden sich von den Kunstschönheiten also vorzüglich darin,

1) Daß sie sich nicht, wie diese, auf Freiheit, oder vorhergegangne Vernunftüberlegung beziehn.

2) Daß sie zwar die Gesetze des Verstandes und der Sinnlichkeit positiv, aber die Gesetze der Sittlichkeit nur negativ erfüllen, d. i. daß sie an sich keinen unsittlichen Zweck haben.

Seit-

Seltsam ist es, daß die Naturschönheiten dann vorzüglich gefallen, wenn wir sie als Werke der Kunst, und Kunstschönheiten, wenn wir sie als Werke der Natur betrachten können. Ich will mich deutlicher erklären.

Naturschönheiten gefallen vorzüglich, wenn wir sie nicht mehr als Produkte eines blinden Mechanismus, sondern als Werke der Kunst betrachten. Wir hören z. B. den Gesang der Nachtigall mit Vergnügen, theils weil er den Foderungen der Sinnlichkeit und der erkennenden Natur gemäß ist, so weit dieses die Natur des Nachtigallengesanges erlaubt, theils weil sich mit dem Anhören dieser Töne gewöhnlich sehr liebliche oder schöne Vorstellungen verschwisteru. Aber dieser Gesang wird uns bei weitem nicht so schön dünken, wenn wir ihn als ein Produkt des thierischen Instinkts betrachten, als vielmehr, wenn wir ihn für ein Werk der Willkühr halten, welches Empfindungen der Wehmuth oder Lust ausdrücken soll. Der Wirbelschlag der Lerche ist nicht mehr so schön, wenn wir daran denken, es sey ein zweckloses Zwitschern, aber ist uns ungleich schöner, wenn wir der Lerche Freiheit beilegen und ihr ansinnen, sie wolle Fröhlichkeit, Zufriedenheit mit ihrem Daseyn und Dank gegen den Schöpfer durch ihr Lied verkünden. Eine Landschaft entzückt uns dann vorzüglich, wenn wir sie als ein Werk der Freiheit und Ueberlegung ansehen, wodurch die Gottheit uns für sich begeistern und rühren will.

Hingegen gewinnen Kunstschönheiten, sobald sie Natur zu seyn scheinen. Werke der Kunst gefallen bei weitem nicht so sehr, wenn man in ihnen die Aengstlichkeit des Künstlers allenthalben hervorschimmern sieht, als vielmehr, wenn sie frei vom Zwange willkührlicher Regeln und Geburten der Natur zu seyn scheinen. Man pflegt von Kunstwerken, denen man die Kunst gar zu sehr ansieht, zu sagen, sie sind steif, zu ängstlich, zu kunstgerecht.

1. Anmerkung. Man kann die Kunstschönheiten in zwei Klassen eintheilen, oder vielmehr man pflegt es gewöhnlich zu thun.

1) Schönheiten der Kunst können bedeuten das ästhetisch Vollkommne, welches der Künstler bearbeitete, der Stoff, welchen er, als schön, aus der Natur nahm und darstellte. Z. B. eine schöne Menschengestalt, eine schöne Handlung u. s. f.

2) Schönheiten der Kunst können auch im engern Sinn bedeuten die Art und Weise, wie der Künstler arbeitete. Z. B. täuschende Nachahmung, Verschleierung des Unangenehmen ꝛc. Der Maler malt eine Kröte, und wir nennen sie schön. Aber wir denken bei diesem Urtheil nicht an die Schönheit des Objekts, als vielmehr an die Geschicklichkeit des Künstlers, die uns Bewundrung abzwingt. — Wir nennen nicht die Kröte schön, sondern sie ist schön (besser wohl täuschend, oder richtig) nachgeahmt.

2. Anmerkung. Die Bemerkung, daß Kunstschönheiten dann vorzüglich gefallen, wann wir sie für Werke

Werke der Natur halten möchten, giebt auch Kant. (Krit. der Urtheilsk. I Th. §. 45.) Und vor ihm schon Longinus, (περι υψους. Sect. XXII.) wenn er sagt: τοτε γαρ η τεχνη τελειος, ὁταν ἀ φυσις εναι δοκῃ.

## §. 61.

## Ideal des Schönen und der Schönheit.

Jeder Vernunftbegrif ist eine Idee, und die Vorstellung von einem, dieser Idee als in der Wirklichkeit korrespondirenden, Objekte heißt Ideal. — Wenn wir gleich mit dem liebenswürdigen Schwärmer **Plato** nicht behaupten wollen, daß wir gewisse angeborne Urbilder des Vollkommenen, Wahren, Guten und Schönen aus einer ehmaligen Existenz zur gegenwärtigen mit herübergebracht haben: so können wir doch annehmen, daß jedem Menschen ein Ideal der Schönheit vorschwebe, mit welchem er zuweilen, oder immer jede besondre Schönheit mißt. —

Ideal des Schönen ist aber ganz verschieden vom Ideal der Schönheit; jenes ist die Vorstellung von einem Objekte, welches für jedes vernünftigsinnliche Wesen ästhetisch vollkommen ist; dieses die Vorstellung von einem Wesen, welches im Bezug auf einen Theil vernünftigsinnlicher Geschöpfe schön ist.

Denken wir uns im Bezug auf Empfindung die höchste Vollkommenheit und Sittlichkeit (für jede Vernunft) verbunden mit dem höchsten Reiz (für jede Sinnlichkeit), so besitzen wir das Ideal des Schönen. (§. 58.) Das Schöne wird immer nur Ideal bleiben. Könnten wir unser erhabnes Ideal von der Gottheit umkleiden mit dem reizendsten Gewande für jede Sinnlichkeit, und es so auf Empfindung beziehn, so würde die Gottheit das Urbild des Schönen seyn, und Plato hätte nicht zu viel gesagt. (§. 32.) Da aber die besondern Foderungen jedes einzelnen (vernünftig-) sinnlichen Wesens ewig verschieden bleiben werden: so läßt sich kein Ideal des Schönen (als welches jeder vernünftigsinnlichen Natur ein solches wäre) realisiren, sondern nur der Begrif des Schönen überhaupt angeben.

Ein Ideal der Schönheit aber läßt sich leichter entwerfen, indem das, was für jede vernünftige Natur vollkommen seyn muß, verbunden mit dem, was für die eine oder die andre sinnliche Natur den höchsten Reiz enthält, im Bezug auf Empfindung vorgestellt wird. Und dieses könnte denn freilich der Mensch seyn; allein die Ideale der Schönheit sind eben so relativ, als die wirklichen Schönheiten selber. Jedem Künstler schwebt ein Schönheitsideal vor, welches er zu verwirklichen sucht, und für ihn (auch wohl für mehrere) das Maximum der Schönheit ist. Conf. Kants Krit.

der

der Urth. §. 17. Sulzers Theorie der schönen Künste, Art. Schönheit.

## §. 62.

## Freie Mittheilung schöner Empfindungen.

Sehen wir nun zurück auf das Princip einer psychologischen Aesthetik, welches wir durch die Formel: Freie Mittheilung schöner Empfindungen, ausdrückten (§. 26. 27. 28.): so wird es uns entgegenleuchten, daß dasselbe nicht nur, wie ich glaube, das bestimmteste, sondern auch für die ästhetische Gesetzgebung das fruchtbarste sey. In wie fern es das bestimmteste sey, erkannten wir schon (§. 29.), in wie fern es nun auch das fruchtbarste sey, erhellt aus der obigen Theorie des Schönen.

Eine Empfindung, deren Quell das Schöne ist, nennen wir schöne Empfindung. Schöne Empfindungen soll nun der edlere Künstler mittheilen; verliert er diesen Zweck aus den Augen, so sinkt er unter seiner Würde hinab, sein Werk ist ästhetisch unvollkommen, fehlerhaft.

Es ist, nach meinem Glauben, unläugbar, daß durch dies Princip die Künste zur höchsten Stufe ihrer möglichen Vollkommenheit emporgeführt werden. Wenn Verstand, Sittlichkeit und Sinnlichkeit einstimmig einem Kunstwerke Beifall winken: so bleibt nichts mehr übrig für ein solches zu wünschen. Freilich werden dadurch viele Kunstwerke, die bisher

vielleicht von manchem als Meisterwerke betrachtet wurden, in ihrem Preise sinken; manches für Verstand und Sinnlichkeit vollkommne Gedicht wird als eine unvollkommne Schönheit verdammt daliegen, weil es Unsittlichkeit predigte und dem Laster Apologien hielt; mancher für Verstand und Sittlichkeit gleich meisterhafte Sermon wird ausgeschlossen liegen vom Gebiet der wahren Schönheit, weil er der sinnlichen Natur des Menschen weniger Reiz gewährte, als ihm seiner Natur nach möglich war: allein sollen wir die mögliche Vollkommenheit der Kunst bestimmen nach einzelnen Werken derselben, welche bisher vielleicht in ihr die besten waren; oder nicht vielmehr nach den Foderungen der vernünftigsinnlichen Natur, für welche die Kunst arbeitet?

Am meisten wird man sich über die Prätensionen der sittlichen Natur an der Bestimmung des wahrhaft Schönen, oder der wahren Schönheit beschweren, man wird sagen: ich finde ein Gemälde von nakten Männer- und Weibergruppen schön, ungeachtet der Zweck desselben sehr unsittlich seyn kann, ungeachtet das Kunstwerk auf Erregung thierischer Wollust abzielt. Allein ich finde es unnöthig, auf solche Einwürfe zu antworten, da bereits im Vorigen genugsam erwiesen ist, daß jede Handlung eines vernünftigsinnlichen Wesens, folglich auch die artistische Handlung den ewigen Gesetzen der sittlichen Vernunft unterworfen ist, daß, wenn das Schöne (wie doch allgemein zugegeben wird) ein unbegränztes

Gefal-

Gefallen erzeugen soll, es nicht die Sittlichkeit beleidigen, sondern die Foderungen derselben positiv erfüllen muß, außerdem es keinem Vernünftigen gefallen kann.

Wir haben hier das höchste Ziel für den Künstler aufgestellt, dem er entgegenarbeiten soll, wenn er als ein kultivirter Mann für kultivirte Menschen Werke liefern will. Es ist hier nicht die Frage, ob man nicht von diesen strengen Geboten etwas ablassen müsse, wenn der Künstler zu wenig veredelt, für unausgebildete Zeitgenossen arbeitet? — weil die Aesthetik keinesweges die Fiebel, sondern das Gesetzbuch des edeln Künstlers seyn kann.

Wird jenes große und durch die menschliche Natur selber sancirte Gesetz: theile nur allein schöne Empfindungen mit! der Maaßstab, nach welchem alle edeln Kunstwerke gemessen werden; wird dieses Gesetz die Norm, welcher der edle Künstler gemäß arbeitet: so dürfen wir allerdings und mit Recht die süße Hoffnung in uns nähren, daß die Künste und Künstler nicht mehr als Werkzeuge des Luxus und der Ueppigkeit gelten, sondern in ihrer erhabnen Würde von jedermann anerkannt werden werden.

Ich kann mich nicht enthalten, diesen Abschnitt mit Sulzers herrlichen Worten zu schließen, wenn er (l. c. Art. Schönheit) sagt: Der Künstler kennt die wahre Schönheit nicht, dessen Werk, wie lieblich und einschmeichelnd auch das darin seyn mag,

was den Sinnen und der Einbildungskraft schmeichelt, nicht zugleich auch den Verstand und das Herz einnimmt. Es ist wie Irions Juno, nur eine aus Dünsten gebildete Schönheit, eine bloße Larve, die nur so lange gefällt, als die Täuschung eines Traums dauern kann. Die bloße Phantasie des Künstlers, wäre sie so lieblich, wie der schönste Frühlingstag, reicht nicht hin, ein Werk von wahrer Schönheit zu machen; es wird immer eine blos schöne Form seyn, deren Wirkung sich auch nicht über die Phantasie hinausstreckt. Die vorzüglichsten Werke dieser Art dienen im Grunde doch nur zum Spiel und zum Zeitvertreib in verlornen Stunden. Mit Werken, von wahrer innern Schönheit verglichen, sind sie bloße Zierrathen.

Darum, o Jüngling, dem die Natur ein feines Gefühl für die Schönheit der Form, eine lachende Phantasie gegeben hat, befleißige dich, die Schönheit höherer Art kennen zu lernen, damit du den schönen Formen, die dein feiner Geschmack entwirft, auch schöne Seelen einflößen könnest. Wie wenig hilft dir eine schöne Einkleidung, eine reizende Schreibart, wenn du dem Verstand und dem Herzen nichts zu sagen hast? wie wenig die feinste Zeichnung, wenn du nichts als leere Zierrathen darzustellen vermagst? Warum solltest du dich begnügen, schöne Larven zu machen, die das Auge nur so lange reizen, bis man gewahr wird, daß kein Gehirn darin ist? Warum

ſollteſt du deine Ruhmbegierde dahin einſchränken, daß du vermittelſt deiner Werke nur dann ein Geſellſchafter der Verſtändigen und Weiſen ſeieſt, wann dieſe von der Höhe, worauf ſie ſtehen, herunterſteigen, um ſich zur Erholung an leichtern, weit unter ihnen liegenden Dingen zu beſchäftigen und zu ſcherzen, da du im Stande biſt, ſie auch dann, wann ſie ſich in ihrem Stand und Range zeigen, nach deiner Geſellſchaft begierig machen? Was würdeſt du von dem Menſchen denken, der ſich begnügte, der Luſtigmacher eines Fürſten zu ſeyn, da er ſein Freund, ſein Rath, oder ſein Miniſter ſeyn könnte?

Vornehmlich aber hüte dich die Kinder deines Geniés, blos zum Muthwillen in Stunden der Trunkenheit, mehr gemißbraucht als gebraucht zu ſehen. Dies würde geſchehn, wenn du ihnen blos die unzüchtigen Reize einer Buhldirne gäbeſt, die jeder leichtſinnige Kopf in ſeiner Ausgelaſſenheit zu mißbrauchen ſich berechtigt hält. Haſt du nicht bemerkt, daß Männer von einiger Würde, wenn ſie ſich in der Stunde des Taumels vergeſſen und zum Umgang einer reizenden Dirne erniedrigt haben, ſie durch eine Hinterthüre entlaſſen, ſobald beßre Geſellſchaft ſich zeigt, und daß ſie ſich ſogar ſchämen, die niedrige Geſellſchafterin öffentlich vor ſich zu laſſen? Und wollteſt du die Kinder deines Genies einer ſolchen Schmach ausſetzen?

Darum ſcheue dich, deine Werke neben den Schriften eines **Crebillons** hinter dem Vorhang geſetzt zu ſehen, und trachte nach der Ehre, ihnen auf den vor jedermanns Augen ſtehenden Tiſchen großer Männer neben **Cicero, Horaz, Rouſſeau, Haller** einen Platz zu verſchaffen. Zu dieſer Ehre wirſt du gelangen, wenn du nicht die blendenden Reize einer ſchlüpfrigen **Venus**, ſondern die höhern Reize einer Lieb und Hochachtung zugleich einflößenden Perſon dir zum Muſter der Schönheit vorſetzen wirſt. — —

Es bleibt noch ein wichtig ſcheinender Einwurf übrig, der in einer pſychologiſchen Aeſthetik ſchlechterdings nicht unbegegnet bleiben darf, weil mit ſeiner Gültigkeit oder Ungültigkeit die Autorität der Künſtlergeſetze fällt oder ſteht. Nämlich man kann ſagen, und es iſt ſchon oft genug geſagt worden: geſetzt daß der äſthetiſche Imperativ ſeine volle Gültigkeit habe, ſo nützt er der Kunſt doch im Grunde nur wenig, weil der Künſtler in Ewigkeit nicht das Schöne, ſondern nur die (relative) Schönheit darſtellen kann. Iſt die Schönheit aber relativ, wie ſies denn wirklich iſt; empfindet faſt jeder die Schönheit anders, oder erblickt er ſie, wo ſie für andre nicht iſt: ſo fällt natürlich auch die Allgemeingültigkeit der äſthetiſchen Regeln hinweg, nach welchen ein Gegenſtand als ſchön dargeſtellt werden ſoll, und jeder Künſtler wird ſeines Werkes Ruhm

mehr

mehr vom blinden Ohngefähr, als in der festen Ueberzeugung, es *sey schön* — erwarten müssen.

Die Beantwortung dieses starken Einwurfes macht den folgenden Abschnitt nothwendig, der uns anzeigen soll, in wie fern ein Gegenstand allgemein als schön dargestellt werden könne, in wie fern der Geschmack am Schönen **Allgemeingültigkeit**, oder **Gemeingültigkeit** habe.

---

# Dritter Abſchnitt.

## Ueber den äſthetiſchen Geſchmack.

### §. 63.

### Vom Geſchmack überhaupt.

Es wäre traurig, wenn der Künſtler bei Darſtellung ſeiner Werke nicht ſchon mit einiger Sicherheit voraus beſtimmen könnte, ſeine Arbeit werde gefallen; es wäre traurig, wenn er durchaus nicht von der äſthetiſchen Vollkommenheit ſeines Kunſtproduktes für mehrere empfindende Naturen Hoffnung hegen dürfte, ſondern ſich mit einem armſeligen Vielleicht begnügen müßte; es wäre traurig, wenn ſeine Kunſt in Rückſicht des ungewiſſen Erfolgs bald, nach der Eintheilungsart der Alten (§. 2. n. 2.), eine ars definita, bald ars conjecturalis wäre. Und dies würde der Fall ſeyn, wenn das Urtheil über die Schönheit ganz und gar keinen Anſpruch auf Allgemeingültigkeit machen könnte. Und doch iſt es ſchon ein ſo alltäglicher Satz: der Geſchmack iſt verſchieden; über Geſchmacksſachen läßt ſich nicht ſtreiten; jeder hat ſeinen Sinn; die Schönheit iſt relativ u. ſ. f.

daß

daß man in der That Ursach haben könnte, an der Möglichkeit allgemeingültiger Grundsätze zur Darstellung des Schönen zu verzweifeln. Aber dann wär' es eine eitle, verlorne Mühe, länger in dieser Region menschlicher Kenntniß, im Felde der Aesthetik zu arbeiten; es würde lächerlich seyn, ein allgemeines Gesetzbuch der Kunst aufzustellen, weil man doch dem Künstler nicht mit unerschütterlicher Sicherheit zurufen könnte: erfülle diese Gesetze, und dein Werk muß in allen Weltaltern, unter allen Himmelsstrichen gefallen!

Da wir hier gezwungen sind, umständlicher vom ästhetischen Geschmack zu reden: so wollen wir vorher noch einmal angeben, was darunter zu verstehen sey. Er ist nichts anders, als das Vermögen die ästhetische Vollkommenheit oder Unvollkommenheit eines Natur- oder Kunstwerkes zu bestimmen.

Der Geschmack ist ein Vermögen des Menschen, und jedem Menschen gemein, sobald dieser nur irgend zum Bewußtseyn seiner selbst gelangt ist; jeder Mensch empfindet, was (für ihn) schön, oder häßlich, schöner, oder häßlicher sey. Aber wenn gleich das Vermögen allgemein ist: so sind doch die Aeußerungen desselben nicht allgemein gleich. Das Geschmacksurtheil ist verschieden.

Anmerkung. Die Fähigkeit des Schönen, wie sich Winkelmann ausdrückt, hat der Himmel allen vernünftigen Geschöpfen, aber in sehr verschiednem

Grade gegeben. Die mehrsten sind wie die leichten Theile, welche ohne Unterschied von einem geriebnen elektrischen Körper angezogen werden und bald wiederum abfallen; daher ist ihr Gefühl kurz, wie der Ton in einer kurzgespannten Saite. Das Schöne und Mittelmäßige ist denselben gleich willkommen, wie das Verdienst und der Pöbel bei einem Menschen von ungemeßner Höflichkeit. Bei einigen befindet sich diese Fähigkeit in so geringem Grade, daß sie in Austheilung derselben von der Natur übergangen zu seyn scheinen könnten, und von dieser Art war ein junger Britte vom ersten Range, welcher im Wagen nicht einmal ein Zeichen des Lebens und seines Daseyns gab, da ich ihm eine Rede hielt über die Schönheit des Apollo und andre Statuen der ersten Klasse. — — Auf solche Menschen wirken die wahren Schönheiten der Kunst, wie der Nordschein, welcher leuchtet, und nicht erhizt, und man sollte beinahe sagen, sie wären von der Art Geschöpfe, welche, wie Sanchoniathon saat, keine Empfindung haben. Wenn auch das Schöne in der Kunst lauter Gesicht wäre, wie nach den Aegyptern Gott lauter Auge ist, würde es dennoch so in einem Theile vereint viele nicht reizen.

## §. 64.

## Fortsetzung.

Ehe wir untersuchen, woher die Verschiedenheit des Geschmacksurtheils entspringt, und wie dasselbe zur Gemeingültigkeit erhoben werden könne, müssen wir uns noch die Hauptfrage beantworten: für wen arbeitet

arbeitet der Künſtler, und von wem kann er und muß er allein beurtheilt ſeyn wollen? —

Der edle Künſtler ſtellt die Schönheit auf für jedes vernünftig-ſinnliche Weſen, welches Empfänglichkeit für dieſe beſondre Art der Schönheit hat. **Wieland** ſchrieb ſeinen Oberon nicht für den rohen, faſt noch ganz an gröbere Sinnlichkeit gefeſſelten Menſchen, ſondern für polizirtere Leſer. Ein andrer arbeitet wieder für jene Klaſſe der Menſchheit, und ſtellt mehr ſinnliche Schönheit dar. — Jeder Künſtler iſt, er arbeite für welche Menſchenklaſſe er wolle, ehrwürdig, wenn ſeine Arbeiten nur äſthetiſch vollkommen ſind. —

Aber wer beurtheilt dieſe äſthetiſche Vollkommenheit ſeines Werkes richtig? wen kann er und muß er als gültigen Richter über die Schönheit ſeines Kunſtprodukts anerkennen? — **Winkelmanns** Engländer, und diejenigen, welche mit demſelben, in Rückſicht der Kultur, gleiche Stelle einnehmen? Gewiß nicht. Sondern nur der ausgebildete, veredelte Mann, deſſen theoretiſche und praktiſche Vernunft hinlänglich verfeinert, deſſen Verſtand reif, deſſen Empfindungsvermögen zart, deſſen Erfahrung weitumfaſſend iſt. — Dieſem muß er vorzüglich und allein nur zu gefallen ſuchen, wenn ſein Werk äſthetiſch vollkommen ſeyn ſoll, er muß um den Beifall der vervollkommneten Menſchheit buhlen, auch ſelbſt dann, wann er für den großen Haufen, den minder kultivirten Menſchen arbeitet,

den Garriks, Schröders und Fleks Spiel eben so stark interessirt, als die Harlekinade eines Thespis, der sein Gesicht mit Hefen bestreicht. Bürgers Leonore ist für den großen Haufen schön, aber auch der feinste Schmecker in Kunstsachen ertheilt dieser Ballade seinen Beifall. — Hillers und Schulz's Arien sind Volksgesänge worden, aber sie sind auch für die Empfindung des Kenners schön.

Arbeitet nun der Künstler für wen er will, aber buhlt er ganz vorzüglich um den Beifall des vervollkommnerten Menschen: so muß er das Geschmacksurtheil desselben für sich als geltend anerkennen, sobald es gegründet ist in der Menschennatur, für welche doch der Künstler sein Werk als schön aufstellen will.

## §. 65.

## Eigenthümlichkeiten des ästhetischen Urtheils.

Nun können wir der Auflösung jener Zweifel näher rücken, nämlich, ob das Geschmacksurtheil Gemeingültigkeit habe oder nicht; ob sich deswegen allgemeingültige Kunstgesetze für die Darstellung der Schönheit errichten lassen oder nicht; ob der Künstler den Beifall für sein Werk aus sichern Gründen, oder von der Hand des Zufalls erwarten müsse.

Betrachten wir das ästhetische Urtheil, so nehmen wir überhaupt daran zwei Eigenthümlichkeiten wahr.

1) Es

1) Es ist autonomisch, d. i. es richtet sich nicht nach ertheilten Vorschriften, sondern bestimmt sich nach den ästhetischen Selbstgesetzen einer vernünftigsinnlichen Natur. Niemand wird etwas darum schön nennen, weil es andre thun, sondern jeder erklärt sich, nach seiner eignen Empfindung, dafür oder dagegen. Es kann uns hier niemand durch Vernunftgründe überführen, niemand uns ein Wohlgefallen an diesem oder jenem Gegenstande anstreiten, wenn unsre Empfindung sich dawider auflehnt.

2) Aber von der andern Seite darf niemand etwas deswegen schön nennen, weil es ihm besonders gefällt. Denn wo von einem Gegenstande als einer Schönheit geurtheilt wird, da präsumirt man auch eine Pluralität des Wohlgefallens. Die Schönheit wird hier nicht betrachtet als etwas subjektives, sondern als objektiv; das ästhetische Urtheil nimmt hier das Ansehn eines logischen an, ungeachtet der Grund des Wohlgefallens nicht im Objekt, sondern vorzüglich im Subjekt vorhanden ist. Wer eine Sache für schön erklärte, weil sie ihm gefiel, der würde durch diesen Ausspruch sein Privaturtheil zur Norm des Geschmacks für jeden andern erheben wollen; überdies wär' es möglich, daß sein egoistisches Urtheil aus ganz andern Quellen entspränge, als aus der Empfindung des Schönen. Er könnte eine Handlung schön nennen, weil sie ihm nützlich wäre; er könnte das Gefühl der thierischen

Wollust schön nennen, weil es seine animalischen Begierden stillte.

Diese merkwürdigen Eigenthümlichkeiten des Geschmacksurtheils (Kants. Krit. der Urth. §. 32. 33.) lassen sich, ihrem Ursprunge nach, leicht erklären.

Das Schöne gefällt nicht durch Begriffe, nicht durch Gefühle, sondern durch Empfindung (§. 57.); es kann also nicht, weder durch empyrische, noch durch Beweisgründe a priori als etwas Schönes vorgestellt werden, sondern muß, um als solches zu gelten, erst selbst empfunden werden. Aber obgleich das Empfindungsvermögen der Menschen überhaupt allgemeingleiche Gesetze der Lust und Unlust hat, so sind doch die besondern Foderungen jedes besondern empfindenden Wesens unter sich verschieden. (§. 54.) Der Beifall andrer kann also für mich nicht entscheiden, ob ein Gegenstand schön sey, (wiewohl er mein Urtheil mir verdächtig zu machen im Stande ist) sondern ich urtheile autonomisch, nach meinen eignen ästhetischen Begehrungsgesetzen.

Was die zweite Eigenthümlichkeit des Geschmacksurtheils betrifft, so beruht sie auf die Idee des Schönen, welches, als Schönes, allgemein und nothwendig gefallen muß, indem es gegründet ist in der Vereinigung der höchsten Ziele einer vernünftigsinnlichen Natur. — Da diese Ziele allgemeingültig sind: so muß es auch das Schöne seyn. Es kann niemand, als vernünftigsinnliches Wesen, denselben

etwas

etwas entgegen wollen. Es darf niemand etwas für sich schön nennen, sondern muß zugleich den Beifall aller andern, ihm gleichgeschaffnen Wesen, mit dem seinigen verknüpft denken. —

## §. 66.

## Reinigkeit des Geschmacksurtheils.

Denn sobald jemand etwas darum für schön hält, weil es ihm vorzüglich behagt: so fällt er, mit Recht, in den Verdacht, daß sein Urtheil verfälscht sey, und aus einem ganz andern Interesse herquille, als aus dem, was wir am Schönen nehmen. Soll das Geschmacksurtheil richtig seyn, so ist es zugleich wirklich gemeingültig, und gemeingültig wird es durch seine Reinigkeit.

Diese Reinigkeit im ästhetischen Urtheil muß also hier ein sehr wichtiger Gegenstand unsrer Untersuchungen werden, weil sich Gemeingültigkeit und Richtigkeit desselben darauf gründen.

Weil nun der Ausdruck des Schönen in einem Objekt, (die Schönheit) nicht aber das Schöne selbst (weil es nur Idee von dem Gegenstande des höchsten, allgemeinsten, nothwendigen Wohlgefallens ist) dem Künstler in der Darstellung möglich ist; so haben wir nicht Ursach vom Geschmacksurtheil über das Schöne, sondern von dem über die Schönheit zu reden.

Die Schönheit aber gefällt, wie wir geſehn haben, als Ausdruck der vereinten theoretiſchen, moraliſchen und ſinnlichen Vollkommenheit für das Empfindungsvermögen in einem Objekte, ſo viel die Natur von dieſem jenen Ausdruck geſtattet. Zur Reinigkeit des äſthetiſchen Urtheils gehöret demnach folgendes.

1) Es kann und darf nichts ſchön genannt werden, was nicht allein als Ausdruck jener dreifachen Vollkommenheit durch Empfindung gefällt. Jedes einzelne Zweckmäßige kann gefallen, jedes Angenehme im Gefühl kann behagen, aber ſchön iſt es nicht. Wer wird eine Karrikatur, ungeachtet ſie zum Lachen reizt, ungeachtet ſie eine Empfindung der Luſt rege macht, ſchön nennen? — Das theoretiſch Vollkommne, als ſolches, iſt nicht ſchön, aber der Ausdruck deſſelben für die Empfindung iſt ein Theil der Schönheit. Das Sittliche iſt nicht für ſich ſchön, aber zur Schönheit gehört (poſitiver oder negativer) Ausdruck der Sittlichkeit. Das ſinnlich Angenehme iſt, als ſolches, nicht ſchön, aber die Schönheit iſt auch ſinnlich angenehm. — Wollen wir dieſen Unterſchied nicht zwiſchen der Schönheit, und jeder andern beſondern Vollkommenheit für Verſtand, Vernunft und Sinnlichkeit treffen: was ſollte dann ſchön ſeyn? — Wer alſo zu wiſſen verlangt, ob ſein Urtheil richtig ſey, der prüfe hiernach. Zwar ſind wir uns nicht immer, und am wenigſten im Empfinden der Schönheit, der Vorſtellungen bewußt,

truſt, welche die Empfindung erweckten, aber wir können demungeachtet dieſelben an die Fackel des Verſtandes heranziehn und erkennen, wenn uns ſonſt daran gelegen iſt, die Empfindung des Schönen ſelber zu vertauſchen mit Erkenntniß der Urſachen deſſelben.

2) Zum richtigen, gemeingültigen, reinen Geſchmacksurtheil wird erfodert Körper- und Geiſtesgeſundheit des Urtheilenden. Es würde lächerlich ſeyn, wenn man dem Ausſpruch eines Wahnwitzigen, eines Fiebernden Gültigkeit beimeſſen wollte. Niemand darf, ſobald er ſich Seelen- oder Körperkrank fühlt, mit Sicherheit auf die Richtigkeit ſeines Urtheils fußen. So wie ihm dann das Böſe gut, das Gute böſe, das Wahre falſch, das Falſche wahr, die Ordnung verworren, das Verworrene Ordnung iſt, ſo kann ihm dann auch das Häßliche ſchön, das Schöne häßlich dünken.

3) Das äſthetiſche Urtheil darf durch keine Partheilichkeit, durch keine vorher wache Leidenſchaft beſtimmt werden, wenn es rein und allgemeingültig ſeyn ſoll. — Zur Reinheit der Schönheit wird erfodert, daß wir ſie an einem Gegenſtande empfinden — als Schönheit. (cf. n. 1.) Die Leidenſchaft verwirrt die Sinnen; was im ruhigern Gemüthszuſtands uns immer ſchön war, und es gewiß immer bleiben wird, iſt uns in der Stunde der Leidenſchaft nicht mehr ſchön, es iſt wohl gar häßlich. Das Häßliche hingegen kann durch Partheilichkeit,

Vorliebe, Leidenschaft den (freilich vorübersliegenden) Reiz der Schönheit annehmen. Der Liebende nennt in der Extase seiner Leidenschaft die Geliebte Göttin und Grazie, selbst wenn diese Grazie mit beiden Augen schielte, die Pockennarben mit Bleiweiß und Karmin verkleisterte, und dem Karakter nach eine feile Dirne wäre. Strabonem adpellat paetum pater, et pullum, male parvus si cui filius est, ut abortivus fuit olim Sisyphus, sagt Horaz. (Serm. l. 1. Sat. 3.)

Ich will es nicht läugnen, daß das Geschmacksurtheil an sich im Augenblick des mildern Affekts und der Vorliebe nicht auch richtig seyn könnte, aber dann ist es nur nicht im Bezug auf das Objekt, von dem man die Schönheit prädicirt, (wie oben das Mädchen des Liebhabers) sondern im Bezug auf das Phantasiebild gültig, welches man vielleicht mit dem wirklichen Objekt verwechselt. Wenn jener Liebhaber seine schielende Dirne schön nannte, sogar ihre Schönheit empfand: so phantasirte er gewiß in seiner Einbildung dem geliebten Gegenstande die fehlenden Reize an, er verschwieg sich dessen Mängel, oder umhing sie mit dem Mantel der Tugenden; die aufgeworfne Unterlippe hat etwas zum Kusse einladendes, die nichtssagende; platte Physiognomie ist ihm der Abdruck eines sanften, schmachtenden, liebevollen Karakters. Er liebt nicht mehr das Mädchen, sondern das Ideal seiner Einbildungen, welches, wenn

wenn es realisirt würde, gewiß den Beifall der halben Welt haben könnte.

Also darf kein Ausspruch der Partheilichkeit und Leidenschaft über die Schönheit eines Gegenstandes als gültig und richtig angesehn werden, so wenig wie das Wort des Zornigen über die Sittlichkeit seiner Handlungen, oder das Urtheil des Berauschten über die theoretische Vollkommenheit einer Sache.

Welcher Künstler wird für solche momentane Launen arbeiten sollen? Er stellt seine Kunstschönheit dem unbefangnen, partheilosen Menschen dar — er arbeitet nicht, (wenn er im Ganzen gefallen will,) für den Leidenschaftlichen, dem er doch nie ein Genüge leisten wird. Ich erinnre hier an die sehr bekannte Anekdote von dem Gemälde einer Dame, das ihrem Liebhaber bei weitem nicht Ausdruck der Glut und Liebesschwärmerei genug besaß. Der Maler sollte das Stück umarbeiten, aber dieser ließ es so lange unangerührt liegen, bis der Liebhaber der Dame Eheherr derselben geworden war. Der Maler brachte jetzt das unveränderte Gemälde zur Beurtheilung. Gott bewahre, rief nun der Ehemann, mein Weib ist viel zu schwärmerisch und wollustathmend gezeichnet!

4) So wie ich Ursach habe, das ästhetische Urtheil des Partheiischen und Leidenschaftlichen zu verwerfen, weil in demselben (selbst wenn es an sich richtig ist) gewöhnlich das Phantasiebild mit der Wirklichkeit vertauscht wird: so darf ich auch denjenigen

nigen Geschmack nicht rein, und dessen Urtheil nicht gültig heißen, welches, vom Eigennutz bestochen, die Schönheit nicht um des Schönen, sondern des daraus entspringenden Privatvortheils halber liebt. — Nützlichkeit mag zwar, als ein Theil der sinnlichen Vollkommenheit, in der Schönheit und zur Schönheit des Gegenstandes dienen; nur dieser Nutzen muß sich nicht allein auf mich, sondern auf die gesammte, oder doch den gröſten Theil der Menschheit beziehn können; muß nicht ein niedriger physischer Vortheil, sondern ein höherer geistiger seyn. (§. 57.) Nennt jemand sein Pferd darum schön, weil es seinen Pflug zieht — so lachen wir über den egoistischen Geschmacksspruch. Find ich nur darum ein Gebäude schön, weil ichs bewohne, so mischt sich Privatinteresse in das ästhetische Urtheil; abstrahir' ich von diesem Interesse, und finde das Haus auch dann noch schön: so bin ich mehr berechtigt, meinem Geschmacksurtheil Gemeingültigkeit zuzutrauen.

5) Bloße Sinnenlust, (in welcher gar nicht Rücksicht genommen wird auf die Foderungen des Verstandes und der Sittlichkeit) die allein und besonders Bezug auf Gefühl, und entfernter nur Bezug auf Empfindung hat, ist nicht schön, sondern angenehm. Ein Gegenstand, der allein und vorzüglich durch das Gefühl, nicht durch die Vorstellungen von logischer oder sittlicher Vollkommenheit gefällt, ist nicht schön. Ein Geschmacksurtheil, welches allein durch Sinnenlust bestimmt wird, ist nicht

rein,

rein, (denn es wird zur Schönheit ungleich mehr, als sinnliche Vollkommenheit erfodert) daher auch nicht richtig, und nicht gemeingültig, weil die sinnlichen Organen so sehr unter einander verschieden sind. Die Werke der Kochkunst gefallen nur allein im Bezug auf den Kützel des Gaumens, ungeachtet sie Einheit im Mannigfaltigen, Zweckmäßigkeit u. dgl. m. besitzen, ungeachtet sie das sittliche Gefühl nicht beleidigen. Gesetzt aber wir betrachten das Kunstwerk des Kochs, abgesondert von der bezielten gröbern Sinnenlust, und empfinden auch dann noch, es sey schön: so haben wir einen Grund zu glauben, mehrere werden mit uns übereinstimmen, und das Produkt der Kochkunst noch schön nennen, selbst wenn es unangenehm für die Geschmacksorgane wäre.

**Anmerkung.** Wir erblicken um uns her viele Gegenstände, welche logische Vollkommenheit, Zweckmäßigkeit, Form des Zweckmäßigen, Mannigfaltigkeit mit Einheit verbunden haben, nicht weniger auch auch die Sittlichkeit unverletzt lassen, wohl gar direkte Beziehungen auf ihre Foderungen besitzen, und der Sinnlichkeit schmeicheln, und doch nennen wir diese Gegenstände nicht schön — Die Ursach davon ist leicht einzusehn. Hier kann objektiver Stoff für das Schöne seyn, aber der subjektive, (§. 56.) die Empfindung fehlte. Man darf daher nicht glauben, daß ein Gegenstand blos durch seinen objektiven ästhetischen Stoff schön seyn müsse; man wundre sich nicht, daß man viele Dinge in der Welt erblickt, welche die Foderungen der erkennenden, sittlichen und sinnlichen

Natur

Natur erfüllen, und doch Mangel des Schönen haben; — wenn man sich nur erinnert, daß die Verstandesvorstellung von jener dreifachen Vollkommenheit nicht (sondern die Empfindung davon) die Natur des Schönen ausmacht. Dinge, die wir anfangs schön nannten, verlieren durch den täglichen Gebrauch und Umgang den Reiz ihrer Schönheit. Und woher? weil der Verstand an die Stelle der Empfindung tritt, und sich jene Vollkommenheiten verdeutlicht vorstellt; je mehr der Verstand handelt, je unthätiger wird das Empfindungsvermögen. Beim ersten Wahrnehmen einer Sache läuft immer die Empfindung voran. Ist ein Gegenstand neu, ungewöhnlich, war er noch nie ein Objekt unsrer Erkenntniß, so ists dem Verstande schwer, ihn sogleich zu begreifen; aber die Empfindung, minder schwerfällig in ihren Beschäftigungen, als jener, begrüßt den Gegenstand zuerst, unterwirft ihn ihren Gesetzen und nennt ihn häßlich, schön, niedlich, abscheulich, lächerlich, oder wie sie sonst will. Dann erst rückt der Verstand näher an das unbekannte Objekt, behandelt dasselbe nach seiner Gesetzgebung, und in dem Augenblick zieht sich die Empfindung zurück. — Daher kömmt es, daß das Neue, Ungewöhnliche in der Empfindung zuerst gefällt, und die Gewohnheit den schönsten Gegenständen ihrer Schönheit Zauber raubet.

## §. 67.

## Gemeingültigkeit des Geschmacksurtheils.

Aber wenn wir auch jene Punkte der Reinheit des Geschmacksurtheils angaben, wodurch dasselbe allge-

allgemeingültiger werden sollte, so haben wir dadurch doch nichts mehr, als Gemeingültigkeit, bei weitem aber nicht Allgemeingültigkeit für das ästhetische Urtheil gewonnen. Ein Geschmacksurtheil, und wär es das reinste, unbestochenste, kann in Ewigkeit nicht allgemeingültig werden, weil es doch immer zum Theil auf Sinnlichkeit und deren subjektive Gesetzgebung beruht.

Die Gesetze des Geschmacks sind die Gesetze der erkennenden, sittlichen und sinnlichen Natur, verbunden über den objektiven Stoff des Schönen richtend. Wäre das ästhetische Urtheil allein von den Gesetzen des Verstandes und der Vernunft abhängig: so ließe sich allerdings für dasselbe Allgemeingültigkeit erwarten, weil es dann auf lautre Principien a priori zurückgeführt, und von dem unsichern, schlüpfrigen Boden der Erfahrung auf den eisernen Grund der reinen Vernunft versetzt werden könnte. Allein das Geschmacksurtheil ist nicht logisch, sondern ästhetisch, d. i. um die Schönheit zu bestimmen, beziehn wir die Vorstellungen nicht vermittelst den Verstand auf das Objekt zum Erkenntniß, sondern durch die, den Gesetzen des Verstandes freilich unterthänige Einbildungskraft aufs empfindende Subjekt.

Inzwischen wollen wir den Versuch machen, genau zu bestimmen, in wie fern und in wie weit das Geschmacksurtheil gemeingültig seyn könne. Diese Untersuchung wird zum Theil ein Resultat des

Vor-

Vorhergehenden seyn, und für die ästhetische Gesetzgebung eine ersprießliche Quelle werden.

Schon oben wurde erwähnt, daß die Gesetze des Geschmacks keine andern, als die Gesetze der dreifachen Natur des Menschen wären, die verbunden zum Gericht über den objektiven Stoff des Schönen dienten. Wir müssen hier demnach erforschen, in wie fern jene verschiednen Gesetze objekive Allgemeingültigkeit haben oder nicht.

1) Die Gesetze der erkennenden Natur, des Verstandes und der Vernunft im theoretischen Gebrauch sind allgemeingültig. Was der eine als theoretisch vollkommen, zweckmäßig, harmonisch, wahr u. s. f. erkennt, das erkennt auch jeder andre, dessen Erkenntnißvermögen einen gleichen Grad der Kultur hat, dafür. Demungeachtet aber sind auch hier die Urtheile verschieden über einen Gegenstand, in so fern das Erkenntnißvermögen des einen mehr entwickelt, gereinigt, geschärft ist, als das des andern. (§. 53.) Weil hier aber nicht Rücksicht genommen werden kann auf den unkultivirten Menschen, sondern die Gesetze des Geschmacks geschöpft werden müssen aus der vollkommen ausgebildeten Natur des Menschen (§. 64.): so legen wir den Gesetzen der erkennenden Natur, den logischen Urtheilen, Allgemeingültigkeit bei.

2) Die Gesetze der sittlichen Natur sind allgemeingültig. Was dem einen moralisch gut ist, ist keinem andern böse. Wir nehmen hier die praktische Ver-

Vernunft als vollkommen ausgebildet, und die Anwendungen ihrer Gesetze nicht durch Empyrismus modificirt an.

3) Die Gesetze der sinnlichen Natur, unter welchen etwas ein Gefühl des Angenehmen oder Unangenehmen, eine Empfindung der Lust oder Unlust erzeugt, sind, an sich betrachtet, theils allgemeingültig, theils nur gemeingültig, theils ganz eingültig, d. i. nur für das einzelne Subjekt allein geltend.

Also nur vorzüglich aus dieser letzten Klasse der Gesetze quillt die Limitation der Gültigkeit des ästhetischen Urtheils. Sie verdient es demnach besonders, daß wir sie genauer untersuchen.

## §. 68.

## Ueber die Allgemeingültigkeit und Eingültigkeit des Geschmacksurtheils durch die Sinnlichkeit.

Untersuchen wir die sinnliche Natur des Menschen, so finden wir, daß er in dieser Rücksicht mit jedem andern Thiere ein grosses allgemeingültiges Begehrungsgesetz habe: befördre, suche dein Vergnügen, Wohlseyn! Jeder Gegenstand wird vom Menschen auf dieses Gesetz bezogen, und nach demselben, als angenehm, gleichgültig oder unangenehm verlangt oder verworfen.

So allgemein aber auch dieses Gesetz seyn mag, so verschieden werden doch von den Menschen die Gegenstände an sich im Bezug auf dasselbe beurtheilt. Was dem einen angenehm ist, ist dem andern unangenehm, was der eine, als sinnliches Wesen, begehrt, verwirft der andre als ein solches. Diese Verschiedenheit der sinnlichen Urtheile quillt nicht aus dem Princip des sinnlichen Begehrens, (Vergnügen) kann auch nicht erkannt werden aus den Objekten des sinnlichen Begehrens, weil wir dieselben nicht kennen als das, was sie an sich, sondern nur als das, was sie im Bezug auf unsre Sinnlichkeit sind; sie muß also nothwendig gegründet liegen in den besondern sinnlichen Begehrungsgesetzen des Menschen.

Diese, wenn wir genauer nachspüren, erhalten ihr Daseyn auf verschiedne Art, theils durch die verschiedne Reizbarkeit der Nerven, theils durch die Grade der Stärke und Schwäche verschiedner niedern Seelenvermögen, welche gleichsam die Gränze zwischen der vernünftigen und sinnlichen Natur sind; theils durch die verschiedne Erfahrung; theils durch gewisse Triebe, die entweder vorübergehend oder bleibend sind.

Wir sehen hier also schon diejenige Region vor uns, in welche wir uns hineinwagen müssen, um für die Bestimmung der Gültigkeit des Geschmacksurtheils etwas Sicheres aufzufinden. Aber eben diese Gegend ist es, welche dem Forscher immer die gefährlichste, verworrenste, unsicherste bleiben muß.

in

in welcher noch so weniges aufgeklärt worden, und die für den Aesthetiker doch schlechterdings eine der wichtigsten ist.

Anmerkung. Ein in dieser Rücksicht sehr nützliches, und für die empyrische Psychologie unsterbliches Werk sind wohl die Erfahrungen und Untersuchungen über den Menschen vom Herrn Rath v. Irwing. Berlin 1777. 1779. 1781. 4 Bde. 8. dem ich in diesen Untersuchungen größtentheils gefolgt bin.

## §. 69.

## Fortsetzung. — Organisation der Nerven.

Unsre ersten Wahrnehmungen erhalten wir durch die Sinne, und zwar durch Berührung und Reizung der Nerven. Es ist uns gleichgültig, ob der sinnliche Eindruck durch die Nervenhäute, oder vermöge des Nervenmarks (Nervenäthers) propagirt wird; ob das Gefühl sich gleich da bildet, wo der Nerve berührt wird, oder die Betastung des Nerven erst im Gehirn zum Gefühl werde. Hier sind nur folgende Beobachtungen interessant.

Die gröbere Nervenorganisation percipirt den sinnlichen Eindruck, und liefert ihn der feinern Nervenorganisation über, wo er dann Vorstellung wird. (v. Irwing l. c. I Th. 4te u. 5te Abth.)

Die Beschaffenheit der gröbern Nerven, durch welche wir den ersten Eindruck von aussen empfangen, ist verschieden auf fünffache Art zur Empfänglichkeit des Eindrucks — daher das Fühlen, Sehen, Hören, Riechen, Schmecken.

Jeder einzelne Sinn ist für sich wieder verschiedner Arten der Empfänglichkeit der Eindrücke von außen fähig; z. B. der Geschmack hat Empfänglichkeit für das Bittre, Süße, Saure, Salzige u. s. f., kann eines vom andern unterscheiden. **Bonnet** (im analytischen Versuch üb. die Seelenkräfte K. 8. §. 85) glaubt, daß zu jeder besondern Art der Wahrnehmung, die ein und eben derselbe Sinn giebt, auch besondre, diesen Arten der Eindrücke adäquate Fibern vorhanden wären. Allein mir ist **Irwings** Idee wahrscheinlicher, nach welcher diese Verschiedenheit gegründet ist in der Verschiedenheit der Eindrücke von aussen, und in der Verschiedenheit der Wirkungen und Mittheilung des Eindrucks der gröbern auf die feinere Nervenorganisation.

In der Perception durch die Sinne unterscheiden wir zweierlei: Erstlich die **Wahrnehmung** eines Gegenstandes, zweitens das **Gefühl**, (§. 48.) das Behägliche oder Unbehägliche desselben für die Organe. In der Perception durch den Geschmackssinn unterscheiden wir z. B. Bitterkeit (Wahrnehmung des Gegenstandes) und das Angenehme oder Unangenehme dieser Bitterkeit. (Wahrnehmung des Behäglichen oder Unbehäglichen.)

Wir

Wir überlassen es den Physiologen zu erklären, wie ein Sinn in einer einfachen Handlung zwei so sehr verschiedne Vorstellungen dem Gemüthe zu überantworten im Stande ist, benutzen aber diese Idee zu einer ganz andern Absicht.

Die Erfahrung lehrt uns, daß die meisten Menschen, so lange ihre Sinnen gesund sind, einen und denselben Gegenstand auf einerley Art wahrnehmen. Was der eine als schwarz sieht, sieht auch der andre dafür an; was dem einen süß ist, ists auch dem andern. In dieser Rücksicht hat also das Sinnenurtheil einen hohen Grad der **Gemeingültigkeit**, oder vielleicht **Allgemeingültigkeit**. Krankheiten, Zerstörungen des natürlichen Zustandes der Sinnenorgane machen freilich eine Verschiedenheit der Wahrnehmung nothwendig. Doch dies interessirt uns hier nicht, weil wir immer auf den vollkommnen Zustand der menschlichen Naturen Rücksicht nehmen. (§. 65. §. 67. num. 2.)

Die Erfahrung aber lehrt uns von der andern Seite, daß die meisten Menschen bei einer und derselben Wahrnehmung dieselbe verschieden finden in Rücksicht des Angenehmen oder Unangenehmen. Dem einen ist der Geschmack der Melone lieblich, dem andern verhaßt; der Kaiser **Wenzel** fand Gefallen am Duft des Pferdemists, und viele Nasen verabscheuen denselben.

So lange die Nerven in ihrer natürlichen Ruhe bleiben, existirt weder ein angenehmes noch unange-

nehmes Gefühl. Jede Veränderung in den Nerven verändert die Art des Gefühls. Hemmung in den natürlichen Funktionen der Körpertheile, zu heftige Reizung, oder Verletzung der Nerven, verursacht Schmerz. Beförderung der natürlichen Funktionen der Körpertheile, sanfte, der Natur der Nerven angemessene Berührung derselben, durch welche sie (die Nerven) aus dem Zustand der gefühllosen Ruhe erhoben werden, verursacht Kützel, angenehmes Gefühl.

Anmerkung. Die Nerven der feinern oder gröbern Organisation (wie sie der Herr v. Irwing unterscheidet) sind unzählig, in einander verflochten, äußerst subtil und durch den ganzen Körper verbreitet, wie Wurzeln eines Baums. Von den größten Nerven lenken sich einige nach den Organen des Auges, des Ohrs, der Zunge u. s. f. Die Sehnerven endigen sich in dem zarten Mark der Netzhaut im Auge, die Gehörnerven verbinden sich in der weichen Erhöhung des innern Ohrs, die Geruchsnerven verlieren sich in der Schleimhaut der Nase, die Geschmacksnerven bilden zuletzt in den kleinen Warzen der Haut einen breiartigen Stoff, die Fühlnerven thun desgleichen in andern Theilen der Haut. Jeder Nerve ist aus unzähligen kleinen Fasern zusammengesetzt, die in paralleler Richtung fortlaufen; jeder Nerve zertheilt sich in mehrere Arme, und hat seinen Ursprung aus dem Rücken- oder Gehirnmarke, wohin er den von außen empfangenen Eindruck verpflanzt. Betrachten wir besonders nun den Bau jener großen Nerven, welche als das Wesen des Sinns mit den Sinnorganen ver-

verbunden sind, und werden gewahr, daß sie wieder aus andern kleinen Nerven oder Fäserchen bestehen, die gar nicht gezählt werden können: so drängt sich uns die Frage entgegen: sollten alle diese Nerven nur eine und dieselbe Bestimmung haben? sollte die Natur hier ihr Gesetz der Sparsamkeit vergessen haben? — Wenn wir nun gleich nicht mit dem verewigten Bonnet annehmen wollen, daß jede Art der sinnlichen Wahrnehmung, Rosen-, Nelken-, Veilchenduft u. s. f. seine besondern Nerven habe, die für sie Empfänglichkeit haben, und sich die Verschiedenheit der Wahrnehmungen durch einen und denselben Sinn besser nach der Theorie des Herrn v. Irwing erklären ließe: so sind wir demungeachtet, wie ich glaube, noch zu einer andern Eintheilung berechtigt. Nämlich das Geschäft der Nerven in der einfachsten sinnlichen Wahrnehmung ist zwiefach, 1) Wahrnehmung des Gegenstandes, 2) Wahrnehmung der Behäglichkeit desselben. Diese Geschäfte sind so auffallend von einander verschieden, daß es schwer hält zu glauben, es seyen desselben Sache eines und desselben Nerven. Sollt' es nicht möglich seyn, daß sich die Nerven in dieser Arbeit theilten? daß einige vorhanden wären, welche den Gegenstand wahrnehmen, was er für diesen oder jenen Sinn ist, z. B. roth, bitter, hart, spitzig, laut u. s. f., die wir darum Wahrnehmungsnerven nennen könnten, und daß andre den wahrgenommenen Gegenstand in Rücksicht des Angenehmen oder Unangenehmen percipirten, die deswegen schicklich Gefühlsnerven heißen könnten? — Jene theilten sich wieder ein in Seh-, Hör-, Geruch- und Geschmacksnerven, die den vier einzelnen Sinnen allein angehören, zu denselben würden auch die Fühlnerven gerechnet werden

müssen, die durch den ganzen Körper zerstreut und selbst mit den übrigen Sinnorganen verbunden sind. Wer z. B. mit dem Finger das offne Auge berühret, wird mit dem Auge eine ganz andre Wahrnehmung haben, als die der Farbe und Gestalt des Fingers, er wird Druck, Härte, Weichheit u. s. f. fühlen (nicht sehen). So wie die Fühlnerven im ganzen Körper zerstreut sind, so sind es auch die oben erwähnten Gefühlsnerven, die jedem Sinn angehören, die das Wohlseyn oder Wehe der Seele mittheilen.

Zu dieser Eintheilung in Wahrnehmungs- und Gefühlsnerven verleitet aber auch manche andre Beobachtung. Z. B. was ich zu jeder Zeit, als sauer im Geschmack, oder Geruch wahrnehme, ist mir nicht immer angenehm im Gefühl, ungeachtet die Säure Säure bleibt, weder schärfer noch matter geworden ist. Alle Menschen können in der Wahrnehmung übereinstimmen, daß der Honig süß sey, aber nicht alle stimmen im Gefühl seiner Annehmlichkeit überein. Wären nun Wahrnehmung und Gefühl das Geschäft eines Nerven, woher käm' es, daß derselbe durch eine und dieselbe Aktion der Seele den wahrgenommenen Gegenstand immer einerlei, den gefühlten aber so sehr oft verschieden präsentirte, ohne zugleich der Wahrnehmung zu schaden? — Cf. v. Irwing l. c. 1 Bd. 2 Th. 7te Abtheil.

Weil nach der (in dieser Anmerkung angenommenen) Hypothese die Gefühlsnerven unabhängig sind in ihrem Geschäft von den Wahrnehmungsnerven, und diese das Daseyn des Gegenstandes, gleichsam seine objektive Beschaffenheit, immer einerlei prä-

präsentiren, so haben wir die Gefühlsnerven als die Quelle der Verschiedenheit von den Urtheilen über das Gefühlte zu betrachten. Aber warum diese so verschieden sind in ihrer Art der Wahrnehmung? — warum sie nicht, so wie die Wahrnehmungsnerven, bei allen Menschen gleichgestimmt sind? — ob sie je durch die Kunst einander harmonisch gestimmt werden können? das bleibt ein Räthsel. Wir müssen hier mit der Erfahrung zufrieden seyn, daß sie nur zum Theil mit einander übereinstimmen.

Es fließt demnach hieraus folgendes Resultat: **Kaum gemeingültig ist das Urtheil des sinnlichen Gefühls; gemeingültiger ist aber das Urtheil der sinnlichen Wahrnehmung.**

## §. 70.

## Fortsetzung. — Niedre Seelenvermögen.

Zur Sinnlichkeit überhaupt können und müssen wir nicht nur allein die ersten Arten der Wahrnehmungen und Gefühle rechnen, sondern auch gewisse Vermögen des feinern Nervenorganismus, den durch die gröbern Nerven empfangenen Eindruck beizubehalten — Gedächtniß, Reminiscenz. In der Seele selber, die nur Wirkkraft ist, die nur Formen für die Vorstellungen, aber nicht äußern Stoff besitzt, liegen ursprünglich keine Vorstellungen von äußern Dingen, sondern diese werden ihr erst durch

ihre Werkzeuge zugeführt. Die Seele behandelt sie nachdem erst eigenen Gesetzen gemäß. —

Es ist gar nicht hieher gehörig, zu entwickeln, wie Gedächtniß, Reminiscenz, Phantasie und Einbildungskraft für die Seele durch das Mitspiel der feinern Nerven möglich ist, denn solche Arbeit wäre im Bezug auf unsre Wissenschaft fruchtlos. Es ist genug für uns, hier aus der empyrischen Psychologie und Physiologie anzunehmen, daß die oben genannten Vermögen allein durch Mitwirksamkeit der feinern Nervenorganism entstehn. (v. Irving l. c. I Bd. 3 Th. 4te Abth. S. 411 ff.) Das vertheidigen alle Beobachtungen und Erfahrungen, oder umgekehrt, diese erhalten ein Licht durch iene höchstwahrscheinliche Meinung. Daher fließt es nun auch, daß gewisse Verletzung der Nerven des Gehirns Mangel des ganzen Gedächtnisses oder einer gewissen Ideenreihe verursacht; daß im Alter Gedächtniß und Phantasie mit dem übrigen Körper allmählig ausserben, inzwischen die Seele sich immer gleich stark bleiben mag; daß Gedächtniß und Phantasie verschiedne Grade der Stärke und Schwäche bei verschiednen Menschen besitzen.

Gedächtniß, oder das Vermögen der Aufbehaltung aller durch die Sinne gewonnenen Wahrnehmungen und Gefühle, wie auch aller andern Arten der Ideen, ist gleichsam der Grund verschiedner andrer Vermögen, besonders der Association der Ideen, nach welcher sich unwillkührlich bei Regewer-

werdung einer Vorstellung eine zweite und dritte mit derselben verknüpft, wodurch die Phantasie entsteht, oder die unwillkührliche Verbindung mehrerer Ideen. Association der Ideen und Phantasie können wir für ein und dasselbe Vermögen halten, ohne durch diese Zusammenschmelzung dem einen oder andern etwas zu viel zu geben, oder zu rauben.

Gedächtniß und Phantasie hängen gar nicht an sich von der Willkühr der Seele ab, sondern von dem Organismus der feinern Nerven. Allein sobald die Seele ihre freie Selbstthätigkeit auf diese Vermögen äußert: so entstehen gleichsam ganz neue Vermögen. Verhält sich die Seele im Bezug auf das Gedächtniß aktiv, sucht sie unter den vielen gehabten Ideen eine schon ganz dunkel gewordne (vergeßne) hervor: so entsteht Reminiscenz, Erinnrung. Verhält sie sich gegen die Phantasie aktiv, d. i. associirt sie die Ideen nach ihrer Willkühr: so heißt diese ihre Kraft — Einbildungskraft.

Die Grade der Wirksamkeit der Seele auf Gedächtniß und Phantasie stehn immer in gleichen Verhältnissen mit den Graden der Stärke und Schwäche der beiden genannten Vermögen. Je schwächer die Association der Ideen, oder die Phantasie bei einem Menschen ist, je schwächer ist auch seine Einbildungskraft (produktive Phantasie). Da nun die Grade der Phantasie und des Gedächtnisses bei allen Menschen (wegen der Verschiedenheit der Nervenorgani-

ganisation) verschieden sind: so sind es natürlich auch die Geschmacksurtheile, welche besonders darauf Bezug haben. Daher z. B. ein Mensch die Lilie ungleich schöner finden kann, als der andre, indem sich bei jenem mit dem Bilde der Lilie ungleich mehr Ideen verschwistern, als bei diesem.

Aber Phantasie und Gedächtniß sind nicht allein nur in Rücksicht ihrer Stärke oder Schwäche bei den Menschen verschieden, sondern auch in Rücksicht ihres Inhalts. Alle Menschen leben in andern mannigfachen Verhältnissen; sie genießen unter ganz andern Umständen ganz andre Vorstellungen, Erziehungen, Eindrücke von außen u. s. f. Das heißt, ihre Erfahrung ist verschieden. Ein Mensch, der auf dem Lande lebt und eine gute Erziehung genossen hat, kann eine Gewitternacht schön finden. Eine fürchterliche Pracht stellt sich seinen Sinnen dar, er wird gerührt durch die wohlthätigen Zwecke der gütigen Natur. — Sein Nachbar, bei einer abergläubigen Erziehung, wundert sich, daß jener über ein Gewitter Freude empfinden kann. Ihm ist Gott nur als ein schrecklicher, rachsüchtiger Gott, als ein ernstes, leichtzürnendes, strenges Wesen geschildert; er betrachtet die schimmernden Blitze nicht mehr als Prediger der Majestät, sondern als Strafruthen in der Hand des Höchsten; der Donner ist seinem Ohre kein Lobgesang der Natur auf die wohlthätige Gottheit, sondern ein Signal, sich mit Furcht und Beben vor dem Zürnenden in den Staub niederzuwerfen. —

Aber

Aber ganz andre Ideen werden sich wieder im Gemüth des Seefahrers bei Erwähnung einer Gewitternacht durchkreuzen; denn auf einem ganz andern Element, unter ganz andrer Erziehung, in ganz andern Lagen hat er ganz andre Vorstellungen eingesammelt.

Es folgt hieraus, daß auch die Geschmacksurtheile verschieden seyn müssen nach der Verschiedenheit der eingesammelten Erfahrungen, und Gemeingültigkeit das höchste seyn könne, was für ein solches Urtheil in Rücksicht der Quantität zu fodern ist.

## §. 71.

## Beschluß. — Triebe.

Wir nehmen in der Sinnlichkeit außer allen oben erwähnten Gegenständen noch eine besondre Art derselben wahr, die unter dem Namen der Triebe bekannt sind. Es sind dies, möcht' ich sagen, gewisse blinde Kräfte, die nicht unmittelbar Aeußerungen des Gemüths, sondern solche Einrichtungen der menschlichen Natur sind, durch welche dieselbe gereizt wird, Erhaltung und Vermehrung ihres Wohlseyns und ihrer Vollkommenheit zu bewerkstelligen.

Diese Triebe äußern sich nicht sowohl auf die Wahrnehmungs- als vielmehr allein auf die Gefühlsnerven, und werden deswegen auch hier von großer Wichtigkeit.

Befrie-

Befriedigung der Triebe, Erfüllung ihres Zwecks (Wohlseyn, Vollkommenheit) erregt das Gefühl des Angenehmen; Nichtbefriedigung verursacht Schmerz, Unlust. Dies ist ein allgemeingültiges Gesetz für die Triebe jeder Art, für geistige und sinnliche, und das sich darauf beziehende Geschmacksurtheil ist in der Hinsicht vollkommen allgemeingültig. Z. B. alles Gräßliche, dem Leben Gefährliche, ist unangenehm.

**Anmerkung.** Wider diese Allgemeingültigkeit des Geschmacksurtheils läßt sich nicht einwenden: daß sie erst aus der Erfahrung, aber nicht a priori erkannt würde, denn die Allgemeingültigkeit der Gesetze a priori wird ebenfalls erst durch die Erfahrung bestätigt, und in der Vernunft nur als möglich und nothwendig erkannt.

Allein diese Triebe sind in Rücksicht ihrer Dauer und Stärke unter einander verschieden. Manche äußern sich im Menschen abwechselnd durch sein ganzes Leben (immanente); andre wieder erscheinen mit einem gewissen Lebensalter (periodische).

Erstlich: die immanenten Triebe. Ihr Grund ist entweder die Einrichtung der Sinnlichkeit allein, oder die der geistigen Natur. — Denn auch der Geist hat seine Triebe, z. B. den Trieb zur Thätigkeit, Vollkommenheit; daher die Neugier oder Trieb zum Wechsel der Ideenbeschäftigung u. s. f. Die geistigen Triebe dauern in ihren Aeußerungen,

gen, so lange der Mensch lebt, d. i. sich seiner bewußt ist. Das Geschmacksurtheil hat in dieser Beziehung Allgemeingültigkeit.

Die immanenten Triebe der Sinnlichkeit im eigentlichen Verstande dauern in ihren Aeußerungen so lange, als der Mensch lebt, d. i. fühlt. Zu ihnen können gerechnet werden 1) der Trieb das Leben zu erhalten, daher die Gefühle der Furcht, des Schrecks u. s. f.; ihnen subordinirt sind andre transitorische Triebe, oder vielmehr nur besondre Aeußerungen des Lebenstriebes, z. B. Hunger, Durst, Ekel, Wertheidigung u. s. f. 2) Der Trieb zur Thätigkeit und Ruhe. 3) Der Trieb zur Veränderung u. a. m.

Zweitens: die periodischen Triebe. Diese äußern sich nur in gewissen Lebensaltern, und verschwinden wieder. Dahin gehört z. B. der Fortpflanzungstrieb, dem subordinirt ist der Trieb zur Geselligkeit, Liebe u. s. f. Hieher können auch alle diejenigen sinnlichen Triebe gezählt werden, welche durch die höhere Natur des Menschen modificirt worden sind; z. B. Trieb zur Freundschaft, Liebe, Ehre u. a. m.

Nicht allein aber sind die Triebe des Geistes und der Sinnlichkeit verschieden im Bezug auf ihre Dauer, ihr Erscheinen, sondern auch in Hinsicht ihrer Stärke und Schwäche. Man kann hier nicht mit heiliger Gewißheit entscheiden, ob die Triebe des Geistes, oder die der Sinnlichkeit stärker sind in ihren Foderungen.

rungen. Bei manchem betäuben die letztern die erstern. Der Wollüstling wird Tugend, Ehre und Schande über den Besitz eines geliebten Mädchens vergessen. Ein andrer wird hingegen lieber das Leben, als Denkfreiheit, Tugend u. s. f. aufopfern. Von beiden Fällen liefert uns die Erfahrung Beispiele.

Es lassen sich hier nun zwar die Bedingungen angeben, unter welchen die Reize des Triebes heftiger werden oder sich vermindern, z. B.

1) Oefterre Erregung eines Triebes verstärkt ihn vor den andern,

2) Zaudern in der Befriedigung desselben verstärkt ihn,

3) Lange Beschäftigung eines Triebes schwächt ihn,

u. s. f.; allein dadurch gewinnt die Idee von allgemeiner Gleichheit der Triebarten in Rücksicht ihrer Stärke bei den verschiednen Menschen nichts, sondern wir müssen wiederum auf Gemeingültigkeit sehn und uns mit ihr begnügen. Da wir in der Bestimmung des Vergnügens und Mißvergnügens noch einmal über die Triebe des Menschen sprechen müssen, so erspare ich das Uebrige, was hier gesagt werden könnte, bis dahin. (Man vergleiche besonders hiemit §. 82, wo die Triebe nach den Graden ihrer Stärke in Rücksicht auf Gemeingültigkeit einzutheilen versucht ist.)

An-

Anmerkung. Ich glaube keiner Entschuldigung zu bedürfen, wenn ich in einer psychologischen Aesthetik von den Trieben spreche, da durch die genauere Untersuchung und Bestimmung derselben zugleich die genauere Bestimmung der Gültigkeit des Geschmacksurtheils befördert wird. Man pflegt die Triebe gewöhnlich anders zu klassificiren; allein ich theilte sie hier ein in Rücksicht der durch sie bestimmten Gültigkeit ästhetischer Urtheile, und glaube darin nicht zwecklos gehandelt zu haben. — Vielleicht wird es mir verargt, daß ich den Trieb zur Geselligkeit dem Geschlechtstrieb subordinire. Allein ich glaubte hierzu berechtigende Gründe zu haben, in so fern blos von sinnlichen Trieben die Rede ist. Denken wir uns auf eine unbewohnte Insel hin, wo wir allein leben müßten, und nie ein uns gleiches Geschöpf gesehn hätten: so würde der Geschlechtstrieb früher als der Geselligkeitstrieb die Sehnsucht nach Menschen erwecken. Geselligkeitslust quillt aus der Geschlechtslust. Stände uns nun die Wahl frei, eine Person von unserm oder anderm Geschlecht zur Gesellschaft zu erkiesen, so würde die Wahl sehr leicht werden. — Die Liebe der Personen beiderlei Geschlechts unter einander hat ihren ersten Grund in dem Zeugungstriebe, und wenn dieser auch noch so versteckt läge, und die Liebschaft noch so rein und platonisch wäre, wie man sie zu benennen pflegt. Der Trieb zur Freundschaft, Ehre u. a. m. sind entweder Triebe des Geistes, modificirt durch Sinnlichkeit, oder sinnliche, modificirt durch den Verstand. Ich zähle sie zu den periodischen, weil sie nicht immer und nothwendig dem Menschen überhaupt angehören. Der isolirte Naturmensch kennt kein Point d'honneur, keine Freundschaft, keine platonische

liebe ꝛc. — Den Urſprung der Triebe zu erklären, iſt die Sache der Phyſiologie. Hier ſind ſie nur betrachtet als Quellen der Empfindungen und Gefühle, und in wie fern dieſelben allgemein als angenehm oder unangenehm beurtheilt werden können, oder nicht.

## §. 72.

## Allgemeine Betrachtungen über die Quantität der Gültigkeit des äſthetiſchen Urtheils.

Rechnen wir nun die Reſultate der angeſtellten Beobachtungen zuſammen, ſo ergiebt ſich:

1) Daß das Geſchmacksurtheil, in ſo fern es in der Schönheit allein Rückſicht nimmt auf den Ausdruck der theoretiſchen und ſittlichen Vollkommenheit, wie auch auf das, was die Foderungen der immanenten (geiſtigen und ſinnlichen) Triebe befriedigt, oder erweckt, allgemeingültig ſeyn müſſe. Denn hier denken und empfinden alle (§. 64. 66. num. 2. 3.) vernünftigſinnliche einerlei.

2) Daß das Geſchmacksurtheil, in ſo fern es beſtimmt wird durch Gefühle, Ideenaſſociation, periodiſche Triebe und Erfahrungen durchaus nur relativ ſeyn könne.

Weil nun aber jede Schönheit Beziehungen nimmt auf theoretiſche und ſittliche Vollkommenheit ſowohl,

ſowohl, als auch auf Gefühle, periodiſche Triebe, Ideenaſſociation u. ſ. f.: ſo muß ein Ausdruck der äſthetiſchen Vollkommenheit zwar immer und jedem gefallen in manchen Stücken, aber auch in manchen nicht. Wir können und müſſen daher zwar jeder Schönheit ein allgemeines Gefallen zutrauen, aber in andrer Rückſicht wieder nicht. Das Geſchmacksurtheil iſt folglich nicht durchaus eingültig, (wie das Urtheil einem Privatnutzen) aber auch nicht allgemeingültig, (wie ein logiſches Urtheil) ſondern behauptet die Stelle zwiſchen beiden, es iſt gemeingültig.

Nun ſcheint zwar die Aeſthetik vieles dadurch von ihrem, von uns beahndeten, Werth verloren zu haben, weil ſie nun in ihrer Geſetzgebung vielleicht nicht mehr mit Gewißheit ſprechen könnte: arbeite nach dieſen Geſetzen, und dein Werk wird ohne Zweifel gefallen; allein dieſe Furcht iſt grundlos. Denn in dem größten Theil ihrer Geſetzgebung kann ſie dem Künſtler für ſeinen Gehorſam ein ewiges allgemeines Gefallen ſeines Werks mit Sicherheit verheißen. In demjenigen kleinen Theil ihrer Geſetze, wo die ſinnliche Natur ſchlechterdings die Allgemeinheit des Gefallens verbietet, kann ſie wenigſtens, im Bezug auf gewiſſe Menſchenklaſſen, eine Pluralität des Wohlgefallens verſprechen.

## §. 73.

## Geschmack. Genie. Originalgeist.

Da wir den Geschmack erklärt haben, als ein Vermögen, die ästhetische Vollkommenheit oder Unvollkommenheit eines Kunst- oder Naturwerks zu erkennen und zu beurtheilen, (§. 63.) dieses Vermögen aber, in größerm oder kleinerm Grade, von jedem vernünftigsinnlichen Wesen besessen wird: so können wir uns den Geschmack als eine Art von gemeinschaftlichen Sinn (sensus communis) denken, oder als ein Beurtheilungsvermögen, welches (bei sich) immer Rücksicht nimmt auf das Urtheil andrer gleichgeschaffnen Naturen, um durch kein Privatinteresse zur Unrichtigkeit im Urtheil verführt zu werden. *)

In so fern der Geschmack von der Mitwirksamkeit verschiednet Gemüthsvermögen abhängt, diese Gemüthsvermögen aber durch keine Kunst erworben, sondern nur ausgebildet werden können: so ist es natür-

*) In seiner Krit. der Urth. §. 40. führt Kant diesen Gedanken ausführlicher aus. Man giebt oft, sagt er, der Urtheilskraft, wenn man vorzüglich auf die Resultate derselben sieht, den Namen eines Sinnes, ungeachtet die Begriffe von Wahrheit, Tugend u. s. f. sich eigentlich in keinem Sinne befinden können. Den gemeinen Menschenverstand hat man daher mit dem Namen des Gemeinsinns belegt, ein Ausdruck, der sehr zweideutig ist. Um nun den Geschmack vom gemeinen Menschenverstand, welche beide man oft durch Gemeinsinn zu bezeichnen pflegt, gehörig zu unterscheiden, schlägt der Philosoph vor, jenen durch sensus communis aestheticus, und diesen durch sensus communis logicus zu benennen.

natürlich, daß der Geschmack überhaupt nicht erworben, aber wohl zum richtigen und gültigen ausgebildet werden kann.

Da die Gesetze des Geschmacks die allgemeinen Gesetze der dreifachen Natur des Menschen im Bezug auf Objekte der Empfindung sind, so wird das ästhetische Urtheilsvermögen gebildet durch das Studium jener Gesetze und der Empfindungen. Je heller uns jene Gesetze vor der Seele schweben, je empfänglicher dem Schönen und reiner (von aller Leidenschaft oder anderm sinnlichen Interesse) das Empfindungsvermögen ist, je mehr wir Rücksicht nehmen auf die Einstimmung andrer vernünftigsinnlichen Wesen, um so gebildeter wird unser Geschmack seyn.

Der Geschmack aber bleibt immer nur ein bloßes Urtheilsvermögen; wer ihn gereinigt zum Eigenthume hat, kann zwar für einen Kenner gelten, aber nicht für einen Künstler. Der wahre Künstler muß mehr als Geschmack besitzen, um ästhetisch vollkommne Werke darzustellen, er muß Genie haben. Der Geschmack ist der Mentor seines Genies, welches Schöpfungen hervorbringt.

Genie ist selbsterschaffende Kraft des Gemüths, ein produktives Vermögen, Fähigkeit eigne Ideale zu realisiren, unbekannte Dinge zu erfinden. (Erfinden und entdecken ist verschieden. Erfinden kann man nur durch Genie, eigne Anstrengung seines Geistes; entdecken kann man durch einen Zufall. Berthold Schwarz ein Entdecker.) — Genie

ist mehr als Talent, Anlage. Talent ist überhaupt ein vorzüglicherer Grad der Stärke eines oder des andern Seelenvermögens zu einer oder der Art von Beschäftigungen. Es kann jemand Talente zur Musik haben, ohne Genie für dieselbe zu besitzen. Vermöge seines musikalischen Talents wird er mit vieler Leichtigkeit Tonstücke erlernen und gut spielen, aber darum noch nicht im Stande seyn, selber solche zu setzen; hierzu wir Genie erfodert. Sagen wir, es hat jemand Anlagen ein guter Offizier im Felde zu seyn: so denken wir an seine Herzhaftigkeit, Kaltblütigkeit in der Gefahr, Strenge u. s. f.; aber zur Entwerfung eigner militairischer Dispositionen und Ausführung derselben wird Genie gefodert. Das Talent kann sich mit dem Nachahmen begnügen, das Genie ist Kraft zu eignen Schöpfungen.

Das Vermögen eigenthümliche ästhetische Ideale zu realisiren, darzustellen, ist Künstlergenie.

Geschmack kann für sich selbst existiren, ohne mit Genie verbunden zu seyn, aber dieses ist nicht möglich ohne jenen. Der Geschmack kann freilich sehr roh und ungebildet seyn; wir nennen ein solches Genie deswegen selber unpolirt, unkultivirt, obgleich nicht eigentlich die Schöpfungskraft, sondern nur das, diese begleitendes, ästhetische Urtheilsvermögen berichtigt werden kann in seinen Aeußerungen.

Das Genie empfängt folglich seine Regeln aus eben den Quellen, woher sie der Geschmack erhält.

Unge-

Ungeachtet das Genie nicht blos nachahmt, ſondern eigne Ideale in die Wirklichkeit übergehn läßt, ſo iſt es darum doch nicht ſogleich Original zu nennen.

Jedes Genie würde in ſeinen Schöpfungen originell ſeyn, wenn es ſich nicht in die Schöpfungsmanier andrer Vorgänger hineinfügte. Manier wird gewöhnlich die eigenthümliche ſubjektive Weiſe und Art (modus) der Darſtellung eines Ideenganzes genannt. Das Genie kann folglich, ohne (im vollſtändigen Sinn des Worts) nachzuahmen, eigne Ideale nach der Weiſe andrer realiſiren. Der Stoff der Darſtellung gehört immer dem Genie an, wenn auch nicht die Form oder der modus. Wenn Denis (unter dem Bardennamen Sined bekannt) in Oſſians Manier ſang, ſo blieb ſein Genie durch dies Manieriren unbeſchadet. — Wer aber nicht nur die Form, den modum der Darſtellung, ſondern auch die Form des Dargeſtellten von einem andern gebraucht, der ahmt nach im ſtrengſten Sinne des Worts. Dahin gehört z. B. derjenige, welcher nicht nur Oſſians Humeur, ſeine ernſte, melancholiſche Laune, (Form der Darſtellung) ſondern ſelbſt die Schilderung der Gegenſtände, gewiſſe Beiwörter, Karaktere u. ſ. f. (Form des Dargeſtellten) annimmt, kann zwar immer noch in ſeinen Werken Genie heißen, aber er iſt nachahmendes Genie, d. i. er giebt den Geburten ſeiner Schöpfungskraft die Kleider und Geberden andrer.

Tiefer aber kann das Genie nicht herabsteigen, weil es sonst aufhören würde Genie zu seyn. Es kann manieriren, nachahmen, aber nicht kopiren, d. i. die Art und Weise fremder Darstellungen, Form und Stoff des Dargestellten noch einmal liefern.

Das Originalgenie des Künstlers aber bedient sich keiner fremden Manier für die Realisirung seiner Ideale, sondern seiner, seinem eigenthümlichen Humor adäquate. Es ahmt, auch in der mindesten Rücksicht, keinem andern nach, als der Natur allein. Dies ist die Bestimmung des Originalgenies im strengsten Sinn.

Dem Genie gehöret, als Eigenthum, wenigstens das realisirte Ideal an; dem Originalgenie aber auch Manier der Darstellung und Form des dargestellten Ideals. Wir nehmen es aber im gemeinen Leben nicht so genau mit dem Titel Originalgeist, sondern geben ihn gern jedem, der nur in einiger Rücksicht Eigenthümlichkeiten hat. Wir können demnach folgende Abstufungen oder Klassen der (ästhetischen) Originalgeister annehmen.

1) Original ist derjenige Künstler, welchem Ideal, Darstellungsform (Manier) und Form des Dargestellten allein angehört. Ossian ist einer dieser vollkommnen Originalkünstler. Ihm gehört eigenthümlich an die ernste, melancholische, grauenvolle Manier (Form) der Darstellung; ihm gehört als Produkt seiner Schöpfungskraft die besondre Art

der

der Vergleichungen, Metaphern, Sprache, Zuſammenordnung u. ſ. ſ. (Form) des Dargeſtellten.

2) Original im minder ſtrengen Verſtande des Worts iſt ein Künſtler, dem zwar nicht die Darſtellungsform, (Manier) aber doch die Form des Dargeſtellten allein angehört. Z. B. **Gleim**, der in Anakreons Manier ſang, aber doch Originalität in Rückſicht der Form des Dargeſtellten beſitzt. Andre wieder haben in der Manier, aber nicht in der Form des Dargeſtellten Eigenthümlichkeit.

3) Original nennt ſich auch derjenige Künſtler, aus deſſen Schöpfungskraft blos das Ideal des Dargeſtellten, aber weder Form der Darſtellung noch des Dargeſtellten floß. So nennt heutiges Tages jeder Roman- oder Schauſpieldichter ſein Werk auf dem Titelblatt mit vieler Selbſtgefälligkeit Original, und wenn ihm auch nichts, als der Stoff der Fabel, eigenthümlich zukäme.

Ueberhaupt iſt zu bemerken, daß man zu keiner Zeit verſchwenderiſcher mit dem ehrwürdigen Namen des Originalgeiſtes verfahren hat, als jetzt, und zwar zu einer Zeit, wo die Originalität der Künſtler am meiſten verſchwunden iſt. So pflegt gewöhnlich da am meiſten von der Tugend geſchwazt zu werden, wo ſie nicht mehr zu Hauſe iſt.

**Anmerkung.** Dubos (Reflexions ſ. la peint. et Poeſ. T. 2. chap. 1), wenn er uns einen Begrif vom Genie machen will, nennt es die angeborne Geſchicklichkeit, manche Sachen mit ſo vieler Leichtigkeit

tigkeit und so vollkommen zu bewerkstelligen, die andre, mit bestem Fleiße immer nur schlecht machen können. Ich fürchte, Dubos karakterisire hier mehr das Talent, als das Genie, und unterscheide beides nicht fein genug von einander. — Helvetius meint, und mit Recht, (de l'Esprit. Discours 4. chap. 1.) Genie sey Kraft zum Erfinden, (nicht zum Entdecken) Fähigkeit durch neue Verspinnung der Vorstellungen unter einander, neue Verhältnisse zu bewirken, aufzufassen und darzustellen. Seine Bemerkung, daß man Genie besitzen kann, ohne die ehrenvolle Benennung, ist von keiner Wichtigkeit. — Baumgarten nannte (Metaph. §. 476.) die ingenia superiora diejenigen, welche an dem Grade der meisten Erkenntnißvermögen sehr weit viele andre Köpfe übertreffen. — Sulzer stimmt dem Dubos und Baumgarten in der Hauptsache bei — Flögel (Geschichte des menschl. Verstandes 2 Abschn.) vereinigt die Definitionen des Helvetius und Baumgarten. — Daß selbsterschaffende Kraft, Erfindungsvermögen der wesentliche Karakter des Genies sey, beweisen besonders die Benennungen der Dichter unter verschiednen Völkern. Bei den Griechen hießen die Dichter ποιηται: bei den alten Peruanern Haraveks (Erfinder); in der provenzalischen Sprache Troubadours (von trouver); in der toskanischen capricciosi (von Capriccio, Laune, Eigenheit, Seltsamkeit); in der deutschen Dichter (von dichten, ersinnen).

§. 74.

## §. 74.

## Von den Vermögen des Gemüths, die das Künstlergenie ausmachen.

Wenn wir die Gemüthskräfte eines Mannes, dem wir Talente, gesunden Menschenverstand, Geschmack u. s. f. zuerkennen, mit den Gemüthskräften eines andern, dem allgemein Genie zugeschrieben wird, (so viel wir im Stande sind) vergleichen: so finden wir als das vorzüglichste, auszeichnende Merkmal des letztern eine äußerst reizbare Empfindsamkeit, eine schöpferische blühende Einbildungskraft.

1) Einbildungskraft (Phantasie als produktives Vermögen §. 70.) ist demnach eine derer wesentlichsten Gemüthskräfte, welche das Genie ausmachen. Das Associationsvermögen muß einen höhern Grad der Kraft haben, als gewöhnlich; eine berührte Idee weckt dann zehn andre aus ihrem Schlummer; ein Bild wird von unzähligen andern verdrängt. Bei diesem Reichthum der Phantasie, oder Ideenassociation, wird es der Seele leicht, ganz neue Ideele, durch neue Verbindung der Ideen zu erschaffen; sie erfindet und verliert sich in eine eigne Schöpfung. Bei dieser Wirksamkeit der Seele auf die Phantasie muß ihr aber

2) Der Verstand zur Seite stehn, oder vielmehr der Verstand selber wirkt auf die Phantasie und verbindet und ordnet die Summe der Bilder nach denjenigen Gesetzen, welche in der menschlichen Na-

tur liegen, und nach denjenigen Geſetzen, welche ihm die Erfahrung an die Hand giebt, denen gemäß ein Kunſtwerk oder ein Produkt der Natur gewiſſe Empfindungen mittheilt. Denn Mittheilung der Empfindungen iſt da der ausſchließende Zweck der Kunſtwerke. — Der Verſtand ordnet den Reichthum der Phantaſie, denn wo dies nicht geſchieht, iſt eine verworrene Phantaſie, deren Erfindungen und Bilder, ſobald ſie dargeſtellt werden, mißfallen, weil ſie den Geſetzen des Geſchmacks widerſprechen. Die Phantaſie lieferte den Stoff, der Verſtand giebt dieſem Stoff in der Darſtellung die Form (Form des Dargeſtellten). Aber

3) Der herrſchende Zuſtand des Empfindungsvermögens liefert der Darſtellung die Form, die Manier, und färbt die Bilder der Phantaſie mit ihren Dinten. Das Empfindungsvermögen ſelber muß außerordentlich reizbar ſeyn. Ein Gegenſtand, dem Tauſende arglos vorüberwandeln, wird dem Empfindungsvermögen des Genies merkwürdig. Die kaum entſprungene Empfindung fliegt zur Phantaſie über und wird ein neuer Stoff derſelben, oder vielmehr, ſie ruft das Aſſociationsvermögen auf, und neue Ideen entwickeln ſich und ſtürmen nun auf das Empfindungsvermögen zurück.

4) Eben dies Empfindungsvermögen verbindet ſich mit dem Verſtand und geht auf Entdeckungen aus. (Beobachtungsgeiſt) Die Empfindung zeigt den Gegenſtand an, der ſie feſſelte, der Verſtand

ſtand betrachtet ihn genauer, überliefert ſein Bild dem Gedächtniß, um ſich deſſelben bei Darſtellung eines Kunſtwerkes (welches Empfindungen in andern entwickeln ſoll) mit Glück zu ſolchem Behuf zu bedienen.

Dieſe Eigenſchaften des Gemüths, unter welchen alſo Einbildungskraft und Empfindungsvermögen die Hauptrollen ſpielen, doch ſo, daß ſie den Verſtand als ihren Geſetzgeber anerkennen, machen das Genie aus.

Das Genie wird geboren, kann durch Kunſt gebildet, aber nicht erzeugt werden. Das Originalgenie iſt an ſich nicht erhabner, als das Genie überhaupt, ſondern empfängt den ſtolzen Rang durch gewiſſe Verhältniſſe, welche ihm durch den Zufall gegeben wurden. Dieſe Verhältniſſe, welche das Genie zur Originalität erheben, ſind entweder Zeit, oder Erziehung. 1) Zeit. — Ein Originalgenie wird derjenige genannt, welcher zuerſt ſeinen Idealen in der Realiſirung gewiſſe Formen gab. Jedes Genie, welches Darſtellungen der Ideale liefert, könnte Anſprüche auf die Originalität machen, wenn es früher geboren wäre, und, ſobald ſeine Darſtellungen gut ſind, hoffen, ſie werden nachgeahmt werden. 2) Erziehung. — Unter Erziehung des Genies verſteh' ich überhaupt alle diejenigen Umſtände, welche ſeiner Phantaſie einen groſſen Reichthum von nicht gewöhnlichen Bildern und Ideen gab, und ſein Empfindungsvermögen, welches

um so leichter zu stimmen ist, um so reizbarer es seyn muß, ganz von andern desgleichen verschieden stimmte. Z. B. Ossians Genie empfing durch Zeitalter, Land, Klima, Schicksale, Nationalkarakter, Volksbegriffe seiner Zeit u. s. w. den Stempel der Originalität. Wär' er unter uns Deutschen in diesem Jahrhundert erzogen, so stünd es sehr dahin, ob er eine so totale Originalität besitzen würde, als er sie nun wirklich hat.

Es fließt aus diesen Beobachtungen, daß das Originalgenie nicht geboren, sondern durch Umstände gebildet, erzogen werde. Es käme nun darauf an, ob man nicht ein Originalgenie erziehen könnte; ob das, was bei jenen Männern, bei einem Ossian, Shakespear, Sterne, Homer, Anakreon, Klopstock, Wieland, Schiller u. s. w. der Zufall that, nicht durch Kunst bewirkt werden könnte? Wie, wenn man die unverkennbaren Spuren eines Künstlergenies bei einer Person wahrnähme, (wie bei der deutschen Sapho frühzeitig genug geschah) und bildete nun den Verstand derselben; führte dieselbe durch mancherlei Situationen des Lebens, welche die heftigsten, bleibendsten Eindrücke auf das Empfindungsvermögen zurücklassen müßten, leitete nun das junge Genie, ohne ihm gewisse Muster als Normen zu geben, zur Darstellung und Mittheilung schöner Empfindungen an — ließe sich da nicht Originalität hoffen? Ich wünschte ein Gelehrter, in welchem Scharfsinn und Erfahrung sich zur Volle

kom-

kommenheit verſtanden, führte dieſe flüchtige Idee von der Erziehung des Originalgeiſtes mit Gründlichkeit aus. Daß ſie, und beſonders vielleicht für unſre Enkel nicht ganz ohne Nutzen ſeyn würde, läßt ſich beahnden; aber daß ſie auch ein ganzes Jahrhundert hindurch nur ein ſchönes Ideal bleiben möchte, iſt eben ſo möglich.

Anmerkung. Dem Sprachgebrauch gemäß gehört der ſchmeichelhafte Beiname eines Genies nicht dem edlern Künſtler allein, ſondern auch jedem andern, der die Kraft zu eignen, vollkommnen Schöpfungen hat. Luther beſaß Genie, nicht blos kultivirte Talente, daher wurd' er Reformator. Es ſcheint mir, als hätte Kant den Begrif vom Genie viel zu eng beſtimmt, (Krit. der Urth. §. 46—49.) indem er daſſelbe allein nur dem Künſtler zueignet, und zwar durch folgenden Schluß: Genie iſt dem Nachahmungsgeiſte entgegengeſetzt. Da nun lernen nichts als Nachahmen iſt, ſo kann die größte Fähigkeit, Gelehrigkeit, als Gelehrigkeit doch nicht für Genie gelten. Neuton war in ſeinen Principien der Naturphiloſophie, ungeachtet er ein großer Erfinder war, darum doch kein Genie, weil eben das auch hätte können gelernt werden; dahingegen niemand dichten lernen kann. — Allein, wie ich glaube, ſo wie keiner dichten lernen kann, wenn er nicht diejenige beſondre Miſchung, vorzügliche Stärke und das bleibende Verhältniß gewiſſer Gemüthsvermögen erhalten hat, welche das Künſtlergenie (den ſchönen Geiſt) ausmachen: ſo kann auch im Felde der Philoſophie keiner erfinden, neue, große, ungewöhnliche Ideen zuerſt erſinnen lernen, der nicht durch eine beſondre

Miſchung, ein beſondres Verhältniß der Gemüthskräfte, (beſonders der obern) wodurch das wiſſenſchaftliche Genie entſteht, von der Natur dazu erkohren iſt. — Erlernen kann ein fähiger Kopf, was das wiſſenſchaftliche Genie erfann, aber nicht ſelbſt Eroberungen machen. Erlernen kann man, was Ariſtoteles, Neuton, Kant zuerſt erfanden, ohne daß man darum ſelber Genie iſt, wie ſie. Nachahmen, kopiren kann der talentvolle Kopf eines andern ſelbſterſchaffenden Künſtlers Darſtellungen, aber nicht ſelbſt erſchaffen, wozu Genie erfodert wird. —

Im obigen §. wurden zu dem Gemüthsvermögen, welche das Genie des Künſtlers (Schöngeiſt) ausmachen, Einbildungskraft, Verſtand, Empfindungsvermögen und Beobachtungsgeiſt gezählt. Baumgarten hat dieſe Ideen vollſtändiger (in ſr. Aeſthetica. P. 1. c. 1. Sect. 2 § 28 ff.) angeführt, er fodert nämlich zum Künſtlergenie 1) facultates cognoſcitivas inferiores, earumque diſpoſitiones naturales, nämlich acute ſentiendi; diſpoſitionem naturalem ad imaginandum et fingendum; ad perſpicaciam, qua ſuggerenda per ſenſum et phantaſiam acumine et ingenio quaſi polianter; ad recognoſcendum (et memoria); diſpoſitionem poëticam, diſpoſitionem ad ſaporem non publicum, immo delicatum; ad praevidendum et praeſagiendum; ad ſignificandas perceptiones ſuas. 2) Facultates cognoſcitivas ſuperiores, quatenus a) intellectus et ratio per imperium animae in ſemet ipſam multum non raro conferunt, ad excitandas facultates inferiores, b) conſenſus harum et apta pulcritudini proportio ſaepe non niſi per intellectus et rationis uſum obtinetur, c) magnae vividitatis in

ani-

analogo rationis confectarium spiritui naturale est pulcritudo intellectus et rationis, perspicientiae nexus extensive distinctae.

Der Ausdruck Schöngeist, bel'esprit, ingenium venustum, pulcrum, (wie Baumgarten übersetzt) bezeichnet eigentlich jedes Künstlergenie, weil dasselbe schöne Empfindungen durch seine schönen Darstellungen gewisser Ideale mittheilt. — Allein die Dichter haben diesen Namen, sonder Fug und Recht, eigenmächtig an sich gerissen, und sich im Alleinbesitz desselben gestellt.

Litteratur, Coniectures on original Composition von Ed. Young — — Lond. 1759. 8. deutsch, Leipzig 1760. 8. Essay on original Genius, and its various modes of exertion in Philosophy and the fine arts, particularly in Poëtry. Lond. 1767. 8. von Wilh. Duff.

## §. 75.

## Geschmack und Moralität.

Längst schon ist (§. 10. n. 3.) angezeigt worden, daß verschiedne Philosophen das Schönheits- und Sittlichkeitsgefühl so dicht mit einander verflochten haben, daß beide sehr bequem mit einander verwechselt werden könnten, und wiederum, daß andre Philosophen zu beweisen gesucht, der Geschmack habe auf die Moralität nicht nur gar keinen Einfluß, sondern er verleite oft zu großen Thorheiten und Fehlern.

Man kann es von der einen Seite nicht läugnen, daß alles, was nur je ein Gagi, Relli, Menzini,

Sibilati, de Vera, J. Racine, Gerard, Home, Herder, Heydenreich u. a. m. von dem seligen Einfluß der Künste auf die Sittlichkeit gesagt haben, allerdings richtig sey. Aber von der andern Seite läßt sich auch das zum Theil nicht verneinen, was Plato, Rousseau, Hall u. a. m. von dem nachtheiligen Einfluß der Künste auf die Glückseligkeit des Bürgers behauptet haben.

Das moralische Gefühl, der moralische Sinn (moral sense) ist eigentlich Beurtheilungsvermögen der Sittlichkeit einer Handlung, in wie fern sie gut oder böse ist, und uns zum Gefallen oder Mißfallen stimmt.

Der Geschmack hingegen, oder das Schönheitsgefühl, wie man zu sagen pflegt, ist eigentlich das Beurtheilungsvermögen der ästhetischen Vollkommenheit oder Unvollkommenheit. Weil nun auch Sittlichkeit zur ästhetischen Vollkommenheit gehört, und das unsittliche Kunstwerk keinem vernünftigen Menschen vollkommen gefallen kann: so vermischen sich in diesem Punkte die Gränzen des Schönheits- und des Sittlichkeitsgefühls. Ein vollkommen ausgebildetes ästhetisches Beurtheilungsvermögen setzt zugleich auch die vollkommne Ausbildung des Sittlichkeitsgefühls. Aber ein feiner moralischer Sinn kann existiren für sich, ohne mit Schönheitsgefühl in Verbindung zu stehn, weil zur Schönheit mehr erfodert wird, als Sittlichkeit. In so fern haben Shaftsbury und Home einigermaßen Recht, wenn

sie

sie das moralische Gefühl mit dem Schönheitsgefühl verwechseln.

Allein der Geschmack des Menschen wirkt gewöhnlich gern nach einer Richtung. Der Tonkünstler hat oft wenig Gefühl für die Kraft und Eleganz der Malerey; der Maler oft wenig Gefühl und Geschmack in Sachen der Dichtkunst u. s. w. Ja diese Einseitigkeit des Geschmacks, die besonders zur Vorliebe und Partheilichkeit verführt, wenn es auf den Vorzug einer Kunst vor der andern ankömmt, woraus Künstlerpedanterie entsteht, verleitet oft zu vielen Unsittlichkeiten. Mancher verschwendet sein ganzes Vermögen, macht Weib und Kind unglücklich, um nur schöne Gemälde zu haben oder gute Schauspiele zu sehen u. s. w. Das geringste Versehen wider seinen Kunstgeschmack verursacht Mißvergnügen, Verdruß.

Doch diese Vergehungen wider die Sittlichkeit können wir nicht auf Rechnung des Geschmacks überhaupt, als vielmehr nur auf die Einseitigkeit desselben, folglich dessen zu geringer Kultur schieben. Uebrigens ist der Geschmack immer auch nur Beurtheilungsvermögen, nie Princip der sittlichen Handlungen. Als Beurtheilungsvermögen vergleicht er nur Objekte mit seinen Gesetzen und bestimmt ihren Werth; aber es hängt davon noch nicht die Bestimmung zur Sittlichkeit eigner Handlungen ab. Hierzu wird ganz etwas anders als Geschmack erfodert.

Der Künstler ist ein Gewaltiger über die Herzen des Volks. Macht er einen schlechten Gebrauch von seiner Gewalt, so ist freilich die Kunst durch ihn der Glückseligkeit des Bürgers gefährlich; so ist er freilich und seine Kunst zu verabscheuen; und jeder würde, wie **Plato**, nicht nur die Dichter, sondern auch alle übrige erhabnern Künstler aus seiner Republik verbannen, wenn sie ihre Gewalt und Kunst mißbrauchten.

Von der andern Seite aber kann der Künstler, als ein Gewaltiger über die Herzen seiner Zeitgenossen und Nachkommen, auch einen unaussprechlichen Nutzen stiften, den kein Erdengott mit seinen Millionen und Tonnen Goldes allein zu bewirken im Stande ist, den keine Wissenschaft leistet, keine Gewalt hervorbringt, sobald er es sich zur Maxime macht, wahre Schönheit, nach unsrer Angabe, darzustellen. **Plato** und **Rousseau** würden dann ihr strenges Urtheil widerrufen; der Künstler wäre eines der achtungswürdigsten Glieder in der Kette der bürgerlichen Gesellschaft; seine Werke würden den Beifall aller Vernünftigen erobern, und sich selber im Augenblick ihres Werdens mit dem Lorbeer der Unsterblichkeit bekränzen.

---

# Vierter Abschnitt.

## Aesthetische Pathologie.*)

### §. 76.

### Folgerungen aus dem Princip der Aesthetik.

Nachdem wir das Princip der Aesthetik in der Formel aufgestellt hatten: Freie Mittheilung schöner Empfindungen, (1 Abschn.) war auch zugleich mit demselben der ganze Plan einer psychologischen Aesthetik entworfen. Wir mußten vor allen Dingen den Begrif des Schönen (2 Abschn.) erklären, und auf die Gültigkeit des Urtheils über das Schöne etwas Festes zu bestimmen suchen. (3 Abschn.)



*) Platners Aphorismen 2 Th. 1 Hauptst. §. 92. Anmerk. Was wir in der Sprache der modernen Philosophie Empfindung nennen, das heißt bei den Alten nicht αἴσθησις, sondern πάθος, wie denn auch selbst Cartes und andre vor Leibnitzen das Wort Passio noch in dieser weitern Bedeutung nehmen. Αἴσθησις heißt auch eigentlich nicht einmal die sinnliche Vorstellung, sondern nur die körperliche Rührung der Organen.

Aber es bleibt uns noch ein wichtiger Theil der Untersuchung übrig, nämlich die Musterung der verschiednen Empfindungen, und die Lehre von der Mittheilbarkeit und Mittheilung derselben. Die Empfindungen sind gewissermaßen der Stoff, welchen die Kunst behandelt, indem sie durch sinnliche Darstellung derselben, oder durch ein andres aufgestelltes Objekt Empfindungen mitzutheilen sucht.

Daß der Künstler durch sein Werk Empfindungen erregen und mittheilen will, bedarf gar keines Beweises. Man frage nur den Dichter, warum er sein Schauspiel schrieb? den Schauspieler, warum er seine Rolle so mühsam studierte? den Tonkünstler, warum er sein Adagio setzte? den Gartenkünstler, warum er sein Werk so romantisch anlegte? Vielleicht wird man antworten: um zu gefallen. Aber worin gründet sich dieses Gefallen anders, als in erweckten Empfindungen?

Wir sind deswegen gezwungen, die Empfindungen, als einen der interessantesten Gegenstände für die psychologische Aesthetik, genauer zu untersuchen.

## §. 77.

## Schwierigkeit und Nutzen der ästhetischen Pathologie.

Dieser Abschnitt, welchen wir überhaupt ästhetische Pathologie überschrieben, enthält nur Ideen zur ästhetischen Empfindungslehre, und erschöpft

erſchöpft dieſe Diſciplin nicht in ihrem ganzen Umfange. Sie lehrt, wie Empfindungen erweckt, vermehrt, vermindert, unterdrückt und bezeichnet werden müſſen.

Zwar findet man in den meiſten Lehrbüchern des Geſchmacks eine kurze Theorie der Empfindungen; man ſpricht vom Erhabnen, Naiven, Natürlichen, Lächerlichen, Neuen, Wunderbaren u. ſ. w.; aber behandelt dieſe Lehre nicht, wie ſie behandelt werden muß, wenn die Aeſthetik das Geſetzbuch des Künſtlers werden ſoll. Es ſcheint, als habe der gröſste Theil hieher gehöriger Schriftſteller zwar gefühlt, wie nothwendig die Lehre von den Empfindungen in der Aeſthetik ſey, aber auch zugleich, wie mißlich es ſey, ſich in dieſe verwilderten Wüſteneien tiefer hineinzuwagen. **Heinrich Home** war einer der erſten, der in ſeinen Grundſätzen der Kritik auf die Bearbeitung dieſes Gegenſtandes Rückſicht nahm; er ſah es ein, daß ſich mit keiner Gründlichkeit Regeln der Kunſt aufſtellen ließen, wenn man nicht vorher die Lehre von der Entwickelung, Erhöhung, Verminderung und Mittheilbarkeit der Empfindungen ſtrenger unterſuchte. Seine Arbeit machte (wie der Verf. der litterariſchen Zuſätze in **Sulzers** Theorie der ſchönen Künſte Art. Aeſthetik. I Th. S. 51. nach der 2ten Auflage ſagt:) „eine neue Epoche unter uns. Wir hatten vor lauter Grundſätzen die menſchliche Natur ſelbſt beinah gänzlich aus dem Geſicht verloren,

leren, und suchten gröſstentheils die Regeln der schönen Künste in Definitionen.“

Der Künstler will Empfindungen mittheilen; nothwendig muß er also auch ihre Natur kennen, er muß wenigstens problematisch wissen, unter welchen Bedingungen durch die Kunst eine Empfindung mitgetheilt werden kann; er schafft ein Werk aufs Gerathewohl hin, ohne sicher zu seyn, welche Empfindungen dasselbe erregen wird, wenn er nicht weiß, wie sie sich in andre Gemüther überpflanzen lassen; er kann sogar ganz zweckwidrig wirken. Er will zum Beispiel ein Gemüth zur Wehmuth stimmen, und bewegt zum Lachen; er will Lachen erwecken, und reizt zum Mitleiden.

So nothwendig aber auch immerhin die Untersuchung über die Natur, die Entwickelung und Mittheilbarkeit der Empfindungen für die ästhetische Gesetzgebung seyn mag, welche ohne jene unmöglich vollständig und gründlich seyn kann: mit so vielen Schwierigkeiten ist sie doch für den verknüpft, der sich an sie wagt. Er geht hier ganz und gar hinein in das täuschende Gebiet der Erfahrung, und muß immer in banger Furcht schweben, daß er selber betrogen werde; er soll Empfindungen von einander scheiden, die ewig in einander verschmolzen zu seyn scheinen, sich so schnell verwandeln, daß der langsame Blick des Verstandes kaum Ursach und Art der Verwandlung wahrzunehmen im Stande ist. Er sieht zwar, wie die Empfindungen in Versinnlichung über-

übergehn, aber wie die Vorſtellung von ihnen in fremden Gemüthern bald ebendieſelben, bald ganz andre Empfindungen erzeugen.

Eben dieſe und mehrere Schwierigkeiten machen es um ſo verzeihlicher, wenn man ſich in dieſen lichtloſen Wildniſſen verliert und täuſcht.

1. **Anmerkung.** Die äſthetiſche Pathologie iſt verſchieden von der pſychologiſchen, welche die Theorie der Affekten und Empfindungen überhaupt liefert, und von der praktiſchen, welche die Beſtimmung der Empfindungen und Affekten durch die Principien der Sittlichkeit angiebt. Pſychologiſche und praktiſche Pathologie ſind ſchon von den Händen vieler Meiſter behandelt, aber die äſthetiſche Pathologie iſt am allerweiſten vernachläßigt worden (Baumgartens Metaph. §. 501.)

2. **Anmerkung.** Ueber den Werth der Unterſuchungen der Empfindungen und Affekten für den Künſtler will ich nichts mehr hinzuſetzen, als einige Stellen aus Garve's vortrefflicher Betrachtung einiger Verſchiedenheiten in den Werken der älteſten und neuern Schriftſteller, beſonders der Dichter. (in der neuen Biblioth. der ſch. Wiſſenſch. 10 B. — und Sammlung einiger Abhandlungen. Leipzig 1779.) Wo wir noch, ſagt Garve, original ſeyn können, iſt in den feinern Beobachtungen innrer Eigenſchaften und Einrichtungen des menſchlichen Geiſtes, der Denkungsart, der Sitten. — So ſind einige neuere originell geworden, indem ſie irgend eine neue Klaſſe der Empfindungen wahrgenommen, verborgne Unterſchiede und Schattirungen ſonſt ähnlicher Veränderungen der Seele entdeckt, die Be-

griffe, die in einer zusammengesetzten Vorstellung oder einer Begierde verborgen liegen, richtiger erforscht haben. — Zu denjenigen Dingen, deren Kenntniß nicht blos Empfindung, sondern auch Zergliederung des Empfundenen verlangt, gehört die Entstehung und Abwechselung der Begierden, aber noch weit mehr die Art der Erzeugung und Entwickelung der Ideen selbst u. s. f. — Unsre Dichter sind schon eine Art Metaphysiker, und müssen es für uns seyn. Sie zergliedern die Empfindung, die die Alten ganz einfach durch ein Wort ausgedrückt hätten, in die Summe der einzelnen Bewegungen, aus denen sie sich erklären läßt. —

## §. 78.

## Empfindungsvermögen.

So oft wir die Schönheit erklärten, nahmen wir Rücksicht auf das Empfindungsvermögen; Schönheit, als Schönheit kann nicht erkannt werden, sondern nur das theoretisch und praktisch Vollkommene, kann nicht gefühlt werden, sondern nur das Angenehme — sie muß empfunden werden. Die Schönheit verliert ihres Wesens einen Theil, sobald sie von der Empfindung geschieden wird. Zwar haben wir schon einmal (§. 48. 50.) von dem Empfindungsvermögen und seinem Inhalte einiges erwähnt, aber dies war nur zum Behuf der Theorie des Schönen nothwendig, hier wenden wir noch einmal den Blick auf jenes Vermögen, um die Natur desselben für die ästhetische Gesetzgebung zu studieren.

Ohne

Ohne einen vorhergegangnen Eindruck des Objekts auf die Organe des äußern Sinns können wir keine Vorstellung von dem Objeke im Gemüth haben. Jede durch die Sinne gegebne Vorstellung ist überhaupt zwiefach, sie enthält in sich, erstlich das Wahrgenommene, am Objekt, und das Gefühlte, oder Verhältniß des Wahrgenommenen zum Gefühl des Angenehmen oder Unangenehmen. (§. 69.)

Diese Vorstellungen mögen nun bearbeitet werden von welcher Gemüthskraft es sey, so sind sie doch immer oder größtentheils mit einer Empfindung der Lust oder Unlust begleitet, welche nicht aus der gröbern Sinnlichkeit entspringt, sondern ihren Grund dem Gemüthe näher (vielleicht in der feinern Organisation der Nerven nach dem Hrn. v. Irwing) hat. *) Die Flamme kündigt dem äußern Gefühl Schmerz an, aber doch sprangen die christlichen Schwärmer der ersten Jahrhunderte mit Entzücken dem Scheiterhaufen zu. Empfindung (§. 51.) und Gefühl (§. 49. 50.) sind also ihrem Entstehungsgrunde nach sehr verschieden.

Das subjektive Vermögen zur Lust und Unlust, die Quelle der Empfindungen, nennen wir das Empfindungsvermögen. Wir können nicht sagen, was dieses

*) Glaubt man, daß der feinere Organismus der Nerven, welcher mit der Seele in unmittelbarer Gemeinschaft steht, allein den Grund von der Verschiedenheit der Seelenkräfte in sich enthält, glaubt man, daß Phantasie, Gedächtniß u. s. f. in der Mitwirksamkeit der Nerven, oder in dem Zusammenbaue, nach welchem sie sich einander zur Wirksamkeit auffodern, gegründet sey: so müssen wir ein gleiches von dem Empfindungsvermögen glauben können.

dieſes an ſich ſey, ſondern nur, wodurch es ſich unterſcheidet von, oder übereinſtimmt mit andern Vermögen.

Das Empfindungsvermögen iſt durchaus an ſich paſſiv, beſitzt keine Spontaneität, als die, nach empfangenen Eindrücken rege zu werden, und zurückzuwirken auf das Vorſtellungs- und Begehrungsvermögen.

Das Empfindungsvermögen kann an ſich nicht veredelt werden, nicht verſtärkt oder geſchwächt werden, ſondern bleibt immer daſſelbe. Aber diejenigen Kräfte, welche auf daſſelbe einwirken, können gebildet, geſtärkt werden, und ihre Wirkungen ſind auf das Empfindungsvermögen nach den Graden ihrer Ausbildung und Stärke verſchieden. Ein gebildeter Verſtand beſtimmt das Empfindungsvermögen ganz anders, als der rohe, ungebildete; eine lebhafte Phantaſie ungleich heftiger als die träge; ein reizbares Gefühlsvermögen (ſchwächere Nerven) ungleich ſtärker und häufiger, als ein gröberes u. ſ. f. Den Grund der Empfindlichkeit, Unempfindlichkeit, Empfindſamkeit, Rohheit, Feinheit u. ſ. w. des Empfindungsvermögens haben wir daher, nicht in dieſem, ſondern in der Beſchaffenheit der einwirkenden Kräfte zu ſuchen.

§. 79.

## §. 79.

## Einwirkungen auf das Empfindungsvermögen.

Wir sprachen schon einmal von gewissen Trieben des Menschen, (§. 72.) welche uns zur Thätigkeit anspornen. Ohne diese Triebe wäre der Mensch eine todte Maschine, eine stillstehende Uhr, eine Sammlung harmonirender Kräfte ohne Anwendung. Sie sind mit unserm geistigen und thierischen Leben aufs innigste verknüpft; wir können sie nicht freiwillig zerstören und vernichten, ohne der einen oder der andern Art des Lebens zu schaden. Sie sind allgemein in der menschlichen Natur, und nur nach den Graden ihrer Stärke und Schwäche, Länge und Kürze der Dauer verschieden. Auf sie beziehn sich zuletzt alle Neigungen, Wünsche und Begierden.

Die Triebe der erkennenden Natur fodern nichts als Erhaltung und Vervollkommnerung derselben; mißbilligen alles, was den Gesetzen derselben entgegen steht.

Die Triebe der sittlichen Natur spornen an zur Aeußerung der moralischen Freiheit, und mißbilligen jede Einschränkung derselben, jede Verletzung der Sittlichkeitsgesetze.

Die Triebe der sinnlichen Natur reizen an zur Erhaltung und Vermehrung des Wohlseyns;

seyns, und mißbilligen jede Einschränkung desselben. *)

Die Befriedigung dieser verschiednen Triebe des geistigen und thierischen Lebens, erzeugen die Empfindungen der Lust, und die Nichtbefriedigung, Bekämpfung derselben — Unlust.

Jeder Mensch empfindet Lust bei Erweiterung seiner Kenntnisse, bei Verdeutlichung verworrner Vorstellungen, denn dies ist den Trieben seines Geistes gemäß. Er empfindet Unmuth bei Einschränkung seiner freien Thätigkeit, bei Unvollkommenheit der Erkenntnisse, bei Objekten, die den Gesetzen seines Denkens widersprechen. Jeder Mensch fühlt sich, als sittlicher Mensch, glücklich, wenn er die Foderungen, Triebe der Sittlichkeit befriedigen kann, oder befriediget sieht, er vergnügt sich an den Handlungen der Wohlthätigkeit, der Gerechtigkeit, und wird mißvergnügt bei Wahrnehmung illegaler und unmoralischer Handlungen. Jeder Mensch empfindet Vergnügen an Reichthum, Ehre, Freundschaft u. s. w., weil dies den Trieb zum Wohlseyn sättigt, und empfindet Unlust in Lebensgefahr, in Entehrung, Armuth u. s. w., weil dies seinem Triebe zum Wohlseyn entgegenstrebt.

Die

*) Diese Triebe sind sich einander subordinirt und coordinirt, wie Vernunft und Sinnlichkeit überhaupt. Derjenige ist der Weiseste, der alle Triebe so zu befriedigen weiß, daß keiner durch die vorzügliche Befriedigung des andern leiden darf. Der Weiseste ist daher der Glücklichste, wenn er es kann.

Die Aeußerungen der Triebe nennen wir Begierden, und den Grund der Möglichkeit derselben Begehrungsvermögen. Dies kann, so wie die verschiedenen Arten der Triebe, in ein vernünftiges (verständiges) und sinnliches eingetheilt werden.

Alle Vorstellungen und Gefühle können Empfindungen erwecken, auf das Empfindungsvermögen einwirken, und sind in Rücksicht ihrer Uebereinstimmung mit den Gesetzen der dreifachen Natur des Menschen, theils angenehm, theils unangenehm, im Bezug auf das Empfindungsvermögen.

## §. 80.

## Rückwirkungen des Empfindungsvermögens.

Das, durch jene Eindrücke erweckte, Empfindungsvermögen wirkt fast auf alle übrige Vermögen des Menschen zurück. Es erzeugt neue Vorstellungen, neue Begierden; diese wirken wiederum auf jenes, und empfangen neue Rückwirkungen, so daß eine ewige Wechselwirkung der Gemüthsvermögen unter einander herrscht.

Die Grade (der Stärke und Schwäche) der Rückwirkungen des Empfindungsvermögens sind äqual den Graden der Einwirkungen auf dasselbe.

Die Vorstellung von einer verblühten Rose macht keinen so starken Eindruck auf das Empfindungsvermögen,

mögen, als die Vorstellung von dem Verlust der eignen Freiheit. Der Schmerz über die verblühte Rose wird auf Vorstellungs- und Begehrungsvermögen nicht so heftig wirken, als der Schmerz über die verlorne Freiheit. Die Vorstellung von der Verletzung eines geringern Theils unsrer Vollkommenheit wird uns nicht so sehr betrüben, als die von der Verletzung eines wesentlichen. Die Rückwirkung von der Betrübniß über jenen wird nicht so stark seyn, als über diese.

Die Empfindung der Lust bestimmt das Begehrungsvermögen zum Verlangen ihrer Erhaltung, Unlust zur Entfernung derselben.

So wie die Grade der Einwirkungen einer und derselben Vorstellung auf das Empfindungsvermögen bei allen Menschen verschieden sind, so sind es auch bei allen die Grade der Rückwirkungen.

## §. 81.

## Empfindung.

Empfindung ist demnach verschieden von Vorstellung und Gefühl, ungeachtet beide jene erzeugen, oder vielmehr entwickeln können.

Die Vorstellung an sich selbst ist keine Empfindung der Lust oder Unlust. Ich kann mir einen Verlust vorstellen, ohne ihn zu empfinden. Empfindung hingegen ist auch keine Vorstellung, weder eine deutliche noch undeutliche.

Zwei-

Zwar kann die Empfindung das Objekt einer Vorſtellung werden, und zwar als Merkmal eines andern Objekts, aber dann iſt die Empfindung nicht mehr Empfindung, ſondern Idee.

Wie Empfindung und Gefühl von einander verſchieden ſind, haben wir ſchon oben bemerkt. (§. 48.)

An ſich iſt jede Empfindung einfach, (entweder Luſt oder Unluſt) ſo wie jedes Gefühl (entweder angenehm oder unangenehm iſt). Denn ſollte eine Empfindung zuſammengeſetzt ſeyn, ſo müßte ſich in ihr ein Mannigfaltiges erkennen laſſen. In der reinen Empfindung der Luſt, oder Unluſt, wo man weder auf die Urſachen ſieht, auf welche ſie ſich bezieht, noch auf gewiſſe Vorſtellungen, welche mit ihr koexiſtiren, noch auf den Effekt, noch auf den raſchen Wechſel, iſt es unmöglich, ein Mannifaltiges zu unterſcheiden.

Demungeachtet giebt man oft einer ganzen Folge der Empfindungen den Namen einer einzigen, oder man benennt ſie nach den verſchiednen Objekten, (Urſachen) worauf ſie ſich beziehn, z. B. erhaben, ſchön, traurig u. ſ. f., alsdann kann man ſie, aber ſehr uneigentlich, nur zuſammengeſetzt nennen, wie oben (§. 49 und 50.) geſchah.

Die Empfindungen der Luſt und Unluſt können nie in eine verſchmolzen werden; zwar mag ihr Wechſel im Empfindungsvermögen unbemerkbar ſchnell erfolgen, ſo daß auf einen Moment Luſt, auf

den andern Unlust entsteht, und der Mensch, in der Beobachtung seines Selbst, nicht weiß, ob er Lust oder Unlust empfand — allein die entgegengesetzten Empfindungen existiren nicht in einem Moment beisammen, sondern schließen sich von einander aus. Folglich ist auch in dieser Rücksicht keine zusammengesetzte Empfindung, oder eine Empfindung, in welcher mehrere Merkmale angetroffen würden, nicht möglich.

Da nun jede Empfindung entweder eine Lust oder Unlust ist, so wollen wir diese beiden Arten Grundempfindungen nennen, um sie von andern Arten der Empfindung zu unterscheiden, welche Namen und Farbe von ihren Ursachen tragen, und im Grunde nur verschiedne Grade der Lust und Unlust bezeichnen. Z. B. die Empfindung der Freude, Entzücken, Verwunderung, Entsetzen, Grauen, Sehnsucht u. s. f., von denen wir bald sprechen werden. Wir nennen Lust und Unlust Grundempfindungen, 1) weil sie das Wesentliche der Empfindung in jeder andern sind, und 2) den Zustand des thätigen Empfindungsvermögens überhaupt bezeichnen.

**Anmerkung.** Eine Realdefinition läßt sich von der Empfindung nicht angeben, weil sie sich, als Empfindung allein, nicht zur Vorstellung bringen läßt. (Schmids empyr. Psychol. Jena 1791. 8. Th. 3. §. 11. vgl. mit §. 9. und Th. 2. §. 1. Anmerk.) Daß übrigens unter Empfindung hier keineswegs jede

jede Wirkung eines Gegenstandes auf die Vorstellungsfähigkeit, so fern wir von demselben afficirt werden, (Kants Krit. der r. Vern S. 34.) verstanden wird, darf ich nicht erinnern. Wenn der berühmte Plattner (in s phil. Aphorismen. § 43.) das lebhafte oder undeutliche Bewußtseyn des Zustandes in Beziehung auf einen Trieb, Empfindung nennt: so hat er, meiner Meinung nach, nicht die Empfindung, sondern das Verhältniß des Bewußtseyns zu derselben bestimmt.

§. 82.

## Das Vergnügen.

Vergnügen (Lust) und Mißvergnügen (Unlust) ist der Name der beiden Grundempfindungen, welche in allen andern Arten der Empfindungen wieder erscheinen, auf Vorstellungs- und Begehrungsvermögen einwirken, und dieses zum Verlangen oder Verabscheuen bestimmen. Vergnügen ist das große Triebrad aller menschlichen Handlungen, das Ziel alles Ringens, der Karakter des Schönen von Seiten des Empfindungsvermögens.

Es ist die Erklärung des Vergnügens und Mißvergnügens folglich für die ästhetische Gesetzgebung von außerordentlichem Erfolg. Unsre Pflicht ist es hier, den Grund des Vergnügens, die Arten und die Stufen desselben anzugeben. Um dieses desto richtiger zu können, müssen wir noch einmal auf die Lehre von den Trieben des Menschen zurücksehn. (§. 71. 79.)

Unsre sinnliche sowohl als die geistige Natur ist in sich so geordnet, daß sie nichts dieser Anordnung Widersprechendes mit sich verbinden darf, ohne ihr Wesen zu zerstören. Empfindung ist von Seiten der Sinnlichkeit, und Moralität von Seiten der vernünftigen Natur die Schutzmauer, welche die Hand des Schöpfers um diese Ordnung für die Erhaltung derselben zog. Diese müssen erst niedergerissen werden, ehe der Mensch wider sich selbst (seine innre Anordnung, Triebe) handelt.

Die angebornen Triebe des Menschen lassen sich auf zweierlei Art betrachten, als negativ und positiv in ihren Foderungen.

Negative Foderung der Geistestriebe ist: Nichtzerstörung (sondern Erhaltung) der innern Ordnung des Gemüths und seiner Kräfte und Vermögen.

Negative Foderung der Sinnlichkeitstriebe: Nichtverletzung der thierischen Organisation, sondern Erhaltung der sinnlichen Vermögen und Kräfte.

Positive Foderung der Geistestriebe: Vervollkommnerung des Gemüths, seiner Kräfte und Vermögen, Erfüllung seiner sämmtlichen Gesetze.

Positive Foderung der Sinnlichkeitstriebe: Wohlseyn, Glückseligkeit.

Das Daseyn aller dieser Triebe kann nicht geläugnet werden, oder man müßte die Ordnung und das Streben der menschlichen Natur läugnen können; nicht

nicht die Foderungen derselben, oder man müßte die Existenz der Triebe verwerfen. — Freilich können einige heftiger in ihren Foderungen werden, als andre, und diese auf eine Zeit lang unterdrücken, überschreien, aber aufheben, vertilgen nicht.

Man findet auch, daß einige Triebe von jeher lauter sind, als alle übrige. Es sind dieses solche, welche auf Erhaltung und Verbreitung des Lebens dringen, weil Leben die Bedingung ist, unter welcher die Foderungen aller übrigen (besonders auch der geistigen) erfüllet werden können; aber demungeachtet schlummern diese übrigen nicht ewig. Ein Beweis dafür ist die Stufe der Kultur, auf welcher man jetzt steht.

Befriedigung jener Triebe, oder Nichtbefriedigung ist mit Empfindung der Lust oder Unlust verbunden. Je heftiger ein Trieb in seinen Ansprüchen ist, je lebhafter ist die Empfindung bey seiner Befriedigung oder Nichtbefriedigung. *)

Wir wollen einen Versuch machen, die verschiednen Grundtriebe des Menschen zu ordnen nach ihrer Stärke oder Schwäche in den Foderungen. Es findet hier nicht sowohl Allgemeingültigkeit als vielmehr nur Gemeingültigkeit statt. (§. 71)



*) Das Entstehen des Schmerzes bei Nichterfüllung der Foderung des sinnlichen Triebes können wir uns zuweilen erklären, z. B. die schmerzhafte Empfindung des Hungers, oder des Auges, wenn es zu schnell vom Dunkeln zum Licht gesführt wird. Vielleicht läßt sich in der Folge vom Entstehen andrer angenehmen oder unangenehmen Empfindungen etwas ähnliches behaupten.

Der hier zu beobachtende Grundſatz iſt: Je näher ein Trieb zuſammenhängt mit den Bedingungen des Lebens, um ſo ſtärker iſt ſein Fodern; je entfernter, um ſo leiſer. *)

1) Trieb das Leben zu erhalten (und mitzutheilen, Fortpflanzung des Geſchlechts). Verſehen, Mängel in der Befriedigung deſſelben ſind verknüpft mit dem höchſten Schmerz.

2) Trieb zur freien Thätigkeit der Gemüthskräfte.

3) Trieb zum Wohlſeyn, zur ſinnlichen Vollkommenheit unſrer; (zur Geſelligkeit, Freiheit, Ehre, Freundſchaft u. ſ. f.) durch Befriedigung dieſes Triebes iſt die Befriedigung der höhern Geiſtestriebe möglich.

4) Trieb zur Selbſtvervollkommnerung des Gemüths. (zur Ausbildung der Geiſtesvermögen, der Wirkſamkeit moraliſcher Freiheit u. ſ. f.) **)

So

*) Eine wohlthätige Einrichtung! Wären die Triebe, deren Befriedigung Bedingung des thieriſchen Lebens iſt, leiſer, als die übrigen, ſo würde der Menſch oft, um dieſen ſtärkeren zu genügen, jene vergeſſen und das Leben zugleich; das Leben würde oft der Befriedigung andrer Triebe zum Opfer gebracht, und dadurch die Bedingung aufgehoben werden, unter welcher wir allein vollkommen werden können.

**) Eine mir ſehr intereſſante Bemerkung kann ich nicht unterlaſſen hinzuzufügen. Nämlich, man wird gemeiniglich gewahr, daß jene Triebe, (Nr. 1 und 2.) die näher verwandt ſind der Bedingung des Lebens, bei ihrer Nichtbefriedigung zugleich heftigern Schmerz, als Vergnügen, bei ihrer Befriedigung, gewähren. Z. B. der Hunger gewährt einen entſetzlichen Schmerz bei ſeiner Nichtbefriedigung, und nur ein verhältnißmäßig geringes Vergnügen bei ſeiner Stillung. Von der

So verſchieden dieſe Triebe in Rückſicht der Stärke ſind, ſo verſchieden ſind auch die Grade der Unluſt bei ihrer Nichtbefriedigung, und die Grade der Luſt bei Erfüllung ihrer Foderungen.

Wenn ein Trieb ſo heftig wird, daß man über ſeine Beruhigung die Foderungen der übrigen vergißt und die Erfüllung derſelben vernachläßigt: ſo möcht' ich dies Krankheit nennen. Jede Leidenſchaft z. B. iſt daher Krankheit des Gemüths.

Suchen wir nun den Urſprung der angenehmen Empfindungen auf: ſo finden wir freilich, daß von der einen Seite (ſubjektiv) der Grund aller Empfindung die Triebe der Sinnlichkeit und des Geiſtes (welche beide zuſammen Plattner einen Trieb, den Trieb des Lebens nennt) ſind. Beim Mangel dieſer Triebe, oder dieſer der menſchlichen Natur nothwendigen angebornen Beſtrebungen zur Vollkommenheit und zum Wohlſeyn, würden wir unthätig, ſchlaff ſeyn. Beim Mangel der Thätigkeit (wie im feſten Schlafe) würde jede Veränderung des Gemüthszuſtandes ausbleiben, das heißt, jede Empfindung. (Schmids Pſychol. Th. 3. §. 7. 10.) Dies wäre der Zuſtand einer vollkommnen Gleichgültigkeit, Ruhe. Das Daſeyn dieſer Triebe aber iſt mit der Thätigkeit der Vermögen des Men-



der andern Seite hingegen verſchaffen gemeinlich die mit der Lebensbedingung minder verwebten (Nr. 3 und 4.) bei ihrer Befriedigung ein größeres Vergnügen, als verhältnißmäßig der Schmerz bei ihrer Nichtbefriedigung iſt. — (nulla regula ſine exceptione!) — Dort wehrt uns gewaltſam die Natur ab, hier lockt ſie an.

ſehen begleitet, welche dahin ſtreben, den Trieben Genugthuung in ihren Foderungen zu verſchaffen. Jedes Objekt wird auf dieſe Triebe bezogen, denen es nun entweder Befriedigung liefert, oder nicht, oder wohl gar das Gegentheil (Zerſtörung des Zwecks eines oder mehrerer Triebe) androht und bewirkt. Objekte ſind alſo von der andern Seite der Grund der Empfindung.

Uebereinſtimmung eines Objekts mit den Foderungen der Triebe, oder dasjenige im Objekte, was den Foderungen eines oder mehrerer Triebe genug thut, genüget, das erzeugt die Empfindung des Vergnügens — es vergnüget. *)

Alle bisher gelieferte genetiſche Definitionen des Vergnügens ſtimmen gröſtentheils mit dieſer überein, ſo verſchieden ſie auch ausgedrückt ſeyn mögen.

1. **Anmerkung.** Wenn Ariſtoteles (über die Sitten Kap. 3. 4. 5.) den Urſprung des Vergnügens erklärt: ſo liefert er mehr einzelne Beobachtungen, als einen allgemeinen Grundſatz. Er fodert zum Vergnügen Vollkommenheit des Gegenſtandes und der Empfänglichkeit für dieſelbe. (Villaume vom Vergnügen Berl 1788. 8. 2 Th. unterſucht Th. 1. K. 2. die Stellen des Ariſtoteles, die Erklärung des

*) Selbſt das deutſche Wort Vergnügen, von genug, genügen, ſcheint dieſer Erklärung des Vergnügens hold zu ſeyn. Es genügt mir dies oder das zu haben, heißt, meine Foderungen ſind erfüllt, ich bin vergnügt. Daß ſich aber alle Foderungen, Wünſche, Begierden auf einen oder den andern Trieb zuletzt beziehn, iſt ſchon vorhin bemerkt worden. (§. 20.)

des Vergnügens betreffend, mit vieler Aufmerkſamkeit.) — Epikur ſetzt das Vergnügen, oder die Summe angenehmer Empfindungen, ſeine ἡδονη, in das Gefühl des Wohlſeyns, τὸ σωματος ὑγιεια καὶ τῆς ψυχης ἀταραξια. (Laertius de vitis philoſophorum. l. 10. § 128. 136. Plattner über die Stoiſche und Epikuriſche Erklärung des Vergnügens. N Bibl. der ſch. Wiſſenſch. B. 19.) — Plato behauptet ſchon, alle angenehme Empfindung müſſe gewiſſe Grundtriebe zur Quelle haben (Reip l. 9.) — Des Cartes (*Carteſii* Opp. Amſt. 1692. Tom. I ep. 3. des paſſions. Art. 93 — 95.) ſagt: tota noſtra voluptas poſita tantum eſt in perfectionis alicuius noſtrae conſcientia. Wenn ſich das Vergnügen im Bewußtſeyn unſrer Vollkommenheit gründet; ſo bezieht ſich auch dies wieder auf die Befriedigung eines oder des andern Triebes. Villaume (l. c. Kap. 3.) will in den verſchiedenen Stellen Des Cartens über das Vergnügen einen Widerſpruch finden. Ich zweifle aber, daß er wirklich vorhanden ſey. Doch der Ort der Unterſuchung darf hier nicht ſeyn. — Wolf (Pſychol empyr. §. 511.) nimmt auf Des Cartes Rückſicht und ſagt: Vergnügen iſt Anſchauung oder anſchauende Erkenntniß wahrer oder Scheinvollkommenheit. Voluptas eſt intuitus ſeu cognitio intuitiva perfectionis, ſive verae ſive apparentis. Des Cartes verſtand unter Vollkommenheit unſre eigne, Wolf aber, wie man (aus l. c. §. 512.) ſieht, meinet die der Sache. — Baumgarten (Metaph. §. 482 — 487.) beſtimmt Wolfs Idee richtiger. — Der Abbe' Pouilly (theorie des ſentiments agréables. Paris 12. 1747. deutſch, Berlin 1751.) nimmt Thätigkeit ohne Beſchwerde, als den Quell aller angenehmen

men Empfindungen auf. So wie Pouilly beobachtet auch Dubos (in ſeinem oftерwähnten Buche Th. I. Sect. 1. 2.) die Natur des Vergnügens aus dem ſubjektiven Geſichtspunkt. — Sulzer (über den Urſprung der angenehmen Empfindungen, in ſ. verm. phil. Schriften Leipzig 1773. 8) führt den Urſprung der angenehmen Empfindungen auf erleichternde und befördernde Thätigkeit des Vorſtellungsvermögens zurück, und der objektive Grund derſelben ſind Gegenſtände, welche durch Einheit im Mannigfaltigen das Gemüth ſtark und ohne Anſtrengung beſchäftigen. Platner (l. c. 2 Th. 1 Hauptſt. §. 30—81.) nennt den Trieb der Ideenbeſchäftigung und des körperlichen Wohlſtandes Trieb des Lebens, dieſer iſt das Formelle der angenehmen und unangenehmen Empfindungen. Angenehme Empfindungen entſtehen durch die Beſchäftigung des Lebenstriebes. — Der zweite Vater der kritiſchen Philoſophie liefert mit ſeinem ihm gewöhnlichen Scharfſinn in ſeiner Abhandlung über die Natur des Vergnügens (deutſch. Merkur. 1788. Oktober, Nov. 1789. Jänner) viele vortreffliche Bemerkungen über den Werth der Theorien des Vergnügens. — Villaume (l. c. Th. 2. Kap. 3.) definirt das Vergnügen durch das Verhältniß der Thätigkeit zur Kraft — u. ſ. f.

2. **Anmerkung.** Im §. 71. erklärte ich mich ſchon über die Triebe, als könnte man ſie für gewiſſe blinde Kräfte halten, die nicht unmittelbar Gemüthsäußerungen, als vielmehr ſolche Einrichtungen der menſchlichen Natur wären, durch welche die Vermögen derſelben gereizt werden, Erhaltung und Vermehrung des Wohlſeyns und der Vollkommenheit zu bewerkſtelligen. — Triebe der ſinnlichen

lichen Natur pflegt man gewöhnlich mit dem Namen der Inſtinkte zu belegen. Dieſe Inſtinkte, dieſe Triebe hängen nicht von unſrer Willkühr ab, ſondern ſind jeder Sinnlichkeit, durch das innre Verhältniß ihrer Organiſation, nothwendig. Sie handeln nicht um eines Zweckes willen, darum nenn' ich ſie blinde Kräfte, ſondern der Verſtand erkennt erſt ihre Zwecke. Wir können nicht wider ſie wirken, ohne die innern Verhältniſſe unſrer Organiſation zu zernichten. Wir ſind gezwungen, die Inſtinkte auf die ihren Foderungen gemäße Art zu befriedigen, doch hängt die Modification ihrer Befriedigung von unſerm Willen ab.

So wie die Inſtinkte gegründet ſind in der Einrichtung unſrer ſinnlichen Organiſation; ſo ſind die Triebe der geiſtigen Natur gegründet in derſelben, unabhängig von unſrer Willkühr, weſentlich, oder unbedingt nothwendig, angeboren. Z. B. der Trieb zur Ideenbeſchäftigung, zur Aeußerung moraliſcher Freiheit u. ſ. f. Es ſind die ſubjektiven nothwendigen Bedingungen der Selbſtvervollkommnerung. Es ſind, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, angeborne, unabänderliche, ſubjektive Reize zur Aktivität der Gemüthskräfte. Ihr Daſeyn hängt nicht von unſrer Willkühr ab; ſie wirken ohne Vorſtellung eines Zwecks, den ihnen freilich aber der Verſtand nachmals beilegt. Das Kind nimmt wahr, verbindet Wahrnehmungen, macht Erfahrungen u. ſ. f. Hier iſt Thätigkeit der Gemüthskräfte, ohne Bewußtſeyn eines Zwecks. Wir können, als vernünftige Weſen, nicht wider die vernünftige Natur handeln, nicht ihre Triebe zerſtören, ohne das Weſen der Vernunft aufzuheben Unvernunft kann nicht zugleich Vernunft ſeyn. Der Zwang dieſer Triebe aber ſchränkt darum nicht

unſre

unſre Freiheit ein, indem die Modification der Befriedigung der Triebe noch immer unſrer Willkühr unterworfen bleibt.

Wenn der verehrungswürdige Plattner (Aphorism. 2 Th. 1 H. §. 41.) den Trieb definirt als einen Zweck des lebendigen Weſens, in wie fern es ſich denſelben zwar lebhaft, jedoch undeutlich vorſtellt; — ſo ſcheint mir dies bei weitem nicht genug zu ſagen.

3. Anmerkung. Bei Klaſſification der Triebe in Rückſicht ihrer Stärke und Schwäche glaubt ich ſo verfahren zu müſſen, als ich verfuhr. Der Trieb das Leben zu erhalten und zur freien (ungehinderten) Thätigkeit der Gemüthskräfte, ſind der Bedingung, unter welcher das Leben möglich iſt, am nächſten. Sie äußern ſich (durch Beſtimmung des Begehrungsvermögens) ſogleich beim Anfang des Lebens. Die Verletzung ihrer Foderungen iſt mit Schmerz und Unluſt ungleich mehr verbunden als die Verletzung der Foderungen jener Triebe, welche Vervollkommnerung und Wohlſeyn bezielen. Der Verluſt eines Amtes, einer Tonne Goldes, ſchmerzt bei weitem nicht ſo ſehr, als Verluſt eines einzigen Gliedes am Körper, oder Furcht das Leben zu verlieren. Demungeachtet können bei einzelnen Menſchen die Triebe zum Wohlſeyn, (zur Ehre, zur Bequemlichkeit u. ſ. f.) oder die Triebe zur Selbſtvervollkommnerung (zur Aeußerung der moraliſchen Freiheit, zur Ausbildung der Gemüthsvermögen u. ſ. f.) in ihren Foderungen ſo heftig geworden ſeyn, (durch alleinige und vorzügliche Nährung derſelben) daß im Fall einer Kolliſion eher jene zerſtört werden müſſen, als dieſe in ihren Foderungen nachgeben. Daher der Selbſtmord aus Ehr-

Ehrſucht, Tugend u. ſ. f. *) Phyſiologie und Pſychologie geben uns die Geſetze der Wirkſamkeit der verſchiednen Triebe an, und die Moral und Klugheitslehre beſtimmen die Sub- und Coordination derſelben bei vernünftigen Weſen, wie auch die daher entſtehende Modification ihrer Befriedigungen.

## §. 83.

## Geſetze und Stufen der Luſt und Unluſt.

Wenn Uebereinſtimmung eines Objekts mit den Foderungen der Triebe die Quelle angenehmer Empfindungen iſt: ſo müſſen die Geſetze des Vergnügens in jenen liegen, d. i. die Bedingungen, unter welchen wir angenehme Empfindungen genießen können, ſind in den Foderungen der Triebe und deren Erfüllung von Seiten der Objekte, die im Bezug auf dieſe ſtehn, vorhanden. Wir wollen hier alſo ohngefähr folgende angeben.

I. Poſitive Geſetze der Luſt.

1) Befriedige den fodernden, bedürftigen Trieb

a) auf

*) Doch dies iſt auch nur der Fall bei einzelnen Menſchen. Im Allgemeinen (komparativen Sinne) finden wir diejenigen Triebe, deren Zwecke nicht ſo innig verwandt ſind mit der Bedingung des Lebens, ungleich ſtärker in ihren Foderungen. Am allermatteſten fodert wohl bei Beſtimmung eigner Handlungen der Trieb zur moraliſchen Freiheit. Darum iſt es vorzüglich des (vernünftigen) edeln Künſtlers Pflicht, dieſen Trieb vorzüglich oft zu reizen, und dadurch in ſeinem Anfodern zu ſtärken. Hierdurch wird er ſich von dem großen Haufen der mechaniſchen Künſtler, den Dienern des künſtlichen Bedürfniſſes und des Luxus unterſcheiden, indem er auf Veredlung der Empfindungen und des Geiſtes wirkt! (L. z.)

a) auf die der Empfänglichkeit einer Natur für Eindrücke gemäße Art;

b) mit Rücksicht auf die Foderungen andrer gleichzeitig aktiven Triebe.

2) Befriedige den fodernden Trieb so lange er fodert,

a) Der Empfänglichkeit einer Natur für Eindrücke gemäß

b) mit Rücksicht auf andre gleichzeitig aktiven Triebe.

## II. Negative Gesetze der Lust.

1) Laß keinen fodernden Trieb schmachten,

a) und der Stoff zur Befriedigung sey nicht unverhältnißmäßig zur Empfänglichkeit einer Natur,

b) noch vergiß die Foderungen simultan-aktiver Triebe.

2) Uebersättige keinen Trieb.

Verwandelt man die positiven Gesetze der Lust in negative, oder die negativen in positive: so erhält man die Gesetze der Unlust.

Eben so, wie die Gesetze der Lust und Unlust in den Foderungen der Triebe und deren Erfüllung von Seiten der Objekte gegründet sind, — erkennt man auch daher die Stufen der angenehmen und unangenehmen Empfindungen, d. i. die Grade ihrer Schwäche und Stärke, deren unzählige sind, und davon wir nur die Hauptstufen angeben wollen.

I. Stu-

## I. Stufen der Unluſt.

1) Mangelhafte Befriedigung eines ſanft fodernden Triebes oder mehrerer erzeugt Unwillen, gelinden Verdruß, ſanfte Unluſt. Langeweile z. B. entſteht aus mangelhafter Befriedigung des Triebes zur Ideenbeſchäftigung. Eſſluſt, die nur halb befriediget wird, erzeugt Mißvergnügen. — Mangelhafte Befriedigung der Neugier desgleichen.

2) Mangelhafte Befriedigung eines heftigen Triebes oder mehrerer erzeugt tiefen Schmerz, groſſe Unluſt.

3) Nichtbefriedigung eines lautfodernden Triebes iſt verknüpft mit dem heftigſten Schmerz, der beim Steigen ſich zuletzt in Betäubung verliert.

## II. Stufen der Luſt.

1) Befriedigung eines, oder mehrerer ſanftfodernder Triebe gewährt Zufriedenheit, ſtilles Vergnügen.

2) Befriedigung eines, oder mehrerer lautfodernder Triebe erzeugt ein eben ſo lebhaftes Vergnügen, als lebhaft der Trieb war. — Freude, Seligkeit.

3) Uebermäßige Befriedigung des heftigſten Triebes gebiert das ſtärkſte Vergnügen, welches beim Steigen zuletzt ſich verliert in Betäubung — das Entzücken.

1. **Anmerkung.** Es ſcheint mir nicht ſo ganz leicht zu ſeyn, die verſchiednen Arten des Vergnügens unter einerlei Geſetze zu bringen, und nichts iſt mög-

licher,

licher, als in dieser Hinsicht zu irren, wo es beinahe allein nur auf die Stimme der Erfahrung ankömmt. Allein ich will zufrieden seyn, wenn das, was ich sagte, (und mehr zu sagen, verbietet mir Raum und Plan des Werks) hinreichend ist zur Bestimmung der ästhetischen Gesetzgebung. — Ich will im Bezug auf das Obige nichts mehr thun, als einiges noch erläutern, um etwanigen Mißverständnissen vorzubeugen.

Wenn ich hier **positive** und **negative** Gesetze der Unlust und Lust unterscheide, so liegt dieser Unterschied mehr im Verstande als in dem Wesen des Objekts selber, so wie jener Unterschied der negativen und positiven Foderungen der Triebe. (§. 82.)

Zu 1) **Befriedige den** ꝛc. Hier wird nicht Rücksicht genommen auf Moralität des Vergnügens, sondern nur auf die Bedingungen überhaupt unter welchen das Vergnügen möglich ist. Wird auch nicht darauf gesehn, ob die vorzügliche Befriedigung dieses Triebes dereinst zum Nachtheil des Ganzen ausschlagen werde, oder nicht, — das ist die Sache der empyrischen Vernunft und des Verstandes. Hier wird nur hingezeigt auf das gegenwärtige Moment der Lust. — Also z. B. hungert dich, (fodert ein Trieb) so befriedige denselben,

(zu a) mit genieß- und verdaubaren angenehmen Speisen, und (zu b) unterlaß nicht, gleichzeitig, simultan aktive Triebe zu beruhigen, die sonst die Vollkommenheit deines Vergnügens stören dürften.

Zu 2) **Befriedige den** ꝛc. Jeder Trieb fodert an sich nicht länger, reizt nicht länger, als bis er gesättigt wurde. Jede Ueberschreitung dieses Gesetzes erzeugt Unlust.

2. An-

2. Anmerkung. Derjenige hohe ſtürmiſche Grad der Empfindungen, (der Luſt oder Unluſt) welcher alle übrige Vorſtellungen und Begierden in ſich verſchlingt, dadurch die Freiheit des Gemüths auf eine Zeit lang einſchränkt, wird Affekt genannt. Affekten ſind gewöhnlich in Begleitung der Leidenſchaften, aber können auch ohne denſelben ſeyn. Eine lebhaftere Empfindung äußern, als beſitzen, heißt affektiren.

## §. 84.

## Empfindungs- und Begehrungsvermögen.

Affektionen des aktiven Triebes ſind die Beſtimmungen des Empfindungs- und Begehrungsvermögens. Beide ſtehn mit einander in einer außerordentlichen engen Verwandtſchaft und Wechſelswirkung. Ich begehre etwas, um angenehme Empfindungen zu erhalten, und begehre, weil ich empfinde. (§. 79. 80.) Keine Begierde iſt ganz unbegleitet von Empfindung, und keine Empfindung ganz ohne Begleitung einer Begierde.

Wo eine Empfindung (oder Gefühl) der Luſt iſt, da entſteht poſitive Begierde. (Verlangen.)

Wo eine Empfindung (oder Gefühl) der Unluſt iſt, da entſteht negative Begierde. (Abſcheu.).

Eine umſtändliche Theorie des Begehrungsvermögens liefern die Pſychologen. Wir wollen hier nur das wichtigſte davon für uns benutzen, und beſonders

ſonders gewiſſe Wörter mit gewiſſen Begriffen feſter verbinden, von denen wir noch in der Zukunft für die Kritik der Empfindungen Gebrauch machen dürften. —

Gemüthsbewegungen ſind überhaupt alle ſtarke Veränderungen des Gemüths, deren Quelle die Wirkſamkeit der Triebe überhaupt iſt. Empfindungen der Luſt und Unluſt, Verlangen und Abſcheu gehören hieher.

Wunſch, Neigung, Gelüſtung nennen wir diejenige (negative oder poſitive) Begierde, deren Quell ein ſanftfodernder Trieb, oder mehrere ſind, und welcher zu entſagen uns nur einen geringen Kampf koſtet.

Leidenſchaften ſind Begierden, deren Quell zu oft gereizte und zu oft geſättigte Triebe ſind; ſie ſchränken die freie Wirkſamkeit der Seele ein, ſind durchaus herrſchend, und zuweilen mit dem Affekt verbunden, zuweilen nicht. — Affekten (§. 83. n. 2.) ſind daher von den Leidenſchaften auffallend verſchieden. Zwar verhält ſich die Seele unter beiden leidentlich, aber dort nur auf kurze, hier auf eine lange Zeit. Affekten beziehn ſich unmittelbar auf Empfindung, Leidenſchaften auf Begierde. Affekten können zur Unterſtützung moraliſcher Freiheitsäußerungen dienen, Leidenſchaften ſind immer unmoraliſch. —

Anmerkung. Leidenſchaften entſtehn durch zu häufige Reizung und Befriedigung des einen oder des andern

dern Triebes, und können ſelten, oder niemals durch vernünftige Vorſtellungen geheilt werden, ſondern nur durch Gegenmachung eines andern Triebes, der an Gewalt dem erſten wenig nachgiebt. — Der Trinker erkennt den Schaden ſehr gut, der aus ſeiner Leidenſchaft entſteht, aber demungeachtet kann er es nicht über ſich erhalten, vom Trunke abzuſtehn. Allein eine heftige leidenſchaftliche Liebe zum andern Geſchlecht hat den Trunkenbold oft ſchon geheilt. — —

Affekten darf der edle Künſtler mittheilen, aber Leidenſchaften nie; er kann den Menſchen von der Uebermäßigkeit jener oft erretten, aber von der Herrſchaft dieſer ſelten.

## §. 85.

## Freie Mittheilung ſchöner Empfindungen.

Dies mag genug ſeyn, um, einigermaßen vorbereitet, die Unterſuchung der Empfindungen für die Aeſthetik beginnen zu dürfen. — Zweckmäßig aber bei dieſen Bemühungen zu verfahren, müſſen wir zurückſehn auf das Princip aller Aeſthetik, welches der Faden iſt, an welchem wir uns durch den Irrgarten finden ſollen.

Freie Mittheilung ſchöner Empfindungen.

Der Künſtler ſoll Empfindungen mittheilen. Hier entſtehn die Fragen: 1) In wie fern und wodurch iſt Mittheilung der Empfindung

mögliche? — — Welche Empfindungen ſoll er mittheilen? —

## §. 86.

## Ueber die Mittheilbarkeit der Empfindungen.

Bevor der Karakter der Empfindungen zergliedert wird, welche der Künſtler mittheilen ſoll, iſt die Beantwortung der erſten Frage nothwendig, wodurch und in wie fern Mittheilung der Empfindungen möglich ſey? *)

Sobald wir den Menſchen, ja jedes andre lebendige Geſchöpf im Bezug auf Gefühl und Empfindung näher beobachten, finden wir, daß jedes eine Fähigkeit hat, ſeine Empfindung ſinnlich zu bezeichnen, ja, wir werden gewahr, daß dieſe Bezeichnung des Empfindungszuſtandes kein Werk der Willkühr, ſondern der Naturwendigkeit ſey, (beſonders bei heftigen Gemüthsbewegungen). Das Kind, welches noch ganz ſeinen Trieben gemäß handelt, weiß Luſt und Schmerz zu bezeichnen, oder vielmehr muß es thun.

Hier iſt ein, aller empfindenden Natur, gemeinſamer Trieb, Empfindungen ſinnlich darzuſtellen. Keine Sprache wird leichter von den Men-

*) Der Ausdruck Mittheilung bezeichnet die Handlung, Mittheilbarkeit die Möglichkeit derſelben.

Menſchen erlernt, als die natürliche Bezeichnung der Empfindungen, keine Sprache wird ſo allgemein verſtanden als dieſe. Das Angſtgeſchrei, das Wimmern des Schmerzes, das Hüpfen der Freude, Lachen und Weinen, Schmeichelei und Zorn wird von jedem verſtanden, ſelbſt von vielen unvernünftigen Thieren. Bewegungen, Gebärden, Mienen, Töne ſind das Alphabet dieſer Sprache, die im Bezug auf den Gegenſtand, welchen ſie ſchildert, oft mächtiger iſt, als die Wörterſprache. Ein Angſtruf, ein einziger Blick des Auges ſagt mehr, als die künſtlichſte Bezeichnung der Empfindung durch Wörter.

Mit dieſem Umſtand vereiniget ſich ein zweiter. — Der Menſch nämlich iſt gezwungen durch ſeine Natur alles auf ſich zu beziehn; er macht ſo gern ſeine Empfindſamkeit zum Maaßſtab jeder andern; er verſetzt ſich in ſeiner Einbildung ſo gern in Andrer Verhältniſſe, und frägt ſich dann: würdeſt du hier glücklich ſeyn?

Er hat auf ſolche Art ein Vermögen bei Wahrnehmung fremder Empfindungen mitzuempfinden — Sympathie. (Cf. Plattners Aphorism. 2 Th. 2 Hptſt. §. 219 ff.)

Dieſe Sympathie iſt keine erworbne Anlage, ſondern ein angeborner Drang, Trieb, und läßt ſich ſehr gut zum Theil, der Cauſſalität nach, aus dem Ideengeſetz der Aehnlichkeit erklären, nach welchem die Vorſtellung von der Empfindung anderer Weſen, durch die Aehnlichkeit der Bewegun-

gen in unsrer Phantasie, und Vergleichungen jenes Empfindungszustandes mit den Foderungen unsrer Triebe, ähnliche Empfindungen in uns selbst erregen.

Jede Darstellung der Empfindungen kann daher Empfindungen mittheilen.

Doch ist dabei zu bemerken, 1) daß nicht jede dargestellte Empfindung immer eine gleichartige, 2) nicht immer eine von derselben Stärke mittheilt.

Es ist schwer hier nun zu bestimmen, unter welchen Bedingungen die dargestellte Empfindung eine ähnliche mittheilt. Doch lassen sich obngefähr folgende Fälle angeben.

1) Jede an einem andern wahrgenommene Empfindung, die keinen Gemüthszustand verräth, welcher unserm Interesse widersprechend wäre, und in welchen wir uns leicht hinein empfinden können, erregt eine ähnliche. — Die Verzweiflung eines Menschen erregt darum in uns eine ganz andre Empfindung, weil der Gemüthszustand des Verzweifelnden uns selbst gefährlich werden kann. Daher entsetzen wir uns beim Anblick des Verzweifelnden, wir schaudern wie vor einer Gefahr. — Das Unglück, die Traurigkeit eines andern erregt darum eine traurige (also ähnliche) Empfindung in uns, weil die Traurigkeit des andern uns nicht schädlich ist, und wir uns in

seine

seine Lage ohne große Mühe hineinträumen können. *)

Wir lachen mit, oft ohne zu wissen worüber? aber bei Wahrnehmung der Empfindung stellt uns in dem Moment die Einbildungskraft tausend mögliche Belachungswürdigkeiten vor, d. i. wir situiren uns in die Lage der Lachenden.

2) Jede an einem andern wahrgenommene Empfindung, die einen Gemüthszustand verräth, welcher für uns gefährlich ist, oder in welchen wir uns nicht so leicht hineinempfinden können, erregt eine unähnliche in uns. Die bei einem andern wahrgenommene Empfindung des Zorns ist unserm eignen Interesse (wenn auch nur dem Schein nach) gefährlich. Wir sehen hier mehr auf unser Interesse, als daß wir uns in den Zustand des Empfindenden hineindenken sollten. — Bei Wahrnehmung der Sehnsucht hält es schwer sich in die Lage des Schmachtenden zu situiren, weil uns das Objekt seiner Begierde ganz unbekannt ist. Es wird daher in uns mehr Neugier als Sehnsucht entstehn.

Noch schwerer fällt es aber die zweite Frage zu beantworten: unter welchen Bedingungen erweckt die Wahrnehmung einer Em-



*) Etwas anders ist, sagt Platner (Aphorism. 2 Th. 2 C. §. 221.) sehr richtig, durch den Anblick trauriger Menschen einen traurigen Anblick bekommen, als sich für die Traurigkeit eines andern auf eine besondere Weise interessiren. Von dieser Aenderung der Sympathie ist in der Moral vornehmlich die Frage.

pfindung in uns eine von derselben Stärke? —

Ich gesteh es gern, daß es mir unmöglich ist hier auch nur eine Bedingung anzugeben, welche einige, sichre Gemeingültigkeit für sich hätte, und überlasse ich diese Entdeckungen gern geübtern Psychologen.

Ueberdem verliert der Künstler auch durch das Nichtwissen dieser Bedingungen wenig, bei Mittheilung der Empfindungen, wenn er sich nur desto heller derjenigen Bedingungen bewußt ist, unter welchen eine Empfindung in fremden Busen bald eine ähnliche, bald eine verschiedne erzeugt. Ist er hierin unwissend, so wird er sich oft im Erfolg seiner Werke täuschen. Er wird oft da ein helles Gelächter erregen, wo er rühren will, und Neugier erwecken, wo er Erstaunen verlangt.

Empfindungen sind demnach, wie man aus allem diesen sieht, zwar mittheilbar, aber diese Mittheilbarkeit, weil sie sich so sehr gründet auf die ungleiche Ideenassoziation, und das so verschieden fallende Interesse der Menschen, darf mit nichten Ansprüche auf Allgemeingültigkeit, sondern höchstens auf Gemeingültigkeit machen. (Cf. Kants Krit. d. Urth. §. 39.)

Anmerkung. Im strengern Sinn müßte unter Mittheilung nur die Einflößung ähnlicher, und unter Erregung die Einflößung jeder andern Empfindungen verstanden werden. Allein die

die Ausdrücke lassen sich sehr schadlos mit einander vertauschen. — — Mittheilung der Empfindung ist möglich 1) durch Darstellung eines eignen Empfindungszustandes, 2) oder durch Darstellung des Objekts allein, welches in uns Empfindungen erregte. Hiervon weiter unten.

## §. 87.

## Welche Empfindungen soll der edle Künstler mittheilen?

Die Antwort liegt im Princip — schöne Empfindungen.

Aber wird man fragen: was ist schöne Empfindung? — Empfindung ist an sich so einfach, daß sie allein nicht einmal ein Stoff der Vorstellung werden kann, (§. 81. vgl. mit Schmids empyr. Psych. Th. 3. §. 44.) wie ist es nun möglich, daß die Empfindung schön sey?

Wir müssen uns darüber verständigen.

Ungeachtet jede Empfindung an sich entweder nur angenehm, oder unangenehm ist, so pflegen wir sie doch im gemeinen Leben noch auf eine andre, und zwar für die Verständlichkeit sehr vortheilhafte Art zu bezeichnen. Wir benennen sie nämlich entweder nach ihren objektiven Ursachen, *) oder nach ihren Wirkungen. Wir nennen sie erhaben,



*) Das heißt nach denjenigen Objekten, welche, auf den einen oder den andern Trieb wirken, die Empfindung erzeugen.

(statt Empfindung des Erhabnen) lächerlich, (statt des Lächerlichen) gut (statt des Guten) u. s. w. An sich ist keine Empfindung erhaben, noch lächerlich, noch gut, noch schön, sondern angenehm oder unangenehm, lebhaft oder schwach.

In so fern nun unser Empfindungsvermögen bestimmt wird durch Objekte, in welchen die Triebe der erkennenden, sittlichen und sinnlichen Natur harmonisch gereizt und befriedigt werden, in so fern stellen wir die daherquellende Empfindung — schön.

Jede Empfindung ist umschwebt von Vorstellungen und Begierden, und wir können im Moment der Empfindung nicht diese verschiednen in und durch einander wirkenden unterscheiden, wiewohl wir derselben uns bewußt sind; und dies verführt uns zu dem Wahn, als sey in der Empfindung selbst das Mannigfaltige; als empfänden wir z. B. das Erhabne, als erhaben, da wir es uns doch nur als solches vorstellen, und als angenehm, empfinden.

Wenn wir demnach sagen: theile schöne Empfindungen mit! so heißt das: stelle Objekte dar, welche an sich dem Erkenntniß- dem Sittlichkeits- und Sinnlichkeitsvermögen gefallen, im Bezug auf Empfindungsvermögen aber dasselbe zur hohen Lust stimmen. — *)

Lust

*) Die letzte Empfindung, welche ein schönes Kunstwerk erregt, muß Lust seyn. Zu dieser Empfindung vorzubereiten,

Lust aber wohnt nicht immer in ihrer eignen Sfäre, (Zufriedenheit, Freude, Entzücken §. 83.) sondern auch oft im sanften Schmerz, in der Schwermuth, im stillen Kummer. — Die Schönheit hebt uns nicht immer zum seligsten Entzücken empor; oft versenkt sie uns in eine liebliche Trauer, und aus der Tiefe unserer Wehmuth rufen wir auch dann noch mit Thränen: wahrlich, es ist doch schön!

Man ist bisher darin mit einander einig geworden, daß das Schöne angenehme Empfindungen entwickele. Dies läßt sich gar nicht läugnen. Aber der Satz sagt auch sehr wenig. Die Befriedigung jedes einzelnen, selbst thierischen Triebes, erzeugt angenehme Empfindung, aber diese Empfindung ist noch sehr verschieden von der Empfindung durch das Schöne. Sagt man, das Schöne entwickele einen hohen, sehr hohen Grad der Lust, eine angenehme Empfindung, die sich im stürmischen Affekt verliert, und unterscheide sich dadurch von andern: so ist auch dies noch sehr unbestimmt gesprochen. Auch einzelne befriedigte Triebe können einen angenehmen Affekt erzeugen. Uebrigens ist auch der Affekt nicht immer nothwendig mit der Empfindung des Schönen verbunden. Betrachten wir unter den Blumen die Rose, oder die prächtige Kaiserkrone, so

---

sie zu verstärken, ist es dem Künstler erlaubt manche andre Empfindungen zu erwecken, die, ob sie gleich nicht schmerzhaft sind, doch auch nicht ganz angenehm genannt werden können. Dies ist der Fall z. B. im Trauerspiel, im Schauspiel, in großen musikalischen Werken u. s. f.

so sagen wir, sie sey schön, ohne daß wir in einen Affekt gerathen. —

Es lohnt sich daher wohl der Mühe, diejenige Empfindung, welche eine Folge der wahrgenommenen Schönheit ist, und die wir darum schön zu nennen pflegen, genauer zu untersuchen und zu karakterisiren.

Der Weg zur Entdeckung des Karakters einer schönen Empfindung zu gelangen, kann, meiner Meinung nach, kein andrer als dieser seyn: —

Wir nennen gewöhnlich, wie vorhin gesagt wurde, den ganzen Gemüthszustand, Ursachen und Wirkungen, den raschen Wechsel der auf einander folgenden Empfindungen zusammen genommen, eine Empfindung.

Das Schöne verursacht eine rasche Folge von Vorstellungen, diese eine rasche Folge von Empfindungen, mit denen eine gleichschnelle Reihe von Begierden verkettet ist. Alles dies fliegt in der Aktion so schnell in und durch einander, daß wir beim Empfinden den Wechsel des Mannigfaltigen im Gemüth unmöglich genau und unterscheidend wahrnehmen können. Allein demungeachtet können wir mit kaltem Blute die einzelnen Objekte genauer betrachten, welche die Gemüthsbewegungen erzeugten, können die Wirkungen der Empfindungen auf das Begehren erkennen, und so uns ein Bild von dem entwerfen, was schöne Empfindung ist.

Diesen

Diesen Gang wollen wir also in den folgenden Betrachtungen einschlagen, und erstlich die einzelnen Theile untersuchen, welche in einem schönen Objekte vorhanden seyn müssen und beisammen seyn können, — zweitens die Wirkungen der Vorstellung der einzelnen Theile im schönen Objekte auf das Gemüth.

## §. 88.

## Mannigfaltigkeit und Einerleiheit.

Der Trieb zur Ideenbeschäftigung, zur Thätigkeit des Vorstellungsvermögens ist so alt, als der Mensch: dieser zwingt uns, nie da stehn zu bleiben, wo wir bisher standen. Wir streben nach Mannigfaltigkeit der Vorstellungen; das ewige Einerlei widerspricht dem Trieb zur Thätigkeit. — Die Natur selber liefert unsern Vorstellungen eine unendliche Mannigfaltigkeit des Stoffs; jedem Sinn ist in ihr ein unübersehbarer Reichthum aufgeschlossen. — Darum bleibt die Natur immer schön, und ich glaube sie würde es ewig seyn, wenn Ewigkeit unser Loos wäre.

Wenn Befriedigung unsrer Triebe (geistiger oder thierischer, hier gleichviel) die Quelle des Vergnügens ist, so muß Mannigfaltigkeit vorzüglich, wenn auch nicht zur Erzeugung angenehmer Empfindungen, doch zur Beförderung und Verstärkung derselben beitragen, indem sie die Thätigkeit des Vorstel-

lungs-

lungsvermögens außerordentlich reizt und befördert. Jedes Kunstwerk muß demnach auch Mannigfaltigkeit in sich finden lassen, wenn es nicht ermüden will.

Es verräth Armuth des Genies, wenn der Künstler immer einerlei in seinen Darstellungen bleibt; wenn er sich so leicht erschöpft. Er lasse Feder, Pinsel und Meißel ruhen, und studiere das Mannigfaltige der Natur!

Ich hätte hier Stoff genug einen Paragraphen zum Buche anzuschwellen, wenn ich auf die bewunderswürdige Verschiedenheit der Naturgegenstände hinzeigen wollte; allein theils haben dieses schon meine Vorgänger hinlänglich gethan, theils ist es jedem leicht sich selber von der Wahrheit des obigen Satzes zu überzeugen, daß das Mannigfaltige die Empfindung des Vergnügens befördre, stärkere.

Nur eine Bemerkung füge ich noch hinzu, welche von den meisten übergangen zu werden pflegt. — Das Mannigfaltige an sich erzeugt keine Empfindung der Lust, sondern befördert, stärkt nur jede Empfindung.

Auch das Häßliche, auch das Unangenehme kann Mannigfaltigkeit um sich tragen, ohne dadurch gemildert zu werden. Im Gegentheil, es wird das Unannehmliche dadurch noch vergrößert. Einerleiheit des Unangenehmen würde uns bald für dasselbe kalt und fühllos machen, aber die Verschiedenheit und der ewige Wechsel des

Häß-

Häßlichen befördert und vergrößert das Mißvergnügen an demselben.

Anmerkung. Diese sehr natürliche Bemerkung ist nicht so ganz unbedeutend, als sie es anfangs vielleicht zu seyn scheint. In der That hat man oft geglaubt, das Mannigfaltige an sich könne Vergnügen erzeugen, und vorzüglich scheinen mir die Anhänger der Baumgartenschen Erklärung der Schönheit in diesen Irrthum gerathen zu seyn. Da ich kein anderes Werk in dieser Hinsicht sogleich bei der Hand habe, will ich nur auf des vortrefflichen Steinbarts Grundbegriffe zur Phil. über d. Geschm. 1 Heft §. 21. hinzeigen. Der würdige Mann sagt: die Baumgartensche Erklärung (der Schönheit) scheint unter allen genetischen Definitionen, die man bisher davon zu geben gesucht hat, die zutreffendste, und fruchtbarste zu seyn. Die Schönheit ist die Vollkommenheit, so fern sie sinnlich erkannt wird. (In welchem Verstande wird aber Vollkommenheit hier genommen?) Zusammenstimmung des Mannigfaltigen zu einem Etwas, Zweck, oder Ganzen, sagt Steinbart. Mannigfaltigkeit wird verlangt, um die Seele in Thätigkeit zu setzen (angenehm oder unangenehm, das wird nicht bestimmt, weil man das Mannigfaltige an sich selbst schon für objektive Ursach des Vergnügens hält) Zusammenstimmung wird verlangt, um das Mannigfaltige übersehn und begreifen zu können. Sinnliche Erkenntniß wird verlangt, weil die Undeutlichkeit der Vorstellungen lebhafter wirkt. So weit Steinbart. — Man sieht hieraus, daß dieser achtungswürdige Weltweise, so wie manche andere, Mannigfaltigkeit an sich schon für eine Quelle

des

des Vergnügens angiebt. Wäre dies nicht bei ihm und den andern der Fall geweſen, ſo würden ſie bald erkannt haben, daß ihre Definition des Schönen eben ſo gut Definition des Häßlichen ſeyn könne. In der Kröte z. B. iſt Mannigfaltiges, Uebereinſtimmung deſſelben zu einem Etwas, und — keine Schönheit. Beim erſten Anblick der Kröte, wo gewiß die Erkenntniß derſelben ſehr ſinnlich iſt, werden wir mit Entſetzen oder Ekel zurücktreten.

## §. 89.

## Verſchiedenheit und Einförmigkeit.

Das Mannigfaltige allein, wenn es nicht mit einer gewiſſen Einförmigkeit verbunden wäre, würde unſer Vorſtellungsvermögen bald eben ſo ſehr ermüden, als das Einerlei. Eine Tafel, auf welcher alle mögliche Farben in beſondern Punkten durch einander angebracht ſind, wird ungeachtet ſeines Mannigfaltigen ermüden und ſehr wenig gefallen. Wir werden mit den Augen umherirren, und nirgends einen Ruhepunkt faſſen. Sind aber dieſe Farben nach einer gewiſſen Ordnung von einander abgeſondert, nach ihren Arten rangirt: ſo werden wir mehr Wohlgefallen daran finden. — Warum?

Die Urſach liegt in dem Weſen unſers Vorſtellungsvermögens. Der Verſtand iſt ſeiner Natur nach gezwungen das Mannigfaltige zur Einheit zurückzuführen. Die zu große, alleinige Mannigfaltigkeit zerſtreut die Aufmerkſamkeit und erſchwert das

Geſchäft

Geschäft des Verstandes. Der Gegenstand wird uns unübersehbar.

Das Mannigfaltige reizt den Trieb zur Ideenbeschäftigung, Einförmigkeit in dem Verschiednen befriedigt ihn, macht ihm das Mannigfaltige genießbar.

In allem, was wir schön nennen, entdecken wir das Mannigfaltige verknüpft mit der Einförmigkeit. Betrachten wir einen Wald, so finden wir die größte Mannigfaltigkeit und Einförmigkeit in den verschiednen grünen Farben, in den Gestalten und Gruppen der Bäume und ihrer einzelnen Zweige und Blätter.

Jedes Kunstwerk muß demnach Mannigfaltigkeit und Einförmigkeit in sich verbunden finden lassen, wenn es auf den Karakter der Schönheit Anspruch macht.

Wenn hier gesagt wird, der Künstler solle in seinen Werken mannigfaltig seyn, so heißt das nicht, er solle Vielheit darin anbringen. Vielheit ist zum Karakter des Schönen nicht nothwendig, schadet sogar. Viele Schnörkel und Zierrathen an der Fassade eines Gebäudes entstellen dieselbe, und wenn auch die vielen Schnörkel der Form nach wirklich einerlei wären. Warum? die Einfalt geht verloren. Wie Einförmigkeit und Einfalt von einander verschieden sind, werden wir bald sehen; hier wollen wir kürzlich den Unterschied zwischen Mannigfaltigkeit und Vielheit angeben.

Mannigfaltigkeit ist mehr ein relativer, Vielheit ein quantitativer Begrif. Dort sieht man auf Verschiedenheit mehrerer Dinge unter einander, hier auf Menge derselben.

**Anmerkung.** Es gilt uns hier gleichviel, ob in der Natur selbst Einförmigkeit des Mannigfaltigen herrscht, oder ob nicht vielmehr die Organisation unsrer Sinnlichkeit das Einförmige verursacht, und der Verstand, nach seinen Gesetzen, es hineinträgt. Auch bei der gröſten Mannigfaltigkeit in der Wahrnehmung sucht der Verstand zu verbinden. Je verworrner das Mannigfaltige durch einander liegt, je schwerer wird es dem Verstande es zur Einheit hinauf zu führen. Wiewohl auch dieses Geschäft, nach seiner Vollendung, vergnügen kann: so müssen wir demungeachtet in schönen Werken die Arbeit des Verstandes so sehr als möglich erleichtern, weil er ohnedem neben der thätigen, steigenden Empfindung, welche mit Wahrnehmung der Schönheit verknüpft ist, an Kraft und Wirksamkeit verliert. — Ein schönes Werk würde nicht mehr schön seyn, wenn (statt der Empfindung) der Verstand vorzüglich arbeiten müßte, um das Objekt vorstellbarer zu machen.

## §. 90.

## Einerleiheit, Einförmigkeit, Einfalt, Einheit.

Ehe wir das Mannigfaltige seiner Qualität nach genauer untersuchen, ist es nützlich, daß wir festere Begriffe

Begriffe mit den Worten verbinden, welche dieſem Paragraphen zur Ueberſchrift dienen. Wenn man bisher ſehr oft Einerleiheit mit Einheit, Einförmigkeit mit Einfalt verwechſelte, ſo glaub ich, that man daran ſehr unrecht.

Einerleiheit iſt entgegengeſetzt dem Mannigfaltigen überhaupt. Ein Gedanke, der auf verſchiedne Art ausgedrückt wird, hat Mannigfaltigkeit der Form, aber Einerleiheit des Stoffs.

Einförmigkeit iſt entgegengeſetzt der Mannigfaltigkeit der Form. Iſt die Form des Mannigfaltigen eben ſo verſchieden als der Stoff, ſo fehlt Einförmigkeit. — Einförmigkeit bezieht ſich, ſeiner Quantität nach, nicht auf Einzelnheit, nicht auf Allheit, ſondern auf Pluralität, oder um deutlicher zu werden: Wenn wir ſagen, das Mannigfaltige muß Einförmigkeit haben, ſo heißt das nicht, jeder einzelne Theil des Mannigfaltigen muß ſeine beſondre, von andern Theilen verſchiedne Form beſitzen, heißt auch nicht, die ganze Summe des Mannigfaltigen müſſe Einförmigkeit, d. i. jeder einzelne Theil müſſe ein und dieſelbe Form mit den andern gemein haben, ſondern: mehrere Theile des Mannigfaltigen müſſen in einerlei Form ruhen. Wenn wir Einförmigkeit im Walde wahrnehmen, ſo heißt das, nicht alle Theile des Waldes ſind den andern der Form nach gleich, ſondern nur mehrere haben einerlei Form.

Einfalt — mit diesem Worte bezeichnen wir die ästhetische Deutlichkeit eines ganzen Objekts, (wenn mir der seltsame Ausdruck zu verzeihen ist) die Abwesenheit alles Ueberflüssigen, Außerwesentlichen, Zufälligen, leichte Uebersehbarkeit, Faßlichkeit der verschiednen Theile des Gegenstandes; sie ist entgegengesetzt der zu großen Buntheit, der Anwesenheit des Ueberflüssigen, Außerwesentlichen.

Einheit — bezeichnet die Verbundenheit des Verschiednen zu dem, was ein Gegenstand seyn soll, die Verkettung aller Glieder zum Ganzen, das Daseyn eines Zwecks, auf welchen alles übrige im Objekt bezogen steht.

Es ist demnach leicht einzusehn, daß Wörter und Begriffe außerordentlich hier von einander verschieden sind, daß sie nie mit einander vertauscht werden dürfen, wie es doch oft in den Lehrbüchern der Aesthetik geschah.

Nach dieser Unterscheidung bleibt es uns nun noch übrig jede dieser besondern Eigenschaften des Objekts zu untersuchen.

## §. 91.

## Einerleiheit.

Einerleiheit des Stoffs und der Form reizt nicht die Thätigkeit und befördert nicht die größere Wirksamkeit des Thätigkeitstriebes; es ermüdet. (§. 88.) Und wenn auch Vielheit mit dieser Einerleiheit ver-

verknüpft wäre, so würde der Geist dennoch bald ruhen, denn indem er einen Theil kennt, kennt er alle. Die einfache Farbe kann daher auf Schönheit keinen Anspruch machen; das stete Anschauen derselben würde bald ermüden, wir würden bald den Blick auf andre werfen. Die grüne Farbe kann zwar dem Auge erquickend seyn, (daher angenehm im Gefühl) aber sie ist darum nicht schön. Empfinden wir aber wirklich Schönheit in dieser einzelnen Farbe, so verknüpfen wir doch damit in der Phantasie ein Mannigfaltiges, (grüne Bäume, Felder, Ufer, Kleider ꝛc.) und dann ist nicht die einzelne Farbe an sich, sondern das in der Phantasie mit ihr verbundne Mannigfaltige das, was wir schön daran nennen.

Wir finden darum an der einzelnen geraden Linie kein so großes Wohlgefallen, als an der Wellen- oder Zirkellinie, denn hier ist, wenn gleich Einerleiheit des Stoffs, doch Mannigfaltigkeit der Form der Theile.

## §. 92.

## Einförmigkeit.

Einförmigkeit des Mannigfaltigen (§. 89. 90.) erleichtert das Geschäft des Verstandes, und erregt deswegen immer eine (wiewohl sehr sanfte) angenehme Empfindung. — Ja, nicht genug, daß sie das Geschäft des Verstandes erleichtert, so scheint sie auch gewisse Geschäfte des Körpers leichter zu

machen, besonders diejenigen, welche sich auf Bewegung beziehn.

Die Einerleiheit mehrerer Theile eines Objekts, so zusammengestellt, daß sie sich bald wahrnehmen läßt, ist der Grund des Einförmigen. Wo es schwer hält die Aehnlichkeiten zusammen zu finden, ist das Gesetz der Einförmigkeit verletzt, da wohnt Verwirrung im Mannigfaltigen.

Die schönen Werke der Kunst müssen um so mehr sich dem Gesetz unterwerfen, weil sie schön seyn wollen. Schön sind sie nur, indem sie auf Empfindung bezogen werden, Empfindung aber geht verloren, wo der Verstand vorzüglich zu wirken gezwungen wird, und dies ist bei dem Mannigfaltigen ohne Einförmigkeit der Fall.

Aber Einförmigkeit, sobald sie übertrieben wird, verliert sich in Einerleiheit; wo alle Theile des Objekts einander in der Form ähnlich sind, verliert sich das Mannigfaltige.

Das Einförmige erzeugt die Empfindung der Unthätigkeit, der Ruhe, geistiger Trägheit. Eine Schrift, die in Gedanken, Ausdruck, Schilderungen, Wendungen, Beispielen u. s. f. sich immer gleich bleibt, ermüdet, wiegt das Vorstellungsvermögen in einen stillen Schlummer ein, welcher, wenn man will, angenehm seyn kann, sobald der Trieb zur Ideenbeschäftigung nicht etwa mehr Thätigkeit fodert. Daher mancher Prediger es sich selber zu verdanken hat,

wenn

wenn die Hälfte seiner Zuhörer ihm gewöhnlich mit verschloßnen Augen Beifall nicket, indem er durch Mangel an Mannigfaltigkeit der Form, durch ewige Einerleiheit in Ton, Gebärden, Bewegungen und Gedankenbau zum Schlaf einlullte.

1. Anmerkung. Man hat oft Einerleiheit mit Einförmigkeit verwechselt; jene bezieht sich auf Gleichheit, diese auf Aehnlichkeit der Theile ihrer Quantität, Qualität, Relation und Modalität zufolge. Gleichheit begreift in sich Nichtverschiedenheit der Merkmale; Aehnlichkeit, Uebereinstimmung, Einerleiheit einiger vorzüglichen Merkmale des Objekts. — Es fällt mir hier Home's und anderer Kritiker Vorwurf ein, welchen sie dem Homer machen, daß er den Löwen zu oft in seinen Beispielen erscheinen läßt, und welchen G. Schaz dadurch zu heben sucht, daß er vorgiebt, die öftere Erscheinung des Löwen könne in Beispielen und Gleichnissen eben so wenig ein Fehler seyn, als in der Fabel, weil Gleichnisse ebenfalls nur versinnlichen sollen. (Homers Krit. 3te Ausg. 1790. 1 B. S. 392 und 499.) Allein hier ist nur der kleine Unterschied zu bemerken, daß die Fabel für sich ein Ganzes, Gleichnisse aber einzelne Theile eines Ganzen ausmachen; daß daher der Löwe in hundert Fabeln nicht so sehr ermüden kann, als in funfzig Gleichnissen. Ueberdem sind die öftern Beispiele mit dem Löwen im Homer nicht sowohl einförmig, als vielmehr, dem Stoff nach, einerlei, und beschäftigen das Vorstellungsvermögen in ihrer Wiederholung zulezt eben so wenig, als in unsern alten Büchern die Holzschnitte, wo bei der Erzählung einer Schlacht eben derselbe Holzschnitt wieder erscheint, der schon

in demselben Werke bei zehn verschiedenen andern Schlachterzählungen geklent hat.

2. Anmerkung. Wenn ich Rücksicht nehme auf die Empfindung, welche das Einförmige erzeugt, so glaub ich mich nicht getäuscht zu haben, wenn ich sie Ruhe nannte. — Ein Künstler der also die Empfindung der Ruhe, der Stille in den Ideen bewirken will, muß auf Einförmigkeit mehr, als je sehen, und sie zulezt halb und halb in Einerleiheit verschwimmen lassen. Ein Gemälde, welches viel Mannigfaltigkeit der Szenen bietet, wird mehr zur Thätigkeit der Ideen reizen, als ein Nachtstück, wo das Mannigfaltige sich verliert in dem grauen Duft, der einen hohen Grad der Einförmigkeit über alle Gegenstände hingießt.

## §. 93.

## Einfalt.

Die Einfalt im schönen Objekt (§. 90.) ist verschieden vom Einförmigen. Dieses enthält einen Ausspruch über die einzelnen Theile, jene einen Ausspruch über das Ganze.

Wir schreiben einem Gegenstande Einfalt zu, wenn er sich leicht überschauen läßt; wenn man ihn leicht begreift. Einfalt gründet sich in dem Verhältniß der Mittel zum Zweck; wo die wenigsten aber sichersten Mittel zur Erreichung des Zwecks angewandt sind. Einfalt schließt also von sich aus alles Ueberflüssige, Außerwesentliche. Das Gesetz der

Ein-

Einfalt ist das ästhetische Gesetz der Sparsamkeit. (Sulzer Art. Einfalt. Ueberfluß.)

In der Einerleiheit kann man nicht gut sagen, daß Einfalt sey, weil sich Einerleiheit auf Quantität, Einfalt auf Relation gründet.

Einförmigkeit kann zwar die Einfalt, leichte Uebersehbarkeit des Ganzen befördern, aber ist an sich selbst keine Einfalt, indem, wie schon oben gesagt wurde, diese sich auf das Ganze, jene sich auf einzelne Theile desselben bezieht. Ein Gemälde, ein Gebäude kann überladen seyn mit unnützen Zierrathen, diese können viel Einförmiges besitzen, sich alle unter einander ähneln oder gleichen, aber die Einfalt geht verloren, indem der Ueberfluß die Uebersehbarkeit des Ganzen hindert und zum Zweck nicht nothwendig gehöret.

Je mehr Mannigfaltiges in der Einfalt liegt, je mehr sie reizt, denn sie erleichtert das Geschäft des Verstandes, und führt doch zugleich dem Vorstellungsvermögen einen großen Reichthum von Ideen zu.

Wenn es in der Schöpfungsgeschichte heißt: Gott sprach: es werde Licht, und es ward Licht! so umfaßt die Stelle, mit einem geringen Wortaufwande eine außerordentliche Summe von Vorstellungen; die Allmacht der Gottheit kann mit mehrern Worten, aber nicht treffender geschildert werden. — Hier ist wahrhafte Einfalt.

Man pflegt solche Gedanken erhaben, groß zu nennen; und in wie fern dies mit Recht geschieht, soll in der Folge dargethan werden.

Die am Mannigfaltigen reiche Einfalt befriedigt den Trieb zur Ideenbeschäftigung vollkommen, erhöht also die Empfindung sehr, und zwar in eben dem Grade, in welchem die Einfalt reich ist am Mannigfaltigen.

Ich sage, sie erhöht die Empfindung, behaupte aber weder, daß die Einfalt angenehme noch unangenehme Empfindungen erzeugt. Denn in der Rücksicht kömmt es auf die Beschaffenheit des in ihr begriffnen Stoffs an, ob derselbe den übrigen Trieben des Menschen entsprechend ist oder nicht. Sie kann eben sowohl die unangenehmen als angenehmen Empfindungen verstärken, sie kann fürchterlich und lieblich seyn.

Fragen wir einen Menschen, der mit entblößtem Degen zu uns hertritt, was er wolle? und er antwortet lakonisch: dich morden! so wirkt die Einfalt des Ausdrucks hier eben so schrecklich, als sie anderswo erfreulich seyn kann.

Die Einfalt hat also keinen Einfluß auf die Entwickelung des Angenehmen oder Unangenehmen, sondern auf die Verstärkung der Empfindung. Denn Empfindungen gründen sich von der einen Seite in den Vorstellungen. Je einfacher eine Vorstellung ist, je schwächer ist die daherquellende Empfindung, je mehr Vorstellungen beisammen auf das Empfindungs-

dungsvermögen einwirken, je stärker ist auch die Summe ihrer Wirkungen; da nun das Einfältige eine große Menge Vorstellungen zusammenfaßt und leicht dem Erkenntnißvermögen zuführt, so muß der Effekt davon auf die Empfindsamkeit groß seyn. Wir sagen daher von der Einfalt, sie sey rührend. Empfindsame Gemüther können durch die Simplicität, in welcher das Mannigfaltige höchst angenehm seyn mag, bis zum Weinen bewegt werden.

Richtet sich die Aufmerksamkeit des Gemüths auf die Natur der Einfalt selbst, bemerkt sie in ihr die weise Sparsamkeit der Mittel zu dem großen Endzweck; so erweckt die Vorstellung von der geringen Anzahl jener im Verhältniß zu der Größe von diesem — Erstaunen, Bewunderung.

Einfalt ist edel, denn edel pflegen wir im gemeinen Leben alles das zu nennen, was sich über das Gemeine zum allgemeinen Beifall hinanhebt. Einfalt aber gefällt allgemein. Warum? Die Antwort liegt in der Erklärung der Natur derselben.

Einfalt und Zweckmäßigkeit sind nahe Geschwister, wir können von jener nicht sprechen ohne dieser zu erwähnen.

## §. 94.

## Zweckmäßigkeit. Einheit.

Zweckmäßigkeit ist das hohe Gesetz des Verstandes, dem wir alles Wahrgenommene unterwerfen.

Die

Die objektive Zweckmäßigkeit, wie wir schon bei einer andern Gelegenheit sahen, (§. 35. n. 1.) besitzt ihren Zweck entweder außer sich, und dann heißt sie Nützlichkeit, oder in sich, Vollkommenheit im gemeinen Verstande.

In beiden Fällen wird schon immer der Begrif vorausgesetzt, wozu, oder was der Gegenstand seyn soll? Dieser Begrif ist der Maaßstab, nach welchem ich die Vollkommenheit oder Nützlichkeit des Gegenstandes abmesse.

Das Nützliche an sich ist nicht schön, kann auch kaum als ein eigentliches Merkmal des Schönen angesehn werden, d. i. man darf nichts für schön halten, weil es nützlich ist, aber von der andern Seite, etwas Nützlichem darum allein die Schönheit nicht absprechen. Von welcher Art und Beschaffenheit es sein muß, haben wir schon in dem (§. 66. num. 4.) allgemein bestimmt, und wir können um deswillen füglich hier die umständlichere Karakteristik des Nützlichen im Schönen überschlagen.

Vollkommenheit ist Uebereinstimmung des Mannigfaltigen zu einem Zweck.

In Rücksicht quantitativer Vollkommenheit ist kein Gegenstand im Ganzen schön, der seinen Zweck nicht erreicht, der mehr oder weniger Theile besitzt, als er bedarf, um das zu seyn, was er in seiner Art

seyn

seyn soll. Zwecklosigkeit widerspricht den Gesetzen unsers Verstandes.

In Rücksicht qualitativer Vollkommenheit ist kein Gegenstand schön, der dem Begrif widerspricht, welchen wir von demselben haben, was er seyn soll.

Aber wir erblicken in der wirklichen Welt noch manches, von dem wir gar nicht wissen was und wozu es eigentlich seyn soll. Wir finden in der Natur manches, von dem wir uns keines eigentlichen Zwecks bewußt sind, und welches doch die Form der Zweckmäßigkeit an sich zu tragen scheint. — —

Wir betrachten die Rose, sehen die Form ihrer Blätter, ein gewisses Verhältniß derselben unter einander, Abstufung der Farbe, Form der ganzen Blume, erblicken in dem allen eine gewisse Zweckmäßigkeit, ohne daß wir, so wie wir sie betrachten, diese Zweckmäßigkeit auf einen Zweck beziehen können. Diese subjektive Zweckmäßigkeit, diese Form des Zweckmäßigen eines Gegenstandes, die wir ohne Vorstellung eines Zwecks an ihm wahrnehmen, wollen wir innre Verhältnißmäßigkeit nennen und davon besonders reden.

1. Anmerkung. Was mit wenigen Worten über die quantitative und qualitative Vollkommenheit eines Gegenstandes oben gesagt worden ist, gilt allein wohl nur für Gegenstände der Kunst, und nicht für schöne Objekte der Natur.

Eine zerrißne, halbverwelkte Blume in der Natur kann für mich ungemein viel Schönes haben; eingesunkne Paläste, Ruinen können mich entzücken — sie sind schön. Ihre Schönheit ist weder abhängig von quantitativer noch qualitativer Vollkommenheit. Ich darf und kann, um sie schön zu finden, nicht erst fragen, was der Gegenstand eigentlich seyn soll? oder ob sich in ihm nicht mehr oder weniger findet, was zum Zweck nothwendig war? Nein, hier soll der schöne Gegenstand nichts mehr und nichts weniger seyn, als das, was er in der Wahrnehmung ist.

Ein andrer Fall aber tritt bey der Kunstschönheit im engern Sinn (§ 60. n. 1. num. 2.) ein. Da ists mir freilich erlaubt zu fragen, was und wozu ist der Gegenstand? Es zeigt mir jemand eine gezeichnete Gegend; ich finde sie schön, freue mich darüber, lobe sie. Nun aber frag ich, welche Gegend soll es seyn? man antwortet mir, diese oder jene bei der Stadt. Da kann ich sagen, das Stück ist sehr unvollkommen. Er besitzt von der einen Seite mehr, von der andern weniger, als zum Zweck (Nachbildung der wirklichen Landschaft) dienlich und nothwendig war. Es ist nicht das, was es seyn soll. — Es ist unvollkommen, in Rücksicht der Kunst, besitzt Naturschönheit; aber Kunstschönheit im engern Sinn (§ 60 n. 1. num 2.) ist mangelhaft daran.

Qualitative und quantitative Vollkommenheit werden also bei Betrachtung und Bestimmung einer Naturschönheit nicht in Erwägung gezogen, sondern allein in Rücksicht der oft erwähnten Kunstschönheit, oder vielmehr Geschicklichkeit, Richtigkeit der Wahl der Mittel zum Zweck.

2. An-

2. Anmerkung. Was Herr Kant Form der Zweckmäßigkeit, ohne Wahrnehmung des Zwecks, nennt, das nenn ich hier Verhältnißmäßigkeit. Innre Vollkommenheit konnte ich sie darum nicht benennen, weil die quantitative und qualitative Vollkommenheit ebenfalls ihren Zweck in sich tragen. — Der Ausdruck Verhältnißmäßigkeit ist schon in die Aesthetik eingeführt, und bezeichnet ganz etwas anders als Vollkommenheit in jenen Hinsichten. Freilich verwechselte man oft quantitative, qualitative Vollkommenheit mit Verhältnißmäßigkeit, aber dies beweist eher das Daseyn der Sprachverwirrung, als die Identität jener Vorstellungen.

## §. 93.

## Verhältnißmäßigkeit.

Uebereinstimmung, Harmonie, Eumetrie u. s. f. der Theile zum Ganzen heißt Verhältnißmäßigkeit.

Verhältnißmäßigkeit unterscheidet sich von der Vollkommenheit dadurch, daß in dieser jedesmal ein Begrif vorausgehn muß, nach welchem ich sie (die Vollkommenheit) beurtheilen kann; dahingegen in jener gar kein fester Begrif von irgend einem Zweck, oder dem, was die Sache seyn soll, vorschwebt. — Diese Verhältnißmäßigkeit könnte man auch innre Ordnung (nicht Ordnung wozu) benennen.

Wir erblicken sie allenthalben in der Natur, als Form des Mannigfaltigen; gewisse sanft in einander

der geschlungne Züge, Laubwerk u. dgl. m. haben in sich gewisse Verhältnisse, den Schein, die Form des Zweckmäßigen, ohne Zweck zu zeigen. —

Verhältnißmäßigkeit ist aber auch von Zwecklosigkeit verschieden; bei jener ist uns der Zweck nur unbekannt, bei dieser anerkannt hier und nirgends vorhanden; bei jener wird nie nach dem Zweck, bei dieser aber danach gefragt; dort scheint er da zu seyn, hier ist ers nicht.

Zeichnet jemand einen Strich aufs Papier, so seh ich ihn an, und frage: wozu das? zeichnet er mehrere, dem ersten ähnliche Striche in gewissen Entfernungen neben einander, so nehm' ich eine gewisse Ordnung darin wahr, finde daran ein sanftes Wohlgefallen, und frage nun nicht mehr: wozu? Denn mein Gefühl beantwortet mir die Frage selbst.

Verhältnißmäßigkeit ist einerseits ganz und gar etwas Empyrisches in Rücksicht des Geschmacks und der Kunstwerke, die sich auf Darstellung sichtbarer Schönheit beziehn. Wir erlernen sie allein von der Natur; alle Regeln, welche aus der Vorstellung Verhältnißmäßigkeit entspringen, müssen von der Natur abgeborgt werden. Wir können sagen: der Kopf des erwachsnen Menschen muß sich verhalten zur Länge des ganzen Körpers wie eins zu sieben, oder acht, wenn er gefallen soll; wir können sagen, die Blume im Gemälde muß um vieles kleiner seyn, als der Mensch daneben u. s. f.; aber alle diese Regeln vom Verhältniß werden von der Natur entlehnt,

durch

durch Erfahrung gesammelt. Die Verhältnißmäßigkeit im Kunstwerk gefällt uns wegen ihrer Richtigkeit, oder vielmehr Aehnlichkeit mit der in der Natur.

Von der andern Seite gründet sich das Verhältnißmäßige auch in den Gesetzen unsers Vorstellungsvermögens — in der Aehnlichkeit der Vorstellungen unter einander.

Wir finden es leichter ähnliche als unähnliche Vorstellungen mit einander zu associiren. Wir gehn beim Denken immer von einer Vorstellung über zu derjenigen, welche ihr am nächsten verwandt ist, nie zu der, welche ihr am entferntesten liegt; und geschieht das letztere, so geschieht es nicht durch einen Sprung über alle dazwischen liegende Vorstellungen, sondern wir gleiten von einer ähnlichen zur andern über, ohne aber auf diese besonders zu reflektiren. —

Holz und Schnupftuch — sind ein paar Vorstellungen, die sehr von einander entlegen sind, aber indem wir sie denken, suchen wir, ohne uns es klar oder deutlich bewußt zu seyn, den Uebergang von einer zu der andern durch die zwischen ihnen liegenden Vorstellungen. Wir empfinden sogar einen geheimen Unwillen, wenn wir beide Vorstellungen mit einander nicht durch gewisse gemeinschaftliche Merkmale verbinden können.

Dieser nothwendige in der Natur des Vorstellungsvermögens ruhende Hang vom Aehnlichen zum

Aehnlichen überzugehn, treibt uns auch an das Aehnliche in den Objekten außer uns aufzufinden. Werden wir in einem Objekte gewahr, daß die Theile deſſelben unter einander eine gewiſſe Aehnlichkeit haben, ſo iſt uns die Vorſtellung von den einzelnen Theilen unter einander angenehm, leichter. Bemerken wir in einem und demſelben Objekte auffallend unähnliche Theile, Theile, welche es uns erſchweren gemeinſchaftliche Merkmale in ihnen zu entdecken, Theile, welche uns zwingen von einer Vorſtellung zu einer andern mit ihr wenig oder gar nicht verwandten überzugehn, ſo empfinden wir ein geheimes Mißvergnügen, wir beklagen uns über Mangel des Verhältniſſes, Mangel des ſanften Ueberganges von einer Vorſtellung zur andern. —

So wie das Geſetz der Aehnlichkeit im Gang der Vorſtellungen eine gewiſſe Unterwürfigkeit von den wahrgenommenen Objekten außer uns fodert, ſo haben dieſe aber auch wieder einen groſſen Einfluß auf das Vorſtellungs- oder vielmehr Aſſociationsvermögen. Man ſtellt ſich leichter Dinge neben einander vor, (nicht nur wegen ihrer Aehnlichkeit unter einander, ſondern auch) wenn ſie oft neben einander wahrgenommen werden, ungeachtet ſie ſich ganz unähnlich ſeyn können. Die Vorſtellung Tod und Leben hat für das Aſſociationsvermögen nichts widerliches; aber Tod und Dintenpulver ſind Vorſtellungen, die man nicht gewohnt iſt neben einander zu gewahren,

und ſie mißfallen dem Vorſtellungsvermögen, — es iſt gar kein Verhältniß (Aehnliches) zwiſchen beiden.

Den Grund des Wohlgefallens am Verhältnißmäßigen glaub ich hier einigermaßen entwickelt zu haben. Es bleibt mir nur noch übrig zu erklären, woher wir in dem Verhältnißmäßigen, woran wir gar keinen Zweck wahrnehmen, doch die Form des Zweckmäßigen zu finden glauben?

Es entſpringt dieſer Glaube aus der Analogie des Verhältnißmäßigen mit dem Zweckmäßigen. Alle Mittel zu einem Zweck haben unter ſich eine gewiſſe Aehnlichkeit, und wenn auch keine andre, doch die, welche ſie gemeinſchaftlich als Mittel zu einem Zweck beſitzen. — In allen Mitteln findet man folglich ein gewiſſes Verhältniß unter einander, und mit einander zum Zweck. Wir werden dadurch leicht verführt das Zweckmäſſige zu verwechſeln mit dem Verhältnißmäßigen. Weil wir nun allenthalben wahrnehmen eine Proportion der Mittel unter einander, glauben wir auch bei aller Verhältnißmäßigkeit einen Zweck ahnden zu dürfen. —

Ungeachtet das Verhältnißmäßige, die innre Ordnung der Theile, bei der Wahrnehmung ein Wohlgefallen erzeugen kann und muß, (weil es den Geſetzen des Vorſtellungsvermögens angemeſſen iſt, und das Geſchäft des Erkennens erleichtert) ſo iſt darum doch

daſſelbe nicht an und vor ſich Schönheit, oder ſchön zu nennen, indem es nur Form des wahrgenommenen Mannigfaltigen iſt. Es muß mit dieſer Form ein Stoff verbunden werden, und dieſer Stoff den Foderungen der verſchiednen Triebe in uns nicht widerſprechen, alsdann entſteht das, was wir ſchön nennen. Iſt der Stoff (oder das in der Form Verhältnißmäßigkeit, innre Ordnung verbundne Mannigfaltige) widerſprechend den Foderungen der Triebe: ſo kann zwar die Form an ſich betrachtet noch gefallen, aber das Ganze (Stoff und Form) iſt nicht mehr Schönheit zu nennen. — Beiſpiele: die ſieben Farben des Regenbogens ſind das Mannigfaltige, und keineswegs den Foderungen der ſinnlichen oder ſittlichen Natur im Menſchen zuwider. Das Verhältnißmäßige der Farben unter einander, die parallele Richtung derſelben, das ſanfte Verſchmelzen der einen in die andere, iſt Form; die Form gefällt der erkennenden Natur, ſo wie das Mannigfaltige, und wir nennen den Regenbogen darum ſchön.

Aber ſetzt den Fall, ihr erblicket eine Reihe ſchmuziger, ſtinkender Kadaver in der größten Ordnung neben einander: ſo werdet ihr gewiß die Wahrnehmung nicht ſchön finden, trotz alles Verhältniſſes darin.

1. Anmerkung. Verhältnißmäßigkeit, innre Ordnung entſteht, ſagt ich, aus der Verbindung mehrerer Theile in einem Objekt nach den Geſetzen der Zehn-

Aehnlichkeit. In einem Schauſpiele können z. B. die Karaktere der Perſonen, die Handlungen derſelben, die einzelnen Szenen auffallend von einander verſchieden ſeyn, aber demungeachtet kann das Ganze Verhältnißmäßigkeit, innre Ordnung beſitzen. Denn eine Szene entwickelt darin immer eine andre ihr ähnliche; eine That wird die Mutter der andern. So wird unſer Geiſt fortgeführt von einer Idee zu der andern mit ihr verwandten, und wir erkennen dem Schauſpiel Verhältnißmäßigkeit zu. Betrachten wir jede handelnde Perſon als ein beſondres Ganze für ſich, ſo werden wir alle ihre Handlungen ähnlich finden ihrem Karakter. Das Kind wird ſich kleiden, wird reden, tändeln, als ein Kind, der Greis — als Greis.

Das Fortſchreiten des Geiſtes vom Aehnlichen zum Aehnlichen (nicht zum Gleichen) erleichtert das Geſchäft des Erkennens, und dieſe Erleichterung erzeugt die Empfindung des Wohlgefallens. Wir entdecken ein Verhältniß in den Zahlen 1. 2. 4. 8. 16. 32. indem wir hier von der Aehnlichkeit zur Aehnlichkeit fortſchreiten. Wir entdecken ein Verhältniß zwiſchen dem Karakter des Franz Moor und ſeinen Worten, Handlungen und Gebärden, indem wir Aehnlichkeiten zwiſchen beiden entdecken.

Zweitens beſtimmt' ich, daß die Idee der Verhältnißmäßigkeit ſeinen Urſprung habe aus der Erfahrung und Gewohnheit. Wir aſſoziiren das in unſern Vorſtellungen, was in der wirklichen Welt beiſammen wahrgenommen zu werden pflegt, ungeachtet wir oft keine Aehnlichkeit zwiſchen ſolchen Dingen wahrnehmen. Eine Mißgeburt finden wir häßlich, warum? weil wir in ihr nicht Verhältnißmäßigkeit der Theile zum Ganzen auffinden.

Aber worin gründet ſich dieſe Idee vom Verhältnißmäßigen? — in der Gewohnheit. Wären wir alle ſammt und ſonders Zwerge, und es erſchiene eine mediceiſche Venus — ich glaube wir könnten ſie häßlich nennen und über Mangel des Verhältniſſes in ihrer Geſtalt klagen.

Die Lehre von der Verhältnißmäßigkeit ſcheint mir in der pſychologiſchen Aeſthetik das zu ſeyn, was in der Metaphyſik die Lehre von der Verknüpfung iſt. Die äſthetiſchen Geſetze vom Verhältniß laufen oft parallel mit den Geſetzen von der Verknüpfung.

2. Anmerkung. Kant behauptet (Krit. der Urth. 1 Th §. 11—17.) Schönheit ſey Form der Zweckmäßigkeit eines Gegenſtandes, ſo fern ſie ohne Vorſtellung eines Zwecks an ihm wahrgenommen wird. — Dieſe Idee von Schönheit ſcheint dem großen Denker ſtets vor der Seele geſchwebt zu haben, denn aus ihr läßt ſich das Daſeyn aller übrigen von ihm angegebnen Momente der Geſchmacksurtheile entwickeln. — Nämlich weil das Schöne nur Form der Zweckmäßigkeit ohne Vorſtellung eines Zwecks iſt, ſo iſt das Wohlgefallen am Schönen ohne Intereſſe, Blumen, freie Zeichnungen, in einander geſchlungene Züge unter dem Namen des Laubwerks, bedeuten nichts, hängen von keinem beſtimmten Begrif ab, und gefallen doch. (l. c. §. 4.) Das Schöne gefällt alſo ohne Zweck, ohne Begrif, allgemein, iſt von Reiz und Rührung unabhängig ꝛc. — Wenn ich nun behaupte, das Verhältnißmäßige (wobei wir uns weder Zweck, noch Begrif denken, weder fragen können, wozu? noch, was iſt es?) ſey zwar im Objekt ein Gegenſtand des Wohlgefallens, aber an und für ſich nicht

Schön-

Schönheit: so ist dieses das Gegentheil. — Ich glaube aber meine Behauptung aus folgenden Ursachen entschuldigen zu können.

1) Schönheit bezieht sich nicht allein auf das, was dem Verstande (ohne Begriff und Zweck) gefällt. Dies bestätigt die Erfahrung. Wir legen auch denjenigen Objekten Schönheit bei, welche objektive Zweckmäßigkeit besitzen, von welchen wir bestimmt wissen, was und wozu sie seyn sollen. Schönheit umfaßt, nach dem Ausspruch aller Völker, nicht allein eine eigne Klasse von Gegenständen des Wohlgefallens, sondern ihre Sfäre erstreckt sich über verschiedne Klassen solcher Objekte.

2) Das Wohlgefallen am Schönen ist unbeschränkt. Wir können nichts schön nennen, was nicht durchaus gefällt. Nun aber können wir Verhältnißmäßigkeit (ohne Zweck und Begrif) wahrnehmen; verbunden mit einem Stoff, der das moralische und sinnliche Gefühl grob beleidigt. Hier gefiele nun freilich die Form des Objekts, aber der Stoff keinesweges; wir vergessen über die Unannehmlichkeit des letzten die Annehmlichkeit des ersten, und nennen den ganzen Gegenstand gewiß nicht schön, denn — unser Gefallen an demselben ist limitirt durch seinen Stoff.

3) Wollten wir das Schöne blos auf die Form der Zweckmäßigkeit ohne Vorstellung eines Zwecks, d. i. Verhältnißmäßigkeit allein beziehn: so würde das Gesetz, welches die psychologische Aesthetik dem Künstler giebt: stelle Schönheiten dar! sehr unfruchtbar und equivoque seyn. Denn nun blieb es dem Künstler überlassen, auch dem widerlichsten Stoff Form der Zweckmäßigkeit zu geben, und zu glauben und andern glauben zu machen, sein Werk sey darum schön.

Aus alle dem erhellt, daß wir bei Beſtimmung des Schönen ſchlechterdings nicht die Beſchaffenheit des Stoffs vergeſſen dürfen, ſondern auch deſſen Werth im Bezug auf das Angenehme und Unangenehme in Betrachtung zu ziehn haben.

## §. 96.

## Fortſetzung.

Wenn Verhältnißmäßigkeit ſich gründet in der Fortſchreitbarkeit vom Aehnlichen zum Aehnlichen, ſo findet ſie (oder innre Ordnung) nicht ſtatt im Identiſchen, in der Einerleiheit.

Das Verhältnißmäßige, innre Ordnung, iſt verſchieden vom Einförmigen, von der Einfalt der quantitativen und qualitativen Vollkommenheit, kann aber allen dieſem zum Merkmal dienen.

Einförmigkeit, wie wir ſahen, verbindet das Mannigfaltige zu gewiſſen Einheiten; verbindet gewiſſe Theile des Objekts unter einander durch ihre Aehnlichkeit, oder giebt ihnen eine ſolche. Das Einförmige kann Verhältnißmäßigkeit beſitzen, kann Verhältnißmäßigkeit befördern, iſt aber an und für ſich ſelber keine, indem dieſe ſich auf Fortſchreitbarkeit vom Aehnlichen zum Aehnlichen, oder dem was die Natur als verwandt darſtellt, bezieht, da das Einförmige hingegen nur auf Verbindung der ſich ähnlichen Theile im Objekt bezogen werden kann. —

Ein

Ein Beispiel zur Erläuterung. Wenn ein Schauspieler den Hamlet monotonisch und schläfrig durch alle Situationen darstellt, so besitzt sein Spiel Einförmigkeit (Verbindung der ähnlichen Theile des Objekts zur Einheit) genug, aber keine Verhältnißmäßigkeit, indem mit den verschiednen Affekten Hamlets ein verschiedner sinnlicher Ausdruck derselben verknüpft seyn müßte. Es mangelt Uebereinstimmung des verschiednen Einförmigen; wir schreiten nicht von einer Wahrnehmung (dem Affekt) zur andern ähnlichen ihr verwandten, sondern ganz unähnlichen mit ihr nicht verwandten über.

Einfalt bezieht sich auf Richtigkeit und Einfachheit der Mittel zum Zweck und daher entspringende Uebersehbarkeit des Ganzen. In so fern sich Verhältnißmäßigkeit auf Fortschreitbarkeit vom Aehnlichen zum Aehnlichen bezieht, und alle Mittel unter sich und im Bezug auf den Zweck Aehnlichkeit unter einander besitzen, hat die Einfalt auch Verhältnißmäßigkeit. Aber Verhältnißmäßigkeit ist darum nicht immer mit der Einfalt verbunden. Die Fassade eines Pallastes kann mit Schnörkeln überladen seyn, unter diesen kann Verhältnißmäßigkeit wohnen, aber Einfalt mangelt.

Qualitative Vollkommenheit setzt einen Begrif voraus, was der Gegenstand, an welchem ich sie beurtheile, seyn soll; Verhältnißmäßigkeit gefällt ohne Begrif.

Quantitative Vollkommenheit setzt desgleichen voraus, ist Vollständigkeit eines Dinges; Verhältnißmäßigkeit sieht eben so wenig darauf.

Anmerkung. Ich glaube wohl daran gethan zu haben, Einfachheit, Einerleiheit, Einfalt, qualitative und quantitative Vollkommenheit, Verhältnißmäßigkeit u. s. f. sorgfältiger von einander zu trennen. Ich gab hier nur Winke zu dem Unterschied derselben an; will auch gar nicht behaupten, daß sie nicht noch genauer von einander abgesondert und bestimmt werden könnten, allein dies sey, wenn andre nicht die dankbare Arbeit übernehmen, mir für die Folgezeit aufgespart.

Ueberhaupt ist die Lehre vom Verhältnißmäßigen (mit welchem kein Begrif, was? oder wozu? es sey, verknüpft ist) in psychologischen Aesthetik noch viel zu wenig bearbeitet, als sie es verdient, und als sie behandelt werden muß, wenn die Aesthetik jemals zur Wissenschaft (im strengern Sinn) erhoben werden soll. Zwar hat man sich viele Mühe gegeben die Verhältnißmäßigkeit der Theile des menschlichen Körpers zu bestimmen, oder wohl gar zu berechnen, aber diese Bemühungen sind viel zu einseitig, und können in der Kunst höchstens Regeln, aber keine ästhetische Grundsätze für alle edeln Künste gültig hervorbringen.

Wir müssen uns demnach mit dem allgemeinen Satze vor der Hand begnügen: ahme entweder die Natur genau nach, in welcher du die wohlgefälligen Verhältnisse wahrnimmst, oder stelle Objekte dar, in welchen die Fortschreitbarkeit vom Aehnlichen zum Aehnlichen statt findet. —

§. 97.

## §. 97.

## Aehnlichkeit.

Fortſchreitbarkeit vom Aehnlichen zum Aehnlichen, ſagt' ich vorhin, ſey der Grund zum Verhältnißmäßigen. Was iſt nun das Aehnliche? wie unterſcheidet es ſich vom Gleichen? — Warum kann Form der Zweckmäßigkeit (ohne Vorſtellung eines Zwecks) nicht auch gegründet ſeyn in der Fortſchreitbarkeit vom Gleichen zum Gleichen?

Im Bezug auf Aeſthetik beſtimmen wir füglich die Verſchiedenheit des Aehnlichen und Gleichen folgendermaßen, nach meinem Dafürhalten nicht ganz ohne Vortheil:

Alles das iſt ſich einander gleich, was einen und denſelben Eindruck auf unſer Vorſtellungsvermögen macht.

Alles das iſt ſich ungleich, was einen ganz und gar verſchiednen Eindruck auf das Vorſtellungsvermögen verurſacht.

Alles das iſt einander ähnlich, deſſen Eindrücke nur zum Theil von einander verſchieden ſind. Je mehr die Eindrücke von verſchiednen Objekten mit einander übereinſtimmen, je ähnlicher ſind ſich dieſe; je weniger die Eindrücke der verſchiednen Objekte auf das Gemüth mit einander übereinſtimmen, je unähnlicher ſich dieſe ſind.

Wird nun geſagt: Fortſchreitbarkeit vom Aehnlichen zum Aehnlichn ſey der ſubjektive.

Grund

Grund des Verhältnißmäßigen, so heißt das: Letzteres bestehe darin, oder werde dadurch möglich, daß man von einem Objekt A zu einem Objekt B übergehn kann, welches letztere einen nur wenig von A verschiednen Eindruck gewährt; C hingegen bewirkt wieder einen nur wenig von B, aber schon mehr verschiednen Eindruck als A.

Fortschreitbarkeit vom Gleichen zum Gleichen ist nicht möglich, weil man immer bei einem und demselben Eindruck verweilt.

Die Figur der Pyramide, um das Gesagte durch ein Beispiel zu erläutern, hat etwas Gefälliges; in ihr vereinigt sich Einförmigkeit, Mannigfaltigkeit, Einfalt und Verhältnißmäßigkeit. Deswegen hat man sie schon seit den frühsten Zeiten geliebt. Wir wollen sie genauer untersuchen. Siehe Fig. I.

Die pyramidalische Form gefällt uns, so viel Zweckmäßiges sie auch zu besitzen scheint, ohne Vorstellung irgend eines Zwecks, noch Vorstellung dessen, was sie seyn soll. Wir entdecken in ihr Verhältnißmäßigkeit, wir gehn in ihr über vom Aehnlichen zum Aehnlichen. Die Linie d verursacht einen nur wenig von a. b. verschiednen Eindruck, eben so e im Vergleich mit d, f mit e u. s. f. Eben so verhält es sich, wenn wir von a hinabsteigen zu b. c. —

Alle Verhältnißmäßigkeit würde sich aber verlieren, wenn wir von der Linie b. c. sogleich zum Punkt a, ohne daß d. e. f. u. s. w. dazwischen lägen, übergehn müßten.

Die

Die Pyramide verändert ihre Gestalt aus jedem Gesichtspunkt, daher ihr Mannigfaltiges, und weswegen sie dem Kegel vorgezogen wird. (Hogarths Zergliederung der Schönheit. 4tes Hptst.)

Die Linien a. b. und a. c. sind sich gleich, so wie die Winkel a. b. c. und a. c. b. — Daher Einförmigkeit.

Das Ganze wird leicht übersehn, gefaßt, weil nichts Ueberflüssiges, Zweckloses an demselben haftet, welches die Aufmerksamkeit zerstreuen dürfte. — Daher Einfalt.

Wir entdecken Verhältnißmäßigkeit in der Hogarthschen Schönheitslinie, darum gefällt sie uns so sehr vor allen andern Linien; wir finden in ihrer sanften Krümmung den allmähligen Uebergang vom Aehnlichen zum Aehnlichen der Beugung. Wäre die Krümmung mit einem male schärfer, so würde der schnelle Uebergang vom Aehnlichen zum minder Aehnlichen, oder Unähnlichen zu rasch seyn, und die liebliche Verhältnißmäßigkeit zerstört werden. Daher gefallen uns die griechschen Profile der Gesichte ungleich mehr, als diejenigen, in welchen Stirn und Nase durch eine zu scharfe Krümmung bei den Augen getrennt sind; daher die sanftgebognen Tulpen- und Rosenblätter mehr, als die der Nelke u. s. w. (Fig. II.)

1. Anmerkung. Freilich würden, nach dem Principio indiscernibilium, oder individuationis, wie es die Scholastiker nannten, nicht vollkommen gleiche

gleiche Dinge existiren können, oder man müßte sich ein Objekt mehreremale vorstellen, wie Baumgarten (Metaph. c. §. 184 ff.) meint. Das Fortschreiten vom Gleichen zum Gleichen würde daher unmöglich seyn, oder man müßte ein und dasselbe wiederholen. Verhältnißmäßigkeit (Form der Zweckmäßigkeit ohne Vorstellung eines Zwecks) ist im Gleichen also nie zu finden.

Vielleicht könnte man mit meiner Erklärung des Gleichen und des Aehnlichen unzufrieden seyn. Allein man bedenke nur, daß ich keine Ontologie, sondern Ideen zur psychologischen Aesthetik schrieb. — In einer solchen kann es uns gleichgültig seyn, ob in der Natur wirklich Aehnlichkeiten vorhanden sind oder nicht; wir sehn nur immer auf den Eindruck des Objekts, auf das Gemüth, auf die Verschiedenheit oder Nichtverschiedenheit desselben. Will man, so benenne man dies Scheingleichheit, und Scheinähnlichkeit. Ich sah bei der Erklärung vorzüglich auf Sprachgebrauch und Fruchtbarkeit derselben für die Folge.

2. Anmerkung. Dies Verhältnißmäßige, welches uns ohne Zweck, ohne Begrif gefällt, ist gleichsam die äußere Form des Schönen; befindet sich in der Zeichnung bei Gemälden und Bildhauerwerken, den weichen Umrissen der Gestalten u. s. f. in der Baukunst, Gartenkunst; befindet sich in dem sanften Schwung der Glieder u. s. f. beim Tanz, und in der Mimik, ist in den Tonstükken der Zusammenhang der verschiedenen Töne u. s. f.

§. 98.

## §. 98.

## Fortſetzung.

An ſich können die Objekte, welche auf unſer Gemüth einwirken, durchaus verſchieden ſein von einander, allein in unſrer Vorſtellung empfangen ſie theils durch die Einrichtung unſrer Sinnenorgane, theils durch die Geſetze des Vorſtellungsvermögens, unter welchen wir ſie uns denken müſſen, eine gewiſſe Einerleiheit in verſchiednen ihrer Merkmale.

Das Geſetz der Aehnlichkeit iſt das Geſetz der Aſſociation der Ideen; iſt die Bedingung, unter welcher wir eine große Menge des Mannigfaltigen leichter auffaſſen und überſchauen können. Alle Urtheile des Verſtandes gründen ſich auf dieſe Aehnlichkeit der Merkmale mehrerer Objekte. Wahrnehmung derſelben erleichtert folglich auch das Geſchäft des Verſtandes, und iſt darum **angenehm**.

Weil wir nun ohne Wahrnehmung des Aehnlichen im Mannigfaltigen das Vermögen des Verſtandes nie anwenden können: ſo entſteht daher in uns das Streben Aehnlichkeiten aufzufinden, das Vergnügen bei Entdeckung derſelben. Dies Streben iſt allgemein unter den Menſchen, und früher, wenigſtens in einem ſtärkern Grade vorhanden, als der Hang **Verſchiedenheiten** aufzuſuchen; daher wir bei unkultivirten Völkern oder dem gemeinen Mann die Sprache ungleich **bilderreicher** finden, als bei

kul-

kultivirten Nationen oder Philosophen. — Die Liebe zum Aehnlichen erstreckt sich so weit, daß sie sogar in unsern Handlungen zu befriedigen suchen. Daher so viele sich darauf beziehende Redensarten, z. B. wie du mir, so ich dir; Gleiches wird mit gleichem vergolten; mit dem Maaße, womit du misset, wird dir wieder gemessen werden u. s. w. — Das Vergnügen am Aehnlichen ist die Ursach vom Vergnügen an der Nachahmung. Natürliche, alltägliche Dinge, die, in der wirklichen Welt wahrgenommen, unser Empfindungsvermögen wenig oder gar nicht afficiren, vergnügen in der Nachahmung, ja, was in der Natur schrecklich und häßlich ist, gefällt in der Nachahmung. Demungeachtet will ich auch nicht in Abrede seyn, daß das Vergnügen an der Nachahmung nicht zum Theil auch aus Bewundrung der Kunst quellen könne.

Die Fertigkeit und Geschicklichkeit des Verstandes, verbunden mit dem Associationsvermögen der Ideen, Aehnlichkeiten zu entdecken, heißt Witz. — Das Vermögen, die Verschiedenheiten zu entdekken, — Scharfsinn.

Die Wahrnehmungen des Aehnlichen setzen uns in den Stand nicht nur Dinge mit einander zu vergleichen, sondern auch mit einander zu bezeichnen, das heißt, Objekte darzustellen, nicht um ihres Selbsts willen, sondern um durch ihre Aehnlichkeit mit einem andern an dies andre zu erin-

erinnern. *) — Es wird hierdurch also ein Anspruch auf Allgemeinheit der Wahrnehmung des Aehnlichen gemacht. Denn wurden Aehnlichkeiten nicht allgemein anerkannt, so würde die Bezeichnung vermittelst derselben nicht allgemein verstanden werden können.

Für uns ist hier vorzüglich die Aehnlichkeit zwischen Empfindung und dem Abdruck derselben in der Sinnlichkeit merkwürdig. Da wir aber noch ganz besonders von den Mitteln zu reden verbunden sind, deren sich die Künste zur Mittheilung der Empfindungen bedienen können: so wollen wir die Untersuchung über die Selbstbezeichnung der Empfindung bis dahin ersparen.

Der Künstler muß, wie aus dem allen erhellt, vorzüglich genau auf die Aehnlichkeiten lauschen, welche Zeichen mit dem Bezeichneten, oder Objekte überhaupt mit Objekten haben. — Doch dies ist noch sehr wenig; er muß mehr thun, und seiner Kunst eine höhere Gewalt ertheilen, als sie von Natur zu besitzen scheint, durch Aehnlichkeiten Objekte zu bezeichnen, die dem Anscheine nach gar nicht vermittelst seiner Kunst bezeichnet werden können. Wenn z. B. der Maler Gegenstände der Natur richtig darstellt, wie sie sich in einem gewissen

Mo-

*) Daß sich die Bezeichnung nicht immer auf Aehnlichkeiten der Zeichen mit dem Bezeichneten, sondern oft auch auf Gewohnheit und Willkühr gründet, versteht sich von selbst.

Moment präsentiren, so hat er noch wenig gethan, man begreift leicht, wie so etwas möglich ist. Aber wenn er den Bildern auf seiner Leinwand Leben, Bewegung auf eine täuschende Art zu geben weiß, so erfüllt er den Betrachter mit Erstaunen und Ehrfurcht für die Gewalt der Kunst.

Aber wenn auch das Aehnliche, in so fern es das Geschäft des Verstandes erleichtert, gefällt, so glaube man ja nicht, daß es darum immer die objektive Ursach angenehmer Empfindungen sei. Nein, auch das Aehnliche ist nur als Form des Mannigfaltigen zu betrachten, welches an sich eigentlich weder angenehme noch unangenehme Empfindungen entwickelt, sondern nur die Empfindungen erhöht, verstärkt. — Der eigentliche Grund des Vergnügens liegt wieder im Stoff, welcher entweder den Foderungen unsrer übrigen Triebe widerspricht oder genugthut. —

Ein Gegenstand, welcher ekelhaft, unausstehlich ist, wird uns nie gefallen, und wenn er mit andern noch so viel Aehnliches besäße — warum? er beleidigt einen oder den andern unsrer Triebe zum Wohlseyn oder zur Vollkommenheit. Ja, es kann uns oft etwas mißfallen, blos um seiner Aehnlichkeit willen, die es mit andern verhaßten Dingen gemein hat. Wie oft haben wir einen Widerwillen gegen Personen, welche wir zum erstenmale erblicken, und die uns nie beleidigt haben? Die Ursach dieses heimlichen Widerwillens ist gewöhnlich

lich das Gewahrwerden einer Aehnlichkeit dieſer Perſonen mit andern ſchlechten Menſchen.

Im Fall aber der Stoff, welchem das Aehnliche anhängt, keinem unſerer Triebe entgegenwirkt, ſo gefällt uns derſelbe ſchon darum, und dies Wohlgefallen verſteigert ſich durch ſeine Aehnlichkeit und Verwandtſchaft mit andern angenehmen Dingen.

Die Fortſchreitbarkeit vom Aehnlichen zum Aehnlichen an ſich erfüllt uns, wenn der Stoff deſſelben überdem die Foderungen unſrer Triebe erfüllt, mit einem ſanften Wohlgefallen. Die Form der Tulpe, die verhältnißmäßige Form eines Weibes erhebt keine Empfindung zum Affekt. *) Hierzu wird mehr erfodert, nämlich Ueberraſchung mit Aehnlichkeiten, wo man ſie nicht vermuthete. Und davon in der Folge.

Anmerkung. Viele Aeſthetiker ſcheinen in ganzem Ernſt geglaubt zu haben, daß das Aehnliche um ſein ſelbſt willen genug gefalle, ohne daß man die Beſchaffenheit des Stoffs länger noch zu erwägen habe. — Hätten ſie ihre Meinung genauer geprüft, ſo ſollt' ich glauben, würden ſie bald das Ungegründete in ihr entdeckt haben. Die wirkliche



*) Die weiche Form der weiblichen Geſtalt, wird man ſagen, kann allerdings die ſanfte Empfindung des Wohlgefallens zum foderndem Affekt aufwecken, ſie gefällt nicht allein, ſondern entzückt! — — Aber man fragt ſich nur leiſe, ob das Entzücken mehr aus dem Gefühl der Verhältnißmäßigkeit der Form, oder aus gewiſſen andern Nebendingen entſpringt? — Warum entzückt die Form der Verhältnißmäßigkeit nicht mehr an einer weiblichen Leiche?

Schlange gefällt uns nicht, ungeachtet sie die gröſste Aehnlichkeit mit der gemalten hat, denn — sie ist uns gefährlich. In der gemalten Schlange haben wir gefallen, theils wegen ihrer Aehnlichkeit mit dem Urbilde, theils — weil wir bei Betrachtung dieses furchtbaren Thieres unsre Sicherheit fühlen. (cf. §. 113. I. b.) — Wenn man aber sich dennoch einbilden sollte, daſs die Wahrnehmung des Aehnlichen (abgesondert von der Beschaffenheit des Stoffs im Bezug auf unsre Triebe) Vergnügen erwecke: so muſs man auch annehmen, daſs ein gleicher Grad der Aehnlichkeit, an welchem Objekte wir sie auch finden, einen gleichen Grad des Vergnügens erzeuge. Nun stelle man aber einen Zwerg, einen Thersites neben einer Heloise von Angelika Kaufmann, Zwerg und Mädchen beide gleich täuschend gemalt, und befrage sich dann, an welchem Objekte man mehr Wohlgefallen empfinde? und warum?

## §. 99.

## Gewohnheit.

Daſs die Gewohnheit vieles zum Wohlgefallen und zur Idee des Verhältniſsmäſsigen beitrage, hab' ich schon bemerkt. (§. 95 u. n. 1.) Es gefällt uns so vieles als verhältniſsmäſsig, ohne daſs wir den Grund davon anzugeben im Stande sind.

Von der andern Seite genommen ist es ebenfalls die Gewohnheit, welche auch die schönsten Gegenstände, die uns ehmals entzückten, gleichgültig, und im Gegentheil das, was uns anfangs unangenehm,

kurz-

unerträglich war, verannehmlicht, wenigstens leidlich macht. Es verdient dieser Gegenstand demnach wohl eine nähere Betrachtung in der psychologischen Aesthetik.

Gewohnheit, längerer vertrauterer Umgang mit einem und demselben Dinge raubt endlich diesem den Reiz der Neuheit, des Mannigfaltigen; der Trieb zur Thätigkeit des Vorstellungsvermögens wird nicht mehr durch ein und dieselbe Sache gereizt, er ermüdet und der Gegenstand wird im Bezug auf ihn gleichgültig. Zu lang anhaltende Beschäftigung eines und desselben Triebes durch ein und dasselbe Objekt erschlafft ihn. (§. 71.) Dies ist ein allgemeingeltendes Naturgesetz. In so fern hat Gewohnheit die Macht, das Wohlgefallen am Angenehmen und das Mißfallen am Unangenehmen zu schwächen.

Aber das Gleichgültige empfängt wieder einen Werth, oder verliert ihn, je nachdem ein neuer Gegenstand unsre Aufmerksamkeit erregt, und unsern Trieben mehr widerspricht, oder mehr ein Genüge leistet, als das Gewohnte.

Der Arme, dem es schwer ankam Quellwasser zu trinken und an Brodrinden zu knauern, wird endlich gegen seinen Zustand mit der Zeit gleichgültig. Aber er sieht plötzlich einen kränklichen Krüppel, der nahe daran ist Hungers zu sterben, und jetzt wird ihm sein eigner elender Zustand lieb und werth, indem er seine Lage mit der des hungernden Krüppels vergleicht. — Erblickt er

hingegen einen andern, der sich durch seinen Reichthum die Erde zum Himmel zu verwandeln weiß; so wird ihm seine Armuth von neuem schmerzhaft fallen.

Laßt uns nun diese Ideen auf Verhältnißmäßigkeit im schönen Objekt anwenden.

Wir sind gewohnt, bei gewissen Gegenständen, deren Schönheit wir empfinden, immer ein bestimmtes Verhältniß der Theile zu einander wahrzunehmen. Ein Arm des schönen Mannes ist so lang und stark als der andre; die Länge des Kopfs verhält sich zur Länge des ganzen Körpers wie eins zu sieben oder acht u. s. f. — Wir sind uns übrigens keines Grundes bewußt, warum diese Verhältnißmäßigkeit gefällt? —

Da wir nun in der Natur immer allein nur die höchste Schönheit wahrnehmen können, so müssen wir uns auch mit der in dieser wohnenden Verhältnißmäßigkeit begnügen. — Eine Abweichung von der letztern müßte entweder vollkommner oder unvollkommner seyn. — Vollkommner kann sie nicht seyn, weil unter allen sichtbaren Schönheiten die Natur die vollkommensten liefert; folglich ist uns jede Abweichung von jener Verhältnißmäßigkeit im sichtbaren Schönen mißfällig.

Wären wir stets umgeben mit schönen Gestalten: so würden wir bald gegen die an ihnen ruhende Verhältnißmäßigkeit gleichgültig werden; aber der

Wechsel

Wechsel des Häßlichen und Schönen läßt dieses nie veralten.

Der edle Künstler mag sich demnach immerhin über jedes Gewöhnliche in der Natur hinwegschwingen, mag immerhin neue Welten erschaffen und sie mit neuen Schönheiten bevölkern: aber doch darf er nicht bei Darstellung sichtbarer Gegenstände, welche gefallen sollen, nicht jene scheinbar zweck- und begrifflose Verhältnißmäßigkeit vernachläßigen, welche uns in der sichtbaren Natur so sehr am Schönen gefällt.

## §. 100.

## Das Verhältnißmäßige und Schickliche.

Es bleibt aber immer ein groſser Unterschied zwischen dem, was durch Fortschreitbarkeit vom Aehnlichen zum Aehnlichen den Beinamen des Verhältnißmäßigen empfängt, und dem, was durch Gewohnheit geheiligt wird.

Eben darum müssen auch diese beiden Arten in der Aesthetik unterschieden werden, und geben wir dem, was durch Fortschreitbarkeit vom Aehnlichen zum Aehnlichen gefällt, den Namen des Verhältnißmäßigen im eigentlichen Verstande, und dem, dessen Verhältnißmäßigkeit allein durch die Gewohnheit der Wahrnehmung zum Gegenstand des Wohlgefallens wird, den Namen des Schicklichen. —

In allein, was schicklich ist, finden wir nothwendig auch Verhältnißmäßigkeit, aber nicht in allem, was jene Verhältnißmäßigkeit besitzt, das Daseyn des Schicklichen zum Wohlgefallen nothwendig; wie dies schon aus dem Vorhergehenden fließt. Hogarths Schönheitslinie gefällt uns wegen der innern Verhältnißmäßigkeit, aber wir entdecken in ihr allein weder etwas Schickliches noch Unschickliches. — Wenn aber ein Schauspieler den Julius Cäsar in deutscher Tracht spielt: so finden wir darin das Unschickliche und zugleich Mangel der Fortschreitbarkeit vom (Cäsar) Aehnlichen (zu seiner Tracht) zum Aehnlichen.

Das Verhältnißmäßige und Schickliche gefällt jedesmal, das Unschickliche mißfällt, oder erregt Lachen. Es gehört Erfahrung und feines Gefühl dazu, das Schickliche vom Unschicklichen zu unterscheiden, der Künstler wirds in seinem Werke um eben so viel verlieren, als ihm jene Eigenschaften bei Darstellung seiner Werke mangeln.

Zuweilen tritt der Fall ein, daß das Schickliche bei Darstellung eines Kunstwerks dem eigentlichen Verhältnismäßigen Abbruch thut, uns die Frage schwer zu entscheiden ist, welches von beiden den Vorrang besitzen müsse? — Das Schickliche hat oft weniger Angenehmes, als das Verhältnißmäßige, und im Gegentheil wieder für sich die Wahrheit und Richtigkeit.

Es kömmt nun darauf an, zu welchem Ende besonders ein Kunstwerk aufgestellt werden soll? — ob um den Zuschauer durch Verhältnißmäßigkeit der Form, oder durch richtige Nachahmung der Natur zu begeistern? — in jedem Fall geht der wichtigere Zweck voran. —

Das Schickliche ist oft sehr relativ; das Verhältnißmäßige ungleich weniger. Was einem Zeitalter anständig war, ist dem andern anstößig. — In solchen Kollisionen hat der Künstler allein auf den Zweck der edeln Kunst zu sehn, und nach dem von ihm entlehnten Gesetze zu arbeiten: theile schöne Empfindungen mit! — Nie sind in der Kunst wohl die Fälle einander so sehr entgegengesetzt, daß sie sich gar nicht einigermaßen vereinigen ließen.

Anmerkung. Ich gab oben nur einige Momente über die Gränzen und Kollisionen des Verhältnißmäßigen und Schicklichen an. Es verdient diese Lehre wohl umständlicher bearbeitet zu werden, denn auch die besten Künstler versündigen sich hier sehr oft. — Was Sulzer (l. c. Art. Schicklich) sagt, ist nur wenig, mehr breitete sich Home (l. c. 2r Bd. 10tes Kap.) hierüber aus. Und wenn man auch wirklich in den einzelnen Kunsttheorien die Lehre vom Schicklichen weitläuftiger behandelt hat, so vergaß man doch vorzüglich auf die verschiednen oben erwähnten Kollisionen Rücksicht zu nehmen. — Daß man einem Tempel der höchsten Gottheit keine Kanonen, Fahnen und Hellebarden, und einem Arsenal keine Heiligen zu Ornamenten der Außenseite geben darf, fühlt jeder Künstler. Wie aber, wenn

die Frage aufgeworfen wird: ſoll man einen Helden des ſiebenjährigen Krieges in römiſcher Tracht aufſtellen, oder in der deutſchen, ſteifen, gezwungnen Kleidung? Da wird die Antwort ſchwerer. Denn offenbar hat das römiſche Gewand mehr Reichthum an Ausdruck, Schwung und Edeln, als die deutſche. Dieſe iſt überdem noch dem Wechſel der Mode unterworfen, jene bleibt in ihrem Werth. — Von der andern Seite iſt es eben ſo unſchicklich Friedrich den Einzigen in die römiſche Toga zu vermummen, als den Jul. Cäſar in die Uniform eines preußiſchen Huſaren zu verſtecken. Wer ſo etwas vertheidigen kann, der kann auch jeden andern Anachronismus verfechten.

## §. 101.

## Das Ungewöhnliche.

Wie groß die Macht der Gewohnheit ſey, haben wir vorhin erwähnt; dahin gehörte auch, daß das Gewöhnliche zuletzt durch ſein unverändertes Einerlei ermüdet. — Soll uns alſo etwas, als Schönheit, gefallen, ſo muß in ihm ſtatt finden Mannigfaltigkeit, Wechſel der Erſcheinungen, das Ungewöhnliche.

In ſo fern das Ungewöhnliche den Trieb zur Ideenbeſchäftigung reizt und befriedigt, iſt es allerdings angenehm in der Empfindung, wenn anders der Gegenſtand nicht andern Trieben in uns widerſpricht. Eigentlich verſtärkt das Ungewöhnliche nur diejenigen Empfindungen, welche ein Gegenſtand

ſtand in uns entwickeln kann, und gewährt an ſich weder das Angenehme noch Unangenehme. Eine unerwartete Hiobspoſt verliert durch das Ueberraſchende nichts von ſeinem Schrecklichen, ſondern gewinnt vielmehr daran. —

Das Ungewöhnliche iſt von verſchiedner Art; es kann darunter gedacht werden

1) überhaupt Mannigfaltigkeit, Neuheit. In ſo fern hierunter verſtanden wird ein jeder Wechſel der Erſcheinungen im Objekt, ſo muß man nie hoffen, daß dieſer Wechſel an ſich unſre Empfindungen ſtark ſpannen werde. Bei dieſer Art des Ungewöhnlichen im weiteſten Sinn ſieht man das, was erfolgen wird, oder kam voraus, und das Vorſtellungsvermögen wird nur ſehr matt beſchäftigt. —

**Anmerkung.** So lange hier von dem Ungewöhnlichen geſprochen wird, kann man ſich alle Künſte vorſtellen, als ſucceſſiv darſtellend und Empfindungen mittheilend, ſelbſt die zeichnenden, malenden und plaſtiſchen. — Ohne Mannigfaltigkeit und Wechſel der Erſcheinungen läßt ſich keine Schönheit denken, weil ſonſt unerhört blieben die Forderungen der erkennenden Natur.

2) Das Unerwartete, Seltſame — ein höherer Grad des Ungewöhnlichen. Ein Wechſel der Erſcheinungen, welchen wir vorausſehn, wird uns bei weitem nicht ſo heftig in der Aufmerkſamkeit ſpannen, als wo wir das, was uns erſcheint, gar nicht vermutheten, und zu ahnden berechtigt waren. Wir begrei-

begreifen unter diese Klasse des Ungewöhnlichen jede Erscheinung, welche uns vorher unbekannt war, oder welche von den bekannten Regeln und Verhältnissen abweicht. — Es liegt diese Neuheit, im engern Sinn, entweder in der Natur des Gegenstandes selbst, oder in der Verbindung und den Verhältnissen desselben mit andern. —

So lange wir an der Erscheinung des Unerwarteten nichts entdecken, was den Foderungen unsres erkennenden oder sittlichen Natur widerspricht, so nennen wir ihn seltsam. — Seltsam nennen wir auch alles Unerwartete, welches wir der Caussalität nach auf Naturnothwendigkeit beziehn können. — Aber jede unerwartete Erscheinung, welche sich auf Freiheit beziehn läßt, und die Wahrnehmung gewisser Mängel gewährt, durch dessen Daseyn vorzüglich der Gegenstand den Reiz der Neuheit empfängt, heißt sonderbar. — Einen großen Mann kann ich daher wohl seltsam nennen, aber nicht sonderbar.

**Anmerkung.** Jede ungewöhnliche Erscheinung beschäftigt unsre Aufmerksamkeit überhaupt mehr oder weniger. Jede erregt in uns ein Befremden, Erstaunen. — Dies Erstaunen an sich ist weder eine Vorstellung, noch Empfindung, noch Gefühl, noch Affektion des Begehrungsvermögens, sondern derjenige Zustand des Gemüths, in welchem ein momentaner Stillstand der Ideen, Begierden und vorherigen Empfindungen bewirkt wird, durch die plötzliche Wahrnehmung des Unerwarte-

ten,

ten, indem sich mit demselben die vorherigen Vorstellungen und Empfindungen nicht sogleich verbinden ließen. Das Erstaunen verliert sich bälder oder allmähliger, je nachdem die Wirksamkeit der Gemüthskräfte wieder freies Spiel gewinnt, je nachdem wir die Erscheinung bälder oder allmähliger begreifen, uns erklären können.

Wiewohl das Erstaunen an sich keine Empfindung (der Lust oder Unlust) ist, kann es doch vergesellschaftet seyn mit derselben. So lange noch im Erstaunen rege sind einige Vorstellungen, Begierden oder Empfindungen, so lange ist das Erstaunen noch sanft, eigentlich nur ein Befremden. Der höchste Grad des Erstaunens ist Schreck. — Auch dieser Gemüthszustand kann verknüpft seyn mit einer Lust oder Unlust.

3) Das Wunderbare — der höchste Grad des Ungewöhnlichen. Alles das, was oben vom Neuen und Unerwarteten gesagt wurde, gilt auch vom Wunderbaren, und unterscheidet sich dieses von jenem nur dadurch, daß man dort noch immer die Möglichkeit voraussetzt, es lasse sich das Unerwartete erklären und endlich begreifen, da man hier hingegen darauf gänzlich Verzicht thun muß, indem dasselbe über die Gränzen der menschlichen Erfahrung hinausliegt. — Das Neue und Unerwartete setzt uns auf eine Zeit lang in Erstaunen; das Wunderbare erhält uns fortdauernd darin. Die Ursachen sind leicht einzusehn.

Das Wunderbare kann Empfindungen der Lust oder Unlust erwecken, je nachdem der Stoff, dem es

anhängt, den verschiednen Trieben in uns widerspricht, oder Gnüge leistet. An sich ist das Wunderbare weder angenehm noch unangenehm.

Allein in so fern es keinen unsrer Triebe beleidigt, pflegen wir es zu lieben, ja oft auch dann noch uns nach demselben zu sehnen, wenn es furchtbar ist. Der Hang zum Wunderbaren ist tief in der menschlichen Natur eingewurzelt, und entspringt mit dem Hange zum Neuen und Unerwarteten aus einer Quelle — Trieb zur Ideenbeschäftigung, Wißbegierde. — Das Wunderbare hat inzwischen immer nur mehr Reiz für die Phantasie, als für den Verstand. Jene begnügt sich mit den seltsamen Erscheinungen, dieser aber unterläßt nicht weiter zu forschen, und es ist ihm unangenehm, wenn er zu den Mysterien keinen Schlüssel findet. — Eine Nation, in welcher der Hang zum Wunderbaren noch allgemein und groß ist, verräth wenig Kultur des Verstandes. Helldenkende Völkerschaften können zwar ihre Liebe zum Wunderbaren nicht gänzlich austilgen, aber arbeitet der edle Künstler für sie, so muß der Gegenstand, welchen er darstellt, mehr wundersam scheinen, als seyn.

Hieraus fließen für die ästhetische Gesetzgebung wichtige Regeln.

Anmerkung. Wenn das Wunderbare ein nothwendiges Aggregat des vollkommnen epischen Gedichts ist, (wie unsre Kunstrichter wollen) so dürfen wir keinesweges hoffen, sobald wieder eine Epopöe zu

ems

empfangen, welche allgemeinen Beifall hat. Die Wunder Griechenlands und Paläſtina's werden nicht mehr geglaubt, ſind alſo für den Leſer ohne Intereſſe und Wirkung. Man bewundert höchſtens noch die Kunſt des Dichters bei Darſtellung des Wunderbaren: ſo wie man an einem Gemälde das Schwebende an einem Seraph in den Wolken lobt. — Der Meſſias, das verlorne Paradies, ſo wie die Aeneis und Ilias, haben um ihres Wunderbaren willen längſt ihre Kraft über das menſchliche Herz verloren, da hingegen ein Pſalm Davids, eine Ode des Horaz ewigen Werth behält —

In den griechiſchen Trauerſpielen hatte der Θεὸς ἀπὸ μηχανῆς ἐπιφανὴς ſeine glänzende Rolle. Bei uns ſind Engel und Teufel längſt ohne Wirkung, wir lieben ſie höchſtens noch in den Phantaſien der Maler. — Zur Ehre der geſunden Vernunft und der Deutſchen ſeye geſagt: nie war eine Zeit unfruchtbarer an Wundern als die jetzige, und nie darf man für das Wunderbare in den Kunſtwerken weniger Freunde erwarten, als jetzt. Wenn freilich gewiſſe Schriften (cf. Journal des Luxus u. der Mod. Nov. 1792) um ihres Wunderbaren willen mehr verſchlungen, als geleſen werden, ſo geſchieht dies nicht aus Liebe zu den Wundern darin und dem Außerordentlichen, als vielmehr aus Neugier, wie der Dichter ſich zuletzt mit Ehren auf eine natürliche Art herauswinden wird. Wehe aber dem Künſtler, der zwar den Knoten ſchürzt, aber ihn nicht wieder zu löſen weiß!

Die Beſtimmungen des Empfindungs- und Begehrungsvermögens durch die Darſtellung des Wunderbaren ſind leicht vorüberfliegend, keineswegs anhal-

haltend, nur für einige Augenblicke süß. Der Verstand und das Herz gehn immer am Ende leer aus, und welcher Dichter wollte allein nur für die launenhafte, unbeständige Phantasie arbeiten? — — Die Dichtkunst scheint mit dem Verlust des Wunderbaren also nur wenig zu verlieren.

Zwar ist verschiednes über das Wunderbare geschrieben worden, z. B. Bodmers krit Abhandl. vom Wunderb. Zürich 1740. — Riedels Theorie. 9ter Abschnitt. — Homes Krit. Th. l. c. 6. — Sulzers Theorie. Art. Wunderbar u. s f; allein mir ist noch keine Schrift bekannt, welche alles das erschöpft, was sich über diesen, auch für unser mysterienſüchtiges Jahrzehnd allerdings interessanten Gegenstand sagen ließe, und worin auch besonders derselbe im Bezug auf den letzten Endzweck aller edeln Kunst gewürdiget würde.

## §. 102.

## Wahrscheinlichkeit. Wahrheit.

Das Ungewöhnliche, sey es von welcher Gattung es wolle, würde allen Werth verlieren, so wie jedes Kunstwerk überhaupt, wenn es die Bedingungen verletzte, unter welchen es dem Verstande, der Modalität nach, allein vorstellbar ist. — — —

In jedem Kunstwerke können wir unterscheiden die Darstellungsart und das Dargestellte; jene

jene gehört allein dem Genie des Künstlers, dieses der Natur an. *)

In beiden muß Wahrscheinlichkeit und Wahrheit herrschen; Wahrscheinlichkeit und Möglichkeit in der Darstellungsart, Wahrheit in dem Dargestellten.

1) Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit in der Darstellungsart. — Wenn wir unter Darstellungsart die Art und Weise der Verbindung des Mannigfaltigen verstehn, so haben wir, sobald sie uns gefallen soll, das Recht zu fodern, daß sie mit sich selbst, ihren eignen Merkmalen übereinstimme, wie auch mit den Gesetzen des Denkens und Vorstellens überhaupt. — Das Gegentheil ist Unsinn und mißfällt. — Wunder zu erdichten ist leicht; eine zerrüttete Phantasie spiegelt sich dergleichen genug vor; aber das Wunderbare verliert seinen Werth, wenn es das Reich der Möglichkeiten überschreitet.

2) Wahrheit im Dargestellten. Sobald das Dargestellte einem Gegenstand der wirklichen

*) Es kann nichts dargestellt werden, was nicht einzeln vorher in der Erfahrung gesammelt wurde. Wiewohl Wielands Feen durchaus Fiktion ist, so sind doch die darin enthaltnen Vorstellungen einzeln genommen gewissen Gegenständen der Natur entsprechend. Diese sind also das Dargestellte. Die Verbindung dieser einzelnen Theile ist die Darstellungsart, und gehört allein dem Genie an. In der Erzählung einer wirklichen Begebenheit ist die Verbindung der einzelnen Theile der Begebenheit nicht Darstellungsart, sondern das Dargestellte, weil es aus der Natur entlehnt ist, der Ton in der Erzählung aber ist die Darstellungsart.

chen Welt entsprechen soll, so verlangen wir mit Recht, daß kein Merkmal in dem Nachgebildeten (Dargestellten der Kunst) dem wirklichen Objekt widerspreche. — Es ist dies die qualitative und quantitative Vollkommenheit eines Kunstwerks, (§. 35. Anm. 1.) und gilt nur da, wo schon der Begrif vorausgegeben ist, was der Gegenstand seyn soll? —

Die Möglichkeit bei der Darstellungsart und die Richtigkeit oder Wahrheit beim Dargestellten ist an sich nur eine conditio sine qua non beim Schönen, und empfängt den Werth für das Empfindungsvermögen erst durch den Stoff, welchen sie umhüllt.

Von der Wahrheit (Richtigkeit) des Dargestellten ist verschieden eine dargestellte oder mitgetheilte Wahrheit, welche beide Sulzer (Artik. Wahrheit) mit einander zu vermischen scheint. — Wahrheit des Dargestellten ist jedesmal ein nothwendiges Erforderniß zum Schönen, nicht so eine durch den Künstler mitgetheilte philosophische Wahrheit.

1. Anmerkung. Wahrheit des Dargestellten oder richtige Nachahmung eines Gegenstandes ist sehr verschieden von einer Wahrheit, welche der Künstler aus der Moral oder Metaphysik u. s. f. entlehnt, und sinnlich einkleidet. Was Sulzer in dem citirt. Artikel spricht, bezieht sich mehr auf den letztern Fall, und mag als ein specieller Grundsatz für den Dichter und Redner, aber nicht für alle Künste überhaupt gelten.

2. Anmerkung. Wenn die Kunſtrichter bisher behaupteten, Wahrheit in der Nachahmung gefalle immer, und je ſchwerer und richtiger die Nachahmung ſey, je mehr ſie gefalle: ſo glaub ich, bedarf der Satz einiger Limitation. — Zwar gefällt jede Wahrheit, als ſolche, immer und unbedingt, dem Verſtande — aber auch dem Empfindungsvermögen? nein, ſobald nicht der in ihr liegende Stoff auch allen übrigen Trieben gemäß iſt. — Beim Schönen aber gilt die Stimme des Empfindungsvermögens viel; wie wenn nun ein häßlicher, ekelhafter Gegenſtand aufs getreuſte nachgeahmt iſt, wird er darum in der Empfindung gefallen? — Auch die Wahrheit verlangt einen Schleier, wenn die Sinnlichkeit oder das ſittliche Gefühl durch ſie beleidigt wird. —

Mangel des Wahrſcheinlichen und der Wahrheit erzeugt unter gewiſſen Bedingungen das Gefühl oder die Empfindung des Lächerlichen. Davon künftig.

## §. 103.

## Fortſetzung.

Wiewohl der Künſtler das äſthetiſche Geſetz der Wahrheit im Dargeſtellten nie verletzen darf, ſo iſt es ihm doch erlaubt, ja es iſt ihm zuweilen Pflicht, den Blick des Beobachters davon abzulenken, ſobald durch ihre zu treue Erfüllung der Schönheit des Ganzen etwas geraubt würde. — Zu den Zeiten der Nachäffer Göthe's, der ſogenannten Kraftgenies, verſündigte man ſich oft gegen dieſes Geſetz, und

ließ die Ritter und Troßbuben in den ſchmuzigſten Ausdrücken reden; da verlor ſich manche Schönheit unter der Wahrheit des Dargeſtellten.

Verletzt darf die Wahrheit nie, aber verſchleiert muß ſie oft werden, wo die übrigen Foderungen der erkennenden Natur durch ſie litten, oder wo die Sittlichkeit, oder die Sinnlichkeit beleidigt würden. — Hier muß jener ſchlaue Künſtler nachgeahmt werden, der einen Einäugigten von der Seite malte, auf welcher er ſein geſundes Auge beſaß. — Ein Künſtler, welcher einen Laſterhaften in ſeiner ganzen Gräßlichkeit ſchilderte, würde Entſetzen und Ekel erregen, würde vielleicht Schaamhaftigkeit und Anſtändigkeit beleidigen — hier muß er verſchleiern, aber nicht ins Gegentheil gerathen, und das Laſter verſchönern, weil er ſodann die Wahrheit des Dargeſtellten verletzte. — Der Seelenmaler **Shakeſpear** iſt, wenn er zwiſchen ſolchen Klippen fährt, Meiſter. Man leſe z. B. ſeinen König Johann, (3ter Aufz. 3ter Auftr.) wo der König den Hubert zu einem Morde überreden will.

Wahrſcheinlichkeit und Möglichkeit in der Darſtellungsart darf noch minder verſehrt werden, wenn des Künſtlers Werk nicht aufhören ſoll zu gefallen — d. i. ſchön zu ſeyn.

Das Unwahrſcheinliche im Außerordentlichen oder Wunderbaren giebt dieſem den Anſtrich des Belachenswürdigen, und kann mit Recht das Abentheuerliche

liche genannt werden. Das Unwahrſcheinliche im Erhabnen iſt die Quelle des Schwülſtigen; im Komiſchen die Quelle der Karrikatur ꝛc.

## §. 104.

## Das Natürliche.

Aus dem Wahrſcheinlichen und Möglichen, welches mit der Darſtellungsart und der Wahrheit, welche mit dem Dargeſtellten verknüpft iſt, geht hervor das Natürliche.

Wir können eine dreifache Art des Natürlichen in den Werken der edlern Kunſt unterſcheiden. Es iſt

1) Die getreue Uebereinſtimmung des Dargeſtellten mit dem ihm in der Natur entſprechenden Original, und Uebereinſtimmung der Darſtellungs- oder Verbindungsart der einzelnen Merkmale des Kunſtwerks mit den Geſetzen des Denkens und der Erfahrung überhaupt. Dieſe Art des Natürlichen ſteht entgegen dem Unnatürlichen, welches im Widerſpruch lebt mit allen gemachten Erfahrungen und den Geſetzen des Denkens. *)

2) Das Leichte, Ungezwungne in der Kunſtarbeit, welches die Illuſion dermaßen befördert, daß man



*) Das Uebernatürliche möchte man, im ſtrengſten Sinn betrachtet, wohl zum Unnatürlichen rechnen, indem es ſich ebenfalls über den Horizont aller Erfahrung verliert und oft genug mit den Geſetzen des Verſtandes ſtreitet.

man die Kunst für Natur nimmt. (cf. §. 60.) Hier ist das Natürliche entgegengesetzt dem Gezwungenen, Aengstlichen, Erzwungnen, wo man am Kunstwerk deutlich wahrnimmt: hier ist Kunst, hier wurde pünktlich die Regel befolgt, hier bemerkt man den Schweiß des Künstlers! Von dieser Art des Natürlichen handelt Sulzer (Art. Natürlich) allein.

3) Man versteht endlich auch darunter das Gewöhnliche, Alltägliche, wie es von jedem in der Erfahrung erkannt wird, abgesondert von dem, was Kunst, Mode, Genie hinzufügt. — Diese Art des Natürlichen, welches dem Verfeinerten, Gebildeten, Prächtigen u. s. f. entgegensteht, ist unter andern auch die Quelle des Naiven. — Naivetät wird gewöhnlich nur den kunstlosen Aeußerungen des gesunden Menschenverstandes beigelegt, welche, ohne Absicht zu kränken, eine Wahrheit mittheilen, oder Anspielungen auf dieselbe gewähren, die mit Konvenienz und Etikette streitet.

Das Natürliche überhaupt ist eine von den nothwendigen Eigenschaften des Schönen im Kunstwerk. —

An sich betrachtet ist es keineswegs die Quelle einer angenehmen oder unangenehmen Empfindung, sondern es kömmt in dieser Rücksicht das meiste auf den Stoff, im Verhältniß zu den fodernden Trieben, an. Entspricht der Stoff den übrigen ästhetischen Gesetzen,

ſetzen, ſo erhebt, verſtärkt das Natürliche jeder Art die Empfindung der Luſt oder Unluſt.

Anmerkung. Unter die obige Erklärung vom Naiven glaub' ich laſſen ſich alle Naivetäten führen, ohne mit derſelben im Widerſpruch zu ſtehn. Die eigentliche Lehre vom Naiven gehört nicht in die Aeſthetik, als vielmehr in die Rhetorik und Poetik.

Daß das Natürliche an ſich ſelbſt nicht angenehme Empfindungen entwickeln kann, wenn es nicht verbrüdert iſt mit einem den übrigen Trieben gemäßen Stoff, beſtätigt die Erfahrung.

Die meiſten unſrer neuern Dichter und Dichterlinge ſcheinen darum das Außerordentliche, Seltne, Wunderbare u. ſ. f. in ihren Werken zu lieben, weil zu dieſem mehr Phantaſie, zum Natürlichen der erſten und dritten Gattung hingegen mehr Studium der Natur überhaupt erfodert wird. Jene haben ſie ohne Mühe, dieſes nicht ohne ſtrengen Fleiß. Welcher Dichter hat demnach den Vorzug?

## §. 105.

## Kontraſt.

So wie es dem Verſtande eigen iſt in dem gegebnen Mannigfältigen Aehnlichkeiten zu entdecken, um nach denſelben Vorſtellungen zu verbinden; ſo bemüht er ſich hingegen auch Verſchiedenheiten aufzuſpüren, um die Vorſtellungen nicht mit einander zu verwechſeln, ſondern gehörig zu unterſchei-

den. — Die Entdeckung der Aehnlichkeiten sowohl als der Verschiedenheiten eines Gegenstandes von einem andern macht die Vorstellung von demselben lebhafter, und in so fern die Vorstellungen das Empfindungsvermögen bestimmen, auch die Empfindungen.

**Anmerkung.** Lebhaftigkeit der Vorstellungen bezeichnet theils die höhere Klarheit derselben, theils ihren vorzüglichen Grad der Fähigkeit, das Empfindungs- und Begehrungsvermögen zu bestimmen. — Die Wahrnehmung des Unterschiedes bereichert das Erkenntnißvermögen mit der Vorstellung mehrerer Merkmale, woraus die Klarheit der Erkenntniß entspringt, und trennt den unterschiedenen Gegenstand ab von allen übrigen, die ihn umringen, macht ihn dem Vorstellungsvermögen gleichsam zur Hauptsache, auf welche sich nun die Betrachtung bezieht.

Die Nebeneinanderstellung auffallend verschiedner Objekte heißt Kontrast im weitesten Sinn des Worts. Was über Mannigfaltigkeit und Neuheit (§. 101. num. 1.) gesagt wurde, gilt auch hier. Wir werden täglich die mannigfaltigsten Dinge neben einander gewahr, ohne daß aber ihre Verschiedenheit unsre Aufmerksamkeit merklich spannte.

Kontrast im (eigentlichen) engern Sinn bezeichnet die auffallende Verschiedenheit zweier oder mehrerer Gegenstände, in Rücksicht eines und desselben Charakters, oder allgemeinen Merk-

Merkmals, welchen ſie mit einander gemein haben. Will ich einen Thurm mit der um ihn flatternden Schwalbe in Kontraſt ſtellen, ſo ſuche ich ein ihnen beiden gemeinſchaftliches Merkmal auf, — Größe, und ſage: der große Thurm, die kleine Schwalbe. — Sagt' ich hingegen: der hohe Thurm, die ſchwarze Schwalbe, ſo wäre freilich Verſchiedenheit da, aber niemand wird einen Kontraſt entdecken.

Anmerkung. Nach meinem Dafürhalten beſtimmten Sulzer (Art. Gegenſatz) und Steinbart (l. c. §. 46.) den Begrif vom Kontraſt nicht genau genug, um ihn vom Mannigfaltigen zu unterſcheiden, indem ſie ihn in die Vergleichung oder Zuſammenſtellung unähnlicher Gegenſtände überhaupt ſetzen. — Home (l. c. Th. I. K. 8.) liefert, wie gewöhnlich, mehr lehrreiche Beobachtungen über die Wirkungen des Kontraſtes und der Aehnlichkeit, als einen deutlichen und beſtimmten Begrif. Pernety (Handlexikon der bildenden Künſte. Berl. 1764. Art. Contraſt) iſt, ſo wie in den meiſten Artikeln ſeines Buchs, auch vorzüglich in dieſem, an philoſophiſcher Beſtimmtheit arm. — Ungleich mehr gnügen die Ideen des ſcharfſinnigen Eberhard. (l. c. §. 72. 73.)

Die Grade des Kontraſtes ſind gleich den Graden der Verſchiedenheit der Gegenſtände in ihrem gemeinſchaftlichen Charakter.

Die Wirkungen des Kontraſtes ſind mannigfach.

1) Er feſſelt die Aufmerkſamkeit des Beobachters an ſich.

2) Er giebt den Vorſtellungen einen hohen Grad der Lebhaftigkeit, welcher oft ſogar verführt, dem einen oder dem andern der kontraſtirenden Gegenſtände mehr oder weniger Realitäten zuzueignen, als ihm in der That angehören. — Die Geſundheit erſcheint im Kontraſt mit einer gefährlichen oder langwierigen Krankheit, als das einzige und höchſte Glück auf Erden, da ſie uns vorher etwas Gleichgültiges war.

3) Die Entdeckung eines großen Kontraſtes, wo er nicht vermuthet wurde, erzeugt Bewunderung, Erſtaunen. Dieſes ſtammt nicht ſowohl vom Kontraſt, als vielmehr von dem Unerwarteten her. (cf. §. 101.)

4) Eben ſo ſehr, als die Lebhaftigkeit der Vorſtellungen durch den Kontraſt erhoben wird, wird auch der Grad der Empfindungen vermehrt.

**Anmerkung.** Was in verſchiedenen Lehrbüchern des Geſchmacks vom äſthetiſchen Licht und Schatten geſagt wird, worunter man die kontraſtirende Zuſammenſtellung der einzelnen Theile des ganzen Kunſtwerks verſtanden haben will, um dadurch Leben und Geiſt in das Ganze hineinzubringen, darf, wie ich glaube, nicht von der Lehre über den Kontraſt verſchieden abgehandelt werden, indem aus dieſem jenes entſpringt.

§. 106.

## §. 106.

## Fortſetzung.

Nichts unter allem, was im Mannigfaltigen wahrgenommen wird, feſſelt unſre Aufmerkſamkeit gewaltſamer an ſich, als dasjenige, was Selbſtthätigkeit gegen uns äuſſert, oder zu äuſſern ſcheint, was uns gleichſam aus der trägen Menge freiwillig entgegenſpringt. — Die Lichtparthien in einem Gemälde drängen ſich vor den übrigen hervor, ſich unſrer Aufmerkſamkeit zuerſt anzubieten. Wir nennen dies Leben, Geiſt im Kunſtwerk. — Und ſo wie im Gemälde der Schatten die Lichtmaſſen emporhebt: ſo finden wir in jeder Kunſt eine Art des Schattens und des Lichtes, — das heiſſt den Kontraſt, und jedes Kunſtwerk gewinnt durch ihn Leben, Geiſt.

Alle Theile des ſchönen Werkes müſſen demnach mit einander in einem fortdauernden Kontraſte ſtehn, um die Lebhaftigkeit der Vorſtellungen und daher auch der Empfindungen nie einſchlummern zu laſſen. Die verſchiednen Arten des Kontraſtes ſind gewiſſermaſſen eben ſo viele Brennſpiegel, welche die zerſtreuten Strahlen (Vorſtellungen und Empfindungen) auffangen und zuletzt ſie alle auf einen einzigen Punkt (Zweck des Ganzen) zurückwerfen, wo dann der Effekt um ſo gröſſer ſeyn muß.

Aber dieſe Anordnung der Theile nach den Geſetzen des Kontraſtes, wodurch zuletzt alle vorher zerſtreuten und verſchiednen Vorſtellungen und Empfindungen

dungen zusammendrängt und in eine einzige verschmolzen werden, ist eine der schwersten Pflichten des edlern Künstlers, und die beste Zeugin von seinem Genie. Wir besitzen daher mehr kleinere als große ästhetisch vollkommne Kunstwerke, weil es bei den letztern ungleich schwerer hält, die unzähligen größern und kleinern Theile des Ganzen so in, neben und durch einander kontrastiren zu lassen, daß am Ende kein Theil ohne Wirkung bleibt. — Zwar sind die meisten vollkommnern Werke von der größern Art, fast jeder Kunst, in den einzelnen Theilen so sorgfältig und künstlich bearbeitet, daß jeder besondre Theil ein schönes Ganze vorstellen könnte; allein das Ganze selbst macht bei weitem nicht den gewaltsamen Eindruck, den man von so vielen und so kunstvoll behandelten Theilen erwartet hätte. — In unsern meisten und oft besten Epopöen, Romanen, Schauspielen, Concerten, Ballets, Reden u. s. f. werden wir von einem Strom angenehmer und unangenehmer Vorstellungen und Empfindungen hingewirbelt, davon aber die meisten zuletzt ohne Absicht und ohne Wirkung bleiben, da man doch das Gegentheil zu hoffen berechtigt ist, wenn anders das Mannigfaltige der Theile Ein Ganzes ausmachen soll. — Ich wiederhole es nochmals, viele unsrer Meisterwerke größerer Art sind in Rücksicht der Bearbeitung des Ganzen zum Einen zu vergleichen mit einer Gallerie, in welcher der Besitzer die kostbarsten Gemälde nach einer eignen, ihm selbst

halb

halb unbekannten, Laune zuſammenſtellte, oder mit einer Reihe Perlen, deren jede ſchätzbar iſt, die aber nur durch einen dünnen unbedeutenden Faden zuſammengehalten werden.

## §. 107.

## Recapitulation.

Zur Schönheit iſt nothwendig der Ausdruck der theoretiſchen Vollkommenheit. (§. 55.) Unter theoretiſcher Vollkommenheit verſtanden wir die Uebereinſtimmung eines Objekts mit den Geſetzen des Erkenntnißvermögens. (§. 51.) Alles was mit dieſen Geſetzen übereinſtimmt, gefällt allgemein und nothwendig jeder erkennenden Natur. (§. 52.)

Da das Schöne nicht ſowohl beſtimmt iſt den Verſtand zu beſchäftigen, als vielmehr das Empfindungsvermögen, wodurch es ſich vorzüglich unterſcheidet von der blos theoretiſchen, oder ſittlichen, oder ſinnlichen Vollkommenheit: (§. 57.) ſo muß vorzüglich Rückſicht genommen werden, daß bei Wahrnehmung einer Schönheit das Geſchäft des Verſtandes ſo viel als möglich erleichtert wird. Daher iſt nothwendig in der Schönheit, für die erkennende Natur, 1) Einförmigkeit, 2) Einheit, 3) Einfalt, 4) Verhältnißmäßigkeit, 5) Zweckmäßigkeit, 6) Wahrheit des Dargeſtellten, 7) Wahrſcheinlichkeit in der Darſtellung, 8) quan-

8) quantitative und qualitative **Vollkommenheit.**

In ſo fern aber Mannigfaltigkeit der Empfindungen entſpringt durch Regewerdung mehrerer Vorſtellungen, (§. 30. 79.) ſo wird zum Schönen erfodert **Mannigfaltigkeit**; und in ſo fern durch Lebhaftigkeit der Vorſtellungen Lebhaftigkeit der Empfindungen bewirkt wird: **Neuheit, Ungewöhnlichkeit, Kontraſt** der Theile eines Objekts.

Aber wäre auch verbunden mit dem unwiderſtehlichſten Reiz für die Sinnlichkeit das theoretiſch Vollkommne, ſo würde dennoch ein ſolcher Gegenſtand mit keinem Rechte Anſpruch auf den Namen einer wahren Schönheit machen können, ſo lange er unbefriedigt ließe, oder widerſpräche den Foderungen der ſittlichen Natur. Darum müſſen wir hier auf dieſe Rückſicht nehmen.

## §. 108.

## Das thebaniſche Geſetz:

εἰς τὸ κρεῖττον μιμεῖσθαι.

So viel und ſo verſchiedne Erklärungen auch immerhin über das Schöne gegeben ſeyn mögen, ſo findet man ſie doch darin alle einig, daß nur das für ſchön zu halten ſey, was unbedingt gefällt. —

Keinem **Vernünftigen** aber kann dasjenige gefallen, was **wider ſeine Vernunft** (im prak-

praktischen Gebrauch) streitet. Schönheit darf mithin nichts in sich tragen, was die hohen Foderungen der praktischen Vernunft verletzt, was von ihrem Ziele, Sittlichkeit, ablenkt; oder sie (die Schönheit) verliert ihren wesentlichen, nothwendigen Charakter — unbegränztes Gefallen.

Freilich kann auch das Unsittliche gefallen in den Kunstwerken; aber nur dem, den Affekt oder Leidenschaft die freie Thätigkeit seiner Vernunft rauben. Doch wer ist ein kompetenter Richter über die Schönheit, und für wen liefert der Künstler sein Werk? Auch diese Fragen verdienen dagegen Beantwortung, und wir haben sie schon einmal gegeben. (§. 64. 66.)

Das Schöne gefällt, und zwar durch das Interesse, welches die Natur des Menschen an sich selber nimmt, (§. 56.) die praktische Vernunft aber hat für nichts anders ein Interesse, als für Sittlichkeit; — es gefällt, als Verbindung des höchsten Zwecke, einer vernünftigsinnlichen Natur, (§. 58.) und kennt die praktische Vernunft einen höhern Zweck als Sittlichkeit?

Das Schöne gefällt allgemein (§. 57.) — Sittlichkeit (vernunftmäßige Handlungsweise) desgleichen. Auch der rohe verdorbene Mensch behält immer noch eine (wiewohl unwirksame) Achtung für die Tugend, denn er behält trotz seiner Unsittlichkeit noch immer in sich die erhabnen Gesetze der Vernunft; — allein das Unsittliche gefällt nur den, welchen Affekten oder Leidenschaften benebeln, nicht

dem

dem ruhigen Beobachter. Bei jeder Wahrnehmung einer tugendhaften Handlung empfinden wir Achtung für dieſelbe, (die Vernunft ehrt ſich ſelbſt in dieſer Achtung) und fühlen wir eine ſtärkere oder ſanftere Neigung desgleichen zu thun. Home (l. c. I Th. 4 Abſchn.) nennt dies die ſympathetiſche Bewegung der Tugend.

Das Schöne iſt mit einem nothwendigen Wohlgefallen verknüpft (§. 59.) — Sittlichkeit allein iſt für die Vernunft ein nothwendiger Gegenſtand des Gefallens; ſie kann das Unſittliche nicht billigen, oder ſie müßte ſich in ihrer eignen Geſetzgebung widerſprechen.

Dem Künſtler, dem Kunſtrichter und Kenner würd' es demnach eine gleiche Hochachtung erwerben, wenn ſie jenes Geſetz, welches die Thebaner allein ihren Malern gaben, (nur das Schöne und Anſtändige vorzuſtellen) für alle Künſte gelten hießen, und ſtrenge darüber wachten. — Auf keinem andern Weg können die edeln Künſte ihr erhabenſtes Ziel erreichen und ihre Würde behaupten.

Anmerkung. Voſſius deutete im Geſetz der Thebaner für die Maler das εἰς τὸ κρεῖττον auf das Anſtändige und Sittliche des Inhalts, und in dieſem Sinn nehm' auch ich hier das thebaniſche Geſetz, womit ſich die bekannte und wahrſcheinlich richtigſte Erklärung, welche Leſſing davon in ſeinem Laokoon (S. 12.) gab, recht gut vereinigen läßt. Cf. Leſſings Kollektaneen, 2r Bd. Eſchenburgs Note zum Art. Malerei.

§. 109.

## §. 109.

## Legalität. Sittlichkeit.

Das thebanische Gesetz aber scheint bisher wenig in der Aesthetik der neuern Künstler gegolten zu haben, und allerdings haben daher die schneidenden Urtheile über die edle Kunst einiges Recht für sich gehabt, indem sie dieselbe nur um der momentanen Belustigung willen duldeten, oder sie wohl gar, als eine Pest für die Moralität, verdammten.

Wenn es heißt die Foderungen der sittlichen Natur dürfen von keinem Gegenstande verletzt werden, der schön seyn soll: so wird damit nicht gesagt, daß alle Darstellungen unsittlicher Handlungen und Gegenstände dem Künstler verboten wären, denn auch diese können ihr Gutes wirken; — sondern es wird hiedurch nur hingedeutet auf den Zweck des Kunstwerks. Dieser soll die Sittlichkeit nicht beleidigen, nicht zur Unsittlichkeit verführen.

Jeder Künstler, wenn er nicht blos kopirt, verbindet einen Zweck mit seinem Werke. Es sey dieser welcher er wolle, so darf er nie unsittlich seyn, nie zu einer vernunftwidrigen, d. i. bösen Handlung verführen.

Eine solche Uebereinstimmung mit dem Sittengesetze, eine solche Nichtverletzung desselben, wollen wir Legalität nennen.

Aber der Künstler kann noch mehr thun, er kann durch seine Gewalt, welche er über das Herz der

Menschen hat, sogar positiv die Foderungen der sittlichen Natur erfüllen, kann für die Tugend, für die Erfüllung der Pflichten begeistern, und das Laster verabscheuungswürdig, die Fehler lächerlich machen — eine solche positive Uebereinstimmung mit dem Sittengesetz, Ausübung der Befehle desselben, trage den Namen der Moralität, Sittlichkeit im engern Sinn.

Alle Naturschönheiten sind, im Bezug auf die Foderungen der sittlichen Natur — legal. Sie gefallen deswegen, und um so mehr, sobald wir ihnen einen sittlichen Zweck beilegen können. (§. 58.)

§. 110.

## Ueber die Beurtheilung des sittlichen oder legalen Zwecks im Kunstwerk.

Und könnte gleich evident dargethan werden, daß die sittliche Natur in uns auch nicht die mindeste Befugniß habe über das wahrhaft Schöne zu stimmen; könnte sogar bewiesen werden, daß selbst auch Pasquille *) oder unschuldverpestende Schriften im Geist der Alonsia Sigea, deren unser aufgeklärtes Dezennium leider so reich ist, für jede vernünftig-sinnliche Natur schön seyn müßten: so kann doch nicht geläugnet werden, daß jedes Werk des

*) Wie z. B. Bahrdt mit der eisernen Stirn.

des Künstlers, so wie eine jede Handlung, so fern sie von einem vernünftigen Wesen herstammt, dem Sittengesetz unterworfen sey.

Freie Mittheilung der Empfindungen ist des Künstlers Zweck bei seinen Darstellungen; Freiheit bezieht sich auf Vernunftüberlegung, (§. 27.) auf Gehorsam gegen die Gesetze der Vernunft, in ihrem theoretischen und praktischen Gebrauche.

Allein es kann hiergegen die scheinbar wichtige Frage aufgeworfen werden: Wonach soll man die Legalität oder Sittlichkeit des Kunstwerks (§. 109.) beurtheilen, zumal wenn der Zweck desselben versteckt liegt? Nach dem Erfolg? — so würde man lange mit dem Urtheile zurückhalten müssen, um die verschiednen Erfolge zu beobachten — und solch ein Zögern findet beim Geschmacksurtheil nicht wohl statt. — Oder, wenn der Zweck auch offenbar läge, sollte man die Güte und Schönheit des Werks abmessen nach dem durch dasselbe gestifteten Vortheil oder Nachtheil für die Menschheit? — wie relativ sind nicht die Folgen unserer Handlungen überhaupt! — Was zu einer Zeit Balsam ist, kann zur andern Gift werden.

Antwort: Viele Künste haben gar nicht die Kraft zur Unsittlichkeit das Gemüth zu stimmen, weil sie keine klare Begriffe mittheilen und dadurch das Begehrungsvermögen absichtlich zum Vernunftwidrigen bestimmen können; z. B. Musik an und vor sich, desgleichen Gartenkunst, Baukunst an vor sich

u. s. w. Ihre Darstellungen sind legal. Aber alle übrige Künste des ersten und zweiten Ranges (§. 5.) vorzüglich haben jene gefährliche Gewalt.

Der Zweck des Künstlers (zum Unterschiede von dem der edeln Kunst überhaupt) kann in seinem Werke nie so verborgen liegen, daß er nicht erkannt werden sollte.

Und ist er erkannt, so wär es seltsam, wenn sich seine Legalität oder Illegalität nicht so genau bestimmen ließe, als die jeder andern Handlung, ohne daß man erst Ursach hätte ihren zufälligen Erfolg zu beobachten.

Wer Anspruch auf den Namen eines edeln Künstlers macht, der räumt zugleich ein, daß es ihm nicht an Erfahrung und Beobachtungsgeist fehle, (§. 74. anm. 4.) vermittelst welches er besonders diejenigen Gegenstände kennen lernt, welche das Empfindungsvermögen vorzüglich afficiren, und das Begehrungsvermögen bestimmen. Begeistert er durch sein Werk demungeachtet für das Unsittliche (Vernunftwidrige): so war hier entweder Vorsatz, oder Mangel an Welt- und Menschenkenntniß, welcher letztere ihn falsche Mittel anwenden ließ einen legalen Eindruck zu verursachen, oder nicht einsehn ließ, wie sein Werk im Bezug auf die verschiednen Verhältnisse der Menschen mehr Vortheil als Nachtheil stiften mußte. In beiden Fällen ist der Künstler tadelnswürdig, und einem leichtsinnigen Knaben zu vergleichen, welcher mit Jupiters Donnerkeilen spielt.

spielt. — Wer, um das Laster der Wollust abscheulich zu schildern, Gemälde liefert, die den thierischen Zeugungstrieb aufwecken, oder wer, um für Freiheit und Menschenrecht zu enthusiasmiren, Gesetzlosigkeit predigt — gehört zu dem verworfnen Haufen moralischer Giftmischer. Er kann vor dem Forum der Kritik auf keine Weise entschuldiget werden.

Wenn über die Legalität oder Illegalität des Kunstwerks geurtheilt werden soll, so kann dies Urtheil freilich nicht erst durch Beobachtung des Erfolgs, auch nicht durch die Gesetze der praktischen Vernunft allein bestimmt werden, sondern es gründet sich in den Aussprüchen der Erfahrung über den Einfluß besondrer Gegenstände auf den sittlichen Karakter. — Zwar sind solche Aussprüche nothwendig relativ, allein sie können doch den Karakter einer hohen Probabilität tragen.

## §. 111.

## Moralische Gefühle.

Unter allen Gegenständen ist keiner einer vernünftigen Natur ehrwürdiger, als sie sich selbst in ihrer Gesetzgebung. Eine Empfindung der Lust ist verknüpft mit jeder Wahrnehmung dessen, was ihr gemäß geschah; eine Empfindung der Unlust mit jeder Wahrnehmung dessen, was ihren Forderungen entgegenwirkt. Dieses Interesse, welches ewig verbun-

den iſt mit der Wahrnehmung der freien Wirkſamkeit der Vernunft, heißt das moraliſche Gefühl.

Wird nun von der Mittheilung ſchöner Empfindungen geſprochen, ſo wird auch darunter die Aufregung des moraliſchen Gefühls eingeſchloſſen, und niemand hat dazu mehrere Gewalt in den Händen als der Künſtler.

Es iſt nichts leichter, als die ſinnlichen Triebe des Menſchen zu reizen, und dadurch das Begehrungsvermögen zum Unſittlichen zu ſtimmen; nichts ſchwerer, als das moraliſche Gefühl, beſonders da, wo es unter dem Druck der Sinnlichkeit halb erſtorben liegt, wieder ins Leben zurückzurufen. Jenes zu bewerkſtelligen bedarf es der Künſtlermühe nicht; der elendeſte Holzſchnitt, die platteſte Reimerei hat eben dieſelbe Macht. —

Man ſage nicht: ſo werden unſre Trinklieder endlich in Kirchengeſänge ausarten, und unſre Aphroditen ſich in Vertügaden verſtecken müſſen. — Wenn iſt wohl ſeit langer Zeit ein Lied der Freude, um des Textes willen, in allen gebildeten Kreiſen mit ſo vielem Enthuſiasmus aufgenommen worden, als der Schillerſche Hymnos an die Freude, ein vollkommnes Werk ſeiner Art? —

§. 112.

## §. 112.

## Sinnliche Natur.

Nichts in der Natur und Kunſt iſt ſchön, es ſey für Verſtand und Vernunft in aller Rückſicht ſo vollkommen als es wolle, was die Foderungen der ſinnlichen Natur in uns verletzt. Der Trieb zur freien Thätigkeit der Gemüthskräfte und der zur Selbſtvervollkommnerung des Gemüths, mag immerhin durch einen Gegenſtand befriedigt werden; dieſer verdient darum vielleicht zweckmäßig, nützlich oder gut genannt zu werden, aber nicht ſchön, ſo lange nicht auch jener lautfodernde Trieb zur Lebenserhaltung und ſinnlichen Wohlſeyn durch ihn geſtillt iſt. (§. 71. 79. 82.)

Laßt uns deswegen die Foderungen dieſer beiden ſinnlichen Triebe, und die aus ihrer Befriedigung oder Nichtbefriedigung entſpringenden Beſtimmungen des Gemüths betrachten.

## §. 113.

## Lebenstrieb.

Hierunter verſtehe ich jene blinde Kraft, (§. 82. n. 2.) die unabhängig von Vernunft und Verſtand zur Erhaltung der Organiſation des Körpers des thieriſchen Lebens, und zur Fortpflanzung des Geſchlechts antreibt.

Dieſen Trieb haben wir mit allen Thieren gemein. Wir können ihn zerſcheiden in den thieriſchen Erhaltungs- und Fortpflanzungstrieb.

## I. Erhaltungstrieb.

a) Alles was die Organiſation des Körpers zerſtört, iſt ſchmerzhaft im Gefühl, erzeugt die Empfindung der Unluſt.

Alles was die Zerſtörung eines Organs oder des Lebens droht, heißt **Gefahr.** —

Die Vorſtellung von einer heranziehenden Gefahr, verbunden mit dem Bewußtſeyn der Ohnmacht wider dieſelbe, erzeugt die **Furcht**, eine Empfindung der Unluſt, welche auf die gröbere Nervenorganiſation zurückwirkt, und Zittern, Schaudern, krampfhaftes Zuſammenziehn der Muskeln u. ſ. w. erregt.

Furcht vor einer ungewiſſen Gefahr heißt **Beſorgniß**, ſo fern ſie allein noch das Vorſtellungsvermögen beſchäftigt; wirkt ſie aber auf die gröbern Nerven zurück, empfängt ſie den Namen der **Angſt.**

Vorſtellung der nahen Gefahr, verbunden mit dem Bewußtſeyn der Ohnmacht, erzeugt das **Entſetzen, Grauſen.**

Vorſtellung der gegenwärtigen Gefahr, (des Unglücks) verbunden mit dem Bewußtſeyn der Ohnmacht: — **Jammer**, oder erreicht der Affekt die höchſte Stufe: **Verzweiflung.**

b) In

b) Im Gegentheil.

Alles, was die Erhaltung des Körpers befördert, ſeine Organiſation nicht zerſtört, iſt angenehm im Gefühl. Daher die grüne Farbe für das Auge angenehmer, als das blendend Rothe, oder Weiße; das Weiche, Glatte für die Fühlnerven angenehmer, als das Eckigte, Spitzige u. ſ. f. iſt.

Anmerkung. Wenn dem Verſtande beſonders die weichen Formen gefallen durch die Verhältnißmäßigkeit, oder weil ſie Fortſchreitbarkeit vom Aehnlichen zum Aehnlichen (S. 91 ff.) gewähren, ſo gefallen ſie der gröbern Sinnlichkeit durch ein und daſſelbe Geſetz. Z. B. der ſchnelle Uebergang vom Dunkeln ins Licht, oder vom Licht ins Dunkle iſt dem Auge beleidigend u. ſ. f. Es findet hier überhaupt eine ſeltſame Verwandtſchaft und Aehnlichkeit zwiſchen der ſinnlichen Welt mit der geiſtigen ſtatt, wodurch wir allein auch nur im Stande ſind intellektuelle Gegenſtände mit ſinnlichen zu bezeichnen. Eben dieſe Verwandtſchaft und Aehnlichkeit giebt zugleich der Aſſociation der Ideen einen größern Spielraum. So gefallen durch den Sinn des Geſichts z. B. die ſanften Formen auch gewiß deswegen, weil zugleich damit die dunkle Vorſtellung verknüpft iſt, daß ſie in der körperlichen Berührung den Sinn des Gefühls nicht beleidigen.

Die Vorſtellung von unſrer Sicherheit bei Wahrnehmung einer Gefahr gewährt eine Empfindung der Luſt. Daher zum Theil das Vergnügen an tragiſchen Gegenſtänden.

Die Vorstellung von einer nahen Gefahr mit dem Bewußtseyn des Besitzes hinreichender Kräfte dieselbe zurückzudrängen, wodurch das Begehrungsvermögen zum Handeln bestimmt wird — heißt Muth, und ist verbunden mit einer Empfindung der Lust über den Besitz solcher Kraft.

Die Vorstellung von einer überwundnen Gefahr, verknüpft mit dem Bewußtseyn seiner Macht und Lust an beiden, — Stolz.

Wird durch das Bewußtseyn der Kraft das Begehrungsvermögen bestimmt einen gefährlichen Gegenstand zu vertilgen oder unschädlich zu machen — Rache. — Wird sie zur Leidenschaft (§. 84.) Rachsucht.

In wie fern kann nun dieser Erhaltungstrieb für den edeln Künstler merkwürdig werden?

Erstlich, nichts darf in seinem Werke enthalten seyn, welches die Foderungen des Triebs verletzte, wenn er nicht statt einen schönen (also Lust-) Empfindung Unlust (litt. a.) erwecken will.

Zweitens, aber um seinem Werke ein stärkeres Interesse zu erwerben, ist es ihm erlaubt diesen Trieb rege zu machen, und zwar mit Hülfe der Sympathie, (§. 86.) oder den Theilnehmungstrieb, durch welchen wir uns in die Verhältnisse andrer hineinträumen, und ihr Glück oder Unglück als das unsrige betrachten. — Auf diese Art können fast alle jene Arten der Unlust (litt. a.) in uns entwickelt werden, die hernach in Empfindungen der Lust auf-

aufgelöſt, (litt. b.) den Reiz von dieſen erhöhen, und im mannichfachen kontraſtirenden Spiel der Empfindungen der Schatten zum Lichte ſind. — Was **Shakeſpear** den Engländern in dieſer Hinſicht war, iſt **Schiller** beſonders den Deutſchen geworden. Durch die Gewalt des Kontraſtes (§. 105.) in ſeinen Trauerſpielen hebt er Vorſtellungen und Empfindungen in uns zu einem hohen Grad der Lebhaftigkeit, wodurch der ſympathetiſche Trieb rege wird. Nun zittern und ſchaudern wir mit ſeinen Helden vor der anrückenden Gefahr, wir weinen, oder fühlen uns kühn und ſtolz und athmen Rache, nach ſeinem Geheis.

Das Studium der äſthetiſchen Pathologie iſt demnach eines der wichtigſten Geſchäfte des edeln Künſtlers, wenn er ſich über die alltägliche Sfäre erheben will. — Durch die künſtliche Reizung und Stillung der verſchiednen Triebe des Menſchen, und beſonders der ſinnlichen, iſt es ihm vorzüglich nur möglich, **ſchöne** Empfindungen mitzutheilen und auf den Menſchen mächtig zu wirken.

II. Fortpflanzungstrieb. Einer der periodiſchen Triebe (§. 71.) folglich keine Saite, die, wenn ſie der Künſtler berührt, zu allen Zeiten gleich hell tönt. — In ſo fern dieſer Trieb auch, durch Verſtand und Vernunft modificirt, der Quell der Freundſchaft, und beſonders der Liebe wird, wirken die Werke des Künſtlers, indem ſie ihn erregen, beſonders in der mittleren Epoche des menſchlichen

lichen Lebens mehr als ſonſt. — Unſre Dichter vorzüglich wiſſen dies ſehr gut; kein Trieb des Menſchen wird daher von ihnen mehr aufgeſtört als dieſer. Aber ob dies für die Sittlichkeit immer ſo ganz wohlthätig geſchieht, will ich nicht deciſiv entſcheiden, wiewohl ich mehr dawider als dafür ſtimmen mögte.

Erweckt wird dieſer Trieb durch alles, was auf ihn Bezug haben kann. Nirgends ſind unſre Künſtler ängſtiger geweſen, als in dieſem Felde, aber auch nirgends unbehutſamer, als hier.

Verſtärkt wird er durch Zaudern in ſeiner Befriedigung. Daher wird den Blick des Wollüſtlings eine mediceiſche Venus in puris naturalibus bei weitem nicht ſo ſtark an ſich feſſeln, als die Abbildung eines minder ſchönen aber nachläſſig bekleideten Mädchens, deſſen Gewand mehr verräth als verbirgt. — Sollte unſer Wohlgefallen an dem griechiſchen Weibergewand, das ſich in leichten Falten um den Körper hinſchmiegt, nicht vielleicht zum Theil, ohne daß wir es beahnden, hierdurch beſtimmt werden? — Ich glaube beinahe. —

**Anmerkung.** Zu dem Erhaltungstrieb müſſen wir zugleich rechnen den Trieb die Nothwendigkeiten des Lebens zu erwerben, zu erhalten, zu vertheidigen, dahin gehört auch natürlich alſo die Erhaltung der äußern Freiheit, ſo wie zum Fortpflanzungstrieb die natürliche Neigung der Eltern zu ihren Kindern. Was vom Erhaltungs- und Fortpflanzungstriebe oben geſagt wurde, gilt auch von dieſen übrigen in jeder

jeder Rücksicht für den Künstler. Im Allgemeinen wurde hier angegeben, wodurch solche Triebe erweckt und gestärkt wurden; dem Künstler bleibt es übrig concrete Fälle aufzusuchen.

Wenn behauptet wurde: nichts sey schön, was die positiven Foderungen der sinnlichen Triebe verletzt, so dürfte dagegen vielleicht eingeworfen werden, daß auch z. B. Todesscenen schön seyn könnten, ungeachtet darin dem Trieb zur Lebenserhaltung widersprochen würde. — Betracht' ich die Todesscene als ein Kunstwerk, so widerspricht dasselbe nicht der Foderung meines Erhaltungstriebes, vielmehr ich empfinde meine Sicherheit und den Werth meines Lebens noch lebhafter daneben. Ist die Todesscene Natur, so ist der Tod in aller Rücksicht für den Sterbenden nichts schönes. Die Zuschauer empfinden dies selber; sie weinen, nicht sowohl deswegen, weil sie einen Mitbürger verlieren, sondern oft aus Mitleiden, (Sympathie) indem sie sich im Geist in die Lage des Sterbenden setzen und ihm ihre Lust zum Leben ansinnen; daher sie nun, bei aller Kraftlosigkeit gegen die Todesgefahr, jammern, und zuletzt nicht sowohl sich, daß sie an dem Sterbenden viel verloren, als vielmehr den Sterbenden bedauern, daß er das Leben verlieren muß.

## §. 114.

## Trieb zum Wohlseyn.

Als Thier ist der Sterbliche zufrieden, wenn die negativen Foderungen (§. 82.) seiner sinnlichen Natur, welcher wir eben (§. 113.) Erwähnung thaten, unbeschränkt erfüllt werden. Als Mensch aber

aber fodert er mehr im Bezug auf die Sinnlichkeit. Er iſt nicht mehr zufrieden mit der Strohhütte, die ihn vor Wind und Wetter nothdürftig ſichert, er wünſcht einen bequemern Wohnort, durch welchen die andern in ihm ruhenden Triebe zugleich befriedigt werden können; er ſehnt ſich nach Herrſchaft über mehrere ſeines Gleichen und nach der Achtung ſeiner Zeitgenoſſen, ſtatt zufrieden zu ſeyn, daß man ſein Leben und ſeine Freiheit unbeeinträchtigt läßt.

In dieſem Triebe zum Wohlſeyn vereinigen ſich alſo mehrere andre, die aber ſehr relativ ſind, z. B. der Trieb zur Ehre, Freundſchaft, Liebe, Freiheit im Denken und Handeln, Reichthum, Menſchlichkeit u. ſ. w. — Ich ſage ſie ſind relativ, weil ſie

1) erfodern einen gewiſſen Grad der Kultur des Verſtandes und der Vernunft;

2) weil ſie abhängig ſind von Erfahrung, Sitte, Erziehung und Temperament.

Wenn auch ein Kunſtwerk allgemein als ſchön angenommen werden könnte, in ſo fern es ſich bezieht auf die immanenten Triebe des Geiſtes und der Sinnlichkeit, ſo muß es doch auf ſolche Allgemeinheit des Wohlgefallens Verzicht thun, ſobald es ſich ſtützt auf dieſe periodiſchen Triebe. (§. 71. 72.)

Der Künſtler, welcher vermittelſt Erregung dieſer Triebe auf den Menſchen einwirken will, muß demnach ſein Kunſtwerk nur als gültig betrachten für ſein Zeitalter, ſeine Landsleute und ſeine Zeitgenoſſen,

und

und dem gemäß es anordnen. Die meiſten Kunſtwerke verlieren ihren Effekt für Welt und Afterwelt, weil ſie beiden gefallen ſollen, und deswegen ſich im Allgemeinen verlieren müſſen. — Die Relativität des Wohlgefallens und der Schönheit des Kunſtwerks iſt mithin ein nothwendiges Uebel, welches man erwählen muß, um nicht ganz zu verlieren. —

Indeſſen kann doch, ſelbſt wenn ſich zum Theil das Wohlgefallen gründet in der Erregung des Wohlſeyntriebes, noch folgendes Geſetz des Künſtlers Werk von der Gefahr erretten, zu bald allen Werth zu verlieren: Entferne, wenn dein Werk nothwendig durch Erregung eines relativen Triebes Intereſſe gewinnen ſoll, ſo viel es dir möglich iſt, alles das, was zufällig gefällt, oder errege erſt Intereſſe für das Zufällige! — Z. B. ein winſelnder Siegwart muß in jeder Rückſicht durch ſeine Empfindeleien verlieren am Wohlgefallen für die Nachwelt. Dieſer muß erſt wieder ein Intereſſe an ſolcher Gemüthsſtimmung beigebracht werden können, ehe Siegwarts unmännliches Betragen gefallen kann.

Gehen wir einen Schritt weiter, ſo darf eigentlich kein periodiſcher Trieb überhaupt Antheil nehmen an der Beſtimmung des Schönen, ſondern nur die immanenten Triebe allein ſind hier zu fordern und zu verwerfen berechtigt, (§. 71)

weil

weil das Schöne allgemein gefällt und nothwendig. (§. 59.)

Es kann ein Schauſpiel nichts weniger als ſchön ſeyn, ungeachtet ein ganzes Volk mit Luſt daran hängen mag, weil ſein Nationalſtolz darin geſchmeichelt wird.

Bei alle dem iſt gewiß, daß durch vortheilhafte Erregung und Befriedigung der periodiſchen Triebe das Intereſſe am ſchönen Kunſtwerk außerordentlich verſtärkt werden kann. — Und in der Rückſicht iſt in einer pſychologiſchen Aeſthetik auch Rückſicht zu nehmen auf die Geſetze, welche hier für den Künſtler gelten müſſen.

## §. 115.

## Dreifacher Karakter der Schönheit.

Unumſtößlich gewiß iſts demnach, daß nur dasjenige ſchön iſt, was als Verbindung der höchſten Zwecke einer vernünftig ſinnlichen Natur gefällt, was da gefällt, weil es die immanenten Triebe der erkennenden, ſittlichen und ſinnlichen Natur durchaus und ſimultan befriedigt. — Ein Gegenſtand, der den immanenten Trieben jeder Art in mir widerſpricht, iſt häßlich, abſcheulich.

Die Vorſtellungen, welche ein ſchöner Gegenſtand nach angegebnen Merkmalen des Schönen in uns entwickelt, ſind, ſie mögen uns eine trübe oder

heitre

heitre Stimmung verursachen, immer von angenehmen Empfindungen umschwebt, und die durch Vorstellung solcher Merkmale in uns erweckten Empfindungen nennen wir schön.

Bei Wahrnehmung des Schönen, es liefre uns dieses die Natur oder Kunst, schwelgt der ganze Mensch in seiner eignen Vollendung; der Durst der Triebe in ihm wird gestillt; der Verstand gleitet von Vollkommenheiten zu Vollkommenheiten über, bewundert sich selbst in der Abspieglung und der in der Sinnlichkeit dargestellten Erfüllung seiner Gesetze; — die praktische Vernunft findet ihre Foderungen erhört und ihr letztes Ziel Sittlichkeit errungen; die Sinnlichkeit berauscht sich in einer Summe schmeichelnder Gefühle. —

Wie groß ist, hiernach gemessen, nicht das Geschäft des edeln Künstlers, wie erhaben sein Rang in der Reihe der Menschen, die für den Menschen arbeiten, welche Achtung und welchen Lohn verdient er nicht vor allen andern? —

Daher können wir es uns nun leicht erklären, woher die Allgewalt des Künstlers stammt, woher sein großer Einfluß auf jedes Menschengeschlecht unter allen Zonen, in allen Weltaltern entspringt. —

Zugleich aber sahen wir ein, daß der edle Künstler nur vorzüglich auf das Empfindungsvermögen vermittelst der Vorstellungen und Gefühle wirkt, so wie der Philosoph allein für Verstand und Vernunft, der Moralist für die praktische Vernunft, und der

niedrige Künſtler für die Sinnlichkeit allein arbeitet.

Im Bezug auf dies Empfindungsvermögen erhält die dargeſtellte Schönheit entweder den Karakter des Erhabnen, oder des Tragiſchen, oder des Anmuthigen, das heißt die Schönheit erfüllt entweder das Gemüth mit Schauer und Bewundrung, oder mit ſanfter Schwermuth, oder mit Fröhlichkeit, ungetrübter Luſt.

Daß dieſe Karaktere der Schönheit auffallend von einander verſchieden ſind, bedarf gar keines Beweiſes und lehrt die tägliche Erfahrung.

Anmuthig iſt die lachende Sommerlandſchaft, das frohe, blühende Mädchen, Anakreons Tändelei.

Tragiſch oder rührend die verblühende Natur, die ſterbende Freude, die Klage der Unſchuld.

Erhaben der dunkle Fels, deſſen Stirn jenſeits den Wolken hinſchaut, an deſſen Fuß die höchſten Eichen wie niedriges Strauchwerk herabhängen; erhaben iſt das Bild der Ewigkeit, der Triumpf der Vernunft über das Irrdiſche.

Daß das Erhabne, Rührende und Anmuthige Karaktere der Schönheit im Bezug auf das Empfindungsvermögen ſind, die Schönheit aber nicht ein Merkmal des Erhabnen, oder Rührenden, oder Anmuthigen ſeyn könne, bedarf meines Erachtens gar keines Beweiſes. — Schönheit iſt das Allgemeine, Weſentliche, erhält ſeine Beſtimmung durch das Ganze der menſchlichen Natur — jene

Karak-

Karaktere ſind Adhaerentia, erhalten ihre Beſtimmung durch das Empfindungsvermögen.

**Anmerkung.** Wenn Kant ſowohl in ſeinen Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabnen, als auch in ſeiner Krit. der Urtheilskraft das Schöne dem Erhabnen entgegenſetzt: ſo will dieſer Weltweiſe unter dem Schönen nichts anders als das Anmuthige verſtanden wiſſen. Ich weiß aber nicht, ob man mit Recht dem Anmuthigen allein nur das Prädikat der Schönheit beilegen darf? Offenbar empört ſich hiergegen die Sache ſelbſt und der Sprachgebrauch. Das Prädikat des Schönen legen wir dem Erhabnen ſowohl, als auch dem Rührenden und Anmuthigen ohne Unterſchied bei. Wir ſagen ſchön iſt die Tändelei eines Gleim, eines Jakobi und lächeln; wir hören ein Adagio von Vanhall, oder Graun, ſagen: es iſt ſchön, und weinen. Wir leſen Klopſtoks Oden, ſeinen Meſſias, oder Schillers Räuber, ſeinen Fiesko, ſeinen Don Karlos, und ſagen, wie ſchön! und ſchauern. — Und das wir mit Recht von allen drei Gegenſtänden ſagen können: ſie ſeien ſchön, erhellt aus den bisher in dieſem Buche angegebnen Ideen zu einer Theorie des Schönen und der Schönheit. —

Daß das Anmuthige, Rührende und Erhabne nur Gegenſtänden, in Rückſicht ihrer Einwirkungen auf das Vorſtellungs- und Empfindungsvermögen zugeſchrieben wird, nicht aber ſelber in einer ſinnlichen Form außer uns wohne, iſt gar keinem Zweifel unterworfen, indem ein Gegenſtand, den wir betrachten,

ohne Empfindung, weder erhaben, noch rührend, noch anmuthig ist.

Daß endlich von Seiten des Empfindungsvermögens nicht mehr Haupt-Karaktere der Schönheit, als die drei angegebnen möglich sind, wird aus folgender Betrachtung hervorgehn.

## §. 116.

## Das Erhabne, Tragische, Anmuthige.

Der Zauber des Schönen entspringt aus der Genugthuung, welche ein Gegenstand der Natur oder Kunst der im Menschen vorhandnen dreifachen Natur leistet. — Es kann aber dieser Gegenstand oft vorzüglich erfüllen die Foderungen der einen oder der andern Natur, ohne darum die Gesetze der übrigen ganz zu vernachläßigen, und es ist deswegen eine dreifache Art des Schönen möglich, die wir oben angaben. (§. 55.)

Die Vernunft (in ihrem theoretischen und praktischen Gebrauch) ist in uns der erhabnere Theil, ihr untergeordnet ist die Sinnlichkeit und die mit ihr verwandten Vermögen. Oft stehn Vernunft und Sinnlichkeit mit einander im Streit. Ein Gegenstand, welcher uns von der Ueberlegenheit der Vernunft über jedes Vermögen der Sinnlichkeit, — von unsrer Hoheit, als vernünftige, von unsrer Ohnmacht, als sinnliche Wesen, — lebhafte Vorstellungen gewährt, heißt erhaben. Achtung,

Ehrfurcht, Bewunderung, Schauer — mit dieſen und dergleichen Worten pflegt man den durch ſolche Gegenſtände bewirkten Gemüthszuſtand zu bezeichnen. Die Empfindung, welche das Erhabne gewährt, iſt von Seiten der Sinnlichkeit Unluſt, die aus dem Gefühl der Ohnmacht quillt, und hohe Luſt von Seiten der Vernunft, die ihre Würde dabei erkennt.

Verwandt mit dem Erhabnen iſt das Tragiſche oder Rührende. Dieſes entſpringt aus der Vorſtellung der, mit der Sinnlichkeit verknüpften, Leiden, bei welchen nur die Vernunft allein durch ihre höhere Gewalt entſchädigen kann, und das Gefühl des eignen Wohlſeyns uns, bei aller Theilnahme an dem Unglück der andern, beruhigt. — Schwermuth, Wehmuth, Mitleid u. ſ. f. ſind die Bezeichnungen des durch das Tragiſche bewirkten Gemüthszuſtandes. Beim Erhabnen quillt die Unluſt aus der Wahrnehmung der Schwäche unſrer ſinnlichen Natur überhaupt, beim Tragiſchen aus der Wahrnehmung der Mängel und Leiden eines andern Gegenſtandes, die ihm durch ſeine Sinnlichkeit eigen ſind, und die wir ſympathetiſch mitempfinden. — Beim Erhabnen quillt die Empfindung der Luſt aus dem Bewußtſeyn der Ueberlegenheit der Vernunft über die Sinnlichkeit überhaupt, beim Tragiſchen aus der Vorſtellung unſers eignen Wohls und der troſtvollen Ausſichten, welche die Vernunft auch ſelbſt noch den Leidenden giebt.

Ganz verſchieden vom Tragiſchen und Erhabnen iſt das Anmuthige; dieſes beſitzt derjenige Gegenſtand, welcher harmoniſch die Foderungen der Triebe in uns befriedigt, ohne dem einen oder dem andern mehr zu gewähren, wie beim Erhabnen und Tragiſchen der Fall iſt; derjenige Gegenſtand, welcher vergnügt, ohne Hülfe des Sicherheitsgefühls, wie beim Tragiſchen und Erhabnen der Fall herrſcht; derjenige Gegenſtand, welcher beſonders den Karakter der ſinnlichen Schönheit (§. 58.) trägt. Mit Frohlichkeit, Heiterkeit u. ſ. f. bezeichnen wir den, durch das Anmuthige verurſachten, Zuſtand des Gemüths. Ungetrübte Luſt iſt die Empfindung, welche das Anmuthige erzeugt.

§. 117.

## Das Erhabne.

Das Erhabne iſt in uns, nicht auſſer uns zu ſuchen. Alles was in uns die Vorſtellung von der Kraft und Würde der Vernunft im Verhältniß zur Ohnmacht der Sinnlichkeit erregt, heißt erhaben.

Die Hoheit der Vernunft kann uns empfindbar gemacht werden auf verſchiedne Art, nämlich ſo verſchieden die Vernunft ſelbſt in ihrem Gebrauch iſt — als theoretiſch und praktiſch.

I. Das Erhabne für die Vernunft im theoretiſchen Gebrauch. —

Hier

Hier wird der erhabne Gegenſtand nur als ein Produkt der Natur, nicht als Wirkung eines ſich ſelbſt beſtimmenden Weſens betrachtet. — Wir ſind hier oft blos contemplativ; und die Hoheit der Vernunft über die Sinnlichkeit äußert ſich bei der Schwäche dieſer, und der Stärke jener, im Umfaſſen des ganzen Gegenſtandes.

Dieſes Erhabne kann getheilt werden in das mathematiſche und dynamiſche, wie es Kant nennt, welches eben das bezeichnet, was man ſonſt unter dem extenſiven und intenſiven verſtand.

1) Das mathematiſch Erhabne. — Größe, (worunter jede Ausdehnung, Höhe und Tiefe verſtanden wird) iſt ein ſehr relativer Begrif. Das Erhabne darf nicht relativ ſeyn, in ſo fern der Künſtler bei Darſtellung deſſelben auf Uebereinſtimmung und Allgemeingültigkeit des Wohlgefallens und des Urtheils Anſpruch machen ſoll. — Erhaben iſt hier alſo nicht das Große, ſondern derjenige Gegenſtand, deſſen Größe zu ermeſſen jeder Maaſſtab fehlt; den die Einbildungskraft nicht umfaſſen kann, als ein Ganzes, welchen zu denken, es eines höheren überſinnlichen Vermögens bedarf. — Hier äußert die Vernunft, als ein überſinnliches Vermögen, ihre Hoheit, und fühlt die Sinnlichkeit ihre Ohnmacht. — Das Unendliche iſt erhaben; über demſelben erlahmen die Flügel der Einbildungskraft; nur die Vernunft umfaßt es in einem reinen Begrif. — Er-

haben iſt alles in der Natur, was die Idee von Unendlichkeit mit ſich führt, direkte erweckt.

Der Menſch, der ſich ſo gern als den Weltherrn anerkennt, fühlt neben dem Erhabnen ſeine Kleinheit, er verliert ſich in dem Gränzenloſen, als ein unbedeutender Staubpunkt. Mit dem Gefühl ſeiner Kleinheit verbindet ſich das Gefühl ſeiner Schwäche, daher die Empfindung der Achtung und Ehrfurcht gegen das Erhabne. — Große Stille, unabſehbare Tiefe, für Auge und Phantaſie gränzenloſe Ausdehnung, Höhen, die dem Auge zuletzt entſchwinden u. ſ. f. ſind erhaben. An ſie knüpft ſich die Vorſtellung vom Unendlichen, das Gefühl der Ohnmacht der Phantaſie, und der Stärke der Vernunft.

Je gröſſer ein Gegenſtand iſt, je gröſsre Mühe es koſtet, ihn in der Phantaſie zu umfaſſen: je mehr verliert ſich auch alles an ihm haftende Kleine, je mehr zieht ſich die Aufmerkſamkeit ab von dem Zufälligen und ſchreitet ſie über zum Weſentlichen. Daher beim Erhabnen nicht Rückſicht genommen wird auf die kleinern Verzierungen, ſondern nur auf ſeine Unermeſslichkeit.

Alles Große, welches dieſen Karakter des Erhabnen an ſich trägt, erſcheint uns ſelbſt als erhaben, gewährt uns ähnliche Empfindungen. — Wüſte Leere und Dunkelheit, wo nur ein Weſentliches daſteht und die Seele erfüllt, wo alle kleinern Nebendinge verſchwunden ſind, dünken uns deswegen erhaben.

In

In dieſer Hinſicht wird auch die Einfalt (§. 93.) erhaben genannt.

Aber demungeachtet kann doch mit dem Erhabnen verbunden ſeyn Anmuth, oder, um mich beſtimmter auszudrücken, ſinnliche Schönheit. — In dieſem Fall ſchimmert das Erhabne durch allen Reiz für die Sinnlichkeit, und wir nennen es das Prächtigerhabne.

Da nichts erhaben iſt, als was die Vorſtellung vom Unendlichen gewährt; ſo iſt alles übrige, und wär es noch ſo gedehnt, nur groß zu nennen. — Iſt ein Gegenſtand größer, als er zu ſeiner Beſtimmung ſeyn darf, ſo nennt man ihn ungeheuer.

Iſt er größer, als er nach dem Begrif ſeyn ſollte, den wir von der Größe der Dinge ſeiner Art haben, ſo daß er für unſer Auffaſſungsvermögen beinah zu groß iſt — ſo heißt er koloſſaliſch.

2) Das dynamiſch Erhabne. — Die Natur als Macht betrachtet iſt dynamiſch erhaben, ſobald dieſelbe überwiegend iſt der Macht, welche wir ihr, im Fall einer Vertheidigung, entgegen zu ſetzen haben; zweitens, ſobald ihre Wirkungen überwinden jede mögliche Wirkung der Kunſt, oder der menſchlichen Gewalt überhaupt. —

In dieſer Art des Erhabnen iſt die Natur alſo furchtbar, aber nicht alles Furchtbare iſt darum erhaben. Die Gewalt des Gifts, oder ein Flintenſchuß iſt furchtbar, aber nicht erhaben; denn in der Gewalt des Menſchen liegt es, theils es hervorzu-

bringen, theils es in ſeinen Wirkungen zu ſchwächen. Der alles zerſtörende Sturmwind, Erbeben, verheerende Fluten, Feuersbrünſte, Untergang ganzer Länder und dergleichen Gegenſtände, wider welche die natürliche Gewalt, oder die Kunſt des Menſchen nichts vermag, ſind erhaben, und alles das, was ſich dieſem nähert. Die Nacht iſt es auch darum, weil ſie unſre Gewalt und Kunſt zur Selbſtvertheidigung unmöglich macht.

Das Schrecklich-Erhabne gefällt, ungeachtet es offenbar eine Empfindung der Unluſt erzeugt durch das Gefühl unſrer Ohnmacht, als ſinnlicher Weſen. Dies Gefallen entſpringt aber theils aus dem Sicherheitsgefühl, (§. 113. I. b.) theils auch aus der dunkeln oder klaren Vernunftidee, daß wir nie ganz vernichtet werden können.

Wendet ſich im Gegentheil der Blick nicht ſowohl auf das für uns Furchtbare der Macht, als vielmehr auf die Quantität derſelben allein, welche übertrifft die Macht und Kunſt jedes Menſchen, ſo hat das Erhabne mehr Angenehmes, und erzeugt in uns Bewunderung, Erſtaunen, indem wir mit der Wahrnehmung dieſer Kraft keine unſrer vorherigen Erfahrungen verknüpfen können. (§. 101. 2. und Anmerk.) Wenn wir leſen: Gott ſprach: es werde Licht, und es ward Licht! ſo fühlen wir die Ohnmacht der ſinnlichen Natur, als Kraft, aber auch die Macht unſrer eignen Vernunft, welche ſich zu ſolchen Vorſtellungen emporſchwingen kann.

Ein

Ein Menſch, der unerſchrocken und furchtlos Gefahren entgegentritt, vor denen jeder andre zurückbebt, gewährt uns die Empfindung des Erhabnen. Denn hier verknüpft ſich mit dem Gefühl unſrer eignen Ohnmacht und der daher entſtehenden Furcht, das Gefühl von der Würde unſrer Vernunft, welche über die Sinnlichkeit den Sieg errang und allein zur Handlung beſtimmte. — Wir ſchreiben einem ſolchen Menſchen Kühnheit, Tapferkeit zu, jene in Rückſicht ſeiner Furchtloſigkeit vor der anziehenden Gefahr, dieſe in Rückſicht ſeines Muthes in der Bekämpfung derſelben.

Kühnheit und Tapferkeit ſind erhaben, in ſo fern wir darin die Hoheit und Gewalt der Vernunft erkennen. — Iſt leztereß der Fall nicht, ſo fällt die Luſt an der Wahrnehmung der Kühnheit und Tapferkeit mit der Empfindung des Erhabnen zugleich hinweg.

Stürzt ſich jemand aus Rache oder in der Trunkenheit in augenſcheinliche Gefahren, ſo nennen wir ihn verwegen; es iſt keine Erhabenheit vorhanden, indem die Hoheit der Vernunft nirgend erkennbar iſt; ſeine Sinnlichkeit beſtimmte ihn; ſo konnte ein jeder handeln.

**Anmerkung.** Seit Kant über das Erhabne ſchrieb, (Krit. der Urtheilskr. 2tes Buch.) iſt die Anführung vieler andrer Schriftſteller entbehrlich, die über dieſen Gegenſtand ſchrieben. In dem litterariſchen Zuſatz zum Art. Erhaben in Sulzers Theorie-

hat der Verf. deſſelben (der Hr. von Blankenburg) die Ideen der meiſten Schriftſteller über das Erhabne kürzlich angegeben.

## II. Das Erhabne im Bezug auf die praktiſche Vernunft.

Betrachten wir endlich das Erhabne nicht als ein Werk oder eine Eigenſchaft der Natur, ſondern vielmehr als eine Wirkung der Vernunft, als eine Folge ihrer Selbſtthätigkeit, freien Wirkſamkeit, ſo nennen wir es gewöhnlich edel.

Unter allem, was wir kennen, iſt nichts achtungswürdiger, als die Vernunft, und auch ſelbſt das Vernunftideal Gottheit iſt nur deswegen, weil es entſpricht den Ideen der praktiſchen Vernunft, achtungswürdig.

Jede ſittlichgute Handlung aber verdient darum noch nicht den Namen des Erhabnen, weil ſie eine Erſcheinung der Selbſtbeſtimmung unſrer ſittlichen Natur iſt. Denn das Erhabne iſt nur gegründet in dem Gefühl der höhern Gewalt der Vernunft über die Sinnlichkeit. (§. 116.) Wo dieſes Gefühl aber nicht hervorgebracht wird durch eine moraliche Handlung, fällt mithin auch das Erhabne derſelben hinweg.

Vernunft und Sinnlichkeit ſind oft bei einer und derſelben Handlung im Zweikampf. Die Sinnlichkeit verwirft, was die Vernunft gebietet. Je mehr Ueberwindung vieler und ſtärker ſinnlichen Antriebe

mit

mit der Erſcheinung der freien Thätigkeit der ſittlichen Natur verknüpft iſt, je edler iſt die Handlung. — Die Hoheit der Vernunft und ihre Gewalt wird nur allein ſichtbar durch die Menge und Größe der Hinderniſſe, welche ihrer Wirkſamkeit die Sinnlichkeit in den Weg lagert. — Wo wir nun in einer Handlung die offenbare Selbſtthätigkeit, Selbſtbeſtimmung der Vernunft erkennen, trotz den unzähligen und mächtigen Hinderniſſen, die ihr entgegenwirkten, da iſt ſittliche Erhabenheit — Seelengröße, Edelmuth.

Wenn der Furchtſame ſeinem Feind verzeiht, der Phlegmatiſche den Frieden liebt, der Empfindſame gerührt einer leidenden Familie ſeine Goldbörſe zuwirft — ſo entdecken wir in ſolchen Handlungen keine Erhabenheit, nicht die Hoheit der regierenden Vernunft über die Sinnlichkeit und ihre Empörungen, denn es bleiben uns hier eine Menge ſinnlicher Reize nicht unbekannt, welche der Vernunft nicht nur den Sieg erleichterten, ſondern ſogar denſelben allein bewirkten.

Wenn aber Auguſt (beim Corneille) zum Cinna, der ſich wider ihn verſchworen hatte, ſagt: Cinna, laßt uns Freunde ſeyn! — wenn der leidende Jeſus mitten in ſeinen Todesqualen für ſeine Henker zu Gott betet; — wenn Arnold von Winkelried für die Freiheit der Schweizer ſich in die Speere der Adelichen ſtürzt — ſo entdecken wir eine bewundernswürdige Macht der ſonſt, wider die Reize der Sinnlich-

lichkeit, so schwachen Vernunft; — diese achtet sich bei Wahrnehmung solcher Thatsachen in ihnen selber, sie fühlt Lust über ihre mögliche Hoheit, — aber zugleich schaudert in uns die sinnliche Natur, die sich wider die Aufopferung ihrer Foderungen, ihres Zwecks empört; schon allen Schmerz fühlt, der mit solcher Hinopferung verbunden ist.

Diese verschiednen Arten des Erhabnen sind entweder absolut oder relativ.

**Absolut-erhaben** ist alles dasjenige, welches **jeder Sinnlichkeit das Gefühl der Ohnmacht und Schwäche** und zugleich **jeder Vernunft ihre alleinige Hoheit erkennbar** werden läßt. — **Im Mathematisch-erhabenen** ist es das Unendliche, wo die Einbildungskraft schlechterdings ohnmächtig in sich selbst zurücksinkt, und vergebens sich anspannt den Gegenstand zu umfassen. — **Im Dynamisch-erhabnen**, was, als Macht, schlechterdings jede Gewalt des Menschen, sey sie natürlich oder erworben, zertritt, freilich nicht die Gewalt, die Aussichten der Vernunft. **Im Sittlich-erhabnen**, was jeder sittlichen Natur schwer zu erringen ist, und wobei jede Sinnlichkeit sich wider die Selbstbestimmung der Vernunft emporen muß.

**Relativ-erhaben** (das Große, scheinbar Erhabne) ist das, was **zwar immer den Triumph der Vernunft**, die **Ohnmacht der Sinnlichkeit anschaulich macht**, wo

aber

aber doch immer noch die Möglichkeit statt findet, daß der Mensch, als sinnliches Wesen, eine Gewalt habe, die der der Vernunft sich nähert. — Im Mathematisch-erhabnen ist es das, was durch den Kontrast den Karakter des Erhabnen allein erhält, und wo noch immer der Maaßstab der Sinnlichkeit zur Ermessung des Großen möglich bleibt. — Im Dynamisch-erhabnen, wo durch die Gewalt des Menschen ähnliche Wirkungen hervorgebracht werden können. — Im Sittlich-erhabenen ist es das, was zwar gut und groß ist, aber wo bei aller Aufopferung der Sinnlichkeit, diese doch zum Theil selbst die Vernunft in ihren Aeußerungen unterstützend wahrgenommen wird.

## §. 118.

## Fortsetzung.

Im Grunde ist die sittliche Erhabenheit unter die dynamische zu zählen, in so fern sie in der Macht und Stärke der Vernunft wider die Macht der sinnlichen Gegentriebe erscheint; allein in so fern sich das Sittlich-Erhabne nur auf Freiheit und Erscheinung derselben, das dynamische aber auf eine gewisse einmal vorhandne Naturwendigkeit bezieht: so sind beide Arten auffallend von einander verschieden, auch verschieden in Rücksicht ihrer Bestimmungen des Gemüths — folglich nicht mit einander zu verwechseln,

wie

wie manche Aesthetiker dazu Neigung zu fühlen schienen.

Anmerkung. Wenn einige Kritiker des Geschmacks auch das sittlich Böse (sobald es groß genug ist Bewunderung zu erregen) zum Erhabnen rechnen, so sind sie unstreitig durch ihre mangelhafte Idee vom Erhabnen dazu verleitet worden, indem sie dazu alles das zählten, was durch seine Größe Bewunderung bewirkt. Allein sittlich böse Handlungen nennt man im gewöhnlichen Sprachgebrauch (nicht erhaben, sondern) niederträchtig. Das Unsittliche kann übrigens mit dem Mathematisch- und Dynamisch-Erhabnen verbunden seyn, dann ist es aber nicht durch sich erhaben, sondern nur die Folgen oder Nebenumstände sind es allein, die einen Schein über das Unsittliche werfen. — Affekten, z. B. Zorn, Verzweiflung sind nur erhaben, in so fern sie die Vernunft unterstützen.

Bei Wahrnehmung des Erhabnen verhalten wir uns entweder blos contemplativ, oder sympathetisch.

Im ersten Fall afficirt der Gegenstand allein unser Vorstellungsvermögen. Wir denken das Erhabne, empfinden daher das Unvermögen der Sinnlichkeit, die Hoheit der Vernunft nur schwach, und ein sanftes Erstaunen, eine verübergleitende Bewunderung ist alles, was das Erhabne in uns bewirkt. Dies Erstaunen, diese Bewunderung entspringt lediglich aus dem Stillstand unsers Vorstellungsvermögens, in welchem es theils durch

die

die Seltenheit des Gegenſtandes verſetzt ward, mit welchem es die vorhergehenden Erfahrungen, Vorſtellungen und Empfindungen nicht ſogleich vereinigen konnte, theils durch das Gefühl der Kraftloſigkeit unſers gröſten ſinnlichen Vermögens, das Unendliche im Erhabnen zu umfaſſen. Wie z. B. beim Leſen einer Stelle, wie dieſe:

— — da ſtand der Wunderbare, groß
Und herrlich, wie ein Gott!

Im andern Fall afficirt der Gegenſtand mit dem Vorſtellungsvermögen zugleich das Empfindungs- und Begehrungsvermögen. Denn wir können das Erhabne ſelten lange ohne Theilnahme betrachten, weil die Fantaſie ſchlechterdings durch daſſelbe zur Thätigkeit und dem vergeblichen Verſuch gereizt wird, es zu überfliegen. —

Wird nun unſre Aufmerkſamkeit vorzüglich auf dasjenige hingelenkt, durch welches die Hoheit unſres Vernunftvermögens gleichſam anſchaulich gemacht wird: ſo entſteht daher ein unausbleibliches Gefühl der Hochachtung, eine Empfindung der Luſt an der Ueberlegenheit unſers überſinnlichen Vermögens. Dieſe Luſt beſtimmt das Begehrungsvermögen zur Begierde, öfter dieſe Hoheit der Vernunft erſcheinen zu ſehn. Wir achten in dem erhabnen Objekt uns ſelbſt. *)

Wird

*) Das Gefühl des Erhabnen, ſagt Kant, iſt eine Achtung für unſre eigne Beſtimmung, die wir einem Objekte der Natur durch

Wird unſre Aufmerkſamkeit aber ganz beſonders auf dasjenige hingeführt, was uns die Kraftloſigkeit unſerer ſinnlichen Vermögen gewahr werden läßt, ſo wird das Erhabne, je nachdem es durch die Sympathie unſern ſinnlichen Trieben mehr oder weniger widerſteht, ſchrecklich, grauenvoll, fürchterlich, ernſt u. ſ. w.

## §. 119.

## Das Tragiſche.

Das Gefühl unſrer Ohnmacht und Schwäche, als ſinnlicher Weſen, welches durch Wahrnehmung des Erhabnen, mit welchem wir ſo gern unſre Kraft meſſen, erregt wird, iſt eine Empfindung der Unluſt, welche aber aufgewogen wird durch die Luſt, ſo dabei aus Wahrnehmung der Majeſtät unſrer Vernunft entſpringt, und aus dem Sicherheitsgefühl. Das Erhabne gehört demnach vorzüglich in die erſte und zweite Klaſſe (§. 58.) der Schönheit.

Ein andrer Karakter der Schönheit im Bezug auf das Empfindungsvermögen iſt das Tragiſche. Dieſes entſteht nicht nur durch Wahrnehmung der Ohnmacht und Schwäche unſrer ſinnlichen Natur, ſon-

---

durch eine gewiſſe Subreption (d. i. Verwechslung der Achtung für das Objekt, statt der für die Idee der Menſchheit in unſerm Subjekte) beweiſen, welches uns die Ueberlegenheit der Vernunftbeſtimmung unſrer Erkenntnißvermögen über das größte Vermögen der Sinnlichkeit gleichſam anſchaulich macht.

ſondern durch Wahrnehmung wirklicher Mängel, und Leiden, welche mit derſelben verbunden ſind. — Alles was uns die Vorſtellung von den Mängeln und Leiden der Sinnlichkeit gewährt, iſt tragiſch.

Nirgends iſt der Trieb der Sympathie geſchäftiger denn hier, weil nichts iſt, was der Menſch mehr fürchtet als Elend, und in keine Lage es ihm leichter wird ſich zu verſetzen, als in die des Leidenden. (§. 86.) — Die Vorſtellung von den Empfindungen des Unglücklichen veranlaßt in unſrer Phantaſie Bewegungen, die denjenigen ähnlich ſind, welche wir ſelbſt in traurigen Lagen gehabt, und dieſe beſtimmen das Begehrungsvermögen zum Abſcheu, das Empfindungsvermögen zur Unluſt. Wir fühlen die Leiden fremder Weſen, als die unſrigen und weinen; wir beklagen nicht ſowohl ein Unglück des andern, als vielmehr dasjenige, welches uns ſelbſt getroffen hat.

Jede Vorſtellung von der Noth eines Mitbruders rührt uns, aber keine erfüllt uns mit größerer Unluſt, als diejenige, die ohne Verſchulden des Leidenden erſchien. — Denn hier verbindet ſich mit dem Trauergefühl zugleich die Furcht vor ähnlichem Elende, welches uns, ohne unſere Schuld, ſo gut wie jenen, überraſchen kann.

Am meiſten rührt endlich die Vorſtellung von den Leiden eines Weſens, welches wegen ſeiner Tugend eines beſſern Schickſals würdig war. — Wenn ein Mörder zum Richtplatz geführt wird, ſind wir nicht

halb ſo bewegt, als wenn ein Gerechter unter der Bürde ſeines Elendes ſeufzen muß. — Unſtreitig entſpringt dieſe höchſte Unluſt aus dem praktiſchen Widerſpruch der Vernunft in ihren eignen Foderungen, beim verſchiednen (reinen und empyriſchen) Gebrauch.

Sittlichkeit iſt nämlich das Ziel, auf welches die reine Vernunft hinzeigt, und eben dieſe Vernunft, in ihrer empyriſchen Anwendung, lenkt zum Streben nach dem höchſten Wohlſeyn, weil ſie verknüpft iſt mit einem Empfindungsvermögen der Luſt und Unluſt, in einem und demſelben Subjekte. Sittlichkeit und Wohlſeyn (in ſo fern dieſes abhängt und herfließt von jener) ſind das höchſte Gut, welches der Menſch ſich, als ein vernünftig-ſinnliches Weſen, idealiſiren kann. — Wenn er nun wahrnimmt, daß nicht immer Glückſeligkeit mit der Tugend zuſammenhängt; wahrnimmt, daß ſeine Vernunft ſich folglich hier in ſich ſelber widerſpricht, ſo muß das Gemüth mit der heftigſten Unluſt erfüllt werden. — Nur ein Umſtand kann dieſe Unluſt auf einige Zeit unterdrücken, nämlich die gerechte Hoffnung, es werde endlich noch einmal Wohlſeyn mit der Sittlichkeit eines Subjekts verbunden werden. Aber verliert ſich auch dieſer Troſt; muß die Unſchuld ewig mit widrigen Schickſalen ringen: ſo erzeugt ſolche Vorſtellung eine Verzweiflung an der Gültigkeit unſrer eignen Vernunft,

und

und an den Glauben einer moraliſchen Welteinrichtung. —

In jedem Fall bewirkt alſo die Wahrnehmung des Tragiſchen eine Empfindung der Unluſt, von Seiten der Sinnlichkeit durch die Sympathie, von Seiten der Vernunft durch den praktiſchen Widerſtreit, in welchem ſie mit ſich ſelber in ihren verſchiednen Foderungen lebt.

Aber demungeachtet empfinden wir doch ein Vergnügen am Tragiſchen. Die rührendſten Trauerſpiele haben die meiſten Zuſchauer — jeder derſelben ahndet voraus das Gefühl der Unluſt, welches in ihm entwickelt werden wird, allein er findet ein Vergnügen mitten in ſeiner Betrübniß. — Es bleibt uns demnach übrig die Quellen der Luſt am Tragiſchen zu unterſuchen, die ebenfalls theils in unſrer ſinnlichen, theils in unſrer vernünftigen Natur ruhen.

Erſtlich, von Seiten der Sinnlichkeit, entſpringt das Vergnügen aus dem Bewußtſeyn unſrer eignen Sicherheit. (§. 113. I. b.) Dieſes ſchimmert durch alle trüben Vorſtellungen hindurch, welche der Trieb der Sympathie aufruft; wäre Elend, welches wir beweinen, in der That unſer eignes: ſo würde gewiß das Vergnügen an der Wahrnehmung deſſelben hinwegfallen.

Anmerkung. Viele Leidende finden freilich oft eine Art Luſt darin unglücklich zu ſeyn, aber ich glaube es iſt dieſelbe nicht eine Luſt am unglücklich ſeyn,

ſondern am unglücklich heißen. Man findet ein Vergnügen daran bedauert zu werden, es quillt dies aus der Eigenliebe, nach welcher man ſich von jedem geliebt zu werden wünſcht. Dieſer Wunſch wird vollkommen im Bedauertwerden befriedigt, theils indem man da die Zahl ſeiner Freunde deſto leichter erkennt, theils weil man weiß, daß der Schritt vom Mitleiden zur Freundſchaft und Liebe ſehr klein iſt.

Je lauter das Gefühl unſrer eignen Sicherheit wird, je mehr Luſt empfinden wir. Die ſchrecklichſten dramatiſchen Grauſpiele (denn Trauerſpiele verdienen ſie oft nicht zu heißen) reizen daher den Zuſchauer am meiſten; feierliche Hinrichtungen der Delinquenten werden aus den entfernteſten Gegenden mit vielen Koſten, aber doch gern, beſucht. —

Werden wir endlich ſogar bei Wahrnehmung tragiſcher Scenen inne, daß dieſelben nur Fiktion des Künſtlers, ohne Wirklichkeit ſind: ſo verdoppelt ſich, nach dieſer angenehmen Täuſchung, unſre Luſt.

Zweitens, von Seiten der Vernunft entſpringt das Vergnügen an tragiſchen Gegenſtänden durch die Auflöſung ihrer innern Widerſprüche.

Sie iſt durch ſich ſelbſt gezwungen zu dem unerſchütterlichen (Vernunft-) Glauben einer moraliſchen Welteinrichtung; das heißt, ſie kann nicht umhin, zu hoffen, daß dieſe Welt ſo eingerichtet ſey, daß endlich doch das höchſte Gut, ihr letzter Zweck, Sittlichkeit,

keit, verknüpft mit dem ihr verwandten Wohlseyn, errungen werden könne. Mit diesem Vernunftglauben steht in enger Gemeinschaft der Glaube an ein ewiges Fortschreiten, an Unsterblichkeit, wo endlich alle Dissonanzen gelöst werden, die hienieden zwischen Sittlichkeit und Wohlseyn so oft und so lebhaft rege wurden.

Dieser Glaube, zu welchen die Vernunft selber hinleitet, ist eben deswegen Glaube aller Völker, sobald diese sich einigermaßen einem Grade der Kultur genähert haben. — Eben dieser Glaube an Unsterblichkeit und Vergeltung schwebt uns bei Wahrnehmung der leidenden Tugend vor. Wir sind durch ihn getröstet; unser Geist schwingt sich über das Irrdische hinweg, und sieht in einer bessern Welt den süßen Lohn, welcher der Unschuld gebührt, und auf Erden nicht zu finden war. Ja das Tragische verstärkt den Glauben, macht ihn subjektiv nothwendig, lebhafter, und ist es uns in dieser Hinsicht um so angenehmer, um so mehr es zur Unterstützung praktischer Ideen der Vernunft dient. — Ruhe und Vergnügen füllt unser Gemüth, inzwischen die Sinnlichkeit noch bebt und die Thräne der Schwermuth noch im Auge schwimmt. —

Aus dieser Betrachtung erhellt zugleich die Verwandtschaft des Erhabnen mit dem Tragischen. Jenes erweckt eine vermischte Empfindung der Lust (wegen der Hoheit der Vernunft) und Unlust, (wegen der Ohnmacht der Sinnlichkeit) dieses ebenfalls eine

Miſchung von Luſt (wegen der beruhigenden lebhafter und wirkſamer gewordnen Ideen der Vernunft) und Unluſt wegen des (durch die Sympathie uns eigen gewordnen) ſinnlichen Leidens (einer fremden Natur).

**Anmerkung.** Es läßt ſich von der tragiſchen Schönheit alſo nach den obigen Unterſuchungen folgender Begrif aufſtellen: es iſt das, was uns eine Vorſtellung von den Drangſalen und Leiden der Sinnlichkeit gewährt, und durch das eigne Sicherheitsgefühl ſowohl, als auch durch die Anregung gewiſſer Vernunftwahrheiten gefällt, unter welchen allein die Erlangung des höchſten Gutes möglich wird.

Viele Kunſtrichter tadeln gewöhnlich die Trauerſpiele, in welchen das Laſter über die Tugend ſiegt, der Böſewicht ſeinen Zweck erringt und die Unſchuld ſtirbt. Allein ſie bedenken nicht, daß der Dichter hierdurch ſeinen großen Zweck ungleich früher erreicht. Er macht es den Zuſchauern nothwendig ſich auf die Wahrheiten der Vernunft zu ſtützen, die in ſolchen Fällen des Lebens allein beruhigen können; er liefert ihnen gleichſam Beweiſe für die Nothwendigkeit der Fortdauer der Seele und den Glauben an eine moraliſche Welteinrichtung, in welcher alles endlich Vergeltung findet. Kann das Erhabne, durch den Kontraſt der Ohnmacht der ſinnlichen, und der hohen Gewalt der vernünftigen Natur für dieſe und dem was ihr gemäß iſt, lebhafte Achtung einflößen: ſo hat das Tragiſche eine gleiche Gewalt, die Würde der Vernunft über die Hinfälligkeit und Vergänglichkeit des Sinnlichen anſchaulich zu machen.

chen, und die Menſchheit von der Anhänglichkeit an dieſem zu jener zurückzuführen.

Wenn hier vom Tragiſchen bisher geſprochen wurde, ſo glaub' ich, iſt jeder mit mir darin einverſtanden, daß es nicht dasjenige iſt, was überhaupt einen Affekt der Unluſt, Zorn, Aerger, Mißmuth, Verdruß u. ſ. f. erweckt, ſondern was Betrübniß, Wehmuth u. ſ. w. erregt. — Die Betrübniß kann freilich mit jenen Affekten verbunden ſeyn, ſobald wir auf den Gegenſtand hinſchaun, der die Urſach eines Leidens wurde, — aber beim Tragiſchen überhaupt feſſelt das Leiden des Unglücklichen den Blick allein an ſich, ſeltener, und auch dann nur flüchtig, ſchlüpft derſelbe auf die Urſach zurück. — Rache kann endlich aus der vorhergehenden Betrübniß entſpringen, aber auch dies geſchieht nicht immer, kann deswegen alſo ſo wenig, als Verdruß und Zorn, für den weſentlichen Karakter derjenigen Empfindung gelten, welche das Tragiſche entwickelt.

Welche Gegenſtände vorzüglich tragiſch ſind, welche Mittel zur Mittheilung trauriger Empfindungen dienlich ſind, davon muß in der Abhandlung über die Bezeichnung des Schönen gehandelt werden.

Ueber die tragiſche Schönheit iſt, ſo viel ich weiß, noch ſehr weniges geſchrieben, man kann etwa hier herrechnen, was J. Bapt. Dubos in ſeinen Reflexions ſur la Poëſie et ſur la peinture im 7ten, 14ten und 44ſten Abſchn. des erſten Theils ſagt. — Wie auch Louis Racine Traité de la poëtie dramatique ancienne et moderne, befindl. bei ſeinen Remarques ſur les Tragedies de Jean Racine. Amſt. und Paris 1512. dritter Bd. — David Hume in ſ. Eſſays moral, political and litterary, Abhandl. von Trauerſpiel. deutſch in Duſchens

verm. krit und ſatyr. Schriften. Altona 1758. 8. — Ueber das Vergnügen am Tragiſchen in Schillers Thalia. —

Ueber die Darſtellung des Tragiſchen durch die Künſte erſtern Ranges hat man mehrere, aber nicht hieher gehörige Schriften, über die Darſtellung des Tragiſchen durch die Malerei, Bildhauerkunſt, Stempelſchneiderkunſt u. ſ. f iſt beſonders auch leſenswürdig ein ältres Werk, welches ich hiermit anführe, um es aus ſeiner gänzlichen Vergeſſenheit zu retten. Es iſt von dem Jeſuiten **Meneſtrier**, betitelt: *des Decorations funebres* u. ſ. f. Paris 1683. 8.

## §. 120.

## Anmuth. Grazie.

So wie das Erhabne vorzüglich zur erſten und zweiten Klaſſe der (§. 58. angegebnen) Schönheiten gehört, muß auch das Tragiſche dahin gezählt werden, weil auch in dieſem die Foderungen der Vernunft mehr, als die der Sinnlichkeit, befriediget werden.

Ein ganz anderes Bewandniß aber hat es mit demjenigen Karakter der Schönheit, welchen wir Anmuth nennen. Er gründet ſich in der vorzüglichen Erfüllung der Foderungen unſrer ſinnlichen Natur, und iſt daher auffallend vom Erhabnen und Tragiſchen verſchieden. Ja, eine Abart deſſelben gefällt ſogar durch einen Scheinwiderſpruch, in welchem ſie mit den Geſetzen der erkennenden Natur lebt.

Die

Die Sinnlichkeit, welche beim Erhabnen und Tragiſchen gegen die höhere Natur ſo vieles verliert, rächt ſich hier gleichſam und triumphirt über die Nichterfüllung der Foderungen von dieſer. Es geſchieht im Lächerlichen, wo Mangel des Verhältniſſes und andre Verſündigungen gegen die Geſetze des Verſtandes beluſtigen. Das Lächerliche aber iſt auch nur eine Abart des Anmuthigen; ein Baſtard der Schönheit. — Wir nehmen deswegen, ſo lange wir ausdrücklich vom Anmuthigen ſprechen, keine Rückſicht auf daſſelbe.

Anmuth iſt ſinnliche Schönheit, (§. 58. n. 3.) iſt das, was poſitiv (nicht durch ein Sicherheitsgefühl) gefällt.

Im Anmuthigen iſt alſo nichts vorhanden, was die Kräfte eines ſinnlichen Weſens überſteigt, wie im Erhabnen, ſondern es iſt überſchaulich, leicht, und jeder Phantaſie angemeſſen. — Daher das Kleine in das Gebiet des Anmuthigen, das Große zum Erhabnen gezählt werden mag. —

Wenn in dem Erhabnen das Zierliche der einzelnen Theile unter der Größe des Gegenſtandes verloren geht; unbemerkt bleibt in der Phantaſie, welche die Theile über das unermeßliche Ganze vergißt: ſo iſt es im Anmuthigen um ſo nothwendiger, weil hier nicht die Quantität, als vielmehr die Qualität des Gegenſtandes beſchäftigt. — Einfalt gehört daher mehr dem Erhabnen, das Zierliche dem Anmuthigen an.

An-

**Anmerkung.** Das Zierliche bedeutet die ſorgfältigere Anordnung der kleinern Theile eines Ganzen, wie auch Hinzufügung gewiſſer andern, die zwar dem Gegenſtande zu dem, was er ſeyn ſoll, nicht nothwendig ſind, aber auch nicht durch ihr Daſeyn, den Begrif, welchen wir von ihm haben, vernichten. Kleine, leicht zu überſchauende Gegenſtände würden bald ermüden, wenn nicht viel Mannigfaltiges in ihnen zuſammengedrängt, und dieſes mit Vorſicht vertheilt und angeordnet wäre. — Zierde, Zierrath bezeichnet daher das genaue Arrangement der kleinern Theile eines Gegenſtandes, und dasjenige, was, um gröſſere Mannigfaltigkeit zu bewirken, hinzugethan wurde. — Je kleiner ein Objekt iſt, je mehr Zierlichkeit verlangt es, um hinlänglich zu beſchäftigen; je gröſſer es iſt, je weniger es verhältnißmäßig bedarf. — Ein Menſch, der auch die unbedeutendſten Reden und Benennungen mit vieler Akkurateſſe abmißt, heißt im gemeinen Sprachgebrauch geziert. — Der Begrif, welchen Sulzer (l. c. Art. Zierlich) von dieſem Worte giebt, iſt äußerſt ſchwankend und unbeſtimmt, wie mirs ſcheint.

Ein nackter Felſen, der ſich gegen die Wolken aufthürmt, arm und dürftig an allem Mannigfaltigen, höchſtens hie und da von einen ſeltnen halberſtorbnen Geſträuch bewehrt, wird durch dieſe Armuth an allem Zierlichen und Mannigfaltigen, durch dieſe ſtrenge Einfalt, erhabener, als er ſeyn würde, wenn die Qualität der Theile die Betrachtung auf ſich, herab von der unermeßlichen Quantität des Ganzen, zöge. Die Säulen des Trajan, Antonin, verſchiedne

ſchiedne Obelisken in Rom, oder hohe Tempel gothiſcher Bauart, z. B. der Dom zu Magdeburg, ein ehrwürdiges Denkmal der gothiſchen Kunſt, verlieren vom Erhabnen durch ihren Reichthum am Mannigfaltigen und Schmuck der einzelnen Theile.

Hingegen würde das Kleine durch ſtrenge Einfalt am Anmuthigen verlieren. Seine Extenſion kann den Geiſt nicht beſchäftigen, folglich muß die Mannigfaltigkeit und Zierlichkeit ſeiner Theile der Phantaſie ein freies Spiel liefern. Anmuthiger iſt eine Roſenguirlande als die einfache Schwunglinie.

Das Erhabne intereſſirt uns vorzüglich durch das Unverhältnißmäßige ſeiner Extenſion und Intenſion zu unſerm ſinnlichen Vermögen; das Anmuthige hingegen (als ſinnliche Schönheit) führt nichts an ſich, was nicht gemäß wäre der ſinnlichen Kraft, es zu umfaſſen und zu behandeln.

Das Erhabne bewegt das Gemüth durch den raſchen Uebergang von dem, was dem Vermögen der Sinnlichkeit angemeſſen iſt, zu dem, was ihm überlegen iſt; das Anmuthige gefällt im Gegentheil durch den allmähligen Uebergang vom Aehnlichen zum Aehnlichen, durch ſubjektive Verhältnißmäßigkeit. (§. 95.) — Gerade Linien, das Eckigte u. ſ. f. oder anhaltende Töne, der jähe Ueberſprung in fremde Tonarten ſind daher mehr dem Erhabnen; Gänge durch verwandte Töne, Wellenlinien, mehr der Anmuth eigen. — Die weichen

Far-

Formen der Geſtalten, die ſanften Schwingungen der Tanzenden, die Läufe durch aneinander gränzende Töne, mildes Ineinanderſchmelzen der Farben, kurz alles, was Fortſchreitbarkeit vom Aehnlichen zum Aehnlichen gewährt, trägt das Gepräge der Anmuth. — Witz, oder Verbindung der Aehnlichkeiten, iſt anmuthig, aber Scharfſinn, oder Andeutung der Verſchiedenheiten, erhaben. *)

Je größer ein Objekt iſt, je langſamer ſeine Bewegung, und umgekehrt, je kleiner es iſt, je ſchneller dieſe iſt. — So iſt nun mit der langſamen Bewegung Würde, Anmuth aber mit dem Leichten, Tändelnden, Hüpfenden verbunden. — Feierlich iſt daher der Choral (den die Italiener ſehr karakteriſtiſch Canto firmo nennen) anmuthig die Angloiſe, Allemande, Rondeau u. ſ. f. Würde iſt dem Spondäus, Moloſſus, Bacchius eigen, Anmuth aber dem Jambus, Daktylus, Päon.

So iſt Anmuth vom Erhabnen verſchieden, aber eben ſo ſehr auch vom Tragiſchen, ungeachtet nicht geläugnet werden kann, daß Anmuth mit beiden unter gewiſſen Bedingungen verbunden werden könne.

Tragiſch iſt das, was uns eine Vorſtellung von den Mängeln und Leiden der Sinnlichkeit gewährt, und durch das eigne Sicherheitsgefühl ſowohl, als u. ſ. f. gefällt. (§. 119.) Anmuth aber gefällt poſitiv,

*) Kants Beob. über d. Gefühl des Schönen und Erhabnen. 2ter Abſchnitt.

positiv, nicht durch das Bewußtseyn des eignen Wohlseyns. — Tragisch ist der weinende Molton, denn er ist die Stimme des Leidenden, Anmuth ist gewöhnlich die Begleiterin der Durtöne; matte, falbe, verbleichende Farben gewähren die Vorstellung von allgemeiner Hinfälligkeit des Irrdischen; hingegen das volle, saftige, üppige Kolorit ist mit Anmuth vereint, denn es erinnert an Gesundheit, sinnliche Kraft. — Tragisch ist das Welke, Verderrende, Schleichende, Ohnmächtige; anmuthig das Markigte, Blühende, Lebhafte, Kräftige. — — —

Das Erhabne erzeugt Achtung, Grauen, Bewunderung; — das Tragische Mitleid, Wehmuth, Rührung; — das Anmuthige Liebe, ungetrübte Lust, Fröhlichkeit.

**Anmerkung.** Im Erhabnen, möchte man sagen, werde die Würde der theoretischen Vernunft, im Tragischen die Hoheit der praktischen Vernunft, im Anmuthigen die Macht der Sinnlichkeit enthüllt. — Fortschreitbarkeit vom Aehnlichen zum Aehnlichen, oder subjektive Verhältnißmäßigkeit, ist die Seele der Anmuth; ihr Körper aber alles das, was die Vorstellung von sinnlicher Kraft und Vollkommenheit mit sich führt. — Unter den Affekten sind die sanftern, ruhigern anmuthig, denn sie steigen und fallen allmählig, drohen nicht Zerstörung. —

Die Schönheit hat an sich nichts mit der Bestimmung des Begehrungsvermögens zu schaffen, sondern schränkt sich ein auf das Empfindungsvermögen. Alles das, was in uns thätige Begierden zum

Genuß

Genuß erweckt, heißt Reiz. — Schönheit an ſich, in ſo fern ſie als ſolche beurtheilt werden ſoll, iſt alſo unabhängig vom Reiz.

In ſo fern aber Empfindungs- und Begehrungsvermögen in einer ewigen Wechſelwirkung ſtehn; jede Begierde verwandt iſt mit einer Empfindung, jede Empfindung mit einer Begierde: (§. 79. 80. 84.) ſo iſt auch jede Schönheit verbunden mit einem gewiſſen Reiz. Der Reiz eines Gegenſtandes, oder das, wodurch er mein Begehrungsvermögen afficirt, darf mein Urtheil über die Schönheit des Objektes nicht beſtimmen, ſobald ich nicht überzeugt bin, daß er eben daſſelbe für jede vernünftig-ſinnliche Natur ſey, was er mir iſt. Der Reiz darf aber auch ſelbſt dann, wann er allgemeingültig iſt, nicht allein zum Urtheil über die Schönheit verführen, weil er ſehr einſeitig ſeyn könnte, und mich nicht Rückſicht nehmen ließe auf die Foderungen der übrigen Naturen in mir am Schönen. — Das Nützliche, das Gute iſt reizend, aber nicht ſchön. §. 66) Sulzer (l. c. Art. Reiz) verwechſelt Anmuth oder Grazie mit dem Reiz, ich weiß nicht ob mit Recht?

Wenn gleich die Stimme des Reizes im äſthetiſchen Urtheil nichts, oder nur unter harten Bedingungen etwas gilt, ſo iſt Schönheit darum doch, wie oben geſagt wurde, nie ganz ohne Reiz. Diejenigen Kritiker, welche zum Beiſpiel die Anmuth ganz reizlos erklärten, weil dieſelbe nur ein ſanftes Vergnügen gewähre, ſcheinen mir demnach zu ſtrenge geurtheilt und zu wenig Hinſicht genommen zu haben auf die verwandte Natur der Empfindungen und Begierden.

In Home's Elements of criticism handelt das eilfte Kapitel von *Dignity and Grace*, er liefert aber wenige

wenige Aufschlüsse über das Wesen der Anmuth und ihre Wirkung. — **Andre'** essai sur le beau. 2ter Th. S. 116. spricht über die Anmuth mehr im Ton des durch sie Begeisterten, als des kalten Forschers. — **Sulzer** (l. c. Art. Anmuthigkeit) ist etwas unbestimmt in der Beschreibung der Anmuth. Er nennt anmuthig das, was das Gemüth mit einem sanften und stillen Vergnügen rührt. Das Mathematisch-Erhabne thut dergleichen, ohne wahre Anmuth. — **Kants** Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabnen sehr nützlich für den Untersucher. — Ueber Anmuth und Würde in **Schillers Thalia** u. s. f.

## §. 121.

## Das Lächerliche.

Ich erklärte oben schon das Lächerliche als eine Abart des Anmuthigen, einen Bastard sinnlicher Schönheit, und hier wird es nothwendig mich deutlicher darüber zu erklären.

Das Lächerliche gehört in so fern zur sinnlichen Schönheit, als es *gefällt*, ohne das Sicherheitsgefühl, ohne Andeutung der Hoheit der Vernunft in ihrem theoretischen und praktischen Gebrauch; ferner auch, in so fern es das Gemüth zur *Fröhlichkeit* bestimmt.

Ich nannte es aber eine *Abart* der sinnlichen Schönheit. Denn in dieser sind zwar unmittelbar die Foderungen der sinnlichen Natur erfüllt, aber die

beiden andern Grundtheile der äſthetiſchen Vollkommenheit werden demungeachtet in ihr unverletzt wahrgenommen. (§. 58. n. 3.) Jedoch im Lächerlichen werden die Foderungen der erkennenden Natur offenbar verletzt. — Das Lächerliche kann demnach im eigentlichen Verſtande nicht Schönheit genannt werden, es kann ſogar oft häßlich ſeyn. (Leſſings Laokoon S. 233 ff.)

Das Erhabne ſteht mit dem Lächerlichen in einer gewiſſen Analogie. Dort triumphirt die Vernunft über die Ohnmacht jedes ſinnlichen Vermögens, hier triumphirt die Sinnlichkeit über die unerfüllten Foderungen der erkennenden Natur. Das Erhabne gewährt ein vermiſchtes Wohlgefallen; Luſt von Seiten der Vernunft, Unluſt von Seiten der Sinnlichkeit. Das Lächerliche gewährt ebenfalls eine gemiſchte Empfindung der Luſt von Seiten der Sinnlichkeit, und Unluſt von Seiten des Verſtandes und der Vernunft.

Das Erhabne würde wegen ſeiner Unverhältnißmäßigkeit zum Vermögen der ſinnlichen Natur nicht gefallen, wenn nicht durch das Sicherheitsgefühl und die Macht der Vernunft der Gegenſtand eine äſthetiſche Zweckmäßigkeit gewönne. — Das Lächerliche würde wegen ſeiner Anomalie in Rückſicht der erkennenden Natur nicht gefallen, wenn es nicht durch das Bewußtſeyn eines durch daſſelbe zu erreichenden Entzwecks (z. B. Fehler und üble Gewohnheiten verhaßt zu machen), als auch durch das

Bewußtseyn unsrer eignen Vollkommenheit eine ästhetische Zweckmäßigkeit erhielte.

**Home** (l. c. Kap. 7 und 12) setzt einen Unterschied zwischen dem Lächerlichen und dem Belachenswerthen fest. Ein lächerlicher Gegenstand, sagt er, ist blos lustig, ein belachenswerther ist zugleich lustig und verächtlich. Der erste wirkt eine Bewegung zum Lachen, die durchaus ergötzend ist; die Bewegung, die der zweite verursacht, wird durch die Bewegung der Verachtung bestimmt, ist theils ergötzend, theils verdrießlich. *)

Versteh ich **Homen** recht, so nennt er Objekte, die als Handlungen den Gesetzen des Verstandes widersprechen, belachenswerth. Hingegen Objekte, bei welchen wir nicht Rücksicht nehmen auf den Urheber, sondern die an und für sich den Gesetzen des Verstandes entgegen sind, lächerlich. — Belachenswerth wären demnach Narrheiten, Dummheiten u. s. f. — Lächerlich wären Mißverständnisse, falsche Verhältnisse eines Objekts u. s. w.

Es ist dieser Unterschied des Lächerlichen und Belachenswerthen theils sehr unfruchtbar, theils sehr unbestimmt, weil sich das Lächerliche in jedem Belachenswerthen findet, und, wenn ich nicht irre, auch das Belachenswerthe im meisten Lächerlichen.

Es ist über die Natur des Lächerlichen seit **Aristoteles**, (Poet. c. 5.) **Cicero**, (de oratore l. 2.)



*) Nach Meinhards Uebersetzung.

Quinctilian u. ſ. w. viel geſchrieben werden. Alle Erklärungen, welche man vom Lächerlichen gab, ſcheinen mir aber in folgender zuſammenzutreffen: dasjenige iſt lächerlich, was, ohne die äſthetiſchen Foderungen der ſinnlichen Natur zu verletzen, die lebhafte Vorſtellung vom Unverhältnißmäßigen in menſchlichen Handlungen gewährt.

Ich will dieſe Erklärung umſtändlicher auseinanderzuſetzen ſuchen.

Lächerlich iſt, was ohne die äſthetiſchen Foderungen der ſinnlichen Natur zu verletzen u. ſ. f. — Unter den äſthetiſchen Foderungen der ſinnlichen Natur werden diejenigen ſubjektiven Bedingungen verſtanden, unter welchen allein ein Gegenſtand für die Sinnlichkeit wohlgefällig ſeyn kann. Das Lächerliche darf alſo keine Vorſtellung von wahrer Gefahr, Leiden, Elend u. ſ. f. gewähren. Ein Kopf mit einer zu großen oder zu kleinen Naſe kann lächerlich ſeyn, aber ein Kopf ohne Naſe iſt abſcheulich, iſt ekelhaft. — Wenn ein Menſch von einem Felſen hinunterſtürzt, und mit der Hand noch ein dürres Geſträuch faßt, ſich auf einige Augenblicke über der fürchterlichen Tiefe ſchwebend zu erhalten, ſo iſt dies grauenvoll. Aber wenn Don Quixotens ehrlicher Schildknapp bei finſterer Nacht in einen Graben fällt, ſich endlich mit Händen und Fußen auseinanderſperrt, an beiden Seiten feſthält, um nicht in der Tiefe zu zerſchmettern, die

ganze

ganze Nacht mit Höllenangſt in dieſer quaalvollen Situation verharrt, und ſich am Morgen nur eine Spanne weit vom Boden des Grabens entfernt ſieht: ſo iſt dies lächerlich.

Das Unverhältnißmäßige in menſchlichen Handlungen allein iſt lächerlich. — Die Natur giebt uns keinen Stoff zum Lachen; nur der Menſch. Die Werke der Natur ſind erhaben, oder tragiſch, oder anmuthig, nie aber lächerlich. — Selbſt ihre Anomalien ſind an ſich nicht lächerlich. — Ein Bucklichter erregt durch die Unförmlichkeit ſeines Rückens zwar ein Lachen, aber nicht dieſe Abweichung ſeiner Geſtalt von jeder gewöhnlichen, ſondern gewiſſe Nebenideen verurſachen es; wenn man ihm zum Beiſpiel anſinnt, er bilde ſich auf dieſe außerordentliche Gabe der Natur etwas ein und trage ſie deswegen gern zur Schau u. ſ. f. —

Endlich: Mangel des Verhältnißmäßigen iſt der Grund des Lächerlichen.

Verhältnißmäßigkeit iſt theils in dem, was dem Verſtande eine Fortſchreitbarkeit vom Aehnlichen zum Aehnlichen in ſeinen Theilen gewährt, theils in dem, was wir in der Erfahrung gewöhnlich mit einander verknüpft finden. (§. 95. 96.) Theils die Natur unſers Vorſtellungsvermögens, theils die Gewohnheit liefert alſo den Grund des Verhältnißmäßigen; was aus jener Quelle floß, wollen wir das intellektuelle, und was aus dieſer, das empyriſche nennen.

. Das intellektuelle Unverhältnißmäßige iſt nun da, wo ſchlechterdings in einer und derſelben Handlung keine Fortſchreitbarkeit vom Aehnlichen zum Aehnlichen gedacht werden kann — alſo etwas ſich ſelbſt widerſprechendes bei einander wahrgenommen wird.

Eine ſolche Unverhältnißmäßigkeit findet z. B. in der falſchen Wahl der Mittel zu einem Zweck ſtatt, indem jene entweder für dieſe zu groß oder zu klein ſind, oder gar nicht zu ihm führen, oder mit ihm in Verbindung ſtehn. Wir lachen, wenn Leute gerade das Gegentheil thun von dem, was ſie ſich zu thun einbilden; oder wenn ihnen das Gegentheil von dem widerfährt, was ſie ſchon mit groſſen Vorbereitungen erwartet haben; oder wenn über Kleinigkeiten ein groſſes Geräuſch gemacht wird u. ſ. f. **Voltaire** (in der Vorrede zum Enfant prodigue) hält dies für das einzige Lächerliche oder Belachenswürdige.

Intellektuelle Unverhältnißmäßigkeit findet ſtatt zwiſchen Urſach und Wirkung. Wenn ein Menſch in der Nacht ſeinen Perückenſtock für ein Geſpenſt hält, und mit Zittern und Beben ſeine Sünden beichtet und Sinnesänderung gelobt: ſo iſt die Furcht, als Wirkung, vor dem Perückenſtock, als Urſach, ganz ohne Verhältniß, und erregt nothwendig ein Lachen. Dahin gehören auch geſpannte Erwartungen, die in Nichts verwandelt werden, die **Kant**, als den vorzüglichen Grund des Lächerlichen, angiebt. (Krit. der Urth. S. 222.) Dieſe Manier im Komiſchen

iſt

iſt vorzüglich unſerm Wandsbekker Boten eigen.

Alle Arten der Miſsverſtändniſſe, Vergleichungen gewiſſer Dinge, welche ſchlechterdings keine Aehnlichkeiten zu ſolchen Vergleichen liefern können u. dgl. mehr, gehören hieher, wie auch Wahrnehmungen jeder Art des Widerſpruchs, wo man eine Zeit lang ungewiß im Urtheil bleibt, ob die ſich widerſprechenden Gegenſtände wirklich oder nur eingebildet beiſammen ſind. (Sulzer l. c. Art. Lächerlich.)

Wenn ein Unwiſſender den Gelehrten ſpielen, ein Affengeſicht ſchön ſeyn, ein feiger Tropf Beherztheit äuſſern will u. ſ. f.: ſo kann der Verſtand hier nicht vom Aehnlichen zum Aehnlichen (wie von der Urſach zur Wirkung) übergehn; dieſe intellektuelle Unverhältnißmäßigkeit erregt Lachen.

Die empyriſche Unverhältnißmäßigkeit entſteht durch Verbindung gewiſſer Dinge, welche man theils nicht verbunden zu ſehn gewohnt iſt, theils aber auch durch ihre Verbindung den Begrif aufheben, welchen wir von ihnen hatten. Dahin gehören alle Uebertreibungen, Rodomontaden, Karrikaturen. — Wenn jemand einem Manne, der ſonſt Ernſt und Würde beſitzt, im Schlaf einen Schnurrbart malt, und dieſer tritt nachher, ſo verziert, mit vieler Gravität in eine Geſellſchaft, ſo erregt der Widerſpruch zwiſchen dem ernſten Karakter des Mannes mit dem gemalten Heldenbart ein Gelächter. — Chriſtus am Kreuz in Schlafrock und

Mütze, zu seinen Füßen die Wache mit L'Hombrekarten und Tabakspfeifen — mürrische Alte, die ein Räuschchen freundlich macht — Anachronismen, [illegible] — eine Gesellschaft von lauter Langrufen u. dgl. m. gehören hieher.

Es war nur meine Absicht für das Lächerliche einen durchaus geltenden Begriff zu liefern; die umständlichere Auseinandersetzung desselben vermeid ich hier, wie auch Hypothesen zu geben, nach welchen man sich am besten das durch das intellektuell, oder empyrisch Unverhältnißmäßige erzeugte Lachen zu erklären bemüht.

Nur eine Frage bleibt mir hier noch übrig zu beantworten, nämlich die: wodurch es möglich wird dem Lächerlichen in der Kunst einen sittlichen Zweck zu geben?

Da das Lächerliche sich überhaupt gründet, nicht etwa allein in der plötzlichen Verwandlung der gespannten Erwartung in nichts, wie Kant will, sondern in der Wahrnehmung des Unverhältnißmäßigen einer menschlichen Handlung mit ihren Ursachen oder Folgen: so ist jede Handlung belachenswerth, welche sich als Mittel zu einem vorgespiegelten Zweck nicht verknüpfen läßt.

Das allgemeine und höchste Ziel jedes Menschen ist Wohlseyn, Glückseligkeit; unsittliche und thörichte Handlungen leiten ihn von diesem Ziele mehr ab, als daß sie ihn demselben näher führen könnten. Es liegt folglich in derlei Handlungen etwas Unverhältniß-

mäßi-

mäßiges; mithin ſind ſie auch lächerlich. Der Künſtler entwickelt entweder das Unverhältnißmäßige der menſchlichen Handlungen zu ihrem Zweck, oder er bringt überhaupt eine lebhaftere Vorſtellung davon bei — er erregt Lachen.

Wer da-lacht, giebt dadurch zu verſtehen, daß er das Unverhältnißmäßige der Handlung erkenne. (Hobbeſius ou humane Nature Kap. 9. §. 13.) Sein Verſtand findet in dem Widerſpruch der Mittel und des Zwecks nichts Angenehmes. — Das Lächerliche iſt für die erkennende Natur, wie oben ſchon erwähnt wurde, immer mit Unluſt verknüpft. In jedem Lachen liegt demnach immer eine größere oder geringere Verachtung des Belachten. Will der lachende Theil ſich nun nicht ſelbſt verächtlich finden; ſo kann er nicht umhin unſittliche und thörichte Handlungen zu vermeiden. — Verachtung iſt für den Belachten kränkend; dieſer Verachtung zu entgehn, muß er die Urſachen derſelben von ſich entfernen. —

Um dieſes ſittlichen Zwecks willen gefällt das Lächerliche, ungeachtet es immerhin für den Verſtand wenig Angenehmes haben mag, da in demſelben ſeine äſthetiſchen Foderungen verletzt werden. —

Soll der ſittliche Zweck durch Darſtellung des Lächerlichen erreicht werden können: ſo iſt es nothwendig, daß dieſes nicht übertrieben, ſondern in den Schranken der Wahrſcheinlichkeit gehalten werde. Verliert es ſich aus denſelben, ſo iſt

der Gegenſtand, welchem das Lächerliche anhängt, nicht mehr ächtkomiſch, ſondern Karrikatur, Poſſe. Karrikaturen werden belacht, ohne daß ſie beſſern, weil ſie nicht aus der wirklichen Welt entlehnt, ſondern Geburten einer zügelloſen Phantaſie ſind, folglich keine wirkliche Fehler, ſondern ideelle rügen. **Ariſtophanes** und **Moliere** verwechſelten oft das Komiſche mit dem Poſſenhaften; **Shakeſpear, Brezner, Leſſing** ſeltner.

Ein niedrigerer Zweck, welcher ſich mit Darſtellung des Lächerlichen verbinden läßt, iſt: Aufheiterung und eine zur Geſundheit des Körpers gedeihliche Motion der innern Leibestheile. Dieſes angenehme animaliſche Gefühl kann auch die Poſſe bewirken, bedarf des ächtkomiſchen nicht. —

**Anmerkung.** Die verſchiednen Arten der Erklärung des Lächerlichen, welche ältre und neuere Schriftſteller gaben, ſammelte **Riedel**, (Theorie der ſch. Künſte u. Wiſſenſch. Jena 1767. 8. Abſchn. VII.) und umſtändlicher noch **Flögel**. (im erſten Band der komiſchen Litteratur.).

## §. 122.

## Signatur des Schönen.

Nach Vorausſchickung der Unterſuchungen über das Weſen der ſchönen Kunſt, der Kritik des Schönen und der Schönheit, des äſthetiſchen Geſchmacks, und

der

der äſthetiſchen Pathologie, muß endlich noch zur Vollſtändigkeit einer pſychologiſchen Aeſthetik die wichtige Frage beantwortet werden: wodurch, durch welche Mittel, theilt der Künſtler ſchöne Empfindungen mit?

Hier muß zuförderſt unterſucht werden:

1) Wie weit erſtrekken ſich die Gränzen jeder Kunſt in Rückſicht der Mittheilung ſchöner Empfindungen? Es iſt dieſe Unterſuchung eine Würdigung der Mittel und der Gewalt jeder Kunſt; hier muß zugleich über die Verwandtſchaft der Zeichen mit dem Bezeichneten geſprochen, und entwickelt werden, die Möglichkeit Empfindungen und intellektuelle Gegenſtände ſinnlich zu bezeichnen. —

2) Wie viel Arten der Werke kann jede edle Kunſt in ſich faſſen, und welches iſt der Werth und der Zweck und die beſondre Kraft dieſer Kunſtwerke?

3) Welche Geſetze laſſen ſich aus den vorausgeſandten (in dieſem Werke enthaltnen) Unterſuchungen für den edeln Künſtler herleiten? — wie lautet ihre Formel? — wie iſt ihre Anwendung möglich? — Dieſe Unterſuchungen könnte man gewiſſermaßen den praktiſchen Theil der Aeſthetik nennen. Er iſt um ſo wichtiger, weil nach dieſer aufgeſtellten äſthetiſchen Geſetzgebung, ſobald ihr Allgemeingültigkeit zuerkannt würde, der Werth und Unwerth jedes Kunſtwerks ſich beſtimmen ließe. — In wie fern

eine

eine Allgemeingültigkeit äſthetiſcher Grundſätze mögliche iſt, glaub' ich im dritten und vierten Abſchnitt dieſes Werkchens, wiewohl nur in einzelnen Linien, jedoch vor der Hand hinlänglich genug, angegeben zu haben.

So könnte endlich die pſychologiſche Aeſthetik (jetzt leider unter allen Disciplinen im Gebiet menſchlicher Kenntniſſe eine der ſchlechtſtbearbeiteten) ſich ihrer Vollkommenheit nähern. — Und daß dieß große Werk bald eine Meiſterhand unternehmen möge, ſey mein letzter Wunſch in dieſen Blättern!

---

# Register.

A. (Anmerkung.) n. (Nummer im §.)


A.

Abentheuerlich Paragr. 103.
Abſcheu Paragr. 84.
Abſoluterhaben Paragr. 117. num. II.
Achtung, Wirkung des Erhabnen Paragr. 118.
Aehnlichkeit Paragr. 97. 98.
Aehnliche, das, gefällt nicht durch ſich ſelbſt. ibid.
Aeſthetik, pſychologiſche, (Vorrede) vervollkommnet die Künſte §. 13. A. 2. was ſie iſt §. 10. Geſchichte §. 11. Litteratur §. 11. A. 2. Plan einer §. 12. Princip derſelben §. 26—29. Folgerungen daraus §. 76.
αἴσθησις §. 76. *)
Aeſthetiſches Urtheil, Eigenthümlichkeiten deſſelben §. 65. Quantität 67. 68. 69. 70. 71. 72. Reinigkeit §. 66.
Affekt §. 83. A. 2. verſchieden von Leidenſchaften §. 84. erhaben §. 118. A.
Alchuin Paragr. 6. A. 3.
Allgemeingültigkeit des Geſchmacksurtheils Paragr. 67—72.
André, P. §. 33. Anm. 4. §. 120. A.
Angenehm Paragr. 44. 48. 49.
Angſt Paragr. 113. I.

# Regiſter.


Anmuth Paragr. 115. 116. 120.
Ariſtoteles §. 1. A. §. 19. A. §. 33. A. 1. §. 82. A. 1.
Aſſociation der Ideen Paragr. 70.
Auguſtinus §. 2. A. 2. §. 32. A. 2. §. 33. A. 2.
Aurel Mark Paragr. 8. A.
Ausdruck des Schönen §. 55 und A. 1. §. 66.
Autonomiſch, das Geſchmacksurtheil Paragr. 65. n. 1.
Autoſchediasmata Paragr. 9. A. 1.


## B.


Batteux Paragr. 11. 19. 20.
Baukunſt §. 5. A. 2. §. 20. n. 3. §. 24. n. 2. §. 27. A. 2.
Baumgarten §. 11. 12. A. 2. §. 21—35. 44. A. §. 73. A. §. 74. A. §. 88. A.
Befremden, das, Paragr. 101. n. 2. A.
Begehrungsvermögen Paragr. 79. 80. 82. 83. 84.
Begierden, verſchiedne, Paragr. 84.
Belachenswerthe, das, Paragr. 121.
*Bel'eſprit* Paragr. 74. A.
Beobachtungsgeiſt Paragr. 74. n. 3.
Beſchäftigung der Seelenkräfte Paragr. 16.
Beſorgniß Paragr. 113. I. A.
Bezeichnen Paragr. 98.
Bildhauerkunſt §. 4. A. §. 5.
Bilfinger §. 11. A. 1.
Bonnet Paragr. 69.


## C.


Cäſars Denkwürdigk. Paragr. 8. A.
*Capricciosi* Paragr. 73. A.
Cardanus, Hieron. Paragr. 35. A. 2.
Carrikatur Paragr. 103. 121.

Charakter, dreifacher, der Schönheit Paragr. 115 ff.
Coloſſaliſch Paragr. 117.
Comiſch Paragr. 121.
Contraſt Paragr. 105.
Crouſaz Paragr. 41.

D.

Dalberg §. 10. A. 2. §. 11. A. 2. §. 12. A. 2.
Dargeſtellte, das, Paragr. 102.
Darſtellungsart, die, Paragr. 102.
Descartes Paragr. 82. A. 1.
Deutlichkeit §. 55. A 2.
Dichtkunſt Paragr. 3. A. 2. Paragr. 4. f.
Diderot §. 33. A. 2. §. 35. A. §. 41. u. A.
Dubos §. 11. 13. A. 3. §. 16. 73. A.
Dynamiſcherhaben Paragr. 117.

E.

Eberhard §. 1. A. 1. §. 4. A. §. 105. A. 2.
Edle, das, Paragr. 117. II.
Einbildungskraft Paragr. 70. 74.
Einerleiheit Paragr. 88. 90. 91.
Einfalt Paragr. 90. 93. 117.
Einförmigkeit, als Weſen des Schönen, Paragr. 33. 34. an ſich, Paragr. 89. 90. 92.
Einheit, als Weſen des Schönen, §. 33. 34. an ſich, §. 90. 94.
Eintheilung, allgemeine der Künſte §. 2. beſondre der Künſte §. 4. 5. der Schönheit § 33. A. 3. 4. § 41. A. §. 58. u. A. der Kunſtſchönheiten § 60. A. 1, der Zweckmäßigkeit §. 35. A. 1. der Triebe §. 71. 79. des Erhabnen §. 117. der Vollkommenheit Paragr. 51.
Einwirkungen auf das Empfindungsvermögen §. 79.

Empfindſamkeit, Darſtellung ihres Zuſtandes §. 23. 24.
Empfindungen §. 50. 81. 87. ſchöne §. 111. freie Mittheilung derſelben §. 26. 27. 28. 62. Mittheilbarkeit derſelben, Paragr. 86.
Empfindungsvermögen Paragr. 50. 78—84.
Entdecken Paragr. 73.
Entſetzen, das, Paragr. 113. I. A.
Epicur Paragr. 82. A. 1.
Erfahrung Paragr. 53. 70. 95. und A. 1.
Erfahrungswiſſenſchaft, die Aeſthetik §. 10. A. 2.
Erfinden Paragr. 73.
Erhabne, das, §. 115—118. verſchieden vom Anmuthigen §. 120. Analogie mit dem Lächerlichen Paragr. 121.
Erhaltungstrieb Paragr. 113.
Erkenntniß, vollkommne, ſinnliche, Paragr. 21. 22. 35.
Erkenntnißvermögen Paragr. 44. 46. 52. 53.
Erregung des Vergnügens Paragr. 14. 15.
Erſtaunen, das, Paragr. 101. n. 2. A.
Erziehung des Originalgenies Paragr. 74.
Eſchenburg §. 11. A. 2. §. 108. A.

## F.

Feierlich, ſ. Erhaben.
Flögel §. 73. A. §. 121. A.
Form der Darſtellung Paragr. 73.
Fortpflanzungstrieb Paragr. 113. II.
Fortſchreitbarkeit vom Aehnlichen zum Aehnlichen §. 95. 79. 120. intellektuell und empyr §. 121. Mangel derſelben, Grund des Lächerlichen §. 121.
Freiheit, Trieb zur, Paragr. 113. II. A.
Fühlnerven Paragr. 69. A.
Furchtbare, das, Paragr. 117.
Furcht Paragr. 113. I. A.

G.

Farbe Paragr. 77. Anm. 2.
Gedächtniß Paragr. 70.
Gefühle §. 48. 49. 69. moraliſche §. 111.
Geiſt des Kunſtwerks Paragr. 106.
Gemüthsbewegung Paragr. 84.
Gemüthsvermögen des Künſtlergenies Paragr. 74.
Genie §. 9. A. 2. §. 73.
Geſchichte, allgem der Kunſt §. 6. der Aeſthetik §. 11.
Geſchmack §. 10. A. 3. §. 63. 64. 73. 75.
Geſchmacksurtheil ſ. äſthetiſches Urtheil.
Geſetze des Erkennens, Handelns, Empfindens §. 44.
der Luſt und Unluſt §. 83.
Gewohnheit §. 95. A. 1. §. 99.
Gleiche, das, Paragr. 97.
Gottheit, Ideal des Schönen Paragr. 32. 61.
Grauſen §. 113. I. A.
Größe Paragr. 117. n. 1.
Grundempfindungen §. 58. A n. 3. §. 81.
Gute, das, §. 51. 52. 53. das höchſte Gut §. 119.

H.

Hall, Sam. §. 8. A. §. 10. Anm. 3.
Haraveks Paragr. 73. A.
Helvetius Paragr. 73. A.
Herder Paragr. 8. A.
Heydenreich, K. H. §. 3. A. 1. §. 4. A. §. 7. 11.
15. A. §. 23. 24. 33. A. 1. §. 35. 36. A. §. 41.
58. A.
Hogarths Linie §. 97.
Home, Heinr. §. 10. A. 3. §. 11. 19. A. §. 34.
A. 1. §. 77. 105. A. 2. §. 108. 120. A. §. 121.
*Humaniora* Paragr. 2. A. 2.
Humanität ibid.
Hutcheſon, Fr. Paragr. 33. Anm. 3.

J.

Ideal des Schönen und der Schönheit §. 32. 58. 61.
Immanente Triebe Paragr. 71.
Intereſſe Paragr. 56. 113. I. b.
Inſtinkt Paragr. 71. 79. 82. A. 2.
Jones, Wil. Paragr. 19. A.
Irwing, Franz v. §. 68. A. §. 69. und A. §. 70.

K.

Kant, Imm. Vorrede. §. 2. A. 2. §. 4 A. §. 11. 38—40. 41. 74. A. §. 94. A. 2. §. 95. A. 2. §. 115 A. §. 117. 120. A. §. 121.
Karakter ſ. Charakter.
Karrikatur ſ. Carricatur.
Koloſſaliſch Paragr. 117.
Komiſch ſ. Comiſch.
Kontraſt ſ. Contraſt.
Kopiren Paragr. 73.
Kraft, äſthetiſche, ſ. Intereſſe.
Kritik des Schönen Paragr. 30—62.
Kunſt §. 1. A. §. 2. 3. und A. 1. §. 4. 5. 6. 7. 8. 13.
Kunſtſchönheit Paragr. 60. und A. 1.
Künſtler, der edle, für wen er arbeitet Paragr. 64.
Künſtlergenie Paragr. 73. 74.
Künſtlerpedanterie Paragr. 75.

L.

Lächerliche, das, Paragr. 121.
Lebenstrieb Paragr. 82. 113.
Lebhaftigkeit der Vorſtellung und Empfindungen Paragr. 105. A.
Legalität des Kunſtwerks Paragr. 109.
Leidenſchaft Paragr. 84.
Leſſing, G. E. §. 108. A. §. 121.

Licht, äſthetiſches, §. 105. A. 3. §. 106.
Liebe §. 113. II. der Eltern ibid. Anm. Wirkung der Anmuth §. 120.
Linie der Schönheit Paragr. 97.
Longinus Par. 59. A. 2.
Luſt, Stufen derſelben Par. 83.

M.

Malerei §. 4. §. 5. 19. A. §. 24. n. 2.
Manier Par. 73.
Mannigfaltigkeit Par. 87. 89. 120.
Mathematiſcherhaben Par. 117.
Meier Par. 21.
Mendelsſohn § 33. A. 1. §. 35. 55. A. 2.
Menge, Raph. Par. 34. A. 1.
Meneſtrier Par. 119. A. zuletzt.
Menſch, der, Par. 44.
Mimik §. 4. A. §. 5.
Mitleiden, Wirkung des Tragiſchen Par. 119.
Mittheilung, freie, der Empfindungen §. 26-28. 62
Mittheilbarkeit der Empfindungen Par. 86.
Möglichkeit in der Darſtellungsart Par. 102. n. 1.
Monteſquieu Par. 14. A. 1.
Moraliſche Gefühle Paragr. 111.
Moralität im Kunſtwerk Paragr. 109. 110.
Moralität und Geſchmack im Widerſpruch Par. 75.
Moriz Paragr. 21. 36. 37. 38.
Muth Paragr. 113. I. b.

N.

Nachahmung der Natur Paragr. 19. 20.
Naivetät Paragr. 104. n. 3.
Natur, erkennende des Menſchen, §. 46. ſittliche §. 47. 108—111. ſinnliche §. 48. 112. nicht lächerlich §. 121.
Natürliche, das, Paragr. 104.

Naturschönheit Par. 60.
Neue, das, Paragr. 101.
Nervenorganisation Paragr. 69.
Niederträchtige, das, Paragr. 118. A.
Nutzen der edeln Kunst §. 8.
Nützliche, das, beim Schönen §. 35. A. 1. §. 36. 37. 94.

O.

Ordnung Paragr. 95.
Original Paragr 73. 74.
Organismus der Nerven Paragr. 69.

P.

Pathologie, ästhetische, Paragr. 76 ff.
Παθος §. 76. *)
Pernety Paragr. 105. A. 2.
Phantasie Paragr. 70. 74.
Plan zur Aesthetik Paragr. 12.
Plato §. 32. A. 3. §. 33. A. 1. §. 61.
Plattner, Ernst §. 81. A. §. 82. A. 1 u. 2. §. 86.
Plessing Paragr. 32. A. 2.
Pluralität des Wohlgefallens Paragr. 65.
Posse Paragr. 121.
Pouilly §. 82. A. 1.
Prächtige, das, Paragr. 117.
Princip der psychol Aesth. Paragr. 25—29.
*Principium* individuationis Paragr. 97. A. 1.

Q.

Qualitative Vollkommenheit §. 35. A. 1. §. 94.
Quantität der Gültigk. des Geschmacksurtheils §. 72.
Quantitative Vollkommenheit §. 35. A. 1. § 94.
Quinctilian §. 10. A. 3. §. 19. A.

R. Rache

R.

Rache Paragr. 113. I. b.
Ramler Paragr. 11 19.
Recapitulation Paragr. 107.
Redekunſt § 4 A. § 5.
Reinhold Paragr 46. 81. A. 1.
Reiz Paragr. 120. A.
Relativerhaben Paragr. 117. II.
Relativität der Schönheit §. 41. A. §. 53. und A. §. 57—59.
Reminiſcenz Paragr. 70.
Riedel §. 121. A.
Rouſſeau, J. J. §. 8. A. §. 75.

S.

Sanfte, das, Paragr. 95—97. 120.
Scaliger, J C. § 35. A. 2.
Scharfſinn Paragr. 98.
Schatten, äſthetiſcher, §. 105. A. 3. §. 106.
Schickliche, das, Paragr. 100.
Schiller Paragr. 113. 119. A. 120. A.
Schmid, C. C. E. § 47. 81. A. §. 82.
Schön, Ableitung des Worts, Paragr. 31.
Schöne, das, §. 55. Bemühungen es zu erklären §. 30—41. gefällt durch das Intereſſe, welches die Natur des Menſchen an ſich ſelber nimmt §. 56. allgemein in der Empfindung §. 57. als Verbindung der höchſten Zwecke §. 58. nothwendig § 59. Ideal deſſelben §. 61.
Schönheit, die, §. 55. der Natur und Kunſt §. 60. Ideal § 61. dreifache Art § 58. dreifacher Karakter derſelben §. 115. im Urtheil unabhängig vom Reiz §. 120. A.
Schrecklicherhabne, das, Par. 117. n. 2.
Schüz Paragr. 32. A. 3.

Schwülſtige, das, §. 103.
Seelengröße Paragr. 117. II.
Seelenvermögen, niedre, Paragr. 70.
Seltſame, das, Paragr. 101.
*Senſus comm.* aeſth. Paragr. 73.
Shaftsbury §. 10. A. 3. §. 32. 75.
Sicherheitsgefühl §. 113. I. b.
Siebente Zahl der freien Künſte Paragr. 2. A. 2.
Signatur des Schönen Paragr. 122.
Sinnliche Natur ſ. Natur.
Sinnlichkeit, ihr Einfluß aufs Geſchmacksurtheil §. 68.
Sittlichkeit des Kunſtwerks §. 109. 110. mit dem Lächerlichen § 121.
Sonderbar Paragr. 101.
Steinbart §. 4. A. §. 88. A. §. 105. A. 2.
Stolz Paragr. 113. I. b.
Sulzer §. 2. A. §. 4. A. §. 16. A. 2. §. 11. 17. 35. 55. A. 3. §. 82. A. 1. §. 100. 102. A. 1. §. 105. A. 2. §. 120. A.
Sympathie §. 86. der Tugend §. 108.

## T.

Tändelnde, das, Paragr. 120.
Tanzkunſt Paragr. 4. A. §. 5. und A. 21
Tapferkeit Paragr. 117. I. n. 2.
Thebaniſches Geſetz Paragr. 108.
Theorie Paragr. 9.
Tragiſche, das, Paragr. 115. 116. 119. verſchieden von Anmuth Paragr. 120.
Trieb die Seelenkräfte zu beſchäftigen Paragr. 16.
Triebe, immanente, periodiſche §. 71. negative und poſitive Foderungen derſelben §. 82. Stärke und Schwäche ibid. Der Erhaltung und Fortpflanzung §. 113. zum Wohlſeyn §. 114.

U.

Uebernatürlich Paragr. 104.
Unendliche, das, Paragraph 117.
Unerwartete, das, §. 101.
Ungeheure, das, Paragr. 117.
Ungewöhnliche, das, Paragr. 110.
Unluſt, Geſetze und Stufen derſelben Paragr. 83.
Unnatürliche, das, Paragr. 104.
Unſittliche, das, nie erhaben Paragr. 118. u. A.
Unterſchiedne Beurtheilung der Kunſt Paragr. 17.
Urbild des Schönen Paragr. 32. A. 3.
Urtheil, ſ. äſthetiſches.

V.

Verachtung, die, beim Lächerlichen Paragr. 121.
Vergnügen, das, Paragr. 81. u. A. 1. 2. Erregung deſſelben, ein äſthet. Princip §. 14. 15. am Tragiſchen §. 119.
Verhältnißmäßigkeit §. 95 — 97. 100. 120. in intellektuell und empyr. §. 121.
Verlangen Paragr. 84.
Vernunft, theoret. §. 44. 46. 54. I. §. 52. 53. 117. I. praktiſche §. 47. 108 ff. 117. II.
Verſchiedenheit Paragr. 89.
Verſchönerung der Natur Paragr. 17. 18.
Verzweiflung Paragr. 113. 1. 2.
Vielheit Paragr. 89.
Villaume Paragr. 81. A. 1.
Vollender, das in ſich Paragr. 36. 37.
Vollkommenheit, theoret. ſittl. ſinnl. §. 51. 52. Verſchiedenheit der Urtheile darüber §. 53. qualitative, quantitave §. 35. A. 1. §. 94. äſthetiſche §. 55.
Voltaire Paragr. 121.
Voſſius §. 2. A. 2. §. 108. A.

## W.

Wahrheit Paragr. 102. 103.
Wahrſcheinlichkeit ibid.
Winkelmann §. 34. A. 1. §. 63. A.
Wiſſenſchaft, ſchöne, unrichtige Benennung §. 3. A. 2. die Aeſthetik §. 10. A. 2.
Witz Paragr. 98.
Wohlfeymetrieb. ſ. Trieb.
Wolf §. 82. A. 1.
Wunderbare, das, Paragr. 101.
Würde Paragr. 117. 120.

## Z.

Zeichen Paragr. 98.
Zierliche, das, Paragr. 117. 120. A.
Zweck der edeln Kunſt §. 13. der Aeſthetik ibid. ſittlicher Zweck des Kunſtwerks §. 109. 110. mit dem Lächerlichen verbindbar §. 121.
Zweckmäßigkeit, objektive, ſubjektive, §. 35. A. 1. §. 94.

# Abaellino

## der große Bandit.

von

Ihde.

F. P. Lybnitz

Frankfurt und Leipzig,
1794.

Zschokke, Johann
Heinrich Daniel

Sächsische
Landesbibliothek
31. MRZ. 1962
Dresden

# Vorrede.

Troz dem, daß man in unſerm Decennio nur romantiſche Szenen der Vorwelt, Ritterge-ſchichten, Sagen der Vorzeit, Begebenhei-ten aus den Tagen des Fauſtrechts leſen will, ſchreib ich doch, wenn ich denn einmal etwas zum Leſen ſchreiben will, nichts davon. Ich habe den Grundſaz, der Schriftſteller müſſe ſich nie nach den Launen der Leſer, ſondern der Leſer nach den Launen des Dichters be-quemen. All unſre Romanſchreiber, die dem Publikum mit Rittermärchen aufwarten, ha-ben eine große Aehnlichkeit mit den Muſi-kanten, die nach der Laune der Tänzer bald eine Menuet leiern, bald einen Walzer gei-gen müſſen.

Sobald ich nun einmahl den Einfall habe

meinen Lesern etwas zu erzählen; so ists mir gleichviel, was ich ihnen erzähle, aber mehr darauf denk' ich wie ich ihnen erzähle. Es gilt mir gleichviel, ob ich ihnen ein morgenländisches oder abendländisches Märchen, eine Lüge oder Wahrheit vorschwazze, aber in allen diesen Plaudereien bemühe ich mich die Natur, wie sie ist, oder sein könnte, darzustellen. Ich nehme gewisse Karaktere und führe sie durch eine Reihe von Situazionen, und beobachte, wie sie sich in all diesen Verhältnissen ausnehmen. Darüber freu' ich mich selber.

Aber diese Karaktere, so genau ich sie auch immerhin zeichnen mag, pflegen gewöhnlich am Ende der Geschichte ganz anders dazustehn, als im Anfang. Nun muß man darüber nicht böse werden und denken: die Karaktere werden sich untreu! nein. Ein andres ists mit der Schilderung des Menschen im Roman, und ein andres in dem Drama.

Das Drama umfaßt, wenn es regelmäs-

ſig iſt, nur einen kurzen Zeitraum. In einem Tage oder drei Stunden verwandelu ſich die Menſchen nicht ſo leicht — hier kann ſich ihr Karakter von der erſten bis zur lezten Szene gleich bleiben; hier veranlaſſen die Karaktere gewiſſe Ereigniſſe, Handlungen, und groſſe Begebenheiten.

Aber im Roman veranlaſſen und bilden gewiſſe Ereigniſſe und Begebenheiten den Karakter des Menſchen, wiewohl auch dieſer Einfluß auf jene hat; das menſchliche Gemüth wenn es durch eine Reihe von Begebenheiten geführt wird, nimmt von der Farbe einer jeden etwas an ſich, dieſe vermiſchet ſich endlich und daher oft der bunte Karakter mancher Menſchen. Drängt ſich der Sterbliche durch viele ſchwarze Situazionen, kein Wunder, wenn ſeine Gemüthsſtimmung zulezt dunkel und ernſt wird; wird er geführt durch roſenfarbne Verhältniſſe, wer wundert ſich dann noch über ſeinen frohen Humor?

Aber nicht genug, daß ich Menſchenkarak-

tere unter allerlei Gesichtspunkten und Verhältnissen betrachte: so hab ich auch das einzig mögliche Prinzip jeder psychologischen Aesthetik, den Zwek der edlen Kunst stets vor mir, wodurch die Künste allein zur möglich erhabensten Stufe der Vollkommenheit emporgeführt werden können:

Regelmäßige Mittheilung guter Empfindungen.

Und erreiche ich diesen Zwek, errege ich in meinen Lesern nur dann und wann das moralische Gefühl, jenes reine Wohlgefallen an große, tugendhafte Handlungen und Gesinnungen, schwillt von Liebe, Mitleid und Freundschaft nur ein Busen; spricht nur ein Leser zu sich selber: handle in deinen Verhältnissen, bei deiner Erziehung, bei deinen Kenntnissen so gut, so schön, als dieser, oder jener in dieser Erzählung; sache ich nur einem Herzen den Enthusiasmus für Sittlichkeit und Tugend an, dann — dann hab ich überwunden, dann ruf' ich: Triumph!, auch die mir sparsam zugemessenen Augenblikke der Ein-

ſamkeit und Erhohlung von ernſtern Geſchäften ſind meinen Mitbrüdern wohlthätig geworden!

So, meine Leſer, kleid' ich in das Gewand der Fabel Natur und Wahrheit, und bezielte jeder Dichter dieſen herrlichen Gegenſtand, wahrlich: ſo würden wir nicht ſo viel unleidliches, geiſtloſes Gewäſch anhören müſſen, woran ſich heuer unſre entnervten Knaben und Mädchen bas ergözzen; ſo würden unſre Kunſtrichter und Rezenſenten nicht auf die Fabel, ſondern auf ihren innern Werth, nicht auf das Continens, ſondern das Contentum ſehn. Der Dichter iſt in dieſer Rükſicht zu beurtheilen wie ein Maler, der Ideale oder Wirklichkeiten, Menſchen mit Flügeln, oder im Uiberrok hinzeichnet, nicht um der Flügeln, oder um des Uiberroks willen, ſondern um Empfindungen des Guten, Edlen und Schönen im Zuſchauer zu entwikkeln.

Leute, die mich perſönlich kennen, dürften mir auch hier wieder den Vorwurf machen:

warum schreiben Sie nichts solideres, nichts nüzlicheres?

Antwort: sobald ich fühle, etwas Neues, Gutes, Nüzliches in andern Disziplinen der menschlichen Erkenntniß anzeigen zu können, werde ich nicht dazu träge sein. Aber das Sprüchwort: quid valeant humeri, quid ferre recusent bedenk' ich auch hier.

Der Dichter ist überdies, wenn er den Zwek seiner Bestimmung erreicht, der menschlichen Gesellschaft so nüzlich, als der Staatsmann im Ministerio und der Gelehrte auf dem Katheder. Ein elender Dichter im Gegentheil ist eine eben so grosse Null in der Schöpfung, als das Genie eines Holzhakkers im Ministerio und ein geistloser Kohlkopf auf dem Katheder.

Ich wünschte gern durch Winke guter Kunstrichter das erhabne Ziel des Dichters erreichen zu können — also keinen Vorwurf darüber, daß ich — nur einen Roman schrieb! —

Amen!

Innhalt.

# Innhalt.


## Erstes Buch.

### Erstes Kapitel.

Venedig. ‚ ‚ S. 1.

### Zweites Kapitel.

Die Banditen. ‚ ‚ 8.

### Drittes Kapitel.

Die Banditenwohnung. ‚ 12.

### Viertes Kapitel.

Banditenphilosophie. ‚ ‚ 17.

### Fünftes Kapitel.

Die Einsamkeit. ‚ ‚ 23.

### Sechstes Kapitel.

Rosamunde, die schöne Nichte des Dogen. 27.

### Siebentes Kapitel.

Fortsezzung. ‚ ‚ 33.

### Achtes Kapitel.

Entdekkungen. ‚ ‚ 36

### Neuntes Kapitel.

Mollas Häuschen. ‚ ‚ 45.

## Zweites Buch.

### Erstes Kapitel.

Der Geburtstag. ‚ ‚ 56.

### Zweites Kapitel.

Flodoard. ‚ ‚ 62.

Drittes Kapitel.
Neuer Lärm. S. 76.
Viertes Kapitel.
Das Veilchen. 81.
Fünftes Kapitel.
Abaellino. 92.
Sechstes Kapitel.
Die Entdekung. 97.
Drittes Buch.
Erstes Kapitel.
Flodoard und Rosamunde. 104.
Zweites Kapitel.
Ein fürchterliches Versprechen. 111.
Drittes Kapitel.
Die nächtliche Verschwörung 121.
Viertes Kapitel.
Der wichtige Tag. 127.
Fünftes Kapitel.
Höllenangst. 134.
Sechstes Kapitel.
Geistererscheinungen. 140.
Siebentes Kapitel.
Nachschrift. 156.

# Abaellino,

## der

## große Bandit.

# Erſtes Buch.

## Erſtes Kapitel.

### Venedig.

Es war Abend. Ungeheure Wolkenſtreifen, halb vom Schimmer des Mondes erleuchtet, bogen ſich rippenförmig am Horizont hinab und durch ihnen ſchwamm der Vollmond in ſtiller Majeſtät hin, und ſah ſich verherrlicht von jeder Welle des adriatiſchen Meers. Still wars umher, leiſe tanzten die Wogen am Winde, leiſe hauchte der Nachtwind über die todten Paläſte Venedigs hin.

Da ſas noch ein junger Mann, einſam und traurig in der Mitternachtsſtunde am langen Kanal; bald hob er das Auge zu den ſtolzen Zinnen und Thürmen von Venedig empor, bald ſenkte er den Blik in die Wellen. Nach einer Weile ſprach er:

„Verdammt! da ſizze ich nun in Venedig, und weis nicht, wie weiter! Was ſoll daraus wer-

den? Alles ſchläft, nur ich nicht. Der Doge wälzt ſich auf ſeinem Dunenlager, der Bettler auf ſeinem Strohbett — und ich lieg hier auf der kalten, nakten Erde. Der elendeſte Gondelier, der ärmſte Bootsknecht kennt am Tage ſeine Arbeiten und Nachts ſeine Ruheſtatt, und ich — und ich — o es iſt ein ſchrekliches Schikſal, das mit mir ſein Spiel treibt! —"

Er fing an ſeine Taſchen zu unterſuchen, mit den Fingern jede Falte des Kleides zu biegen, und zu viſtiren.

„Auch keinen Heller! — und mich hungert doch!"

Er beſah ſeinen Degen im Mondſchein und ſeufzte: „Nein, alter, treuer Gefährte, dich verkauf ich nicht; ſollſt mein bleiben und wenn ich verhungerte. Nicht wahr, damahls wars noch goldne Zeit, als dich Emmoine mir gab, mir das Bandelier über die Achſeln warf, und ich dich und Emmoinen küßte — (Pauſe) Sie iſt nun tod, wir beide leben noch!"

Er wiſchte ſich eine Thräne von den Wimpern.

„Nein, das war keine Thräne; die Nachtluft geht kühl und da wird das Auge leicht nas. (lächelnd) Hm, ich weinen! — weinen! ha, ha, ha! —"

Der Unglükliche, dies ſchien er, wenigſtens ſeinen Reden nach zu ſein, ſtämmte den Elbogen auf die Erde, wollte mit den Zähnen knirſchen — und pfiff. — „Ich müßte nicht Ich ſein, dachte er bei ſich: wenn ich kleinmüthig würde unter dem Fluch des Schikſals. “

In dem Augenblik hörte er in der Nachbarſchaft ein Geräuſch. Er ſah in einem vom Monde halbhellen Nebengäschen einen Kerl auf und niederſchleichen.

„Den führt mir Gott zu — ich will — ich will betteln! Betteln iſt keine Schande, aber neapolitaniſche Schurkereien ſchänden. Auch, der Bettler kann gros denken. “

Mit dieſen Worten ſprang er auf und ging in die Winkelſtraße. In eben den Moment trat von der andern Seite ein Menſch in dieſe Gaſſe. Der ſchleichende Kerl trat mit einemmale in den Schatten zurük, als verſtekte er ſich vor dem Ankommenden.

„Was ſoll das bedeuten? “ dachte unſer Bettler: “ iſt der Schleicher dort etwa ein unbefugter Handlanger des Todes? haben ihn auch Vettern und Baſen beſtochen, um das Geld deſto ruhiger in Beſiz zu nehmen, was dem armen Schelm izt noch angehört, der dort ſo unbefangen herſchlendert? warte! “

Er zog ſich in den Schatten zurük und ſchlich dem

Lauerer nahe, der keine Bewegung machte. Der fremde Mann war schon dem Lauerer und unserem Bettler vorüber, als jener mit bangen Schritten rasch hinter ihn her schlich, die rechte Hand erhob, worinn ein Dolch schimmerte, und eh' ers sich versah von dem Bettler zu Boden gestürzt wurde.

Der fremde Herr drehte sich um; der Bandit sprang auf und entfloh; der Bettler lachte.

„Was war das?" fragte der Fremde?

„„Ein Spas, der Euch, mein Herr, das Leben rettete." "

„Mir? Wie so?"

„„Die flüchtige Maffette schlich hinter Euch her wie ein lauernder Kater und hatte den Dolch schon gehoben. — Ich dächte Ihr gäbet mir dafür ein Stück Geld, denn bey meiner armen Seele, mich hungert und dürstet und friert." "

„Euch Spitzbuben, und eure Kniffe kennt man; Ihr habt euch zu dem Spas beredet, um mir die Börse abzuplündern und einen großen Dank für mein gerettetes Leben dazu. Geht mir, geht, und grellt die Leichtglaubigkeit des Dogen selber, nur an Buonarotti wagt euch nicht!"

Der arme, hungernde Bettler ſtand beſtürzt da und ſah den pfiffigen Herrn an.

„Nein, ſo wahr ich lebe, Herr, ich lüge Euch nichts vor — es iſt mein Ernſt, ich ſterbe die Nacht vor Hunger. “

„ „ Geht, ſag ich Euch, oder — — “ “ der Unbarmherzige zog bey dieſen Worten ein geheimes Schiesgewehr hervor und drohte.

„Donner und Wetter, bezahlt man in Venedig die guten Thaten ſo? “

„ „ Die Sbirren ſind in der Nähe, wie Ihr wißt, alſo — — “ “

„Zum Teufel, ſeht Ihr mich denn für einen Banditen an? “

„ „ Ich ſage Euch, macht keinen Lärmen! “ “

„Hört, Buonarotti heißt Ihr? ich will mir doch den Namen des zweiten Schurken aufſchreiben, den ich in Venedig kennen lernte. (Mit ſchrecklicher Stimme) Und wenn du, Buonarotti, jemals den Namen Abaellino hören ſollteſt, dann zittre! “

Abaellino drehte ſich um und verlies den Unerbittlichen.

# Zweites Kapitel.

## Die Banditen.

Der Unglükliche durchkreuzte izt Venedig, er haderte mit dem Schikſal, lachte und fluchte, ſtand zuweilen ſtill, als überſänn' er einen großen Plan, eilte zuweilen fort, als flög er ihn zu vollführen.

An einem Ekſtein der prächtigen Signoria gelehnt, überdachte er die ganze Summe ſeines Elendes. Es ſchien ſein irres Auge Troſt zu ſuchen, aber er fand ihn nicht.

„Das Schikſal hat mich zum Abentheurer oder gar zum Böſewicht verdammt! rief er in einer Ekſtaſe ſeines Mismuths: denn warum muß der Sohn des reichſten Neapolitaners als Bettler, die Barmherzigkeit der Venetianer anflehen? Ich, der ich Geiſt und Kraft zu großen Thaten in mir fühle, muß hier umherſchleichen und darauf ſinnen, wodurch ich mir das Leben wider den Hunger bewahre. Menſchen, die ich ſonſt ſatt fütterte, die an meiner Tafel im Cyprier ihre Mükkenſeelen berauſchten und die Lekkerbiſſen fremder Welttheile von meinen Schüſſeln naſchten, werfen mir jezt keine verſchimmelte Brodrinde zu. —

O, das iſt abſcheulich, abſcheulich von Menſchen und vom Himmel! — " Er ſchwieg, ſchlug die Arme untereinander und ſeufzte: „ Doch, nein, ſo iſts recht, ich will alle Grade des menſchlichen Elendes durchwandern, und allenthalben mir gleich bleiben, und allenthalben gros ſein. — Jezt bin ich nicht mehr der Graf Obizzo, um den Neapel einſt buhlte — ich bin der Bettler Abaellino. Ein Bettler! in der Ordnung menſchlicher Stände der lezte, aber doch — im alphabetiſchen Namenverzeichnis aller Hungerer, Pflaſtertreter und Taugenichtſe der erſte! "

Ein Geräuſch entſtand. Abaellino horchte umher, er war den Schleicher gewahr, den er vor einer halben Stunde zu Boden geworfen hatte, in Geſellſchaft dreier andern. — Sie ſuchten. „Und ſie ſuchen dich! " ſagte Abaellino leiſe zu ſich ſelber, und gieng ein paar Schritt vor, und pfiff ihnen.

Die Kerls blieben ſtehn. Sie beſprachen ſich unter einander und ſchienen unentſchloſſen zu ſein.

Abaellino pfiff zum andernmal.

„Er iſts! " hörte er einen von ihnen deutlich genug ſprechen — und in dem Augenblik kamen ſie langſam gegen ihn angewandert

Abaellino blieb stehn, und zog den Degen. Die drey Verkappten standen einige Schritte von ihm entfernt.

„Was soll das? he, warum ziehst du Gauch den Degen?“ fragte einer von ihnen.

„„Wir müssen uns nicht zu nahe kommen, denn ihr guten Leute lebt vom Leben anderer, ich kenn' euch,““ antwortete Abaellino.

Ein Kerl. Galt nicht dein Pfeifen uns?

Abaellino. Nun ja.

Ein Kerl. Was willst du?

Abaellino. Hört, ich bin ein armer Schelm, gebt mir doch von eurer Beute ein Allmosen.

Ein Kerl. Allmosen? ha, ha, ha! mein Seel, das ist lustig! Allmosen von uns? doch, es gefällt mir, warum nicht?

Abaellino. Oder strekt mir funfzig Zechinen vor, ich will mich zu euch in den Dienst geben und die Schuld abarbeiten.

Ein andrer. Wer bist du denn?

Abaellino. Zur Stunde der ärmste Schlucker in der Republik. Kräfte hab ich, und lägen drei Panzer vor einem Herz, ich durchbohr' es; und Augen, daß ich in egyptische Finsternis nicht fehlstoßen würde.

Ein dritter. Warum warfst du mich vorhin nieder?

Abällino. Geld zu verdienen; aber der Kerl gab mir für sein Leben keinen rothen Heller.

Ein andrer. Das gefällt mir! meints redlich?

Abällino. Die Verzweiflung lügt nicht.

Der dritte. Kerl, wenn du aber ein Schurke wärst!

Abaellino. So wären wir nicht weit von einander — und eure Dolche sind ja immer geschliffen.

Die drei gefährlichen Burschen sprachen leise mit einander und stekten ihre Gewehre ein.

„Na, komm zu uns, hier auf der Straße läßt sichs nicht gut von gewissen Sachen reden.“ Sprach einer.

„„Aber weh euch, wenn einer feindseelig wider mich handelt! Du Kerl, vergieb mir, daß ich dir vorhin die Rippen etwas zerdrükte — es soll nicht wieder geschehn! Ich will euer Gesell werden!““ sagte Abaellino.

„Auf Ehre, riefen alle; wir thun dir nichts Leides; der ist unser Feind, der dir übel thut, ein Kerl wie du, gefällt uns! komm!“

Sie giengen, Abaellino in ihrer Mitte. Mis-

trauisch schielte er von allen Seiten, aber in den Banditen schien kein böser Gedanke zu erwachen, Sie führten ihn seitwärts, gelangten an einen Kanal, sie banden eine Gondel los, sezten sich ein und ruderten zur entlegensten Spitze Venedigs. Man stieg aus; durchkroch verschiedne enge Straßen; klopfte endlich an ein niedliches Haus; ein junges Weib schlos auf, führte die Herrn in ein simples, aber reinliches Zimmer und beantlizte den bestürzten halbfrohen, halbängstlichen Abaellino, der noch immer nicht wußte, woran er war, und immer noch an der Sicherheit der Banditenparole zweifelte.

## Drittes Kapitel.

### Die Banditenwohnung.

Die drey Herrn vermehrten sich bald durch zwei Neuankommende, die ihren unbekannten Gast von allen Seiten betrachteten.

„Nun laß dich doch beschauen!“ riefen die Führer und Bekannten des Abaellino, und stellten sich beym Schimmer einer brennenden Lampe um ihn her.

„Pfui, ein häslicher Bube!“ rief Mola, so

hies die Wirthin und drehte ſich von ihm hinweg und Abaellino wälzte einen gräslichen Blik auf ſie hin.

„Kerl, ſezte ein andrer hinzu: dich hat die Natur ſchon zum Banditen geſtämpelt; welchem Zuchthauſe biſt du entronnen, welcher Galeere haſt du Valet geſagt?“

Abaellino ſtämmte die Arme in die Seite. „Deſto beſſer, ſagte er mit einer heiſern, fürchterlichen Stimme: ſo darf der Himmel zu meiner künftigen Lebensart nicht ſauer ſehn, wenn er mich ſelber dazu geſchaffen hat.“

Die fünf Herrn giengen beiſeite und beſprachen ſich mit einander; den Stof ihrer Unterhaltung können wir leicht errathen. Abaellino warf ſich ſchwelgend auf einen Seſſel.

Nach einigen Minuten kamen ſie wieder zu ihm. Der ſtärkſte und wildeſte von ihnen trat hervor, und redete Abaellino'n an.

„Höre, Venedig ernährt fünf Banditen, wie du ſie hier ſiehſt, und für den ſechſten, der du biſt, wird ſich auch Brod finden. Ich bin Matteo und der älteſte von allen, der Rothkopf dort heißt Baluzzo, der mit dem glimmernden Kazzenauge da iſt Thomas, ein Erzſchelm; der Kerl dort, dem du die Rippen zerſchellteſt, iſt Petrini, und der Wicht, der da bei der Molda ſteht,

mit den dikken Mohrenlippen, ist Struzza. Jezt kennst du uns alle. Wir wollen dich zünftig machen, weil du ein armer Teufel bist; aber höre, bist du auch ein ehrlicher Kerl? "

Abaellino lächelte, oder vielmehr grinste, und brummte: mich hungert!

„Bist du ein ehrlicher Kerl?"

„„Das soll die Folge entscheiden. "

„Sieh, Bursch, die erste Treulosigkeit kostet dir das Leben. Wirf dich dem Dogen in den Schoos und umschanze dich mit aller Macht der Republik, wir ermorden dich im Arm des Dogen, hinter hundert Kanonen. Sez dich auf den Hochaltar, wir schleppen dich vom Kruzifix hinweg und ermorden dich. — Kerl, besinne dich, wir sind Banditen! "

„„Das weis ich. Aber gebt mir nur Essen, dann will ich plaudern, so viel ihr wollt. Ich habe seit vier und zwanzig Stunden fasten müssen. ""

Molla dekte einen kleinen Tisch, trug nach ihrem besten Vermögen auf und füllte die silbernen Becher mit herrlichem Wein.

„Wenn er nur leidlicher, nur wie andre Menschenkinder aussähe! " brummte sie: aber seiner Mutter ist gewiß in ihrer Schwangerschaft der

Teufel erschienen, und da kam denn die abscheuliche Larve zur Welt!“

Abaellino lies sich nicht stöhren, sondern aß und tränk als wollte er sich für ein halbes Jahr satt essen. Die Banditen sahn ihm mit Wohlgefallen zu, und stießen auf die glükliche Eroberung an, die sie hier gemacht hatten.

Will sich der Leser diesen Abaellino denken, so stelle er sich einen jungen, starken Kerl vor, von dem man sagen würde, er sei schön geformt, wenn nicht das häslichste Gesicht, welches je ein Karrikaturmaler ersonnen, oder Milton dem häslichsten seiner gefallenen Engel aufgesezt, die übrigen Schönheiten entstellte. Schwarz und glänzend, aber weich und lang flog sein Haar verwildert ihm um den braunen Hals und um das gelbe Gesicht. Der Mund schien in einer ewigen Verzerrung zu grinsen und dehnte sich bis zu den Ohren aus; die Augen lagen tief ins Fleisch vergraben und zeigten fast immer das Weisse; die gröbsten Züge, die je ein Holzschnittsgesicht aufzuweisen hat, traf man hier in einer abscheulichen Zusammensezzung an, und verlegen war man, ob diese widerliche Physiognomie Dummheit oder Tükke des Herzens, oder beides zugleich verrieth.

„Nun bin ich satt!“ brüllte Abaellino, und stürzte den vollen Weinbecher hinter. „Was habt ihr nun zu fragen, ich bin bereit zu antworten.“

„Ich dächte, hub Matteo an: ich dächte, du legtest einmahl ein Probestük von deiner Stärke ab, denn diese kömmt bei uns sehr in Anschlag. Bist du gewandt im Ringen.“

„„Ich weis nicht.““

„Molla, sezz' alles beiseite! — Abaellino, mit wem nimmst du's unter uns auf? wen glaubst du so niederschmeisen zu können, wie den Potenda, den Petrini?“

„„Euch alle, wie ihr da seid, und ein halbes Duzzend solcher Lumpenhunde dazu!““ rief Abaellino, warf den Degen auf den Tisch, sprang auf und schielte die Bande an.

Die Kerls lachten.

„Na, macht das Probestük!“ rief Abällino!“ was zaudert ihr.

„Hör, Bursche, entgegnete Matteo: versuchs mit mir allein; und fühle erst, wer wir sind! denkst du, es stehn hier Knaben, oder saftlose Süsherrchen, die ihre Kraft in den Eiderdünen verschwizzen, oder feilen Mezzen vergeuden, oder dem Onan opfern?

Abaellino lachte. — Matteo wurde wild; die übrigen jauchzten.

„Hal-

„Halloh!“ rief Abaellino: ich habe Luſt zu raſen, macht euch gefaßt!“ und in einen Klumpen ſtürzte er zuſammen, warf den Rieſen Matteo über ſich hin, wie eine Puppe, ſchleuderte den Baluzzo rechts, den Petrini links, kehrte dem Thomas das oberſt zu unterſt, und ſtrekte den Struzza unter die Bänke.

Drei Minuten lagen die Ueberwundnen ohne ſich zu regen am Erdboden umher, und Abaellino jauchzte und die beſtürzte Molla zitterte bei dem ſchrekli-chen Schauſpiel.

„Beim heiligen Klas! rief Matteo und rieb ſich die mürben Schenkel: der iſt unſer Meiſter! Molla, dem Kerl ein gutes Nachtlager!“

„„Er hat mit dem Teufel einen Bund!““ murmelte Thomas, und renkte die verſchobne Gelenke in ihre Fugen.

Niemand war nach einem neuen Probeſtük lüſtern; ſpät wars in der Nacht, oder vielmehr, es graute der Morgen ſchon über das Meer empor und jeder begab ſich in ſein Schlafgemach.

## Viertes Kapitel.

### Banditenphiloſophie.

Abaellino, dieſer furchtbare Rieſe, konnte nicht lange, ohne ſich eine unbegränzte Hochachtung

von allen seinen Spiesgesellen zu erwerben, in der Mitte dieser Leute leben. Jeder liebte, jeder schäzte ihn, wegen seiner Banditentalente, wozu nicht allein die ungeheure Kraft seines Körpers, sondern auch seine Klugheit, sein Wiz zu dummen Streichen gehörte. Auch die kleine Molla hätte ihn wohl geliebt, aber — er war gar zu häslich.

Matteo war, wie Abaellino nun bald erfuhr, der Herr dieser gefährlichen Bande. Er war ein raffinirender Böswicht, unerschrokken vor jeder Gefahr, wizzig und schlau und gewissenloser, als ein französischer Finanzpächter. Er empfing die Beute und die Bezahlung, welche seine Untergebnen täglich einbrachten, gab davon jedem sein Theil und behielt für sich selbst nie mehr, als jeder andre bekam. Die Zahl derer, welche er schon in die andre Welt befördert hatte, war schon zu gros, als daß er sie angeben konnte. Sein gröstes Vergnügen war, in einsamen Stunden diese Mordgeschichten zu erzählen, um durch sein Beispiel die andern zu begeistern. Er hatte seine besondre Rüstkammer; hier fand man Dolche von verschiednen Gestalten, mit und ohne Widerhaken, breit, zwei- drei- und vierschneidig. Hier fand man Windbüchsen, Terzerole, Pistolen gros und klein; Gifte verschiedner Art und verschiedner Wirkung; Kleider zu allen möglichen Verkappungen; Mönchs- Juden- Taglöhner- Senatoren- Soldaten- Bettlertrachten.

Eines Tages rief er den Abaellino zu sich. „Höre, sagte er: Du wirst ein braver Kerl werden, das seh ich voraus. Fange nun auch an, das Brod, was wir dir geben, selber zu verdienen. — Hier hast du einen Dolch vom feinsten Stahl; du läßt dir jeden Zoll daran bezahlen. Stichst du nur einen Zoll tief in das Fleisch deines Gegners, so foderst du von dem, der dich besoldete, eine Guinee. Zwei Zoll, zehn Guineen; drei Zoll zwanzig, der ganze Dolch so viel du selber willst — das ist so die Taxe. Hier hast du einen gläsernen Dolch; an ihn hängt der unfehlbare Tod dessen, dem er ins Fleisch gestossen wird — kaum ist der Stich geschehn, so brichst du ihn in der Wunde ab, das Fleisch schließt sich über die abgebrochne Spizze zusammen, die bis zum Auferstehungstage darin ihr Quartier behält. — Hier dieser metallne Dolch bewahrt in seiner Höhlung ein subtiles Gift; stoß ihn, wem du willst, in den Leib, drükke hart an diese Feder, und du sprüzzest in eben den Augenblik den Tod in die Adern des Verwundeten. — Nimm die Dolche, ich gebe sie dir zum Geschenk, ein Kapital, das goldne, schwere Zinsen trägt!“

Abaellino nahm die Mordinstrumente mit einem leisen Schauer in die Hand. —

„Ihr müßt euch doch schon ein großes Vermögen zusammengestohlen haben!“

„„Schurke, entgegnete Matteo beleidigt: wer stiehlt unter uns. Hältst du uns für Straßenräuber, Beutelschneider, oder für Verwandte dieses Lumpengesindels?

„Vielmehr für noch etwas ärgers; denn offenherzig gesprochen, Matteo, jene plündern doch nur die Schränke und Geldbörsen, die sich immer wieder füllen lassen, aber wir nehmen dem Menschen ein Kleinod, das er nur einmahl hat und einmal nur verlieren kann. Sind wir nicht noch tausendmahl ärgere Räuber?“

„„Beim heiligen Klas, Abaellino, ich glaube, du willst moralisiren?“

„„Ha, ha, ha, ha!“

„„Nun was schwazzest du da?“ “

„Höre, Matteo, noch eine Frage: wie finden wir uns dereinst mit dem Weltrichter ab?“

„„Ha, ha, ha!“

„Glaube nicht, daß es dem Abaellino am Muth fehlt; sieh, ich will auf deinen Befehl das halbe Venedig erwürgen, aber — —“

„„Närrchen, als Bandit mußt du dich über die

Fabel von Tugend und Sünde hinweg sezzen. Was ist Tugend, was ist Laster? nichts, als ein Etwas, welches die Landesverfassung, Gewohnheit, Sitte, Erziehung geheiligt hat; und was Menschen heiligen, können auch Menschen entheiligen; hätte der Senat die freimüthigen Urtheile über die venetianische Polizei nicht verboten: so wäre die Aeusserung solcher Urtheile keine Sünde. Gott frägt nicht nach Menschensazzungen, sondern nach seinem Willen. Wen er von uns zur Seligkeit bestimmt hat, der wird einmal selig, und wenn er verdammt hat, der bleibt verdammt in alle Ewigkeit, und wenn er gleich nach menschlicher Meinung ein Heiliger wäre. Also über die Sorgen sezz, dich hinweg. Wir sind Menschen, so gut wie der Doge und seine Senatoren; wir können so gut, wie sie Gesezze geben, und aufheben, und bestimmen, was Sünde und Tugend sein soll. " "

Abaellino lächelte.

"„Sagst du, wir treiben ein ehrloses Gewerbe? was ist Ehre? ein Wort, ein leerer Schall und ein leeres Hirngespinnst. Der Knikker sagt: Ehre ist es reich zu sein, und die Goldstükke zu Tausenden zählen zu können. Ehre, sagt der Wollüstling, ist es von jedem Mädchen angebetet zu werden und jedes schöne Weib zu besiegen. Mein,

sagt der Feldherr, Städte zu erobern, Armeen zu schlagen, Dörfer zu verheeren, das bringt Ehre. Der Gelehrte sezt seinen Ruhm in die Menge der Folianten die er geschrieben, oder gelesen hat; der Kesselflikker in die Kunst Scherben wieder genau zusammen zu kitten; die Nonne in der groſsen Zahl ihrer Andachtsübungen; die Weltdame in die Menge ihrer Vergötterer; die Republik in die Gröſse ihrer Provinzen und so, Freundchen, sezt jeder seine Ehren in etwas anders. Warum ist es ehrlos, wenn wir uns in unsrer Kunst Glanz und Vollkommenheit erringen.“ “

„Schade, an dir verliert der Lehrstuhl einen braven Philosophen.“

„„Meinst du? sieh nur Abaelino, ich bin im Kloster erzogen; mein Vater war ein Prälat in Lukka, meine Mutter eine keusche Nonne vom Orden der Urselinerinnen. Da hab ich studieren sollen, mein Vater wollte mich zu einem Kirchenlicht machen, aber ich fühlte mich zu einer Mordbrennerfakkel tauglicher. Als ich bei dem alten Pater Hieronimus die Moral studierte, sagte er mir oft, Selbstliebe sei das groſse Triebrad aller menschlichen Handlungen, das Urprincip jeder Sittenlehre. Hieronimus hatte Recht. Gott schuf aus Selbstliebe das unermeſsliche Universum, um sich selber zu verherrlichen, und verherrlicht zu

ſehn; jedes Thier handelt den Naturgeſezzen gemäs, nach dem ehrwürdigen Grundſaz der Selbſtliebe — jeder Menſch ordnet ſeine Thaten dieſem großen Geſez unter, und wer hat nun wider die Sittlichkeit unſers Geſchäfts etwas einzuwenden, da wir eben dem Geſez gehorchen, dem das Univerſum Gehorſam leiſtet? — Mit einem Worte, zittre nicht vor den Selbſtgeſpinnſten deiner Einbildungskraft! " "

## Fünftes Kapitel.

### Die Einſamkeit.

Schon über ſechs Wochen war Abaelline in Venedig, aber noch hatte er von ſeinen Dolchen keinen Gebrauch machen können oder wollen. Denn theils war er in den Straßen, Schlupfwinkeln, Palläſten und Kajütten Venedigs zu unbekannt, theils fehlten ihm auch noch Kunden, deren mörderiſche Aufträge er hätte executiren können.

Dieſe Geſchäftloſigkeit ekelte ihm, er wollte handeln und konnte nicht.

Melancholiſch ſchlich er umher, und ſeufzte. Er beſuchte die öffentlichen Plätze Venedigs, die Wirths-

häuser, Garten- und Lustplätze, aber nirgends fand er, was er suchte — Ruhe.

An einem Abend hatte er sich in einem Garten verspätet, der auf einer niedlichen Insel Venedigs gelegen war. Er schlich von Laube zu Laube, setzte sich am Ufer des Meeres nieder und sah dem Spiel der Wellen im Schein des Mondes zu.

„So ein schöner Abend wars vor zwei Jahren, da ich Emmoinen den ersten Kuß raubte, und Emmoine mir Liebe schwor!“ seufzte er, und schwieg und wehmüthige Empfindungen stiegen in ihm auf.

Es war so stille. Kein Lüftchen beg die Hälmchen des Grases; aber in Abaellinos Busen stürmte es.

„Hätt' ich es vor zwei Jahren träumen können, daß ich einmahl in Venedig als Bandit meine Rolle spielen würde? O wo sind die goldnen Hofnungen, die lieblichen Pläne, welche meine Jugend umgaukelten? — Ich bin ein Bandit, noch weniger, als ein Bettler! —“

„Wenn mein grauer Vater oft im Enthusiasmus mich umschlang und rief: Sohn, du wirst den Namen Obizzo glänzend machen! Gott, wie bebte ich da, was dacht ich, was empfand ich, was wollt' ich da nicht alles! und der Vater ist tod,

und sein Sohn — — ein venetianischer Bandit! — wenn meine Lehrer mich bewunderten und liebkoseten, und sie entzükt mir zuriefen: Graf, ihr verewiget einst das alte Geschlecht von Obizzo! ha, was versprach ich mir da nicht in seliger Trunkenheit von der Zukunft! — Als mich Emmoinna von einer schönen That zu sich heimkehren sah, und sie die Arme mir entgegenstrekte und mich an ihren Busen schlos und mir ins Ohr lispelte: wer sollte den großen Obizzo nicht lieben, — — oh, eh! hinweg ihr Bilder der Vergangenheit, euer Erscheinen führt zum Wahnsinn! "

Er schwieg, bis die Lippen zusammen, hielt die flache Hand vor die Stirn und krallte die andre zusammen,

„Ein Meuchelmörder, ein Diener der Niederträchtigkeit und Büberei, einer der größten Schurken, den die venetianische Sonne beschein ist — der groß Obizzo! — pfui! — und doch hat mich das Schiksal selber zu diesem unseligen Loose verdammt. — "

Plözlich sprang er nach einem langen Stillschweigen auf, sein Auge funkelte, seine Miene verwandelte sich, sein Odem floz lauter.

„Ja, beim Himmel, ja, gros konnt' ich als Graf Obizzo nicht sein, aber wer wehrt mirs, gros,

als Bandit, zu werden? — Vater, mein Vater!“ rief er und sank von ungewöhnlichen Gefühlen bestürmt nieder auf die Kniee, und strekte die Finger empor zum Himmel, als zu einem Eide:

„Geist meines Vaters, Geist meiner Emmoina, ich will eurer nicht unwerth sein! hört mich, wenn ihr mich umschweben dürfet, hört mich, ich will auch als Bandit meinen Ursprung nicht verläugnen, eure Hofnungen, mit denen ihr aus dieser Welt schiedet, nicht vernichten — o, so wahr ich lebe, ich will der einzige meiner elenden Zunft sein und werden, und die Nachwelt soll den Namen verehren, den ich verherrlichen kann. — “

Er berührte mit seiner Stirn den Erdboden und weinte. Die Zweige lispelten leise im Abendwinde um ihn her, leise lispelten die Gebüsche und das dunkle Schilf am Gestade.

Länger als eine Viertelstunde verharrte er in dieser Situazion. Große Gedanken flogen vor seinem Geiste vorüber; über ungeheuern Plänen schwindelte er und er sprang auf sie zu realisiren.

„Mit fünf erbärmlichen Gaunern mach ich kein Complot wider die Menschheit. Ich allein muß die Republik zittern machen, und jene meuchelmörderischen Buben sollen in acht Tagen hängen. Fünf Banditen soll Venedig nicht füttern, aber einen, einen einzigen, und dieser soll dem Dogen die Spitze bieten, soll über Recht und Un-

recht in der Republik wachen. Ehe acht Tage verfliegen, soll der Staat gereinigt sein von dem Auswurf des menschlichen Geschlechts, und dann steh ich noch allein da. An mich allein müssen sich alle jene Schurken von Venedig wenden, welche meine Spiesgesellen vormahls zum Morde der Rechtschaffnen gedungen haben. Ich lerne nun die feigen Mörder, die vornehmen Buben kennen, die den Matteo sonst und seine Knechte bezahlten — ha, Abaellino! Abaellino! — — "

Er taumelte, trunken von seinen Hofnungen durch den Garten, rief einen Gondelier herbei, sezte sich in die Gondel und eilte zu der Wohnung der kleinen Mella, wo alles schon im Arm des Traumgotts hingestorben lag.

## Sechstes Kapitel.

### Rosamunde, die schöne Nichte des Dogen.

„Hör Bursche!" sprach Matteo am folgenden Morgen zum Abaellino: „heute sollst du dein Probestük in der Kunst machen!"

„„Heute?"" murmelte Abaellino durch die Zähne: „Wem gilts?"

„Es iſt freilich nur ein Weib, allein man muß jedem den Anfang erleichtern. Ich will dich ſelber begleiten, und ſehn, wie du dich bei dieſer Probearbeit benehmen wirſt! “

„„Hm! ſagte Abaellino, und maß den Matteo vom Wirbel bis zu den Sohlen.

„Heut Nachmittag um die vierte Stunde gehn wir mit einander, gut gekleidet in den Garten von Dolabella, auf der Südſeite von Venedig. Hier pflegt die Nichte des Dogen Andreas Gritti, die ſchöne Roſamunde von Corfu zu baden, und nach dem Bade allein zu luſtwandeln. Und dann — nun weißt du's. “

„„Und du begleiteſt mich? ““

„Ich will von deiner erſten That ein Zuſchauer ſein; ſo pfleg ichs zu halten bei jedem! — “

„„Wie tief der Stos? ““

„Bis aufs Leben! die Bezahlung iſt fürſtlich; ich empfange ſie nach Roſamundens Tode.

Es wurde alles übrige verabredet. Der Nachmittag erſchien. Es ſchlug in der benachbarten Benediktinerkirche vier Uhr, und Matteo und Abaellino machten ſich auf den Weg.

Sie kamen in den Dolabelliſchen Garten, der heut ungewöhnlich volkreich war; Menſchen beiderlei Geſchlechts durchirrten die umbüſchten Gänge;

in allen Lauben ſaſſen die Edlen von Venedig; in allen Winkeln ſeufzten liebende Paare der angenehmern Dämmerung des Abends entgegen; und von jeder Seite ſcholl Vokal- und Inſtrumentalmuſik um das ſchwelgende Ohr.

Abbaellino miſchte ſich unter die Spaziergänger; er hatte ſeinen Kopf in eine ehrwürdige Perükke verſtekt, die Attitüde eines podagriſchen Alten angenommen und ſchlich ſo an einem Krükkenſtok durch die Verſammlung. Seine goldreiche Kleidung verſchaffte ihm allenthalben Zutritt, jeder lies ſich mit ihm in Geſpräche über Witterung, Kommerz der Republik und die Kriege der Ausländer ein, und Abaellino wuſte angenehm zu unterhalten.

So erfuhr er nun auch, daß Roſamunde im Garten ſei, wie ſie ſich heut gekleidet, und in welcher Gegend ſie wandele.

Sogleich ſchlich er dahin. Matteo verfolgte ihn auf den Fus.

In einer entlegnen Laube ſas die größte Schönheit Venedigs, Roſamunde von Corfu.

Abaellino näherte ſich der Laube; er wankte vor dem Eingang derſelben, als ein Ohnmächtiger umher, und erregte Roſamundens Aufmerkſamkeit. „Ach!“ ſeufzte er: „iſt denn niemand, der ſich eines ſchwachen Greiſes erbarmet?“

Die schöne Nichte des Dogen sprang eilig hervor aus der Laube, dem alten Mann zu helfen. „Was ist Euch, lieber Vater? “ fragte sie mit einer süssen Stimme, und besorgtem Blik.

Abaelino winkte mit der Hand zur Laube hin; Rosamunde führte ihn hinein und sezte ihn auf ein Rasenbänkchen.

„Gottes Lohn! “ stammelte Abaelino mit schwacher Stimme, und sah Rosamunden ins Auge und erröthete.

Rosamunde stand schweigend vor dem verlarvten Banditen und zitterte in zärtlicher Sorge — und diese Bekümmernis macht das schöne weibliche Geschöpf noch schöner. — Bebend bog sie sich mit dem halben, schlanken Leibe über ihren gedungnen Mörder und fragte nach einer Weile: „ists Euch besser? “

„Besser! “ stammelte der Betrüger mit matten Lippen. — „Ihr seid die edle Rosamunde von Corfu, des Dogen Nichte? “

„Wohl bin ichs, lieber Alter! “

„„O, Fräulein, da hab ich Euch etwas wichtiges zu entdekken — ach, du lieber Gott, wie können die Menschen so grausam sein — seht nur, man steht Euch nach Euerm Leben. “ “

Das Mädchen bebte erblassend zurük.

„Wollt Ihr Euern Mörder kennen lernen? — Ihr ſollt nicht ſterben, aber thut mir den Gefallen und verhaltet euch ganz ſtill!“

Roſamunde wußte nicht, was ſie zu den Worten des Greiſes denken ſollte; es wurd ihr bange in der Geſellſchaft dieſes alten Mannes.

„Fürchtet nichts, Fräulein, fürchtet nichts, ſeid unbeſorgt. — Der Mörder ſoll vor euern Augen ſterben.“

Roſamunde machte eine Bewegung, als wollte ſie entfliehn. Aber plözlich verwandelte ſich der ſchwache Greis vor ihren Augen. Er der vor einer Minute ohnmächtig nur lallen konnte, und zitternd da ſas, ſprang auf wie ein Rieſe und hielt ſie zurük in ſeinen Arm.

„Um Gotteswillen, laßt mich!“ rief ſie.

„„Fräulein, ſeid ſorglos, ich beſchüzze euch!“ entgegnete Abaellino nahm ein kleines Blech in den Mund und pfiff.

Plözlich ſprang der lauernde Matteo aus einem Geſträuch hervor und in die Laube hinein. Abaellino zog den Dolch, ſchleuderte Roſamunden hinter ſich, gieng dem Matteo einen Schritt entgegen und ſtieß ihm das Meſſer ins Herz.

Ohne einen Laut von ſich zu geben, ſtürzte der Banditenhauptmann zu Abaellines Füßen nieder

und röchelte und gab nach vielen gräslichen Verzukkungen den Geist auf.

Jezt sah der Mörder Mattes's hinter sich, und erblikte Rosamunden halbohnmächtig auf der Rasenbank.

„ Nun ist dein Leben gerettet, schöne Rosamunde, sagte er: da liegt der Schurke, der mich zu deiner Ermordung hieher führte. Sei ruhig, geh 'hin zu deinem Oheim Andreas Gritti, und sage, Abaellino habe dein Leben erhalten! “

Rosamunde konnte nicht sprechen. Bebend strekte sie ihre Arme aus, ergrif Abaellinos Hand und küßte sie mit stummer Dankbarkeit.

Abaellino sah die schöne Leidende an, und wer konnte hier gefühllos bleiben? Man denke sich ein Mädchen, das kaum neunzehn Sommer dieses Lebens gesehen hatte; den schlanken Gliederbau versteckt in ein weises, tausendfaltiges leichtes Gewand, mit einem großen, blauen Augenpaar, aus welchem die reinste Unschuld sprach, einer Stirn, weis wie Elfenbein, über welcher das schwarze lokkigte Haar sanftgeringelt herabquoll, Wangen, die der Schrek izt gebleicht hatte, Lippen, die nie ein Verführer mit seinem Kusse vergiftet, einen Busen, den der keusche Florenebel vergebens verbergen wollte. Man denke sich dieses Geschöpf, woran die liebende Natur nichts vergaß,

„gab, um es zum Ideal weiblicher Schönheit zu erheben — und man wirds dem ungeſtümen Abaellino nicht verargen, wenn er einige Minuten entgeiſtert daſtand und ſich um die Ruhe ſeines Herzens betrog. —

„O, bei Gott! rief er: Roſamunde, du biſt ſchön, ſchön wie Emmoina! — " Er bog ſich über ſie hin und drükte einen brennenden Kuß auf ihre blaſſe Wange.

„„Geh, ſchrecklicher Menſch!" " lispelte ſie.

Ach, Roſamunde, warum biſt du ſo ſchön, und warum bin ich — weiſt du wer dich küßte, geh, und ſags dem Dogen laut: der Bandit Abaellino! "

Er ſprachs und verſchwand aus der Laube.

## Siebentes Kapitel.

### Fortſezzung.

Und in der That hatte Abaellino Urſach zu eilen; denn wenige Minuten, nachdem er die Laube verlaſſen hatte, verirrten ſich mehrere Spaziergänger in dieſer Gegend her, die bald den ermordeten Maſtro, und die todtenblaſſe Roſamunde erblikten.

Man verſammelte ſich um die Laube: es ſtrömten immer mehrere Perſonen herbei und Roſamunde mußte faſt jedem die Begebenheit der vergangnen Augenblikke erzählen.

Es befanden ſich unter den Herbeieilenden verſchiedne Hofleute des Andreas Gritti; man rief ihre Geſellſchaftsdamen und Zofen herbei, rief ihrer Gondel und ſo begab ſich das arme Mädchen in den Pallaſt ihres Oheims zurük.

Vergebens hielt man alle andern Gondeln an, vergebens unterſuchte man alle Gäſte des Dolabellaiſchen Gartens, der ſogenannte Bandit Abaellino war verſchwunden. —

Der Ruf dieſer Geſchichte flog durch ganz Venedig; jedermann bewunderte Abaellino's That, bedauerte die arme Roſamunde, verfluchte denjenigen, der den Matteo zu ihrem Morde beſoldet hatte, und ſuchte alle dieſe unzuſammenhängenden Fragmente mit dem Kitt der Hypotheſen, ſo gut, wie gewiſſe deutſche Philoſophen ihre Syſteme, zuſammenzuflikken.

Am Ende entſpann ſich hieraus der ſchönſte Stoff zu einem abentheuerlichen Roman, oder Trauerſpiel, betitelt: Die Gewalt der Schönheit. Denn Abaellino hätte wahrſcheinlich Roſamunden den Dolch ins Herz geſtoſſen, meinten die venetia-

ſchen Damen und Herrn, wäre Roſamunde minder ſchön geweſen.

Zulezt beneideten die Venetianerinnen Roſamunden ſogar um das Abentheuer; man fieng ſchon an über den Kus des Banditen zu mediſiren. Hm! ſagten einige: was kann die ſchöne Roſamunde ihrem Erretter nicht in der Angſt erlaubt haben! — Und wird, riefen andere; und wird der Kerl mit einem ſchönen Mädchen, dem er das Leben erhielt, allein ſich mit einem einzigen Kuſſe begnügt haben? — Freilich! entgegnete man: Banditen pflegen ſonſt ſo ſehr galant nicht zu ſein und in der Liebe zu platoniſiren! —

Mit einem Worte, Roſamunde und der häßliche Abaelino waren ſo lange der Gegenſtand müßiger Schwäzzer und Schwäzzerinnen, bis man endlich die Nichte des Andreas Gritti die Banditenbraut betitelte.

Keiner aber war aufgebrachter, als der Doge. Er gab ſogleich Befehl, man ſolle wachſamer als je auf alle und jede verdächtige Perſonen ſein; die Nachtwachen wurden verſtärkt, es wurden alltäglich Spione ausgeſandt, aber vergebens, man entdekte keine Spur von den Banditen.

## Achtes Kapitel.

### Entdekkungen.

„Verdammt!“ rief am andern Tage der wilde Parozzi, ein venetianischer Nobile erstern Ranges, und ging mit großen Schritten durch sein Gemach: Verdammt sei die Ungeschiklichkeit des Schurken! aber in der That, ich begreif es noch gar nicht, wie sich das alles zugetragen hat! — Weis man von meinen Plänen? hat Bembi Rosamundens Liebe? Wer hat den Abaellino wider den Matteo ausgeschikt? — Bembi vielleicht? — gewis! — Und wird der Doge nun nicht fragen: wer hat Mörder wider meine Nichte ausgesandt? wer kann es anders gewesen sein, als Parozzi, der unglükliche Liebhaber, dem die schöne Rosamunde einen Korb gab, und Andreas Gritti unhold ist? wird man sagen. — Pfui! — Parozzi! Parozzi! und wenn der schlaue Gritti all deine Pläne entdekte, wenn er wüßte, daß du an der Spizze mehrerer Leichtsinnigen — Leichtsinnigen? ja doch, was sind die Knaben anders, die um der Ruhe zu entgehn, den Eltern das Haus übern Kopf anzunden wollen? — Parozzi, wenn das alles dem Gritti verrathen würde!“

Er wurde in seinen Betrachtungen gestört. Memmo, Falieri und Contarino traten herein, drei junge Venetianer vom besten Adel, Parozzis tägliche Gesellschafter, am Geist und Körper verdorbne Menschen, Springinsfelde, Bonvivants, die allen Wucherern in Venedig mehr schuldig waren, als sie jemals mit ihrem väterlichen Erbe bezahlen konnten.

„Aber, Brüderchen, rief Memmo, dem das Laster in der grauen Gesichtsfarbe, dem trüben Blik und den rothblauen Ringen um den Augen verrieth; um des Himmels Willen, ich bin ausser mir, hast du den Matteo wider die Nichte des Andreas Grisi ausgeschikt? "

„„Ich? "" sagte Parozzi, und drehte sich um, um die Todtenbläße zu verstekken, die ihm über das Gesicht flog: kein Gedanke — ich glaube, du schwärmst! "" "

Memmo. Wahrhaftig, ich spreche im ganzen Ernst; frag nur den Falieri, der kann dir mehr erzählen.

Falieri. Höre, Parozzi, der Procurator Sylvio hats dem Dozen als eine heilige Wahrheit beschworen, daß kein andrer, als du, den Matteo zu Rosamundens Ermordung bestellt habest.

Parozzi. Nun, und ich sage euch, der Kerl raset.

Contarino. Aber nimm du dich in Acht. Gritti ist fürchterlich.

Falieri. Der Doge ist der elendeste Gauch! von der Welt; er kann ein ganz guter Soldat sein, aber Kopf hat er nicht.

Contarino. Und ich schwöre dirs, Gritti ist wild wie ein Löwe und schlau wie ein Fuchs.

Falieri. Durch das verdammte Kleeblat, davon er der Stiel ist, der es um sich zusammen hält. Man nehme ihm den Sylvio, Conari, und Dandoli, so wird er dastehn, wie ein Schulknabe im Examen, dem maus Concept gestohlen hat.

Parrozi. Falieri hat Recht.

Memmo. Ja, wahrhaftig.

Falieri. Und stolz ist der Gritti, wie ein Bauer, dem man ein Purpurkleid angezogen hat. Bei Gott, er ist unleidlich. Bemerkt ihr denn gar nicht, wie er täglich seinen Hofstaat vermehrt?

Memmo. So wahr ich lebe, du hast Recht.

Contarino. Und welche Gewalt er sich allenthalben anmaßt? Die Signoria, die Quaranti, die Procuratoren di St. Marco, die Avogadori wollen und wünschen nichts anders, als was dem Gritti gefällt. Alle hängen sie an dem Faden seiner Launen wie Marionetten, die ihre Holz-

köpfe schütteln oder verneigen, nachdem sie gezogen werden.

Parozzi. Und das Volk vergöttert diesen Gritti.

Memmo. Ja, das ist eben das schlimmste.

Falieri. Aber ich will verdammt sein, wenn sich das Spiel nicht bald dreht.

Contarino. Ja, nur angefangen, Leute. Aber was thun wir? da liegen wir in den Weinhäusern und Bordellen, saufen und spielen, stürzen uns in ein Meer von Schulden hinein, wo zulezt der beste Schwimmer ertrinken muß. Laßt uns den Anfang machen — laßt uns werben, laßt uns angreifen, die Verhältnisse müssen sich ändern, oder es geht in dieser Welt mit uns nicht gut.

Memmo. (seufzend) Freilich, freilich, die Gläubiger zerklopfen mir schon seit einem halben Jahr die Thüren, wekken mich des Morgens aus dem Schlaf und lullen mich des Abends mit ihren Klagen wieder ein.

Parozzi. Ha, ha, ha! nun ihr wißt ja, wie mirs geht! —

Falieri. Hätten wir minder flott gelebt: so würden wir izt ruhig sizzen können in unsern Palästen, und — Aber izt —

Parozzi. Nun, wahrhaftig, ich glaube! Falieri hält uns eine Buspredigt.

Contarino. So machens die alten Sünder sammt und sonders, wenn sie nicht mehr sündigen können, dann geloben sie hoch und theuer Reue und Besserung. Nein, ich bin zufrieden mit meinen Ausschweifungen; ich seh doch daraus, daß ich kein Alltagsmensch bin, der mit seinem Pflegma hinter dem Ofen zusammenschurrt, Federn spizt, Männerchen malt und vor ungewöhnlichen Einfällen schaudert. Die Natur hat mich einmal zum Wildfang geboren, und ich will meine Bestimmung erfüllen. — Brächte der Himmel nicht zuweilen Geister wie die unsrigen hervor: so würden die Menschen endlich einschlafen. Aber wir treiben die alte Ordnung aus ihren Fugen, und die Menschen aus ihrem Schneckengang, geben einer Million Müßiggänger Räthsel auf, jagen einige hundert neue Ideen durch die Köpfe der großen Menge, verursachen allgemeine Gährung und sind zulezt der Welt so nüzlich, wie ein Sturmwind der trägen, sich selbst vergiftenden Natur.

Falieri. Prächtige Fleskeln, so wahr ich Falieri heiße; Contarino; das alte Rom vermißt dich. — Allein Jammer und Schade, daß

an dem Geklimper deiner Worte so wenig Realitäten hängen! — siehst du, inzwischen du vielleicht mit deinem Rednertalent barmherzigen Ohren ermüdet hast, hat Falieri gehandelt. Der Kardinal Grimaldi ist mit der Regierung unzufrieden, Gott weis es, wodurch ihn Grimi wider sich aufgehezt hat — kurz Grimaldi ist von unsrer Parthei.

Parozzi. (erstaunt und froh) Falieri, bist du toll — der Kardinal Grimaldi?

Falieri. Und er hängt an uns mit Leib und Seele. Freilich, ich habe ihm viel von unsern edeln Absichten, von unserm Patriotismus, von unsrer Freiheitsliebe vorneindbeuteln müssen, aber Grimaldi — ist ein Pfaffe, das heißt, ein Gauner! und so taugt er für uns.

Contarino. (reicht dem Falieri die Hand) Bravo, Herr Bruder, wir spielen den Katilina zu Venedig! — Was mich betrifft, so hab auch ich gehandelt. Zwar hab ich für uns noch keinen großen Fang gethan, aber doch besizze ich ein großes allmächtiges Nez, womit ich den besten Theil Venedigs zu unsern Plänen zusammenfischen werde. — Ihr kennt doch die Markise Almeria?

Parozzi. Hält nicht jeder von uns eine Liste der Ve-

netianerinnen, und wir sollten No. I vergessen haben?

Falieri. Almeria und Rosemunde, die Losung aller Venetianer.

Contarino. Almeria ist mein.

Falieri. Was?

Memmo. (durch die Zähne) Pest!

Parozzi. Almeria?

Contarino. Nun, gafft ihr mich nicht an, als weissagt ich euch den Einsturz des Himmels? — Kurz, ich bin Almeriens Favorit, und mit ihr aufs innigste vertraut. Aber unsre Liebschaft wird verdekt gehalten; was ich will, will auch sie, und wie sie pfeift, so tanzt Venedigs halber Adel.

Parozzi. Contarino, du bist unser Meister.

Contarino. Und nun ahndet ihr doch nicht, welche Macht ich in den Händen habe?

Parozzi. Ich schäme mich vor euch, denn noch hab ich nichts gethan. Wär, Rosamunde ermordet: so würd' ich, wenigstens euch vorlügen können, daß ich sie für mein Geld habe in den Himmel bringen lassen, damit Gritti den Namen verlöre, womit er Venedigs erste Männer an sich gefangen hält. Lebt Rosamunde nicht mehr: so verliert Gritti allen Reiz; die glänzendsten Häuser werden von ihm ablas-

sen, wenn ihre Hofnung zu Grabe geht, sich mit dem Gritti durch Rosamundens Verheurathung zu verbinden. Sie erbt einmahl vom Dogen.

Memmo. Und damit ich eurer würdig sei, will ich — Geld schaffen. Mein alter, grämlicher Oheim hinterlaßt mir dem Universalerben volle Kisten — und der alte Filz, kann ja sterben, wenns mir gefällt.

Falieri. Er hätte längst sterben können.

Memmo. Ich war nur zu ängstlich — wahrhaftig Leutchen, ihr glaubts nicht, ich bin zuweilen so hypochondrisch, daß es mir ist, als hätt ich Gewissensbisse.

Contarino. Freund, nimm einen guten Rath an. — Geh ins Kloster!

Memmo. He, he, he, he!

Falieri. Wir müssen die alten Freunde, — Matteo's Gesellschaft aufsuchen; die Gauner lassen sich jezt nirgends wittern.

Parozzi. Und vor allen Dingen muß das Kleeblatt des Dogen verdorren oder abgerissen werden.

Contarino. Vortrefliche Vorsäzze! wahrhaftig, wenn sie nur so schnell erreicht, als geträumt wären. — Kurz, Freunde, wir begraben entweder

unſer Elend unter den Ruinen der alten Staatsverfaſſung, oder wir befeſtigen dieſelbe noch mehr durch unſere Todtenſchädel. — In beiden Fällen erlangen wir Ruhe. Die Noth hat uns mit ihrer Geiſſel nun hinaufgepeitſcht auf den lezten Gipfel ihres Felſen, wo wir entweder uns durch einen Genieſtreich erretten, oder von der andern Seite in den Abgrund ewiger Vergeſſenheit und Schande hinunterſchwindeln müſſen. — Laßt uns izt nur raffiniren: woher Geld zu den nöthigſten Unkoſten und woher Theilnehmer an unſern Plänen? Geht hin, und erobert die berühmteſten Mezzen Venedigs, auf deren Altären der Staatsmann, Mönch und Bürger opfert. Was wir mit aller Beredſamkeit, Banditen mit ihren Dolchen, Prinzen mit ihren Goldbörſen nicht vermögen, kann ſolch eine Phryne mit einem einzigen Blik. Wo der Wiz des Pfaffen ſcheitert und die Gewalt des Kriminalrichters ohnmächtig wird, kann noch ein Kus, ein ſüſſes Verſprechen Wunder thun. An dem wollüſtigen Buſen ſolcher Weiber ſchläft endlich die wachſamſte Treue ein: ein Kus von ſolchem Weibe thaut der ſtummen Verſchwiegenheit die Lippen auf und eine Schäferſtunde kann die heiligſten Grundſäzze zu Grabe läuten.

Oder will euch das Glük bei den Weibern nicht wohl, oder fürchtet ihr euch ſelber in den

Mezzen verwirren zu können, die ihr für andere ausspannt: so versuchts mit den Pfaffen. Schmeichelt den Stolz dieser Hochmüthigen, malt ihnen auf das leere Blatt der Zukunft Kardinalshüte, Patriarchenmufuln, Bischofsstäbe und Pontificalien. Ich schwör es euch, sie haschen zu!, und ihr habt sie in eurer Gewalt. Sie, die Gewissensräthe der bigotten Venetianer, lenken Mann und Weib, Edelmann und Bettler, Gondolier und Dogen, Gelehrte und Laien am Zaum des Aberglaubens. Habt ihr die Pfaffen für euch: so könnt ihr Tonnen Goldes ersparen, um die Gewissen zu bestechen, denn sie handeln mit dem lieben Gott in Compagnie, und verschenken nach ihrem Gefallen bald die ewige Seligkeit bald die hölische Verdammnis.

## Neuntes Kapitel.

### Mollas Häuschen.

Kaum hatte Abaellino die berüchtigte That vollbracht, die nun allen Venetianern Stoff zum Plaudern gab: so entwischte er so glüklich, daß man auch nicht den geringsten Umstand vorfinden

konnte, der ihn, als dem Thäter verrathen, oder die Spuren seiner Flucht entdekken konnte.

Er kam an Molla's Häuschen — es war schon gegen Abend. Molla öffnete die Thür und er begab sich ins Zimmer. „Wo sind die andern?“ fragte er in einem wilden Ton. Molla erschrak: „Sie schlafen schon seit dem Mittag. Wahrscheinlich wollen sie in der Nacht auf die Jagd gehn.“ —

Abaellino warf sich gedankenvoll auf einen Sessel.

„Aber du bist ja so düster, Abaellino? sieh nur, du wirst dadurch so häslich. Weg mit den Falten von der Stirn, sie entstellen dich noch mehr.“

Abaellino antwortete ihr nicht.

„Aber ich fürchte mich endlich vor dir. Sei doch freundlich du Riese! ich fange wirklich schon an dir gut zu werden, und deinen Anblik zu ertragen und“ — — —

„„Wekke die Schläfer! brummte der Bandit.

„Ei, laß sie doch schlafen, die trägen Kerls, fürchtest du dich denn mit mir allein zu sein? Seh ich denn so schrekklich aus, wie du? — sieh mich doch einmal an.“

Sie ſtellte ſich in ihrer kleinen, runden Figur vor ihm hin, und ſchielte lächelnd mit luſternen Augen zu ihm hinüber. — Molla war in der That nicht häslich; ihr Stumpfnäschen, ihr brennendes Auge, ihr blondes Haar, das hinter der Haube wild über den vollen Buſen herabſtürzte, der in dieſen Augenblikken ohnedies nur ſehr leicht bedekt war, machte ſie niedlich. Allein Molla wußte auch, daß ſie ein Stumpfnäschen, einen ſprechenden Blik, ein blondes Haar, und einen vollen Buſen hatte. Und ihr Karakter war daher — wie der Karakter der meiſten Mädchen und Weiber in einem gewiſſen Alter, in allen Ständen. Ein Mädchen, die es ihrem Spiegel und ihren Schmeichlern glaubt, es ſei ſchön, iſt auf dem halben Wege, ihre Unſchuld zu verlieren. — Molla übrigens war weder Mädchen noch Weib, ſondern — — — was viele ihres Alters und Geſchlechts ſind.

„Aber ſei doch nicht ſo tükiſch, lieber Abaellino!“ ſagte ſie und ſezte ſich dicht neben ihn nieder und ſtrich ihm mit ihrer runden Hand die ſchwarzen Lokken von der Stirn.

„„Wekke die Schläfer!““ rief Abaellino, und ſtierte ſie verdrüslich an.

„Ei, ich glaube gar, der Schelm will trozzen!“ ſagte ſie und ſtand auf, warf ſich auf ſeinen Schoos, ſah ihn in die Augen — und das Halstuch fiel ab.

„Bösewicht! rief sie, was machst du?“

Abaellino konnte sich des Lächelns nicht erwehren.

„Lache nur noch!“ sagte sie lächelnd und faltete die Stirn, um zornig zu scheinen, vergab ihm aber bald die nicht begangne Sünde, schlang ihre Arme um ihn und drükte ihn an sich.

„„Du bist ein gutes Mädgen, Molla!““ entgegnete er, sties sie sanft zurük und stand auf: „„in einer halben Stunde wollen wir uns beide mehr erzählen, jezt rufe die Schnarcher herbei, ich muß sie sprechen!““

Molla entfernte sich schweigend und drohte ihm im Zurüksehn mit dem Zeigefinger.

Abaellino gieng mit starken Schritten durchs Zimmer, den Kopf auf die Brust gesenkt, die Arme untereinander geschlagen. „Der erste Schritt,“ dachte er bei sich! „der erste Schritt ist gethan; ein moralisches Ungeheuer weniger in der Welt. Ich habe in diesem Mord nicht gesündigt, sondern mich geheiliget. — Gott, steh mir bei, ich habe ein großes Werk vor mir. — Ach, und dann soll Rosamunde der Lohn meiner Mühseligkeiten — Rosamunde? die Nichte des Dogen dem verworfnen Abaellino — o, in Ewigkeit geht es hier nicht

nicht gut zu Ende. Aber welch ein toller Einfall, ein Mädchen beim ersten Anblik — — Aber auch nur eine Roſamunde kann durch ihr erſtes Erſcheinen feſſeln. — Roſamunde und Emmoina! — — Doch es iſt ſchön nach Unmöglichkeiten zu haſchen, es beluſtigen Träume wenigſtens, und der arme Abaellino bedarf Beluſtigung. O wüßte die Welt, was Abaellino vollführen wird, ach ſie würde ihn gewis lieben und bemitleiden! — "

Molla trat herein. Ihr nach folgten ſchlaftrunken, gähnend und ſchlaff Thomas, Baluzzo, Petrini und Struzza.

„Reibt euch den Schlaf von den Augen, und überzeugt euch, daß ihr wachend ſeid, denn ihr ſollt etwas hören, was ihr kaum im Traume glauben würdet. "

Alle ſahn ihn gleichgültig an. „Nun was iſts denn? " fragte Thomas und dehnte ſich ſchläfrig.

„Nichts mehr und nichts weniger, als daß unſer braver, ſchlauer, tapfrer Matteo — ermordet iſt. "

„„Wie? — ermordet! "" lallte jeder und ſtarrte den Hiobsboten mit erſchroknen Blikken

an, und Molla schlug die Hände über den Kopf zusammen und sank kreischend auf den Sessel nieder, auf welchem sie vor wenigen Minuten noch um Abaellinos Zärtlichkeit buhlte.

Es herrschte eine allgemeine Stille.

„Donner und Wetter!“ rief endlich Struzza und trat ein paar Schritt zurük.

Thomas. Von wem?

Baluzzo. Wo?

Petrini. Diesen Nachmittag?

Abaellino. Vor einigen Stunden im Dolabellischen Garten, wo er die Nichte des Dogen aufgesucht hatte — wer ihn ermordet, das weis der Himmel.

Molla. (heulend) Der arme Matteo.

Abaellino. Morgen um diese Zeit findet ihr seinen Leichnam auf dem Rabenstein.

Petrini. Hat man ihn denn erkannt?

Abaellino. Freilich.

Molla. Der arme Matteo!

Thomas. Ein verdammter Streich!

Baluzzo. Verflucht, das hat ihn nicht geahndet, da er von uns ging, und uns allen nicht.

Abaellino. Nun, ihr scheint darüber bestürzt zu sein? —

Struzza. Ich kann mich noch nicht erhohlen — Der Schrek hätte mich fast zu Boden geschlagen.

Abaellino. Ei, beileibe, ich lachte, als ich die Botschaft erfuhr. So früh schon am Ziele! dacht ich.

Thomas. Was?

Baluzzo. Ich sähe darinn nichts lächerliches wahrhaftig!

Abaellino. Ihr fürchtet euch doch nicht davor, eine Gabe zu empfangen, die ihr selber so gern austheilt? — Wohin strebt ihr? was dürfen wir am Ende unsrer Arbeiten zum Dank fodern, als Galgen und Rad und Scheiterhaufen? welche Monumente dürfen wir für unsre Thaten fodern: als Schandsäulen und Rabensteine? Wem es gelüstet auf dem großen Welttheater die Rolle des Banditen zu spielen, der muß vor dem Tode nicht schaudern, er komme in Gesellschaft des Arztes, oder des Henkers. Also lustig!

Thomas. Das sei hier der Gottseibeiuns, ich kanns nicht sein.

Struzza. Mir klappern die Zähne.

Petrini. Hör', Abaellino, laß uns ein vernünftiges Wort mit einander sprechen. Dein Wiz wird hier fürchterlich.

Abaellino. Ha, ha, ha, ha!

Molla. Ach du armer, unglükseliger Matteo!

Abaellino. Nicht doch, Molla, mein Schäzchen, wer wollte so sehr verrathen, daß man ein Weib sei. Komm und laß uns das Gespräch fortsezzen, das ich vorhin zerriß. Sez dich zu mir und gieb mir ein Mäulchen. —

Molla. Geh, Ungeheuer.

Abaellino. Hat Liebchen die Laune verloren? Nun wohl, sie wird schon zurükkehren, und wer weis, wie es dann um die meinige steht.

Baluzzo. Daß dich der Geier fasse, Abaellino, du bist unausstehlich!

Abaellino. Bist du eifersüchtig? Ho, ho, befürchte nichts!

Baluzzo. Verdammt seist du mit deinem hirnlosen Gewäsch; saalbadre ein andermahl. Jezt laß uns überlegen, was zu thun sei?

Petrini. Freilich, es ist hier nicht die Zeit zum Spassen.

Thomas. Abaellino, ich halte dich für einen gewizten Kerl, gieb Rath, was ſollen wir thun?

Abaellino. (nach einer Pauſe) Nichts oder vieles. Entweder wir bleiben, was wir ſind, und wo wir ſind, morden für Geld und gute Worte einem Schurken zum Gefallen jeden ehrlichen Mann, laſſen uns zulezt hängen, rädern, braten, an die Galeeren ſchmieden, kreuzigen und köpfen, je nachdem es der blinden Juſtiz behagt, oder — —

Einige. Oder?

Abaellino. Oder wir theilen unſern Raub, verlaſſen die Republik, beginnen ein ehrliches Leben, und ſöhnen den Himmel wieder mit uns aus. Seht, ihr habt izt ſoviel, daß ihr zeitlebens nicht in die verlegne Frage gerathen dürfet: woher nehmen wir Brod? — Ihr kauft euch in einem fernen Lande eine Villa, oder ein Wirthshaus, oder treibt Handel, oder ein Gewerbe, welches euch beſſer gefällt, als die Meuchelmörderei. Ihr muſtert die Schönen, wählt euch ein Weibchen, zeugt Söhne und Töchter, eßt und trinkt und wezt die Scharten aus, durch eure Ehrlichkeit, die ihr durch Büberei ſchluget.

Thomas. Ha, ha, ha!

Abaellino. Was ihr thut, will auch ich thun, in eurer Gesellschaft laß ich mich entweder hängen und rädern, oder zum ehrlichen Kerl machen. — Nun wählt!

Thomas. Ein alberner Rath!

Balluzo. Die Wahl hält nicht schwer.

Abaellino. Ich sollt' es auch glauben.

Thomas. Wir bleiben beisammen, und treiben nach wie vor unser altes Gewerbe. Das bringt Geld und ein flottes Leben.

Petrini. Mein Seel, Kerl, du sprichst mir aus dem Herzen.

Thomas. Wir sind zwar Banditen, aber doch ehrliche Kerls, und der Donner über den, der dies läugnet. Vor allen Dingen aber müssen wir uns einige Tage eingezogen halten, damit wir nicht etwa verrathen werden, denn der Doge hat gewis izt seine Spione allenthalben. Dann aber schleichen wir uns, erkundigen uns nach dem Mörder Matteo's und erdrosseln ihn zum warnenden Beispiel gratis.

Alle. Bravo! braviſſimo!

Petrini. Und du, Thomas, biſt dafür von heut an unſer Meiſter.

Balluzo. Ja, an Matteo's Stelle.

Alle. Ja, ja!

Abellino. Und ich ſage, als ein braver Geſell hierzu mein herzliches Amen.

# Zweites Buch

## Erſtes Kapitel.

### Der Geburtstag.

In ängſtlicher Einſamkeit, eingeriegelt in ihren dumpfen Kammern, betrauerten die Banditen den Tod ihres Matteo; ieder Schlag an ihre Thüren machte ſie zittern; jedes Geräuſch auf der Straße machte ſie grauſen.

Fröhlicher aber und herrlicher gings im herzoglichen Pallaſt einher. Der Doge feierte den Geburtstag ſeiner ſchönen Nichte Roſamunde, und Venedigs Adel, die Geſandten und hohen Fremden machten mit ihrer Gegenwart dieſes Feſt zum glänzendſten in ſeiner Art.

Keine Herrlichkeit war hier geſpart, keine Quelle der Freude verſchloſſen geblieben. Ueppig buhlten alle Künſte um den Vorrang; Venedigs erſte Dichter beſangen dieſen Tag ſchöner, als je, denn ſie ſangen Roſamunden; die Tonkünſtler und Virtuoſen verſchwendeten hier die Allmacht der Muſik, denn es galt Roſamunden; alle athmeten Seligkeit, alles ſchwelgte in der ſeltnen Verbindung ieder

Freude; der Geiſt des Vergnügens umſchwebte den Greis und den Jüngling, die Matrone und das Mädchen.

Selten hatte man den alten Dogen heiterer erblikt, als an dieſem Tage. Er war ganz Leben, die fröhlichſte Laune ſchwebte um ſeinen Lippen; gnädig und herablaſſend lies er niemanden ſeine Hoheit bahnden. Er ſcherzte bald mit den Damen, ſchwärmte bald unter den Masken umher, die den Ball glänzend machten, ſpielte bald mit den Feldherrn und Admiralen der Republik im Schach, überwand und lies ſich überwinden, bald nekte er Roſamunden, und warnte ſie, ihr Herz zu bewahren.

Dandoli, Sylvio und Canari, ſeine treuen Freunde und Räthe vergaßen ihr graues Alter; miſchten ſich unter die jungen Venetianerinnen und trugen ſcherzend jeder ihre Liebe an, nekten und ließen ſich nekken.

„Als wir vor Scardona lagen, Canari, und die Türken uns dort den Sieg ſo ſchwer machten, da waren wir nicht ſo vergnügt, als an dieſem Abend. Nicht ſo? “ rief Andreas Gritti dem alten Canari zu, der in eben dem Augenblik in das Seitenzimmer hinein trat, worin ſich der Doge mit ſeiner Nichte allein befand.

„Warlich nicht, gnädigſter Herr aber es ruht ſich nach ſolchen Arbeiten ſchön! — Ich denke noch immer mit frohem Schauder an den nebligten Novemberabend, da wir Scardona eroberten und den halben Mond von den Stadtmauern hinunterſtürzten! Bei Gott, unſre Venetianer fochten wie die Löwen!“

**Gritti.** Nun, alter Kriegsgefährte, trinkt; wir haben uns Ruhe erſtritten.

**Canari.** Ruh und Lorbeern. — O, bei Gott, ich bin glüklich und glüklich iſt jeder der unter euern Fahnen gefochten. Ihr, gnädigſter Herr, habt mich verewigt; wer hätte in der Welt an Canari gedacht, wenn Canari nicht mit dem großen Gritti gefochten hätte, und in Sicilien und Dalmatien die ewigen Trophäen der Republik Venedig aufgepflanzt hätte mit dem großen Gritti.

**Gritti** (ſanftlächelnd.) Der Cyprier beſticht eure Fantaſie, braver Canari.

**Canari.** Freilich ſollt ich euch nun wohl nicht gradezu den Großen nennen, und in eurem Beiſein loben, aber ich bin alt, und mag mich nicht verſtellen; mögen das unſre jungen Hofſchranzen thun, die noch nicht im Pulverdampf da ſtanden und für Venedig und Andreas Gritti fochten. —

Gritti. Alter Schwärmer! — wird der deutsche Kaiser auch so denken?

Canari. Wenn Karl der fünfte nicht betrogen wird, oder sein Stolz noch die Größe eines andern ertragen kann: so muß er bekennen: Ich fürchte den Gritti von Venedig, aber auch er nur allein ist mir auf Erden überlegen! bei Gott, das muß Karl.

Gritti. Sollte ihn die Antwort beleidigen, die ich seinem Gesandten gab, da er mir die Gefangennehmung des Königs von Frankreichs notifizirte? —

Canari. O, gewiß, gnädigster Herr, gewiß. Aber sei es auch. Venedig zittert, so lange Gritti lebt, nicht. — Aber gnädigster Herr, wenn ihr einmal werdet heimgegangen sein zur ewigen Ruhe und eure Helden mit euch! O, Venedig, Venedig, ich fürchte deine goldne Zeit neiget sich zum Untergange!

Gritti. Lassen nicht unsre jungen Offiziere vieles hoffen?

Canari. Ach was sind die meisten? Helden in den Feldern der Liebe; Helden hinter den Pokälen; entnervte Jünglinge, schlaff an Körper und Geist. Doch halt, — nein! e, wenn man alt wird, oder neben einen Andreas Gritti zieht, da

vergißt man doch so leicht das wichtigste. — Ich habe eine Bitte an euch, mein Doge, eine große Bitte.

Gritti. Ich bin neugierig.

Canari. Seit acht Tagen befindet sich hier ein junger florentinischer Edelmann, Flodoard heißt er, ein herrlicher, vielversprechender Mann.

Gritti. Nun?

Canari. Sein verstorbner Vater war mein sehr guter Freund, er ist nun gestorben, der alte ehrliche Graf. Er diente in seiner Jugend mit mir auf einem Schiffe, hat manchen Türkenkopf hinweggesäbelt. — Es war ein braver Soldat!

Gritti. Ihr vergeßt seinen Sohn.

Canari. Sein Sohn hält sich jezt in Venedig auf und will in Dienste der Republik gehn. Ich bitte bei euch für ihn, stellt den jungen Mann irgend wo an; er wird einmal Venedigs Stolz sein, wenn unsre Asche vom Winde verweht ist. Ja, bei Gott, das wird er!

Gritti. Hat er Kopf?

Canari. Kopf und Herz, wie sein Vater. Wollt ihr ihn sehn, ihn sprechen? er ist unter den Masken dort im großen Saale. — Noch eins — er hat von den Banditen gehört, die in Venedig umherspuken, das erste Probestük seiner

Schlauheit will er euch dadurch ablegen, daß er dieß unsichtbare Gesindel, dem unsre Polizei vergebens nachspürt, dem Criminalgericht in die Hände spielt.

**Gritti.** (verwundert) Wie ist das möglich? Graf Flodoard heißt er? sagt diesem Flodoard, ich verlange ihn zu sprechen.

**Canari.** O, nun hab ich schon die Hälfte oder alles gewonnen. Denn Flodoarden sehn, und nicht lieben, hält so schwer, als einen Blik ins Paradies thun und ohne Lüsternheit zu verbleiben. Flodoarden sehn und ihn hassen ist so unmöglich, wie den Blindgebohrnen das Tageslicht zu hassen, daß er zum erstenmahl erblikt, da ihm der Staar vom Auge gezogen wird.

**Gritti.** (lächelnd) Ich habe meinen alten Canari nie so schwärmerisch gefunden, als diesen Abend.

**Canari.** O, bei Gott, gnädigster Herr, die Flodoarde waren seit den frühsten Zeiten gros. Ihres Geschlechts Stamm trug schon damals herrliche Zweige, als das Geschlecht der Gritti, Canari, Dandeli und Falieris noch unter den wilden Gesträuchen keimte. Und ich glaube, jede Ceder grünt noch und gießt berühmte Zweige von sich, wenn unsre Famili-

en rings umher ausgestorben sind, wie dürres, schwaches Pflanzwerk.

Gritti. Zeiget mir doch den Wundermann!

Canari. (im Aufstehn) Ich werd ihn herbeirufen. Ach, es thut mir wohl meinen alten verstorbnen Waffenbruder Flodoard in seinem Sohn wieder lieben zu können. — Und, ihr edle Donna, hütet euch! hütet euch! (geht ab)

Rosamunde. Führet nur euern Heldenvor, ihr habt meine Neugierde gespannt.

Gritti. Warum sonderst du dich so lange von den Tänzern ab, Rosamunde?

Rosamunde. Ich bin ermüdet, und jezt fesselt mich noch die Neugier, den hochgepriesenen Flodoard zu sehn. — Ach, lieber Oheim, mir deucht, ich kenne ihn schon. Unter allen Masken zeichnet sich vorzüglich eine griechische aus, und zeichnet sich so aus, daß man sie mit dem flüchtigsten Blik unter tausenden erkennt. Eine schlanke, große Gestalt, in jeder Bewegung so angenehm, — und tanzt so treflich.

Gritti. (lächelnd mit dem Finger drohend) Nichts! Nichts!

Rosamunde. O, fürwahr, lieber Oheim ich lüge

nicht — aber doch kann es sein, daß der florentinische Flodoard und der Grieche zwei Personen — — seht, Oheim, seht dort hinunter, da, da steht der Grieche!

Gritti. Und Canari neben ihm. Sie kommen! Nun, du bist im Errathen glüklich — —

Der Doge hatte kaum seine Worte vollendet, als der alte Canari hereintrat, einen schlanken Griechen an seiner Hand führend.

„Seht hier den Grafen Flodoard, der um eure Gnade bittet!“ sagte Canari, und Flodoard entblößte ehrerbietig sein Haupte, zog die Larve vom Gesicht und verneigte sich tief vor Venedigs großen Dogen.

Gritti. Ihr wollet in die Dienste unsrer Republik treten?

Flodoard. Wenn Ew. Durchlaucht mich für dieselben würdig finden.

Gritti. Canari versprach mir viel Gutes von euch. Warum hat euch euer Vaterland nicht behalten?

Flodoard. Weil dort kein Gritti lebt.

Gritti. Bestätigt es sich, daß ihr die Banditen in Venedig aufgespürt habt?

Flodoard. Ich zweifle nicht daran sie aufspüren, und sie euern Gerichten überliefern zu können.

Gritti. Das wäre in der That von einem Fremdling viel. Ich bin begierig zu wissen, ob ihr Wort halten könnet.

Flodoard. Morgen oder Uebermorgen Durchlauchtigster Herr, hab ich mein Versprechen erfüllt.

Gritti. Und das verspricht ihr so fest? Wißt ihr was es heißt, Banditen zu fangen? dies Gesindel ist unsichtbar und allgegenwärtig, man sieht es allenthalben, und nirgends, und noch ist es den Polizeibedienten der Republik nicht möglich gewesen diese Brut zu erhaschen, wiewohl kein Winkel in Venedig existirt, den unsre Spione nicht kennen, nicht durchstöbern.

Flodoard. Ich schäzze mich glüklich dem großen Dogen von Venedig mich durch solches Probestük empfehlen zu können.

Gritti. Wenn ihrs vollbracht habt, dann kommt zu mir. Jezt wollen wir uns der Freude überlassen, der dieser Tag geheiligt ist. — Führt meine Nichte zum Tanz, wenn ihr wollet.

Flodoard. Ein angenehmer Befehl. —

Roſamunde ſtand an den Seſſel ihres ehrwürdigen Oheims gelehnt, und muſterte den Grafen, und dachte an Canari's Worte: ihn ſehn und ihn nicht lieben hält ſo ſchwer, als einen Blik ins Paradies werfen, ohne lüſtern zu werden. Und Roſamunde gab dem alten Canari recht. Ein helles Roth überflog ſie, da der Oheim den Befehl gab, ſie war verlegen, und wußte nicht, ob ſie vor oder zurüktreten müßte.

Und wären manche meiner Leſerinnen in Roſamundens Stelle geweſen, ſo zweifle ich gar nicht, daß ſie in gleiche Verlegenheit gerathen wären. Denn eine Geſtalt, wie die Geſtalt des Flodoard, ein Geſicht mit einer ſo empfehlenden Phyſiognomie, mit ſolchen karakteriſtiſchen Zügen, die dem Künſtler nichts mehr übrig ließen, wenn er das Ideal männlicher Schönheit darſtellen wollte, Züge, welche laut ſprachen, dieſer Jüngling trägt ein Heldenherz im Buſen — ach, die können ein armes, ſchwaches, unbefangnes Mädchen leicht in Verlegenheit ſezzen.

Flodoard nahm Roſamundens Hand und führte ſie in den Saal der Tänzer. Hier drehte, hier ſchwang ſich alles nach den Harmonien des rauſchenden Orcheſters in lieblichen Gruppen beim Schimmer der brennenden Kerzen. Aber Flod-

erd gieng bebend und bebend Roſamunde an Flodoards Hand vor den Reihen der Tänzer vorüber — ſie verloren ſich bis zum fernſten Ende des herzoglichen Saals und blieben ſprachlos an einem Fenſter ſtehn, und ſahn ſich an, und ſahn zu den Tänzern, und dann zum Mond hin und vergaßen ſich und Tänzer und Mond und waren ieder allein mit ſich beſchäftigt.

„Fräulein, ſagte Flodoard endlich nach langem Stillſchweigen: das heiß ich unglüklich ſein!“

„„Unglüklich? Ich verſtehe euch nicht, Herr Graf, wer iſt denn unglüklich?““ entgegnete die ſchöne Roſamunde, und ſah dem Jüngling ins Auge, und lächelte ſanft.

„Der, der in Elyſium hineintritt und mit allem fremd iſt; der, dem da dürſtet, und den Pokal vor ſich ſieht, welcher nicht für ihn gefüllt iſt.“

„„Seid ihr der Fremdling in Elyſium etwa, oder der Dürſtige neben dem Pokal, der nicht für ihn gefüllt iſt? Es ſcheint, als wolltet ihr, daß ich eure Worte ſo verſtände.““

„Ihr habt es verſtanden, ſchöne Roſamun-

de. Und, sagt, bin ich nicht recht sehr unglüklich? “

„ „ Wo ist denn das Elysium, in welchem ihr fremd wäret? “ “

„ Um Rosamunden ist Elysium. “

Rosamunde schlug die Augen nieder.

„Seid ihr böse? hat euch diese Offenherzigkeit gekränkt? “ fuhr Flodoard schnell fort, und zog schüchtern ihre schöne Hand an sich. —

„ „ Herr Graf, Florenz ist eure Vaterstadt? in Venedig haßt man Galanterien dieser Art. Wenigstens haß ich sie, und von euch wünsch ich sie am wenigsten zu hören. “ “ Sagte Rosamunde.

„ Nein, Fräulein, so wahr ich lebe, hier lauschte hinter den Worten keine Schmeicheley. “

„ „ Dort tritt der Doge in den Saal — Canari und Sylvio neben ihm, er wird uns im Tanze vermuthen. Kommt zu den Tänzern! “ “

Flodoard folgte ihr schweigend. Der

Tanz begann. — Himmel, wie schön war Rosamunde, wenn sie um Flodoarden nach den süssen Akzenten der Musik hinschwebte — wie schön war Flodoard, wenn er durch die unabsehbare Reihe der Tanzenden hinflog, und sein Auge Rosamunden suchte! Er war entlarvt noch und baarhäuptig, aber iedes Auge glitschte ab von den Federhüten und Helmen, und hin zu dem wilden hochfliegenden schwarzen Haargekräusel des schönen Flodoard. — Im Saal erhob sich ein Geflüster; die Tänzerinnen vergaßen ihre Touren, und die Herzen ihren gewöhnlichen Takt.

## Zweites Kapitel.

### Flodoard.

Einige Abende nachher sas Parozzi mit dem Memmo und Falieri auf seinem Zimmer, trübe leuchteten die Kerzen, trübe und stürmisch wars draußen am Himmel und düster wars in der Seele dieser Wüstlinge.

Parozzi. (nach einer langen Stille) Seid ihr eingeschlafen? He, Falieri, Memmo, trinkt doch.

Memmo. (verdrüslich) Ach!

Falieri. Dein Wein ſchmekt mir heut wie Galle.

Parozzi. Die verdammten Schurken!

Memmo. Du meinſt die Banditen?

Parozzi. Keiner läßt ſich wittern. Es iſt bis zum ſterben ärgerlich.

Falieri. Und die Zeit verſtreicht, unſre Pläne werden verrathen, und wir ſizzen dann in den venetianiſchen Staatskerkern dem Pöbel zum Hohngelächter.

(abermahlige Stille)

Parozzi. (ſeufzend) Fledoard! Fledoard!

Falieri. Der Kardinal Grimaldi erwartet mich noch dieſen Abend.

Memmo. Nun ich denke Centarino kann nicht mehr lange ausbleiben.

Falieri. Er ſchwelgt gewis in dieſen Augenblikken bei Almerien und vergißt Gott, uns, die Republik und Banditen.

Parozzi. Alſo ihr kennt den Fledoard nicht?

Memmo. Ich kenne ihn nur von Roſamundens Geburtsfeſt.

Falieri. Parozzi iſt eiferſüchtig.

Parozzi. O wahrhaftig nicht. Mag Rosamunde ihre Hand dem deutschen Kaiser oder dem ärmsten Gondelier in Venedig schenken, es wird mir gleichgültig sein.

Falieri. Ha, ha, ha, ha!

Memmo. Aber gestehn muß es der Neid, daß Flodoard der schönste Mann unterm Monde ist. — Bei Gott, wär ich ein Weib, ich müßte ihn lieben.

Parozzi. Nun ja, wenn die Weiber Närrinnen deines Kalibers wären, und auf die Schale mehr, als auf den Kern achteten — —

Memmo. Wie denn die Weiber einmal sind.

Falieri. Der alte Canari scheint mit dem Flodoard schon seit alten Zeiten bekannt gewesen zu sein.

Memmo. Freilich, der Graukopf hat ihn ja dem Dogen vorgeführt.

Parozzi. (knirschend) Brüder, es nimmt ein trauriges Ende.

Memmo. (seufzend) Dem Himmel seys geklagt.

Parozzi. Still! — es wird unten gepocht.

Memmo. Contarino ist's. Nun werden wir bald hören, ob er die Banditen gefunden.

Falieri. (aufspringend) Es ist sein Gang.

Die Thür sprang auf. Contarino in einen Mantel verhüllt, trat herein. „Guten Abend!“ sagte er und warf den Mantel ab — und Parozzi, Memmo und Falieri bebten erschrekken zurük, und riefen: Du blutest! was hast du gemacht.

„Kleinigkeiten“ rief Contarino: “ He, ist Wein da? gießt mir den ersten besten Becher voll, mich dürstet!“

Memmo. Aber Herzensbrüderchen, du bist sehr erhizt.

Contarino. (trinkt den Becher leer) Gift! Gift! schenkt ein.

Falieri. (gießt den Becher voll) Du blutest!

Contarino. Das weis ich; meine Schuld ists nicht.

Parozzi. Laß dich verbinden und dann erzähle! was ist vorgefallen?

Contarino. (trinkt) tausend Spas! he, füllt den Pokal!

Memmo. Nun, da stehn mir die Sinne still.

Contarino. Nicht so? Siehst du, Memmo, dafür bin ich auch Contarino, und nicht Memmo. — Die Wunde blutet zwar, aber gewiß sie ist nicht gefährlich. (reißt das Wamms auf und entblößt die Brust) da, seht her, was ists mehr, als ein Hieb von zwei Zoll Länge durchs Fleisch.

Memmo. (schaudernd) Herr, ein gräslicher Anblik.

Parozzi. (hohlt Pflaster herbei und verbindet die Wunde, nachdem er sie ausgewaschen.)

Contarino. Vater Horaz hat recht! der Philosoph ist alles was er sein will, Schuster und König und Wundarzt. Da sehe mir einer den Philosoph Parozzi, mit welcher Grandezza er mich zu bepflastern weis. — Magst Dank haben. Nun, Leutchen, sezt euch um mich her in einen Kreis, ich hab euch wunderliche Geschichten zu erzählen.

Falieri. Erzähle.

Contarino. Ich gieng um die Abenddämmerung aus, die Banditen aufzusuchen. Ich kannte die Kerls von Person nicht, und sie mich eben so wenig. Ein abentheuerliches Unternehmen, werdet ihr sagen: Allein, ich thats, um euch zu überführen, man könne alles, wenn man nur können will. Ich hatte schon Notizen genug, und siehe da, in meiner Verkleidung lies ich mich mit einem Gondelier ins Gespräch ein. Ich merkte fast, daß er von dem Aufenthalt der Bravo's etwas wisse, ich rükte mit Geld und guten Worten näher, er desgleichen, zulezt erfuhr ich, daß er selber eines des saubern Gelichters sei. Ich schloß mit ihm einen Kontrakt, er fuhr mich auf seiner

Gondel durch ganz Venedig, bald links, bald rechts, zulezt wußt ich in der Dunkelheit ſelber nicht mehr, in welchem Viertel der Stadt ich mich befände. Er verband mir endlich ſogar die Augen und ich mußte mirs gefallen laſſen. — Nach einer Viertelſtunde, hielt er die Gondel an, befahl mir auszuſteigen, führte mich durch ein paar Straßen in ein Haus, und da in eine enge kleine Stube. Hier riß er mir die Binde von den Augen, ich ſah mich in der Mitte von drei fremden Kerln und einer Weibsperſon.

Falieri. Ein Wetterkerl der Contarino.

Contarino. Hier war keine Zeit zu verlieren: ſondern ich warf mein Geld auf den Tiſch, verſprach ihnen goldne Berge und machte ſie mit gewiſſen Tagen, Stunden und Zeichen bekannt, durch welche wir uns irgendwo zuſammenfinden wollten. Gab ihnen zugleich den Befehl, den Canari, Sylvio und Dandoli aus dem Wege zu räumen.

Alle. Bravo!

Contarino. Kurz, es gieng alles glüklich von Statten; aber plözlich wurden wir durch einen unerwarteten Beſuch geſtört.

Parozzi Nun?

Memmo. (ängſtlich) Um Gotteswillen ——

Contarino. Man klopfte. Die Weibsperſon ſprang

hinaus, öffnete die Thür und kam todtenblaß wieder zurükgestürzt in unser Zimmer und rief: flieht! flieht!

Falieri. Nun?

Contarino. Bewafnet und bewehrt traten Polizeioffiziere und Sbirren herein, und an ihrer Spize der Fremdling von Florenz mit dem Degen in der Faust.

Alle. Flodoard? Flodoard?

Contarino. Flodoard!

Falieri. Welcher Teufel führt den dahin?

Parozzi. Hagel und Wetter, warum war ich nicht bei dir!

Memmo. Da siehst du nun, Parozzi, da siehst du's, daß Flodoard kein feiges Weiberherz hat?

Falieri. Still, laß ihn erzählen!

Contarino. Wir standen, wie angedonnert, da, und keiner rührte sich. Im Namen der Republik und des Dogen, ergebt euch! schrie Flodoard! Der Satan ergiebt sich dir eher, als wir! rief ihm mein Gondelier zu und grif nach einem Degen; die andern rissen die Flinten von der Wand und ich zog die Klinge und schlug die Lampen um, damit keiner den andern sähe. Aber der Mond schimmerte trüb durch die Fenſterscheiben. —

Ich dachte, hier wirds heißen: mit gefangen mit gehangen! und gieng dem Flodoard mit der Klinge zu Leibe. Aber meine Schläge glitten jedesmal von seinem Säbel ab, der wie ein Bliz um ihn herumflirrte. Ich schlug wie ein Rasender um mich her, aber hier ward meine Kunst zu Schanden, und eh ichs mir versah schlizte er mir die Brust auf. Ich fühlte die Wunde, sprang zurük, es fielen ein paar Schüsse, im Pulverbliz erkannte ich eine unbesezte Nebenthür, ich entwischte glüklich in die eine Kammer, schlug mit einem Faustschlag ein Fenster durch, sprang hinunter, lief einen Hofraum durch, überkletterte ein Paar Zäune, kam an den Kanal, ein Gondelier fuhr mich zum Marcusplaz und nun rannt ich zu Fus hieher. Da habt ihr das vermaledeite Abentheuer!

Parozzi. (aufspringend) Ich werde rasend.

Falieri. Alles, alles geht mit uns den fürchterlichen Krebsgang!

Memmo. Der Himmel warnt uns!

Contarino. Kleinigkeiten! So muß es sein. Je mehr Hindernisse, je größer mein Muth!

Falieri. Haben dich die Banditen erkannt?

Contarino. Nein, sie wissen nicht wer ich bin, noch

wer ſie zum Morde des herzoglichen Kleeblatts beſolden wollte.

Memmo. Ich danke Gott, daß du ſo glüklich davon gekommen biſt.

Falieri. Aber wie hat Flodoard den Aufenthalt der Banditen erfahren, da er doch in Venedig fremd iſt?

Contarino. Wahrſcheinlich durchs Ohngefähr, wie ich. — Aber meine Bruſtwunde ſoll er noch bezahlen!

Falieri. Flodoard macht ſich zu ſchnell merkwürdig.

Parozzi. (hebt den Becher auf) Sein Tod!

Contarino. (trinkt) Gift für ihn!

Falieri. Ich muß mit ihm bekannter werden.

Contarino. He, Memmo, ſchaff Geld! wann fährt dein Alter dahin?

Memmo. Morgen Abend! —

---

## Drittes Kapitel.

### Neuer Lärmen.

Der ſchöne Fremdling von Florenz war ſeit dem Geburtsfeſt der Roſamunde von Korfu das

tägliche Gespräch und der ewige Gedanke aller Venetianerinnen geworden, die irgend nur entfernte Ansprüche auf Schönheit und Eroberungen machen konnten. Manches Mädchen schlief iezt unruhiger, und träumte jezt schwerer, manche vermahlte Donna stellte iezt Vergleichungen an und seufzte; manche eingezogne Spröde besuchte jezt die vorzüglichsten Spaziergänge und Gärten Venedigs, wo Flodoard sich etwa sehn lassen dürfte.

Allein seit der Zeit, daß eben dieser Flodoard an der Spizze der Sbirren die Banditen in ihrem Neste überfallen und mit Lebensgefahr gefangen genommen hatte, wurde er nun auch der Aufmerksamkeit der Männer würdiger. Man bewunderte nicht sowohl seine Entschlossenheit, seine Kühnheit, als vielmehr die Schlauheit, durch welche er die Wohnung der Bravo's erspäht und die scharfsichtige weltberühmte Polizei der Venetianer beschämt hatte.

Der Doge Andreas Gritti zog ihn nun öfterer zu sich in Gesellschaft, und fieng an, diesem wunderbaren jungen Mann mit vorzüglicher Hochachtung zu begegnen. Er machte ihm ein königliches Geschenk für seine That, wodurch er der Republik so nüzlich geworden war, und erhob ihn zu einer ansehnlichen Civilcharge.

B. P. Lybnid.

Allein bescheiden lehnte der liebenswürdige Florentiner diese Ehrenbezeugungen von sich ab. Er bat den Dogen ihm noch ein Jahr wenigstens zu erlauben, frei und unabhängig in Venedig leben zu dürfen; dann wolle er selber um ein Amt anhalten. —

Flodoard wohnte in dem prächtigen Pallast des alten Canari, aber lebte hier sehr eingezogen, studierte in den Schriften der Alten und Neuern, verschloß sich Tagelang in seinen Zimmern, und erschien selten nur auf den gewöhnlichen Promenaden.

Aber Canari, der Doge, wie auch Sylvio und Dandoli, Männer, die Venedigs Ruhm für Jahrhunderte gegründet hatten und glänzend erhielten, Männer, in deren Gesellschaft man sich aus dem Zirkel der Alltagsmenschen gerissen fand und im Umgang mit höhern Wesen zu leben glaubte, Männer, die den aufferordentlichen Jüngling Flodoard iezt in ihre Mitte aufnahmen, um ihn zum großen Mann auszubilden; Canari, Gritti, Sylvio und Dandoli sag ich bemerkten leicht, daß Flodoards Heiterkeit ein verstelltes Wesen sei, daß ein geheimer Gram an seinem Herzen nage.

Vergebens durchforschte ihn Canari, der ihn, wie seinen eignen Sohn liebte, vergebens hei-

terte ihn der ehrwürdige Doge auf — Flodoard blieb, wie er war, schwermüthig.

Und Rosamunde? Rosamunde hätte kein Mädchen sein müssen, wenn sie heiter geblieben wäre: düster und melancholisch schlich sie umher, sie ward blas und immer blässer, der Doge, der sie zärtlich liebte, wurde besorgt für ihre Gesundheit, — Rosamunde wurde zulezt wirklich krank und schwach, die venetianischen Aerzte verschwendeten hier umsonst ihre Kunst, Rosamunde mußte das Bett hüten und fieberte.

In dieser Unruhe, worin sich der Doge und seine Lieblinge befanden, erfuhren sie eines Morgens etwas, welches ihre Sorgen allerdings aufs höchste treiben mußte. Denn eine solche Verwegenheit war bisher in Venedig unerhört gewesen, als diejenige war, welche jezt begangen ward.

Die durch den Flodoard gefangenen Banditen, Pezrini, Struzza, Thomas und Balluzzo lebten längst in gefänglichem Verhaft, mußten ein tägliches Verhör dulden und sahn mit jedem Tage ihrer Todesstunde entgegen — jezt glaubten Gritti und seine Vertrauten, es sei nichts mehr für die öffentliche Ruhe zu fürchten und Venedig gesäubert von all dem Gesindel, welches sich zu Werkzeugen des Lasters gebrauchen läßt — als mit einemmahle an den

vorzüglichsten Statüen, Straßenecken und öffentlichen Gebäuden folgende Addresse angeschlagen gefunden wurde.

## Venetianer!

Struzza, Themas, Matteo, Petrini, und Baluzzo, die bravsten Männer von der Welt, die, wenn sie an der Spizze einer Armee gestanden hätten, Helden heißen würden und izt als Banditen der Staatsetikette zum Opfer gebracht worden sind, existiren für euch zwar nicht mehr, aber mit Leib und Seele noch einer, dessen Name diesem Blatte unterschrieben steht. Lächerlich ist mir Venedigs Polizei, lächerlich der Stolz des schlauen Flodoard, der meine Brüder zur Schlachtbank hinschleppte. Ich lebe noch! Wer meiner bedarf, der suche mich, er wird mich allenthalben finden, wer mir verrätherisch nachspürt, wird mich nirgends sehn! — Venetianer, ihr versteht mich! Wehe dem, der mich verfolgt; sein Leben und sein Tod ruhn in meiner Hand. — Ich bin der venetianische Bandit

Abaellino.

„Hundert Zechinen!“ rief der brave Doge von Venedig: „hundert Zechinen dem, der mir das

das Ungeheuer entdekt, und tausend dem, der mir es liefert! " —

Allein umsonst flogen die Spione der Polizei umher; sie trafen keinen Abaellino. Umsonst paßten jezt alle Müßiggänger, Pflastertreter, Lungrer und Banqueroteurs auf, um tausend Zechinen zu gewinnen, Abaellino machte ihren Wiz zu Schanden.

Aber allenthalben wollte man izt den Abaellino gesehn haben, der eine in der Gestalt eines Greises, der andre in der eines Knaben, der dritte in einem Weiberrok, der vierte in der Mönchskutte; es hatte ihn jeder gesehn und keiner.

## Viertes Kapitel.

### Das Veilchen.

Ich erzählte den Lesern im Anfang des vorigen Kapitels, daß Flodoard so traurig und Rosamunde so düster geworden wären, aber das warum? hab ich ihnen noch nicht entdekt.

Flodoard, der sonst so heiter und die

Seele der Gesellschaften gewesen war, fing seit einem gewissen Tage an, ernster zu werden, und von eben dem Tage an verlor auch die fröhliche Rosamunde ihren Humor.

An diesem Tage nämlich führte die Hand des launenhaften Ohngefährs, oder die Göttin Liebe, die nun zuweilen auch ihre Grillen hat, Rosamunden in ihres Oheimes Garten, der nur den Vertrauten des Dogen offen stand, und in welchem er selber in stiller Einsamkeit oft am Abend eines schwülen Tages ausruhte.

Rosamunde gieng hier die breiten, sandigen Wege auf und nieder, tief in Betrachtungen verloren. Sie rupfte die unschuldigen Blätter von den Hekken ab, und streute sie gedankenlos vor sich hin; blieb zuweilen plözlich stehn, gieng dann wieder einige Schritte vor, blieb wieder stehn, sah bald den blauen Himmel, bald die Erde an: zuweilen schwoll ihr schöner Busen stürmisch empor, zuweilen flog ein halbunterdrükter Seufzer über ihre kleinen Lippen. —

„Aber er ist doch schön!" sprach sie leise, und starrte schmachtend vor sich hin, als sähe ihr Auge ein Etwas, das gewöhnlichen Augen verschleiert ist.

„Doch Idunella hat auch Recht!"

fuhr sie dann wieder fort, und sah böse aus, als wenn Iduella Unrecht gehabt hätte.

Diese Iduella war ihre Gouvernantin Freundin und Vertraute, eine der würdigsten Damen ihres Geschlechts. Rosamunde hatte nämlich ihre Eltern früh verloren. Die Mutter starb, da Rosamunde kaum den Mutternamen lallen konnte, und ihr Vater Guiscardo von Korfu, Kommandeur eines venetianischen Schiffes, war vor acht Jahren mit seinem Schiffe in einem Seetreffen wider die Türken untergegangen, da er noch ein Mann in den besten Jahren war. Iduella wurde nun die Erzieherin und Mutter Rosamundens, und nun Freundin und Vertraute ihrer kleinen Geheimnisse.

Indem nun Rosamunde noch mit sich selbes plauderte, trat die ehrwürdige Iduella aus einem Seitengang hervor.

Rosamunde. (beküßt) Bist du auch hier?

Iduella. (sanftlächelnd) Nun ja, du nennst mich ja gewöhnlich deinen Schuzgeist, und Schuzgeister müssen nie von ihren Lieblingen fern sein.

Rosamunde. Höre, Iduella, ich habe deine Reden überdacht, und gefunden, daß sie zwar

richtig und sehr weise gesprochen sind, allein — —

Iduella. Was deine Vernunft bejaht, verneint dein Herz?

Rosamunde. Gewis.

Iduella. Ich tadle dich auch gar nicht, liebes Kind, sondern ich habe dir ja selber gestanden, daß, wär ich in deinem Alter, und ein Flodoard erschiene, und bettelte oder bettelte nicht um meine Gunst, ich ihm gewis nicht böse sein würde. — Flodoard bleibt unstreitig ein angenehmer, und, für jedes Mädchen von Geschmak, sehr gefährlicher junger Mann. Er hat viel Einnehmendes in seiner Gestalt, viel Reiz in seinem Umgang, viel schöne Züge in seinem Karakter — — aber er ist ein armer Edelmann, dem der Doge von Venedig unmöglich seine Nichte zur Gemahlin geben kann und wird.

Rosamunde. (lächelnd) Ei, wer spricht denn von Gemahlin werden? ich will ihm ja nur — — nur gut sein.

Iduella. So? also, würdest du zufrieden sein, wenn Flodoard sich mit einer andern Venetianerin — — —

Rosamunde. (schnell) O das thut er gewiß nicht.

Iduella. (lächelnd) Liebes Kind, du willst dich so gern selbst betrügen. Aber thu es nicht. Ein Mädchen, welches liebt, verknüpft mit den Gedanken an ihre Liebe zugleich den Wunsch einer ewigen Verbindung. Und den Wunsch darfst du hier gar nicht hegen, ohne deinen Oheim zu beleidigen, der, er mag der beste Mann von der Welt sein, doch dem eisernen Gesez der Politik und Etikette gehorchen muß.

Rosamunde. Ja, ja, ich weis das sehr gut. Sieh nur, ich will ihn auch nicht lieben, sondern, ich will nur seine Freundin sein. Und er verdients gewiß, daß ich ihm gut bin; ach, glaube mir Flodoard verdient noch weit mehr.

Iduella. Und Freundschaft und Liebe, — o, Rosamunde, du kennst diese Gäste nicht. Freundschaft und Liebe vertauschen oft ihre Masken unter einander. Die Liebe hängt oft den Mantel der Freundschaft um, wenn man sie in ihrer eigenthümlichen Gestalt nicht dulden will. — Mit einem Worte, liebes Kind, denk an deinen Oheim, denke daran wieviel du ihm schuldig bist, und opfre ihm eine Grille deines Herzens auf.

Rosamunde. Ja, ich glaube beinah selber, daß nur eine vorübergehende Laune bei mir ist. Ich will den Flodoard nicht mehr lieben. Du kannst dich darauf verlassen. — Ich bin ihm jezt gar nicht mehr gut, wenn ich daran denke, daß er mich von meinem lieben Oheim abwendig machen will.

Iduella. (lächelnd) Solltest du so viele Gewalt über deine rebellischen Empfindungen haben?

Rosamunde. Gewiß. Es wird sich zeigen. Ich bin ihm gar nicht mehr gut, dem Verführer.

Iduella. (mit einem scharfen Blik auf sie.) Gar nicht mehr gut?

Rosamunde. (seitwärts blikkend) I nun ja, wohl noch etwas; denn hassen kann ich doch den armen Flodoard nicht; das hat er nicht verschuldet.

Iduella. Nun, wir sprechen uns wieder. Vergiß deinen schnellen Vorsatz nicht so rasch, als er dir aufstog. Ich will einen Besuch ablegen; die Gondel erwartet mich.

Iduella verlor sich in den Gängen des Gartens und Rosamunde schlich langsam umher und träumte und dachte, wünschte und verdammte, sehnte sich wonach und wollte sich nicht das Ziel ihrer Sehnsucht gestehn.

Es war ein heißer Sommernachmittag, und

Roſamunde ſah ſich um nach einem ſchattigten Plätzchen. Sie ſuchte die Fontaine auf, neben welcher eine kleine Raſenbank angelegt war, worüber die zauberiſchen Hände der Kunſt und Natur ein Netz von Jasmin und Epheu gewebt hatten. Dieß Plätzchen ſuchte ſie auf; ſie kam zur Fontaine, drehte ſich um die Hekken und — ach! erröthend flog ſie zurük, denn Flodoard ſas auf dem Raſenbänkchen unter dem Jasmin- und Epheunez neben der Fontaine und las in einem Bündel Schriften.

Roſamunde wußte nicht ob ſie fliehn, oder ſtehn bleiben müſſe. — Flodoard ſprang auf, ſo beſtürzt er auch war, und rettete ſie aus der Verlegenheit, indem er ihr die Hand küßte.

Jezt, wenn ſie nicht wider allen guten Ton ſündigen wollte, mußte ſie ſtehn bleiben.

Flodoard behielt ihre Hand in der ſeinen — was konnte ſie davor, daß er auf den ſehr natürlichen Einfall kam? die Hand zurükzuziehn? — je nun, er that ja der Hand nichts zu leide, und ſchien in ihrem Beſiz ſo glüklich zu ſein — und wie konnte Roſamunde die namenloſe Grauſamkeit begehn, und jemanden ein Glük rauben, das ihrem Glükke nicht widerſprach?

„Fräulein, ſagte Flodoard, um doch etwas zu ſagen; der ſchöne Nachmittag iſts werth, daß man ihn im Freien verlebt!“

„ „Aber ich störe Euch im Studieren, Herr Graf. “ “

„Wird man gestört in seiner Pflicht, wenn sich uns eine angenehmre aufdringet? “

Nun war das Gespräch zu Ende. Sie sahn sich beide an, schlugen beide die Augen nieder, sahn beide umher nach Luft, Beeten, Himmel, Bäumen und Blumen, suchten Stoff für ein Gespräch und je ängstiger sie suchten, je weniger fanden sie, und in der peinlichsten Verlegenheit verflogen zwei kostbare Minuten.

„Ach ein niedliches Veilchen! “ rief plözlich Rosamunde, um doch etwas vorzunehmen, und sprang hin, bükte sich und pflükte das Blümchen, welches sie gewiß zu jeder andern Zeit nicht gepflükt haben würde.

„ „Eine schöne Blume! “ “ sagte Flodoard und ärgerte sich über diese leeren Worte.

„Eine herrliche Farbe! “ fuhr Rosamunde fort: Violet, roth und blau so schön unter einander gewischt, wie kein Maler die Farben mischen kann. “

„ „Und ein bedeutungsvolles Blümchen! sezte er hinzu: Roth die Farbe der Freude, Blau die Farbe der Freundschaft und — — ach, wie glüklich wäre der Mann, Rosamunde, dem

ihr die Blume gäbet! — Freundschaft und Seeligkeit hängen unauflöslich aneinander, Freundschaft und Seeligkeit sind inniger vermischt, als dieß Roth und Blau des bedeutungsvollen Veilchens!“

„Was ihr nicht über eine simple Blume schönes zu sagen wißt!“

„„Aber, wem wird einstens Rosamunde das geben, was diese Blume bezeichnet? — doch, eine alberne Frage — ich weis auch gar nicht, wie ich heut beschaffen bin — verzeiht mir den lächerlichen Vorwiz, Fräulein!“

Er war still. Rosamunde war still; Stille herrschte am Himmel und auf Erden, aber nicht im Herzen der Liebenden.

Aber wenn sie auch ihrer Zunge gebieten konnten, daß sie nicht Verräther der geheimen Leidenschaft wurde, wenn gleich die Lippen Rosamundens nicht gestanden: du bist es, Flodoard, dem dies Veilchen von mir gegeben werden soll; wenn gleich Flodoards Mund nicht fragte: Rosamunde, gieb mir die Blume und das was sie bedeutet! o so schwiegen doch ihre Augen nicht. Diese treulosen Dollmetscher heimlicher Gefühle bekannten hier mehr, als das Herz sich selber eingestand. —

Flodoard und Rosamunde standen in süsse

Qualen versunken vor einander da; ihre Blikke ruhten auf einander und wurden die Herolde der wachsenden Empfindung. Mit einem namenlosen schwärmerischen Lächeln starrte die unschuldige Rosamunde den auserkornen Liebling an; und schüchtern zweifelnd studierte der schöne Jüngling dieß Lächeln Rosamundens. Und erverstand es; und das Herz pochte lauter, und rascher flog sein Odem.

Rosamunde bebte; ihr Busen erhob sich ungestümmer; sie wurd es gewahr und ein liebliches Roth der Schaamhaftigkeit strömte über ihr Angesicht hinab.

Ach, eine Ewigkeit so dazustehn, sich spiegeln zu können im liebenden Auge des Geliebten, hören zu können die leisen Seufzer der Sehnsucht, berechnen zu können am Aufwallen und Sinken des Busens, die Ebbe und Flut der Empfindungen — dieß ist der erste Himmel, zu welchem die Liebe führt.

„ Rosamunde! “ seufzte Flodoard unwillkührlich, und unwillkührlich lisspelte sie: „ Flodoard! “

„ Gieb mir das Veilchen, o mir! “ stammelte er, und zitterte nicht vor seiner kühnen Foderung.

Rosamunde hielt die Blume fest.

„Fodre, fodre dafür eine Königskrone, ich will sie dir stehlen. Rosamunde, mir die Blume!“

Sieh sah den Bittenden an und schwieg.

„Mein Glük, meine Ruhe, mein Leben hängt an dieser Blume. So wahr ein Gott lebt, ich thue dann Verzicht auf alles, was die Erde Schönes trägt!“

Die Blume schwankte in ihrer schönen Hand.

„Du erhörst mich, Rosamunde? Ich bettle nicht umsonst?“

Bei dem Wort betteln fiel ihr Iduella ein. Wo bleibt dein Versprechen, dein Vorsaz? sagte sie zu sich selber: flieh, flieh! du wirst dir und Iduellen und deinem Oheim treulos.

Und sie zerriß die Blume.

„Ich verstehe euch, Flodoard, sagte sie: aber gebt eure Pläne auf — und so wie jezt laßt uns nimmer in diesem Leben wieder beisammen stehn.“

Sie sprachs, drehte sich um und lies den armen Flodoard angedonnert stehn.

# Fünftes Kapitel.

## Abaelline.

Kaum war ſie auf ihrem Zimmer, o ſo beweinte ſie auch ſchon ihre Heldenthat. — Es that ihr wehe, ihn ſo beleidigt zu haben. Sie dachte ſich den armen Jüngling, wie er nun nach ihrer Flucht dageſtanden habe, niedergeſchlagen, hoffnungslos mit naſſen Augen. Sie ſah ihn im Geiſte ſich härmen, und troſtlos jammern; ſah ihn, wie er nun freudenlos umherſchlich, die Mörderin ſeiner Seelenruhe verdammte, dem Grabe entgegen hoffte und ſich demſelben mit jeder Thräne, die er ihrentwillen verweinte, näherte; ſie hörte ſchon im Geiſte die Nachricht: Flodoard iſt geſtorben! ſah nun ſchon das Volk um ſeine Gruft verſammelt weinen, um ihn, den das halbe Venedig anbetete, und die ganze Stadt und ſeine Feinde ſelbſt bewunderten.

„Nein, nein!“ rief ſie: „das war eine erbärmliche Heldenthat! nein, Flodoard, ich habe es nicht ſo gemeint, als ich ſprach, ich liebe dich doch, ich will dich lieben, und wenn auch Jduella zürnt, und mein Oheim mich haſſet!“

Einige Tage nachher erfuhr ſie, daß Flo-

Hoard allen seinen Bekannten sehr verwandelt erscheine, daß er melancholisch umbeirre und sich in den Zirkeln der Freude nur selten hineinmische.

Dies war ihrem weichen Herzen eine schreckliche Post. — Sie floh in die Einsamkeit ihres Gemachs, weinte sich satt, und büßte mit tausend Thränen der Reue ihr Verbrechen.

Niemand kannte ihrer Schwermuth Quelle, niemand ihrer Krankheit Ursprung. Darf es uns noch wundern, wenn Rosamunde zulezt die ängstlichen Sorgen des alten Oheims wekte, und jeder um ihr Leben zitterte. Darf es uns noch wundern, wenn Flodoard sich mit seinem Seelengram den Augen der Welt entzog und vergebens den harten Kampf mit einer Leidenschaft begann, welche schon ieds andre Empfindung in ihre Wirbel verschlungen hatte?

Doch wir verlassen Rosamundens Krankenbett auf einige Augenblikke und besuchen zur Abwechslung die Wohnung der Rebellen, die in ihren Plänen immer weiter rükten, immer zahlreicher, immer mächtiger und für den alten Andreas Gritti und sein Venedig fürchterlicher wurden.

Parozzi, Memmo, Contarino, Falieri die Häupter der werdenden Verschwörung versammelten sich iezt öfter im Pallast des

Kardinal Grimaldi, wo sie ihre Entwürfe zur Staatsveränderung Venedigs gemeinsam spannen. — Jeder handelte hier angetrieben von seinem Privatintresse; der eine um seiner ungeheuer angelaufnen Schulden mit einemmale quitt zu werden, der andre um seinem Ehrgeiz ein Opfer zu bringen, der dritte um Rache zu üben für gewisse längst vergährte Kränkungen, der vierte um seine Rechte ausgebreiteter zu machen u. s. f.

Diese schrecklichen Menschen, welche nichts geringers als entweder Venedigs Umsturz, oder Erfüllung ihrer überspannten Foderungen verlangten, hatten um so mehr zur Ausführung ihrer Schwindeleien Muth, da der größte Theil des venetianischen Pöbels, der über die neuen Auflagen und Steuern klagte, sich an sie schlos.

Reich genug an Menschen, reich genug an Geldern, um die fürchterlichen Proiekte zu realisiren, reich genug an kühnen, verwegnen, schlauen Männern, die fähig genug waren Revoluzionen anzuzetteln und durchzuführen, sahn sie schon stolz herab auf den guten Doge Andreas Gritti, der von diesem höllischen Komplot nichts beahndete.

Allein ein fürchterlicher Schall ward ihren Ohren, als man die arme Sünderglocke läutete und die gefangnen Banditen zum Richtplaz führte,

auf welche ſie einen groſſen Theil ihrer Hofnungen geſetzt hatten. Deſto froher aber machte ſie der Stolz des verwegnen Banditen Abaellino, der öffentlich aufzuſchlagen ſich erkühnte, er lebe noch in Venedig, und man ſolle nicht verzagen.

Der Todtkopf iſt ein Mann für uns, riefen alle entzükt, und izt lag alles daran den verwegnen Menſchen in ihre Verſchwörung zu verflechten.

Es gelang ihnen wirklich. Abaellino fand ſich zuweilen bei ihnen ein, aber er war in ſeinen Foderungen eben ſo vermeſſen, als in ſeinen Verſprechungen.

Alle verlangten zuerſt den Tod des Prokurator Sylvio, ein Mann, der zu den mächtigſten Freunden des Dogen gehörte, ein Mann, vor deſſen Falkenblik ſich ihr lichtſcheues Gewiſſen fürchtete, und der den Kardinal Grimaldi bei dem Dogen verdrängt hatte.

Aber Abaellino verlangte für das Leben dieſes einzigen ungeheure Geldſummen.

„Ich verſprech' es euch, ſagte er, als ein ehrlicher Kerl, daß wenn ihr mir mein Geld gebt, der Prokurator Sylvio in der andern Stunde die Augen auf immer ſchlieſt. Er hängt am Him-

mel, oder verkerkere sich in der Hölle, ich finde ihn, und treffe ihn. "

Was sollte man thun. Handeln ließ sich Abaellino nicht; der Kardinal wollte sogern seinem Ziele näher rükken, über Sylvios Grab aber führte sein Weg.

Abaellino empfieng das Geld, und am andern Morgen fehlte der verehrungswürdige Sylvio, der Liebling des braven Gritti, der Stolz Venedigs in der Gesellschaft der Lebendigen.

„Ein fürchterlicher Kerl, der Abaellino!" riefen die Verschwornen, und feierten triumphirend an der Tafel des Kardinals das Todesfest des Prokurators.

Der Doge war bestürzt und lange ausser sich vor Schrek. Er sezte eine große Prämie darauf, wer denjenigen entdekken würde, der den Freund des Dogen aus der Welt geschafft hätte. — —

Es wurde dieser Wille des Dogen an allen Straßenekken ausgerufen, in der ganzen Republik bekannt gemacht, und einige Morgen nachher fand man folgenden Zettel angeschlagen an die Hauptpforte der venetianischen Signoria:

Venetianer!

Bemüht euch nicht den Preis zu verdienen,

der

der auf meine Entdekkung geſezt iſt. Ich ſelber bekenne hiemit: Abaellino war Sylvios Mörder, und wer ihn haſcht, den will er königlich belohnen.

Abaellino.

## Sechstes Kapitel.

### Die Entdekkung.

Ich darf gewiß meinen Leſern nicht erſt erzälen, daß Venedig ob dieſer Frechheit auſſer ſich war. Nie hatte noch ein Menſch ſo etwas gewagt, nie einer ſo voll ſtolzen Übermuthes der berühmten Polizei Venedigs und der Gewalt des Dogen geſpottet. Alles gerieth in Bewegung, die Patrouillen wurden verdoppelt, die Wachen verſtärkt, die Sbirren umhergeſandt, und niemand ſah und hörte und ſpürte etwas von dem Abaellino.

Die Pfaffen predigten von dem ſtolzen Verbrecher, und riefen die ſchlummernde Rache Gottes auf, ſolchen Greuel zu rächen. Die Damen zitterten vor dem Namen Abaellino's, denn wer konnte ihnen dafür ſtehn, daß er ſie nicht, wie ehmals Roſa-

munden, zu seiner Braut einweihte. Die alten Mütterchen behaupteten fest, Abaelino hab sich dem Teufel verkauft und mit dessen Beistand spotte er der gerechten Wuth aller frommen Venetianer. Kardinal Grimaldi, Parozzi und seine Gesellen waren stolz auf diesen furchtbaren Bundesgenossen, und pochten jezt schon lauter und sahen eine Zukunft voller Triumphe. Die verwaiste Familie des ermordeten Sylvio rief Fluch herab auf den Mörder, und jede Thräne, welche sie verweinte, wünschten sie in ein Schwefelmeer verwandeln zu können, worinn sie den Abaelino hinabstürzen könnten. Der Doge und seine Getreuen betrauerten lange ihren verlornen Freund und schwuren nicht eher zu ruhen, bis sie den heillosen Verbrecher ertappt, und schrecklich bestraft haben würden.

„Aber bei alle dem, sagte Andreas Gritti: bei alle dem muß ich dennoch gestehn, der Abaelino ist ein seltner Mensch, der, wenn er vielleicht an der Spitze eines Heers stände, die halbe Welt erobern würde. Ich möchte wenigstens den Mann nur einmal sehen!“

Ich will deinen Wunsch erfüllen! sagte eines Abends, da Gritti allein in dem Garten seiner Familie auf und niederwandelte, ein unbekannter Mensch zu ihm: Ich will deinen Wunsch erfüllen. Sieh hier den Abaelino, den Freund des erschlag-

nen Sylvio und deinen und der Republik abgetreuſten Diener! — “

Gritti ſah auf und bebte zurük. Eine, halb in ihren Mantel vermummte Geſtalt, mit dem ſcheuslichſten Angeſicht von der Welt, ſtand vor ihm und röchelte ihm dieſe Worte zu. Er, der in den Feld- und Seeſchlachten nie gezittert, und weder keiner Gefahr aus ſeiner Gleichmüthigkeit geſtört war, er, der tapfre Doge verlor in dieſem Augenblik auf einige Minuten ſeine Geiſtesgegenwart. Sprachlos ſtarrte er den Banditen an, der furchtlos vor ihm da ſtand, und nicht von der Majeſtät des Erſten in Venedig gerührt wurde.

Abaellino grinſte ihn freundlich an.

„ Du biſt ein fürchterlicher — ein abſcheulicher Menſch! “ ſprach Gritti, indem er ſich wieder ſammelte.

„Fürchterlich? “ entgegnete der Bandit: „das freut mich! — Abſcheulich? das möchte ich nicht ſagen. Freilich mein Aushängeſchild zeugt von einem abſcheulichen Handwerke, aber Doge, was meinſt du? vielleicht ſind wir beide die größten Männer Venedigs, du in deiner, ich in meiner Art! “

Der Doge lächelte unwillig.

„O!“ fuhr Abaellino fort: „lächle nicht so ungläubig. Erlaub es immerhin, daß ich mich, als Bandit, mit einem Degen vergleiche; ich denke immer, man darf sich mit dem vergleichen, mit wem man sich messen darf! —“

Der Doge machte eine Bewegung ihn zu verlassen.

„Nicht doch!“ rief der Bandit schmunzelnd: „das Ohngefähr führt selch ein Paar großer Männer nicht sobald wieder auf diesen kleinen Landstrich zusammen. Bleib doch!“

„Höre Abaellino,“ redete ihn der Doge an, mit aller Hoheit, die in seiner Gewalt stand: „Du hast große Talente vom Himmel empfangen, warum wucherst du mit denselben nicht besser. — Ich verkündige dir völlige Verzeihung und Amnestie über alles das, was geschehen ist, unter der Bedingung, daß du mir den nennst, der dich zu Sylvios Mörder gedungen, und daß du das Gebiet der Republik verlassest. —“

„Hi, hi!“ entgegnete Abaellino: „über die Grillen bin ich längst hinweggesprungen. Menschen können für meine Sünden keinen Ablaß ertheilen, und an jenem Tage, wenn alle Menschen ihren Schuldbrief vorzeigen, werd' ich euch den meinigen aufzeigen können. Den Namen dessen, der mich zu Sylvios Mord

bezahlte, wirſt du, aber nur heute nicht erfahren. Ich ſoll das Gebiet der Republik räumen? — warum? aus Furcht vor dir? hi, hi! aus Furcht vor der Republik? — ha, die fürchtet den Abaellino, aber Abaellino ſie nicht! Doch unter einer Bedingung könnt' ichs vielleicht thun — — "

„ Und die wäre? " fragte der Doge: „ willſt du zehntauſend Goldſtükke? —

„ Ich gäbe dir ſelber gern zehntauſend Goldſtükke, wenn du deine liſtigen Worte ungeſagt machen könnteſt. — Nein, gieb mir deine Nichte Roſamunde, die Tochter des Guiscardo von Korſu zur Gemahlin! "

„ Unmenſch! "

„ Hi, hi! Geduld! — Du willſt nicht? — "

„ Jedes Geld und Gut, ich gäbe dirs. Und wenn die Republik eine Million an dich verlöre, ſie gewänne dabei, wenn du ihre Luft nicht mehr verpeſten wollteſt! "

Wahrhaftig? — ſich eine halbe Million beinah hab ich ſchon wieder bekommen für das Leben deiner treuſten Freunde, für Rosa-

tis und Dandolis Kopf!“ gieb mir Rosamunden, oder — — “

„ Schurke! “

„In vier und zwanzig Stunden sind Kanari und Dandoli zum Teufel! sag, Abacilino hats gesagt! “

Bei diesen Worten zog der Bandit ein Terzerol hervor, schos es in die Luft ab — der Herzog prallte zurük, und als er sich umsah, war Abacilino verschwunden.

An eben demselben Abend, oder vielmehr in der Mitternachtsstunde stand Abacilino im Pallaste des Kardinal Grimaldi unter den Verschwornen. Parozzi, Memmo, Falieri, Kontarino, welche wir schon kennen und andre ihres saubern Gelichters waren gegenwärtig.

Man sas eben bei Tische und schwenkte die vollen Pokäle. Grimaldi erzählte, wie er sich beim Dogen eingeschmeichelt und den Parozzi, Memmo Kontarino und Falieri empfohlen hätte; Kontarino prahlte mit der erledigten Procuratorstelle, die sie ihm gewiß nicht entgehn würde, Parozzi zweifelte gar nicht an Dandolis oder Kanaris Stelle beim Herzog Plaz nehmen zu können, wenn sie nur erst hingerichtet sein würden und — in dem Augenblik stand Abacilino vor ihnen.

„Ja, rief er: Mein Herr! das Werk war vollbracht! Daveli und Kanari ſitzen jezt beim Teufel zum Nachtmahl! — “

Alle ſprangen erſtaunt auf.

„Und den Dogen hab ich perſönlich Wahrheiten geſagt. Seid ihr nun zufrieden mit mir, ihr Bluthunde? “

„Flodoarden nach!“ ſchrie jauchzend Pazzi, und Abaellino rief: Her! Her!

# Drittes Buch.

## Erstes Kapitel.

### Flodoard und Rosamunde.

Rosamunde, Venedigs Liebling, war krank: Idaella seufzte sich müde am Lager der schönen Elwin und seufzte sich wach daran. Rosamunde war krank, ein stiller Seelenharm nagte an der Blüte ihrer Reize, — ach, sie liebte den edeln Flodoard; aber wer hätte Flodoarden auch hassen können. — Sein Heldenwuchs, sein schönes Angesicht, sein schwärmerischer Blik, sein ganzes Wesen predigte laut: seht hier den Favoriten der Natur — und Rosamunde? — Rosamunde liebte die Natur so sehr!

Aber Flodoard war auch kränklich. Er schloß sich oft ein: vermied alle Gesellschaften, oder reiste zur Erheiterung seines Geistes durch die Städte der Republik. Oft war er Wochenlang abwesend, und wenn er dann wieder kam, o, wie sehnsuchts-

voll erwartete ihn dann ieder Familiencirkel, in welchen er eingeweiht war!

Jezt war er drei Wochen von Venedig abwesend gewesen. Niemand wußte von ihm, in welchen Gegenden er umherschwärmte. Der Doge hätte ihn so gern iezt gehabt, um sich nach so vielen Fatalitäten etwas in seiner Gesellschaft zu zerstreuen, und — wie gerufen — erschien er nun.

„Lieber Flodoard!“ seufzte der Doge, als Flodoard zu ihm in das Zimmer trat: „ihr müßt euch nicht mehr so lange von uns entfernen. Ich bin iezt ein verwaister Mann. Ihr wißt doch schon, daß mein Kanari, mein Dandeli — “ — —

„Alles entgegnete Flodoard mit verbißnem Schmerz.

„Es schleicht der Teufel durch Venedig, unter dem Namen Abaellino's, und raubt mir alles, was mir theuer ist. Flodoard, ich zitterte auch schon für euch. — Wir haben vieles, vieles mit einander zu reden, aber jezt gebricht mir die Zeit. Es hat sich ein Fremder melden lassen; ich muß ihn empfangen. Aber —“ —

In diesem Augenblik schwankte Rosamunde aus einem Nebenzimmer herein. Sie sah Flo-

doarden und bebte seitwärts. Flodoard schlug die Augen nieder und begrüßte bebend die holde Nichte des bekümmerten Dogen.

„In einer halben Stunde werd' ich euch rufen lassen; " fuhr der Herzog fort; unterhaltet meine kranke Nichte. "

Der ehrwürdige Gritti verlies den bestürzten Jüngling. Rosamunde trat an ein Fenster. Flodoard schlich ihr langsam nach.

Verlegen standen sie beide da — sahen bald hinaus auf den St. Markusplaz, bald nach den herrlichen Gemälden des herzoglichen Zimmers, bald auf ihre Fingerspizzen.

„Ihr zürnet noch? " stammelte endlich Flodoard, und dachte an die fatale Gartenscene.

„Ich zürne nicht, " antwortete Rosamunde, und ein schönes Roth flog über die blassen Wangen.

Flodoard. (mit festerer Stimme) Und ihr habt mir meine Sünde ganz vergeben?

Rosamunde. (vor sich nieder lächelnd) Sünde? — nun ja, ganz vergeben. — Ein Sterbender muß ja gern verzeihn, damit Gott in seinem Gericht auch gern verzeihe. Und ich bin eine Sterbende — ich fühl es.

Flodoard. Semnera!

Roſamunde. Zweifelt nicht. Seit geſtern hab ich zwar das Krankenlager verlaſſen, aber, es ahndet mir, ich werd' es bald wieder aufſuchen, um es nie wieder zu verlaſſen. Und darum — darum bitt ich auch von euch Verzeihung, wenn ich euch gekränkt haben ſollte.

Flodoard. (ſchweigt)

Roſamunde. Ihr ſcheinet ſehr rachſüchtig, ſehr unverſöhnlich zu ſein.

Flodoard. (lächelt ſie mehmüthig an)

Roſamunde. (ihm die Hand reichend) Nun, Eigner, alles vergeſſen?

Flodoard. Nein, nein! das kann ich nicht. Ich kann nichts vergeſſen, was ich mit euch geliebt habe. Ich will nichts vergeſſen, die Auftritte ſind mir zu heilig. — Aber verzeihen? (indem er ihre Hand an ſeinen Mund drükt) Ach, wollte Gott, ihr hättet mich recht ſehr beleidigt, theure Semnera, recht ſehr beleidigt, dann könnt ich euch auch ſehr vieles verzeihn — aber izt kann ich nichts vergeben. (lange Pauſe)

Roſamunde. Ihr habt wohl viel umhergeſchwärmt ſeit den letzten Wochen.

Flodoard. Viel.

Rosamunde. Und hattet vieles Vergnügen?

Flodoard. (schnell) Warum nicht? man sprach ja allenthalben mit mir von Rosamunden.

Rosamunde. (mit einem krafenden Blik und sanften Ton) Flodoard?

Flodoard. Und wißt ihr, welchen Plan ich nun habe?

Rosamunde. Wieder fortzureisen?

Flodoard. Getroffen, und zwar um nie wieder nach Venedig heimzukehren.

Rosamunde. (überrascht) Nicht doch, Flodoard! Flodoard, das solltet ihr können? (vor ihren Worten erröthend.) Ihr — ihr scherzt!

Flodoard. So wahr Gott lebt, ich habe nie ernster gesprochen!

Rosamunde. (mit einem interessanten Blik) Nein, Flodoard, ich glaub es euch in Ewigkeit nicht.

Flodoard. Hab ich schon allen Glauben bei euch verloren?

Rosamunde. Und wohin wollt ihr, wenn ich darum fragen darf?

Flodoard. Nach Maltha, und mit den Malthesern wider die Korsaren. Der Himmel wirds doch geben, daß ich mich zum Kommandeur eines Schiffs aufschwinge — das Schiff

führe dann den Namen Rosamunde, und das Schlachtgeschrei sei Rosamunde! Ich bin dann gewiß unüberwindlich! —

Rosamunde. Ihr spottet bitter, aber bei Gott, das hat Rosamunde um euch nicht verdient.

Flodoard. Spott? — ich euch verspotten? — wahrhaftig ich spotte nicht, die Zeitungen mögen über Jahr und Tag mich und diese Stunde rechtfertigen.

Rosamunde. (ihn anstarrend) Ihr treibt es weit mit eurm Wiz.

Flodoard. (lächelnd) Nun ja, und wem verdank' ich diesen Wiz? kurz und gut, Seunora, ich verlasse Venedig, um euch keine unangenehme Augenblikke zu schaffen. Vielleicht sehn mich die türkischen Freibeuter lieber.

Rosamunde. Man sollte auf euch Jagd machen; ihr freibeutert nur zu sehr und selbst auf festem Lande.

Flodoard. Gott weis es, und bin ein sehr unglüklicher Freibeuter auf festem Lande, denn ich gerathe da in Gefangenschaft, wo ich zu siegen träumte.

Rosamunde. (ausweichend) Und ihr könntet den Degen verlassen, der euch so sehr schüzt?

Flodoard. Die Liebe des Dogen iſt mir theuer. Aber, bei Gott, Roſamunde, ſie macht mich nicht glüklich, und wenn man mir Königreiche zu Füſſen legte, ſie machten mich nicht glüklich —

Roſamunde. Bedürft ihr zu eurem Glük ſo viel?

Flodoard. Viel, unendlich viel! — ich habe darum gebettelt — (indem er ſie anfaßt und ihre Hand heftig drükt) ich habe darum gebettelt — Roſamunde, und man hat mirs abgeſchlagen.

Roſamunde. Ihr ſeid ein Schwärmer!

Flodoard. (ſich näher an ſie ſchleichend) Roſamunde!

Roſamunde. (zitternd) Was wollt ihr?

Flodoard. (halbleiſe) Mein Glük!

Roſamunde. (ſieht ihn ein Weilchen an, zieht ihn zu ſich, küßt ihn wieder zurük) Geht! geht! um Gotteswillen geht! —

Flodoard. (wandelt langſam und traurig mit untereinander geſchlagnen Armen durchs Zimmer)

Roſamunde. (ſchwankt ihm nach, nimmt ſeine Hand — ſinkt an ſeine Bruſt) Flodoard!

# Zweites Kapitel.

## Ein fürchterliches Verſprechen.

Heil dem glüklichen Flodoard, er hatte überwunden! er hielt das liebende Mädchen in ſeinen Armen feſt, und glaubte eine Gottheit zu umarmen. Feſt ſchlang ſich Roſamundens Hand um Flodoardens Nakken; er war der ihrige, dem ſie ſo manche Thräne geweint, ſo manchen Seufzer geſeufzt, ſo manchen Traum geträumt hatte.

Dicht in einander verſchlungen, ſtanden ſie da, eine herrliche Gruppe für den Pinſel einer Angelika Kaufmann — und die Engel Gottes ſchwebten unſichtbar über die Liebe dieſer Heiligen.

Nur einmahl ſchlägt unter allen tauſend Stunden des Lebens dem Sterblichen eine ſolche Stunde: Heil dem, der ſie noch erwartet, Heil dem, der ſie noch genießet! Man ſage immerhin, es iſt doch nur Gaukelſpiel der entzükten Einbildungskraft, ein leicht verdunſtender Rauſch der Sinnlichkeit — e, nennt mir unterm Mond eine Seeligkeit, welcher die Einbildungskraft ihren Zauber nicht leiht! —

Flodoard und Roſamunde vergaßen nun zum erſtenmahle, daß ſie Menſchen wären. Das

Zimmer um ihnen her ward zum Himmel; die Erde der Altar Gottes, ihre Seufzer, ihre Küsse wurden Lobgesänge dessen, der das Hochgefühl der Liebe gab!

„Ich bin dir gut!“ lispelte Rosamunde und gedachte nicht ihrer Idaelia: „ach, ich bin dir nur zu gut, Flodoard! —“

Der Jüngling antwortete nichts. Rosamunde stammelte ein leises, Ach! und Lippe glühte an Lippe, Busen stürmte an Busen, Arme hingen gewunden um Arme.

Und — plözlich eröffnete sich die Seitenthür,

Der Doge Andreas Gritti trat schon wieder herein. Der erwartete Fremde war, Kränklichkeiten halber, nicht erschienen. —

Flodoard und Rosamunde hörten den Hereinkommenden nicht.

Gritti stand bestürzt da, er sah der Scene einige Augenblikke zu, seine Mienen verzogen sich in ein sanftes Lächeln, er drehte sich um und ging wieder zurük.

Das Geräusch seines Kleides an der ho-

hen Flügelthür erwekte die Trunkne aus ihrem Wonnetraum. Roſamunde riß ſich mit Entſezzen los; Flodoard verlor ſeine Geiſtesgegenwart aber keineswegs.

„Gnädigſter Herr!“ rief er dem Dogen nach — —

Der Herzog wandte ſich um und Flodoard lag zu ſeinen Füſſen.

Gritti ſah mit ſtiller Würde und mit Ernſt auf den Knieenden hernieder.

„Ich mag eure Vertheidigung nicht hören!“ ſagte der Doge mit ſteigender Stimme.

„Nein,“ entgegnete Flodoard, mit feſtem Tone: „nein, gnädigſter Herr, ich bedarf keiner Vertheidigung, daß ich Roſamunden liebe, wohl muß ſich der vertheidigen, der ſie nicht liebte! Iſts aber ein Verbrechen, daß ich Roſamunden anbete, o ſo mag mich Gott von dieſer Sünde frei ſprechen, weil er Roſamunden ſo ſchön erſchuf.“ —

„Ihr ſcheint auf eure wizzige Apologie vielen Fleiß verwandt zu haben; aber ſie verfehlt ihren Zwek,“ verſezte Gritti.

„Ich ſag es noch einmahl, gnädigſter Herr!“ erwiederte Flodoard, und ſtand auf: “ ent-

schuldigen will ich mich nicht. Aber ich will mehr, ich bitte bei euch um Rosamunden.“

Gritti stierte den Kühnen mit einem fremden Blik an.

„Freilich, gnädigster Herr, freilich bin ich ein armer Edelmann, und es scheinet Verwegenheit zu sein, wenn ein solcher um die Nichte des Venetianischen Doge buhlt. Aber, beim Himmel, ich glaube der große Gritti wird seine Rosamunde nicht an Männer verschenken, die nur mit Goldstükken, Grafschaften, und Titeln prahlen, oder sich in dem Glanz ihrer Ahnen verhüllen, wenn sie nicht selber glänzen. — Ich gesteh es freilich, noch besizze ich keine Verdienste, die mich eurer Rosamunde würdig machen könnten, aber ich will sie mir erwerben. — —“

Der Doge drehte sich unwillig um. Rosamunde flog herbei und schlang ihren Arm um Grittis gebeugten Nakken. —

„Zürnet nicht!“ rief sie und verbarg ihr bethräntes Antliz an dem Busen ihres Oheims.

„Fodert!“ rief Flodoard; „was muß ich sein, was soll ich thun, um Rosamunden zu erhalten von euch. Fodert, es soll mir das Schwerste ein Kinderspiel werden. Beim Himmel, ich wünschte Venedig läge unter der gräslichsten Gefahr, oder euer Leben würde von zehntausend Dolchen bedroht — dann dürft ich hoffen Rosamunden zu

verdienen. Ich rettete Venedig und ſchlüge zehntauſend Klingen zurük. — “

Gritti lächelte bitter. „Ich habe, “ ſagte er: „ich habe der Republik viele Jahre gedient; ich habe Leben und Blut gewagt, ich erwartete wenigſtens zur Belohnung ein ſanftes, glükſeliges Alter — aber ich habe mich betrogen. Meine alten Freunde werden mir durch Banditen geraubt und — ihr, Flodoard, ihr nehmt mir nun noch dieſe einzige, die bisher meine lezte Freude war. — — Höre, Roſamunde, liebſt du den Flodoard wirklich? “

Flodoard zitterte. Roſamunde ergriff des Jünglings Hand und — ſchwieg.

Gritti wandte ſich aus Roſamundens Arme, und gieng langſam mit tiefem Ernſte im Zimmer auf und nieder. Roſamunde warf ſich auf einen benachbarten Seſſel; und weinte. Flodoard beobachtete den Dogen.

So verſtrichen einige Minuten. Es herrſchte im Zimmer eine feierliche Stille; Gritti ſchien mit einem fürchterlichen Entſchluſſe ſchwanger zu gehn. Bekümmert erwarteten die Liebenden den Ausgang der Geſchichte.

Plözlich blieb der Doge in der Mitte des

Zimmers stehn. „Flodoard!“ sprach er, und Flodoard nahte sich ihm ehrerbietig: „Flodoard, ich habe den Entschluß gefaßt: Liebt euch meine Rosamunde, wohl, so mag sie es thun; ich will der Wahl ihres Herzens keine Schranken bauen. Aber Rosamunde ist mir viel zu theuer, als daß ich sie dem ersten besten überlassen könnte, der sie fodert. Der Mann, dem ich Rosamunden lasse, muß Rosamundens werth sein; sie soll eine Belohnung seiner Verdienste werden. Noch habt ihr euch nur geringe Verdienste um unsern Staat erworben — es ist jezt Gelegenheit da, euch ein sehr großes zu verschaffen. Schafft mir den Mörder Sylvios, Kanaris und Dandoli's — schafft mir den fürchterlichen Banditenkönig Abaellino todt oder lebendig! —“

Flodoard trat bei dieser Foderung, an deren Erfüllung sein Wohl und Weh hieng, erblassend zurük. „Gnädigster Herr — —“ stammelte er.

„Ich weis, fuhr Andreas Gritti fort: ich weis sehr gut, welch eine Foderung ich wage, wenn ich den Abaellino fodre. Lieber will ich selber mich durch eine türkische Flotte schlagen und das Admiralschiff aus ihrer Mitte stehlen, als diesen Abaellino fangen, der mit der Hölle einen Bund geschlossen zu haben scheint, der allenthalben

und nirgends iſt, den viele geſehn haben und den keiner kennt, der den Wiz unſerer Staatsinquiſitoren, des Collegiums der zehn Männer und ihrer Spione zu Schanden macht; vor dem jeder edle Venetianer zittert, vor deſſen Dolch ich ſelber auf meinem Throne nicht ſicher bin. — Ich weis es, was ich fodre, aber, Flodoard, ich weis auch, was ich gebe. Ihr ſeid verlegen? — Ihr ſchweiget? — Flodoard, ich habe euch lange genug beobachtet, ich habe in euch Spuren eines wahrhaft großen Geiſtes endekt — darum wag ich die Foderung, iſts einer vermögend, den Abaellino zu faſſen, ſo glaub ich ſeid ihrs. — Nun? "

Flodoard gieng ſchweigend vor ſich umher; ein fürchterliches Wageſtük wars, das er unternehmen ſollte, wehe, wenn Abaellino ſein Vorhaben erfuhr! aber Roſamunde war der Preis! Er warf einen Blik auf das Mädchen, und ſein Plan war entworfen, alles zu wagen.

Er gieng zum Degen.

Gritti. (ſanft) Nun, Flodoard?

Flodoard. (mit groſſem Nachdruk) Erhalt' ich warlich dann Roſamunden, wann ich euch den Abaellino überliefre? —

Gritti. Nicht eher.

Roſamunde. Flodoard! Flodoard! das Spiel

endet sich schrecklich — hüte dich selber vor Abaellinos Dolch!

Flodoard. (indem er mit den Zähnen knirscht) Still! — (gefaßt) Gnädigster Herr, gebt mir eure Herzogliche Hand darauf.

Gritti. Ich schwör es euch, Flodoard, schafft ihr mir den schrecklichen Feind der Republik lebendig oder tod, so geb ich euch Rosamunden mit fürstlicher Aussteuer zur Gemahlin!

Flodoard. (hält schweigend die Hand hin)

Gritti. Hier empfangt meine Herzogliche Rechte.

Flodoard ging in Gedanken verloren durch das Zimmer. Im Thurme der St. Markuskirche schlug es fünf Uhr

„Der Abend übereilt uns!“ rief Flodoard „wohlan so sei's; in vier und zwanzig Stunden überliefr' ich euch den fürchterlichen Banditen Abaellino.

Gritti. (betreffen) Junger Mensch, verspreche weniger und leistet mehr.

Flodoard. (ernst und fest) Es gehe wie es gehe, ich halte entweder mein Wort, oder trete nimmermehr wieder über die Schwelle eures Palastes. Ich habe Spuren und sichre Merk-

mahle von dem Böſewicht — entweder ſpiel ich morgen um dieſe Zeit ein Luſtſpiel, oder es werde in Gottesnamen ein Trauerſpiel!

Gritti. Uebereilung iſt gefährlich.

Flodoard. (mit Stolz) Ueber die Jahre der Uebereilung denk ich in meinem Leben hinweggeſprungen zu ſein. —

Roſamunde. (ſeine Hand faſſend) Flodoard, Flodoard beſinnet euch. Mein Oheim liebt euch, — nehmet euch vor Abaelinos Dolch in Acht!.

Flodoard. Eben deswegen muß alles in vier und zwanzig Stunden, oder nie gethan werden. Wohlan, gnädigſter Herr, ich will beweiſen, daß die Liebe alles wagen kann — —

Gritti. Wagen freilich, aber ob erringen?

Flodoard. (dem man eine wachſende Verlegenheit anſieht) Macht mich nicht kleinmüthig, gnädigſter Herr, ſeht, ich will euch beſſern Muth geben. Habet die Gnade morgen Nachmittag in dieſem Zimmer große Geſellſchaft zuſammenzubitten, Damen und Herrn, denn gewinn' ich morgen den Sieg, ſo erleb ich ein großes Feſt. Ladet vorzüglich die Beiſitzer des ehrwürdigen Gerichts der zehn Männer ein, damit

sie doch den Abaellino von Angesicht zu Angesicht kennen lernen, mit dem sie so lange vergebens im Kriege lebten.

Gritti. (sieht ihn lange bedenklich an, endlich:) Sie sollen erscheinen.

Flodoard. Und ihr habt ja wohl, wenn ich nicht irre, einige neue Freunde an dem Kardinal Grimaldi, dem Nobile Kontarino, Memmo, Falieri und Parozzi erhalten. Sie sind auch meine Freunde vor kurzer Zeit geworden; ich wünschte sie wären morgen gegenwärtig.

Gritti. Sie sollen gegenwärtig sein.

Flodoard. Aber noch eins. Sagt niemanden früher die Ursach der Zusammenkunft, ehe sie nicht alle angekommen sind. Dann stellt rings um unsern Pallast Wache mit geladnen Gewehren und selbst vor den Thüren dieses Zimmers, mit dem strengen Befehl, jeden herein, niemanden, bei Todesstrafe, heraus zu lassen. Denn vor Abaellino ist niemand sicher.

Gritti. Es wird geschehn.

Flodoard. Morgen mit dem Glokenschlage fünf, oder nie, sehn wir uns wieder!

Flodoard empfahl sich schnell. Ro-

munde bebte am Arme des Herzogs und Gritei ſchüttelte den Kopf.

## Drittes Kapitel.

### Die nächtliche Verſchwörung.

„Juchheiſa!“ rief in der Mitternachtsſtunde Parozzi im Zimmer des Kardinals Grimaldi, wo das ganze hölliſche Complot wieder beiſammen war: die Sachen gehn treflich. Flodoard iſt heut angekommen und Abaelino ſchon richtig bezahlt!

Grimaldi. Der Flodoard iſt ein Schlaukopf, ich wünſchte lieber, er bliebe am Leben und ſchlüge ſich zu unſrer Parthei. Ich ſage euch, Flodoard iſt ein Schlaukopf!

Parozzi. Wie die Vagabonden immer ſind.

Ermino. Und ſtolz iſt er, ſtolz, als wär er Venedigs Herrgott.

Falieri. Roſamunde, wie ich erfahren habe, ſoll ihm nicht unhold ſein.

Parozzi. O, Geduld, Abaelino bricht ihm

den Hals, dann kann er mit dem Teufel und seiner Grosmutter liebeln.

Kontarino. Uebrigens hab ich troz aller Kundschaft seinetwegen in Florenz wenig erfahren. Es sollen einmahl, schreibt man mir, es sollen einmahl Flodoardo's in Florenz existirt, aber sich längst von da hinweg begeben haben, man wisse nicht, wohin? und zu dieser Familie Flodoardo müsse denn wohl unser Vagabond gehören.

Grimaldi. Der Doge hat euch also sämmtlich auf morgen Nachmittag zu sich eingeladen?

Alle. Wahrhaftig! wahrhaftig!

Grimaldi. (mit Selbstgefühl) Das freut mich, das freut mich. Ich sehe mit Vergnügen, daß meine Empfehlung bei ihm so vieles gewirkt hat. — Und morgen Abend ist bei ihm Ball mit Masken, wie mir sein Kammerdiener sagte?

Falieri. Freilich!

Memmo. Wenn er nur nicht um unsre Verschwörung weis — ich wäre des Todes!

Grimaldi. Er kann unmöglich davon wissen.

Memmo. Ei, zum Teufel, ieder Beutelschneider, Pflastertreter, Abenteurer, Bettler und

wie das Lumpengeſindel heiſſen mag, welches unſre Armee ausmacht, weis davon und er ſollte noch nichts gewittert haben?

Kontarino. Du Narr, da gehts ihm, wie betrognen Ehemännern; iedermann weis, daß ſie Hörner tragen, nur ſie ſelber haben keine Notiz davon. Aber, wahrhaftig, wir müſſen nun den Anfang machen, unſre Projecte zu realiſiren, oder wir werden endlich verrathen. —

Falieri. Du haſt recht, Bruder.

Parozzi. Die Misvergnügten, die ſich auf unſre Seite geſchlagen haben, ſinds zufrieden, wenn der Bettelſtanz in dieſer Nacht vor ſich gienge.

Kontarino. Ich nehme morgen den Dogen auf mich, und ſteche ihn nieder. Dann ergehe es, wie es wolle. Entweder wir ſind dann aus allen Bedrängniſſen durch allgemeinen Aufruhr der Republik gerettet, oder wir ſegeln mit vollem Winde aus dieſer vermaledeiten Zeitlichkeit ab.

Parozzi. Wir verſehn uns alle mit Gewehr.

Grimaldi. Das Kollegium der Zehnmänner iſt ſammt und ſonders morgen gegenwärtig — —

Falieri. Alle müſſen ſie niedergemacht werden!

Memmo. Wenns nur zulezt nicht ſchrecklich für uns ſelber abläuft.

Kontarino. Ei, du verdammter feiger Knabe, bleib zu Hauſe hinterm Ofen; aber ſind wir durchgedrungen, ſo komm nicht und fodre deine Geldſummen wieder.

Memmo. Bei meiner Seel, Kontarino, an Muth fehlts mir nicht; willſt du, ich meſſe mich mit dir in dieſem Augenblik mit der Klinge. Aber dein unſeeliger Hizkopf fehlt mir.

Grimaldi. Und wenn alles verdorben iſt, ſo macht es die Kirche wieder gut und das groſſe Wort Sr. Heiligkeit.

Memmo. Aber wo ſind denn die Briefe vom Pabſt?

Grimaldi. (wirft ihm zwei Papiere vor) Lies, ungläubiger Thomas!

Memmo. Donner und Wetter, wir treiben alſo eine privilegirte Schurkerei! —

Grimaldi. Der Pabſt muß uns ſchüzzen, ich ſage, er muß, denn wir vertheidigen als gute Chriſten die Gerechtſame ſeines Stuhls in der Republik Venedig — ſchon das kann euch eine Quelle des Muths werden, wenn in der lezten Noth alles ſcheitern ſollte. Keine Hand darf euch verlezzen!

Kontarino. Höre, Parozzi, es bleibt nach unſrer

Abrede dabei, du beſtellſt unſre Bundesgenoſſen mit Waffen und Wehr in deine Behauſung. Um Mitternacht verläßt du den Ball, und bemächtigſt dich des Arſenals. Der Hauptwann Sebiki iſt unſer, und hält dort die Wacht.

Grimaldi. Der Schiffkapitain Adorno wird auf das Signal der Sturmglokke zu uns ſtoſſen mit ſeinen Leuten.

Falieri. Es kann gar nicht fehlen!

Kontarino. Macht nur die Verwirrung ſo gros, als möglich, Freunde und Feinde müſſen durcheinander wüthen, keiner muß wiſſen woher der Aufruhr, warum, und wohin! —

Parozzi. Bei meiner Seele, ich danke Gott, daß es endlich ſo weit gediehen iſt.

Falieri. Haſt du die weißen Armbinden unter unſre Leute ausgetheilt, Parozzi?

Parozzi. Schon vorgeſtern.

Kontarino. Halloh, Brüder, die Kelche gefüllt! ſo wie iezt ſizzen wir nicht ſobald wieder beiſammen, als nach vollbrachter Arbeit! —

Memmo. Laßt uns noch einmahl alles weislich überlegen!

Kontarino. Pfui! Ueberlegung iſt das Kind der kalten Vernunft, und dieſe gilt in der Rebellion nicht. Hier ſpricht die Verzweiflung. Nur erſt das Werk begonnen, das Staatsſyſtem Venedigs mit Heldenmuth über einander geworfen, bis keiner mehr weis, wer Herr, und wer Unterthan ſei, dann kann die Ueberlegung kommen, um zu rathen, wie weiter! — luſtig, eingeſchenkt! — Der Doge bietet uns durch ſeinen Ball die Hand — ha, ha, ha!

Parozzi. Den Abaellino müſſen wir nothwendig vorher ſprechen.

Kontarino. (ſchwänkt den Weinbecher) Es lebe Abaellino!

Alle. (trinkend) Abaellino! Abaellino!

Grimaldi. Und glüklichen Ausgang der künftigen Nacht!

Memmo. Ja, wohl! ja wohl!

Alle. Ein glüklicher Ausgang!

Parozzi. Wo ſizzen wir übermorgen Nacht?

# Viertes Kapitel.

## Der wichtige Tag.

Am folgenden Morgen war alles so ruhig in Venedig, als wäre nichts geschehn, und doch war es gewiß, daß dieser Tag einer der merkwürdigsten in diesem Staate werden mußte.

Im Herzoglichen Pallaste war alles schon sehr früh erwacht. Der bekümmerte Gritti verlies ungewöhnlich zeitig das Nachtlager, auf welchem er sich dießmal schlaflos und sorgenvoll hin und her gewälzt hatte. Rosamunde hatte vom schönen Flodeard geträumt und nachend sezte sie ihre Träumereien fort. Idaella hatte unruhig geschlafen; sie liebte Rosamunden zu sehr und wußte schon welch ein interessanter Tag für das arme liebende Geschöpf der heutige werden würde. Aber Rosamunde war ungemein heiter; sie scherzte mit Idaellen, sezte sich zu ihrer Harfe und sang sich das Lied ihres Lieblingsdichters:

Liebe, Liebe, Kind des Himmels,
Aller Welten Königin,
Durch die Graun des Weltgetümmels
Warst du meine Führerin.
Früh hat mich dein Arm umschlungen,

Früh dein holder Geiß bezwungen,
Früh dein Rosenmund geküßt.

In dem Morgentraum des Lebens
Sog des Lebens erße Luß
Stiller Wonne, frohen Lebens
Lieb' o Lieb an deiner Brußt!
Ach, von deinem Arm geschaukelt,
Deinen Tändelein umgaukelt
Froh zu früh der Morgentraum!

Deinen Namen, deinen Stämpel
Trägt die Schöpfung immerdar;
Sieh, der Himmel iß dein Tempel
Und die Erde dein Altar —
Ja, so lange meine Augen
Noch den Reiz der Schöpfung saugen,
Bet' ich dich, o Liebe, an!

Aber Rosamundens selige Laune verschwand, als der Mittag heranrükte und vorüberzog. Aengstlich wankte sie hier und dahin; ihr Herz klopfte ungestüm, in Erwartung fürchterlicher Auftritte.

Schon versammelten sich die Vornehmen Venedigs im Pallast ihres Oheims, schon war der schrekliche Nachmittag da, und der Doge sandte Jouel-

Jduellen an ſie ab, in den groſſen Saal ſie zu führen, wo die Herrn und Damen ihrer harrten.

„Gott! o mein Gott!“ rief ſie leiſe: „laß alles wohlgelingen“

Blas wie eine Leiche trat ſie in das Zimmer, in welchem ſie geſtern ihren Flodoard Liebe bekannt hatte und Flodoard — war noch nicht da.

Die Geſellſchaft war glänzend und heiter geſtimmt; man ſprach von Stadtnovellen, europäiſchen Staatsangelegenheiten. Kontarino und Grimaldi unterhielten ſich mit dem Dogen; Memmo, Falieri und Parozzi ſtanden in einem Winkel ſchweigend beiſammen.

Drauſſen wars trübe und dunkel; es ſtürmte der Wind in den Wellen des Kanals und den Wetterfahnen der Palläſte am Markusplaz; ein Regenſchauer folgte dem andern.

Es ſchlug vier Uhr. Roſamunde ward bläſſer, als vorher. Gritti befahl dem Kammerdiener etwas leiſe ins Ohr. Man hörte bald darauf Männer von auſſen wanken, und Waffen klirren an den Thüren des Saals.

Eine plözliche Stille herrſchte durch die Geſellſchaft. Die jungen Nobili ſtokten in ihren Liebeserklärungen vor den Damen; die Damen vergaßen

ihre Modeneuigkeiten; die Staatsmänner karrten sich an und brachen ihre politischen Discourse ab.

Der Doge trat langsam in die Mitte der Versammlung. Jedes Auge wandte sich zu ihm. Hoch schlug den Verschwornen das Herz.

„Wundert euch nicht, meine Lieben, über jene seltsamen Anstalten!“ redete Andreas Gritti, Venedigs Herzog, sie an: „Es hat nichts zu bedeuten, was dem Vergnügen dieser Gesellschaft gefährlich sein könnte. Euch allen wird der Bandit Abaellino bekannt sein, der Mörder des braven Prokurator Sylvio und meiner getreuen Räthe Rauari und Dandoli. Dieser, vor welchem jeder rechtschaffne Republikaner zittern muß, dem nichts heilig und ehrwürdig heißt, der allen Trotz bietet, die ihm drohen, — dieser höllische Auswurf wird vielleicht binnen einer Stunde in diesem Saale vor unsern Augen erscheinen!“

Alle. (erstaunt) Abaellino? Abaellino?

Grimaldi. Freiwillig?

Gritti. Nein, freiwillig in der That nicht. Aber Flodoard von Florenz hat gelobt unsrer Republik diesen wichtigen Dienst mit Gefahr seines Lebens zu leisten, es koste was es wolle, den Abaellino zu fangen, und hieher zu bringen.

Einer der Beiſizzer des Zehengerichts. Viel, unendlich viel gelobt!

Ein andrer. Ich zweifle an der Vollführung des Gelübdes!

Ein dritter. Aber bei Gott, Flodoard machte ſich uns die Republik zu großen Schuldnern.

Ein Vierter. Wahrhaftig, wie ſoll der Staat dem Flodoard vergelten.

Gritti. Die Vergeltung übernehm ich allein. Flodoard hat um die Hand meiner Nichte angehalten — ich gebe ſie ihm.

Alle. (ſehn ſich ſchweigend unter einander an, theils mit Blikken der höchſten Zufriedenheit, theils des Erſtaunens)

Falieri. (leiſe) Parozzi, was meineſt du?

Memmo. Ich habe das kalte Fieber, ſo wahr Gott lebt!

Parozzi. (heimlich lachend) Abaellino wird ſich fangen laſſen! —

Ka[illegible]no. Meine Herrn, hat einer von euch ſchon den Abaellino von Angeſicht zu Angeſicht geſehn?

Einige. Wir nicht! wir nicht!

Ein andrer. Es iſt ein Geſpenſt, der nur dann und wann und ſehr unverhoft und ungebeten erſcheint.

Rosamunde. Ich vergesse das Ungeheuer nicht — (sie erzählt einigen Damen leise)

Gritti. Und wie er mir erschienen ist, wird euch bekannt sein.

Memmo. (zu einigen Senatoren) Ich habe mir von dem Ungeheuer tausend Wunderdinge erzählen lassen — er ist der Teufel in menschlicher Gestalt — ich halte nicht für gut, daß man ihn in diese Versammlung bringt, denn er ist fähig hier ohne Gnade einen nach dem andern zu erwürgen.

Mehrere Damen. Gott bewahre, in dieses Zimmer?

Kontarino. Die Hauptsache ist, ob ihm Flodoard, oder er den Flodoard besiegt. Und ich geh eine schwere Wette darauf ein, daß Flodoard unverrichteter Sache abzieht.

Ein Senator. Und ich halte die Wette mit, daß nur ein einziger Mann in Venedig es unternehmen darf den Abaellino zu fangen — [redacted] der eine ist Flodoard von Florenz; eben der, von dem ich längst prophezeit habe, er werde in den Jahrbüchern der Welt einmahl eine glänzende Rolle spielen —

Ein andrer. Ihr habt recht, Senner, ich bin

erſtaunt über ihn, als ich zum erſtenmahle in ſeine Geſellſchaft trat.

Kontarino. Tauſend Zechinen! Abaellino läßt ſich nicht greifen, oder er wäre denn geſtorben.

Der erſte Senator. (hizzig) Tauſend Zechinen- Flodoard haſcht ihn —

Gritti. Und liefert ihn tod oder lebendig.

Kontarino. Ihr, edle Venetianer, ſeid Zeugen: (er reicht dem Senator die Hand) (ſie geben ſich die Hände.)

Senator. Die Wette gilt.

Kontarino. (lachend) Ich danke euch für die tauſend Zechinen, Sennor! Abaellino iſt ein feiner Gauch — gewiß Flodoard hat Urſach ſich zu hüten.

Grimaldi. Hat Flodoard die Sbirren zur Hülfe?

Gritti. Keinen, als ſich ſelber. Seit geſtern iſt er nun ſchon abweſend, um auf den Banditen Jagd zu machen.

Grimaldi. (mit einem triumphirenden Lächeln zu Parozzi) Glük zu, Sennor!

Parozzi. (mit einer erfurchtsvollen Verbeugung) Gewiß, Ew. Eminenz prophezeien wahr.

Memmo. Ich lebe wieder auf. Nun, nun! man wird doch ſehen!

Drei und zwanzig Stunden waren vorüber, seit dem Gelübde des kühnen Flodoard — die vier- und zwanzigste brach an und er kam noch nicht.

## Fünftes Kapitel.

### Höllenangst.

Der Doge wurde unruhig. Der Senator fieng an für seine tausend Zechinen zu zittern, und Kontarino und seine Parthei lachten schadenfroh, wie wohl Kontarino laut bekannte: er wünsche lieber tausend Zechinen und zwei tausend zu verlieren, weil mit der Gefangenschaft Abaellinos die allgemeine Sicherheit der Republik gewänne.

Es schlug im Thurme der St Markuskirche fünf Uhr — Rosamunde bebte; Todesschweis perlte von ihrer schönen Stirn. Flodoard kam noch nicht.

Der alte Andreas Gritti liebte Flodoarden wirklich — jezt schauderte er zum erstenmal vor dem Gedanken, daß Abaellinos Dolch gesiegt haben könne.

Rosamunde gieng zum Herzog, sie schien ihm etwas sagen zu wollen, aber die Angst lähmte ihre Zunge, eine Thräne quoll in ihrem Auge hervor.

Sie verbarg die Angſt und ihre Thräne ſo meiſterhaft, als es ſich immer hier thun lies — in einem Winkel warf ſie ſich auf einen Seſſel nieder, rang die Hände und ihre Seufzer flehten Hülfe von dem barmherzigen Gott.

Die übrige Geſellſchaft trippelte in ſichtbarer Verlegenheit umher; man wollte fröhlich ſein, aber auch nicht einmal der Schein der Fröhlichkeit konnte affektirt werden.

So verfloß wieder eine Stunde, und Flodoard kam nicht.

Jezt brach die Abendſonne lächelnd hinter den Regengewölken hervor, ein Strahl der ſinkenden Tageskönigin fiel auf Roſamunden — und Roſamunde wurde, ſie wußte nicht, warum? froh.

Kontarino. Um fünf Uhr wollte Flodoard den Abaellino liefern! — es ſind anderthalb Stunden darüber.

Senator. Wenn er ihn nur liefert, mögen dann auch anderthalb Wochen darüber ſein.

Gritti. Nein? — ſtill! — ich höre draußen Geräuſch. — —

Die Flügelthüren ſprangen auf und Flodoard trat allein herein im Reiſekleide und Re-

grünmantel. Wild und wüst flog sein Haar, düster rollte sein Auge durch die Gesellschaft. Er ris den Federhut vom Kopf herab und begrüßte die Versammlung

Alles drehte sich zu ihm hin, ieder Mund schien zehn Fragen zu haben, iedes Auge studierte seine Mienen.

„ Jesus! schrie Memmo: mir ahndet was! “

„ Seid ohne Sorgen, Senner! “ murmelte Kontarino.

Edle Venetianer, sprach Flodoard, und seine Sprache war die Stimme des Helden: wahrscheinlich hat unser Durchlauchtigster Herr euch die Ursach dieser Zusammenkunft gemeldet — ich will izt eure Sorgen lösen. Aber vorher frag ich noch einmahl, gnädigster Herr, wird Flodoard Rosamunden zur Gemahlin erhalten, wenn er den Abaelino in eure Hände liefert? “

Gritti. (ihn mit den Augen messend) Habt ihr den Abaelino?

Flodoard. Empfang ich Rosamunden?

Gritti. Ohne Widerspruch, ia! ihr empfangt sie mit einem fürstlichen Brautschaz.

Flodoard. Ihr Edeln von Venedig, ihr habt das Wort des Dogen gehört!

Viele Senatoren. Wir haben's gehört!

Flodoard. (indem er drei Schritt durch den Saal macht) Wohlan, Abaellino, iſt in meiner und eurer Gewalt!

Alle. (im wilden Tumult) Hilf Himmel! — Wo iſt er! — Jeſus Sohn Gottes! — Abaellino!

Gritti. Tod oder lebendig?

Einige. Tod oder lebendig, Sennor?

Flodoard. (ernſt) lebendig!

Alle (in ſprachloſer Verwunderung oder mit Entſezzen ihm nachlallend): Lebendig! lebendig!

Grimaldi. (mit der Hand über die Stirn fahrend) Lebendig!

Kontarino. Das geht ins weite.

Roſamunde. (Idueſſens Hand küſſend) Hörſt du, Idueſſa! Idueſſa! lebendig!

Senator. Sennor Kontarino, tauſend Zechinen!

Kontarino. (durch die Zähne) Mit Vergnügen!

Flodoard. (mit einem ſchweren Seufzer) O gnädigſter Herr — —

Gritti. (ſanftlächelnd) Die Republik iſt deine Schuldnerin, mein Sohn.

Einige Senatoren. Und wir danken euch jetzt, heldenmüthiger Florentiner, für eure unbegreifliche Heldenthat. Die Republik wird vergelten.

Flodoard. (den Arm traurig nach Roſamunden ausſtreckend) Dort, ſeht ſie dort meine Vergeltung.

Gritti. (mit freudeſtrahlendem Antlitz) Führe den Bluthund Abaellino hieher — ich kenne ihn. Es war eine Zeit, da ſagte er zu mir: Herzog, ich meſſe mich mit dir, die Erde trägt ſelten auf einem ſo ſchmalen Strich Landes zwei ſo große Männer — führe doch den groſſen Mann hieher!

Senatoren. Wo iſt er? wo iſt er?

Einige Damen. (in ſchrecklicher Furcht) Um Gotteswillen — —

Flodoard. (ſchmerzhaft lächelnd) Fürchtet euch nicht mehr vor ihm, ſchöne Venetianerinnen, er hat ja nun ſeine Braut! (indem er auf Roſamunden deutet)

Falieri. (erblassend) Ist er hier schon im Pallast?

Flodoard. Hier im Pallast.

Ein Senator. Warum laßt Ihr uns so lange in banger Erwartung schweben?

Flodoard. (führt den Dogen zu einem Lehnsessel) Wohlan, so mag die Komödie beginnen! — Abaellino soll erscheinen. Tretet alle an die Seiten!

Wie von einem Sturmwind fortgerissen flog alt und jung erschrokken zurük nach den Wänden. Allen klopfte hoch das Herz; keinen aber mehr, als den Verschwornen, die mit höllenangst der Erscheinung Abaellinos entgegenharrten.

Der Doge Andreas sas ernst und ruhig in seinem Stuhle, wie ein Richter zum Gericht des Banditenfürsten. Einzeln, in besondern Gruppen standen die Anwesenden mit verschiednem Mienenspiel da — wie am Weltgerichtsmorgen die Schatten der Seeligen und Verdammten einst untereinandergemischt, und doch grell von einander verschieden da stehn werden. Die schöne Rosamunde lehnte sich in ruhiger Engelsunschuld an Jouellens Achsel und musterte mit durstgen Augen ihren großen Liebling. Die Verschwornen mit langen, bleichen Gesichtern und hin stierenden Augen formirten den Hintergrund.

Dumpfe Stille waltete über die Verſammlung; kein Odemgeräuſche ſtörte ſie.

„Und nun ſoll der ſchrekliche Abaellino vor euch erſcheinen; zittert nicht, er wird keinen verlezzen!“ rief Flodoard aus, drehte ſich um, ging zur Flügelthür, wiſchte ſich über das Geſicht, warf den Mantel ab, kehrte wieder um — und wie durch ein Gaukelſpiel, war Flodoard in Abaellino verwandelt! —

## Sechstes Kapitel.

### Geiſtererſcheinungen.

Ein lautes Zetergeſchrei ſcholl plözlich durch den Saal — Roſamunde ſtürzte ohnmächtig zuſammen, die Verſchwornen ſchnappten nach Luft, die Damen krenzigten und ſegneten ſich, die Senatoren ſtanden leblos wie ſteinerne Puppen umher und Andreas Gritti verlor im Schrek Gehör und Geſicht.

Abaellino ſtand ruhig da in ſeiner ganzen furchtbaren Häßlichkeit, in ſeinem Banditenhabit, mit dem Gürtel voller Piſtolen und

Dolche, mit dem abſcheulichen verzerrten, gelben Geſicht, über dem rechten Auge ein Pflaſter, das linke hinter Fleiſchrunzeln halb verſchwollen. Er grinſte nach einer Minute rings umher, und trat dann zum erſtarrten Doge.

„ He! “ rief er mit heiſrer, grölzender Stimme: „ kennt ihr noch den Abaellino, hier iſt er, mit Leib und Seele iſt er hier, gnädiger Herr, um ſeine Braut einzuhohlen! “

Andreas Gritti ſeufzte tief auf, ſtarrte den Ausbund der Hölle mit einem ſchrekklichen Blik an und rief: „ ſo bin ich noch nie hintergangen! “

„Wache! Wache! “ ſchrie Grimaldi, der Kardinal, und Abaellino zog eine Piſtole hervor aus dem Gürtel, ſpannte den Hahn und drohte zu ihm herüber: „ der erſte, “ rief er, „ der erſte, der Wache ſchreit, oder eine Bewegung macht, iſt in dieſer Minute des Todes. Glaubt ihr, daß ich mich ſelber hier überliefern, ſelber die Wachen an den Thüren beſtellt haben würde, wenn ich mich vor ihnen fürchtete, oder wenn ich euch entrinnen wollte? Ja, ich will euer Gefangner ſein, aber ohne Gewalt; ich will euer Gefangner ſein, dazu bin ich hier erſchienen.

Fangen soll den Abaellino kein Mensch, er muß selber kommen, um sich seinen Richtern zu überantworten. Oder glaubt ihr, der Abaellino sei der gewöhnlichen Brauo's einer, der vor den Sbirren läuft, aus Armuth oder Leidenschaft meuchelmordet? nein, beim Himmel, nein, der bin ich nicht! war ich Bandit, so war ich Bandit aus Grundsäzzen! — "

Gritti. (die Hände zusammenwerfend) Großer Gott, ist es möglich?

Ein schauerliches Stillschweigen wohnte im Saale. Jeder gehorchte der Stimme des großen Banditen, der mit der Maiestät des höllischen Monarchen durch den Saal schritt, wenn anders der Teufel Maiestät besizzen kann.

Rosamunde schlug die Augen auf — ihr erster Blik haftete auf den verwandelten Flodoard.

„ O! " rief sie: „ Allbarmherziger, es ist nicht möglich — es ist ein satanisches Blendwerk! "

Abaellino. (zu ihr tretend) Nein, kein Blendwerk, Rosamunde; dieser Bandit Abaellino ist dein Flodoard von Florenz.

Rosamunde. Geh, geh, entsezlicher Lügner, es

ist nicht möglich! — du und Flodoard, Seraph und Satan! wer schmilzt die zusammen? Flodoard handelte gros und gut, wie ein Halbgott — ich habe von ihm gelernt tugendhaft zu handeln. Er war ohne Leidenschaft, zu jeder schönen That willig. Elend und Kummer ertrug er um des Guten willen, die Thränen der Leidenden abzutroknen — das waren seine Triumpfe! — Höllischer Böſewicht, den die Schaaren der Ermordeten vor Gottes Richterstuhl längst verklagt haben, prahle nicht mit Flodoards Namen.

Abaellino. (mit Stolz) Rosamunde, du bist — — — ein Weib. Sieh her, ich und dein Flodoard sind eins — sieh her! sieh her!

Abaellino riß das Pflaster vom Auge, rieb mit seinen Tuch im Gesicht umher, faltete die verzognen Mienen in ihre natürliche Ordnung zurük, strich die schwarzen Haare von der Stirn, und siehe da, der schöne Flodoard stand in Abaellinos Banditentracht vor den Augen der Versammlung.

Abaellino. Sieh, Rosamunde, siebenmahl will ich mein Gesicht noch verwandeln vor deinen Augen, und so täuschend, daß du mich in Ewigkeit nicht erkennen solltest. Aber dieß Gesicht ist Flodoards Angesicht, ich will es vor der Hand beibehalten.

Grimaldi. Entsezlich!

Die Senatoren. (durch einander murmelnd) Unerhört! Schrecklich!

Abaellino. (liebreich zu Rosamunden) Nun? — versöhnst du dich mit mir?

Rosamunde. (ihn anstarrend) Flodoard, du bist kein Mensch!

Abaellino. (sich zu ihr hinabbeugend) Rosamunde — Rosamunde — bist du mein?

Rosamunde. (mit schaudernder Verlegenheit) Flodoard — ach, daß ich dich nie gesehn, nie geliebt hätte!

Abaellino. Willst du nun noch die Braut Flodoards — die Banditenbraut sein?

Rosamunde (sieht ihn schweigend an, mit sich selber im fürchterlichen Kampf.)

Abaellino. Sieh, Mädchen, um deinetwillen hab ich mich selber verrathen — selber hingeliefert — — ach, Rosamunde, ich könnte noch mehr thun! — doch still! Rosamunde, nur eine Sylbe laß mich hören von deiner Lippe, nur ein armseliges Nein, oder Ja! Rosamunde, liebst du mich noch? — —

Rosamunde antwortete nicht. Ihr Auge sah zu ihm empor, schuldlos und liebevoll, wie das Auge eines Engels, und ihr Blik bekannte dem

ver-

verführerischen Böſewicht, Liebe. Ihr Buſen ſtürmte ungeſtüm — ungeſtüm wie das Meer der Gedanken und Empfindungen in ihrer Seele. Sie ſank in Iduellens Arm zurük und Iduella weinte eine mitleidige Thräne auf ihren Liebling herab.

Der Doge ſprang in dieſem Augenblik wild vom Seſſel auf; ſein Auge blizte Wuth, ſeine Unterlippe zog ſich höher hinauf; ſein Odem flog heftiger. — Die Senatoren ſahn ihn, warfen ſich ihm vor und hielten ihn gewaltſam zurük. Abaellino inzwiſchen gieng ihm mit befremdender Kälte entgegen, und bat ihn ſich zu beruhigen.

„Werdet ihr mir euer Wort halten, gnädigſter Herr? — ihr gabt es mir, des ſind iene edeln Venetianer und Venetianerinnen Zeuge.

Gritti. (wild) Abſcheulicher Böſewicht, dein Plan iſt fein, boshaft und ſchreklich angelegt, mich zu betrügen. Sagt, Venetianer, bin ich verpflichtet, einem ſolchen fürchterlichen Gauner Wort zu halten? Da geht er hin und ſpielt eine betrügeriſche blutige Rolle: mordet Venedigs bravſte Männer für Lohn,

um mit dem Blutgelde in Venedig Aufwand zu machen. Dann kömmt der abgefeimte Abentheurer unter der Maske eines Biedermanns, verführt meine unglükliche Rosamunde zur Liebe, fodert mir das Mädchen ab, unter der Bedingung den Abaellino zu schaffen — stellt sich dann selber ein, verlangt die Erfüllung meines Versprechens und erwartet schlau genug zugleich Amnestie seiner Verbrechen. — Sagt, Venetianer, darf ich dem Böswicht Wort halten.

**Alle.** Nimmermehr, nimmermehr!

**Abaellino.** (mit Ernst) Auch dem Fürsten der Finsternis müsset ihr euer Versprechen halten, wenn ihrs einmahl von euch gabet. O, Pfui, pfui, Abaellino, so hast du dich denn schrecklich verrechnet: mit Biedermännern glaubt ich zu handeln, pfui, und ich lies mich betrügen! — (mit schrecklichem Ernst) Noch einmahl und zum leztenmahle: soll das herzogliche Wort gebrochen sein?

**Gritti.** (richterlich) Entwaffnet euch.

**Abaellino.** Und ihr wollt mich verstoßen — ich habe mich umsonst in eure Hände geliefert?

**Gritti.** Dem braven Flodoard hätt ich Rosa-

munden nicht verweigert, aber dem Mörder Abaellino hab ich nichts in der Welt versprochen.

Abaellino. Hi, hi! meine Mordthaten drükken euch ia nicht, sondern mich; dereinst will ich die Sache vor dem Richter der Welt schon ausfechten.

Grimaldi. (zum Doge) Welche Gotteslästerung!

Abaellino. O, Herr Kardinal, bittet doch für mich — ihr kennt mich ia, ich bin ein guter Kerl.

Grimaldi. (mit Zorn und geistlicher Hoheit) Elender, was hab ich mit dir zu schaffen?

Abaellino. Soll ich also wahrhaftig verdammt werden? He da, nimmt sich keiner von euch des armen Abaellino an? (Eine Pause) Alle schweigen? gut, so eile denn alles zu Ende mit mir!

Rosamunde. (aufspringend, und zu den Füssen des Dogen) Gnade! Gnade! Barmherzigkeit für ihn!

Abaellino. (mit Seeligkeit) Oh, oh! ein Engel betet für mich in der lezten Stunde.

Roſamunde. Erbarmen für ihn, mein Vater, Erbarmen für ihn! war er ein Sünder, ſo richte Gott über ihn! — ach, ich liebe ihn noch!

Gritti. (ſie von ſich ſtoßend) Weg, Geſchöpf, ich kenne dich nicht!

Abaellino. (ſteht mit verſchränkten Armen da und weidet ſich an der Szene)

Roſamunde. (auf dem Erdboden ſich halb erhebend) Habet ihr mit ihm kein Erbarmen, ſo habet es nur mit mir nicht. Richtet ihr ihn, ſo richtet mich zuvor! — — Vater, — Vater! verſtoßet mich nicht.

Gritti. (zum Abaellino im ernſten Ton) Entwaffnet euch!

Abaellino. Und ihr könnt es kalten Auges anſehn, wie ſich dies Lamm zu euern Füſſen windet? — geht, ihr habt ſie nie geliebt, dieſe Roſamunde. — (Er hebt ſie vom Boden auf und trägt ſie zu Duellen) Jezt iſt ſie mein! — ich ſag es euch, iezt iſt ſie mein, und der Tod ſoll uns erſt von einander ſcheiden.

Venetianer, es ſcheinet als wollet ihr iezt Gericht über mich halten, es ſcheint, als wolltet ihr den Stab über mich brechen — wohlan,

es sei euch erlaubt! aber zuvor will ich mit mehrern von euch erst richten.

Seht hier, ich bin der Mörder Sylvios, der Mörder Dandolis, der Mörder Kanari's! ich leugne es nicht; wollt ihr nun die Herren kennen lernen, die mich dazu besoldeten — so seht, Venetianer, seht auf jene Schurken da — ein, zwei, drei, vier — Grimaldi, Parozzi, Memmo, Falieri und Kontarino. — Diese laßt in Verhaft nehmen.

Versteinert und entgeistert standen die genannten da — das verrätherische Gewissen blinzelte durch die starren Augen, durch die bleichen Wangen hervor und Abaellino wurde von keinem widerlegt.

„Was ist das? frugen sich die Senatoren erschrokken untereinander.

„Ein schändlicher Gaunerkniff! " lallte der Kardinal Grimaldi, „ rachsüchtig will nun der Boshafte uns in seinen Prozeß verwikeln, da er sieht, daß ihm nichts zu seiner verlornen Freiheit verhilft! "

Kontarino. (sich ermannend) Er war in seinem Leben der größte Böswicht und will es nun auch im Tode sein.

Abaellino. (mit Majeſtät) Schweige! ich kenne euer ganzes Komplot, kenne eure Proſcriptionsliſten, kenne euern Anhang, und indem wir hier mit einander ſprechen, nimmt man die Herrn mit den weiſſen Armbinden gefangen, die in der kommenden Nacht Venedig umdrehn ſollten. — Vertheidigt euch nicht.

Gritti. (erſtaunend) Was ſoll das ſein?

Abaellino. Nichts mehr und nichts weniger, gnädigſter Herr, als eine enthüllte Verſchwörung wider den Staat und euer Leben. — Sehr, ſo erhält euch ein Bandit zur Dankbarkeit euer Leben, weil ihr ihm bald das ſeinige rauben werdet.

Ein Senator. (zu den Angeklagten) Edle Venetianer, ihr ſchweiget.

Abaellino. Hier ſind alle Vertheidigungen fruchtlos — ihre Bande iſt auf meinem Befehl iezt desarmirt, und in die Gefängniſſe des Staats vertheilt — beſuchet ſie, da werdet ihr mehr erfahren. — Uebrigens bildet euch nicht ein, daß ich um und in dieſen herzoglichen Pallaſt die bewaffneten Soldaten um des fürchterlichen Banditen Abaellinos willen hinſtellte, nein, ſondern um iene Helden dort in engere Verwahrung zu führen. —

Univ. Leipz. Bibl.

Und nun, Venetianer, ich habe mit Gefahr meines Lebens den Staat gerettet, ich habe mich als Bandit in die Verſammlungen der Gottloſen gewagt, habe Sturm und Regen, Froſt und Hizze ertragen, habe, wenn ihr ſchlieſet, für Venedig gewacht, und ich darf noch auf keine Belohnung Anſprüche machen? Das alles hab ich für Roſamunde von Korfu gethan, und ihr wollt ſie mir verweigern; ich habe euch euer Leben, euch das Leben eurer Weiber und Kinder erhalten — Menſchen, Menſchen und ihr wollt mir das meinige rauben.

Seht doch, wie iene Böſewichter daſtehn, von Gott verdammt und ihrem innern Richter. Oeffnet ſich wohl ein Mund zur Rechtfertigung? widerlegt mich einer auch nur mit einem Kopfſchütteln? — Ich will euch von meiner Ehrlichkeit noch beſſer überzeugen. (Indem er ſich zu den Verſchwornen wendet.) He da, bekennet die Wahrheit — derienige, der ſie unter euch zum erſten geſteht, ſoll Gnade erhalten im Gericht, das verſprech ich, der Bandit Abaellino.

Die Verſchwornen ſchwiegen. Endlich nahte ſich Remmo einem der Senatoren zitternd. — „Venetianer!“ lallte er: „Abaellino lüget nicht!“ —

„Er lüget! er lüget!“ riefen mit einemmahle Falieri, Grimaldi, Kontarino und Parozzi.

Still! schrie Abaellino und fürchterlicher Grimm blizte aus seinen Gebehrden: „Still! laßt mich sprechen — oder besser noch, laßt die Geister der Ermordeten sprechen. Hollah, ho!“ schrie der Fürchterliche und sprengte die Flügelthüren von einander und siehe die längst beweinten, längst betrauerten Edeln traten herein, Sylvio, Kanari und Dandoli!

„Verrätherei!“ brüllte Kontarino und stieß sich einen verborgen gehabten Dolch ins Herz.

Welch ein Auftritt!

Weinend sank Andreas Gritti in den Arm seiner todgewähnten Freunde; weinend schlang das lebende Kleeblatt großer Männer sich um den Freund und Waffenbruder und Herzog. — Erst in den Wohnungen des Himmels glaubten sich diese schönen Seelen, diese Helden, wieder finden zu können, und sie fanden sich nun auf Erden wieder zusammen. Sie die einstens als Jünglinge mit einander aufwuchsen, mit einander für das Wohl ihres Vaterlandes fochten, hingen izt als Greise hier umeinander. Gerührt standen die Zuschauer da, und die alten ehrwürdigen Senato-

ren konnten ſich bei dieſer heiligen Szene der Thränen nicht erwehren. Man hörte und ſah in dieſer ſeeligen Trunkenheit nichts — hörte und ſah nicht, daß die Verſchwornen und der Selbſtmörder Kontarino der Wache überliefert wurden — hörte und ſah nicht Roſamunden, die ſich ſchluchzend an die Bruſt des ſchönen Abaellino warf und überlaut ſchrie: Dieſer — dieſer iſt kein Mörder!

Aber man ermannte ſich endlich. Die Beſonnenheit kehrte zurük. — „Heil dem Erretter der Republik!“ ſchrie man und weinte man laut und umringte den Abaellino.

Abaellino, vor einigen Minuten noch von allen verdammt, ſtand hehr und gros unter der entzükten Menge da, wie ein Gott, und an ihm hinauf ſchlang ſich die ſchöne Roſamunde.

„Ich bin nicht Abaellino, nicht Flodoard von Florenz,“ ſprach er ſanft lächelnd: „ich bin der vertriebne Graf Obizzo von Neapel. Ich kam hieher als ein Bettler; Banditen nahmen mich in ihren Bund auf, und ich ergrif mit Freuden ihr unſeeliges Gewerbe, theils um Venedig von dieſer Menſchenklaſſe ſelber zu reinigen, theils um auch diejenigen Buben kennen zu lernen, in deren Solde dieſe Meuchelmörder ſtanden. Ich

überlieferte euch die Banditen, und ihren Anführer ermordete ich vor Rosamunden mit eigner Hand. Ich war in Venedig der einzige Bandit; an mich mußten sich alle Schurken wenden; ich lernte sie und ihre Pläne kennen und ihr kennt sie iezt auch. Sylvio, Kenark und Dandoli sollten hingerichtet werden — wollten diese Männer nicht durch die Dolche andrer fallen: so mußten sie mit mir flüchten. Ich brachte sie durch Gewalt, Güte und List an einen Ort, wo sie sicher vor ieder Entdekkung waren, bis zum heutigen Tage. Sie entwarfen mit mir Pläne für die Zukunft und wie man die Verschwornen fassen müsse — das alles ist iezt ausgeführt und nun Venetianer, wollt ihr mich noch verdammen?"

„Dich verdammen?" riefen Doge, Senatoren und Nobili, und ieder ris ihn an sich, und drükte ihn naſſen Auges an sein Herz.

„O!" rief Andreas Gritti, indem er seine Augen trokuete: „ich gebe meine herzogliche Müzze dahin, wenn ich ein Bandit werden könnte, wie du! — Grosser Bandit, du hast mich überwunden, du bist größer, als ich! Nimm hin meine Rosamunde, nimm hin; etwas besseres hab ich nicht, sie gilt mir theurer, als ein Kaiserthum — nimm sie hin!"

„Abaellino!“ jauchzte Roſamunde, und küßte den ſchönen Banditen mit Glut.

„Roſamunde!“ rief Abaellino und vergas in dieſer Umarmung die ganze Welt.

# Siebentes Kapitel.

## Nachschrift.

Freilich wär es [illegible] unrecht nicht, wenn man sich iezt zwischen den Graf Obizzo der schönen Rosamunde und dem alten Doge hinsezzen, und Obizzo's Erzählung von seiner Herkunft und seinen ehmahligen Abentheuern, die ihn nach Venedig trieben, mit anhören könnte — allein hier sind vorläufig nur zwei Fragen zu beantworten, die alles entscheiden. Erstlich: hört man mir gern zu, wenn ich Märchen erzähle? — Zweitens: Hab ich auch Zeit genug übrig Märchen zu erzählen? —

# Abällino

der

# grosse Bandit.

Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, nach der Geschichte dieses Namens von demselben Verfasser.

Verhältnisse bestimmen den Menschen.

Leipzig und Frankfurt an der Oder,
bei Christian Ludwig Friedrich Apitz. 1796.

UNIVERSITÄTS
BIBLIOTHEK
LEIPZIG

65-6343

D
31.8.65
11x

Ul. Lit. : 17. Jh. III

An

# Friedrich Bolt.

Die Geſchichte des Abällino war das Produkt einer angenehmen, flüchtigen Laune. Das Gemählde war ohne Sorgfalt hingeworfen, nur ſkizzirt, ſelten hie und da ausgearbeitet, und eigentlich wohl nur angelegt, als Stoff zu einem Drama. Inzwiſchen hatte es das Glück dennoch zu gefallen, und auch beſonders Ihnen, lieber Volk.

Mein nun verſtorbner Freund, der ehemalige Verleger jener Erzählung, munterte mich mehr, als einmal auf, den Abällino fürs Theater zu bearbeiten. Später hin erfuhr ich, daß man wirklich ſchon den Verſuch gemacht habe, ihm den Cothurn anzuziehn. — Ich verſuchte es nun auch und wünſchte noch — daß andre glücklicher ſeyn möchten in dieſer Arbeit.

Ich hab' einige Charaktere ſchärfer gezeichnet, und manches Unwahrſcheinliche dichter verſchleiert — mehr that ich nicht. Die gewaltige Verſtellungskunſt des Abällino iſt an ſich nicht unbegreiflich. Wir haben in neuern Zeiten an dem berüchtigten Banconotenverfälſcher Price ein Beiſpiel davon gehabt. Price that oft mehr als Abällino, und ich weiß nicht, ob der Schauſpieler immer ein Garrik ſeyn müßte, um dieſe Rolle mit Glück zu ſpielen.

Adällinos Handlungen gränzen freilich an das Abentheuerliche; allein wie reich ist nicht unser Jahrhundert an gröſsern Abentheuerlichkeiten, wollte der Himmel, sie wären alle so edel, als die des Adällino! — Zudem weis' ich auch auf mein Motto zurück: Verhältnisse bestimmen den Menschen! — Am allerwenigsten, lieber Freund, haben wir in dieser Hinsicht Ursach, das Mifsallen des deutschen Parterre zu fürchten, denn dies ist längst durch unsre neuern Opern daran gewöhnt, nicht etwa die gröbsten Abentheuerlichkeiten, sondern den gröbsten Unsinn mit Vergnügen zu sehn.

Aber nicht das letztere sei mir zur Rechtfertigung.

Sollte mein Adällino Ihnen noch einmal, im neuen Gewande, eine angenehme Stunde geben, so preis' ich mich glücklich. — Freund Aziz läst herzlich grüſsen mit Weib und Kinde; ich bleibe unveränderlich

Ihr

J. H. D. Z.

---

Vor-

## Vorzeichnung einiger Charaktere des Stücks zum Behuf der Schauspieler.

1. Andreas Gritti, ein Greis, nahe an das siebenzigste Jahr. Mitten durch die Schwächen seines Alters blizt zuweilen noch jenes Jugendfeuer, durch welches er sich die Würde eines Herzogs erschwang. Sein Aeußeres ist Würde und Majestät, ohne übgezirkelte Steifheit; Selbstgefühl seines Werths, nicht Stolz auf seinen Rang. Er ist unter den seinigen nur Vater, zärtlich und vertraulich, gutmüthig, oft bis zur Schwachheit.

2. Asamunde von Corfu, durchaus reine, unverfälschte Natur, thätige Naivität, ohne Einfalt; voll feinen Gefühls für das Sittliche und Erhabne, selbst großer Handlungen fähig.

3. Dandoli, ein ehrwürdiger Alter, dem man ansieht daß er einst, und gern Soldat war, kalt und ernst, rauh aber bieder.

4. Canari, ein sanfter, liebenswürdiger Greis; reizbar und empfindsam, sanguinisch-melancholischen Temperaments.

5. Kardinal Grimaldi, ein ganzer, studierter Weltmann, durchaus ohne Affekt zu verrathen, kalt, berechnend, der sein imposantes Wesen fein genug unter jesuitischer Heiligkeit zu verstecken weiß.

6. Pa-

6. Parozzi, ein wilder, schöner, junger Mann, an welchem die verschwendrische Natur nichts verabsäumt, Verführung und schlechte Gesellschaft aber alles verdorben hat; nach Hoheit ringend, ohne die Mittel zu prüfen, bezaubernd durch sein Betragen, hinreißend als Redner.

7. Flodoardo von Florenz, ein schöner, edler Mann, durch traurige Schicksale zu einer seltnen Festigkeit und einem Ernst gestimmt, der sich beinah zur Schwermuth überneigt. Sein Charakter wäre der eines gewißten Greises, wenn die Liebe ihn nicht mit ihrer Schwärmerei erfüllte. Er strebt nach Größe; vielfache Erfahrung, läßt ihn endlich nichts mehr abentheuerlich, das Gefühl seiner Kraft nichts unübersteiglich finden.

8. Abälling, eine scheußliche Figur, an Gestalt und Charakter. Er trägt gewöhnlich über dem linken Auge ein Pflaster; einen falschen Zwickelbart, und das Kinn hinter einen schwarzen Tuch versteckt. Die Haare oben sind unter einer ledernen Kappe zusammengezwängt, worüber er noch den Hut trägt. Sein Gesicht ist verzogen; voll schlauer Bäuerei und Tücke; sein Lachen ist ein widerliches Grinsen; sein Witz schadenfrohe Bosheit. — Er läßt seinen Stolz allenthalben schimmern; ist schüchtern, wie ein Verbrecher, und dabei dreust, bis zur Pöbelhaftigkeit, wie das glückliche Laster.

# Abälino.

der

# grosse Bandit.

# Personen.

Andreas Gritti, Doge zu Venedig.
Rosamunde von Corfu, seine Nichte.
Idulla, Rosamundens Hofmeisterin.
Dandoli. } Gritti's Vertraute und Räthe.
Cavari. }
Flodoardo von Florenz.
Kardinal Grimaldi. } Venetianische Nobili und Verschworne,
Parozzi.
Falieri.
Contarino.
Memmo.
Matteo. } Banditen.
Abälline. }
Ein Senator.
Mehrere Banditen, Senatoren und Damen.

Die Geschichte fällt in den Anfang des sechszehnten Jahrhunderts.

Erster

# Erſter Aufzug.

## Erſter Auftritt.

(Das Theater ſtellt die ſchmutzige, kleine Wohnung der Banditen vor.)

Abällino. (allein.)

Die Kerls bleiben lange. (Er geht an ein Tiſchchen und füllt ein Glas mit Wein, welches er hinterſtürzt.) Hätt' ich es vor zwei Jahren träumen können, daß ich einmal in Venedig, als Bandit meine Rolle ſpielen würde? O, wo ſind die goldnen Hofnungen, die lieblichen Pläne, welche meine Jugend umgaukelten? — Ich bin ein Bandit, noch weniger, als ein Bettler!

Wenn mein grauer Vater mich oft im Enthuſiasmus umſchlang und rief: Sohn, du wirſt den Namen Obizzo glänzend machen, was dacht' ich; was empfand ich, was wollt' ich da nicht alles! — und der Vater iſt todt, und ſein Sohn — — ein venetianiſcher Bandit!

Wenn meine Lehrer mich bewunderten und sie entzückt riefen: Graf, ihr verewiget einst das alte Geschlecht der Obizzo, ha, was versprach' ich mir da nicht in seliger Trunkenheit von der Zukunft! — oh, oh, hinweg ihr Bilder der Vergangenheit, euer Erscheinen führt zum Wahnsinn! (Er wirft sich auf einen Stuhl nieder.)

## Zweiter Auftritt.

Matteo und zwei andre Banditen treten herein.

Abällino. (vor sich hinsprechend) Doch nein, so ists recht; ich will alle Grade des menschlichen Elendes durchwandern, und allenthalben mir gleich bleiben und allenthalben groß seyn. —

Matteo. (leise zu den Banditen.) Still, der Kerl philosophirt über das menschliche Elend.

Abällino. (vor sich.) Der Mann, welcher zuerst sagte: unser Leben sei ein Schauspiel, hat die Welt gekannt. Gott, welche Rolle spielte ich einst — und welche izt? — Lustig genug ist die Rolle, welche ich freiwillig übernommen habe, aber wird sie auch lustig zu Ende laufen?

Matteo. Bei meiner armen Seel eine interessante Frage! He, Abällino! Abällino!

Abällino. (zusammenfahrend.) Was ist? Wer? Ha, seid ihrs? Was wollt ihr, Bluthunde?

Matteo. Die vier Wände ablöſen, mit denen Du izt plauderſt. — Höre, Du biſt mir ein ſeltſamer Geſell, und ich wäre wohl neugierig, Deine Lebensgeſchichte zu wiſſen, denn einen abſcheulichern, häßlichern Kerl hat wohl die Sonne ſeit Anbeginn der Welt nicht beſchienen, wie Dich.

Abällino. (luſtig grinſend) Hi, hi, Du biſt noch um zehn Jahr älter, als ich.

Matteo. Sag' mir nur einmal, welchem Zuchthauſe biſt Du denn eigentlich entronnen, welcher Galleere haſt Du Valet geſagt? — Ich glaube, Du biſt ganz zum Banditen geboren, weil Dich die Natur ausdrücklich dazu geſtämpelt hat.

Abällino. (die Arme in die Seite ſtämmend) Hi, hi! deſto beſſer! ſo darf der Himmel künftig nicht ſauer ſehn, wenn er mich ſelbſt zu Euerm Handwerk berief. Aber ſagen will ich Euch denn doch, daß mirs an der Wiege nicht geſungen worden iſt, dermaleinſt einen Gradum in der mediciniſchen Facultät bei Euch zu erlangen.

Matteo. Das glaub ich. Dir ſind Ordensbänder und hohe Würden prophezeiht. (Er deutet mit dem Finger um den Hals und in die Höhe.) Nicht wahr?

Abällino. Das ſchwör' ich Euch. Der Kerl, den Ihr izt als Euern Kameraden vor Euch ſeht, machte einſt in Neapel gewaltiges Aufſehn.

Matteo. He, he, he. Gewiß mit krummen Fingern!

Abällino. Wenn ihr fünf Bischöfe erwürget, so schleppt ihr noch nicht ein Fünftel des Vermögens zusammen, worüber ich einst herrschte. Ich stamme aus der alten Familie des Obizzo's, und war ein glücklicher Mann. Aber ich hatte Vettern und Basen, die nach meinem Golde dürsteten; und um es desto bequemer in Besitz zu nehmen, theilten sie sich mit der heiligen Inquisition darin. Ich war freimüthig in meinen Urtheilen, und man schalt mich einen Ketzer; ich lachte über die dicken Bäuche der Mönche, und man behauptete, ich griffe die Religion an; ich machte mich lustig über die Dummheit der Fürsten, Pfaffen und Laien, und man sagte, ich tadelte die Dreieinigkeit. — Kurz, man überlieferte mich dem eisernen Arm der Inquisition und mein schönes Vermögen ward confiscirt.

Matteo. Pfui! Und Deine Vettern und Basen?

Abällino. Waren meine Ankläger. Menschen, die ich sonst satt fütterte, die ihre Mückenseelen an meiner Tafel in Cyprier berauschten, und die Leckerbissen fremder Welttheile von meinen Schüsseln naschten, warfen mir nun keine verschimmelte Brodrinde zu. (Pauſe.) O es ist abscheulich, abscheulich von den Menschen und vom Himmel! — — Mit Le-

bens-

beinahe entwischt' ich aus meinem Gefängnis, und kam hieher — und ihr nahmt mich auf.

Matteo. Bei meiner armen Seel, Leben um Leben! ich hätte Lust, das bigotte Neapel in Brand zu stecken.

Ein Bandit. Und ich gäb' ein Jahr von meinem Leben darum, wenn ich all die Klosterunken in ihren giftigen Winkeln zu Tode kützeln könnte.

Zweiter Bandit. Und ich möchte all Deine Vettern und Basen auf einer Röste brä-ten, wie den heiligen Laurentius.

Matteo. (ihm die Hand schüttelnd) Du bist unser! Die Menschheit im Durchschnitt ist ein verdorbnes Gesindel, räche dich, und raube Dir Deinen Schaden wieder zusammen. Wenn der Herrgott die Menschen lieb hätte: so ließ er gewiß nicht Krieg, Pestilenz und Hungersnoth auf Erden zu. So denk' ich, und folglich sind wir Kerls des Himmels liebste Söhne. Wir sind die Handlanger des Todes, die Zornruthen des Richters dort.

Abällino. Hi, hi, Du weißt Deiner Sache treflich das Wort zu reden. Nur weiter, Advokat, denn offenherzig gesprochen, zuweilen wirds mir hier unterm Wamms noch sehr beklommen, wenn Ihr mir von Euern Mordgeschichten erzählt.

Matteo. Höre, Du wirſt dennoch ein braver Kerl werden, das ſeh' ich voraus. Fange nun auch an, das Brod, was wir Dir geben, ſelber zu verdienen. Vier Wochen biſt Du nun bei uns. Kennſt Du endlich die Stadt mit ihren Seitengäßchen, Schleifwegen und Schlupfwinkeln?

Abällino. Venedig von auſſen und innen, wie meine Taſche.

Matteo. Bravo. Jetzt will ich Dich ausrüſten. (ihn vertraulich ergreifend) Junge, aus Deiner hölliſchen Phyſiognomie leuchtet etwas Großes hervor. Ich bin Dir gewogen, denn Du wirſt unſer aller Meiſter werden. — Höre, heut' ſollſt Du Dein erſtes Probeſtück ablegen!

Abällino. (ſchaudernd) Heute?

Matteo. Heute! — (zu einem Banditen) He, Struzza, bringe mein Arſenal her.

Ein Bandit. (ab.)

Abällino. Heut' ſoll ich das erſte Blut vergießen? Das iſt ſonderbar! es iſt grad' an meinem Geburtstage.

Matteo. Deſto beſſer. Das bedeutet viel Gutes! Nur ruhig, mein Sohn, Du ſollſt den ganzen Zuſammenhang erfahren. Heut hat's Deine Geſchicklichkeit nur mit einem Weibe zu thun.

Der Bandit. (bringt ein Kästchen und ſetzt es auf den Tiſch nieder.)

Matteo. (ſchließt auf und langt einige Stiletto hervor) Tritt her, Junge. Hier haſt Du einen

Dolch

Dolch vom feinſten Stahl. Du läßt Dir jeden Strich daran bezahlen. Drückſt Du den Stahl nur einen Zoll tief in das Fleiſch Deines Gegners: ſo forderſt Du von dem, der Dich beſoldete, zehn Zechinen; zwei Zoll, zwanzig Zechinen; drei Zoll, dreißig. Der ganze Dolch — ſo viel Du ſelber willſt. Das iſt ſo die Taxe.

Abällino. Wahrhaftig, ſpottwohlfeil. Die Mediciner ſind doch ſonſt theurer.

Matteo. Hier haſt Du einen gläſernen Dolch; an ihm hängt der unfehlbare Tod deſſen, dem er ins Fleiſch geſtoßen wird. — Kaum iſt der Stich geſchehn, ſo brichſt Du ihn in der Wunde ab, und das Fleiſch zieht ſich über die abgebrochne Spitze zuſammen, die bis zum Auferſtehungstage darin ihr Quartier behält.

Abällino. Das heißt die Kunſt ſtudieren!

Matteo. (giebt ihm einen dritten Dolch) Hier dieſer metallene Dolch bewahrt in ſeiner Höhlung ein ſubtiles Gift; ſtoß ihn, wem Du willſt, in den Leib, drücke hart an dieſe Feder, und Du ſprützeſt in eben dem Augenblick den Tod in die Adern des Verwundeten. — Nimm die Dolche, ich gebe ſie Dir zum Geſchenk, ein Kapital, das goldne, ſchwere Zinſen trägt.

Abällino. (die Dolche langſam wiegend.) So habt Ihr Euch ſchon eine runde Summe zuſammengeſtohlen?

Matteo. Schurke, hältſt Du uns für Straßenräuber, Beutelſchneider oder Verwandte dieſes diebiſchen Gelichters?

Abäl-

Abällino. Hi, hi! dreimal ärgre Diebe sind wir ja, als jene, die nur Schränke und Geldbörsen plündern, welche sich immer wieder füllen lassen. Wenn wir aber einmal die Lebenslampe ausgeblasen haben, der zündet sie nicht wieder an.

Matteo. Beim heilgen Marcus, ich glaube Du willst moralisiren? ha, ha, ha!

Ein Bandit. Ich versteh' ihn noch gar nicht.

Abällino. Höre, Matteo, noch eine Frage: wie finden wir uns dereinst mit dem Weltrichter ab?

Alle. (lachen aus vollem Halse.) Ha! ha! ha! ha!

Abällino. Glaube nicht, daß es dem Abällino an Muth fehlt. Sieh, ich will auf dein Kommando das halbe Venedig erwürgen, aber ...

Matteo. Närrchen, als ein Mann von Welt mußt Du Dich über die Fabel von Sünde und Tugend hinwegsetzen. Das sind Menschengrillen, von der die Polizei der Weltregierung nichts weiß. Wer von uns zur Seligkeit bestimmt ist, der wird einmal selig und wer verdammt ist, der bleibt verdammt in alle Ewigkeit, und wenn er gleich nach menschlicher Meinung ein Heiliger wäre. Also weg mit der Fantasterei. Wir sind Menschen, so gut, wie der Doge und seine Senatoren; wir können

so

so gut wie sie, Gesetze geben und aufheben, und bestimmen, was Sünde und Tugend seyn soll.

Abällino. Deine Philosophie ist meuchelmörderischer, als Dein Dolch. Ehre und Schande werden an der Lampe Deines Witzes zum Schattenspiel an der Wand.

Matteo. Was sprichst Du da von Schand und Ehre? Alles ein leerer Schall, ein magres Hirngespinnst. Der Geizhals behauptet, es sei Ehre, reich zu seyn, und die Goldstücke mit Scheffeln zu messen. — Ehre, sagt der Wollüstling, ist es, von jedem Mädchen angebetet zu werden und jedes schöne Weib zu besiegen. Nein! ruft der Feldherr, Städte zu erobern, Armeen zu schlagen, Dörfer in Rauch und Flamme zu verwandeln, das bringt Ehre. Der Gelehrte sezt seinen Ruhm in die Menge der Folianten, die er geschrieben, oder gelesen hat; der Kesselflicker in die Kunst Scherben wieder genau zusammen zu flicken. So, Freundchen, findet jeder seine Lorbeerkrone auf dem Gipfel seiner Kunst; warum sollte denn in der Vollkommenheit unsrer Kunst kein Ruhm zu finden seyn? — Doch zur Sache! (zu den Banditen) Das Arsenal an seinen Ort, und dann macht Euch auf die Lauer. Es ahndet mir, unsre goldne Zeit wird itzt anbrechen, denn es werden der Schurken in der Welt so viel, daß sie nicht mehr Platz haben.

Die beiden Banditen (gehn ab.)

## Dritter Auftritt.

Matteo und Abällino.

Matteo. Hör', Bursche, vier Bravo's stehn unter mir in Venedig und ich bin ihr Meister; aber es sind erbärmliche Gesellen, ohne Plan, ohne Geist, deren ganzer Witz eine geballte Faust ist. — Du gefällst mir, Abällino, ich mache Dich zu meinem Vertrauten.

Abällino. Herz und Herz! Du sollst der meine werden.

Matteo. Zwar kenn' ich das Herz nicht, welches Du mir anbietest, aber es muß der Mühe werth seyn, es zu besitzen, wenn es auch nur die Hälfte von dem gilt, was Deine Beelzebubslarve verspricht. — Du kennst den Kardinal Grimaldi, den Contarino, den Parozzi und die lockern Zeisige alle. Diese jungen Venetianer vom besten Adel, Springinsfelde, Bonvivants, die allen Wucherern in Venedig mehr schuldig sind, als ihr väterliches Erbe beträgt, diese sind unsre besten Kunden.

Abällino. Ich kenne ihr ganzes Gelichter.

Matteo. Einer von ihnen muß bei der schönen Rosamunde von Corfu den unglücklichen Liebhaber gespielt haben, kurz man hat sie unsrer Kunst übergeben, und Du, Abällino, sollst bei ihr Dein Probestück versuchen.

Abäl-

Abällino. (zurück prallend.) Roſamunde von Corfu, ſagſt Du?

Matteo. Freilich; das ſchönſte Mädchen, welches ſeit einem Jahrhundert der Boden der Republik trägt. — Dieſen Nachmittag gehn wir gut gekleidet mit einander in den Garten von Dolabella. Dort pflegt ſich der Doge mit ſeiner Nichte öfters einzufinden; Du ſuchſt ſie irgend in der Einſamkeit zu ertappen, und dann — nun weißt Du's.

Abällino. Und Du willſt mich begleiten?

Matteo. Ich will von Deiner erſten That ein Zuſchauer ſeyn; ſo pfleg' ichs zu halten bei jedem. Kömmſt Du in Verlegenheit: ſo pfeife nur, dann ſpring ich hervor.

Abällino. (durch die Zähne murmelnd.) Wie tief der Stoß?

Matteo. Bis aufs Leben. Die Bezahlung iſt fürſtlich. Ich empfange ſie nach Roſamundens Tode. Es iſt ſchon ſpät. Komm in die Kleiderkammer, ich will unſern Habit vorſuchen. (ab.)

## Vierter Auftritt.

Abällino (allein.)

Alſo das erſte Probeſtück, meiner neuen Handthierung! — Bandit, Bandit! faſſe Muth! — (er geht mit großen Schritten ſchweigend vor ſich

sich hin. Ein großer Gedanke geht durch seine Seele. Er bleibt stehn.) Nein, mit fünf erbärmlichen Gaunern mach' ich kein Complot wider die Menschheit. Ich allein muß die Republik zitternd machen, und jene meuchelmörderischen Buben sollen in acht Tagen hängen. Fünf Banditen soll Venedig nicht füttern, aber einen — einen einzigen. Und dieser Einzige soll dem Dogen die Spitze bieten, soll über Recht und Unrecht wachen in der Republik. An mich allein müssen sich dann alle jene Schurken wenden, welche vormals meine Spießgesellen zum Morde der Rechtschaffnen gedungen haben. Ich lerne nun die feigen Mörder, die vornehmen Buben kennen, die den Marco sonst und seine Knechte bezahlten. — O, so wahr ich lebe, ich will der einzige meiner elenden Zunft seyn und werden, und die Nachwelt soll den Namen verehren, den ich verherrlichen kann! — ha, Abällino! Abällino!

(Geht schnell ab.)

## Fünfter Auftritt.

(Im Dolabellischen Garten. — Links eine Laube, worin sich eine Rasenbank befindet.)

Der Doge Andreas Gritti und Dandoli im Spaziergange begriffen, nachher Lazari.

Gritti. Als wir vor Scardona lagen, Dandoli, und die Türken uns dort den Sieg so schwer

ſchwer machten, da waren wir nicht ſo vergnügt, als dieſen Abend. Nicht ſo?

Dandoli. Wahrhaftig nicht, gnädigſter Herr; aber es ruht ſich nach ſolchen Arbeiten ſchön. Ich denke noch immer mit frohem Schauder an den unblichten Novemberabend, da wir Scardona eroberten, und den halben Mond von den Stadtmauern hinunterſtürzten. Bei Gott, unſre Venetianer fochten, wie die Löwen.

Gritti. Nun, lieber, alter Kriegsgefährte, luſtig! wir haben uns Ruhe erſtritten.

Dandoli. Ruhe und Lorbeern! — O bei Gott, ich bin glücklich, und glücklich iſt jeder, der unter Euern Fahnen gefochten. Ja, gnädigſter Herr, habt mich verewigt. Wer in der Welt hätte an Dandoli gedacht, wenn Dandoli nicht an der Seite des großen Andreas Gritti gefochten hätte!

Gritti. (Lachelnd.) Der Cypier beſticht Eure Fantaſie, braver Dandoli.

Dandoli. Freilich ſollt' ich Euch nun wohl gar nicht gradezu den Groſſen nennen, und in Euerm Beiſeyn beloben, aber ich bin alt und mag mich nicht verſtellen. Mögen das unſre jungen Höfſchranzen thun, die noch nicht im Pulverdampf daſtanden, und für Venedig und Andreas Gritti fochten.

Gritti. Alter Schwärmer. Wird der deutſche Kaiſer auch ſo denken.

Dandoli. Wenn Karl der Fünfte nicht betrogen wird, oder sein Stolz noch die Größe eines andern ertragen kann: so muß er bekennen: Ich fürchte den Gritti von Venedig, aber auch nur allein er ist mir auf Erden überlegen! — So lange Gritti lebt, zittert Venedig nicht. Aber, gnädigster Herr, wenn Ihr einmal werdet heimgegangen seyn zur ewigen Ruh' und Eure Helden mit Euch! — O Venedig, Venedig, ich fürchte, deine goldne Zeit neigt sich zum Untergang.

Canari (kommt.)

Gritti. Lassen nicht unsre jungen Officiers vieles hoffen?

Dandoli. Ach, was sind die meisten? Helden hinter den Pokälen; Helden in den Feldern der Liebe; entnervte, sanftlose Süßherrchen, schlaff an Körper und Geist.

Canari. Halt! nein, braver Dandoli, dagegen hätt' ich doch ein Wörtchen einzuwenden. Es giebt noch Männer in Venedig, und unsre Weiber wiegen noch Helden für die Zukunft. Wir sind alt und haben unser Theil genossen, aber laßt uns darum nicht glauben, daß alle Herrlichkeit des Lebens mit uns Grauköpfen zu Grabe gehe.

Gritti. Bravo, lieber Canari, wir wollen diskreter seyn.

Dan-

Dandoli. (wärmer.) Nennet mir doch nur einen einzigen von Euern Helden, und ich will sogleich die Segel streichen. Denkt Ihr etwa an die Contarino's, Falieri's, Memmo's und die ganze Zunft der lustigen Brüder? Da [illegible]t Ihr Recht. Diese Männer mit den aschgrauen Gesichtsfarben, dem hohlen Blick, den rothblauen Ringen ums Auge, lassen keiner Flasche den Hals, keinem Weibe die Ruhe. Furchtbar werden sie Venedig machen; Sodom und Gomorrah waren weiland auch furchtbar.

Canari. (mit Würde und Herzlichkeit.) Wird das auch der Flodoardo?

Gritti. (mit Triumph im Blick.) Dandoli — auch Flodoardo?

Dandoli. Ich kenn' ihn zu wenig.

Canari. Zieht Euer strenges Urtheil zurück. (mit Gefühl.) Aber lernet meinen Flodoardo kennen. Sein verstorbner Vater war mein sehr guter Freund, mein Waffenbruder. Er diente in seiner Jugend mit mir auf einem Schiffe und hat manchen Türkenkopf heruntergesäbelt. — Er war ein braver Soldat.

Dandoli. Ihr vergeßt seinen Sohn.

Canari. Sein Sohn will sich ganz dem Dienste unsrer Republik weihn. Venedig ist sein eigentliches Vaterland, wenn er gleich in Florenz erzogen wurde. Ich schwöre Euch, bei meinem grauen Kopfe, bei meinem unbescholtenen Namen schwöre ichs: Flodoardo wird

einmal

einmal Venedigs Stolz seyn, wenn unsre Asche vom Winde verweht ist.

Gritti. (mit zärtlicher Theilnahme ihre Hände ergreifend.) Offenherzig gesprochen, Freunde, noch hab' ich in der Welt keinen Mann gefunden, der so sich meiner ganzen Liebe bemeistert hat, als dieser Flodoardo. Ich war nie so glücklich, Vaterfreuden zu fühlen. Ich verstand die Seligkeit der Eltern nicht, wenn sie mit ihren Kindern tändelten oder beim Andenken an einen guten Sohn vor Freude weinten. — Aber seit ich dem Flodoardo sah, weiß ich auch von diesen Gefühlen. Ich häng' an ihm mit ganzer Seele, wie ein guter Vater an seinem guten Kinde. — Aber wissen muß Flodoardo kein Wort davon.

Canari. (gerührt.) O, gnädigster Herr, wie einem das wohl thut, wenn man auf einem und demselben Wege dem Herzen eines Freundes begegnet. Flodoardo verdient diese Liebe. Er verdient sie um so mehr, weil er ein unglücklicher Mann ist.

Gritti. (betroffen.) Unglücklich ist Flodoardo?

Canari. Nein, verzeiht, izt ist er nicht mehr unglücklich, nun Ihr ihn liebet, gnädigster Herr. Aber er war wohl einmal recht unglücklich. Als ein Verfolgter floh er hieher in sein wahres Vaterland, floh er hieher in meine Arme um Schutz zu suchen. Keinen hatte,

keinen

keinen kannte er hier, als mich allein. Ich ſtellte ihn Euch vor. Ihr nahmet ihn, um meiner Empfehlung willen, als Freund auf. Wohl mir und ihm, daß er nun ſich ſelbſt beſſer zu empfehlen wußte, als ichs konnte.

Gritti. Aber wer, und wo verfolgte man ihn? Ihr macht mich neugierig.

Canari. Verzeiht, darüber liegt ein Schleier geworfen, den ich nicht aufheben darf. — Er hat ſich mir ganz anvertraut, aber auch nur mir. Ich hab' ihm ein ewiges Stillſchweigen gelobt, und dies Gelübte möcht' ich niemanden ungerner brechen, als dem Flodoardo. — Dandoli, kennt Ihr dieſen Flodoardo noch gar nicht?

Dandoli. Wer ſollte ihn nicht kennen? Man nennt ihn nur den Adonis von Venedig. Seit dem halben Jahre, welches er bei uns lebte, hat er in der Weiberwelt viele Revolutionen erregt. Er iſt das tägliche Geſpräch, der ewige Gedanke der Venetianerinnen geworden. Manches Mädchen ſchlief ſeit der Zeit unruhiger und träumte izt ſchwerer. Manche vermählte Donna ſtellte izt Vergleichungen an zwiſchen ihm und ihrem lungenſüchtigen Eheherrn. Ihr ſeht, daß ich ihn auch kenne, den geprieſenen Flodoardo.

Canari. Da kennt Ihr nur ſeine Auſſenſeite, von welcher er vielleicht ſelber nicht ein Wort weiß.

Gritti. Wo schwärmt er denn umher? er ist ja schon an sechs Wochen abwesend.

Canari. Ich hätt' es Euch längst offenbaren können — er ist abwesend im Dienst der Republik, und um sich Euch durch eine kühne That zu empfehlen.

Gritti. Ich verstehe Euch nicht.

Canari. (leise.) Er spürt den Banditen nach, welche das Gebiet der Republik beunruhigen, und will nichts weniger, als sie sammt und sonders Euern Gerichten überliefern.

Dandoli. Das ist nicht Tapferkeit, sondern Vermessenheit.

Gritti. (unwillig.) Ein gefährlicher Vorwitz.

Canari. (fest.) Und er wird sein Wort halten.

Gritti. Wißt Ihr, was es heißt, Banditen zu fangen? dies Gesindel ist unsichtbar und allgegenwärtig; man sieht es allenthalben und nirgends, und noch ist es den Polizeibedienten der Republik nicht möglich gewesen, diese Brut zu erhaschen, wiewohl in Venedig kein Winkel ist, den unsre Spione nicht kennen, nicht durchstöbern.

Canari. Desto ehrenvoller für ihn, wenn er sein Versprechen erfüllt.

Gritti. Das heißt ein kostbares Leben umsonst aufs Spiel zu setzen.

Canari. Verzeiht, er setzt es für das Wohl der Rechtschaffnen aufs Spiel.

Gritti.

Gritti. Hättet Ihr mir nichts davon gesagt! Ihr bringt mich um die nächsten frohen Stunden. — Hat er denn schon einige Spuren = = = Still, wir sind hier nicht allein, ich höre in der Nähe sprechen. Kommt in den Pallast zurück.

(Sie gehn ab.)

## Sechster Auftritt.

Iduella und Rosamunde (kommen von der andern Seite.)

Rosamunde. (Sieht den Abgegangenen nach.) Sieh! sieh, Iduella, da geht mein Oheim mit Daudoli und Canari. Sieh doch, wie lebhaft sie mit einander plaudern, wahrhaftig, so lebhaft, als wenn sie auch von Flodoarden sprächen.

Iduella. (lächelnd.) Meinst Du denn, man könne in der Welt von nichts mehr mit Enthusiasmus sprechen, als von den Florentiner?

Rosamunde. Aber mein Oheim spricht gern von ihm und immer mit Feuer, wie ich.

Iduella. Das glaub' ich wohl.

Rosamunde. Und Flodoarden sehn, und ihn nicht lieben, das hält so schwer, als einen Blick ins Paradies thun, und nicht lüstern werden. Flodoarden sehn, und ihn hassen, das ist Dir so unmöglich, wie dem Blindgebornen das Tagelicht zu hassen, das er zum erstenmal

erblickt, wenn ihm der Staar vom Auge gezogen wird.

Iduella. (warnend.) Rosamunde! Rosamunde!

Rosamunde. Höre, Iduella, ich habe Deine Reden überdacht und gefunden, daß sie zwar sehr richtig, sehr weise ausgedacht sind, aber ...

Iduella. Was Deine Vernunft bejaht, verneint Dein Herz.

Rosamunde. Gewiß.

Iduella. Ich tadle Dich auch gar nicht, liebes Kind, sondern ich habe Dir ja selber gestanden, daß, wenn ich in Deinem Alter wäre und ein Flodoardo erschiene, und bettelte, oder bettelte nicht um meine Gunst, ich ihm gewiß nicht böse werden würde. — Flodoardo bleibt unstreitig ein angenehmer und für jedes Mädchen von Geschmack, sehr gefährlicher junger Mann. Er hat viel Einnehmendes in seiner Gestalt, vielen Reiz in seinem Umgange, viel schöne Züge in seinem Karakter — — aber, er ist ein armer Edelmann, dem der Doge von Venedig unmöglich seine Nichte zur Gemahlin geben kann und wird.

Rosamunde. (lächelnd.) Ei, wer spricht denn von Gemahlin werden? Ich will ihm ja nur — — nur gut seyn.

Iduella. So? also würdest Du zufrieden seyn, wenn Flodoard sich mit einer andern Venetianerin ...

Rosamunde. (schnell.) O, das thut er gewiß nicht.

Iduella. Liebes Kind, Du willst Dich so gern selbst betrügen. Aber thu' es nicht. Ein Mädchen, welches liebt, verknüpft mit dem Gedanken an ihre Liebe immer zugleich den Wunsch einer ewigen Verbindung. Und den Wunsch darfst Du hier gar nicht hegen, ohne Deinen Oheim zu beleidigen, der, er mag der beste Mann von der Welt seyn, doch dem eisernen Gesetz der Politik und Etikette gehorchen muß.

Rosamunde. Ja, ja, ich weiß das sehr gut. Sieh nur, ich will ihn auch nicht lieben, sondern — nur seine gute Freundin seyn. Und er verdients gewiß, daß ich ihm gut bin; ach, glaube mir, Flodoard verdient noch weit mehr.

Iduella. Und Freundschaft und Liebe? — o, Rosamunde, Du kennst diese Gäste nicht. Freundschaft und Liebe vertauschen oft ihre Masken unter einander. Die Liebe hängt oft den Mantel der Freundschaft um, wenn man sie in ihrer eigenthümlichen Gestalt nicht sehen will. — Mit einem Worte, liebes Kind, denk' an Deinen Oheim, denke daran, wieviel Du ihm schuldig bist, und opfre ihm eine Grille Deines Herzens auf.

Rosamunde. Ja ich glaube beinah selber, daß es nur eine vorübergehende Laune bei mir ist. Ich will den Flodoarde nicht mehr

lieben.

lieben. Du kannſt Dich darauf verlaſſen. — Ich bin ihm izt gar nicht mehr gut, wenn ich daran denke, daß er mich von meinem lieben Oheim abwendig machen will.

Iduella. (ungläubig.) Solltest Du ſo viele Gewalt über Deine rebelliſchen Empfindungen haben?

Roſamunde. Gewiß. Es wird ſich zeigen. Ich bin ihm gar nicht mehr gut, dem Verführer.

Iduella. (mit einem ſcharfen Blick auf ſie.) Gar nicht mehr gut?

Roſamunde. (mit niedergeſenkten Augen.) Je nun ja, wohl noch etwas. Denn haſſen kann ich doch den armen Flodoard nicht. Das hat er nicht verſchuldet.

Iduella. Nun, wir ſprechen uns wieder. Vergiß Deinen ſchnellen Vorſatz nicht ſo raſch, als er in Dir aufflog. — Ich will mich erkundigen, wenn eher der Doge zurückfährt. Ich bringe dir ſogleich Beſcheid; es iſt ein gar herrlicher Abend, wir müſſen ihn noch länger benutzen. — Träume unter der Zeit — nicht von Flodoard! (geht ab.)

Roſamunde. (wandelt in ihrer Schwärmerei verſenkt vor ſich ſchweigend hin. — Ein halb unterdrückter Seufzer fliegt über ihre Lippen.) Aber er iſt doch ſo ſchön! — (Pauſe. Sie bleibt wieder ſtehn.) Nein, nein du armer Flodoard, böſe will ich Dir nicht werden. — Freilich, mir iſt er nicht halb ſo gut.

gut. Denn ſo lange müßt er dann nicht ausbleiben! — Sechs Wochen ſchon nicht in Venedig — das iſt doch grauſam. Er muß noch keinem Mädchen gut geweſen ſeyn.

## Siebenter Auftritt.

Abällino, als Greis verkleidet, an einem Stabe ſchleichend, nähert ſich Roſamunden. — Im Hintergrunde zeigt ſich dann und wann mit Schüchternheit Matteo.

Abällino. (mit zitternder Stimme.) Ha, dort ſeh' ich ja eine Laube. Nun, dem Himmel ſei Dank, daß ich endlich ein einſames Ruheplätzchen finde.

Roſamunde. Du armer, alter Mann.

Abällino. Oh! (er wankt entkräftet von der Seite.)

Roſamunde. (ihm zur Hülfe ſpringend.) Warte, warte, alter Mann! ich will Dich führen. Lehne Dich getroſt auf meinen Arm.

Abällino. Oh, lohn' es Euch Gott, Signora. — Ich bin ein alter, ſchwacher Mann, habe nun mein ein und ſiebzigſtes Jahr zurückgelegt, und mag mich noch ſo gern zu der lieben Sonn' erwärmen.

Roſamunde. Schon ein und ſiebzig Jahr!

Abällino. Ein und ſiebzig Jahr muß ich tragen. Aber ſie wären noch nicht ſchwer genug.

genug, meinen Nacken zu beugen, wenn nicht mehr, als ein und siebzig Unglücksfälle mich niedergeschlagen hätten. Ich bin ein Hiob auf Erden.

Rosamunde. (führt ihn der Laube zu) Hier ruht Euch auf der Rasenbank.

Abällino. Ich hatte auch einst eine Tochter — nun könnte sie mich so führen und stützen wie Ihr. (weinerlich.) Ich hatte sie einst, und nun hab' ich keine mehr.

Rosamunde. Ist sie todt?

Abällino. Sie ist todt. Es war ein schönes Kind, ein frommes, tugendhaftes Geschöpf. Ach, sie liebte mich so zärtlich, ihr Leben hätte sie gern dreimal für mich aufgeopfert. — Aber, man hat sie mir entrissen.

Rosamunde. Euch entrissen? o das ist gottlos. Wer hat sie Euch denn genommen?

Abällino. Ein lüderlicher Bube, der so schön mit ihr that, ihr goldne Berge versprach, und mit glatter Zunge ihr Gewissen in den Schlaf lullte und ihre Unschuld raubte — Und ich erfuhr von allem nichts, bis das Aergste geschehn war, und ich nicht mehr rathen und helfen konnte.

Rosamunde. Pfui, das ist bockhaft.

Abällino. Da gestand mir weinend das verführte Mädchen ihre Sünde — und ich lief hin, und wollte von dem Böswicht, er solle meine Tochter wieder zu Ehren bringen. Aber

er

er lachte, und zeigte mir ſeinen hochadlichen Stammbaum.

Roſamunde. Der abſcheuliche Menſch!

Abällino. Ich lief hin zu den Gerichten und klagte, und man ſprach von Schadloshaltung durch monatliche Geldſummen, von Alimentation der Mutter und des Kindleins, mehr aber hört' ich nicht. — Was ſollt' ich machen? Du lieber Gott, wir armen Leute müſſen ja wohl ſchweigen, wenn die großen Herrn donnern; wir ſind ja nur in der Welt zu ihrem Zeitvertreib. Womit ſollten ſich die vornehmen Herrn die Langeweile tödten, wenn ſie nicht mit unſer Bißchen Armuth ſpielten und unſre Weiber und Töchter verführten. Das iſt ja — ſo Mode in der Welt

Roſamunde. Du armer, armer Mann!

Abällino. Meine Tochter erfuhr dies. Eines Abends ging ſie an den großen Kanal, und ſtürzte ſich hinunter. Gott mag der Selbſtmörderin ſich erbarmen, ich habe ihr vergeben. — Ob droben auch noch der hochadliche Stammbaum gelten mag?

Roſamunde. Vergiß das, alter Vater. — Hier ſetze Dich auf dieſe Raſenbank.

Abällino. (ſetzt ſich nieder.) Gottes Lohn, Signora.

Roſamunde. (ſich mitleidig zu ihm hinabbiegend.) Iſt Dir nun beſſer?

Abällino. (ſeufzend.) Beſſer. — Signora, verzeiht einem alten Manne ſeine Neugier. Darf ich

ich fragen, mit wem ich rede? Seit Ihr nicht die edle Rosamunde von Corfu, des Dogen Nichte?

Rosamunde. Wohl bin ichs, lieber Alter.

Abällino. O, Signora, da hab' ich Euch etwas Wichtiges zu entdecken — Gott führt mich zu Euch.

Rosamunde. Ihr mir etwas Wichtiges zu entdecken? Was wär' es denn?

Abällino. Ach du lieber Gott, wie können doch die Menschen so grausam seyn! — seht nur, aber Ihr müßt nicht erschrecken — man trachtet nach Euerm Leben.

Rosamunde. (tritt mit Entsetzen zurück.) Wer? warum? was ist das?

Abällino. Ich bitte Euch, seid ruhig. Kein Haar soll Euch gekrümmt werden.

Rosamunde. (mit Angst.) Um Gotteswillen, habt Ihr, wollt Ihr = =

Abällino. Izt seid Ihr außer Gefahr. Ihr sollt nicht sterben, aber thut mir den Gefallen, und verhaltet Euch ganz still.

Rosamunde. Wie kann ich das? Ich will zu meinem Oheim.

Abällino. Izt nicht, um Gotteswillen nicht. Wenn Ihr diese Laube verlasset, seid Ihr des Todes.

Rosamunde. (schaudernd.) Das ist Verrätherei! — lieber Alter — ach, Idnella!

Abällino. Fürchtet nichts, Signora, fürchtet nichts. Seid unbesorgt. Der Mörder soll vor Euern Füßen sterben.

Roſamunde. Um Gotteswillen, laßt mich!

(ſie will entfliehn.)

Abällino. (ſpringt raſch auf und vergißt ſeine Rolle; er ſchlingt ſeinen Arm um ſie und hält ſie in der Laube feſt.) Ich bin Euer Beſchützer!

Roſamunde. (indem ſie die Verwandlung des Greiſes entdeckt, mit Entſetzen.) Du haſt mich betro-gen — wer biſt Du, Menſch?

Abällino. (mit Stolz.) Ich bin der Abäl-lino!

Roſamunde. Abällino, Du willſt mich ere morden?

Abällino. Dich nicht! zurück in die Laube!

(er ſchleudert ſie hinter ſich und zieht einen Dolch hervor.)

Roſamunde. (taumelt halb ohnmächtig auf der Raſenbank nieder.) Hab' Erbarmen!

Abällino. Gieb Acht! (er pfeift.)

## Achter Auftritt.

Matteo (ſpringt mit gezücktem Dolch nach der Laube.)

Abällino. (eilt ihm entgegen.) Halt! (indem er ihn niederſtößt.) Frieden in Venedig!

Matteo. (neben der Laube niederſinkend.) Abäl-lino! (er ſtirbt.)

Abällino. Abällino röchelſt Du, alter Handlanger des Todes? Dies iſt das erſte Lob-lied auf meinen Namen, wenn ihm der ſterbende Mund eines Schurken flucht. (er ſieht auf Roſamun-den herab, und dann auf den Leichnam. Ein Schauer über-

fällt

(lauſcht ihn.) Das iſt wunderbar, bei dem ewigen Himmel, wunderbar! beinah möcht ich daran zweifeln, daß hier Wirklichkeit iſt! — Hier Roſamunde, die Angebetete, dort der Banditenhauptmann! Himmel und Hölle zur rechten und linken! — Der erſte Schritt iſt gethan; ich habe in dieſem Morde nicht geſündigt, ſondern mich geheiligt. Gott ſteh mir bei, ich hab ein großes Werk vor mir!

Roſamunde. (erwachend.) Iduella! Iduella.

Abällino. (mit halber Wildheit.) Roſamunde! (weicher.) Roſamunde, der dort ſtirbt Deinetwillen. Geh' hin zu Deinem Oheim, Andreas Gritti, und ſage: Abällino habe Dein Leben gerettet.

Roſamunde. (ohnmächtig ſtammelnd.) Flieh, Mörder, flieh!

Abällino. Abällino fliehn? Abällino flieht nie! (indem er ſie lange mit wilder Trunkenheit anſtarrt.) O, bei Gott, Roſamunde, Du biſt ſchön, ſchön wie Emmoina! Roſamunde! ſchlage Deine Augen auf und ſieh mich an. Von nun an will ich Dein Schutzgeiſt ſeyn, der Dich allenthalben umſchwebt; ich will Dich bewachen mit meinem Leben. Kein Sterblicher ſoll Dir ein Haar krümmen! — Aber Du, Roſamunde, Du mußt der Preiß meiner Bemühungen ſeyn, Du der Lohn meiner Sorgen, meiner Arbeiten! —

Roſamunde. (bebend ihre Hand ihm entgegenſtreckend.) Geh, ſchrecklicher Menſch!

Abäl-

Abällino. Schrecklich will ich seyn, aber nur Dir nicht. Hörst Du dereinst den Namen Abällino: so bete für ihn, Abällino arbeitet für Dich. — Meine auserwählte Braut sey Du! hörst Du, Nichte des großen Andreas Gritti, Du bist eine Banditenbraut und windest Dich von mir nicht wieder los. (er biegt sich über sie hin und drückt einen brennenden Kuß auf ihre blasse Wange.)

Rosamunde. (matt entgegenstrebend.) Iduella!

Abällino. Hiemit hab' ich Dich geweiht! — Vergiß nicht, wer Dich küßte? geh hin und sag's dem Dogen laut: der Bandit Abällino! (steigt ab.)

---

## Zweiter Aufzug.

### Erster Auftritt.

(Zimmer im Pallast des Dogen.)

Canari und Iduella.

Canari. (dessen Mienenspiel eine lebhafte Freude verräth.) Wie befindet sich Euer Fräulein, unsre gute Rosamunde?

Iduella. (ihn beobachtend.) Verzeiht, ich kann Euch unmöglich meine Verwundrung verbergen. Ihr müßt heut einen glücklichen Tag erlebt haben, Signor.

Ca-

Canari. Wie so? — Nunja. Ich bin sehr vergnügt, sehr; — und wenn Ihr wollt, sehr glücklich.

Iduella. Eure lachende Miene predigt es wenigstens sehr laut.

Canari. Nun, wie stehts um Rosamundens Gesundheit?

Iduella. Besser, als ich gestern Abend hoffen dürfte. Sie hat glücklich ihren Schreck überwunden und ist sehr zufrieden, der fatalen Begebenheit so entgangen zu seyn. — Sie spielte diesen Morgen schon wieder ihr Lieblingsliedchen auf der Harfe.

Canari. Wie hieß der häßliche Kerl? ich kann seinen Nahmen nicht behalten.

Iduella. Abällino.

Canari. Und man hat weiter nichts von ihm entdeckt?

Iduella. Soviel ich bis izt weiß, nicht die geringste Spur, obgleich kurz-nachher alle Gondeln losgebunden wurden und die ganze Insel besetzt ward. Vergebens hielt man alle andre Gondeln an, vergebens untersuchte man alle Gäste des Dolabellischen Gartens, der sogenannte Bandit Abällino war verschwunden.

Canari. Ihr wißt doch, daß in dieser Nacht das ganze Mordgesindel aufgehoben worden ist?

Iduella. Man hat's mir erzählt. Und Abällino?

Canari. Der Gauner muß doch entwischt seyn, dann ich habe seinen Namen nicht gefunden. — Aber eins wißt Ihr gewiß noch nicht.

Idu-

Iduella. Und dieſes wäre, wenn ich fragen darf?

Canari. Was ich ſelbſt erſt heut' erfuhr — daß kein andrer die Banditen in ihrer Räuberhöhle ausgeſpürt und mit Hülfe der Polizeiwache aufgehoben hat, als mein Flodoardo!

Iduella. (froh auffahrend.) Flodoardo! Iſt er endlich wieder in Venedig?

Canari. (mit lebhaftem Vergnügen.) Freilich iſt ers nun wieder. — O, da mir der Polizeilieutnant die Nachricht brachte, ich taumelte vor Freuden. Wort mußte mein Flodoardo halten, das wußt' ich ja wohl. — Solch ein Herz, wie das ſeinige, lügt nicht. — Kennt Ihr meinen Flodoardo? es iſt ein herrlicher Junge, ganz ſein Vater, wie er leibte und lebte. Eben die Schönheit, die Wildheit, das Feuer, das Bedachtſame, Ernſte und Feſte.

Iduella. Wo iſt er?

Canari. Aber eine Wunde hat er doch davon getragen — eine Maſſette hieb ihm mit dem Säbel über die linke Hand. Aber wahrhaftig, die Wunde iſt ſo ehrenvoll, als trüg' er ſie aus einer Schlacht. Der Doge hat ihn zu ſprechen verlangt. —

Iduella. Da muß ich zu Roſamunden. Sie weiß noch von nichts. Verzeiht, daß ich Euch verlaſſe. (geht ab.)

## Zweiter Auftritt.

Canari und Flodoardo, (Dessen linke Hand verbunden ist.)

Canari. (Ihm mit aufgebreitetem Armen entgegen stirnt.) Flodoardo! Mein Sohn!

Flodoardo. Mein Vater!

Canari. (Ihn gerührt umarmend.) Ja, ja, Dein Vater bin ich. Ach das ist ein süßes Wort, laß es mich oft hören. Mein Sohn sollst Du seyn und bleiben!

Flodoardo. Hat der Doge schon nach mir gefragt? Ich bin etwas spät geblieben.

Canari. Noch ist er nicht hier gewesen. Er wartet auf Deine Ankunft.

Flodoardo. Wie ists mit Rosamunden?

Canari. Gut, sehr gut. — Wäre Rosamunde meine Tochter, sieh, keinem andern gäb' ich sie, denn Dir.

Flodoardo. (Betroffen.) Ach, wollte der Himmel, hier wäre kein Wenn!

Canari. (Flodoardens Hand fassend.) Wie, junger Mann? von dieser Seite hab' ich Dich noch nicht gekannt. Sollt' ich wirklich eine gewisse Saite durchs Ohngefähr berührt haben; eine Saite, die man sich ungern berühren läßt? — (Pauſe.) Flodoardo! was ist das? Kannst Du auch lieben?

Flodoardo. (verschämt.) Canari!

Canari. Nein, Flodoardo, ehrlich gesprochen: liebst Du wirklich etwa die Nichte des Dogen?

antworte offenherzig, wie ein Sohn seinem Vater. Jede Entdeckung in Deinem Herzen ist mir interessant.

Flodoardo. Ich weiß nicht, ob es möglich ist, gegen Rosamunden gleichgültig zu bleiben? — (ablenkend.) Doch, Signor, wir wollen davon schweigen; was hilfts, daß Ihr wieder eine fruchtlose Sehnsucht in mir aufweckt.

Canari. Nein, so solls nicht seyn. Das müssen wir weiter besprechen.

Flodoardo. Ein unglückliches Schicksal warf mich vor sieben Monaten hieher in das venetianische Gebiet. Hier glaubt ich endlich Ruhe zu finden nach so vielen überstandnen Leiden; hier glaubt' ich in irgend einem Winkel, wie ein Einsiedler, mein Leben hinträumen zu können, fern vom unseligen Getümmel der Welt. — Aber das alles ist nun so nicht! Ein böses Gestirn verfolgt mich auch hier. — Canari, ich bin izt unglücklicher, als ichs jemals in meinem Leben war.

Canari. Nicht doch! worin denn?

Flodoardo. (mit einem großen, zweifelhaften Blick auf ihn.) Ihr fragt, worin? O wenn Ihr das noch nicht ahndet, so helfen alle Worte nicht, es Euch zu beschreiben.

Canari. Du liebst Rosamunden. Der Einfall ist zwar verwegen, aber ich erwartete keinen andern von Dir. Die Nichte des Dogen Andreas Gritti wird ihre Hand keinem Edelmann geben dürfen, der in der Republik weiter nichts, als seinen Adel für sich hat, allein ...

Flodoardo. (Ihn unterbricht heud.) Das ist mein Todesurtheil. Ich weiß es, so gut, als Ihr; ich hab' es mir selbst zudiktirt. Und doch — Nein, Canari, die Stunde, welche mich nach Venedig brachte, wird nie meinen Segen erhalten. Hätt' ich Eure Insel und Eure Rosamunde nicht gesehn! — Bettler werden, wenn man sonst über Millionen herrschte; im Staube kriechen, wenn man sonst die rechte Hand des Fürsten war und Wohl und Weh des Landes von unsrer Laune abhing; Krüppel werden, wenn man sonst um seine gesunden Glieder beneidet wurde — das ist Scherz, das ist kein Unglück, darüber kann man im Nothfall noch lachen. Aber wenn unser eignes Herz uns ungetreu wird, wenn die Schlange der Liebe sich hier einnistet, und wir hofnungslos ihr nichts, als unser Leben vorwerfen können — das ist Elend. (Mit Kälte.) Ich bitte Euch, saget niemanden ein Wort von dem, was ich Euch anvertrauet habe. Verschließt es, als ein Geheimniß in Euer Herz. Denn mir kann niemand helfen.

Canari. Ei warum denn nicht? Weißt Du denn schon so gewiß, daß alle Hofnungen verloren sind?

Flodoardo. Alle? Nein alle sind es noch nicht. Eine einzige ist mir noch übrig geblieben, aber sie ist schrecklich. Sie zeigt mir zwar das Ziel, aber in einer tiefen, schauerlichen Ferne; sie zeigt mir zwar den Weg, aber es ist eine dunkle

einsame Straße, die vor mir noch kein Sterblicher gegangen ist. Canari, Canari, wenn Ihr das alles — alles sehn und wissen solltet, Euer Haar würde sich mit Entsetzen empor sträuben. — Und diese Straße will ich wandeln, mit der Gefahr meines Lebens. Ich ahnde einen fürchterlichen Ausgang; ich habe niemanden dort, als Gott und die Liebe. Sie sollen mir durch die Finsterniß leuchten.

Canari. Ja, ja, verliebt bist Du, Schwärmer, das verräth deine Sprache: Ich kenne diese Sprache noch aus meiner Jugend, da hab' ich fleissig in Petrakas Gedichten gelesen. Aber höre mich an. Zu Rosamundens Hand und Herz führt nur ein einziger Weg: Verdienste um die Republik!

Flodoardo. (Bäter vor sich hinstarrend.) Verdienste um die Republik!

Canari. Im Vertrauen gesagt, der Doge liebt Dich herzlich, er wills aber nicht gehabt haben. Verstehst Du? — Nun werd' ich bei erster Gelegenheit darauf antragen, daß er ein Schiff ausrüstet und Dir das Commando überträgt. Du kreuzest dann gegen die türkischen Kyrsaren, und kömmst glücklich, als Sieger zurück. Unter der Zeit werd' ich ganz unvermerkt für Dich in der Stille weiter arbeiten: Du erhältst dann eine ansehnliche Militair- oder Civil-Charge in der Republik — Du hörst mich ja nicht.

Flodoardo. (wie vom Traum erwachend.) Ich bin ganz Ohr.

Canari. Setze Dich dann zum Universalerben meines Vermögens ein und — wer wird Dir dann noch Rosamunden streitig machen?

Flodoardo. (zerstreut.) Wie viel Tage — nicht doch Monate wollt' ich sagen, sinds bis dahin noch?

Canari. (ihn verwundernd anlächelnd.) Tage? Monate? Ei, ei! Jahre — meinst Du. Je nun, ich wills kurz angeben. Zwei, drei, vier bis fünf Jahre könnt' es wohl dauern. Ist Dir der Himmel günstig, desto besser, so ists mit noch wenigern abgethan.

Flodoardo. Zwei, drei, vier bis fünf Jahre! — Ach, Canari, Ihr seid mein einziger Freund in Venedig, seid mein lieber, guter Vater, aber — geliebt habt Ihr wohl nicht?

## Dritter Auftritt.

Die Vorigen und der Doge Andreas Gritti.

Gritti. Seid mir willkommen in unsern Revieren, braver Flodoardo.

Flodoardo. (ihm entgegen.) Auf den gnädigsten Befehl Ew. Durchlaucht ...

Gritti. Nehmt von mir im Namen der Republik den Dank für Eure überraschende That. Ganz Italien und Venedig kennt keine grössere Plage, als das gottlose Gezücht der Banditen. Die Schlachtopfer, welche unter ihren Dolchen fielen,

sind

ſind nicht mehr zu zählen. Vergebens hat ihnen unaufhörlich das wachſame Auge unſrer in der ganzen Welt berühmten Polizei nachgeſpürt; und ich begreife noch nicht, wie Euch der Meiſterſtreich gelungen iſt.

Flodoardo. Meine Liebe zu Euch, gnädigſter Herr, macht mir alles möglich.

Gritti. Ich wünſchte, Ihr fordertet Euch ſelbſt eine Belohnung, denn die Republik ſoll Eure Schuldnerin nicht ſeyn.

Flodoardo. Ich bitte um Eure Gnade.

Gritti. (gerührt ſeine Hand ergreifend.) Junger Mann, Ihr ſeid kein gewöhnlicher Menſch, ſondern der Himmel hat Euch zu etwas Großem geſchaffen. Bewahret dieſe ſchönen Geſinnungen und dieſes beſcheidne Heldenherz, dann wird einmal die Geſchichte in künftigen Jahrhunderten mehr von Euch, als von uns Alten zu erzählen haben. (zu Canari.) Er hat ſein Wort gehalten, als ein Mann!

Canari. (mit ſtolzem Vergnügen.) Wort hat er gehalten, und das muß unſer Dandoli noch zehnmal hören.

Gritti. Noch funfzig Jünglinge, wie Euch in Venedig, und ich könnte mich zu einem Welteroberungsplan verführen laſſen. — Aber, Flodoardo, den größten Miſſethäter habt Ihr nicht gefangen. — Ein Bube lebt noch und iſt frei, der meiner armen Roſamunde geſtern — o, ich mag daran nicht denken — — Abällino ſoll er heißen.

Flodoardo. Als ich in der vergangnen Nacht mit der Polizeiwache in dem Schlupfwin-

kel

kel der Böſewichte einbrach, muß er noch zugegen geweſen ſeyn. Mitten im Gefecht hörte man ein Fenſter gewaltſam zerſchmettern; einige Soldaten ſtürzten dahin; es war dunkel, und ſie erkannten noch beim Mondſchein zum Fenſter hinaus das Gewand eines Fliehenden.

Gritti. Es iſt ſchändlich! So weit hat es kein Böſewicht noch in ſeiner Frechheit getrieben. Ein Bandit überfällt Roſamunden in öffentlichen Garten, mordet einen andern Schurken vor ihren Augen und entweihet ihre Lippen mit einem Kuſſe. Es iſt mir unbegreiflich, daß die Menſchheit ſich ſo gänzlich aus dem Menſchen verlieren kann.

Flodoardo. Der Schurke wird ſeinen Galgen nicht entlaufen.

Gritti. Das ſoll er nicht. Ich will die Schmach meiner Roſamunde fürchterlich an ihm rächen; in allen Winkeln der Republik, in allen Winkeln des Erdbodens will ich ihn aufſuchen laſſen. Endlich wird er doch die Langmuth des Himmels ermüden, endlich wird er doch in meine Netze laufen, und dann ſchwör' ichs, bei Gott und ſeinen Heiligen ſchwör' ichs, ein unerhörtes Straferempel will ich an ihm ſtatuiren, ſo unerhört, wie ſein Verbrechen iſt.

Canari. Die Gefangennahme ſeiner Spießgeſellen wird ihn nun wohl vor der Hand etwas ſchüchtern machen, und der dumpfe Schall der Armenſünderglocke bei Hinrichtung ſeiner Kameraden mögte für ſein Herz wohl auf lange Zeit eine zermalmende Bußpredigt ſeyn.

Flodoardo. Ihr habt meine Gedanken Canari.

## Vierter Auftritt.

Die Vorigen und Dandoli (mit einem Papier in der Hand.)

Canari. Ha, unser Dandoli! — Wer von uns soll nun die Segel streichen, da Flodoardo die Banditen überliefert hat?

Dandoli. (etwas eilend.) Es ist wahr! — hier meine Hand, lieber Flodoardo, unsre Freundschaft gelte ewig. Ihr habt ein Meisterstück vollbracht, aber die Sicherheit der Republik hat dadurch nichts gewonnen.

Gritti. Nichts? das wäre hart.

Canari. (lächelnd.) Mir zu widersprechen, das ist ja einmal Dandoli's Steckenpferd.

Dandoli. Hier kein Gedanke an ein Steckenpferd. Es ist noch nichts, gar nichts gewonnen; wir triumphiren viel zu früh, denn das Nonplusultra aller Bosheit, der König unter den Gaunern, Abällino ist noch frei und spottet unsrer Vorsicht.

Gritti. Ist etwas vorgefallen?

Dandoli. Freilich wohl, gnädigster Herr. Die ganze Stadt ist in Aufruhr und Bewegung durch diesen Abällino.

Alle. (bestürzt.) Was ist denn? was ist denn?

Dandoli.

Dandoli. In eben dieſer Nacht, worin die Meuchelmörder durch Flodoards Schlauheit aufgefangen wurden, hat der Erzböſewicht, Abällino, an die vorzüglichſten Statüen, Straßenecken und öffentlichen Gebäude der Stadt eine Addreſſe angeſchlagen, die alles in Furcht und Schrecken ſetzt. Mit Eurer gnädigen Erlaubniß leſ' ich ſie Euch vor.

Gritti. (Ihn anſtarrend.) Leſet nur!

Dandoli. (lieſt.)

„Venetianer!"

„Mattee, Struzza, Thomas, Petrini und Baluzzo, die bravſten Männer von der Welt, die wenn ſie an der Spitze einer Armee geſtanden hätten, Helden heißen würden, und izt als Banditen der Staatsetikette zum Opfer dargebracht werden, exiſtiren für euch zwar nicht mehr; aber mit Leib und Seele noch Einer, deſſen Name dieſem Blatte unterſchrieben ſteht. — Lächerlich iſt mir Venedigs Polizei, lächerlich der Stolz des ſchlauen Flodoard, der meine Brüder zur Schlachtbank hinſchleppte. Ich lebe noch: Wer meiner bedarf, der ſuche mich; wer mir verrätheriſch nachſpürt, der wird mich nirgends ſehn. — Venetianer Ihr verſteht mich! Wehe dem, der mich verfolgt. Sein Leben und ſein Tod ruhn in meiner Hand. — Ich bin der venetianiſche Bandit Abällino."

Gritti. (mit Grimm.) Hundert Zechinen dem, der mir das Ungeheuer entdeckt, und tauſend dem, der es mir liefert, todt oder lebendig. — Flodoardo, ich erwarte Euch dieſen Mittag an

meiner

meiner Tafel; und Ihr Canari und Dandoli folgt mir in mein Kabinet. (eiligst ab. Dandoli und Canari folgen.)

Flodoardo. (allein.) Hundert Zechinen dem, der das Ungeheuer entdeckt, und tauſend dem, der es lebendig oder todt liefert? — Der Preis iſt zu gering; für Deine Münzen, Doge, will ich's Leben nicht wagen, und mein Heil auf ein ungewiſſes Spiel ſetzen.. — Aber Roſamunden gieb mir, Roſamunden! — Und die iſt freilich um einen Banditen zu viel! — Wie werden nun nicht alle Müſſiggänger, Pflaſtertreter, Lungerer und Banqueroteurs den tauſend Zechinen auflauern!

## Fünfter Auftritt.

Flodoardo und Roſamunde.

Roſamunde. (hereinfliegend.) Wo iſt er? wo iſt er?

Flodoardo. (mit Schüchternheit ihr entgegen.) Wenn ich fragen darf, wer, ſchöne Signora?

Roſamunde. (zurückſchreckend, indem ſie ihn erblickt) Ach! (mit affektirter Ruhe.) Mein Oheim, Signor.

Flodoardo. (auf eine Nebenthür deutend.) Er gieng vor einigen Augenblicken mit Canari und Dandoli in ſein Kabinet. — Ihr werdet ſchwerlich izt Gelegenheit haben ihn zu ſprechen.

Roſamunde. (ihn mit großen Augen muſternd.) Ihr habt uns ſo lange verlaſſen können?

Flodoardo. Lange? Es waren ja nur anderthalb Monate. Eine kurze Zeit!

Rosamunde. Vielleicht für Euch.

Flodoardo. Und für wen denn lange?

Rosamunde. Für wen? Eine sonderbare Frage, die Euch gewiß nicht vom Herzen kömmt.

Flodoardo. Ich kenne niemanden, dem ich lange ausblieb.

Rosamunde. Nicht? das glaub' ich Euch nicht. Ich kenne doch jemanden, der recht sehnlich auf Euch hofte.

Flodoardo. Und der wäre?

Rosamunde. (schnell.) Ei nun ich — Ich (verwirrt erröthend.) Ich glaube, mein Oheim.

Flodoardo. (getäuscht.) Euer Oheim nur? —

Rosamunde. Er hat oft nach Euch gefragt. Idnella ebenfalls.

Flodoardo. Auch Idnella?

Rosamunde. Und wenn ich nicht irre, auch Canari.

Flodoardo. (Ihr näher tretend.) Und Rosamunde von Corfu hat meiner nie gedacht?

Rosamunde. (stockend.) Rosamunde? o doch zuweilen.

Flodoardo. (seufzend.) Nur zuweilen?

Rosamunde. Denken? Ei nun, das ist ja keine Sünde; das kann man ja wohl oft.

Flodoardo. Wenn das Denken, und das Denken an Euch Sünde wäre, wie wollt' ich da meine unzähligen Sünden abbüßen können. —

So

So hab' ich mich, zum Beiſpiel, noch oft des erſten Abends erinnert, an welchem wir uns bekannt wurden: Wie Euer würdiger Oheim mich Euch zuführte zum Tanz; wie uns Hand in Hand geſchlungen die rauſchende Harmonie des Orcheſters empfing; wie wir unter den ſüßen Accenten der Muſik die Reihen der Tänzer hinunterſchwebten, und mit unſern Augen uns ſuchten und mit Entzücken uns wieder zuſammenfanden. — O, Siguora, es war mein erſter ſeliger Tag in Venedig, der einzige in meinem Leben.

Roſamunde. Ich hab' ihn auch nicht vergeſſen. Es war ein ſchöner Abend.

Flodoardo. Und izt — Ihr da und ich hier! — Daß heiß' ich unglücklich ſeyn!

Roſamunde. (bekümmert.) Wie, unglücklich? Ich verſtehe Euch nicht, Signor. Wer iſt denn unglücklich?

Flodoardo. Der, der vor Elyſium daſteht, und nicht hineintreten darf; der, dem da dürſtet, und doch den Pokal vor ſich ſieht, welcher nicht für ihn gefüllt iſt.

Roſamunde. (ihn ängſtlich anblickend.) Seid Ihr etwa der Fremdling in Elyſium, oder der Dürſtige neben dem Pokal, der nicht für ihn gefüllt iſt? Es ſcheint, als wolltet Ihr, daß ich Eure Worte ſo verſtände.

Flodoardo. Ihr habt ſie verſtanden, ſchöne Roſamunde. Und ſagt, bin ich nicht recht ſehr unglücklich?

Roſamunde. Wo iſt denn das Eliſium, in welchem Ihr fremd wäret?

Flodoardo. Um Roſamunden iſt Elyſium.

Roſamunde. (ſchlägt errötend die Augen nieder.)

Flodoardo. Seid Ihr böſe? hat Euch dieſe Offenherzigkeit gekränkt?

Roſamunde. (indem ſie einige Blumen von ihrem Buſenſtrauß in Gedanken pflückt.) Flodoardo, dieſe Sprache verſteh ich nicht.

Flodoardo. Die Sprache der Wahrheit ſollte Euch noch ſo fremd ſeyn?

Roſamunde. (mit natürlicher Hoheit.) Flodoardo, Floren; iſt Eure Vaterſtadt; aber in Venedig haſt man Galanterien dieſer Art. Wenigſtens haß ich ſie, und von Euch wünſcht' ich ſie am wenigſten zu hören.

(Pauſe. Beide ſehn verlegen bald vor ſich nieder — bald einander ſeitwärts an. Jeder ſucht Gelegenheit ein neues Geſpräch anzuknüpfen.)

Flodoardo. (ſchüchtern, auf die Blume in Roſamundens Hand deutend.) Ein niedliches Veilchen! — Eine ſchöne Blume!

Roſamunde. (eben ſo ſchüchtern und einſylbigt.) Eine herrliche Farbe! — Violet! Roth und blau ſo ſchön unter einander gemiſcht, wie kein Maler die Farbe miſchen kann.

Flodoardo. Und ein bedeutungsvolles Blümchen. — Roth die Farbe der Freud' und Seligkeit: Blau die Farbe der Freundſchaft und — — ach, wie glücklich wäre der Mann, Roſamunde,

dem Ihr die Blume gäbet. — Freundſchaft und Seligkeit ſind inniger vermiſcht, als das Roth und Blau dieſes bedeutungsvollen Veilchens.

Roſamunde. (halb verlegen.) Was Ihr nicht über eine ſimple Blume Schönes zu ſagen wißt.

Flodoardo. Aber wem wird Roſamunde einſtens dasjenige ſchenken, was dieſe Blume bezeichnet? — Doch eine alberne Frage! ich weiß auch gar nicht, wie ich heut beſchaffen bin — verzeiht mir den lächerlichen Vorwitz, Fräulein.

(Sie ſchweigen. Ihre Blicke ruhen ſchwärmeriſch auf einander. Mit dem Lächeln der Unſchuld ſtarrt ſie den Liebling an, und er ſtudiert mit ſüchternem Zweifel dies Lächeln.)

Flodoardo. (unwillkührlich ſeufzend.) Roſamunde!

Roſamunde. (mit zitternder Stimme.) Flodoardo!

Flodoardo. (etwas zaghaft.) Gebt mir das Veilchen, o mir!

Roſamunde. (ſchüttelt lächelnd den Kopf.)

Flodoardo. Fodert, fodert dafür eine Königskrone, ich will zum Räuber darum werden. Roſamunde, mir — mir die Blume! (Pauſe.)

Roſamunde. (ſieht ihn unbeweglich an.)

Flodoardo. Mein Glück, meine Ruhe, mein Leben hängt an dieſer Blume. So wahr ein Gott lebt, ich thue dann Verzicht auf alles, was die Erde ſchönes trägt.

Roſamunde. (Die Blume ſchwankt — die Hand bewegt ſich.)

Flodoardo. Rosamunde erhört mich? Ich bettle nicht umsonst?

Rosamunde. (vor sich.) Wie, wenn ich ihm die Blume gäbe, was würde Idaella sagen! — Nein! (Sie zerreißt die Blumen.)

Flodoardo. (tiefgekränkt zurücktretend.) Dies erwartete ich nicht.

Rosamunde. (kniefangend.) Wenn es Euch glücklich machte, o wahrlich, lieber Flodoardo, ich gäbe Euch mehr, als ein Paar armselige Blumen. Aber diese Blumen kann und darf und will ich Euch nicht geben, weil Ihr diese Blumen — zu mehr, als Blumen gemacht habt. Und so laßt uns nie wieder beisammen stehn.

Flodoardo. (mit verbissenem Schmerz.) Rosamunde! (inniger.) Rosamunde! (tritt langsam und entschlossen zurück, und empfiehlt sich mit einer stillen Verbeugung. Ab)

Rosamunde. (allein. Sie sieht ihm ein Weilchen nach.) Und es ist alles nicht wahr. Ich bin dir doch gut, glaub es nur! — Ich stelle mich ja nur so böse, Idaellen zu Gefallen. — Daß er das aber auch gar nicht merkt; ich hätte ihm beinah sagen mögen! —

Und nun geht er hin und meint es sei mein Ernst, wird schwermüthig und verläßt Venedig! — (traurig den Kopf schüttelnd.) O, Rosamunde, das war eine erbärmliche Heldenthat! ich hab's so nicht gemeint. Ich möchte meine eignen Siege beweinen!

Still! Idaella soll dafür büßen. Idaella soll dir einen ganzen Korb voller Veilchen bringen, und in meinem Namen rufen: Freundschaft und Seligkeit! (davenspringend.)

## Sechster Auftritt.

(Im Zimmer des Signor Parozzi. Abends. Auf einem Tische stehn einige brennende Lichter, Bouteillen und Weingläser, Bücher und Papiere unter einander geworfen.)

Parozzi. (allein, wild, und wild.)

Noch keiner hier? — Verdammt, mit solchen Schnecken ist viel anzufangen! und grade heute, am wichtigsten Tage. — Unsre Bravo's liegen in den Gefängnissen; Rosamunde lebt noch und Abällino meldet sich öffentlich an in Venedig! — Das sind mir ewige Räthsel! (er wirft sich verdrüßlich in einen Stuhl.) Rosamunde lebt noch! — lebt noch! — desto besser, so wird sie vielleicht bald in der allgemeinen Verwirrung der Dinge mein! (mit Schwärmerei vor sich hinstarrend.) O, wie glücklich könnt' ich seyn, wenn Rosamunde mir zulächelte. — Eine Ewigkeit so da zu stehn, sich spiegeln zu können im liebenden Auge des Weibes, hören zu können die leisen Seufzer der Sehnsucht, berechnen zu können am Aufwallen und Sinken des Busens die Ebbe und Fluth der Empfindungen — dies ist der erste Himmel, zu welchem die Liebe führt (aufspringend.) das alles ist vorbei! — Parozzi, Parozzi, und wenn nun der schlaue Andreas Gritti all' deine Pläne entdeckte, wenn er wüßte, daß du an der Spitze mehrerer Leichtsinnigen — — Wie, Leichtsinnigen? Ja doch; was sind die Knaben anders, die, um der Ruthe zu entgehn, den Eltern das Haus übern Kopf anzün-

den wollen? — Parozzi, wenn das alles dem Gritti verrathen würde!

## Siebenter Auftritt.

Memmo und Falieri (treten herein.)

Memmo. Guten Abend! Parozzi.

Falieri. Guten Abend! Parozzi.

Parozzi. (auf- und abgehend.) Was giebts Neues?

Memmo. Aber, Brüderchen, um des Himmels willen, ich bin außer mir. Hast Du den Mateo gegen Rosamunden ausgeschickt?

Parozzi. (bleibt sich erstaunend um.) Ich? — kein Gedanke, ich glaube Du schwärmst

Memmo. Wahrhaftig, ich spreche im ganzen Ernst. Frag nur den Falieri, der kann Dir mehr erzählen.

Falieri. Höre, Parozzi, der Procurator Dandoli hats dem Dogen als eine heilige Wahrheit beschworen. Du spielteſt bei Rosamunden den unglücklichen Liebhaber, und der alte Dandoli benutzt dieſes um ...

Parozzi. Und ich sage Euch, der Kerl raſet.

Memmo. Aber nimm Dich in Acht. Gritti iſt fürchterlich.

Parozzi. Der Doge iſt ja ein erbärmlicher Menſch; ein guter Soldat kann er ſeyn, aber Kopf hat er gar nicht.

Memmo.

Memmo. Und ich ſchwöre Dirs, Gritti iſt wild, wie ein Löwe, und ſchlau, wie ein Fuchs.

Falieri. Durch das verdammte Kleeblatt, davon er der Stiel iſt, der es zuſammenhält. Man nehme ihn den Canari, Dandolo und Flodoardo, und er wird daſtehn, wie ein Schulknabe im Examen, dem mans Concept geſtohlen hat.

Parozzi. Falieri hat Recht.

Falieri. Und ſtolz iſt der Gritti wie ein Bauer, dem mans Purpurkleid angezogen hat. Er iſt unleidlich. Merkt Ihr denn gar nicht, wie er täglich ſeinen Hofſtaat vermehrt.

Memmo. So wahr ich lebe, Falieri, diesmal haſt Du auch wirklich recht.

Parozzi. Und welche Gewalt er ſich allenthalben anmaßt! Die Signoria, die Quaranti, die Procuratoren di St. Marco, die Avogadori wollen und wünſchen nichts anders, als was dem Gritti gefällt. Alle hängen ſie an den Faden ſeiner Launen wie Marionetten, die ihre Holzköpfe ſchütteln oder verneigen, nachdem ſie gezogen werden.

Falieri. Und das Volk verbittert noch dazu dieſen Gritti.

Memmo. Ja, das iſt eben das ſchlimmſte!

Falieri. Aber ich will verdammt ſeyn, wenn ſich das Spiel nicht bald dreht.

Parozzi. Ja, nur angefangen, Leute. Aber was thun wir? da liegen wir in Weinhäuſern und Bordellen, ſaufen und ſpielen, ſtürzen uns in ein Meer von Schulden hinein, wo zuletzt der beſte

Schwimmer ertrinken muß. Laßt uns den Anfang machen, laßt uns thätiger werden, laßt uns angreifen, die Verhältnisse müssen sich ändern, oder es geht in dieser Welt mit uns nicht gut.

Memmo. (ironisirend.) Freilich, freilich! die Gläubiger zerklopfen mir schon seit einem halben Jahre die Thüren, wecken mich des Morgens aus dem besten Schlaf und lullen mich des Abends mit ihren Klagen wieder ein.

Parozzi. Ha, ha, ha! Nun Ihr wißt ja, wie mirs geht.

Memmo. Hätten wir minder flott gelebt, so würden wir izt ruhig sitzen können in unsern Pallästen, und, aber izt - - -

Falieri. Nun, wahrhaftig, ich glaube Memmo will uns eine Bußpredigt halten.

Parozzi. So machens die alten Sünder sammt und sonders. Wenn sie nicht mehr sündigen können, dann wollen sie gar zu gern in Abrahams Schoos kriechen. Nein, seht, ich bin zufrieden mit meinen Ausschweifungen; ich seh' doch daraus, daß ich kein Alltagsmensch bin, der mit seinem Pflegma hinter dem Ofen zusammenschnurret, Federn schnizt, Männerchen mahlt, und vor ungewöhnlichen Einfällen schaudert. Die Natur hat mich einmal zum Wildfang geboren, und ich will meine Bestimmung erfüllen. Brächte der Himmel nicht zuweilen Geister, wie die unsrigen hervor, so würden die Menschen endlich einschlafen. Aber wir treiben die alte Ordnung aus ihrem Schneckengang,

ckengang, geben einer Million Müßiggänger Räthsel auf; jagen einige hundert neue Ideen durch die Köpfe der großen Menge, verursachen allgemeine Gährung, und sind zuletzt der Welt so nützlich, wie ein Sturmwind der trägen, sich selbst vergiftenten Natur.

Falieri. Prächtige Floskeln, so wahr ich Falieri heiße. Parozzi, das alte Rom wird Dich vermissen. — Allein Jammer und Schade, daß an dem Geklimper Deiner Worte so wenig Realitäten hängen! — Siehst Du, inzwischen Du mit Deinem Rednertalent vielleicht barmherzige Ohren ermüdet hast, hat Falieri gehandelt. Der Kardinal Grimaldi ist mit der Regierung unzufrieden: Gott weiß, wodurch ihn Gritti wider sich aufgehetzt hat. — Kurz, Grimaldi ist von unsrer Parthie.

Memmo. (erstaunt und froh.) Falieri, bist Du toll — der Kardinal Grimaldi?

Falieri. Und er hängt an uns mit Leib und Seele. Freilich, ich habe ihm viel von unsern edlen Absichten, von unserm Patriotismus, von unsrer Freiheitsliebe vorwindbeuteln müssen. Aber Grimaldi hat Luchsaugen und ist ein Pfaffe! und so taugt er für uns.

Parozzi. (reicht den Falieri die Hand.) Bravo, Herr Bruder, mir spielen den Katilina zu Venedig! — was mich betrift: so hab' auch ich gehandelt. Zwar hab' ich für uns noch keinen großen Fang gethan, aber doch besitze ich nunmehr ein großes, allmächtiges Netz, womit ich den besten

Theil Venedigs zu unsern Plänen zusammenfischen werde. — Ihr kennt doch die Markise Almeria?

Memmo. Hält nicht jeder von uns eine Liste über die schönsten Weiber, und wir sollten Nummer Eins vergessen haben?

Falieri. Rosamunde und Almeria, die Losung aller Helden und Trossbuben unter Amors Fahnen!

Parozzi. (mit Grandezza hingeworfen.) Almeria ist mein.

Falieri. Was?

Memmo. (durch die Zähne.) Almeria?

Parozzi. Nun, gafft Ihr mich nicht an, als weissagt' ich Euch den Einsturz des Himmels? — Kurz, ich bin Almerias Favorit, und mit ihr aufs innigste vertraut. Aber unsre Liebschaft wird verdeckt gehalten. Was ich will, will auch sie, und wie sie pfeift, so tanzt Venedigs halber Adel.

Falieri. Du bist unser Meister, Parozzi.

Parozzi. (bescheiden.) Ich wünschte mehr gethan zu haben. Wäre Rosamunde im Dolabellischen Garten wirklich ermordet worden: so wurd' ich Euch wenigstens noch vorlügen können, daß ich die züchtige Donna für mein baares Geld hätte in den Himmel schicken lassen, damit der Doge den Namen verlöre, womit er Venedigs erste Männer gefangen hält. Denn lebt Rosamunde nicht mehr: so werden die glänzendsten Häuser von ihm abgefallen, weil ihre Hofnung gescheitert ist. Sie erbt einmal vom Dogen.

Memmo.

Memmo. Fast schäme ich mich; denn noch hab' ich nichts gethan. Aber damit ich Eurer würdig sei, will ich — Geld schaffen. Mein alter, grämlicher Vetter hinterläßt mir zur Universalerbschaft volle Kisten. — Und der alte Filz kann ja sterben, wenn ich will.

Falieri. Er hätte längst sterben können!

Memmo. Ja, ich war nur zu ängstlich. — Wahrhaftig, Leutchen, Ihr glaubts gar nicht, ich bin zuweilen so hypochondrisch, daß es mir vorkömmt, als hätt' ich Gewissensbisse.

Parozzi. Freund, nimm einen guten Rath an, geh beizeiten ins Kloster.

Memmo. He, he, he, he!

Falieri. Horch, da kömmt jemand die Treppen herauf.

Parozzi. Das ist kein andrer, als unser Seelenbruder Contarino! (tritt zur Thür.)

## Achter Auftritt.

Vorige. Contarino, (wild und echauffirt.)

Contarino. Guten Abend, Ihr Herrn!

Alle. Guten Abend, Contarino, guten Abend!

Parozzi. Wetter, was ist das? hast Du geblutet, Contarino? Was hast Du gemacht.

Contarino. Kleinigkeiten vom gestrigen Abend, (er wirft den Mantel ab.) He, ist Wein da? gießt mir den ersten, besten Becher voll, mich dürstet!

Memmo. (reicht ihm Wein.) Aber, Herzensbrüderchen, Du bist sehr erhitzt.

Con-

Contarino. (trinkt den Becher leer.) Gift! Gift! schenkt ein!

Falieri. (gießt den Becher voll.) Du hast wahrhaftig geblutet.

Parozzi. Erzähle doch, was ist vorgefallen?

Cotarino. (trinkt.) Tausend Spas! he! füllt den Pokal!

Memmo. (die Hände faltend.) Nun da stehn mir die Sinne still.

Contarino. (zu Memmo.) Nicht so? Siehst Du, Memmo, dafür bin ich auch Contarino, und nicht Memmo. Die Wunde hat scharf geblutet, aber sie ist nicht gefährlich. (reißt das Hemde auf.) Da seht her, was ists mehr, als ein Hieb von zwei Zoll Länge durchs Fleisch?

Memmo. (schaudernd.) Das ist gräßlich!

Contarino. Ich bin gestern bei der Niederlage der Banditen gewesen. Brr! ich bekomme das Wundfieber, Wein her, daß ich mir den Frost vertreibe! (er trinkt.) Das brennt hinunter, wie Gift und Operment. Nun Leutchen setzt Euch um mich her, ich habe Euch wunderliche Geschichten zu erzählen.

Alle. (setzen sich.) Erzähle! Erzähle!

Contarino. Ich ging um die Abenddämmerung aus, die Banditen aufzusuchen. Ich kannte die Kerls von Person nicht, den Matteo ausgenommen, und sie mich eben so wenig. Ein abentheuerliches Unternehmen, werdet Ihr sagen: allein ich thats, um Euch zu überzeugen, man könne Alles, wenn man nur will! — Ich hatte schon No-

tizen

tizen genug, und siehe da, in meiner Verkleidung ließ ich mich mit einem Gondelier ins Gespräch ein. Ich merkte fast, daß er von dem Aufenthalte der Bravo's etwas wisse. Ich rückte mit Geld und guten Worten immer etwas näher, er that desgleichen, und zuletzt erfuhr ich, daß er selbst ein Gesell des saubern Gelichters sei. Ich schloß mit ihm einen Contrakt; er fuhr mich auf seiner Gondel durch ganz Venedig, bald links, bald rechts; zuletzt wußt' ich in der Dunkelheit selber nicht mehr, in welchem Viertel der Stadt ich mich befinde. Er verband mir endlich sogar die Augen und ich mußte mirs gefallen lassen. Nach einer halben Stunde hielt die Gondel an. Er befahl mir auszusteigen, führte mich durch ein Paar Straßen in ein Haus, und da in eine enge, kleine Stube. Hier riß er mir die Binde von den Augen. Ich sah mich umgeben von einigen fremden Kerln und einer Weibsperson.

Falieri. Ein Wetterkerl der Contarino!

Contarino. Hier war keine Zeit zu verlieren, sondern ich warf mein Geld auf den Tisch, versprach ihnen goldne Berge und machte sie mit gewissen Tagen, Zeichen und Stunden bekannt, durch welche wir uns irgendwo zusammen finden wollten. Gab ihnen zugleich den Befehl, den Dandoli, Canari und Flodoardo aufs Korn zu nehmen.

Alle. Bravo! Bravo!

Contarino. Kurz es gieng alles glücklich von Statten, aber plötzlich wurden wir durch einen unerwarteten Besuch gestöhrt.

Pa-

Parozzi. Nun?

Memmo. Mir wird ordentlich bange.

Contarino. Man klopfte. Das Weib sprang hinaus, öfnete die Thür und kam todtenblaß wieder zurückgestürzt in unser Zimmer und rief: Nehmt die Flucht!

Falieri. Nun?

Contarino, Bewaffnet und bewehrt traten Polizeiofficiers und Sbirren herein, an ihrer Spitze der Fremdling von Florenz mit dem Degen in der Faust.

Alle. Flodoardo? Flodoardo?

Contarino. Flodoardo.

Falieri. Welcher Teufel führt den dahin?

Parozzi. Hagel und Wetter, warum konnt' ich nicht bei Dir seyn!

Memmo. Da siehst Du nun, Parozzi, da siehst Du nun, daß der Flodoardo kein furchtsamer Hasenfuß ist?

Falieri. Still, laß ihn erzählen.

Contarino. Wir standen natürlich, wie angedonnert, da, und keiner rührte sich. — Im Namen der Republik und des Dogen ergebt Euch! schrie Flodoard. — Der Satan ergiebt sich Dir eher, als wir, rief ihm mein Gondelier zu und grif nach seinem Degen. Die andern griffen die Flinten von der Wand, und ich zog die Klinge, und schlug die Lampen um, damit keiner den andern sähe. Aber der Mond schimmerte matt durch die Fensterscheiben. —

Ich

'Ich dachte, hier wirds heiſſen, mitgefangen, mitgehangen! und gieng dem Flodoard mit der Klinge zu Leibe. Aber meine Schläge glitten jedesmal von ſeinem Säbel ab, der wie ein Blitz um ihn herumflirrte. Ich ſchlug, wie ein Raſender, um mich herum; aber hier ward meine Kunſt zu Schanden, und eh ichs mir verſah, ſchlitzte er mir die Bruſt auf. Ich fühlte die Wunde, ſprang zurück; es fielen ein Paar Schüſſe. Im Pulverblitz erkannt' ich eine unbeſetzte Nebenthür. Ich entwiſchte glücklich in eine Kammer, ſchlug mit einem Fauſtſchlag ein Fenſter durch, ſprang hinunter, lief einen Hofraum durch, überkletterte ein Paar Zäune; kam an den Kanal; ein Gondelier fuhr mich zum Markusplatz und nun rannt' ich nach meinem Quartier. —

— Da habt Ihr das vermaledeite Abentheuer!

Memmo. Ich danke Gott, daß Du ſo glücklich entkommen biſt.

Falieri. Aber wie hat Flodoardo den Aufenthalt der Bravo's erfahren?

Contarino. Wahrſcheinlich durchs Ohngefähr, wie ich. Aber meine Bruſtwunde ſoll er mir noch bezahlen.

Parozzi. (aufſpringend.) Sein Tod!

Alle. (greifen nach den Gläſern.) Sein Tod! ſein Tod!

Contarino. (trinkt.) Gift für ihn!

Parozzi. (ſetzt ab und ſteht.) Ich geſtehe, wir ſind fürchterliche Helden — im trinken und fluchen. Aber das gröſte Unglück iſt, daß keine kleine Mücke

daran stirbt, und keine Maus darum die Flucht ergreift.

Contarino. Da hast Du recht. Wir müssen handeln. Handeln müssen wir, und die Gelegenheit beim Haar ergreifen, eh sie uns den kahlen Hinterkopf zeigt. Es ist die höchste Zeit, wenn noch etwas gethan werden soll.

Parozzi. Das sag ich auch. Wir begraben nun entweder unser Elend unter den Ruinen der alten Ordnung, oder wir befestigen dieselbe noch mehr durch unsre Todtenschädel. In beiden Fällen erlangen wir Ruhe. Die Noth hat uns mit ihrer Geissel nun hinaufgepeitscht auf den letzten Gipfel ihres Felsen, wo wir uns entweder durch einen Genieſtreich erretten, oder von der andern Seite in den Abgrund ewiger Vergessenheit und Schande hinunterschwindeln müssen.

Falieri. Laßt uns jetzt nur raffiniren: woher Geld zu den nöthigsten Unkosten und woher Theilnehmer an unsern Plänen?

Parozzi. Geht hin und erobert die berühmtesten Metzen Venedigs, auf deren Altären der Staatswahn, Mönch und Bürger opfert. Was wir mit aller Beredtsamkeit, Banditen mit ihren Dolchen, Millionairs mit ihren Goldbörsen nicht vermögen, kann solch' eine Phryne mit einem einzigen Blick. Wo der Witz des Pfaffen scheitert, und die Folter des Criminalrichters ohnmächtig wird, kann noch ein Kuß, ein süßes Versprechen Wunder thun. An dem wollüstigen Busen solcher Weiber

schläft

ſchläft endlich die wachſamſte Treue ein; ein Kuß von ſolchem Weibe thaut der ſtummen Verſchwiegenheit die Lippen auf, und eine Schäferſtunde kann die heiligſten Grundſätze zu Grabe läuten!

Alle. (mit Enthuſiasmus.) Bravo! bravo!

Parozzi. Oder will Euch das Glück bei den Weibern nicht wohl, oder fürchtet Ihr Euch ſelber, Euch in den Netzen verwirren zu können, die Ihr für andre ausſpannt: ſo verſuchts mit den Pfaffen. Schmeichelt den Stolz dieſer Hochmüthigen, mahlet ihnen auf das leere Blatt der Zukunft Kardinalshüte, Patriarcheninſuln, Biſchofsſtäbe und Pontifikalien. Ich ſchwör' es Euch, ſie haſchen zu, und Ihr habt ſie in Eurer Gewalt. Sie, die Gewiſſensräthe der bigotten Venetianer lenken Mann und Weib, Edelmann und Bettler, Gondelier und Dogen, Gelehrte und Laien am Zaum des Aberglaubens. Habt Ihr die Pfaffen in Eurer Gewalt: ſo könnt Ihr Tonnen Goldes ſparen, um die Gewiſſen zu beſtechen, denn ſie handeln mit dem Himmel in Compagnie, und verſenken nach ihrem Gefallen bald die ewige Seligkeit, bald die ewige Verdammniß.

Contarino. Bravo, die Lerion wollen wir uns merken.

Memmo. Still! — hört Ihr nichts? Wer kömmt noch ſo ſpät in der Nacht?

Parozzi. Ich habe niemanden beſtellt. Hat man die Thüren nicht verriegelt?

Memmo. Verrätherei!

Neunter

## Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Abällino.

Abällino. (schauen hereinschauend) Hollah! hollah! Guten Abend oder gute Nacht, Ihr Herrn.

Contarino. Wer da?

Parozzi. Wer bist Du?

Abällino. Abällino bin ich.

Alle. (zurücktretend) Abällino?

Parozzi. (zieht den Degen) Wen suchst Du so spät in der Nacht? Ist jemand aus dieser Gesellschaft bezahlt, daß Du seine Seele holen willst. Du hast Dich verdammt geirrt.

Abällino. Mit nichten, Parozzi. Ich suche Kundschaft.

Parozzi. Welche Kundschaft?

Abällino. Verstell Dich doch nicht, Laßt Euch nicht stören, Ihr Herrn, wir sind gute Freunde. Habt Ihr denn nicht meine Addresse an die Venetianer gelesen?

Contarino. Ja, das haben wir. Du bist ein braver Kerl.

Abällino. Also braucht Ihr mich nicht? — Gehorsamer Diener, Ihr Herrn, denn ist mein Geschäft hier vorbei. Es giebt ja wohl noch anders wo Verdienst. (er will gehn.)

Parozzi. Bleib!

Falieri. Bleib; wo willst Du hin? wir müssen uns näher kennen lernen.

Abällino. Näher? hi, hi! Euch kenn ich bagatelle, bis auf den Boden der Seele. Von innen

seid

seid Ihr verbrannt, von außen wurmstichicht. Dieser hier hat von allen noch die beste Lunge, und heißt Parozzi. Der dort ist Contarino, der berühmteste Schuldner in Venedig. Falieri dort hat den Willen, aber leider das Vollbringen fehlt ihm. Wie? und der Mammeluk da ist auch unter Euch? Ich glaub' er heißt Memmo. — Doch, Ihr habt ja Wein hier; mich dürstet!

Parozzi. (bringt ihm ein Glas.) Trink.

Abâllino. (füllt den Wein blutet.) Der Kardinal Grimaldi — aber gießt mir das Glas voll, ich muß mich erst durch und durch erquicken.

Falieri. (bringt ihm ein andres Glas.) Was ists mit dem Kardinal Grimaldi? — Rede.

Abâllino. (trinkt.) Der Kardinal Grimaldi — füllt mir das Glas zum drittenmal. Der Wein ist ein gut Ding und darum dreimal. So pfleg ichs zu halten.

Contarino. (ihm das Glas reichend.) Antwort? was will der Kardinal?

Abâllino. (trinkt.) Bâsta! nehmts Glas hin. — Der Kardinal läßt Euch schön grüßen.

Falieri. Weiters weiter nichts ist?

Parozzi. Bist Du auch mit ihm bekannt?

Abâllino. Hi, hi! mit den Geistlichen am ersten. Ich stamme aus geistlichem Geblüt.

Contarino. Wahrhaftig, das sieht man Dir beim ersten Moment an.

Abâllino. Meinst Du? sieh nur, ich bin im Kloster erzogen. Mein Vater war ein Prälat

in

in Lukka, meine Mutter eine keuſche Nonne vom Orden der Urſelinerinnen. Da hab' ich ſtudieren ſollen. Mein Vater wollte mich zu einem Kirchenlicht machen, aber ich fühlte mich zu einer Mordbrennerfackel tauglicher.

Alle. (lachen.) Ha, ha, ha!

Parozzi. Du biſt ein ſchrecklicher Menſch. Aber wie, wenn man Dich einſt, wie Deine Kameraden fängt?

Abällino. Wahrſcheinlich werd' ich dann gehängt, noch wahrſcheinlicher werd' ich gerädert, am allerwahrſcheinlichſten werd' ich wohl verbrannt.

Memmo. Behüte der Himmel, mir klappern die Zähne.

Abällino. Nun was bedeuten alle dieſe Namen? — Den Tod. Hi, hi! ſoll ich mich denn für einer Gabe fürchten, die ich ſelber ſo gern austheile? Ich ſterbe dann nicht wie jeder Alltagsmenſch auf die gewöhnliche Weiſe. Monumente werden mich verewigen, Schandſäulen und Rabenſteine. — Doch kurz ab und zur Sache: Habt Ihr mir etwas aufzutragen?

Falieri. (zu den andern.) Hört, wir müſſen dem Kardinal Grimaldi einen Gefallen thun. Der Procurator Dandoli ſtand ihm längſt beim Dogen im Wege, Dandoli iſt ſein abgeſagter Feind!

Alle! (mit Beifall.) Richtig! Ja! Dandoli!

Falieri. (zum Abällino.) Höre, Burſche, Dandoli — — Du verſtehſt mich.

Abäl-

Abällino. Sterben?

Falieri. Nun ja doch! was forderſt Du für ſein Leben?

Abällino. Pah, fünfhundert Zechinen.

Alle. (in ſichtbarer Beſtürzung und Verlegenheit.)

Falieri. Wetter, Du biſt verdammt theuer.

Abällino. Ja, ich habe ſo meine eigne Maxime in der Todestaxe. Seht nur, je rechtſchafner der Mann iſt, je theurer laß ich mir ihn bezahlen; denn Rechtſchaffenheit iſt ſelten in der Welt, wie ein weiſſer Rabe, man kann ſo was nicht alle Tage niederſtoßen. Je verdorbner und ſchlechter mein Mann iſt, um ſo billiger laſſ' ich mich finden. Iſts gar ein ausgemachter Schurke, ſo ſchaf ich ihn ſpottwohlfeil aus der Welt, und Euch zum Beiſpiel — umſonſt.

Memmo. Der Kerl iſt ſehr ſpaßhaft.

Parozzi. (die Börſe verlangend.) Du läßt Dich handeln.

Abällino. Um keinen Heller. Ich verſprech' Euch, als ein ehrlicher Kerl, daß, wenn Ihr mir mein Geld gebt, der Procurator Dandoli ſeine Augen auf ewig ſchließt. Er hänge am Himmel, oder verkerkre ſich in der Hölle, ich finde ihn und treffe ihn.

Contarino. Was ſoll man thun? Werft zuſammen.

Parozzi. (wirft ihm die Börſe zu.) Zweihundert.

Contarino. (giebt ihm die ſeinige.) Hundert!

Falieri. (desgleichen.) Hundert!

Memmo.

Memmo. (verdrüßlich seine Börse hingebend.) Auch noch hundert.

Abällino. Hi, hi! gute Nacht, Ihr Herrn! morgen ist kein Dandoli mehr in der Welt! — (ab.)

Alle. (greifen zu den Gläsern und trinken sie.) Lustig! noch eins getrunken!

Memmo. Es ist ein grimmiger Kerl der Abällino.

Parozzi. (trinkt.) Abällino soll leben!

Alle. (trinken.) Abällino soll leben!

---

# Dritter Aufzug.

## Erster Auftritt.

(Im Garten des Dogen Andreas Gritti.)

Der Doge Andreas Gritti. (allein.)

(Er sitzt auf einer Rasenbank, mit verschlungenen Armen schwermüthig vor sich hinnachstarrend, da.)

Nun endlich, werd' ichs müde zu regieren. — O Venedig, belohnst du mich so? belohnst Du so die Wunden, welche ich in fünf Schlachten für dich auffieng? so die sorgenvollen, schlaflosen Nächte, welche ich für dich mit zärtlichem Kummer durchwachte? Venedig, Undankbare, belohnst du so? — Furchtlos hebt das Laster sein Drachenhaupt empor;

empor; Mörder halten Triumphe und Edle bluten unter ihren Dolchen! — (mit einem tiefen Seufzer.) Mein Dandoli! warum fielst du nicht unter den Mauern von Scardona, dann wärst du gefallen, als ein Held in seiner schönsten Laufbahn! — (indem er aufsteht und einige Schritte vor sich hingeht.) Abällino, wenn wir einst rechnen werden, du sollst mir diese sauern Minuten mit deinem Blute schrecklich — schrecklich wieder bezahlen.

## Zweiter Auftritt.

Gritti, und Canari.

Gritti. Nun, lieber Canari?

Canari. (in dumpfer Betrübnis.) Es ist gewiß?

Gritti. (niedergeschlagen.) Gieb mir Deine Hand, alter Waffenbruder. Du bist ja nun noch der einzige, den ich habe. — Unser schönes Triumvirat ist schändlich zerrissen worden.

Canari. Schändlich!

Gritti. In der Welt hat man ja nichts, nichts was ein reines Vergnügen gewährt, was uns in der Jammerstunde aufrecht erhält und aus den Wermuth des Lebens wieder versüßt, als — die Freundschaft. Ich hatte Freunde (mit thränendem Blick gen Himmel.) Ich hatte sie! Drei Freunde nur, durch mein ganzes Leben; und ich bin ein halbes Jahrhundert alt worden. — Guiscardo von [illegible] ich in einer Seeschlacht. Sein Schiff

gieng zu Grunde. Ich sah ihn noch kommandiren. Und als er sank, streckte er seine Hand nach meinem Schiffe, als wollte er mir Valet sagen, — mein andrer war Dandoli! — Er war!

Canari. (finsternd.) Und wir stehn noch allein übrig hier.

Gritti. Du, Canari, bist nun der letzte. Laß uns Freunde bleiben, so lange wir noch so beisammen wohnen. Wir sind alt, und über ein Kleines sind wir mit Dandoli wieder verbunden. Laß uns Muth fassen. Das Laster wird nicht ewig über die Tugend siegen.

Canari. (sich das Auge trocknend.) Und eine männliche Thräne dem Schatten unsers erschlagnen Dandoli entehrt unser Auge nicht. — Er wird nun nicht mehr Gelegenheit suchen, freundschaftlich mit mir zu hadern; wird nicht mehr — — Doch, weg damit. Es sei vorüber! — Ich kam nur hieher, gnädigster Herr, um Euch zu sagen, daß man den Leichnam des guten Prokurators noch nicht gefunden habe, wiewohl es gewiß ist, daß ihn der Bösewicht, zur Verheelung seiner Mordthat in den Kanal hinabgestürzt hat. Man hat nicht nur Dandoli's Baret, welches er im Hause zu tragen pflegte, in Wasser gefunden, unweit der Rialto-Brücke, sondern auch Spuren vom Blut gegen den großen Canal zu.

Gritti. Entsetzlich!

Canari. Alle Fischer und Gondeliers sind geschäftig den Leichnam des Ermordeten aufzutreiben,

treiben. Die Wachen sind allenthalben verstärkt und die Patrouillen sollen von nun an die ganze Nacht durch die Straßen ziehn. An allen Straßenecken ist es ausgerufen worden, daß die Republik dem eine große Prämie verspricht, der den Mörder entdeckt, aber ...

Gritti. Sollt' es uns denn nie gelingen den Buben ausfindig zu machen?

Canari. Er hat sich schon selbst angegeben.

Gritti. (betäubt.) Wer?

Canari. (zieht einen Zettel aus der Tasche.) Diesen Wisch fand man heute früh an die Hauptpforte der venetianischen Signoria angeschlagen.

Gritti. Was enthält er?

Canari. Ein neues Pasquill auf unsre Polizei! (er lieſt.) „Venetianer! Bemüht Euch nicht den Preis zu verdienen, welchen der Doge und seine Polizei auf meine Entdeckung setzen werden. Ich selber gebe mich hiemit an, und bekenne: Abällino war Dandoli's Mörder, und wer ihn haſcht, den will er königlich belohnen.“

„Abällino.“

Gritti. (mit schrecklichem Grimme.) Wer ist der Mensch, der so verwegen unsrer Vorsicht spottet, lachend das Gesetz unter seinen Füßen zertritt, das Strafgericht Gottes und die Wandelbarkeit seines hölliſchen Glücks nicht fürchtet? Wer ist der Mensch, daß er ungestraft ganze Familien ins Elend stürzt und unsre Republik in Furcht und Schrecken setzt? Ich begreif es nicht.

Canari. Er muß mit der Hölle in einem Bund getreten seyn.

Gritti. Ich kann mich noch aus meinen jüngern Jahren erinnern, daß man auf dem festen Lande, in Italien ganze Banditenheere gesehn hat, die ihre Könige unter sich hatten. Es wurden kleine Armeen wider sie ins Feld geschickt und sie wurden endlich doch besiegt. Aber wen soll man wider diesen unsichtbaren Meuchelmörder aussenden, der vielleicht allenthalben am meisten ist, wo man ihn am wenigsten vermuthet?

Canari. Das ists, was mich quält, und noch mehr als, alles, ich zittre nicht davor, daß auch ich seinem Dolche zur Beute werde; immerhin, ich bin mit Ehren grau worden, und kann nun immer diese Welt mit Ehren verlassen — aber mir graut für das Leben meines Flodoardo! — Dieser unbändige Wagehals will schlechterdings nicht rästen, er will diesen Abällino ausspüren und ihn niederstoßen, wenn er sich selbst auf den Hochaltar hinflüchtete. Meine Bitten sind vergeblich, sich nicht so offenbar der Gefahr in den Rachen zu stürzen. Er bleibt seinem Vorsatz getreu. Mit Thränen hab' ich ihn beschworen, und endlich hat er mir versprochen, noch einige Zeit ruhig zu bleiben, um abzuwarten, ob unsre Polizei glücklicher seyn wird, als bisher.

Gritti. (besorgt.) Um alles in der Welt, nein! sagt dem Flodoardo, ich wolle dem die Hälfte meines Schatzes geben, der dem Abällino aus-

ausliefert, aber — er ſolle ſich dem ſchrecklichen Feind nicht Preis geben, bei meiner ſchwerſten Ungnade nicht.

Canari. Und wenn ich ihm auch das ſagen würde ...

Gritti. Sendet ihn zu mir. Ich will ihn ſelber ſprechen, will ihn ſelber warnen, ihn ſelber bitten.

Canari. (dem Dogen traulich die Hand drückend) Nun, das iſt noch ein Wort des Troſtes. Das will ich. Ihr, gnädigſter Herr, habt vielleicht einige Gewalt mehr über ſein Herz, als ich. Und ich — oder weiß es doch — ich liebe ihn ja ſo herzlich. Ich ſchicke ihn zu Euch. Er weiß es ſelber nicht, wie viel er uns gilt, und wie viel unſre Republik noch von ihm erwartet! (will abgehen.)

Gritti. Ich begleite Euch. Der Kardinal Grimaldi hat Briefe von Rom empfangen, die er mir mittheilen will. Aber ich bin zu allen Staatsgeſchäften verdorben.

Canari. Und es bleibt dabei — Flodoardo erhält das Commando über das Kriegsſchiff, welches im Hafen ausgerüſtet wird?

Gritti. Es bleibt dabei. Der hohe Rath hat nichts dagegen eingewandt — das Patent ſoll ihm bald ausgefertigt werden.

(ab.)

Dritter

## Dritter Auftritt.

Rosamunde, (unterm Arm eine Guitarre, sehr eifrig — mit den Augen umhersuchend.)

In dieser Gegend müßte sie doch seyn, denn hier wachsen die meisten — Ha, ha, ha, ha! da ist sie ja, an der Terrasse. O wie mühsam sie sucht und pflückt! damit geschieht Dir ganz recht, Du gute Iduella. Das ist nun Deine Strafe. Ich wette, der liebe Flodoardo hat die Nacht kein Auge zugethan. — Aber wer weiß, ob sich die Männer auch wohl grämen können! —

Still, sie richtet sich auf, sieht sich um — wahrscheinlich suchet sie mich. — Ich will sie locken und mein Favoritliedchen singen, das kann sie ja auch nicht leiden, weil so viel Liebe darin ist. Desto besser. Sie muß doppelte Strafe leiden, erstlich weil sie mich, und zweitens weil sie den armen Flodoardo gekränkt hat.

(Sie setzt sich auf die Rasenbank und spielt und singt.)

Liebe, Liebe Kind des Himmels
Aller Welten Königin,
Durch die Graun des Weltgetümmels
Warst du meine Führerin.
Früh hat mich dein Arm umschlungen,
Früh dein holder Geist bezwungen,
Früh dein Rosenmund geküßt!

In dem Morgentraum des Lebens
Sog des Lebens erſte Luſt,
Stiller Wonne, frohen Bebens,
Ich, o Lieb' an deiner Bruſt!
Ja, von deinem Arm geſchaukelt,
Deinen Tändeleien umgaukelt,
Floh zu früh des Lebens Traum.

Sie horcht! — aber laß ſie nur horchen, ich laſſe mich nicht ſtören. Nun kömmt der ſchönſte Vers:

Deinen Namen, deinen Stempel
Trägt die Schöpfung immerdar,
Sieh der Himmel iſt dein Tempel
Und die Erde dein Altar —
Ja, ſo lange meine Augen
Noch den Reiz der Schöpfung ſaugen,
Bet' ich dich, o Liebe, an!

## Vierter Auftritt.

Roſamunde und Iduella.

Iduella. (mit einem Körbchen voller Veilchen am Arm.) Deine Stimme nimmt ſich im Garten allerliebſt aus.

Roſamunde. (mit angenommener Schwärmerei.) Bet' ich dich, o Liebe, an! — Ha, ha, ha! Biſt Du nicht etwas böſe auf Roſamunden?

Iduella. Gar nicht. Du wollteſt mir meine Arbeit durch Deinen Geſang erleichtern.

Rosamunde. Nein, das wollt' ich aber gar nicht. Ich wollte Dich böse machen.

Iduella. Böse? ich soll Dir böse werden? warum denn?

Rosamunde. I nun, weil — weil Du mich gestern = = = ach, das sind allerliebste Veilchen. Aber nun ist Dein Geschäft noch nicht zu Ende — weißt Du wer diese Veilchen haben soll?

Iduella. Gewiß Dein Oheim?

Rosamunde. Falsch gerathen. Flodoardo! Flodoardo!

Iduella. (schüttelt den Kopf.)

Rosamunde. Das hilft Dir nun einmal nichts.

Iduella. So kannst Du sie ihm bringen. Er ist izt auf dem Schlosse.

Rosamunde. (lebhaft.) Wie? auf dem Schlosse, sagst Du? (indem sie davon will.) Warte, ich muß doch = = (sie kehrt wieder um.) Nein, das wäre beinah was Schönes geworden! — Geh Du hin, liebe, gute Iduella, und gieb diese Veilchen dem Flodoardo und sag zu ihm die zwei Worte: Freundschaft und Seligkeit:

Iduella. Von Dir nimmt er sie gewiß lieber. Gieb sie ihm doch!

Rosamunde. Ich? das ist dein Ernst nicht. Dann würde ich ja roth werden müssen und mich schämen.

Iduella. Nun so müßt ich wohl auch roth werden?

Rosamunde. Behüte, behüte. Hat er Dir denn auch schon Veilchen abgefordert, und dabei gesagt, sie bedeuten Freundschaft und Seligkeit? Und hast Du sie dann auch zerrissen?

Iduella. Und das hast Du gethan?

Rosamunde. Freilich. Aber daran bist Du allein Schuld. Du hattest mich vor ihm so sehr gewarnt, und nachher kam er zu mir. Davon laufen konnt' ich doch nicht; und eigentlich hatte ich ihn selbst aufgesucht — aber das bitt' ich, bleibt ein Geheimnis! Kurz, wir sprachen, und sprachen, ich glaube vom schönen Wetter, oder von den häßlichen Abällino, oder sonst von etwas. Am Ende sprachen wir von der Schönheit eines Veilchens, von der Freundschaft, und wie wohl einem dabei wäre. —

Iduella. Niedliche Uebergänge!

Rosamunde. Nun bat er sich das Veilchen von mir aus — ach, ich verstand ihn wohl! — nun das armselige Blümchen wars ihm nicht zu thun, das wächst in allen Gärten, aber (indem sie mit einem bedeutenden Lächeln auf ihr Herz zeigt.) Freundschaft und Seligkeit! —

Iduella. Wie nahmst Du Dich?

Rosamunde. O sehr schlecht, aber Du wirst wohl sagen, sehr gut. — Anfangs ward mir, da er so rührend bettelte, ganz wunderlich. Hat denn bei Dir noch keiner gebettelt? Da könntest Du Dir ohngefähr einen Begrif machen. Er stand so zahm, so demüthig vor mir und blitzte

mich dann zuweilen mit seinem schwarzen Auge so fodernd an: ich hätt' ihm wohl um den Hals fallen, ich hätte ihn küssen mögen. — (trauriger.) Aber nun dacht' ich an Dich, Iduella, und vorbei war alles — vorbei meine Freude, vorbei mein Herzklopfen, vorbei meine Zutraulichkeit! — Ich zerriß die Veilchen und sagte ihm etwas, was ihm gewiß so unangenehm war, wie mir.

Iduella. Was willst Du nun thun?

Rosamunde. Frieden stiften, Frieden. — Ich hab alles meinen Oheim erzählt, und ihn gefragt, ob ich den guten Flodoardo ein wenig lieben dürfe, aber nur ein klein wenig! — Und er sagte, weißt Du was?

Iduella. Ich bin neugierig.

Rosamunde. Er sagte — Nichts. Aber er lächelte und nickte freundlich mit dem Kopf. Heißt das nicht so viel, als wenn der Mund Ja sagt? Und nun ward mit dem Frieden zugleich Deine Strafe beschlossen. — Nämlich, damit der arme Flodoardo wieder ruhig werde, sollst Du ihm nicht ein Veilchen, sondern diesen ganzen Korb voll überreichen, und dabei sagen: Freundschaft und Seligkeit! Willst Du das, liebe Iduella?

Iduella. (bedenklich den Kopf wiegend.) Rosamunde!

Rosamunde. (küssend.) O Du liebe Iduella, willst Du das?

Iduella. (lächelnd.) Nimm Dich in Acht. Eure Worte, Eure Handlungen sagen unter Euch beiden

beiden mehr, als Eure Herzen ſich ſelbſt eingeſtehn wollen. Mit Freundſchaft iſt wohl Seligkeit, aber mit der Liebe iſt tiefquälender Schmerz verbunden!

Roſamunde. (ſie fortführend.) Komm! komm! keine Liebe! behüte mich der Himmel; nur Freundſchaft und Seligkeit! nur Freundſchaft und Seligkeit! (gehn beide ab.)

## Fünfter Auftritt.

Der Doge Andreas Gritti und der Kardinal Grimaldi (auftretend.)

Gritti. Nein, Herr Kardinal, ich bin es zu feſt überzeugt, ſaget auch, was Ihr wollt.

Kardinal. (die Achſel zuckend.) So kann ich ſchweigen.

Gritti. Nun, ich bitt' Euch ſehr, redet. Es iſt mir lieb, außerordentlich lieb, wenn ich von meinen Freunden, und beſonders über den räthſelhaften Flodoardo etwas Neues erfahren kann.

Kardinal. Ihr nennt ihn doch alſo ſelbſt räthſelhaft, gnädigſter Herr.

Gritti. Ich nenn' ihn ſo, aber wahrhaftig nicht im unedlen Nebenſinn. Wollte Gott, ich könnte eben ſo nur die Hälfte der Venetianer räthſelhaft nennen, und traurig genug für unſer Zeitalter, daß man anfangen muß, die Tugend auf Erden für ein Räthſel zu halten.

Kardinal. (mit einem Blick gen Himmel.) Leider, leider!

Gritti.

Gritti. Aber der Mann, welcher mir ihn empfahl, ist ein Biedermann, Canari ist sein Name; ein Mann, der in seinem Leben nicht gewohnt war zu lügen, ein Mann, der dem heiligen Vater zu Rom selbst mit dreuster Stirn die Wahrheit sagen würde, ein Mann, wie, außer ihm, die Republik Venedig wenige aufstellen wird.

Kardinal. Ich würde sündigen, wenn ich je daran zweifeln wollte.

Gritti. Wohlan, so redet nun Ihr, Herr Kardinal. Ihr sehr, wie überflüssig es ist und seyn würde, mich auf Nachrichten vorzubereiten, die etwa übel klingen dürften.

Kardinal. Es wäre mir gewiß nie eingefallen, mich um diesen Flodoardo zu erkundigen, wenn mich nicht meine unbegränzte Liebe und Ergebenheit zu Eurer Person, gnädigster Herr, verführet hätte. Und wenn man dann von sichrer Hand gewisse Umstände erführe, welche allerdings mit denen im Widerspruch stehn, welche gewöhnlich vorgegeben werden: sollte man dann schweigen? Wie, wenn selbst der gute Name Eurer Familie darunter leiden und das Volk von einem geheimen Unwillen ergriffen werden sollte: ist es dann recht, dies alles zu verheelen?

Gritti. Redet nur, ich will gern einen geduldigen Zuhörer abgeben. — Aber noch einmal, Canari hat mich nicht betrogen.

Kardinal. Dies glaub' ich sehr gern. Aber laßt uns offenherzig eingestehn, daß wir nie das

menſchliche Herz ausſtudieren werden. O, was wird in der Welt nicht alles unter dem Namen der Freundſchaft feil geboten! Auch das Laſter hängt ja den reizenden Schleier der Tugend um, wie wollte es ſonſt in den Familien der Rechtſchaffnen Zutritt finden? — Jahrelang können wir mit einem Menſchen umgehn, jahrelang können wir ihn beobachten, jahrelang kann er unſern Beifall feſſeln, und zuletzt, wenn ſeine Plane zur Ausführung gereift ſind, ſtößt er uns doch hinterrücks in die Gruft des Verderbens.

Gritti. Das iſt menſchenfeindlich gedacht, wie es einem Prieſter des Chriſtenthums nicht geziemt. — Doch zur Sache.

Kardinal. Jedem liegts doch daran zu wiſſen mit wem er beiſammen lebt. — Flodoardo kam zu Euch, als ein Fremdling, und um Canari's willen nahmt Ihr ihn freundſchaftlich auf. Er gab vor, aus der alten Familie der Flodoardo's in Florenz abzuſtammen; er wußte die Sache ſehr wahrſcheinlich zu machen und Canari bildete ſich ein, ſeinen Vater gekannt zu haben. Die Sache iſt falſch. Er hat Euch, gnädigſter Herr, belogen und ſeinen erſten Wohlthäter Canari dazu.

Gritti. (benäut.) Das wäre boshaft!

Kardinal. Natürlich iſt izt die Frage: woher ich das wiſſe? und will ich nicht als ein verabſcheuungswürdiger Ohrenbläſer daſtehn, ſo muß ich mich rechtfertigen. Dieſer Flodoardo, er ſei nun, wie er ſei, und vor deſſen wirklichen

Ver-

Verdienſten ich immer Hochachtung behalten werde, dieſer Flodoardo, ſag ich, ſchien mir gleich Anfangs, ich möchte ſagen verdächtig. Da ich das Glück habe, mit einigen florentiniſchen Familien des erſten Ranges in einer Art von Verbindung zu ſtehn, ſo nahm ich mir die Freiheit, mich nach unſern Flodoardo und ſeiner Familie zu erkundigen. — Aber wie mußt' ich erſtaunen, als man dort keine Sylbe von ihm wußte. Ich ließ es bei ſolcher Privatverſicherung nicht bewenden, ſondern bat um gerichtliche Beſtätigung ſolcher Nachricht von Seiten der ganzen Flodoardiſchen Familie, und (indem er Papiere hervorzieht und dem Dogen überreicht.) hier iſt ſie.

Gritti. (indem er die Blätter flüchtig durchſieht.) Ich bin erſchrocken — Was iſt das?

Kardinal. Wenn nun auch dieſer ſogenannte Flodoardo wirklich der bravſte Mann von der Welt wäre: ſo ſcheint es mir doch nicht ganz gleichgültig zu ſeyn, welche Art von Menſchen, welche Art von Menſchen die geheiligte Perſon unſers verehrungswürdigſten Oberhauptes der Republik umgiebt. — Es iſt überhaupt doch nicht ganz gleichgültig, ob ein Abentheurer oder ein anerkannter Biedermann ſich ſeinem Herzen nahe drängt!

Gritti. (ſehr unruhig.) Ich ſeh es ein, ich fühl es!

Kardinal. Wollten wir uns jeder ſchmeichelnden Phyſiognomie, jeden ſüßhauchenden

Redner

Redner überlaſſen, ohne weiter ſein Innres und ſeine vorhergehenden Verhältniſſe zu prüfen: ſo würden wir uns in hundert Fällen neun und neunzig mal ſelber hinters Licht führen. Einem Privatmanne wäre dies nur kaum verzeihlich, und einem Fürſten, dem ſeine Feinde von allen Seiten auflauern, dem ſie die feingeſponnenſten Fallſtricke zu legen wiſſen = = =

Gritti. Es iſt wahr = = = ganz Unrecht habt Ihr nicht; ich begreif' es nicht, warum man mich ſo grob belog! (geht verdrießlich auf und ab.)

Kardinal. Wenigſtens iſt dem kalten Beobachter gern zu vergeben, wenn er für ſich ſelbſt die Frage aufwirft: Wer iſt der ſogenannte Flodoarde? Warum drängt er ſich ſo ängſtig an die Perſon des Dogen? — Wäre dieſer Flodoarde nicht etwa ein Flüchtling, der ſich vielleicht in irgend einer andern Weltgegend überflüſſig gemacht hat, um in unſerm Staate eine glänzende Rolle zu ſpielen, wäre er wirklich von einem guten Hauſe entſproſſen; warum erborgte er ſich dann den Namen einer ehrwürdigen Familie, und warum ſtiehlt er deren Glanz um ſich damit zu verherrlichen? — Aber ich will nichts geſagt haben. Behüte der Himmel, daß ich eine Unſchuld verläumdete!

Gritti. Es iſt ärgerlich, ſehr ärgerlich!

Kardinal. Und dieſem Manne wollt Ihr, gnädigſter Herr, das Kommando über eines der vorzüglichſten Kriegsſchiffe anvertrauen?

Gritti.

Gritti. Ihr habt durchaus Recht. Ich fühle hinlänglich meine zu voreilige Ergebung — Aber vertrauen? Stht, hochwürdigster Herr, nicht ein Kriegsschiff allein, meine eigne Person wollt' ich diesem Flodoardo ohne Zittern anvertrauen, denn ich weiß es, ich fühl es, solch ein Mann kann mich nicht betrügen!

Kardinal. Niemand sollte mehr, als der Menschenkenner, den schönen Wahlspruch lieben: Unser Wissen ist Stückwerk!

Gritti. Ich sehe die Richtigkeit aller Eurer Einwendungen ein, aber ich behalte dennoch meinen Glauben an Flodoardo's Rechtschaffenheit. — Herr Kardinal, sollten wir immer erst klügeln, und prüfen und bedächtig die Erfahrung über den Menschen befragen, bevor wir ihn liebten, sollten wir aufgeben den Glauben an Seelengüte und Tugend, wo sie uns freundlich aus Augen und Mienen und Worten eines Mannes, auch eines Fremdling, entgegenlächeln — Herr Kardinal, so würde auf Erden keine Freundschaft geschlossen!

Kardinal. (mit Achselzucken.) Es ist möglich!

Gritti. (mit steigender Wärme.) Es ist bei Gott unendlich schöner: sich zehnmal lieber betrügen lassen, als einmal den Glauben an die Menschheit verlieren.

Kardinal. Ja, ja, es ist schöner; ich will nicht läugnen. Aber, (mit scharfem Blick und bedeutendem Accent.) darf es die moralische Maxime des

Fürſten ſeyn? Wo der Fürſt zehnmal betrogen wird, da wird auch das Land zehnmal betrogen! — (Kalt davon ablenkend.) Doch ich dächte, wir brächen ab. Ich habe nur meine Bemerkung über Flodoardo mittheilen wollen, und zugleich die Geſinnung des Volks über ihn.

Gritti. Ich bin Euch meinen Dank ſchuldig. Aber was ſprecht Ihr da vom Volke? hat ſich dieſes ſchon geäußert?

Kardinal. Ihr wißt ja, gnädigſter Herr, daß das Volk ſo gern über die Handlungen der Großen kunſtrichtert, und auf einem ſehr natürlichen Wege oft mehr entdecken kann, als die Großen, umſchanzt von ihren Creaturen, jemals wiſſen können. — Das Volk frägt, und wer will ihm die Fragen verübeln: Wer iſt der Flodoardo? warum drängt er ſich zu der geweihten Perſon unſers geliebten Dogen?

Gritti. Und die Antwort?

Kardinal. Ich will ſie Euch, mit Eurer gnädigſten Erlaubnis, eben ſo ehrlich auffriſchen. Da heißt es: Flodoardo liebt nicht den Dogen, liebt nicht etwa mit brennendem Eifer unſre Republik: ſondern — die ſchöne Roſamunde von Corfu!

Gritti. Eine boshafte Bemerkung!

Kardinal. Aber wie, wenn ſie nun richtig — ich will nicht ſagen: wäre — ſondern, ſeyn könnte?

Gritti. (mit tiefſtem Unwillen.) Seyn könnte? — ich geb' es gern zu, ſie könnte es ſeyn! — aber das iſt ja doch keine Sünde.

Kardinal. Man weiß sich sogar schon al-lei Anekdoten von Flodoardo und Eurer schönen, liebenswürdigen Nichte zu erzählen. Zum Beispiel, wie Flodoardo alle Künste verschwendet habe, Rosamundens unbefangnes Herz zu fesseln. Aber, sagt man, Rosamunde, habe ihm doch widerstanden, obgleich sie ihm nicht abgeneigt wäre. Kurz Flodoardo habe mehr, als einmal ein förmliches Körbchen von ihr erhalten; der junge Herr, welcher sonst nirgends bei den Weibern Widerstand zu finden gewohnt war, habe eine sinnreiche Rache ausgesonnen, und einen schlechten Kerl besoldet, der von der Gestalt der häßlichste unter der Sonne war. Dieser, mußte sie im Dolabellischen Garten überfallen, und sie nicht nur recht herzlich küssen, sondern sie förmlich zu seiner Braut einweihn.

Gritti. Das ist gottlos erlogen.

Kardinal. Relata refero. Nicht mehr, als ich selbst gehört habe. Inzwischen ist es so viel gewiß, daß die liebenswürdige Rosamunde seit jener Zeit der einzige Gegenstand der Medisance, und der Unterhaltungsstoff aller müßigen Schwätzer und Schwätzerinnen geworden ist. Man nennt sie izt allenthalben in Venedig nur geradehin die Banditenbraut.

Gritti. (aufgebracht.) Herr Kardinal, izt ists genug. Mehr hab ich nicht Lust und Geduld anzuhören. Ich danke Euch unterdessen recht sehr für die mitgetheilten Nachrichten, und diese Pa-

piere

piere der Flodoardiſchen Familie werdet Ihr mir doch einige Zeit erlauben. Ich werde den beſten Gebrauch davon zu machen wiſſen.

Kardinal. Nur würd' ich bitten, bei allem, was daraus entſtehn dürfte, meinen Namen nicht ins Spiel zu miſchen. —

Gricci. Geht dort hinten nicht Canari? Er kömmt den Heckengang herunter. Deſto beſſer. Die Sache ſoll ſich bald entwickeln!

Kardinal. (mit einer Verbeugung.) Nur wünſcht' ich kein Zeuge des Auftrittes zu ſeyn; überdies müſſen die Papiere mehr, als meine eigne Ausſage beweiſen können. — Ich empfehle mich Eurer Gnade. (ab.)

## Sechster Auftritt.

Der Doge (allein.)

Ein unausſtehlicher Menſch! — ich erſchrecke, ſo oft ich ihm begegne, denn er iſt mir von jeher ein Hiobsbote geweſen! — aber das traurigſte iſt, daß er dieſesmal recht hatte, daß ich nicht im Stande war, ihm zu widerſprechen! (mismüthig.) Flodoardo! Flodoardo! Hätteſt du mich betrügen können, hätte wirklich deine ehrliche Miene geheuchelt, dein ehrliches Auge belogen mich und meinen Canari belogen: ſo verantworte du's, wenn mein Herz von nun an jedem freundlichen Gefühl gegen Menſchen verſchloſſen bleibt.

## Siebenter Auftritt.

### Der Doge und Canari.

**Gritti.** Gut, lieber Canari, daß Ihr kommt; ich hätte Euch aufſuchen müſſen.

**Canari.** Die Deputirten aller Departements ſind oben im Audienzſale verſammelt, wegen des unglücklichen Dandoli ...

**Gritti.** Ich bin nicht geſtimmt ſie zu empfangen, geſchweige Condolenzen anzunehmen. Vertretet Ihr meine Stelle diesmal, Canari. Aber vorher müſſen wir ein ernſtes Wort mit einander reden.

**Canari.** Ich gehorche.

**Gritti.** (unruhig auf- und abgehend.) Nur einen Augenblick Geduld.

**Canari.** Ihr ſcheint ſehr bewegt zu ſeyn, gnädigſter Herr.

**Gritti.** Wohl möglich!

**Canari.** Darf ich den Grund dieſes Mißmuths nicht erfahren?

**Gritti.** O ja. Alles, alles.

**Canari.** (beobachtet ihn ſchweigend.) — Gnädigſter Herr ...

**Gritti.** (auf ihn zugehend.) Canari! (mit einem durchdringenden Blick.) Canari, wir waren von jeher Freunde!

Canari. Das waren wir. Und von jeher hab' ich nichts heiligers, nichts Angenehmers gekannt, als diese Freundschaft.

Gritti. Wirklich, Canari?

Canari. Es muß etwas Seltsames vorgefallen seyn, daß Ihr zu diesem zweifelhaften Tone gerathet. Ich war nie gewohnt ihn von Euch zu hören.

Gritti. Ja, es ist etwas Seltsames vorgefallen!

Canari. (noch immer ruhig.) Darf ichs denn wissen. Betrifts auch mich?

Gritti. Sehr. Euch und mich und unsern hofnungsvollen Liebling.

Canari. Flodoarden?

Gritti. (mit festem, eichtereichem Tone.) Sagt mir, wer ist dieser Flodoardo?

Canari. (verwundert.) Verzeiht, die Frage ist mir dunkel.

Gritti. Und mir noch immer die Antwort. Wer ist dieser Flodoardo?

Canari. Was soll ich eigentlich hierauf zur Antwort geben? Ihr selber, gnädigster Herr, kennet ja sein Aeußres und Inures, so gut, als ich selber. Er ist nichts mehr und nichts weniger, als was er scheint, und wozu ihn Eure Gnade erhoben hat.

Gritti (sarkastisch.) Eure Antworten gefallen mir nicht. — Lieber, ehrlicher Canari, es liegt mir alles daran, den Flodoardo näher zu kennen;

kennen; ich muß ihn ganz kennen; sagt mir nur, bei unsrer Freundschaft beschwör' ich Euch, kennet Ihr ihn schon ganz?

Canari. (mit Festigkeit) Soviel man den Menschen, die tausend Nebenfalten seines Charakters abgerechnet, überhaupt zu kennen im Stande ist — ganz.

Gritti. Ich will nicht vom Charakter reden, sondern von der Geburt, von dem Herkommen dieses Flodoards. Es liegt mir alles daran, es zu wissen. Wissen muß ich, mit wem ich umgehe, wem ich eigentlich mein Vertrauen schenke. Die Venetianer hätten Ursach auf mich zu grollen, wenn ich einem unbekannten Fremdling, vielleicht einen bloßen, irrenden Glücksritter zum Freund erhöhte, ihm den Weg zu den glänzendsten Ehrenstellen der Republik eröfnete und dagegen eingeborne Landeskinder zurücksetzte.

Canari. Er ist ein Landeskind, geboren im venetianischen Gebiet, und irr' ich nicht, selbst in dieser Stadt.

Gritti. Was sagtet Ihr mir einmal von seiner Familie?

Canari. Ich sagte, sie sei eine der ältesten und merkwürdigsten; sagte, daß seines Geschlechtes Stamm schon damals herrliche Zweige trug, als das Geschlecht der Gritti, Canari und Dandoli noch unter den wilden Gesträuchen keimte; und ich glaube, ihre Ceder grünt noch und giebt berühmte Zweige von sich, wenn unsre Familien

rings umher ausgestorben sind, wie dürres, schwaches Pflanzwerk.

Gritti. Glaubt Ihr dies? habt Ihrs nie anders gewußt? heißt er Flodoardo?

Canari. (schweigt betroffen.)

Gritti. Antwortet!

Canari. Ich glaub es; habs nie anders gewußt. Er heißt Flodoardo.

Gritti. O, das ist schändlich, Canari, so hat er uns wahrlich beide belogen, denn Ihr könnt mich unmöglich hintergehn. — (Zieht die Papiere des Kardinals hervor.) Die Familie der Flodoarder verläugnet diesen Flodoardo; sie will nichts von ihm wissen. Nun mags der Himmel wissen, mit wem wir uns eingelassen haben. Pfui, so alte, graue Männer, wie wir, und lassen uns so betrügen! — da, leset nur diese Familienurkunde!

Canari. (wendet sich ab, um seine Bestürzung zu verbergen.) Gott im Himmel!

Gritti. (ihm nachsehend.) Nehmt doch die Papiere hin. Was ist das? Ihr habt Eure Farbe verändert?

Canari. (verlegen.) Gnädigster Herr — (nimmt das Papier.)

Gritti. Ich glaubs Euch; glaubs Euch gern. Mir ergiengs nicht besser. Aber leset nur.

Canari. (durchsieht zitternd die Schrift.) Ich mags nicht lesen.

Gritti. Fasset Euch! Nun müssen wir schlechterdings hinter die Wahrheit gelangen. Sei

der Flodoardo, wer er wolle: so bleibt es unedel, uns beide so zu täuschen. Ich bin in der That sehr aufgebracht.

Canari. (mit Wärme.) Nein, beide hat er uns nicht hintergangen, gnädigster Herr. — Ich sehe, es ist verrathen, was Geheimniß bleiben sollte. — Flodoardo verdient Euren Groll nicht.

Gritti. (betroffen.) Was ist das wieder? Wißt Ihr ...

Canari. Ich weiß es, aber auch nur ich allein, und ich darf nichts verrathen. Ich habe ihm Verschwiegenheit angelobt, kein Mensch soll mich dahin bringen, etwas zu offenbaren, was er nicht will. Es ist richtig, Flodoardo hat keine Gemeinschaft mit der Florentinischen Familie, aber ein Vagabond, ein wandernder Glücksritter ist dieser Flodoardo nicht.

Gritti. (heftiger.) Canari, so seid auch Ihr mir treulos worden?

Canari. (empfindlich.) Gnädigster Herr, dies ist der erste Vorwurf, das erste harte Wort, welches ich von Euch hören muß. — Es kränkt! aber ich nehm es hin, weil es um Flodoardo's willen ist.

Gritti. So weiß ich dann nicht mehr, an wen ich mich anschließen soll — ich stehe mitten in meinem Hause, mitten in meinem Vaterlande unter Fremdlingen. — (mit Herzlichkeit). Canari, hab' ich jemals ein Geheimniß vor Euch gehabt? Lag mein Herz nicht immer aufgeschlossen vor Euch da, wie ein ofner Brief? — Canari, warum belohnt Ihr mich so?

Canari. Genug, gnädigſter Herr, Ihr ſollt alles erfahren, alles! aber nicht von mir, ſondern von ihm ſelber. Ich habe keine Vollmacht, ſeine Geheimniſſe auszuplaudern — er ſelber ſoll ſich rechtfertigen. Aber dann werdet Ihr auch erfahren, daß Euch der alte Canari nie belog, nie — zum Verräther an Euch ward! (will fortgehen.)

Gritti. (ihn zurückhaltend.) Lieber, guter Canari, Ihr ſcheint auf mich zu zürnen. Nein, wir wollen dennoch Freunde bleiben!

Canari. Aber der alte Canari iſt kein Verräther, — bei Gott, das iſt er nicht. Wir haben mit einander gefochten, Gritti, haben mit einander Leid und Luſt getragen. Für Euch, Gritti, hab ich den Hieb mit meinem Schädel aufgefangen, der dem Eurigen zugedacht war, als die Türkeil bei Sabinocello enterten! — Und der Mann iſt kein Verräther, der ſein Leben für den andern in die Schanze ſchlägt.

Gritti. (gerührt.) Canari! (ſeine Hand ergreifend.)

Canari. (bewegt.) Gritti!

Gritti. (ihn umarmend.) Wir ſind Freunde!

Canari. (ihn küſſend.) Freunde! (indem er ſich losreißt.) Flodoardo war noch vor einer Stunde oben; ich werde ihn herführen. Er mag ſich ſelbſt vertheidigen.

Gritti. Deſto beſſer.

Canari. Ich führ ihn her! (eilig ab.)

## Achter Auftritt.

Der Doge (allein.)

Der alte wunderliche Hitzkopf! war er nicht Feuer und Flamme für seinen Flodoardo? — Es ist noch immer derselbe, der er in seinen jüngern Jahren war — und auch ich immer derselbe, der Gutherzige, Leichtgläubige, wenn es darauf ankömmt, immer das Beste von dem menschlichen Herzen zu denken. — (traurig umhergehend.) Dandoli, Dandoli! nur daß ich, Dich verlieren mußte! o, wer wird diese blutende Wunde einmal wieder heilen?

## Neunter Auftritt.

Abällino. (aus dem Gesträuche hervorspringend.)

Abällino. Ich, wenn Du willst!

Gritti. (erschrocken zurücktaumelnd.) Wer bist Du?

Abällino. Der Mann der Deinen Dandoli erschlug, übrigens Dein und der Republik allergetreuster Diener.

Gritti. (der seine ganze Geistesgegenwart verloren hat.) Ich — Mensch — wie kommst Du hieher?

Abällino. Wie ich hieher komme? auf dem natürlichsten Wege. Alle Gondeln in Deinem Venedig hab' ich gepachtet; alle Wachten, Thürhüter und Sbirren stehn in meinem Solde.

Gritti. (sich ermannend.) Was willst Du, Ungeheuer?

Abäl-

Abällino. (grundlich grinsend.) Mich Dir zeigen. Denn man hat mir gesagt, Du habest den Abällino einmal an der Tafel gelobt und gerufen: Schade daß der Kerl nicht an der Fronte einer Armee steht; ich möchte ihn kennen, nur einmal sehn! — Nun will ich Deinen Wunsch erfüllen.

Gritti. (schaudernd.) Du bist ein fürchterlicher — abscheulicher Mensch!

Abällino. Fürchterlich? hi, hi! das freut mich von den Lippen eines venetianischen Herzogs zu hören. — Abscheulich? das mögt' ich nicht sagen. Freilich mein Aushängeschild zeugt von einem abscheulichen Handwerke, aber, Doge, was meinst Du? vielleicht sind wir beide die größten Männer Venedigs, Du in Deiner, ich in meiner Art.

Gritti. (unwillig lächelnd.) Elender!

Abällino. O lächle nicht so ungläubig. Erlaub', es immerhin, daß ich mich, als Bandit mit einem Dogen vergleiche. Dein seidner Rock und mein grober Kittel machen unter uns nur einen kleinen Unterschied. Der Purpur macht nicht zum großen Mann und der Bettelstab nicht zum kleinen. Weißt Du das nicht? — Hi, hi! ich denke immer, man darf sich mit dem vergleichen, mit wem man sich messen kann.

Gritti. (macht Miene, ihn zu verlassen.)

Abällino. (schmunzelnd.) Nicht doch! nur einige Augenblicke verzögre noch! Denn das Ohngefähr führt solch ein Paar große Männer nicht

so

so bald wieder auf diesen kleinen Landstrich zusammen! Bleib doch!

Gritti. (mit Hoheit.) Höre, Abällino, Du hast große Talente vom Himmel empfangen, Warum wucherst Du mit denselben nicht besser? — Ich verkündige Dir hiermit völlige Verzeihung und Amnestie über alles das, was geschehn ist, unter der Bedingung, daß Du mir den nennst, der Dich zu Dandoli's Morde gedungen hat, und daß Du das Gebiet der Republik augenblicklich verläßt.

Abällino. Hi, hi! Du verkündigst mir Pardon? Du? und Du mir? Doge, bin ich denn izt in Deiner Gewalt, oder Du in der meinigen? — Aber laß das gut seyn, gesetzt das wäre alles nicht, so bin ich doch längst über die Grillen hinweggesprungen. Menschen können mir für meine Sünden keinen Ablaß ertheilen; und an jenem Tage, wenn alle Menschen ihren Schuldbrief vorzeigen, dann werd' ich auch noch immer den meinigen aufweisen können. — Du willst den Namen dessen wissen, der mich zu Dandoli's Ermordung bezahlte? Diesen Namen sollst Du mit der Zeit erfahren, aber heute nicht. — Du sagst, ich soll das Gebiet der Republik meiden? — Warum? aus Furcht vor Dir: hi, hi! aus Furcht vor der Republik: — ha, die fürchtet wohl den Abällino, aber Abällino fürchtet sie nicht!

Gritti. Du bist sehr keck. Glaubst Du, Böswicht, glaubst Du, daß die himmlische Langmuth Dir immer durch die Finger sehn werde?

Weißt

Weißt Du nicht, daß ein Gott über den Sternen richtet, der Dich endlich finden, endlich fürchterlich richten wird?

Abällino. Das weiß ich und wenns darauf ankäme, hielt ich Dir noch eine beßre Bußpredigt. Drum bitt' ich Dich, laß das alles gut seyn. — Aber höre, hast Du einmal Lust zu predigen: dann laß mich nur rufen, ich will Dir Texte vorlegen, worüber Deinen Zuhörern das kalte Fieber anwandeln soll. Ihr großen Herrn müßt Euch immer im Ringe umherdrehen, und könnt nicht hinschaun, wo unsre Augen all hingaffen dürfen. Eine Abendpromenade solltest Du nur mit mir machen, so in manchen Winkel, wo keine Laterne brennt, oder hinter der Mauer, wo niemand geht, als das sechste Gebot auf den Kauf!

Gritti. Und ich würde allenthalben kein größres Ungeheuer erblicken, als immer Dich.

Abällino. O still, still! Es giebt noch Menschen in der Welt, neben welchen ich, und wenn ich schwarz wie der Teufel wäre, schneeweiß, wie ein Engel erscheinen würde. Fromme Kinder, zum Beispiel, die ihre Eltern, wenn sie zu lange leben, zur Thür hinaus werfen, oder in ein Loch, wo sie sich langsam zu Tode grämen können; Advokaten, die das Vermögen der Wittwen und Waisen in einem Frühstück verprassen und dann die Bettler ins Arbeitshaus sperren; Pfaffen, die sich die Lungen zerheulen über das Verderben der Welt, Meinungen und Ueberzeugungen

im

ihn Lände zur Contrebande machen, und das freie Gewiſſen in den Bock ſpannen, inzwiſchen ſie ſichs ſelber nicht übel nehmen, dem Himmel ein X für ein U zu machen.

Gritti. Du biſt ein Original!

Abällino. Das iſts, wonach ich ringe. Leben wir nicht in der erbärmlichen Zeit, worin man von dem am meiſten ſpricht, was man am wenigſten hat? Originalität ſchallt von allen Zungen, und alltägliche, platte Altagsgeburten kriechen in jedem Winkel herum. —

Gritti. (ihn mit den Augen meſſend.) Abällino! Schade, daß Du im Ungeheuern Original biſt; aus Dir hätte ein andrer Mann werden können!

Abällino. Nie mehr, als was ich izt bin. Glaubſt Du, daß ich mich meiner Rolle ſchäme? Sieh, Doge, wenn Jahrhunderte einſt untergegangen ſind, und man das, was izt Gegenwart heißt, graue Vorzeit nennen wird; wenn man die weit künftige Geſchichte unſrer Zeit in ein Paar Worte kompendienmäßig zuſammenſchmelzen wird: dann wird in der Hiſtorie von Venedig nur noch Dein Name neben den meinigen genannt werden.

Gritti. Keine reizende Nachbarſchaft. — Noch einmal, Abällino, verlaß unſre Republik!

Abällino. Biete Dein ganzes Land wider mich auf, ich ſage: Nein! und bleibe; denn, Doge, Du ſollteſt es wohl nicht glauben, ich . . . Doch was frägſt Du nach meinem Herzen! Unter einer einzigen Bedingung aber will ich Deine Staaten räumen.

Gritti.

Gritti. Und die wäre? Willst Du zehntausend Goldstücken?

Abällino. (ärgerlich.) Ich gäbe Dir selber gern zehntausend Goldstücke, wenn Du Deine häßlichen Worte ungesagt machen könntest. — Nein, höre, gieb mir Deine Nichte, Rosamunde, die Tochter des Guiscardo von Corsu, zur Gemahlin! (fest.) Unter keiner andern Bedingung wirst Du mich los.

Gritti. (erstaunt, mit tiefer Verachtung.) Unmensch!

Abällino. Hi, hi! Du willst nicht?

Gritti. Verlaß mich, oder ich schreie Gewalt, und wenn Du mich auf der Stelle niederstoßen wolltest.

Abällino. Ich habe noch Lust zu plaudern; und Dein Schreien würde Dir nichts helfen, weil rings um Dich herum meine Wachen stehn. Glaubst Du, daß Abällino sich so unbeschützt hieher stellen würde? Abällino besoldet seine Trabanten so gut, wie der erste italiänische Fürst. — Du willst nicht Rosamunden geben?

Gritti. (dreht ihm den Rücken.) Den Rabenstein, Bandit!

Abällino. Wohlan, so denke an das Wort, welches Abällino in dieser Stunde zu Dir sprach: Ehe will ich nicht ruhn, ehe soll kein fröhlicher Morgen für mich anbrechen, bevor Rosamunde nicht die meine ist! — Rauben will ich sie Dir nicht, und gewaltsam sie Dir nicht von Deinem

Arme

Arme reiſſen. Du ſelbſt ſollſt mit thränenden Augen mir das Mädchen überliefern, Du ſelbſt ſollſt mich zu Deinem Eidam erkieſen, Du ſelbſt mich zur Brautkammer mit ihr führen! — So wahr ich lebe, und ſo wahr der Himmel über uns wohnt.

Gritti. Tollhäusler! ſo müßte die Natur Wunder gebären, oder ich vor der Zeit kindiſch werden. Noch einmal und zum letztenmal, Abällino, wehe, wenn ich dereinſt, als Richter, vor Dir ſtehe!

Abällino. Das Wort hat keinen Sinn für mich.

Gritti. Abällino, höre noch meine Warnung, da es Zeit für Dich iſt. Fodre Geld und Gut, ich gebe Dirs. Und wenn die Republik eine Million an Dich verlöre, ſo würde ſie dennoch gewinnen, wenn Du ihre Luft nicht verpeſten wollteſt!

Abällino. Noch einmal, beſinne Dich! — In vier und zwanzig Stunden ſind Flodoardo und Canari zum Teufel. Dann ſprich: Abällino hats geſagt!

Gritti. (ſchreiend.) He! hedo! hieher!

Abällino. (zieht ſchnell ein Terzerol hervor und ſchießt es dicht vor dem Dogen in die Luft ab.) Adio! (er entſpringt durchs Gebüſch.)

Gritti. (taumelt zurück und ſucht erſchrocken den Abällino.) Wo iſt er? — Was iſt das? — Ich komme von Sinnen! — Iſt denn kein Gott mehr im Himmel, der mit ſeinem Donner dieſen

Fürch-

Fürchterlichen zerſchmettert? — (Pauſe.) O, ruhig, ruhig nur, daß ich meinen Geiſt ſammle, und mich faſſe. Es ſoll anders werden! noch will ich nicht verzwifeln, weil noch das Auge der Vorſehung über uns wacht. Ueberliſtet und verrathen kann die Tugend, verfolgt und gekränkt kann ſie werden, aber überwunden nie.

## Zehnter Auftritt.

Andreas Gritti und Canari.

Canari. (kömmt odemlos dahergerannt.) Gnädigſter Herr ... ich ſuchte unſern Flodoardo ... allein ...

Gritti. Ruhig, ruhig! laßt Euern Flodoardo — und wenn er der Sohn eines Bettlers wäre, ich würde ihn lieben, denn er ſteht auf die Proſcriptionsliſte des Abällino. Er muß gewiß ein Biedermann ſeyn. Canari, lieber Canari (ihm wehmüthig die Hände drückend.) auch Ihr!

Canari. Alle Dunkelheiten, alle Räthſel über die neuſten Begebenheiten von Venedig ſind mir nun aufgeklärt. Höret mich nur. Ich bin noch außer mir ſelber.

Gritti. Ich will nichts hören, lieber Canari, nur eine Bitte hab' ich, verlaßt meinen Pallaſt nicht, ohne eine Bedeckung mit Euch zu nehmen. — Ihr ſollt ermordet werden — Euer Leben iſt ſchon bezahlt.

Canari. Was acht ich mein Leben, ich habe dem Tode mehr als einmal feil geboten — aber das Wohl und Weh unsrer Republik schwebt itzt in Todesgefahr.

Gritti. (erstaunend.) Sammeln sich denn alle Ungewitter an diesem Tage?

Canari. Flodoardo hat hier in Venedig die Spuren einer Verschwörung entdeckt — in diesem Augenblick ist man beschäftigt, ein ganzes Arsenal von mancherlei Waffen aus dreien Bürgerhäusern wegzuschleppen, die zum Behuf einer Bewaffnung im Aufruhr dienen sollten. Sieben Bürger sind in Verhaft genommen; ihre Papiere und Geräthschaften sind versiegelt. Mehr weiß man noch nicht.

Gritti. Muth! Muth, Canari, Gott läßt uns nicht sinken! Ich habe so manchen Sturm überstanden, sollt' ich in diesem letzten untergehn?

Canari. Der hohe Rath wird sich noch in eben dieser Stunde versammeln.

Gritti. So laßt uns nicht säumen! Ich ahnde noch furchtbare Stunden; die Zukunft geht mit abscheulichen Dingen schwanger. Aber nur Muth! wir wollen den Kampf beginnen, und entweder siegen über die Bande der Böse-wichte, oder auf den Ruinen unsers Vaterlandes sterben.

(beide ab.)

---

Vierter

# Vierter Aufzug.

(Im Pallaſte des Dogen Andreas Gritti)

## Erſter Auftritt.

Der Doge Andreas Gritti (ſchlummert in einem Lehnſeſſel) — Roſamunde (mit dem Blumenkörbchen kömmt herein.)

Roſamunde. (als ſie den Schlummernden erblickt.) Piſt! er ſchläft ſo ſüß — die ganze Nacht iſt er wach geweſen im Cabinette! Ich möchte nicht Doge von Venedig ſeyn. (ſie ſetzt ſich neben ihm auf einen Stuhl und unterſucht ihren Blumenkorb.) Nun hängen ſie alle die Häupter, alle ſind ſie nun verwelkt, und die arme Jouella hat ſie vergebens gepflückt, ich habe mich vergebens gefreut und Flodoardo hat nichts davon geſehn! Daß auch gerade izt wieder die häßlichen Unruhen in Venedig angehn! Man kann dabei nicht froh, und des wilden Flodoardo gar nicht habhaft werden. —

Ich ſehe überhaupt mit meinem Verſtande nicht ein, warum ſich doch die Menſchen in der Welt ſo gar gern beſtreiten und zanken. Warum lieben ſie ſich nicht lieber? Nein, da fährt man

Kriege, da zettelt man Verſchwörungen an, verklagt einander, trachtet einander nach dem Leben — ach! — und den lieben, guten Canari haben ſie auch umgebracht!

Gritti. (erwachend — finſter.) Mit wem plauderſt Du?

Roſamunde. (lächelnd.) Für die Langeweile mit mir ſelber. (ihm die Hand küſſend.) Guten Morgen, lieber Oheim.

Gritti. Wie hoch iſts an der Zeit?

Roſamunde. Zwei Stunden nach Mittag.

Gritti. Was willſt Du hier?

Roſamunde. Nichts, gar nichts. Ich fürchtete mich in meinem Zimmer allein zu bleiben; mir war's immer, als wenn Canari hereintreten wollte.

Gritti. Fort! fort, Banditenbraut, ich will allein ſeyn. (etwas wilder.) Nun?

Roſamunde. (ihn mit großen Augen anſtarrend.) Mein Oheim! (mit Thränen.) Mein Oheim!

Gritti. Fort, in Dein Zimmer, ſag' ich Dir.

Roſamunde. (geht langſam und weinend der Thür zu.)

Gritti. (Pauſe.) Roſamunde! — Roſamunde! (mit ſanfterer Stimme.) Komm einmal her!

Roſamunde. (kehrt zurück.)

Gritti. Sei ruhig Kind, ich bin Dir nicht böſe. Küſſe mich!

Roſamunde. (küßt ihn.)

Gritti. (geräuhet.) Haſt Du geweint?

Ro-

Rosamunde. (schluchzend und eine Thräne wegtrocknend.) Nein, ich habe nicht geweint!

Gritti. (sanft.) Geh, meine Tochter! unsre goldnen Tage sind vorüber.

Rosamunde. Vorüber schon? Ich glaubte sie würden erst anbrechen. (ab.)

Gritti. (steht auf und geht mit steigender, innrer Unruhe auf und ab.) Ja, er muß ein übermenschliches Wesen seyn, sonst begreif ichs nicht. Den Unglücklichen in der Mitternacht aus seinem Bette zu stehlen — unerhört! Nun, er sah es selbst voraus und starb als Christ und Mann — und nur ich bleibe tiefgebeugt zurück. (mit Thränen vor sich hinstarrend.) Gute Nacht, auch du, mein Canari, gute Nacht mein letzter Freund! — und einst, (mit Inbrunst die Hände gen Himmel faltend.) einst guten Morgen am Tage des Weltgerichts; ein herrlicher, trostvoller Morgen, mein Dandoli, mein Canari! — Dann, dann ist euer alter verlaßner Gritti wieder unter euch, dann das schöne Kleeblatt guter Seelen wieder verbunden.

## Zweiter Auftritt.

Flodoardo. (mit düsterm Ernst hereintretend.)

Gritti. (erstaunt.) Flodoardo, Du lebst noch?

Flodoardo. Ich komme izt vom Verhör der eingezognen Conspiranten, gnädigster Herr. Sie läugneten hartnäckig, und behaupteten die Waffen, welche man, nebst Munition,

in ihren Häusern gefunden hat, auf Speculation zum Handel angekauft zu haben. Zwei derselben sind nun auf die Tortur gebracht worden, und einer hat, vom Schmerz überwältigt, ein Bekenntnis versprochen.

Gritti. Ich hoff es, der Staat wird dieseomal gerettet werden, so schrecklich auch alle Erscheinungen sich anlassen.

Flodoardo. Gewiß, gnädigster Herr, gewiß.

Gritti. Aber wenn ich auch zuletzt einen herrlichen Triumph hielte über diese geheime Verschwörung, von welcher wir doch nur erst den Schatten entdeckt haben, o so werden dann doch immer zwei Männer fehlen, welche sich sonst mit mir freuten. Ach Flodoardo, ich stehe izt hienieden so einsam, so tiefgebeugt, wie eine alte, absterbende Eiche, deren schönste Zweige der Sturm herabschmetterte, deren Wurzeln nur noch lose mit der Erde zusammenhalten.

Flodoardo. Gnädigster, auch nur die schwächste Stütze dieser ehrwürdigen Eiche zu werden, wäre mein größtes Glück.

Gritti. Hüte Dich, junger Mann! ich zittre für Dein Leben. Denn nun allmählig muß ich anfangen an die Allmacht des Abällino zu glauben. Hüte Dich, vielleicht hat er Dich in der künftigen Nacht zum Schlachtopfer ausersehn. (er nimt die Papiere des Kardinals hervor.) Hier nimm

nimm dies. Dein erschlagner Freund blieb mir noch die Antwort auf eine wichtige Frage über Deine Herkunft, und Deine Familie schuldig. Du bist nicht von Florenz, Du bist kein Flodoardo — wenn Dir aber Deine Rechtfertigung schwer fallen sollte, so sei sie Dir erlassen. (geht in sein Cabinet.)

Flodoardo, (allein — er durchfliegt mit leichtem Blick die Papiere.) Was ist das? — Es ist verrathen! — Nun immerhin; izt bin ich im Hafen und die Stürme schaden mir nicht mehr. (er wirft sich mit Gleichgültigkeit in den Sessel.) Die geheimnißvolle Rolle ist ausgespielt; Venetig ist in meiner Gewalt mit all seinen Biedermännern und Schurken. Aber so muß es auch kommen. Die schwere Katastrophe liegt nahe vor der Thür; izt ist es Zeit den Knoten der schrecklichen Begebenheiten aufzulösen. Das Lustspiel oder Trauerspiel neige sich zu Ende, wie es wolle, so soll der Friede heim kehren in diese öde Mauern, und wenn ich selber zum Opfer würde.

## Dritter Auftritt.

Flodoardo und Parozzi.

Parozzi. (sehr freundlich) Ha, Flodoardo!

Flodoardo. (aufspringend.) Willkommen Signor Parozzi. Was bringt Ihr uns Gutes? Wie

Wie lange iſts her, daß man nicht ſo glücklich war, Euch in dieſem Hauſe zu ſehn?

Parozzi. (ihn unterbrechend.) Kränklichkeiten — Familienangelegenheiten — Eheſtandsſachen — das alles kann uns wohl beim beſten Willen die Feſſel anlegen.

Flodoardo. Ihr ſeht aber ſehr munter.

Parozzi. Und wenn ich auf dem Sterbebette läge, und der Tod ſchüttelte mir das abgelaufne Stundenglas vor den Augen, ſo würd' ich noch fröhlich ſeyn, wenn ich ſolch einen Freund neben mir erblickte.

Flodoardo. O, Spötter, und doch vermiedet Ihr ſo ſorgfältig jede Gelegenheit, wenn ich mich näher an Euch drängen wollte!

Parozzi. Vermieden? das iſt grauſam von Euch. Wer war es, der es mir rund abſchlug, als ich ihn letzthin zum Banquete bei mir einlud?

Flodoardo. Und wer war es, der ſo behutſam jede Gaſterei vermied, bei welcher ich zugegen war?

Parozzi. Allerliebſt! der freundſchaftliche Zank gefällt mir. Wahrhaftig, es hat das Anſehn, als wären wir ein Paar zürnender Liebesleutchen, die ſich nach der Verſöhnung ſehnten. Hier iſt meine Hand, hier mein Mund! (ihn küſſend.) Ewige Verſöhnung!

Flodoardo. Ihr beſchämt mich.

Parozzi. Ehrenvoll für mich, wenn ich feurige Kohlen auf Eurem Haupte ſammle. — Alſo, nicht mehr gezürnt und ewige Freundſchaft!

Flo-

Flodoardo. (Lacht.) Ewige Freundschaft! Freilich, ich habe schon dem seligen Ende mancher ewigen Freundschaft beigewohnt, die in einer frohen Stunde beim Weinglase geschlossen ward, und welche man bald nachher wieder mit dem Rausche verschlief.

Parozzi. Ich dächte die Bemerkung wär' hier am unrechten Orte, da wir, wie ich glaube, beide so ziemlich nüchtern sind.

Flodoardo. Auch nüchtern wird manches Bündnis geschlossen, und beim ersten Rausch der Leidenschaft wieder gebrochen. Doch, verzeiht, Ihr seht, wie sehr mir an Eurer Freundschaft gelegen ist, da ich so ängstlich jeden Fall erwäge, wo ich sie wieder verlieren dürfte. — Laßt uns übrigens mehr handeln, als sprechen. Kann ich Euch worinnen jetzt dienen?

Parozzi. Mir nichts, mein Bester, als daß Ihr mir Gelegenheit verschaffet, den Dogen auf ein wichtiges Wort allein zu sprechen.

Flodoardo. Mit Vergnügen. Einen Augenblick geduldet Euch nur. (Geht ins Cabinet des Dogen.)

Parozzi. (Allein.) Hier steh ich nun endlich wieder einmal — nach so langer Zeit wieder zum erstenmale! — Jeder Winkel, jedes Plätzchen, jede Säule, jedes Gemählde dieser Wände ist mir noch so bekannt, so merkwürdig, so heilig. O wie war ich glücklich, als ich noch in diesen Mauern wie das Kind des Hauses geliebt ward, wie war ich glücklich, als ich noch

mit

mit Rosamunden in glücklicher Unschuld tändelte! — Pfui, wär' ich nie in die Gesellschaft der Wüstlinge gerathen, ach man würde mich nie aus diesem Paradiese verstoßen haben. — Doch still davon, still! Es ist nun nichts, gar nichts mehr zu ändern, und der Kerl ist in meinen Augen immer ein elender Schelm, der nicht auch im Bösen konsequent handelt.

## Vierter Auftritt.

Der Doge Andras Gritti und Parozzi.

**Parozzi.** (tritt mit Ehrfurcht entgegen.) Mein gnädigster Herr ==

**Gritti.** (ernst.) Seid mir willkommen, Parozzi. Welcher Zufall, oder welche Nothwendigkeit führt Euch einmal wieder in den Pallast von St. Marco?

**Parozzi.** Ich glaube nicht, daß Anhänglichkeit und Treue für das Wohl der Republik und die geheiligte Person Ew. Durchlaucht Zufall seyn können ==

**Gritti.** (bitter lächelnd.) O, Parozzi, da kennt Ihr die Menschen nicht; sie werden vom Spiel der Convenienzen umhergetrieben und ihr größtes Laster und ihre größte Tugend haben oft immer nur eine und dieselbe Quelle. Nicht der

Eid

Eid sondern der Neid macht sie den Gesetzen getreu.

Parozzi. Es würde auf diese Art Großprahlerei verrathen, wenn ich behaupten wollte, daß meine Treue eine Ausnahme von der traurigen Regel mache. Mögen meine Handlungen also die Stelle des Advokaten ersetzen. — Zur Sache. Es ist uns allen bekannt, daß die Republik nie in größerer Gefahr geschwebt hat, als in diesen Tagen. Beweise davon liegen an dem Tage. Eure treusten Diener werden ermordet; niemand ist bei Nacht und Tage seines Lebens auf den Straßen sicher. Das Leben jedes ehrlichen Mannes ist an Banditen verkauft und eine große Verschwörung scheint im Dunkeln unter den gänzlichen Umsturz der Republik zu brüten.

Gritti. Ach, es ist nicht bloßer Schein, sondern eine grauenvolle Gewißheit.

Parozzi. Flodoardo, sagt man, habe zuerst die Spuren der Conspiration bei etlichen Bürgern entdeckt — aber, und verzeiht, ich rede ohne Partheilichkeit, ohne Nebenabsichten, ohne Hofnung, ohne Furcht, wie ich es dereinst vor dem Tribunal des Todtenrichters werde — aber man sagt auch allgemein in Venedig, daß eben dieser Flodoardo — Ihr werdet erschrecken, Ihr werdet es nicht glauben, und ich möchte daran zweifeln — —

Gritti.

Gritti. (aufhorchend.) Nun diese vorbeugenden Parentheſen prophezeihen einen ſchrecklichen Schluß Eurer Periode.

Parozzi. Daß eben dieſer Flodoardo an — der Spitze der Conſpiration ſtehe, und daß die Anzeige von dem Waffenvorrath in den erwähnten Bürgerhäuſern nichts, als eine feine Maske ſei, die Augen der Obrigkeit von ſich ſelbſt abzulenken. (er zieht Papiere aus der Taſche.)

Gritti. (den Kopf ſchüttelnd.) Und das glaubt Ihr, und wollt es mir glauben machen? Wißt Ihr wie viel dazu gehört eine ſolche Denunciation zu vertheidigen?

Parozzi. Vielleicht nicht mehr, gnädigſter Herr, als dieſen Brief vorzuzeigen, den man auf den St. Marcusplatz gefunden hat. Er iſt offenbar von Flodoardo's Hand geſchrieben und an den Hauptmann des Arſenals gerichtet, der darin gebeten wird, ſich durchaus ruhig zu halten und vor der feſtgeſetzten Zeit nicht aktiv zu ſeyn.

Gritti. (nimmt den Brief.) Und ſolche Briefe liegen in Venedig auf öffentlicher Straſſe? ich hätte doch den Verſchwornen mehr Behutſamkeit beigemeſſen.

Parozzi. Ich habe meine Pflicht erfüllt und bin für alles, was ich geſagt habe, verantwortlich.

Gritti. Wie ſich das von ſelber verſteht.

Pa-

Parozzi. Ich zweifle nicht, daß Ihr den Flodoardo sowohl als den Hauptmann des venetianischen Arsenals * * *!

Gritti. Es soll untersucht werden. (er macht eine Verbeugung gegen Parozzi.)

Parozzi. (sich entfernend.) Wie glücklich würd' ich seyn, mir Eure Gnade zu verdienen. (Ab.)

Gritti. Ich werde immer fester überzeugt, daß Flodoardo ein braver Mann seyn muß, denn wie könnten ihn so viele Schurken verläumden? (er tritt in sein Cabinet hinein.) Flodoardo!

## Fünfter Auftritt.

Flodoardo und der Doge.

Gritti. Lieber Flodoardo, hier war ein sehr guter Freund von Dir. Er hat mit mir wenig, aber viel gesprochen. Ich soll Dich fragen, ob Du die Hand kennst, welche dies geschrieben hat. (hält ihm den Brief hin.)

Flodoardo. (ruhig.) Sie hat viel Aehnliches mit der meinigen.

Gritti. So. (giebt ihm das Papier.) Lies doch einmal den Inhalt. (er beobachtet ihn während des Lesens mit scharfen Augen.)

Flodoardo. (lieſt und lächelt zweifelnd.) Ein Meisterstück! (giebt den Brief zurück.)

Gritti.

Gritti. Also gefällt er Dir? — Sieh', Flodoardo, ich kenne Dich nicht, aber mein guter Canari hat für Dich und Dein Herz Bürgschaft geleistet und (indem er den Brief mitten durchreißt,) so ehr' ich hiermit sein Andenken. Sei Du nun, wer Du willst. Die Denuntiation ist vernichtet.

Flodoardo. (auf gerührt.) Gnädigster Herr! — mein Vater!

Gritti. (ihn (warmend.) Mein Sohn!

Flodoardo. Canari soll nicht gelogen haben, bei Gott, das soll er nicht!

Gritti. Sei ruhig. Ich glaub es, denn ich liebe Dich. — Wenn Du mir nur bleibst, ich bin izt ein verwaister Mann. — Es schleicht der Teufel durch Venedig unter den Namen Abällino's und raubt mir alles was was mir theuer ist. Flodoardo, ich zittre auch für Dich. — Sei ruhig. In einer halben Stunde werd' ich Dich rufen lassen; izt ruft mich die bekümmerte Republik zu ihren Geschäften. — Sieh, da kömmt Rosamunde den Säulengang herauf, unterhalte Dich bis dahin mit ihr. (ab.)

## Sechster Auftritt.

Rosamunde und Flodoardo.

Rosamunde. (bebt zurück, als sie Flodoarden erblickt.) Flodoardo!

Flodoardo. (sie schüchtern begrüßend.) Signora!

Ro-

Rosamunde. (geht schweigend vor sich hin, spielt zerstreut mit ihrer Busenschleife.)

Flodoardo. (nähert sich ihr mit heimlicher Furcht, bleibt vor ihr stehn und schlägt die Augen nieder.) Rosamunde!

Rosamunde. (zitternd) Flodoardo!

Flodoardo. (nach einer Pause.) Ihr zürnet noch?

Rosamunde. (erröthend.) Ich zürne nicht.

Flodoardo. (mit festerer Stimme.) Und Ihr habt mir meine Sünde ganz vergeben?

Rosamunde. Sünde? — nun ja, ganz vergeben. Ein Sterbender muß ja gern verzeihn, damit ihm dereinst auch gern vergeben werde. — Und ich bin ja eine Sterbende, ich fühl' es.

Flodoardo. Signora!

Rosamunde. Dandoli und Canari sind dahin — Iduella weint unaufhörlich und mein Oheim, o, der ist schon seit einigen Tagen so verwandelt, so mürrisch, so hart. Ich werde auch bald sterben. — Und, Flodoardo, wenn ich Euch auch gekränkt haben sollte: so bitt' ich ebenfalls recht innig um Verzeihung. (Pause.)

Flodoardo. (schweigt.)

Rosamunde. Ihr scheinet sehr rachsüchtig, sehr unversöhnlich zu seyn. (Pause.)

Flodoardo. (blickt sie wehmüthig an.)

Rosamunde. (ihm die Hand reichend.) Nun, Signor, alles vergessen?

Flo-

Flodoardo. Nein, nein das kann ich nicht. Ich kann nichts vergeſſen, was ich mit Euch gelebt habe. Ich will nichts vergeſſen, die Auftritte ſind mir viel zu heilig. — Aber verzeihen? (indem er ihre Hand an ſeinen Mund drückt.) Ach, wollte Gott, Ihr hättet mich recht ſehr beleidigt, theure Roſamunde, recht ſehr beleidigt, dann könnt' ich Euch ſehr vieles verzeihn — aber izt, kann ich nichts vergeben.

Roſamunde. (nach einer langen Pauſe.) Ihr habt wohl viel herumgeſchwärmt im Lande ſeit den letzten Wochen. Man hat Euch ja lange nicht erblickt.

Flodoardo. Viel.

Roſamunde. Und hattet viel Vergnügen.

Flodoardo. (ſchnell.) Warum nicht? man ſprach ja allenthalben mit mir von Roſamunden.

Roſamunde. (mit ſtrafendem Blick, aber ſanftem Ton.) Flodoardo! Warum müßt Ihr aber auch immer ſo leere Schmeicheleien ſagen?

Flodoardo. Schmeicheleien? Wahrhaftig nein. Doch war mein Wort Euch ſchmeichelhaft, v deſto ſchöner. Ich lüge nicht, bei Gott, ich lüge nicht. Wenn Ihr doch nur leſen könntet in dieſem Herzen.

Roſamunde. Ach nein, ſo iſts ſehr gut. Wenn ich dort leſen könnte, Himmel, was würd' ich alles dort entdecken!

UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK LEIPZIG

Flodoardo. (schlechten.) Es ist wahr, ja, es ist besser daß Ihrs nicht könnt. Ihr dürftet wunderbare Dinge, frevelhafte Wünsche hier erblicken und mich zuletzt wohl hassen.

Rosamunde. Euch hassen, o gewiß nicht.

Flodoardo. Wie, wenn Ihr nun in diesem Herzen Euer Bild auf ewig eingeprägt erblicktet?

Rosamunde. So würd' ich Euer Herz belächeln, daß es sich mit solchem Bilde ewig beschäftigen kann. Ein Flodoardo fände für sein Herz wohl einen wichtigern Stoff.

Flodoardo. Also nur lächeln würdet Ihr? — nur lächeln? Und wie nun, wenn Ihr Euer Bild ganz schmucklos fändet, leer von allem Nebenwerk des Zufalls. Wenn Ihr nun in diesem Herzen nicht die Worte Rosamunde von Corfu, Nichte des Andreas Gritti, Dogen von Venedig, sondern nur das einzige, schöne Wort: Rosamunde fändet?

Rosamunde. (sanftlächelnd.) So würde ich sagen: jeder ist Monarch in seinem eignen Herzen, jeder kann den Bettler dort zum König und den König wiederum zum Bettler machen.

Flodoardo. Wie nun, wenn Ihr alle meine Wünsche, meine schönsten Träume um Rosamundens Bild versammelt fändet, und fändet wie jeglicher Gedank' in mir vor Rosamunden ruht, und sie Königin von diesem Herzen nennt?

Rosamunde. (errötend.) Flodoardo, fahrt nicht weiter fort.

Flodoardo. (wirft einen trüben Blick auf sie und schweigt.)

Rosamunde. (geht langsam vor sich hin — mit heimlicher Unruhe sieht sie dann und wann auf ihn zurück.) Flodoardo!

Flodoardo. (trauernd.) Signora!

Rosamunde. (zurückkehrend.) Sagt, warum plaudern wir denn immer von Dingen, die ich nicht hören kann, nicht darf, nicht soll, nicht will?

Flodoardo. Habt Ihr mir nicht einsmals selber befohlen, nur immer die Wahrheit zu reden? So muß ich nun entweder Wahrheit reden, oder schweigen.

Rosamunde. Laßt uns von andern Dingen sprechen.

Flodoardo. O, gern gehorch' ich Euch, allein mein Herz — mein Herz gehorcht mir nicht. Gesetzt wir sprächen von der fernsten Sache, so würde meine treulose Einbildungskraft dort Aehnlichkeiten finden, die ich liebe, weil sie die Euern sind. Gesetzt, wir sprächen von dem wilden Meere, so baute meine Phantasie dort einen Nachen, ich schwömme durch den Sturm zu Euch hinüber und wenn Ihr tausend Meilen weiter drüben wohntet. — Oder betrachten wir den blauen Himmel, so ist nichts natürlicher, als daß ich, ohne es zu wollen, an Eure Augen denke. Lenken wir die Unterredung auf das Grab, so würd' ichs, als die Pforte betrachten,

Euch

Euch droben einst in einer Welt zu suchen, wo nicht des Ranges Unterschied uns trennt.

Rosamunde. Flodoardo, Ihr seid gefährlich.

Flodoardo. Desto besser, wenn ichs bin; so könnt ich das Geschäft der Wiedervergeltung führen, so wär ich doch nicht schwächer als der Wurm, der, wenn man ihn verletzt, mit seinen Stachel sich rächen kann.

Rosamunde. (ernsthaft) Flodoardo, Lieber, bedenkt, daß wer Unmöglichkeiten will, sich selbst verlachen muß. Wir sind in einer Welt, wo wir nicht mit dem Zufall spielen dürfen, sondern wo der Zufall nur allein mit uns sich lustig macht. Was würdet Ihr von einem Wandrer sagen, der am Wege einen hellen Quell entdeckt, und dürstet. Der Quell springt oben aus dem Felsen, quillt nicht tiefer; der Felsen aber ist so steil, daß wer ihn zu ersteigen wagt, gewiß schon in der Mitte seines Wegs herunter stürzen muß. Was könnte hier der Pilger bessers thun, als ...

Flodoardo. (schnell) Getrost hinan klimmen!

Rosamunde. Wie und wenn er stürzte?

Flodoardo. Sterben, eh' ihn der Durst verzehrt.

Rosamunde. Weh' Ihr seid auf einem übeln Wege? Er führt zum Unglück.

Flodoardo. Auch dies ist reizend, denn es wäre ja für Euch. Steigt man nicht mit Gefahr des Lebens um einer Perle willen in den

Schlund des ungetreuen Oceans hinunter? Ach, und ist Rosamundens schönes Herz nicht mehr werth als die schönste Ausgeburt der schmutzchen Muschel?

Rosamunde. Still, Flodoardo, still, ich kann mit Euch nicht fechten, denn unsre Waffen sind zu ungleich.

Flodoardo. (schwermüthig.) Sie sinds, sie sinds! — ich fechte mit den Waffen des Herzens, ach und Ihr nur mit den Waffen der Convenienz.

Rosamunde. (sieht ihn lange schweigend an.) Flodoardo, Lieber, wir haben uns auf eine Bahn verirrt, von der kein Weg zur Seelenruhe führt. (indem sie ihm betrübt ihre Hand reicht.) Lebt wohl! wir wollen lieber scheiden. So müssen wir in dieser Welt nie wieder gegen einander über stehn.

Flodoardo. (fällt aufs Knie und drückt Rosamundens Hand an seine Lippen.) Das ist sehr leicht — sehr leicht — sehr leicht! O, Rosamunde, wenn man so am Ziele steht, da stirbt sichs sanft! (indem er ihre Hand wiederholend küßt.) Nun wohl, so siege denn der blinde Zufall und das Herz zermalme ruhig unter seinen Bürden. — Herzen dürfen hier unterm Monde ja nicht handeln; dürfen nicht! Die Eitelkeit, die eingeführte Sitte und das leere Ohngefähr spielt hier die Königsrolle. Dürften hier die Herzen handeln, dürften sie — so wäre einst kein anderer Himmel nöthig!

Ro-

Rosamunde. (tiefbewegt.) Um dieses andern Himmels willen, laßt uns nie wieder so begegnen. Unser Seelenfriede wird zerstöhrt, und wo uns dieser mangelt, fehlt die Kraft zur Tugend — Flodoardo liebt die Tugend.

Flodoardo. Ich habe sie so heiß und innig, weil sie Rosamunde heißt und ist.. (indem er mit Heftigkeit ihre Hand faßt.) Zum letztenmal also, — zum letztenmal! o Gotteslohn, für die schöne Stunde! (er steht auf.)

Rosamunde. (mit einer Thräne im Auge.) Dort haben wir sie wieder. Ach, Flodoardo, Flodoardo, hütet besser Euer Herz, als ich das meinige gehütet habe. Geht, so ist es besser, geht!

Flodoardo. (betäubt.) So wäres besser?

Rosamunde. Ein unglückseliges Gestirn waltet über unser Schicksal — wir fordern mehr, als Freundschaft — ich ahnde einen trüben Ausgang. Geht.

Flodoardo. Nein, die Gottheit waltet über den Gestirnen und unglückselig ist das unsre nicht, denn Gott ist ja die Liebe! (er geht gegen die Thür zu.)

Rosamunde. (verhüllt weinend ihr Gesicht. — Nach einer Pause ermannt sie sich und sieht Flodoarden nach.)

Flodoardo. (trocknet eine Thräne vom Auge, ab blickt noch einmal auf Rosamunden.)

Rosamunde. (mit Schmerz.) Er weint. (Sie steht ihm entgegen und sinkt erschüttert an seine Brust.) Flodoardo! Flodoardo!

Flodoardo. (mit Entzücken.) Nun ists errungen das höchste Gut! Rosamunde nun mein! Wirst Du mich wieder einst zurückstoßen, Du, die Du mich izt umarmest?

Rosamunde. (mit Lieb und Stolz.) Ich verlasse Dich nicht, Flodoard! Nein, wenn Du mich auch unglücklich machtest, wenn auch Jduella's Weissagungen in Erfüllung giengen, ich verlasse Dich nun nicht. — Ach, ich hab' einen sauern Kampf gekämpfet, und mit blutenden Herzen die harten Worte gesagt ... aber so meint' ichs nicht, Flodoardo, Du Verführer, so meinte ichs nicht!

Flodoardo. (sie küssend.) Und ich verlasse Dich nicht! Wenn Gott und Menschen ihr Angesicht von Dir wenden sollten, Rosamunde, herrliche Unschuld, so verlass' ich Dich nicht! (er bleibt in einer stillen Umarmung.)

## Siebenter Auftritt.

Die Vorigen und der Doge Andreas Gritti.

Gritti. (tritt aus dem Cabinet einige Schritte, unbemerkt von den Liebenden, vor, bleibt bestürzt stehn, ist einige Augenblicke lang ein stiller Zuschauer der Scene, verzieht die Miene in ein bitteres Lächeln und geht zurück.)

Ro-

Rosamunde. (erblickt ihn und reißt sich erschrocken los.)

Flodoardo. (ihm nachrufend.) Gnädigster Herr, ...

Gritti. (wendet sich um und geht einige Schritte vor.) Flodoardo!

Flodoardo. (zu den Füßen des Dogen.) O, gnädigster Herr ...

Gritti. (mit steigender Stimme, voller Würde und Ernst.) Ich mag Eure Vertheidigung nicht hören.

Flodoardo. Nein, (mit festem Tone.) Nein, gnädigster Herr, ich bedarf keiner Vertheidigung, daß ich Rosamunden liebe. Der müßte sich eher vertheidigen, der sie nicht lieben könnte. Ists aber ein Verbrechen, daß ich Rosamunden anbete, o, so mag mich Gott von dieser Sünde frei sprechen, weil er Rosamunden so schön erschuf.

Gritti. Ihr scheint auf Eure sinnreiche Apologie vielen Fleiß gewandt zu haben, als hättet Ihr den Fall vorausgesehn. Aber sie verfehlt ihren Zweck.

Flodoardo. (aufstehend.) Ich sag es nochmals, gnädigster Herr, entschuldigen will ich mich nicht. Aber ich will mehr thun — — ich bitte Euch um Rosamunden.

Gritti. (sieht ihn mit einem großen Blick an.)

Flodoardo. Freilich, gnädigster Herr, freilich bin ich nur ein armer Edelmann und es scheinet Verwegenheit zu seyn, wenn ein solcher

um die Nichte des venetianischen Dogen buhlt. Aber beim Himmel, ich glaube, der große Gritti wird seine Rosamunde nicht an einen von jenen Männern verschenken, die nur mit Goldstücken, Titeln und Grafschaften prahlen, oder sich in den Glanz ihrer Ahnen verhüllen, wenn sie nicht selber glänzen. — Ich gesteh es freilich, noch besitze ich keine Verdienste, die mich Eurer Rosamunde würdig machen könnten, aber ich will sie mir erwerben ...

Gritti. (Dreht sich unwillig um.)

Rosamunde. (Die bisher beschämt in einem Winkel stand, fliegt hervor und umschlingt den Nacken des Dogen.) Oheim, lieber Oheim, zürnet nicht!

Flodoarde. Fodert, was muß es seyn, was soll ich thun, um Rosamunden zu gewinnen. Fodert, gnädigster Herr, es soll mir ihretwillen das Schwerste ein Kinderspiel werden. Beim Himmel, läge Venedig izt unter der gräßlichsten Gefahr, oder würde Euer Leben von zehntausend Dolchen bedroht — dann dürft' ich hoffen, Rosamunden zu verdienen. Ich rettete Venedig und schlüge zehntausend Dolche zurück.

Gritti. (bitterlächelnd.) Viele Jahre hab' ich der Republik gedient, Leben und Blut hab' ich für sie gewagt, und hoffe zur Vergeltung nur ein ruhiges Alter — allein ich habe mich betrogen. Meine alten Freunde wurden mir durch Meuchelmörder entrissen, und Ihr, Flodoarde, nehmt mir noch die, die meine letzte Freude seyn sollte!

(fort,

(sanft zu Rosamunden.) Höre, meine Rosamunde, liebst Du diesen Flodoarde?

Rosamunde. (nimmt beschämt Flodoardo's Hand.) Lieber Oheim . . .

Gritti. (geht langsam durchs Zimmer — eine lange erwartungsvolle Stille.) Flodoard, ich habe den Entschluß gefaßt. Werdet Ihr von diesem Mädchen geliebt, so sei es: ich will der Wahl ihres Herzens keine Schranken bauen. Aber Rosamunde ist mir viel zu theuer, als daß ich sie, dem ersten, besten überlassen könnte, der sie fodert. Der Mann, dem ich Rosamunden abtrete, muß Rosamundens werth seyn; sie soll eine Belohnung seiner Verdienste werden. Noch habt Ihr Euch aber nur geringe Verdienste um den Staat erworben — es ist izt Gelegenheit vorhanden, Euch ein sehr großes zu verschaffen. Ihr sagtet einmal, Ihr wäret dem Abällino auf die Spur — — schaft mir den fürchterlichen Banditenkönig Abällino, todt oder lebendig!

Flodoardo. (betroffen zurücktretend.) Gnädigster Herr . . .

Gritti. Ich weiß sehr gut, welche Foderung ich wage, wenn ich den Abällino fordre. Lieber will ich mich selber durch eine türkische Flotte schlagen und das Admiralschiff aus ihrer Mitte stehlen, als diesen Abällino fangen, der mit dem bösen Geist im Einverständniß lebt, der allenthalben und nirgends ist, den viele gesehen haben, und keiner kennt; der den Witz unsrer

Staats-

Staatsinquiſitoren, des Collegiums der zehn Männer und ihrer Spione zu Schanden macht; vor dem jeder edle Venetianer zittert, vor deſſen Dolch ich ſelber auf meinem Thron nicht ſicher bin. — Ich weiß es was ich fodre, aber ich weiß auch, was ich gebe. — Flodoardo, ich glaube, iſt es einer vermögend, den Abällino zu faſſen, ſo ſeid Ihrs.

Flodoardo. (geht ſinnend durchs Zimmer — eine große Unruhe ſpiegelt ſich in ſeinen Mienen wieder.)

Roſamunde. (an den Dogen geſchmiegt.) Flodoardo!

Gritti. (ſanft.) Nun, Flodoardo?

Flodoardo. (mit großem Nachdruck.) Erhalt' ich wahrlich Roſamunden von Euch, wenn ich den Abällino überlieferte?

Gritti. Nicht eher.

Roſamunde. Flodoardo! Flodoardo, laß ab von mir — Abällino's Dolch wird Dich früher finden, als ihn der Deinige.

Flodoardo. (mit den Zähnen knirſchend.) Still! (gefaßt.) Gnädigſter Herr, gebet mir Eure herzogliche Hand.

Gritti. Ich ſchwör' es Euch, ſchaft Ihr mir den ſchrecklichſten Widerſacher der Republik: ſo geb ich Euch Roſamunden mit fürſtlicher Ausſteuer zur Gemahlin.

Flodoardo. (hält ſchweigend die Hand hin.)

Gritti. Hier empfangt meine herzogliche Rechte.

Flodoardo. Der Abend übereilt uns. Wohlan, so sei's. In vier und zwanzig Stunden überliefr' ich Euch den fürchterlichen Banditen Abällino.

Gritti. (betroffen.) Junger Mann, verspricht weniger, und leistet mehr.

Flodoardo. (ernst und fest.) Es gehe, wie es gehe, ich halte entweder Wort, oder nimmermehr steige ich über die Schwellen Eures Pallastes. — Ich habe Spuren, ich habe sichre Merkmahle von dem Böſewicht — entweder spiel ich morgen um diese Zeit ein Lustspiel, oder es werde in Gottesnamen ein Trauerspiel.

Gritti. Uebereilung ist gefährlich.

Flodoardo. Ueber die Jahre der Uebereilung hoff ich endlich hinweggesprungen zu seyn.

Rosamunde. (seine Hand fassend.) Flodoardo, Flodoardo hütet Euch vor dem Dolche Abällino!

Flodoardo. Eben deswegen soll und muß alles in vier und zwanzig Stunden, — oder nie abgethan werden. Ich will nun beweisen, was die Liebe alles wagen kann ...

Gritti. Wagen freilich, aber ob erringen?

Flodoardo. (dem man eine wachsende Verlegenheit ansieht.) Macht mich nicht kleinmüthig, gnädigster Herr, seht, ich will Euch bessern Muth geben. Habet die Gnade, morgen Nachmittag in diesem Saale, Gesellschaft zusammen zu bitten, Damen und Herrn. Ladet vorzüglich die Beisitzer

ſitzer des ehrwürdigen Gerichts der zehn Männer ein, damit ſie doch den Abäll ino von Angeſicht kennen lernen, mit dem ſie ſo lange vergebens im Kriege lebten.

Gritti. (Sieht ihn lange bedenklich an, endlich,) Sie ſollen erſcheinen.

Flodoardo. Auch würd' ich bitten zu dieſem Feſte einige meiner guten Freunde einzuladen, und dieſe beſonders. Dahin gehören der Kardinal Grimaldi, die Nobili Contarino, Memmo, Falieri und Parozzi.

Gritti. (verwundert.) Sie ſollen gegenwärtig ſeyn.

Flodoardo. Aber noch eins. Ehe ſie ſich nicht alle auf Euern Befehl eingeſtellt haben, entdeckt niemanden die Urſachen dieſer ſonderbaren Zuſammenkunft. Dann wenn alles verſammelt iſt, ſtellt rings um Euren Pallaſt Wache mit geladenen Gewehren, und mit der ſtrengſten Ordre, jeden herein, aber niemanden heraus zu laſſen bei Todesſtrafe. Denn vor Abällino iſt niemand ſicher.

Gritti. Es wird geſchehn.

Flodoardo Morgen mit dem Glockenſchlage fünf ſehn wir uns wieder, oder nie. — Nun gute Nacht, Gott und die Liebe leiten mich. (ab.)

Roſamunde. (halb ohnmächtig.) Flodoardo! Flodoardo!

Gritti. Roſamunde, Du verwandelſt die Farbe, was iſt Dir?

Ro=

Rosamunde. Oheim! Flodoardo! wir sehn ihn nicht wieder!

Gritti. (indem er sie in ihr Zimmer führt.) Rosamunde, Dir ist nicht wohl. Ruhe aus! —

Rosamunde. (indem sie zur Thür hinaustritt.) Gute Nacht, Flodoardo! (ab.)

## Achter Auftritt.

Der Doge und ein Senator.

Gritti. Woher? was bringt Ihr?

Senator. Ich komme im Namen des Raths der Republik, Ew. Durchlaucht um die Verhaftnehmung des Flodoardo von Florenz zu bitten.

Grittii. (tretten.) Flodoardo?

Senator. Die gefangenen Bürger haben während der Folter auf ihn bekannt, der die Conspiration angezettelt hätte.

Gritti. Das wäre abscheulich! — Er ist hier nicht mehr vorhanden; aber saget dem hohen Rathe, daß ich ihn morgen selber an das Gericht ausliefern wollte, wenn er schuldiger befunden würde, als ers nach der bloßen Aussage der Gefolterten seyn könnte. Niemand solle während dieser Zeit dem Flodoardo in einer Sache hinterlich werden, niemand an seine Gefangennehmung denken. Ich selber will mich so lange für ihn zum Bürgen stellen!

Ge-

Senator. (ab.)

Gritti. Großer Gott, hätte mich dennoch dieſer Menſch hintergangen, hätte Parozzi's Anklage Grund gehabt — ich könnte mit eigner Hand eine Mordthat begehn. — Flodoardo, Flodoardo, ich habe mich und die Republik freiwillig in deine Hände geliefert, Flodoardo, könnteſt du zum Verräther werden, ſo würde mich das erbitterte Volk vom Thron ſtoßen, aber, Flodoardo, ich ſchleppte Dich in eben den Augenblick vor den Richterſtuhl Gottes.

(In heftiger Gemüthsbewegung ab.)

## Neunter Auftritt.

(Mitternacht, im Zimmer des Parozzi. Auf der rechten Seite des Zimmers ſteht zwiſchen zweien Wachskerzen ein Todtenkopf, und vor demſelben liegen kreuzweis zwei entblößte Schwerdter auf einem ſchwarz behangnen Tiſche.)

Parozzi und Kardinal Grimaldi.

(vermummt.)

Parozzi. (in der Thür.) Tretet nur herein, Herr Kardinal!

Kardinal. Mir däucht es iſt ſchon ſpät, und ich finde Euch zu meiner größten Verwunderung noch allein?

Parozzi. (kalt und unverdroſſen.) Ich bin nicht allein geweſen. Meine Grillen haben mir Geſellſchaft

ſellſchaft geleiſtet, und bis daher die Zeit ganz gut vertrieben.

Kardinal. Grillen? Was nennt Ihr Grillen, Parozzi? Nein, der Name iſt für die großen Pläne zu unedel, die Euer ſchöpferiſcher Geiſt über Venedig entwarf.

Parozzi. (in einen Stuhl hingeworfen.) Ach, behüte der Himmel, ich dachte nur ſo daran, ob ein venetianiſcher Edelmann am Galgen hängen könne oder nicht? ob ein Kardinal öffentlich am Halseiſen ſtehen dürfe, und wie ſich das wohl ausnehmen würde?

Kardinal. (betreten.) Ob ein Kardinal ... Parozzi, ſeid Ihr raſend? Ihr wollt doch keine Anſpielungen ...

Parozzi. Auf Ew. Eminenz? o behüte nein. Aber es wäre doch ein verdammter Streich, wenn in der Signoria des Himmels grade zum Spas beſchloſſen wäre, daß Ihr am Pranger ſtehen ſolltet.

Kardinal. (den Kopf ſchüttelnd.) Parozzi, Ihr fiebert.

Parozzi. Wahrhaftig nicht! wenn nun zum Beiſpiel das wetterwendiſche Glück uns den Nacken zeigte, wenn nun der Doge unſre Pläne ahndete, und, ohne unſer Wiſſen alle Vorkehrungen getroffen hätte? Wenn wir nun übermorgen, ſtatt die Oberherrn der Republik und des adriatiſchen Meers zu ſeyn ...

Kardinal. Ruhig! ſeht, wenn auch unſer ganzes Spiel verloren ſeyn ſollte, wenn wir ſchon

entdeckt,

entdeckt, unsre Truppen geschlagen, Eure Fäuste entwaffnet wären, dann tret' ich im Getümmel hervor mit dem schrecklichen Bannstrahl unsrer allein selig machenden Kirche bewafnet.

Parozzi. Ich fürchte, Ihr würdet dann mit dem Bannstrahl in der Tasche am Pranger stehen müssen — Ihr seid doch beim Dogen gewesen, Ihr habt ihm die florentinischen Briefe gegeben, worin der Flodoardo entlarvt wird. Was hatts Euch geholfen? — Auch ich habe den Andreas Gritti gesprochen, auch ich habe ihm einen Brief übergeben, und ich hoffe, er soll beßre Wirkung thun. Mein Sekretair kann vortreflich Handschriften nachmahlen — er ist ein Meister darin. Nun maßt er im Namen Flodoardos an den Hauptmann des Arsenals schreiben; der Brief ward gesiegelt und erbrochen, ich trug ihn selbst zum Dogen und erzählte, wie man ihn auf den St. Marcusplatz gefunden habe.

Kardinal. Und der Doge?

Parozzi. Nahm den Brief und las ihn, und blieb ganz ruhig. — Merkt er die Spitzbübereien? oder ist er überhaupt zu einfältig, das verworrne Gewebe der Kabale zu übersehn? — Kurz, seit der Zeit stiegen in mir all jene schwarzen Träume auf, ich sah meine Eminenz am Pranger und ein Dutzend venetianischer Edelleute am Schnellgalgen.

Kardinal. Ihr macht mich selbst besorgt — so hätten wir das ganze Werk nicht unternehmen sollen.

Parozzi. Noch eine Hofnung hab ich. Und dieſe iſt, daß die gefangnen Bürger ſo vernünftig ſeyn, und in der Folter auf dem Flodoardo ausſagen werden. Geſchieht dies, ſo ſind wir gerettet, ſo iſt übermorgen die Republik rings umgedreht, und wir ſtehn am Ziele. Nur, wie geſagt, der tauſendäugige Flodoardo muß aus dem Wege geräumt werden, ehe kommen wir mit all' unſerm Heldenmuth und all' unſrer Weisheit auf keinen grünen Zweig.

Kardinal. Aber wie könnten wir erwarten, daß die Gefangnen auf den Flodoardo bekennen werden?

Parozzi. Nichts natürlicher, als dies! jeder von unſern Bundesgenoſſen vom erſten bis zum letzten hat die Ordre, im Fall er, vor Ausführung des großen Werks, in die Hände der Juſtiz fallen ſollte, entweder ein tiefes Stillſchweigen zu beobachten, oder den Flodoardo zu nennen.

Kardinal. Das ließe ſich hören. —

## Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Memmo und Falieri.

Memmo. Guten Abend, Ihr Herrn!

Falieri. Juchheiſa, die Sachen gehn treflich! Glück zu, Ihr Herrn.

Memmo. Wißt Ihrs ſchon, dieſen Abend werden unſre alten Freunde hingerichtet.

Parozzi. (erſchrocken.) Wer? wer?

Memmo. Die Banditen. Ich weiß es gewiß.

Parozzi. (beruhigt.) Meinethalben, lebt doch der Abällino.

Falieri. Ich hab' Euch einen luſtigen Streich zu erzählen.

Parozzi. Laßt hören!

Falieri. Ich bin bei der Inquiſition der gefangnen Bürger gegenwärtig geweſen.

Alle. Wie? Was? Du? erzähle.

Falieri. Nun die Kerls betrugen ſich ganz ehrbar; und antworteten, wo ſie Ja ſagen ſollten, Nein, und wo man das Nein erwarte Ja.

Parozzi. Herrlich! herrlich! weiter.

Falieri. Da man nun mit ihnen auf keine Weiſe zurecht kommen konnte, ſo drohte der Senat mit der Tortur. Unſre armen Schelme appellirten an Gottes Gericht, an die heiligen zwölf Apoſtel, an die fünf tauſend Jungfrauen, an ihre eigne Unſchuld, an den Teufel und ſeine ehrwürdige Großmutter — alles half nichts. Sie ſollten bekennen, oder man drohte ihnen die Wahrheit mit Daumſchrauben auszupreſſen.

Parozzi. Wetter, mir wirds ſchwul!

Falieri. Die Kerls blieben dabei, daß ſie die Waffen, welche man bei ihnen gefunden habe, auf Speculation gekauft hätten. Nun wars freilich auffallend, was ein Schneider mit Piken, Degen und Flinten zu ſpeculieren hätte, oder

was der Bäcker aus Pulver und Blei backen wollte. Es half also kein Ach! und kein O! kein Vatern und Muttern, sie mußten hinunter in die Folterkammer.

Memmo. (schaudernd.) Das ist ein infamer Ort; mein selger Vetter hat mich dort einmal vor anderthalb Jahren herumgeführt.

Falieri. Gelt Memmo, wenn man Dich dort einmal in den Trog sperrte, wenn Du bekennen solltest, an welcher Arzenei Dein Vetter neulich krepirte, Du würdest bald Dein Pater peccaui! heulen.

Memmo. Ich muß Euch sagen, ich — fiele in Ohnmacht.

Falieri. Das that nun keiner von unsern Leuten. Aber als man meinem Schneider die Daumschrauben ansetzte, und ihm die Gelenke in einander schob, wie einem Krebs, als sich das arme Sünderblut nun durch die Nägel drängte und durchplatzen wollte — Donner, was schnitt der Kerl Gesichter, nicht anders, als wenn man ihn mit einigen Dutzend Nähnadeln spickte.

Alle. (in ein lautes Gelächter ausbrechend.) Ha, ha, ha!

Falieri. Und bekannte kein Wort.

Parozzi. Bravo, Bravo!

Falieri. Zuletzt ward den Kerl aber doch der Spas zu grob; er winselte wie ein Kind und schrie zuletzt daß sich der Folterknecht selbst die Ohren zuhalten mußte. Am Ende wollt' er alles bekennen.

Kardinal. Da haben wirs! Ich begreife nur von Eurer Weisheit nicht, wie Ihr einem Schneider die Waffen anvertrauen konntet.

Parozzi. Erstlich weil man sie bei einem Schneider am letzten suchen würde, zweitens weil so ein Kerl im Fall der Noth schon immer an Stichwunden gewöhnt ist. Erzähle weiter, Falieri.

Falieri. Nun, die Schrauben wurden ihm abgenommen. Er sollte gestehn. Der arme Teufel besah sich die Finger, die in dem ersten halben Jahr zu seinem Handwerk verdorben sind, und behauptete fest, man habe ihm seinen Verstand so fest zusammengeschroben, daß er sich unmöglich in dem Augenblick auf alles besinnen könnte. — Man ließ ihm also Zeit und führte den dicken Bäcker vor, der die Augen mächtig aufriß, als man ihm die Schrauben ansetzte. — Aber der Kerl war ein Held in Folio.

Parozzi. Bekannte auch nicht.

Falieri. Behüte der Himmel, er muchste, er pfiff nicht einmal. Als man ihm endlich zu heftig zusetzte, und er noch keine Miene verzog, machte der Kriminalrichter die schlaue Bemerkung, daß der Bäcker unmöglich ein Menschenkind sei, sondern vielleicht eine ausgestopfte Lederfigur wäre. Man ließ ihm also die Knochen noch enger in einander pressen, und nun wurd' es dem armen Teufel zu warm. Er fieng plötzlich an mit vollen Backen zu blasen, als stünd er vor seinem Backofen. Aber weiter fol-

terte

terte man ihm auch nichts ab, und, kurz von der Sache zu kommen, man ließ den empfindsamen Schneider von neuem holen, der freilich noch immer über die Verschraubung seines Verstandes klagte. — Er mußte sich entkleiden, oben die eiserne Stange fassen, wo man ihn festband, und, an den Füßen zog man ihm bleierne Schue an, jeder nur ein halber Zentner schwer.

Memmo. (sich schüttelnd.) Brr!

Falieri. Nun zerrte man ihm auseinander, was vorher zusammengepreßt war; man konnte ihn durch und durch sehn, wie ein Spinngewebe. Noch hielt er standhaft aus, wie der bravste Märtyrer der heiligen Wahrheit. Aber als der Folterknecht die Pfanne mit dem brennenden Pech hervorzog und ihm periodenweise damit die Knochen ausprengte — da rief er heulend: Pardon! — Man nahm ihn ab und er bekannte ...

Parozzi. (auffahrend.) Donner und Teufel!

Falieri. Bekannte, daß Flodoardo selbst der Urheber der ganzen Geschichte sei.

Alle. (einstimmig.) Bravo! bravo! bravo!

Falieri. Ein Deputirter des Gerichts eilte zum Dogen, ein andrer zu Flodoardo's Wohnung. Aber der Vogel war ausgeflogen, nirgends zu finden und sein Verhör ward bis auf übermorgen verschoben.

Parozzi. Uebermorgen? Ha, ha, da sitzen wir zu Gericht und wollen wir das Spiel umkehren.

Memmo.

Memmo. Wenn uns der Doge nicht auf die Sprünge kömmt.

Kardinal. Er ahndet nichts, von allem nichts, dafür haft' ich.

Memmo. Ei, zum Teufel, jeder Beutelschneider, Pflastertreter, Abentheurer, Bettler und wie das Lumpengesindel heißen mag, welches unsre Armée ausmacht, weiß davon und er sollte auch nichts davon gewittert haben?

Parozzi. Du Narr, da gehts ihm, wie betrognen Ehemännern. Jeder Schalk weiß, daß sie Hörner tragen, nur sie selber haben keine Notiz davon. Aber wahrhaftig, wir müssen nun den Anfang machen, plötzlich und unvermuthet unsre Projekte auszuführen, oder wir werden verrathen, eh wirs glauben.

Memmo. Du hast recht, Bruder.

Falieri. Die Misvergnügten, die sich auf unsre Seite geschlagen haben, sinds zufrieden, wenn der Bettelntanz schon in dieser Nacht vor sich gienge.

## Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Contarino.

Contarino. Mein her!

Falieri. Sieh da, unser lustiger Bruder!

Einige. Guten Abend, Contarino!

Contarino. Wo ist Parozzi? (indem er ihn mit Ungestüm umarmt.) Höre, Du bist ein kapitaler

taler Kerl! Du und Dein Sekretair und Dein Brief, Euch drei ſollte man zu ewigen Andenken unter die himmliſchen Sternbilder verſetzen. Wißt Ihr denn ſchon, daß wirklich der verfluchte Capuzzi, der alte unbewegliche Eiſenfreſſer, der Hauptmann des Arſenals in engem Arreſt ſitzt?

Falieri. Kein Wort!

Contarino. Und wißt Ihr, wer dort morgen Nacht die Wache haben wird? Kein anderer, als unſer allerliebſter Seelenfreund, der Capitain Sebilli.

Alle. Herrlich! bravo! herrlich!

Parozzi. Nun muthig, ſo iſt der letzte Stein von meinem Herzen gewälzt! das Arſenal iſt unſer!

Contarino. Das alles iſt noch Spas! Morgen iſt beim Dogen großer Ball, große Maskerade! Und wir, die wir alle hier ſtehn, ſind zu demſelben eingeladen.

Einige. Wir? wir zur Maskerade?

Parozzi. Dahinter lauſcht Hochverrath!

Memmo. Verrätherei! halt, es iſt vorbei — wir ſind betrogen, entdeckt, verrathen, verkauft.

Falieri. Ei ſo quake! Laßt uns doch die Sache erwägen, wie ſie ſich verhält.

Contarino. (sehr laut.) Seid ruhig, wir wollen ſammt und ſonders beim Dogen erſcheinen. Es ſind mehrere Damen und Herrn bei ihm gebeten. — Ich glaube, Roſamundens Geburtstag = = = wars nicht vor einem Jahre, als wir ebenfalls = =

Pa-

Parozzi. Richtig! richtig! ich glaube selbst. Ueberhaupt sei es, wie es wolle, gewagt muß nun werden. Wenigstens erwartet der Doge, wenn er auch von unsrer Verschwörung jeden Buchstaben wüßte, gewiß nicht den Ausbruch derselben auf morgen schon. Und morgen soll nun das große Loos in jedem Fall geworfen werden. Jeder mit einem Dolch versehn, gehn wir zum Dogen.

Memmo. Ich schwör es Euch, es geht nicht richtig zu! wir sind verrathen! — besinnt Euch! guter Rath kommt oft zu spät.

Contarino. Ei Du verdammter feiger Knabe, bleib zu Hause hinterm Ofen. Aber sind wir durchgedrungen so komm' nicht und fodre Deine Geldsummen wieder.

Memmo. Bei meiner Seel, Contarino, an Muth fehlt mirs nicht; willst Du, ich messe mich in diesem Augenblick mit Dir mit der Klinge. Aber dein unseliger Hitzkopf fehlt mir.

Contarino. Was haben wir denn dort zu befürchten? Was denn? Jeder von uns wird doch dort im Fall der Noth ein halbes Duzend Weiber und einen Mann auf sich nehmen? Wenn der Doge eine Ahndung unsrer Verschwörung hätte, Narr, würd' er warten, bis wir ihm selbst mit den Messern an die Kehle rückten?

Kardinal. Und wenn alles verdorben ist, so macht es die Kirche wieder gut und das große Wort Sr. Heiligkeit. (giebt an Memmo einige Papiere.) Leset ungläubiger Thomas.

Memmo.

Memmo. Donner und Wetter, wir treiben alſo eine privilegirte Schurkerei!

Kardinal. Der Pabſt muß uns ſchützen, ich ſage er muß, denn wir vertheidigen die Gerechtſame des apoſtoliſchen Stuhles in der Republik Venedig. Schon das kann und muß Euch eine Quelle des Muths werden, wenn in der letzten Noth alles ſcheitern ſollte. Keine Hand darf Euch verletzen.

Parozzi. Contarino und Falieri, wir dürfen heut nichts mehr abreden, denn was wir beſchloſſen haben, das iſt beſchloſſen. Contarino, um Mitternacht verläßt Du den Ball und bemächtigſt Dich des Arſenals. Um zwölf Uhr wird mit den Glocken im St. Marcusthurm geſtürmt. Der Schiffskapitain Adorno wird auf das Signal mit ſeinen Leuten zu uns ſtoßen. Wir, die wir in der Signoria verſammelt ſind, bemächtigen uns der Perſon des Andreas Gritti und der anweſenden Senatoren. — Unſre Leute entwafnen die wenigen Wachen, die hie und da ausgeſtellt ſind; beſetzen die Brücken mit Kanonen und wo ſich eine Gondel blicken läßt, die nicht unſre Loſung angiebt, wird ſie in den Grund gebohrt. — Laßt uns mit den Schauern der mitternächtlichen Finſterniß bewafnet ſo lange fechten, bis der Tag uns als Sieger begrüßt. Freunde und Feinde müſſen durch einander wüthen, keiner muß wiſſen, woher? wohin?

Contarino. Bei meiner Seele, ich danke Gott, daß es endlich soweit gediehen ist. Hast Du die weissen Armbinden unter unsre Leute ausgetheilt, Parozzi?

Parozzi. Schon vorgestern. Es ist alles besorgt.

Memmo. Freunde laßt uns alles noch einmal weislich überlegen. Ich sag' Euch, guter Rath kommt oft zu spät.

Parozzi. Pfui! Ueberlegung ist das Kind der kalten Vernunft, und diese gilt in der Rebellion nicht. Hier spricht die Verzweiflung. Nur erst das Werk begonnen, die alte Ordnung mit Heldenmuth über einander geworfen, daß keiner mehr weiß, wer Herr und wer Unterthan sei. Dann mag die Ueberlegung kommen und rathen, wie weiter! — Hollah, lustig eingeschenkt!

(Man hört in der Ferne eine Glocke läuten.)

Memmo. Hört Ihr? hört Ihr? izt wird der Stab über die Banditen gebrochen, und werden sie zum stillen Gericht geführt!

Kardinal. (mit Würde.) In diesem heiligen Augenblick Freunde laßt uns vor diesem Altar noch einmal den Eid des Bundes erneuern! — und Treue schwören uns und dem apostolischen Stuhl!

Alle. (legen die Degen und knieen nieder.) Wir schwören.

Kardinal. Schwören in dieser feierlichen Stunde, bei unserm Leben, bei unsrer Seligkeit, daß wir in der künftigen Nacht, der Nacht des

großen

großen Gerichts, befreien wollen das Volk von den Uebeln der unordentlichen Staatsverwaltung, von den ketzerischen Gesinnungen der Senatoren, und daß diese Republik unterwürfig seyn soll und werde einem frömmern Senat, welchen wir selbst erwählen wollen, unterwürfig werde dem Stuhl Petri zu Rom. Schwören, daß keiner dem andern verlassen wolle in den Schrecken jener Nacht, sondern daß einer für den andern sein Leben wage, einer für den andern siege, oder sterbe!

Alle. (mit aufgehobnen Klingen.) Wir schwören!

Parozzi. (wild aufspringend.) Gut und Blut, Blut und Gut wollen wir wagen: königlich soll uns jeder Blutstropfen belohnt werden, welchen wir einbüßen werden, — aber Schande und Verderben falle auf den in Ewigkeit, der diesem Bunde treulos wird, Schande und Spott der Welt und Afterwelt jedem Verräther, dem Feigen, dem Abtrünnigen unter uns! Kinder, welche einst mit seinen verwitterten Schädel spielen, sollen ihn fluchend noch anspein und rufen: er gehörte einem Schurken! Wir schwören!

Alle. (durch einander rufend.) Wir schwören! (Sie stehen auf.)

Contarino. Halloh, Brüder, die Kelche gefüllt! so wie itzt sitzen wir nicht wieder beisammen, als bis nach vollbrachter Arbeit.

Alle. Bravo, wir wollen trinken! wir wollen trinken! (Sie umringen einen mit Weinflaschen und Gläsern besetzten Tisch.)

## Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Abällino.

**Abällino.** Mordhunde, ich trinke mit!

**Alle.** (betroffen.) Abällino!

**Parozzi.** Schalk, wo kommst Du her, wie kömmst Du zur Nachtzeit in dies verschloßne Gebäude?

**Abällino.** Hi, hi, meinst Du nicht, daß ich den Schlüssel zu allen Hütten und Palläſten Venedigs bei mir trage? Wollte der Himmel, ich könnte so die Herzen aufschließen, wie ich die Schlösser erbreche: so dauert' es nicht drei Monate, ich würde Pabst, und brächte die widerspenstigen Köpfe der gesammten Christenheit unter einen Hut.

**Parozzi.** Bursche, was macht Flodoardo?

**Abällino.** Er wird ein großes Gastmal geben, wozu ein Paar hundert Schmarozer eingeladen sind.

**Parozzi.** Flodoardo? — Man sagt, er sei unsichtbar geworden, weil er gewisser Ursachen willen vors Criminalgericht = = =

**Abällino.** Hast recht, hi, hi! er ist entwischt! ich habe ihm selbst Thor und Riegel geöfnet.

**Parozzi.** Was willst Du damit sagen? Du sprachst ja von einem Gastmahl!

**Abälllino.** Was er den Würmern und den Fischen geben wird.

Parozzi.

Parozzi. (froh zuſammenfahrend.) Iſt er todt?

Abällino. Wenn ich ihn ſonſt gut getroffen, oder nicht einen andern für ihn gehalten habe. Es war ſchon dunkel. Aber kennſt Du Flodoar, de's Siegelring? (er giebt an Parozzi den Ring.)

Parozzi. Wie meinen eignen. (er betrachtet den Ring.) Juchhe!—Ihr Herrn, Flodoardo iſt todt!

Alle. (mit verworrenem Geſchrei.) Bravo! Triumph! Victoria! Vivat Abällino!

Kardinal. Iſt Dir alſo doch der Fuchs in die Falle gelaufen? Nun wird die Geſchichte luſtig. — Meiſter in Deiner Kunſt, dafür trinkt ein Kardinal Deine Geſundheit!

(er geht zu den andern.)

Abällino. Pah, Kardinal and Bandit! der Titel ſcheidet nicht, aber Bruder Kardinal! das Herz!

Alle. (am Schenktiſche.) Es lebe Abällino!

Abällino. (allein im Vordergrunde, betrachtet den Todtenkopf und nimmt ihn vom Tiſche.) Kamerad, was machſt Du hier? — Nicht wahr, Du ſagſt: es iſt alles eitel! — Hieng um dieſe Schläfe einmal vor Zeiten ein Lorbeerkranz, oder ein Fürſtendiadem, oder eine Bettlermütze? — Gährten unter dieſem Schädel einmal Welterobrungsträume, oder philoſophiſche Syſteme, oder Harlekinspoſſen? — Hat dieſes hohle Auge vormals freundlicher gelacht, Weiberherzen erobert, oder mit Tonnen Goldes geliebäugelt? — Blühten einmals dieſe Wangen

in

in der Farbe der Unschuld und Gesundheit, oder bließ das Laster ihnen bald die reizende Schminke ab? — Das alles weißt Du nicht, und keiner auf Erden weiß das zu sagen. Ist dort oben niemand, dem Du merkwürdiger warest, als Deinen Brüdern auf Erden? Ist droben keiner, der Dich kennt? — Du grinsest freundlich, und antwortest nicht! — Kamerad, wir müssen Brüderschaft trinken!

---

# Fünfter Aufzug.

## Erster Auftritt.

(Rosamundens Zimmer.)

Idnella. (ängstlich auf- und abgehend.)

Ich hab es befürchtet! meine Ahndungen haben mich nicht betrogen. Armes Kind, itzt ists möglich, daß Du zur Banditenbraut wirst; denn Abällino hat gesiegt — über Fledoardo gesiegt! — —

Wie soll ich ihr die Nachricht bringen? wie soll ich sie darauf vorbereiten, daß der Fledoardo, dem sie anbetet, der der Abgott ihrer Gedanken, der Engel ihrer Träume ist, — daß er durch Abällino's Hand starb?

Nein,

Nein, nein, ich liebe ſie zu ſehr — ich ſag es ihr nicht! Himmel, da kömmt ſie.

## Zweiter Auftritt.

Iduella und Roſamunde.

Iduella. Du ſiehſt ſehr blaß, liebes Kind. Dir iſt nicht wohl.

Roſamunde. Ich hatte eine unruhige, ſchlafloſe Nacht. Das weißt Du ſelber. Aber Du weißt nicht alles. Ein böſer Traum erſchreckte mich. Ich wollt' ihn Dir anfangs nicht erzählen; aber itzt bin ich heiter. Willſt Du ihn hören?

Iduella. Erzähle doch!

Roſamunde. Du haſt ja ſelbſt geſagt, Träume ſind Schäume; und die böſen Träume kommen nicht von Gott. — Mir träumte, . . . aber Du mußt aufmerkſam hören!

Iduella. Ich höre.

Roſamunde. Mir träumte, ich hätte mich in einer gränzenloſen Wüſtenei verloren, und irrte troſtlos umher. Kein Baum, kein Strauch, kein Grashalm war zu ſehen, weit um mich herum, ſo weit mein Auge reichte war alles dürrer Sand und blauer Himmel! da fiel ich auf meine Knieen, da betete ich in fürchterlicher Herzensangſt, — und ſiehe! ſchwarze Gewitterwolken zogen am Himmel herauf bis über mir. Und aus den Wolken ſtreckte ſich mit

Wet-

Wetterleuchten eine Hand, die mit einem Palmenzweige die Erde schlug.

Jduella. Gott behüte, der Traum ist prophetisch!

Rosamunde. Da blüthe alles um mir auf; grüne Wiesen, anmuthige Gebürge und schöne Gebüsche schwammen rings umher vor meinem Blick. Da ward ich froh! — Und plötzlich sprang eine schöne Gestalt aus einem der Gebüsche; das schwarze Haar, das lachende Auge, die schmeichelnde Stimme verriethen ihn. Flodoardo wars. — O wie schlug mir das Herz, wie zittert' ich an seine Brust! — ach, und mit einemmale ... mir schaudert die Haut!

Jduella. (ängstlich.) Nun? mit einemmale!

Rosamunde. Riß mich beim Nackenhaar eine gewaltige Hand zurück. — Bist Du nicht meine auserkohrne Braut? brüllte eine abscheuliche Stimme hinter mir? Und ich sah mich um — Jduella, da stand der entsetzliche Abällino und seine Fäuste schimmerten noch vom frischen Blute.

Jduella. Gott sei uns armen Sündern gnädig, da ist fürwahr der böse Geist!

Rosamunde. Und Flodoardo sah mich an, mit einem Blick, o Jduella, noch solch ein Blick und ich würde sterben! sah mich an und lächelte und wurde blaß wie die Wand. Flodoardo!

boardo! rief ich: rette mich. Er aber lachte fürchterlich auf und stieß mich in Abällino's Arm zurück. — Was bedeutet dieser Traum?

Idnella. Kein Traum bedeutet, sondern ist. Dein Traum bedeutet nicht, sondern ist Dir etwas Böses. Ueberhaupt, liebes Kind, hänge Dich auf dieser Welt an nichts weniger, als an Träume, wenn Du ein ruhiges Herz erhalten, wenn Du glücklich werden willst. Hänge Dich nicht an die Träume des Stolzes, an die Träume der Liebe, sie werden uns nie erfüllt und machen uns bei ihrem Verschwinden ungleich elender, als sie uns durch ihre Gegenwart entzücken.

Rosamunde. Träume der Liebe, sagst Du? Ist die Liebe ein Traum? Das ist nicht möglich, dann hieße ja leben soviel, als schlafen! wenn lieben — träumen heißt.

Idnella. Rosamunde, und keine Liebschaft sah je der Schwärmerei eines Traums ähnlicher, als die Deinige. Sie enthält so viel Abentheuerliches, Romanhaftes, als läse man ein Mährchen aus dem Morgenlande.

Rosamunde. Ungewöhnliche Geister gehn ungewöhnliche Straßen. Wir sind ja nur Alltagsmenschen neben Flodoardo, und da nennen wir freilich seine Laufbahn abentheuerlich und romanhaft, weil wir sie nicht nachwandeln können. Aber glaube mir, Idnella, was die Natur versäumt hat, kann die Liebe ersetzen.

Nennst Du das Unternehmen Flodoardo's abentheuerlich, daß er um meine Hand zu gewinnen, sich der Todesgefahr aussetzt: so würdest Du keinen Namen mehr für mich übrig behalten, die ich aus Liebe noch mehr wagen könnte.

Iduella. Gott behüte, Rosamunde, in welcher Stimmung bist Du?

Rosamunde. Ist Dir das so auffallend? Nicht wahr, ich scheine Dir etwas verwandelt zu seyn, seitdem ich Flodoarden liebe.

Iduella. Etwas? nein ganz und gar verwandelt.

Rosamunde. Das sollte Dich nicht befremden. Bisher war ich ein Kind, und Kinder handeln nicht selber, sondern werden gelenkt. Aber der erste Pulsschlag der Liebe in unsern Adern, ist das erste Signal zum Selbsthandeln, dann werfen wir das Gängelband ab und erscheinen in unsern eigenthümlichen Wesen.

Iduella. Der gefährlichste Augenblick des Lebens!

Rosamunde. Das ist er, aber dennoch ein unaussprechlich schöner Augenblick unsrer Wiedergeburt. Zu reich an jugendlicher Kraft verschmähen wir den alten Schneckenweg der Dinge; wir verlassen die Heerstraße der Konvenienzen und der Etikette, wir haben nichts, als — nur ein Herz!

## Dritter Auftritt.

Die Vorigen und der Doge Gritti.

Iduella. Dein Oheim.

Gritti. (mit einem heitern Lächeln.) Flodoardo lebt noch!

Iduella. (froh bestürzt.) Lebt noch!

Rosamunde. Ist das so wunderbar? War denn Flodoardo unter den Todten?

Iduella. In Venedig gieng das Gerücht, er sei ermordet worden vom Abällino. Nun bin ich entzückt, Dir nichts gesagt zu haben.

Gritti. Eben itzt erhielt ich ein versiegeltes Billet von Flodoards Hand — auch er hat von seiner eignen Todesnachricht gehört und will mich beruhigen. Noch mehr, er ist in diesem Augenblick beim Abällino — aber noch weiß er nicht, wie er es möglich machen wird, ihn zu fangen. — Sein ganzer Brief ist ohne Zusammenhang und sehr räthselhaft. Der Himmel gebe ihm Sieg.

Rosamunde. Er wird gewiß überwinden. Die Liebe hat ja sonst wohl Wunder gethan.

Gritti. (Sie umarmend.) Rosamunde! Rosamunde! ich schwebe noch in einer namenlosen Höllenangst. Ach, es soll sich noch so manches — so manches aufklären, und allenthalben liegt noch so viel Finsterniß! — Doch, was geschehn ist, das ist geschehn. Mag sich ereignen, was da will, Rosamunde, so laß

uns eingedenk seyn, daß wir Christen sind! — Die Gesellschaft ist schon versammelt, man erwartet Deine Ankunft. Tummle Dich, und laß uns nicht lange warten. (ab.)

Rosamunde. Ich will sogleich erscheinen. Iduella, geh Du nur voran. Ich möchte nur einen Augenblick allein seyn, um mich zu sammeln, um mich vorzubereiten. — Geh, voran, Iduella.

Iduella. (ab.)

Rosamunde. (allein.) Namenlose Höllenangst leidet mein Oheim — aber ich! o, wer nennt das, was mein Herz itzt foltert. Im Grabe muß es süßer seyn, als so im Leben. — Flodoardo, itzt naht der wichtigste Augenblick heran; Flodoardo, itzt die entscheidende Minute, die Leben oder Tod im Munde führt. (Sie fällt auf die Knie, faltet die Hände mit Inbrunst empor und betet im schweren Seelenkampfe, nur abgebrochen die Worte hervorstossend.) Allbarmherziger! Ruhe! Ruhe diesem Herzen! — Ruhe in meines Flodoardo Armen — oder fodr' ich zu viel — Ruhe in Grabe! (Sie steht auf.) Auf denn, nun hin an den Ort, wo er mich heut zum erstenmale küßte, hin in die Versammlung, in der ich bald — bald mein Todesurtheil hören dürfte. (ab.)

## Vierter Auftritt.

(Im großen Saal des Dogen.) Herrn und Damen in Gallakleidern sind im Hintergrunde sichtbar, unter ihnen auch Senatoren der Republik, der Kardinal Grimaldi, Parozzi, Memmo, Falieri, Contarino. (Sie gehn unter einander herum, oder stehn in einzelnen Gruppen in Gespräche vertieft.)

Ein Senator. (zum Kardinal.) Es ist heut ein erbärmliches Wetter; Wind und Regengestöber vom frühsten Morgen an.

Kardinal. Ihr habt Recht; es ist wenigstens nicht gut unterwegs seyn.

Senator. Aber ich liebe auch solche Tage.

Kardinal. Besonders in einer so angenehmen und glänzenden Gesellschaft, wie die gegenwärtige.

Senator. Freilich. Aber auch so ein trüber, melancholischer Tag hat an und für sich selbst große Reize für mich. Ich sah den ganzen Morgen zum Fenster hinaus, und beobachtete mit stillem Vergnügen wie der Wind in den Wellen des Kanals stürmte und in den Wetterfahnen der Pallaste am Marcusplatz. Ein Regenschauer folgte dem andern, und fegte die Straßen. Von Kindheit her hat solch ein Anblick immer etwas Düstres, Schwermüthigerhabnes für mich gehabt.

Kar-

Kardinal. Dies scheint melancholischen Temperamenten überhaupt eigen zu seyn — — der Doge kömmt!

## Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Iduella und Rosamunde, welche sich unter den Gästen verlieren, und der Doge Andreas Gritti.

Gritti. Eine fröhliche Nachricht hab' ich zu verkündigen. Ihr alle wißt, welch eine schreckliche Sage seit dem heutigen Morgen in Venedig ausgesprengt war — Flodoardo sei von dem berüchtigten Abällino ums Leben gebracht. Ich bin im Stande dieses Gerücht zu widerlegen, welches niemanden so sehr erschüttern konnte, als mich.

Einige. Er lebt also?

Gritti. Flodoardo lebt!

Alle. (bezeichnen mit ihren Mienen die höchste Freude. Ein sanftes, frohes Gemurmel entsteht.)

Kardinal. (dem Parozzi mit starrem Blick die Hand drückend.) Parozzi, er lebt!

Parozzi. (mit ängstlichem Lächeln erwiedernd.) Er lebt!

Gritti. Nun sei dieser Tag der Freude geheiligt; wir wollen uns ohne Fessel ganz dem Vergnügen überlassen, nur eine sehr wichtige Sache wird noch diesem Vergnügen vorangehn — wichtig für uns alle und für die ganze Republik.

(man

(man hört draußen ein verworrenes Waffengetöse.)

Kardinal. (herzutretend.) Was ist das? ich höre draußen das Stampfen der Gewehre?

Parozzi. (am Fenster.) Ich sehe unten am Pallaste rings herum Wachen gestellt.

Alle. (in einer ängstlichen Verlegenheit durch einander murmelnd.) Um Gotteswillen! was ist das?

Gritti. (tritt langsam in die Mitte der Versammlung.) Wundert Euch nicht, meine Lieben, über jene seltsame Anstalten. Es hat nichts zu bedeuten, was dem Vergnügen dieser Gesellschaft gefährlich seyn könnte. — Euch allen wird der Bandit Abällino bekannt seyn, der Rubestöhrer des ganzen Venedigs, der Erzbösewicht der niemals auf Erden seines Gleichen fand, der Mörder meiner Freunde, der Mörder meiner getreuen Räthe Canari und Dandoli. Dieser, vor welchem jeder rechtschafne Republikaner zittern muß, dem nichts heilig und ehrwürdig heißt, der allen Trotz bietet, allen drohet — dieser höllische Auswurf wird binnen einer Stunde in diesem Saale vor unsern Augen erscheinen.

Alle. (mit höchstem Erstaunen.) Abällino? Abällino?

Gritti. Wie ich sage.

Kardinal. Freiwillig?

Parozzi. Freiwillig?

Gritti. Nein, freiwillig in der That nicht. Aber Fledoardo von Florenz hat gelobt unsrer Republik diesen wichtigen Dienst mit

Gefahr

Gefahr seines eignen Lebens zu leisten; er hat gelobt, es koste was es wolle, den Abälino zu fangen und hieher zu bringen.

Ein Senator. Viel, unendlich viel versprochen!

Memmo. Ich zweifle stark an der Vollführung seines Gelübdes.

Kardinal. Ei, ei! Aber wenn es ihm glücken sollte, ich sage sollte: so würde sich Flodoardo uns und unsre Republik zu großen Schuldnern machen.

Senator. Wahrhaftig, wie sollte der Staat dem Flodoardo vergelten, denn jeder von uns wäre ihm gewissermaßen die Erhaltung des Lebens schuldig.

Gritti. Ich selber würde verlegen seyn, welche Belohnung dem jungen Helden anzubieten wäre, wenn er nicht selbst schon die Art der Vergeltung bestimmt hätte. Diese ist allein in meiner Gewalt. Flodoardo hat um die Hand meiner Nichte angehalten, und ich — wenn er als Sieger kömmt — ich gebe sie ihm.

Alle. (sehn sich unter einander schweigend an, theils mit Blicken der höchsten Zufriedenheit, theils des Erstaunens.)

Falieri. (leise — indem er dem Parozzi auf die Seite führt.) Parozzi? Parozzi, was meinst Du?

Parozzi. (heimlich lachend.) Abälino wird sich fangen lassen!

Falieri. Ich habe von der Nachricht das kalte Fieber bekommen, so wahr Gott lebt! —

Ju-

Inzwiſchen wir können ja den Ausgang der Dinge abwarten.

Kardinal. Meine Herrn, hat einer von Euch ſchon den Abällino von Angeſicht zu Angeſicht geſehn?

Einige. Wir nicht! wir nicht!

Falieri. Es iſt ein Geſpenſt das nur dann und wann und ſehr unverhofft und ungebeten erſcheint.

Gritti. Wie er mir erſchienen iſt, wird Euch bekannt ſeyn.

Memmo. (zu einigen Senatoren.) Ich habe mir von dem Ungeheur tauſend Wunderdinge erzählen laſſen. Er iſt, wenig geſagt, Teufel in menſchlicher Geſtalt — ich halte es daher nicht für gut, daß man ihn in dieſe Verſammlung bringe, denn er iſt ja wohl fähig, hier, ohne Gnade, einen nach den andern zu erwürgen.

Mehrere. Gott bewahre! in dieſen Saal?

Contarino. Die Hauptſache iſt, ob ihn Flodoardo beſiegen werde, oder ob das unglückſelige Gegentheil geſchehn wird. Aber ich fürchte leider das letztre. Faſt möcht' ich eine ſchwere Wette darauf eingehn, daß Flodoardo unverrichteter Sache abziehn werde.

Ein Senator. Und ich halte die Wette mit. Nur ein einziger Mann iſt im Stande, es mit dem Abällino aufzunehmen — und dieſer eine iſt Flodoardo von Florenz; eben der, von dem ich längſt prophezeiht habe, er werde

einmal

einmal in den Jahrbüchern der Welt eine glänzende Rolle spielen.

Contarino. Tausend Zechinen! Abällino läßt sich nicht greifen, oder er wäre denn gestorben.

Der Senator. Tausend Zechinen, der Flodoardo haſcht ihn —

Gritti. Und liefert ihn todt oder lebendig!

Contarino. Ihr, edle Venetianer, seid Zeugen. (er reicht dem Senator die Hand.)

Senator. Die Wette gilt.

Contarino. (lachend.) Ich danke Euch für die tausend Zechinen, Signor! Abällino ist ein verschmitzter Kerl — gewiß Flodoardo hat Ursach sich vor ihm zu bewahren.

Kardinal. Hat Flodoardo die Sbirren zu Hülfe?

Gritti. Keinen, als sich selber. Eben deswegen entschuldigte ich ihn, als der hohe Rath über ihn den Verhaftsbefehl gab.

Kardinal. (liese mit einem triumphirenden Lächeln zu Parozzi) Glück zu Senior!

Parozzi. (leise.) Nur still! nur still!

Memmo. Ich lebe wieder auf; nun, nun, man wird ja sehen!

(es schlägt in der benachbarten Kirche sechs Uhr.)

Gritti. (ängstlich.) Jetzt ist die Stunde, wo Flodoardo zu erscheinen versprach. Meine Angst vergrößert sich.

Contarino. (zum Senator.) Ich wünsche wohl an Euch tausend Zechinen und zweitausend

zu

zu verlieren, weil mit der Gefangenschaft Abällinos die allgemeine Sicherheit der Republik gewönne.

Senator. Wenn ihn Flodoardo heut nicht liefert, so geschieht es gewiß doch ein andermal und ich gewinne immer die Wette.

Einige. (in der Gesellschaft.) Still! still! draußen ist Geräusch.

Stimme von draussen. Werda?

(Antwort.) Flodoardo, aufgemacht.

Alle. Flodoardo! Flodoardo!

Senator. Gewonnen! Gewonnen!

## Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Flodoardo (in einem großen Mantel verhüllt.

Flodoardo. (mild und mit, indem er den Federhut vom Kopf herabreißt.) Verzeiht, edle Venetianer und Venetianerinnen, daß ich in solchem unhochzeitlichen Kleide vor Euch erscheine. Meine Geschäfte machten es nothwendig, und welche Geschäfte ich seit vier und zwanzig Stunden getrieben habe, wird Euch ohne Zweifel unser gnädigster Doge und Herr gemeldet haben.

Alle. (drängen sich um ihn herum.)

Einige. Habt Ihr den Banditen?

Gritti (ihn mit den Augen messend.) Habt Ihr den Abällino?

Flo

Flodoardo. Verzeiht, gnädigſter Herr, daß auch ich eine Frage wiederholen darf: Iſt es dieſer edeln Verſammlung bekannt, für welchen Preis ich den Abällino fangen wollte?

Gritti. Es iſt bekannt. Ich verſprach Euch meine Nichte zur Gemahlin.

Flodoardo. Wird Flodoardo Roſamunden, wirklich Roſamunden erhalten, wenn er den Abällino in Eure Hände liefert?

Gritti. Habt ihr dieſen Abällino?

Flodoardo. Ach, gnädigſter Herr, verzeiht, Eure Antwort ſoll erſt die meinige beſtimmen. Empfang ich Roſamunden?

Gritti. (feſt.) Ohne Widerſpruch, ja! der Retter der Republik empfängt ſie mit einer königlichen Ausſteuer.

Flodoardo. Ihr Edlen von Venedig, Ihr habt das große Wort unſers Dogen gehört.

Viele. Wir habens! wir haben gehört!

Flodoardo. (indem er einige Schritte durch den Saal macht und die Geſellſchaft muſtert.) Abällino iſt unter Euch!

Alle. (mit Entſetzen.) Unter uns? Wer? wo? wer?

Flodoardo. Er iſt in meiner und Eurer Gewalt.

Alle. (im wilden Tumult.) Hilf Himmel! wo iſt er? Abällino!

Gritti. Tod oder lebendig?

Flodoardo. (ernſt.) Lebendig!

Alle.

Alle. (in sprachloser Verwunderung oder mit Entsetzen ihm nachlallend.) Lebendig!

Kardinal. (mit der Hand über die Stirn fahrend.) Lebendig!

Contarino. Das geht ins Weite!

Gritti. (spöttisch lächelnd.) Die Republik ist Deine Schuldnerin, mein Sohn!

Flodoardo. (mit schwerem Seufzer.) O gnädigster Herr!

Senator. Und wir danken Euch, heldenmüthiger Flodoardo, für Eure unbegreifliche Heldenthat. Die Republik wird vergelten.

Flodoardo. (traurig mit den Augen auf Rosamunden deutend.) Dort seht sie, dort meine einzige Vergeltung!

Gritti. (mit Wuth.) So führe denn den schrecklichen Böſewicht hieher — ich kenne ihn. Es war eine Zeit, da sagte er zu mir: Herzog, ich messe mich mit Dir! Die Erde trägt selten auf einem so schmalen Landstrich zwei so große Männer beisammen. — Führet doch den großen Mann hieher!

Einige Damen. (in schrecklicher Furcht.) Um Gotteswillen!

Flodoardo. (schmerzhaft lächelnd.) Fürchtet Euch nicht mehr vor ihm, schöne Venetianerinnen. Er wird Euch unangefochten lassen, er hat ja nun seine Braut! (indem er auf Rosamunden deutet.)

Parozzi. (erstaunend.) Ist er hier schon im Pallast?

Flo-

Flodoardo. Ja, mein zärtlicher Busenfreund, hier im Pallast.

Senator. Warum laßt Ihr uns so lange in banger Erwartung schweben?

Flodoardo. Wohlan, die schönste und schwerste, Stunde meines Lebens ist angebrochen — die Rollen sind zu Ende gespielt. Abällino soll erscheinen. Tretet alle an die Seiten.

(er verläßt den Saal.)

(Es werden von beiden Seiten des Saales Sessel gesetzt. Der Doge läßt sich vorn nieder auf einen Lehnsessel, neben ihm Senatoren und Damen. Gegen den Doge über sitzt Rosamunde neben Idulla; der Kardinal, Patrizii Memmo, Falieri und Contarino, sitzen auf den Seiten dem Doge und einer Nische zunächst. Den Hintergrund füllen die übrigen.)

Senator. Signor Contarino, erinnert Euch der tausend Zechinen!

Contarino. (Durch die Zähne.) Mit Vergnügen, mit Vergnügen!

(Eine tiefe Stille herrscht durch den Saal; alle Augen sind voller Erwartung auf die Thür gerichtet.)

## Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Flodoard (kömmt mit verhülltem Angesicht, in den Mantel verschlungen zurück; bleibt im Hintergrunde stehn, entblößt dann plötzlich das Gesicht, wirft den Mantel zurück und steht in Abällino verwandelt da.)

Alle.

Alle. (mit lautem Geheulgeschrei.) Wehe! Wehe! Betrug! Verrätherei! Hülfe!

Abällino. (laut, befehlend.) Keiner rege sich von der Stelle, ich gebiete, Abällino gebietet, bei Lebensstrafe!

(es wird diese Stille verstehend. Die Spuren des heftigen, starren Entsetzens sind fürchterlich in aller Mienen. Einige verhüllen ihr Gesicht, andre starren mit Gewalt die Erscheinung an.)

Rosamunde. (fast entseelt in Nicolas Arm.) Gott erbarm sich mein!

Abällino. (untergemischend.) So werden am Weltgerichtsmorgen die Schaaren der Seligen und Verdammten dastehn, verworren unter einander gemischt, und doch grell von einander verschieden. Engel und Teufel bis izt noch in brüderlicher Eintracht beisammen, aber bald vom Richter auseinander gesondert. (er geht mit Majestät die Reihen vorüber und bleibt vor dem Stuhl des Dogen stehn.) He, kennt Ihr noch den Abällino? Hier ist er, mit Leib und Seel ist er hier, gnädiger Herr, um seine Braut einzuholen.

Gritti. (halb erstarrt, wirft einen fürchterlichen Blick auf ihn.) So bin ich noch nie hintergangen!

Abällino. Hi, hi! was wagt nicht Liebe und Verzweiflung!

Kardinal. (schreiend.) Wache! Wache!

Mehrere. Wache! Hülfe! Wache!

Abällino. (zieht kaltblütig eine Pistole aus dem Busen.) Der erste, welcher Wache schreit, oder

nur

nur die leiseste Bewegung macht, ist in dieser Minute des Todes. Glaubt Ihr, Thoren, daß ich mich selber hier überliefere, selber die Wachen an den Thüren bestellt haben würde, wenn ich mich vor ihnen fürchtete, oder wenn ich Euch wieder entrinnen wollte? Ja, ich will Euer Gefangner seyn, dazu bin ich hier erschienen. Fangen soll den Abällino kein Mensch, er muß selber kommen, um sich seinen Richtern zu überantworten. Oder glaubt Ihr, der Abällino sey der gewöhnlichen Bravo's einer, der vor den Sbirren läuft, der aus Armuth oder Leidenschaft meuchelmordet? Nein, beim Himmel, nein, das bin ich nicht. War ich Bandit: so war ich Bandit aus Grundsätzen.

Gritti. (in Verwirrung.) Großer Gott, ist es möglich! ist das Traum — ist das Wirklichkeit!

Abällino. Wirklichkeit! und eine schöne Wirklichkeit, denn Abällino hat obgesiegt! — Hört mich an, all ihr Seligen und Verdammten in dieser Versammlung, in welchen itzt das rebellische Gewissen erwacht, oder deren Seele mir ruhig entgegen lächelt; höret mich an, Ihr, die Ihr mich richten wollet, ich will mich rechtfertigen!

Gritti. Schweig, Ausbund der Hölle, schweig, wie willst Du Deine Laster verhüllen?

Abällino. Nicht verhüllen, sondern entschleiern will ich meine Verbrechen; selber will ich ohne Folterbank alles bekennen, und Eure

Barm-

Barmherzigkeit wird mir nicht entgehn. Ihr, die Ihr mich unter dem Namen Floboardo's liebtet, und unter dem Namen Abällino's verfluchtet, höret mich an und wisset, ich bin ein Unglücklicher, der Eurem Schutz sucht und Schutz erbettelt von der Republik. Ich bin kein Florentiner, sondern ein Venetianer von Geburt. Der bekannte Graf von Obizzo war mein Vater. Er zog mit mir in meiner Kindheit nach Neapoli; hier ward ich erzogen; hier ward ich Erbe eines ungeheuern Vermögens; hier ward ich von meinen Blutsfreunden verfolgt, von der heiligen Inquisition als ein Ketzer aus der Gemeinschaft der römischen Kirche verstoßen, meiner Hab' und Güter verlustig erklärt und ins Gefängnis geworfen. Arm wie ein Bettler kam ich hier an in Venedig, als ich dem Kerker glücklich entsprungen war; Canari, ein alter Freund meines Vaters, erbarmte sich meiner. Unter einem fremden Namen gewann ich hier Sicherheit vor der Inquisition und die Liebe aller Hetzen. Da lernt' ich jenes Meisterstück der Natur kennen; ich liebte Rosamunden und aus Liebe zu ihr — ward ich Bandit.

Gritti. Verflucht sei Deine Liebe, verflucht sei der Name Obizzo in Venedig!

Rosamunde. (sich erhebend.) Allbarmherziger, er ist es nicht! es ist ein satanisches Blendwerk!

Abällino. (zu ihr tretend.) Nein, kein Blendwerk, schöne Rosamunde. Dein Flo-

do iſt Abällino und Abällino Dein Flodoardo.

Roſamunde. (Ihn mit Abſcheu zurückſtoßend.) Geh, geh, entſetzlicher Lügner, es iſt nicht möglich! — Du und Flodoardo! Seraph und Satan, wer ſchmilzt die zuſammen? Flodoardo handelte groß und gut, wie ein Halbgott — ich habe von ihm gelernt die Tugend mit Enthuſiaſmus zu lieben. Er war ohne Leidenſchaft, zu jeder ſchönen That entſchloſſen. Elend und Kummer ertrug er, um des Guten willen; die Thränen der Leidenden zu ſtillen, waren ſeine Triumphe. — Hölliſcher Böſewicht, den die Schaaren der Ermordeten vor Gottes Richterſtuhl verklagten, Böſewicht, über welchen die Flüche der Wittwen und Waiſen ſchweben, Böſewicht, prahle nicht mit den Namen meines Flodoardo!

Abällino. (mit Stolz.) Roſamunde, Dir verzeih ich. Du biſt ein Weib! — Sieh her, ich und Dein Flodoardo ſind eins! ſieh her! (er zieht die Lederkappe vom Kopf, das Pflaſter vom Geſicht, ſetzt die verzognen Mienen in ihre natürliche Ordnung zurück, und ſteht dem Geſichte und der Stimme nach als Flodoardo vor ihr.) Sieh her! Siebenmal, Roſamunde, will ich mich noch verwandeln; ſiebenmal ſollſt Du mir begegnen und meine Geſtalt nicht erkennen. Aber dieſe Phyſiognomie gehörte Deinem Flodoardo; unter ihr haſt Du mich liebgewonnen, ich will ſie alſo vor der Hand behalten.

Rar-

Kardinal. (Die Hände gen Himmel streckend.) Entsetzlich, und der Zorn des Himmels schweiget noch?

Alle. (durch einander murmelnd.) Unerhört! schrecklich!

Rosamunde. (Ihn anstarrend.) Flodoardo — Du bist kein Mensch!

Abällino. (flehend.) Versöhnst Du Dich nun mit mir? Rosamunde, wenn ich ein Sünder war, so ward ich es Deinetwillen!

Rosamunde. Fort, fort von mir! (indem sie sich von ihm abwendet.) Dich hab' ich nie gekannt!

Abällino. (sich zu ihr hinbeugend.) Rosamunde, Deinetwillen habe ich mich selbst überliefert — kannst Du mir vergeben, kannst Du mich nicht lieben? — Nur einen Blick erbettle ich noch!

Rosamunde. (mit schaudernder Verlegenheit.) Ach, daß ich Dich nie gesehn, daß ich Dich nie geliebt hätte!

Abällino. Willst Du nicht die Braut Flodoardo's, — die Banditenbraut seyn?

Rosamunde. (sieht ihn schweigend an, mit sich selber im fürchterlichen Kampfe.) Flodoardo!

Abällino. Was hab' ich für Dich gewagt! bange Nächte hab' ich für Dich durchwacht; für Dich hab' ich mein Leben hundertmal Preis gegeben, für Dich lud ich den Fluch des ganzen Landes auf mich. Rosamunde, für Dich hätt' ich noch mehr gethan — doch still! Nur eine Sylbe laß mich hören von Deiner Lippe, nur

ein armſeliches Ja oder Nein! — Roſamunde, liebſt Du mich noch?

Roſamunde. (mit ſteigender Unruh.) Floreardo = = (wirft ſich weinend in Idonia's Arm.)

Gritti. (ſpringt ergrimmt auf.) Hat niemand ein Schwerdt?

Ein Senator. (fällt ihm in den Arm.) Gnädigſter Herr = = um Gotteswillen = = =

Abälline. (geht dem Dogen mit befremdender Kälte entgegen.) Ruhig, gnädigſter Herr, laßt uns unſre Sache mit kaltem Blute abſchließen. Soll ich den Tod des Verbrechers ſterben; ſo ſei es. Aber ich frag Euch auf Euer Gewiſſen: werdet Ihr mir Euer herzogliches Wort nun brechen?

Gritti. (wild.) Ha, abſcheulicher Böſewicht, Dein Plan war fein, boshaft und ſchrecklich angelegt, mich zu betrügen. Sagt, Venetianer, bin ich verpflichtet, einen ſolchen Böſewicht Wort zu halten? Da geht er hin, ſpielt eine betrügeriſche, blutige Rolle, mordet die Edeln Venedigs um Lohn, um mit dem Blutgelde Aufwand machen zu können. Dann kömmt der abgefeimte Abentheurer unter der Maske eines Biedermannes, ſchleicht ſich in das argloſe Herz meiner Roſamunde ein, fodert mir das Mädchen ab, unter der Bedingung den Abälline zu ſchaffen — und hat Frechheit genug, ſich ſelber einzuſtellen, verlangt nun die Erfüllung meines Verſprechens und erwartet ſchlau genug zugleich die Amneſtie ſeiner Verbrechen. — Sagt, Venetianer, bin

ich

ich gebunden, dieſem Böſewicht das Wort zu halten?

Alle. Nimmermehr! nimmermehr!

Abälline. (mit Ernſt.) Auch dem Fürſten der Finſternis müſſet Ihr Euer Verſprechen halten, wenn Ihrs einmal von Euch gebt. O, pfui, pfui, Abälline, ſo haſt Du Dich denn ſchändlich verrechnet, und umſonſt Dich aufgeliefert! (mit drohender Ernſt.) Noch einmal, und zum letztenmale, ſoll das herzogliche Wort gebrochen ſeyn?

Gritti. (mit richterlicher Würde.) Entwafnet Euch!

Abälline. Wollet Ihr mich ohne Gnade verſtoßen?

Gritti. Dem braven Flodoardo hätt' ich Roſamunden nicht verweigert, aber dem Mörder Abälline hab' ich nichts in der Welt verſprochen.

Abälline. Hi, hi, meine Mordthaten drücken Euch ja nicht; dereinſt will ich meine Sache vor dem Richter der Welt ſchon ausfechten.

Kardinal. (zum Doge.) Welche Gotteslästerung!

Abälline. O, Herr Kardinal, bittet doch für mich. — Ihr kennt mich ja, ich bin ein guter Kerl.

Kardinal. (mit Zorn und geiſtlicher Hoheit.) Elender, was hatt' ich mit Dir zu ſchaffen?

Abällino. Soll ich verdammt werden? Heda, nimmt ſich keiner von Euch des armen Abällino an? (eine Pauſe.) Alle ſchweigen? gut, ſo eile denn auch alles zu Ende mit mir!

Roſamunde. (aufſpringend und zu den Füßen des Dogen.) Gnade! Gnade! Barmherzigkeit für ihn!

Abällino. (mit Bitterkeit.) Oh, oh! ein Engel bittet in der letzten Stunde für mich.

Roſamunde. Erbarmen für ihn, mein Vater, Erbarmen für ihn! war er ein Sünder, ſo richte ihn Gott! — Ach, er konnte ſo böſe nicht ſeyn — ich liebe ihn noch!

Gritti. (ſie von ſich ſtoßend.) Das iſt mein Kind nicht, fort, Schlange!

Abällino. (ſteht mit verſchränkten Armen da und weidet ſich an der Scene.) Dies ſei die letzte Probe ihrer Liebe!

Roſamunde. (ſich halb vom Boden erhebend.) Habet Ihr mit ihm kein Erbarmen, ſo habet es nur mit mir nicht! Richtet Ihr ihn, ſo richtet Roſamunden zuvor. Ich habe ihn verführt — ich habe Euch heimlich hintergangen. — Vater — ich habe Euch betrogen! Gnade nur für ihn!

Abällino. (gerührt.) Gott, welch ein Engel! Und Ihr könnt es kalten Auges ſehn, wie ſich dies Lamm zu Euren Füßen windet? (er hebt ſie vom Boden auf und trägt ſie zu Venedien.) Mädchen, Du biſt meiner Leiden werth! Jetzt biſt Du mein. Ich ſag' es Euch, itzt iſt ſie mein, und der Tod ſoll uns nur erſt von einander ſcheiden! (Pauſe.)

Ver-

Venetianer, es ſcheint als wolltet Ihr Gericht über mich halten, und den Stab über mich brechen. Wohlan, es ſei Euch erlaubt. Aber zuvor will ich mit mehrern von Euch Rechnung halten.

Seht hier, ich bin der Mörder Canari's, der Mörder Dandoli's! ich läugne es nicht. Wollt Ihr aber die Herrn kennen lernen die mich dazu beſoldeten — ſo ſeht, Venetianer, auf jene Schurken da, — eins, zwei, drei, vier — Grimaldi, Pàrozzi, Mèmmo, Falieri und Contarino! dieſe laßt in Verhaft nehmen.

(es entſteht ein Gemurmel im Saal)

Kardinal. (lavend.) Ein ſchändlicher Gaunerkniff! rachſüchtig will nun der Böshafte uns in ſeinen Prozeß verwickeln, da er ſieht, daß ihm nichts zu ſeiner verlornen Freiheit hilft.

Parozzi. (erſchüttert) Er war in ſeinem Leben der größte Böſewicht, und will es auch im Tode ſeyn!

Abàllino. (mit Majeſtät.) Schweigt! ich kenne Euer ganzes Complot, kenne Eure Proſcriptionsliſten, kenne Euern Anhang, und, indem wir hier mit einander ſprechen, nimmt man die Herrn mit den weiſſen Armbinden gefangen, die in der kommenden Nacht Venedig umdrehen ſollten. — Vertheidigt Euch nicht!

Gritti. (erkannt.) Was iſt das?

Abàllino. Nichts mehr und nichts weniger, als eine durch mich geſcheiterte Verſchwö-

rung wider den Staat und Euer Leben. — Seht, ſo erhält Euch ein Bandit aus Dankbarkeit das Leben, weil Ihr ihm bald das ſeinige rauben wollt?

Ein Senator. (zu den Angeklagten.) Venetianer, Ihr vertheidiget Euch nicht?

Abällino. Hier ſind alle Vertheidigungen fruchtlos — ihre Bande iſt auf meinem Befehl itzt deſarmirt, und in die Staatsgefängniſſe vertheilt, beſuchet ſie, da werdet Ihr mehr erfahren. Uebrigens bildet Euch nicht ein, daß ich um und in dieſem herzoglichen Pallaſt die bewaffneten Soldaten des fürchterlichen Banditen Abällino willen hinſtellte, nein, ſondern um jene Helden dort in engere Verwahrung zu führen.

Grilli. Ein Erſtaunen verdrängt in mir das andre.

Abällino. Und nun, Venetianer, ich habe mit Gefahr meines Lebens den Staat gerettet, ich habe die Rolle des Banditen geſpielt, um in die Verſammlungen der Gottloſen einzuſchleichen, habe Sturm und Regen, Froſt und Hitze getragen, habe, wenn Ihr ſanft ſchlieſet, für Eure Ruhe gewacht, und Ihr — Ihr wollt mich verdammen? — Alles hab' ich für Roſamunden von Corſu gewagt, und Ihr wollt ſie mir verweigern? Ich habe Euch Euer Leben, habe Euch das Leben Eurer Weiber und Kinder

erhalten — Menſchen, Menſchen! und Ihr wollt mir das meinige rauben?

Gritti. (bewegt in ſeinem Seſſel niederkniend.) Gott, mein Gott, ich höre Fiodoardo's Stimme wieder!

Abällino. O ſeht doch, wie ſie da ſitzen, jene Böſewichter, von Gott und ihrem innern Richter verdammt. Oefnet ſich wohl ein Mund zur Rechtfertigung? widerlegt mich auch einer nur mit einem Kopfſchütteln? — Ich will Euch von meiner Ehrlichkeit noch beſſer überzeugen. (indem er ſich mit Majeſtät zu den Verſchwornen wendet.) Heda! bekennt die Wahrheit — es iſt alles entdeckt, alles verrathen, denn ich ſelbſt war in Eure ſchwarzen Geheimniſſe eingeweiht! — Derjenige, der unter Euch zum erſten geſteht, ſoll Gnade erhalten im Gericht, das verſprech' ich, der Bandit Abällino.

(eine lange Todtenſtille.)

Memmo. (ſteht langſam und ſtierend auf.) Venetianer — Venetianer — Abällino lüget nicht!

Die Verſchwornen. (ſpringen auf.) Er lüget! er lüget!

Abällino. (mit fürchterlichem Grimm.) Still! jeder verlaſſe ſeinen Platz nicht früher, als bis ich befehle — ſetzt Euch nieder, die Ihr ein ruhiges Gewiſſen habt, und laßt mich ſprechen!

Die Verſchwornen. (ſetzen ſich.)

Abällino. (mit ſchrecklicher Hoheit.) Seht, Ihr nennt mich einen Lügner, und wer würde

Euch

Euch nicht gern Glauben beimeſſen, da Ihr einen Kardinal unter Euch habt, venetianiſche Nobili ſeid, und ich — nur ein Bandit bin. Aber wißt, ich verdiene den Namen des großen Banditen mit hohem Rechte, denn ich kann Geiſter citiren und Verſtorbne in ihren Gräbern erwecken, die Euch Lügen ſtrafen ſollen! (zur Thür hinſpringend.) Holla! hoh! ihr Geiſter auf, die Tugend ſoll endlich ihren großen Triumph feiern!

## Achter Auftritt.

Die Vorigen und Canari und Dandoli,

(hereinſchwankend, vom Abälino geführt.)

Contarino. Verrätherei! (er ſpringt auf und ſtößt ſich den Dolch in das Herz.)

Gritti. (hebt ſich auf, ſtiert den todtgeglaubten Brüdern entgegen und ſtürzt ihnen weinend in die Arme.) Canari! Dandoli!

Abälino. (zu den Verſchwornen.) Dieſe himmliſche Scene iſt Eures Anblicks nicht würdig. Auf, fort von hier. Wache herein!

Die Verſchwornen. (eilen erſchrocken und beraubt zur Thür.)

Abälino. (hebt den Contarino auf.) Und Dein Blut beſudle nicht den Tempel der Tugend! (trägt ihn an die Thür.) So! o das iſt einmal wieder ein freier, herrlicher Anblick, nun keine Schatten das ſchöne Licht mehr verdunkeln.

Rosamunde. (aufraumend und an Abällinos Herz fliegend.) Abällino! (schluchzend.) Mein Abällino, Du bist kein Mörder! (Umarmung.)

Gritti. (mit Freudenthränen.) Mein Canari! o mein Dandoli! erst in den Wohnungen des Himmels hofft ich Euch, schöne Seelen, wiederzufinden — Mein Gott, und hier umfaßt Euch noch mein Arm auf Erden!

Dandoli. Und wir umarmen mit Entzücken unsern Freund, unsern Waffenbruder, unsern Herzog!

Canari. Seht da den jungen Helden, der uns im entlegensten Winkel verbarg, um uns vor den Dolchen der Verschwornen bis zur rechten Stunde zu bewahren — seht ihn, er hat uns gerettet und die Republik.

Rosamunde. (mit Thränen.) Abällino, Du großer, unaussprechlich großer Jüngling, wie bin ich Deiner werth?

Abällino. (mit Entzücken sich an Rosamundens Thränen und der dicht verschränkten Gruppe der drei Greise weidend.) Herrlicher Anblick! — wer ist auf Erden der die Tugend lieben sollte, wenn er nicht ihre Seligkeit nur einmal — einmal nur empfand! — Wie reizend sich das lebende Kleeblatt großer Männer dort umschlingt. Ihre Thränen rechtfertigen meine That! — Wie, oder wollt Ihr mich noch verdammen?

Gritti. (ihm weinend die Hand reichend.) Dich verdammen? o, ich gäbe meine herzogliche

Krone

Krone dahin, wenn ich werden könnte ein Bandit, wie Du! — Größer, großer Bandit, Du haſt mich überwunden, Du biſt größer als ich! — Nimm hin, meine Roſamunde, nimm was ich habe, was ich bin! (in ſeine Arme ſinkend.) Mein Sohn!

Canari und Dandeli, der Doge und Roſamunde umfangen und umarmen ſchweigend den Abälline.

Roſamunde. (ſauchzend ſich an ihn hinanſchlingend.) Großer Bandit!

# SALOMONISCHE

# NÄCHTE.

## I.

MDCCXCVI.

[Schwabe, Johann Heinrich Daniel]

Sächsische Landesbibliothek
18. MRZ. 1975
Dresden

# SALOMONISCHE

# NĀCHTE.

# ERSTE NACHT.

## I.

### *Einleitung.*

Beinah mögt' ich, wie *Dante Aligheri* seine Comödie von der Hölle, dieses Buch anfangen, welches vielleicht mit dem seinigen gleiches Schicksal haben, von Orthodoxen und Hetorodoxen verworfen, von den Priestern zum Scheiterhaufen, von den Politikern zur ewigen Makulatur, von den Philosophen zum grofsen Haufen der Verirrungen des menschlichen Geistes verdammt, mit einem Wort, von allen Partheyen, Faktionen, Sekten und Schulen verurtheilt, und nur von wenigen beherzigt werden wird.

Ich steh' in der Mitte meiner Laufbahn, vom wilden Fantasieschwung der Jugend und der hypochondrischen Verzagtheit des Greisenthums in gleicher Entfernung. Ich habe gelebt, habe das Leben genossen, aber, was ich vielleicht nicht hätte thun sollen, *habe meinen Genufs geprüft*. Ich beobachtete die Welt, welche man die *beste* nannte; ich sah die Menschheit

in einem Jahrhundert, welches man das *aufgeklärte* hiefs; wohnte als Bürger in einem Staat, welcher unter die *glücklichsten, weisegeordnetsten, kultivirtesten* dieses Welttheils gezählt wird; studierte die Werke, welche als *Triumpfe* des menschlichen Geistes gelten, und fand — Eitelkeit, Gebrechlichkeit, Nichtigkeit überall. Ich fand ägyptische Nebel, wo andre Augen himmlisches Licht tranken; fand Quellen des Übels, wo andre den Brunnen des Heils erblickten, mufste über Barbareyen klagen, wo andre der Aufklärung Hymnen anstimmten, fand Ungewifsheit und Täuschung, wo andre schon Gewifsheiten priesen.

Ich anatomirte das Loos unsers Lebens, das Loos des Menschen und der Menschheit, unser Weben und Wirren, Wissen und Träumen, Hoffen und Freuen, Handeln und Leiden — und verlor mich schaudernd in ein Gedränge trauriger Gegenstände, sah mich umringt von Ungewifsheiten und Wahrheiten, von welchem diese mit jenen um den Preis des Schrecklichen kämpften.

Mifstrauisch auf meine eignen Augen, forscht' ich um die Meinungen andrer, und hörte bald lauter, bald leiser immer und überall das Echo meiner Vorstellungen; hörte, dafs der Mensch nicht das sey, was er sich so gern zu seyn träumet, dafs unser Wissen zusammenhangloses

Stückwerk, unsre Habe lächelndes Elend, unser Lesen und Thun ein Spiel bekannter und unbekannter Convenienzen sey.

Je länger ich über das Loos unsers Seyns studierte, je mehr stieg mir aus dem Wogenspiel des Wahrscheinlichen die furchtbare Gewisheit empor: dafs der Sterbliche nicht *wisse, was* er sey? nicht wisse, *warum* und *für wen*, und *zu welchem Zweck* er sey? — dafs unsre wichtigsten Angelegenheiten im Schatten der Geheimnisse lägen, dafs des Übels überall und seit dem Beginn der Menschheit mehr, dann des Guten, des Leidens mehr, als des Wohlseyns auf Erden herrsche.

Wahr ist es, wir haben grofse Schritte zurückgelegt auf der Bahn, in welche die Menschheit, ohne ihren Willen, und ohne zu wissen von wem, noch wozu, gestellt worden ist. Aber wahr ist es auch, dafs Barbarey noch immer den Erdball umschlingt; dafs die Sterblichen noch nicht glücklicher geworden sind. Wir sind nun ohngefähr dahin gekommen, nicht nur einzusehn, dafs wir überall von Mängeln und drückenden Übeln unterjocht werden, sondern, dafs wir — *Theodiceen* schreiben, und unsern Schmerzen sogar, unter tausend Thränen *Apologien* halten können. Dieſs sind die Fortschritte der Menschheit!

Es gehört sehr wenig dazu, um bald einzusehn, daſs der Sterbliche die Lehre vom Übergewicht des Elendes nicht darum bestreitet, weil er gewisse Überzeugungen als siegende Wahrheiten aufzustellen hat, sondern, um sich selbst zu betäuben, sich selbst in dem Opiat seiner Wünsche und Philosopheme wider die böse Wirklichkeit zu berauschen.

Doch dem sey, wie ihm wolle. Ich kehre nach dieser voreiligen Abschweifung auf mich selbst und mein Verhältniſs zur Welt zurück, um diese Blätter vor dem Verdacht zu retten, als sey ihr Inhalt vom schwarzen Dämon der Hypochondrie oder des Menschenhasses inspirirt.

In einem Alter, welches die Schwärmerey des Jünglings und des Greises nicht begünstigt, wohn' ich unabhängig von der groſsen Welt, einsam und unangefochten von heftigern Leidenschaften. Kein peinlicher Wurm nagt an meiner Gesundheit, keine Nahrungssorge stumpft meine Gefühle für die Reitze des Lebens ab; keine Faktion hat mich verstossen oder verfolgt, ich bin ohne Feinde, selbst ohne Neider, weil meine Hütte und mein Leben darinn, zu unbedeutend ist, ich lebe in einem Kreise edler Menschen, deren Geist und Herz eine mehr als alltägliche Bildung hat, ich werde geliebt, geachtet von meinen wenigen Be-

kannten, und sehe einer freundlichen Zukunft freundlich ins Auge.

Ich wünschte, dass jeder Schriftsteller, welcher über Gegenstände des Verstandes und Herzens schreiben wollte, vorher einen treuen Begriff von seiner eignen Gemüthslage, seinen innern und äussern Verhältnissen gäbe: man würde dadurch um so leichter in den Stand gesetzt seyn, ihn und den Werth seiner Meinungen zu würdigen.

In dieser Lage, und an der Neige meines Jahrhunderts, setz' ich mich nieder, unbefangen und kaltblütig den Schauplaz des Lebens zu übersehn, ein Gemälde von der Welt zu entwerfen, *wie sie ist*, oder *mir* erscheint, und nach meiner Erfahrung auch den *meisten* erscheint, die sie aber oft *so* nicht sehen *wollen*. —

Da ich weder für noch wider eine der izt herrschenden Schulen schreibe: so hab' ich nicht überall ihre Kunstsprache adoptirt. Da ich kein *System des Unvollkommnen* liefern wollte: so versprech' ich zum voraus — nur Aphorismen.

2.

## *Fortsetzung.*

„Les paradoxes, sagt ein älterer französischer Schriftsteller, dessen Name mir entfallen ist: sont dangereux à debiter: ils sont des médailles *pour les curieux*, et non pas de la monnoye *pour le peuple.*"

Ich denk' es auch. Ich mag und darf es selbst nicht wünschen, dafs jeder in meine Fufsstapfen trete. Wohl dem, der noch in glücklicher Unwissenheit schlummert, wohl dem, welcher sich im weichen Arm der Sinnlichkeit oder des Glaubens wiegen läfst — ich will ihn nicht erwecken.

Aber ich halt' es für Pflicht, meine Überzeugungen mitzutheilen. Paradoxen sind oft Wahrheiten, so wie die Wahrheit selbst nur zu oft Paradoxon ist. Ich halte den Gesichtspunkt, aus welchem ich den Blick über das grofse Mancherlei der Dinge warf, für interessant, auch dann noch, wenn er falsch wäre, weil dann diese Bemerkungen als psychologisches Aktenstück gelten können.

Viele Philosophen unsrer Zeit widmeten ihren Scharfsinn speculativen Quisquilien, spalteten Sonnenstraalen, fuhren Sylben, componirten nie gehörte Namen für alltägliche Dinge, glaubten fremde Wahrheiten vor das Auge der

Welt zu ziehn, wenn sie ihnen ein fremdes Kleid anlegten. Ein Scholasticismus des XIV Jahrhunderts würde über die Micrologiesucht des XVIII lachen müssen.

Aber die Wahrheit und das Heil der Gesellschaft haben dabei nichts gewonnen. — Wenn uns jemand mit einem grofsen Aufwand von Gelehrsamkeit beweist, dafs das *Ich* nichts anders denn *Ich* sey: so ist darum keine Seele in ihren Zweifeln beruhigt. Er gleicht dem Matrosen, der beim Sturm auf dem Meer sich die Hände abtrocknet, inzwischen die Wellen durch alle Fugen des lecken Wraks eindringen, und den Untergang des Ganzen drohen.

Vielleicht gelingt es mir, auf manche dieser offnen Fugen aufmerksam zu machen, durch welche der Gesellschaft so mancher Kummer erwächst; vielleicht gelingt es mir, durch diese kleinen Betrachtungen hin und wieder einen scharfsinnigen Denker an die wichtigern Angelegenheiten des moralischen Lebens zu ziehn: dann hätt' ich doch *einen* Nutzen gestiftet.

Ich kann meine Arbeit keinem schönern Zwecke als der *Widerlegung* widmen. — Wer, wo ich die schleierlose Wahrheit zu umarmen wähnte, mich des Irrthums zeihen, wer mir, wo ich auf der schlüpfrigen Strasse des Zweifels wankte, den eisernen Stab der Gewifsheit entgegenreichen wird, soll mein Apollo seyn.

Er verdient sich eine Bürgerkrone von den Händen der menschlichen Gesellschaft. Ich würde meine Niederlage als ein Freudenfest feiern — und meine Siege beweinen.

---

## 3.

### *Beschlufs.*

Sobald der Mensch, — welchem der allmächtige Anwachs seiner Vorstellungen, Gewohnheit und Alltäglichkeit der Dinge, die ihn umgeben und der Drang der Verhältnisse, eine gewisse Gleichgiltigkeit gegen sein Selbst und seine möglichen höhern Bestimmungen, mitgetheilt haben, — in diejenige Periode tritt, wo er mit kühler Besinnung entweder an seinem errungenen Ziele steht, oder seine schönsten Hoffnungen mit *einem* Schlage zertrümmert sieht, oder wenn irgend ein Gegenstand ihn daran mahnt, dafs sein Hierseyn auf der Welt nicht *eigentlicher* Zweck sey, dafs er mit allen Herrlichkeiten, die er zusammen gewonnen habe, nicht den unerbittlichen Tod bestechen könne: so wird *dann* gewifs in ihm, wenn es durch andre Veranlafsungen nicht schon früher geschah, die ernste Frage laut: *Warum* bist du in der Welt? *was bist* du hier? *was hast* du?

Er übersieht die Kette seiner Handlungen, und findet ein beleidigendes Bruchwerk von Widersprüchen; er übersieht den Umriſs seines Lebens von der Wiege bis zum Sarge, und fühlt sich wie auf einer wilden Insel, umgeben vom unübersehbaren Ocean. Er sucht den Zusammenhang dieses Eilandes mit einem grössern, festen Landstrich, und erblickt im Aufgang Wellen, und Wellen im Niedergang, auf welchen trügliche Nebelgestalten schweben, die er, wenn er gutmüthig genug ist, zu seiner eignen Beruhigung für festes Land halten kann.

*Vor unsrer Geburt!* — was waren wir? wo waren wir? — Nacht und Dunkelheit ruht über diesen Gegenden, vor denen bescheiden die Vernunft schweigt, und in deren unbekannten Revieren nur trostlos die verwegne Einbildungskraft umherflattert.

*Nach dem Tode!* — werden wir seyn? was? und wie? — abermals Finsternisse überall, bei denen die Vernunft vergebens ihre Berechnungen anstellt, und die Einbildungskraft umsonst ihre Dienste anbietet, uns zu trösten.

Je länger wir in diese Nacht hinausstarren, vor und hinter uns, je heftiger wirkt der Reitz der Frage: wie ist's mit *mir*? hängt mein Seyn mit einem *gröſsern Seyn* zusammen, oder bin ich nur ein vorübergehendes Meteor im Universum? Ist's mit meinem Bewuſstseyn, wie

mit der Blume auf den höchsten Alpen, die, ein Spiel der gährenden und gebährenden Natur, dort ungesehen und unbenutzt aufblühte und wieder ausgieng? Bin ich *wirklich* zu höhern Zielen erkohren, — bin ich unbedeutender Punkt im Unendlichen selbst ein bedeutender *Zweck*, oder nur *vergängliches Mittel*, welches für eine Zeit im unerklärlichen Spielwerk des Weltganzen mitläuft, und dann, wieder aufgelöst, in das ewige Nichtseyn zurückfällt, aus welchem es hervorgieng?

Es verläfst keiner der Todten seine Gruft, uns die Fragen zu beantworten, es erscheint kein gefälliger Gott in der alten Finsterniſs und spricht: „*es werde Licht.*"

Dieſs folternde Schweigen stillt den Reitz unserer Neugierde nicht, welche eben so rechtmäſsig und billig, als hoffnungslos ist.

Wir eilen sehnsuchtsvoll weiter; die Welt und unser Aufenthalt in ihr erscheint uns mit jedem Augenblick des Forschens, als ein dunkleres Räthsel.

Nicht *durch uns*, nicht mit unserm Willen und Wissen, traten wir auf diese Bühne. — *Durch wen* also? Auch diese Frage beantwortet niemand; wir taumeln unter düstern Ahndungen umher, was wir ertappen ist höchstens ein *Glaube* im gefälligen Mantel des Wahrscheinlichen. Allein der schönste Glaube ist

noch immer eine schlechte Gewifsheit, ein unberuhigendes Quid pro quo.

Der Mensch, welcher mit Thränen, ohne sein Zuthun, in den Kreis der Dinge hineintritt, mit dumpfer Gedankenlosigkeit die ersten Jahre vegetirt, dann unter manchen Unannehmlichkeiten die Kinderzeit übersteht, als Mann seine Tage von Arbeiten, Kränkungen, Leiden und Verdrüfslichkeiten mancherlei Art, seine Nächte von Sorgen verschlungen, sich immer links und rechts neben Gefahren, und nie am Ziele weifs, der endlich für tausend saure Stunden nichts, als das offne Grab zum Lohn erblickt, — ist allerdings berechtigt zu fragen: *wofür* duld' ich das alles? —

Ehe wir von einer Mutter gebohren wurden, war *Nichtseyn* unser Eigenthum. Wir entbehrten mit dem Bewufstseyn zwar jede Freude, aber auch jeden Schmerz. Wir sehnen uns oft in jenes glückliche Nichtseyn zurück. Wie oft verfluchte der gequälte Mensch den Moment seiner Gebürt; wie unzählige überwanden alle Schrecken des Todes, und stürzten sich vermittelst des Selbstmords in die erwünschte ewige Selbstvergessung zurück? —

Nicht wir, sondern eine unbekannte Gewalt zwang uns, den Tausch des Nichtseyns mit dem Daseyn einzugehn: ein Tausch, welcher dem Sterblichen so oft mifsfällt. Sollte dieser

nun nicht das Recht haben, den Schöpfer um die Ursache seiner Berufung zu fragen?

Aber was nüzt dieſs traurige Recht? dieſs Fragen, dem keine Antwort schallt?

*Furcht*, sagt man, sey den Sterblichen die Urquelle der Religion gewesen — so mag denn *Verzweiflung* die Mutter der Philosophie seyn.

Überall trostlos gelassen, suchte der Mensch in sich selbst, und innerhalb der Gränzen seines irdischen Lebens, Spuren vom Zusammenhang desselben mit einem gröſsern Daseyn, suchte in der Natur des Gegenwärtigen, ob sich nicht Winke, Hieroglyphen über den Zweck seiner Geburt erkennen liessen? — ob zu dem wichtigsten Räthsel der Menschheit nicht ein Schlüssel aufgetrieben werden könne?

Beherrscht von der Begierde, das Gewünschte zu finden; geleitet von schmeichelnder Selbstliebe, nicht fähig einen fehlgeschlagnen Versuch zu ertragen; entschlossen, im Fall eines anscheinenden Mislingens seiner Bemühungen, sich lieber im süssen Most des Glaubens zu berauschen, als mit der fürchterlichen Gewiſsheit vertrauter zu werden, wähnte er bald überall helle Kennzeichen seiner Bestimmung zu erblicken. Er umklammerte ängstlich jede Scheinsprache von Offenbarungen; proscribirte, um seiner Ruhe willen, jeden dagegen sich aufwerfenden Zweifel; und wo ein trüglicher Nebel

auf

auf dem dunkeln, seine Lebensinsel umfassenden Ocean spielte, pries er mit seligem Entzücken *Daseyn* des festen Landes!

Man beobachtete durch die fünf engen Fenster der Sinne das Universum, und ungeachtet man eingestand, dafs der menschliche Blick nur Theilwerk, und nur eine spannenlange Ferne zu erkennen im Stande sey, sprach man doch über die Organisation des physischen und moralischen Weltganzen ab, als hätte man in die Pläne des unbekannten Anordners gesehn. Es dauerte nicht lange, so wandelte der magische Stab der Einbildungskraft jeglichen Wunsch in eine noch schönere Gewifsheit und Wirklichkeit um. — Es entstand die Lehre von Geistern und Göttern; man hatte keines dieser Wesen je unmittelbar erkannt, doch bald verwandelte sich die Muthmafsung in Gewifsheit, man sah und sprach die Götter von Angesicht zu Angesicht. Der menschliche Verstand entwickelte sich, und mit ihm die Lehre von der Unicität der Gottheit. Man nahm es als erwiesen an, dafs der Erdball und das unendliche All der Dinge zum Vergnügen, zur Seligkeit der Sterblichen allein gebaut, unter der Erde eine Hölle, über der Erde ein lohnender Himmel für Sterbliche sey.

Bald gieng man weiter auf der reitzenden, alle unsre Aengstlichkeit beruhigenden Bahn.

Man bildete sich die Gottheit so erhaben, so groſs als möglich, trug alle Vollkommenheiten der Menschheit verunendlicht in das Ideal über. Mit jeder Veränderung der Sitten, Launen und Gemüthseigenschaften der Erdebewohner veränderte sich zugleich ihre Gottheit, die sich daher in jedem Jahrhundert, und bei jedem Volk anders darstellte. Man war nicht zufrieden, von ihr ein Universum, als Geschenk, erhalten zu haben, sondern wollte auch mit ihr durch Unterhändler korrespondiren. Es entstanden Cohanim, Hohepriester, Magier und Propheten; es wurden Bündnisse geschlossen, Offenbarungen und Visionen waren nicht mehr ungewöhnlich. Endlich geschah der äuſserste Schritt gegen die Gränzen der ungezügelten Einbildungskraft. Nicht das ganze Weltgebäude, nicht Priester und Propheten waren dem menschlichen Geschlecht zur Beruhigung seiner Zweifel genug; das höchste Wesen erhielt einen Sohn. Seinen eignen Sohn muſste Gott auf den Erdplaneten senden, die Sterblichen an ihn zu binden unauflöslich: der Sohn der Gottheit muſste bluten an einem Kreuze. Noch jezt hängt gläubig an dieser Vorstellung die kleinste und nördlichste von den fünf groſsen Hauptinseln unsers Weltkörpers, die für die erleuchteste, aufgeklärteste und kultivierteste unter allen gilt. — Wer diese Vorstellung zu be-

zweifeln wagt, erklärt sich selbst in die Acht.

Aber die Vernunft, welche seit einigen Jahrhunderten mit der Einbildung um das Recht der Oberherrschaft im Kampfe liegt, übt hin und wieder schon ihr Souveränitätsrecht aus. Es ist zu fürchten, dafs unter *ihrem* Zepter, bei allen andern Vortheilen, dennoch sich das Herz der Menschheit nicht so wohl befinden werde, als unter dem geminderten Einflufs der herrschenden Phantasie. Allein sie dringt mit furchtbarer Macht siegreich vor; wir sind dem *Factum* unterworfen; welcher Arm wird sie wieder zurückdrängen? —

Ihr, die ihr euch unter ihren Panieren schon versammeln liesset, und stolz darauf seyd, die eure Fürstin zu heissen; ihr, die ihr Entschlossenheit genug hattet, die weichen Binden der Einbildungskraft abzuwerfen, Finsternifs für Finsternifs, Nebel für Nebel zu erklären: lafst uns nun mit eben der Entschlossenheit alles durchforschen, was zwischen den Gränzen unsers isolirten Lebenslaufes liegt, um endlich zu *wissen* und zu *erfahren*, (nicht zu glauben, zu wähnen, und zu dichten) was wir *sind*, was wir *haben*? ob gegründet sey in der *Wirklichkeit* der alte Traum von menschlicher Hoheit und Würde, welche ein Gott mit seinem Blute besiegelt haben soll?

# ZWEYTE NACHT.

## 1.

### *Präexistenz.*

Wir wollen den Menschen durch seine verschiednen Lebensperioden, von seiner ersten bis zur lezten Thräne, beobachten. Aller Billigkeit nach fangen wir so *ab ovo* an.

Es liegt in der menschlichen Natur die Geneigtheit, auch da immer eine *Antwort hinzu glauben*, wo sich uns eine Frage aufdringlich macht, und die Nothwendigkeit jener für einen Beweis ihrer Richtigkeit zu halten. Man verwechselt dabei die sehr verschiednen Gesezе der Ideen- und Realenwelt, nimmt mit der Täuschung, statt der Wahrheit vorlieb, weil *jene* die Stelle dieser ersetzen muſs, und so ersezt, daſs das *Herz*, welchem es nur um Beruhigung zu thun ist, von der Wahrheit selbst, in *der* Hinsicht, nicht mehr fodern könnte.

Wenn wir auf die Verschiedenheit der Talente und ihrer Grade, auf die Mannigfaltigkeit guter und böser Verhältnisse des Menschen sehn, welches alles er sich nicht selbst geben,

sondern nur als Geschenk von dem Unbekannten, den er bald Schöpfer, bald Zufall, bald Nothwendigkeit, bald Natur nennt, annehmen konnte, so liegt die Frage da: "ist diese Austheilung des Bessern und Schlechtern wirklich nur Sache blinder Naturspiele, oder herrscht darinn Plan eines denkenden, moralischordnenden Wesens? — Griff die Hand des Welterhalters auf Gerathewohl in den Glükstopf des Fatums, und zog Loose für die werdenden Weltbürger, von welchen alle *vor der Geburt* ein gleiches Verdienst, oder Nichtverdienst hatten, oder nicht hatten? oder wird auch hier schon auf Vergeltung, auf Lohn und bessernde Strafe geachtet? — Ist es dem höchsten Anordner gleichviel, ob er einen Geist, einen neuen Kolonisten des Erdballs in einen Cäsar- oder Alcibiadeskörper schickt? ob er ihn das Land der *Eskimaux* oder *Albinos*, oder der *Franzosen* zum Spielraum seines künftigen Erdelebens bestimmt? ob er ihm ein Wohnhaus mit gesundem Blut, hellen Sinnen, freien Nerven, oder eine *Hütte* anweis, an welcher überall die Sünden der Väter kleben?" —

Die Fragen sind sehr interessant. Aus ihnen quillt unmittelbar eine andre: Haben wir schon ein früheres Daseyn, als auf diesem Planeten, oder in diesen gegenwärtigen Verhältnissen genossen?

Wenn wir, aus sehr natürlichen Gründen, uns nicht immer lieber, mit dem, was *vor* uns, als mit dem, was *hinter* uns liegt, zu beschäftigen geneigt waren: so würde die Frage über das frühere Seelendaseyn eben so viel Magnet für unsre Speculation haben, und eben so oft ventilirt worden seyn, als die vom Fortdauern der Seele und ihres Bewufstseyns jenseits des Grabes.

Seit *Pythagoras* und *Plato* jene Idee vom Früherseyn zur Sprache gebracht haben, ist sie mannichfaltig, wenn gleich nur sparsam, umgestaltet worden. In meiner Jugend hieng ich ihr selbst so sehr an, dafs ich eine besondere Abhandlung darüber schrieb, die mir einigen Beifall, nur nicht den Beifall meines gegenwärtigen Alters, gewonnen hat. Aus den Compendien der Metaphysik hat sich die Hypothese selbst verloren; nur ihr historischer Schatten wankt darinn zuweilen noch, wenn, um der Vollständigkeit willen, die Namen der Creatianer, Präexistenzianer, Indicianer u. s. w. angeführt werden müssen.

Und doch hat der Gedanke: wir haben vielleicht schon einmal früher, als auf dieser Welt, gelebt, dort haben wir uns zu dem, was wir jezt sind, ausgebildet, wie wir uns in der gegenwärtigen Classe der grofsen Geisterschule zu einer höhern bilden sollen! — so

viel Einschmeichelndes, daſs ich mich wundre, wie er selbst aus den Träumen der Dichter verbannt blieb? Er wirft, sobald er mit moralischen Wahrscheinlichkeiten, an denen es nicht fehlen kann, bekleidet ist, einen so angenehmen, belebenden Schein auf die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, daſs diese sich gewissermaſsen allein auf die Zuverlässigkeit von jenen zu lehnen, das Ansehn hat.

Allein je weiter die Vernunft in ihren Siegen voreilt, je mehr wird auch die Hypothese der Prä- und Postexistenz des Geistes von ihrer Würde verlieren, die sie nur aus den Händen der Phantasie und des moralischen Bedürfnisses empfang.

---

2.

## *Dialog.*

Der Mensch hat für alles in sich ein *Dafür* und *Dawider*, ein *Ja* und *Nein*, vermöge seiner doppelzüngigen Natur. Die unbestochne Vernunft und das Bedürfniſs der Sinnlichkeit, der Wunsch des Herzens, liegen in ewiger Fehde mit einander. Ihre abwechselnden Siege über einander hängen von der Macht der einen oder andern Parthei ab, und entscheiden

oft eben so wenig über Wahrheit und Recht, als die Ordalien und Zweikämpfe der Vor- und Jetztwelt.

Wir wollen beide Partheien, wie der Apostel *Paulus*, bezeichnen, jene *Pneuma*, diese *Psyche* nennen. — Der Inhalt ihres Dialogs sey das Resultat meines Fürs und Widers über die Seelenwanderungshypothese.

Psyche. Du glaubst also kein früheres Daseyn des menschlichen Geistes?

Pneuma. Nein, weil ich nichts glauben kann, als das, was ich *weiſs*.

Psyche. Auch die höchste Wahrscheinlichkeit, welche, um Wahrheit zu seyn, nur das Jawort der Erfahrung bedürfte, kann deinen Glauben nicht gewinnen.

Pneuma. Unmöglich. Ich halte sie immer für Wahrscheinlichkeit, weil sie nichts anders, und nichts weniger, als objective Gewiſsheit, ist.

Psyche. Du solltest dich aber wohl daran erinnern, daſs zwischen dem *Glauben* und *Wissen* ein groſser Unterschied herrscht.

Pneuma. In den Wörtern für mich, in den Begriffen für dich. — Glauben ist mir ein Fürwahrhalten eines Gegenstandes. Aller Schein der Wahrheit kann mich nicht zwingen, ihn für die Wahrheit selbst zu halten. Wenn alle mögliche Gründe *für* das wirkliche *Daseyn*

eines Dinges sprechen, alle mögliche Gründe *wider* das *Nichtseyn* desselben: so kann ich dennoch weder über das Daseyn noch Nichtseyn des Dinges entscheiden, so lange die *Wirklichkeit* sich mir nicht selbst offenbart. Ich glaube folglich weder an das quästionirte Daseyn noch Nichtseyn, weil ich beides nicht *weiss*.

Pyrenz. Du glaubst also keinen Gott, weil du ihn nicht weisst?

Pneuma. Wenn ich ihn nicht glaube, so *läugne* ich ihn darum nicht, sondern ziehe mich in meine Ohnmacht zurück, und sage: *Ich weiss nichts*. Ein andrer Fall ist's, wenn ich nicht speculire, sondern in das Practische eintrete. Da lass' ich, um des Systems willen, moralische Gewissheiten für objective, und, um dein Beispiel zu behalten, den Gott, über dessen Wirklichkeit in der Natur ich keine Gewissheit habe, als wirklich gelten.

Pyrenz. Schweigen wir davon, und wenden wir uns zu der Idee von der Präexistenz zurück. Alles in der Natur entwickelt sich *allmählig*; die Blume steht nicht plötzlich als Blume, die Frucht nicht als Frucht da. Sollte der Mensch allein in der Ordnung der Dinge einen Absprung machen? — Nein, ich glaube, dass er, ihr gemäss, ebenfalls allmählig zur Vollkommenheit aufsteigt; glaube, dass

alle Seelen von Gott *gleich* geschaffen, und nicht einzelnen, besonders vor andern, Vorzüge zugetheilt wurden; diese müssen erst erworben werden. Ich glaube daher, dafs die Seelen nicht unmittelbar ihre so mannigfaltigen Grade der Kräfte von der Hand des Schöpfers, sondern von einem frühern Daseyn mitbrachten.

Pneuma. Keine Schlüsse sind trüglicher, als die, welche aus der Ähnlichkeit der Gegenstände gezogen werden. Wir kennen die berühmte Ordnung der Dinge nicht, folglich können wir aus ihr auch nichts beweisen.

Psyche. Aber doch aus dem Begriff der höchsten Gerechtigkeit, welchen du selbst der Gottheit beizulegen gezwungen bist! Wär' es nicht unbillig vom Schöpfer, wenn er einen Geist mit mehrern, den andern mit wenigern Talenten zur Glückseligkeit oder Vollkommenheit ausrüstete? Ist es nicht der Würde der schöpferischen Gerechtigkeit angemessner, dafs sie es den gleichgeschaffnen Naturen überläfst, die empfangnen Anlagen nach eigner Willkühr zu benutzen?

Pneuma. Du sprichst sehr theologisch. Allein ich *weifs* erstlich nichts über *Gott*. Und wär' ich von seiner Existenz gänzlich überführt, so würd' ich nichts über seinen *Weltplan* wissen, folglich aus ihm nichts deducizen. Glaubt' ich aber auch an diesen, so brächte dieser

Glaube mir keine Beruhigung, sondern tausend *neue Räthsel* zu. Zum Beispiel: da Gott alle Geister mit gleichen Talenten ins Seyn rief, warum wies er ihnen nicht immer auch *gleiche Verhältnisse* an, unter welchen sie sich, in gleichen Schritten, ausbilden konnten? — denn nicht die Willkühr allein, sondern innere und äussere Umstände bestimmen den Sterblichen gröſstentheils! — Wenn die Menschen bei gleichen Anlagen nicht zu gleicher Zeit das Ziel erreichen: so ist, nach meiner Einsicht, die Schuld davon nicht ihnen, sondern ihren verschiednen, sie bald mehr bald weniger begünstigenden Lagen zuzuschreiben. Kräfte, die in gleichen Graden unter gleichen Verhältnissen wirken, müssen auch gleiche Wirkung hervorbringen.

Psyche. Du rechnest auch gar nichts auf ihre Willkühr.

Pneuma. Weil, wenn der Mensch wirklich Herr über Willkühr ist, er sich doch derselben gewöhnlich erst dann bemeistert, wenn sie den Schaden der Umstände nicht mehr ersetzen kann.

Psyche. Das müſste denn doch erst bewiesen werden! — Allein, ich schenke dir die Mühe, Erfahrungsbeispiele aufzusuchen. Ich muſs dir nur sagen, daſs du mich noch gar nicht widerlegt hast. Wär' es denn nicht auch möglich, daſs die Gottheit zwar alles mit gleichen

Talenten, aber nicht zu gleicher Zeit schüffe, um eben eine Verschiedenheit der Stufen und Standpunkte in der Geisterschule hervorzubringen, welche so vieles zu unsrer Vervollkommnung, als Motiv, beiträgt, den Höhern seinen Werth über die untern Klassen mit süssem Gefühl erkennen läfst, den Tiefern ansporne zum Wettlauf, um den Erhabnern gleich zu werden, und welche uns gewissermafsen einen Blick in die göttliche Ökonomie der sittlichen Weltordnung werfen läfst?

Pneuma. Es sey möglich. Aber die Möglichkeit kann mir nie etwas über die Wirklichkeit beweisen.

Psyche. Um Verzeihung, hier ist *mehr* als bloſse *Möglichkeit*. Es ist selbst *mehr* als *wahrscheinlich*, dafs Gott nicht alles, was ist, in gleicher Zeit, sondern in einer gewissen Ordnung *auf einander folgend* schüfe: denn es ist ungedenkbar, dafs der *unendliche* Schöpfer jemals ruhen könne. Er ist *ewig thätig*. So wie jedes Jahr neue Blumen, Pflanzen, Thiere, Metalle u. s. f. gebiert, die vorher nie waren: so kann auch jeder Moment neue Seelen entwickeln.

Pneuma. Du wirst den theologischen Satz in der Dogmatik: *Deus est purus actus*, wieder geltend machen. — Allein damit lähmst du die Kraft deines ersten Beweisgrundes, welchen

du von den verschiednen Gaben und Lagen der Menschen auf Erden entlehntest, die, nach deinem Sinn, mit der höchsten Unpartheilichkeit des Schöpfers im Widerspruch stehn müßten, wenn man nicht annähme, daß die Seelen ihre Talente schon in einem frühern Daseyn bald mehr, bald weniger kultivirt haben könnten. — Du siehst daraus, man kann aus den Eigenschaften Gottes *alles*, und eben darum nichts beweisen. Die Theologen, welche sich auf den Concilien zankten, hatten daher, selbst in den offenbarsten Widersprüchen, auf beiden Seiten immer Recht und Unrecht. —

**Parsenn.** Das alles find' ich nicht. Jener Beweis von der auf Erden herrschenden Ungleichheit der Geister kann noch immer beiläufig mitgelten. Wir rücken von den verschiednen Punkten unsrer Erschaffung fort. Vielleicht war das, was jezt Menschenseele heißt, anfangs nur vegetabilisches Leben einer Pflanze; dieß mußte sich unter mancherlei Formen und Arten des Daseyns lange vorher erst entwickeln, mit neuen Kräften stärken, reinigen, eh' es in die Ordnung der Menschenzunft übergieng. Wiewohl sich der Mensch dieser ehmaligen Beschaffenheiten seines bessern Theiles nicht erinnern kann: so sind sie darum doch nicht ungeschehn gewesen.

Pneuma. So bist du doch mäſsiger, als *Empedokles*, der sich noch ganz gut erinnern wollte, in welchen Pflanzen und Thierhäuten seine unsterbliche Seele weiland gehauset habe.

Psyche. Wir bringen nichts, als gebildete Anlagen, Fertigkeiten aus dem frühern Daseyn in das jetzige, und nehmen eben so auch aus den gegenwärtigen Verhältnissen nichts, als sie, in die künftigen Formen hinüber. Dieser Gedanke trägt eine Harmonie in das groſse Ganze über, welches mich umfingt, und ausser dem als ein wildes Chaos daliegen würde, in dessen Theilen überall Zwecklosigkeit und Mangel herrscht. Ich sehe dann nichts als eine einzige groſse Wesenkette, welche in den verschiednen Naturreichen an einander stöſst, im Polyp und Affen, und sich durchs Unendliche schlingt.

Pneuma. Nur Schade, daſs du erst die Harmonie ins Weltganze, vermittelst einer Hypothese, hineintragen muſst, da dir das Weltganze eigentlich den Gedanken seiner Harmonie überreichen sollte, wenn du über das System der Dinge mit Sicherheit absprechen wolltest. — Überhaupt können wir über die Ordnung des Universums nichts sagen, weil theils von demselben uns nur ein zu kleiner Theil vorliegt, theils weil wir auch dieſs Wenige noch durch die Brille unsrer Sinne betrachten

müssen, von welcher wir nicht wissen, ob ihr Glas gefärbt sey, oder nicht.

PSYCHE. Die Materie ist mir dann nur die Leiter, auf welcher die Geister zu ihrer erhabnen Bestimmung emporsteigen.

PNEUMA. Kennst du das Wesen der Materie? Kennst du das Wesen der Geister? Ist es denn schon ausgemacht, dafs das, was du Materie nennst, nicht alle die Wirkungen erzeugen könne, welche du dem beilegst, was du Geist nennst? So lange uns die Dinge *an sich* unbekannt sind, dürfen wir nicht über sie, als solche, urtheilen.

PSYCHE. Du widerlegst mich niemals, sondern ziehst dich feig' und träg' immer in die Schanze deines *Nichtwissens* zurück.

PNEUMA. Es geschieht, weil ich deine Hypothesen nicht mit neuen Hypothesen widerlegen mag noch kann. Ich folge übrigens nur deinem Beispiel, wann du dich hinter dein ewiges *Vielleicht* verbirgst. Wenn es denn einmal darauf ankömmt, zu *wissen*, ob die menschliche Seele schon einer frühern Existenz genofs, oder nicht, so glaub' ich, ist mein Verfahren das gerechteste, lieber einzugestehn, dafs ich nichts weifs, als Träumereien auf Träumereien zu laden.

PSYCHE. Aber die ganze Einrichtung unsers Vorstellungsvermögens, unsrer Urtheils-

kraft, ein gewisses Gefühl, welches uns durchdringt, unsre ganze Natur zwingt uns für die Idee der Präexistenz Beifall und Glauben ab, so dafs wir sie für wahr halten müssen, wenn uns gleich noch die günstige Bestätigung der Erfahrung abgeht.

PNEUMA. Nun gut. So beweiset diese Synkatathesis nichts mehr, als dafs sie in *uns vorhanden sey*, ohne darzuthun, dafs auch ausser uns der Gegenstand wirklich seye, zu welchem sie unsern Beifall lenkt. — Sei glücklich in deinem *Vielleicht*, ich rufe: *ich weifs nicht!*

---

## 3.

### *Geburt.*

Ohne zu wissen von wannen, noch wohin? treten wir in die Zunft der Erdenbürger, weinend, arm und gebrechlich, eben so unmenschlich, so ekelhaft, als im Augenblicke, da wir wieder hinausgetragen werden; eben so taub, so bewufstlos, dort als hier.

Das ganze Wahrseyn, und unsre Existenz darinn, gleicht einem festen Schlafe; der Genius des Lebens weckt uns auf; wir erwachen, erstaunen, hören was geschehen sey in einem Theil unsrer Schlummerzeit, essen, trinken, neigen das Haupt, und entschlummern wieder.

Was

Was haben wir genüzt? was haben wir gesollt? was haben wir gewünscht?

Nirgends erscheint der Mensch, welcher sich durch sein ganzes Leben für eine so grofse Wichtigkeit hält, (wahrscheinlich weil er andre Dinge ausser sich *nicht*, und sich nur *halb* kennt,) kleinlicher und unbedeutender, als im Moment seines Werdens.

Ein verzognes Busentuch, das sichtbar gewordne Strumpfband am Knie eines Weibes, ein Gläschen Weins über die Regel, macht die Einbildungskraft stürmisch, das Blut gähren, die Nerven lüsterner — und das Produkt der Schäferstunde ist — ein *Mensch:* ein Mensch, an welchen Vater und Mutter bei der Lust am lezten dachten, wenn sie anders ihr Geschäft nicht ex officio vollzogen.

Stillung eines Nervenkützels ist der erste Wink zum Leben für ein unbekanntes Geschöpf, welches dazu oft sehr ungebeten erscheint. Die Männer sind eben defswegen, weil der geringste Theil der Folgen auf sie fällt, im Durchschnitt weniger keusch, oder enthaltsam, als die Weiber. Schrecklich genug ist's, dafs man auch hier endlich die Kunst zum Adjunkten der Natur gemacht hat, die thierische Lust zu geniessen, ohne den Zweck der Natur zu erfüllen; wiewohl ich von der andern Seite ebenfalls in dem Heroismus eines *Xenokrates*

oder *Origines* kein Verdienst, keine Tugend erkenne.

Unser Ursprung, an sich betrachtet, ist mithin eben so unedel, oder edel, als der Ursprung eines jeden andern vierfüßigen oder befiederten Thiers. Genug, das Embryo entwickelt sich im Leibe der Mutter, wie die künftige Blüthe im Kern der Frucht, gewinnt Form und präsentirt sich nach neun Monden zur gehörigen Zeit.

Freudenlieder ertönen an der Wiege des winselnden Neulings; man weiß den kleinen Abgott nicht genug zu schmeicheln, dem's freilich noch nicht anzusehn ist, ob er einst Vater oder Mutter eigenhändig aus dem Hause werfen, oder im Alter mit Schonung pflegen, ob er seine Laufbahn zwischen Himmel und Erde an einem Strick, oder mit einem Loth Blei am unrechten Ort, oder auf dem jahrlangen Siechbette schliessen werde.

Genug, er ist da — vor der Hand nichts, als eine athmende Fleischmasse in menschlicher Form.

Die Freude der Eltern über den neugebohrnen Stammhalter ist sehr *natürlich*, und eben darum billig: sie hat verschiedene Quellen, unter welchen sich der elterliche Instinkt und die in dem fruchtbaren Boden der Einbildung aufblühende Hoffnung, am füglichsten nennen

lassen. Der Instinkt erlischt allmählig, verliert von seiner Heftigkeit wenigstens, jemehr das Menschchen aufhört, Fleisch von ihrem Fleisch, und Bein von ihrem Bein zu seyn. Die Hoffnung geht in der Zukunft größtentheils verloren; entweder das Kind schlägt aus der Art, oder die Eltern büssen durch das erkältende Alter die Fähigkeit ein, die Vollkommenheiten ihres Werkes zu geniessen, oder einer von beiden Theilen verläßt, eh' die sehnlich erwünschte Erfüllung reifte, die Welt. — Sie sind durch ihre Einbildung inzwischen fröhlich gewesen; wohl ihnen!

Aber desto unnatürlicher und unbilliger ist hingegen, besonders bei kultivirten Nationen, die sonderbare Anmuthung der Fürsten, daß ihre Unterthanen die Freude über eine fürstliche Leibesgeburt mit ihnen theilen sollen. Ist die von einer Prinzessin gebohrne Fleischmasse edler, als die des ärmsten Bauernweibes? Soll sich ein ganzes Volk über einen Thronerben in der Wiege freuen, von welchem es noch unentschieden ist, ob er ein militärischer Narr, wie *Karl XII*, oder wie ein *Ludwig XIV*, der Entmarker des Landes werden werde?

Wirklich, die Fürsten sollten doch endlich aufhören, sich zum Gespött der Völker zu machen, oder nur ihren Marschällen, Hofpoeten und Hofzeitungsschreibern, (denn in neuern

Zeiten vertreten diese die Stelle von jenen; beide leben von blauem Dunst, welchen sie ungebeten im Namen des Volks dem Fürsten, oder pflichtmäfsig, im Namen des Fürsten, dem Volke machen,) nicht länger Autorität geben, dergleichen lächerlichen Unsinn zu predigen. —

Ich würde nicht auf diesen fehdseligen, und dem Revolutionsalmanach erzdemokratisch scheinenden Gedanken gerathen seyn, wenn nicht noch neulich die abgeschmackte Ankündigung von einer, „das ganze Land höchst erfreuenden Niederkunft," mich daran erinnert hätte, wie entfernt auch die humansten, aufgeklärtesten unsrer Höfe noch von jener edeln Simplizität sind, welche allein die wahre Lebensweisheit charakterisirt.

---

4.

## *Erste Kindheit.*

Das Thier ist kaum gebohren, so ist es nach wenigen Augenblicken, Tagen oder Wochen, fähig, sich selbst Nahrung zu suchen und die Geschäfte der Eltern zu treiben. — Der Mensch nicht. Hülflos und ohnmächtig liegt er ein paar Jahre da, in dumpfer Unwissenheit hin-

hülflich. Die ersten fünf bis sechs Lebensjahre verstreichen dunkel und halb unbewufst. Wir bringen nicht einmal eine klare Erinnerung aus ihnen in die Zeit unsers deutlichen Bewufstseyns herüber. Sie sind für uns, als wären sie nicht gewesen.

Wir leben dann nicht uns, sondern unsern Eltern, deren Puppe wir sind, und welchen wir im Ganzen eben so vielen Kummer, so viele schlaflose Nächte, als Freuden geben. Sie leiden in unsern Krankheiten mehr als wir, sie fühlen unsre Schmerzen doppelt; der Zähne erstes Auskeimen jagt ihnen Todesangst ein, wo uns höchstens eine Epilepsie die Besinnung und das Gefühl des Leidens raubt; sie verzagen beim Ausbruch des Pockengiftes, wo wir höchstens in unangenehmer Gedunsenheit stöhnen.

Es ist mir eins von den tausend dunkeln Räthseln der Natur, warum der Mensch so lange im Stande der Unmündigkeit und Unbehülflichkeit lebt, inzwischen andre Thiere, die mit dem Menschen gleiche, oder vielleicht eine gröfsere Lebenslänge geniessen, sich weit schneller in ihren Kräften entwickeln? — Ich meyne damit nicht jene Periode vom achten bis zum zwanzigsten Jahre, in welcher wir schlechterdings der Vormundschaft bedürfen, um erst zu der Stufe von Cultur zu gelangen,

auf welcher der bessere Theil der Menschheit steht, sondern die, welche derselben vorausgeht.

Sobald wir endlich aus dem dunkeln Zustande der Thierheit herausgehn, sobald wir das Knabenalter gewinnen, beginnt unser eigentliches Leben. Wir fangen an, mit deutlicherm Bewufstseyn die Dinge um uns her zu betrachten, zu beurtheilen und nach unsrer Art zu geniessen. Wir werden zur Schule geschickt, um uns in der Welt mehr zu orientieren, in welcher wir künftig handeln sollen. Jezt treten wir die Lernjahre an, welche dazu bestimmt sind, uns durch die Kunst der Pädagogen in einem kurzen Zeitraum das wichtigste von dem, was die Menschheit seit vielen Jahrhunderten im Reiche des Erkenntnisses ärndtete, mitzutheilen, oder uns nur in den Stand zu setzen, durch irgend ein Gewerbe dereinst selbst unsre Lebensbedürfnisse verdienen zu können.

Hier kann ich mich einer Bemerkung nicht enthalten, die, so bekannt sie auch ist, doch nicht oft genug zur Sprache gebracht werden kann.

Das Erziehungswesen bedarf mit jeder Epoche in der Cultur des menschlichen Geschlechts einer Reformation, und die pädagogische Kunst ewiger Verbesserungen, weil sie es ist, welche den neuen Generationen, in der kurzen Periode

der Minorennität, das Wesentliche von allen seit Jahrhunderten gemachten Erfahrungen ertheilen soll. Wie groſs, wie schwer ist dieſs Geschäft, und besonders die *Auswahl des Wesentlichen!* — Mit jedem Fortschritt der Menschheit erweitern sich die Gränzen der Erkenntnisse, und die Auswahl wird schwerer. —

Ehmals war ein einziger Mensch fähig, alle Wissenschaften seiner Zeit inne zu haben. Die Polyhistoren aber lebten nur in den Tagen der Weltkindheit. Späterhin, als die Wissenschaften an Extension gewonnen hatten, pries man sich glücklich, *mehrere* von ihnen besitzen zu können, und da gab's noch Polyhistoren. Heutiges Tages reicht kaum ein Menschenleben aus, eine einzige Wissenschaft ganz zu umfangen; unsre Polyhistoren sind gewöhnlich Nichtswisser, weil sie von allem etwas, im Ganzen nichts lernten. Es wird aber noch eine Zeit erscheinen, wo man zufrieden seyn wird, statt einer ganzen Wissenschaft nur *einzelne Zweige* derselben allein zu studieren.

Denkt man nun an den genauen Zusammenhang im Gewebe der verschiednen Erkenntnisse, wo *eine* Disciplin nicht ohne Kenntniſs der andern erworben werden kann, so wird die pädagogische Aufgabe immer schwieriger zu lösen: wie viel ist wesentlich nöthig von andern Wissenschaften zum Studium *einer besondern?* —

Es ist daher auffallend, wenn an den meisten öffentlichen Schulen auf dieses so wenig Rücksicht genommen, der Zögling mit Dingen beschäftigt wird, von denen er in der Zukunft durchaus keine Anwendung machen kann, und die ihn nichts weniger, als in die Vorderglieder der fortschreitenden Zeitgenossen stellen.

Das Erziehungswesen allein kann die Cultur des Volkes beflügeln. Der Knabe wird während seiner Minorennität in den Besitz der Schätze gebracht, deren vormals sich nur die ersten Weisen in einem höhern Alter rühmen konnten, und wuchert nun, in seinen Handlungsjahren, mit diesem Kapital weiter. Er hinterläßt es seinen Nachkommen, und diese verinteressiren ihre Erbschaft mit gleichem Eifer. So eilt alles vor. —

Und doch wird das Erziehungswesen von den Regierungen so sehr als Nebensache betrachtet, so selten reformirt, so gebrechlichen Führern anvertraut! — Die Eroberung eines neuen Strichs Landes, die Vermehrung des Titels, ein verödender Krieg für die Ehre des Throns ist ihnen wichtiger, als die Reinigung der Culturquelle, als das Fortschreiten der Menschheit. -- Ein Feldherr, welcher mit vielem Glück ganze Nationen elend machte, der die Hütten unschuldiger Familien verbrannte, und das Eigenthum derer stahl, die ihn nie beleidigt

[illegible] wird mit Lorbeern überhäuft und mit Bequemlichkeiten jeder Art dankbarlich ausgestattet, inzwischen man verdienstvolle Schullehrer und Professoren, die Pflegeväter der menschlichen Polizierung, darben läßt, und sich mit ihrer Magerkeit und Pedanterie ein Späßchen macht. —

O Genius der Welt, ist dieß kein barbarisches Zeitalter?

---

## 5.

### *Freuden der Kindheit.*

Nie ist der Genuß des Vergnügens so süß, als die Erwartung oder die Rückerinnerung desselben. Unsre Gegenwart scheint überall auf die Gegenstände neben uns einen Schatten zu werfen; kaum sind wir an ihnen vorüber geeilt, so treten sie wieder glänzend ins Licht vor. Es ist mit dem Vergnügen wie mit gewissen Schönheiten, die nur in der Ferne gefallen, und mit jedem Schritt *heran* etwas von ihrem Reitz verlieren.

Daher preisen viele Schriftsteller das Glück der Vorwelt, die Tage Athens und Roms mit lächerlicher Vorliebe; daher ist's der Lieblingstopus in der Rhetorik der Greisen: „Ja,

zu *meiner* Zeit, ach, da war's freilich anders!" — Daher die allgemeine Neigung der Sterblichen, mit einer gewissen Schwärmerei von den Tagen ihrer Kindheit, der Unschuld und den Freuden derselben, zu sprechen. —

Aber wenn wir das Glück der Kindheit anatomiren, so werden wir darinn wenig Reitzendes finden, wir müfsten denn den Schlummer unsrer beften Kräfte, den einfachen thierischen Genufs der Welt, die dumpfe Unwissenheit über alles, was uns nicht entgegen stöfst und gewaltsam zur Aufmerksamkeit hinschleppt, *Glück* nennen wollen.

Doch auch dieses Glück, um welches wir denn auch die Thiere beneiden sollten, ist von geringer Dauer. Bald entfalten sich unsre Gemüthsvermögen; bald empfangen wir eben dadurch mit der uns umringenden Welt mehrere Berührungspunkte, die dürftige Zahl unsrer Wünsche wächst mit der Vervielfachung dieser Punkte, und — unser Glück ist dahin.

Wir beneiden die Kinder, und die Kinder uns. Ihre angenehmsten Spiele sind ihnen die, in welchen sie die Rollen der Erwachsnen spielen können. Das sechsjährige Mädchen träumt sich fröhlich, wenn es die Hausmutter macht, seine Puppe an- und auskleidet, wieget, unterrichtet, wäscht und trocknet; der Knabe, wenn er in der Schürze der Mutter

vom Schemel predigt, oder mit hölzernen Waffen in den Krieg zieht, oder durch Nachäffung andrer Geschäfte der Alten an ihrer Stelle sich dünkt.

Der Lieblingswunsch der Jugend ist immer, bald groß zu werden; ungeduldig erwartet sie den Augenblick der Majorennität, und vergißt darüber, sich im Genuß der Freuden *ihres* Alters selig zu fühlen.

Die Dependenz von Eltern, Vormündern, erwachsnen Geschwistern und Lehrern wird mit jedem Jahre quälender; die Furcht vor der Strafe um kleine Vergehungen drückender als sonst; selbs die Schule, in der wir den größten Theil unsers Jugendlebens hinbringen, kann mit all ihren Annehmlichkeiten nicht einen gewissen Widerwillen, das üble Gefühl des ewigen Zwangs vergessen machen.

In keiner Periode unsers Lebens ist unsre Lust an völliger Ungebundenheit und Freiheit heftiger und natürlicher, als in jener, wo wir das Daseyn unsrer Kräfte zum erstenmal wittern, gleichsam flücke werden, und nun nur nach dem Versuchen unsrer jungen Schwingen schmachten; aber in keiner Periode sind wir mehr abhängig, mehr an die Launen Einzelner gebunden, mehr Sklaven, als eben in jener. Schon dieß verbittert uns die Zeit des kindlichen Alters, und dessen Güter.

Dem Leser sey es überlassen, sich die einzelnen, individuellen Umstände aus seiner Jugendgeschichte ins Andenken zu bringen; er wird gewiſs mit dem scharfsinnigen *Robinet* sagen: es sey, genau gewogen, eben so vieles Ungemach, als Leid in der Kindheitswelt, welche nur unter dem Pinsel der Dichter zum „*Rosentraume*" wird! — Und mancher andre, welchem Krankheiten, Armuth, Stiefvätterlichkeiten oder andre Unglücksfälle vorzüglich die Kindheit traurig machten, wird in das melancholische Bonmot eines meiner Freunde einstimmen: „die schönsten Jahre des Lebens sind die, deren wir uns nicht mehr erinnern."

Die Tage des ablebenden Greises ausgenommen, ist aber, im Ganzen, keine Epoche unleidlicher, freudenloser, als die, in welcher wir die Kinderschuhe ausziehn und Jünglinge werden sollen, gemeiniglich der Zeitraum vom zehnten bis zum sechszehnten Jahre — selbst für den Erzieher eine peinliche Periode, weil er oft in Verlegenheit gesezt wird, ob er gewisse, dieser Lebenszeit eigenthümliche Unarten noch dem Kinde, oder schon dem Jünglinge anrechnen, sie übersehn oder rügen soll?

Wir schwanken dann in ewiger Unzufriedenheit, nicht Kinder, nicht Jünglinge, und dennoch beides. Die Spiele der Kindheit, welche uns sonst entzückten, eckeln uns an; wir

wollen männlicher thun, und werden überall für unreif erklärt. Die Erwachsnen hören auf mit uns zu tändeln, wie ehmals, da unsre Kleinheit und unsre Einfälle sie belustigten; die Erzieher werden strenger; wir thun uns Gewalt an, und machen's selten uns, selten andern recht. Unsre Neigung, Urtheile zu äussern, eine Neigung, welche sonst sorgfältig von den Erziehern hervorgelockt wurde, empfängt jezt den Namen der *Naseweisheit;* unsre Freimüthigkeit wird unanständig; wir werden in die lästigen Schienen der Conveniens und Etikette eingeschnürt, spielen die Rolle ungelenker Marionetten und ärgern uns über uns selbst. — Unsre Jugend wird uns zum Vorwurf; die erste Liebelei des Mädchens wird ein Gegenstand des Spottes, wie der vorkeimende Bart am Kinn des Knaben.

---

6.

## *Das männliche Alter.*

Der reitzendste Zeitpunkt des Lebens ist, der allgemeinen Erfahrung zufolge, gewöhnlich der, in welchem wir dem Gängelband der Erzieher entwachsen, uns frei fühlen von dem lästigen Zwange, und vor uns den Sommer unsers Seyns mit aller seiner Anmuth erblicken.

Jezt hören wir auf in der menschlichen Gesellschaft als Nullen zu gelten; wir fangen an auch andern, die nicht durchs Blut uns verwandt sind, intressant zu werden; unsrer Sucht nach Thätigkeit wird von allen Seiten geschmeichelt.

Was in uns schlief, erwacht; das Blut rollt leichter, die Nerven treiben freieres Spiel, die Einbildungskraft erscheint in ihrer ganzen, üppigen Regsamkeit, riegelt die Thore der dunkeln Zukunft auf, zeigt einen lachenden Hintergrund, verschleiert links und rechts die Gefahr; nichts ist zu schwer an ihrer magischen Hand, nichts unersteiglich.

Die Minne *) schliesst in diesem Moment ein ungeahndetes Paradies auf; das andre Geschlecht, welches uns bisher wenig kümmerte, zieht uns magnetisch an sich. Mit dem ersten Kuss des Lieblings glauben wir in fröhlicher Trunkenheit den ganzen Himmel zu erben; wir verspotten den, als Thoren, welcher die Welt nicht so reizend finden kann, als wir

*) Ich sehe nicht ein, warum die Deutschen diess schöne Wort zur Bezeichnung der *Geschlechtsliebe*, und zum Unterschiede von der andern, allgemeinern Zuneigung, welche das Wort Liebe bezeichnet, ohne Gebrauch lassen.

sie sehn, wenn wir uns in den Banden zwei lieber Arme wiegen. Überall blühn Rosen; wir pflücken, und fühlen selbst den Schmerz ihrer Dornen mit geheimer Wollust.

Das Mädchen sieht vor sich in der Nähe das schöne Loos, nach welchem es schon als Kind seufzte. Es bestimmt sich den liebenswürdigsten jungen Mann zum Gatten; ordnet im Geiste schon den hochzeitlichen Putz und hört sich Mutter nennen von kleinen Liebesgöttern. — Geschmeichelt, bewundert, gekoset von den Männern, läfst es sich die kleinen und grofsen Opfer der Eitelkeit behagen, und wünscht beinahe nicht mehr das ehliche Leben, welches denn doch schon aus der Ferne einen gewissen Zwang androht, wenn die Zeit nicht lehrte, dafs die Schönheit verblüht, und mit ihr der Kreis von Anbetern entflattert.

Der Jüngling tritt ins Gewühl der grofsen Welt hinein, er sieht vor sich mancherlei Strassen, die er bewandeln kann, er wählt, entwirft Plane für sein männliches Alter, und verwirft sie wieder, wie er ehmals mit eben demselben Vergnügen Kartenhäuser einrifs, mit dem er sie baute. —

Diefs also ist eigentlich das goldne Zeitalter des Lebens, wenn es gleich nicht von Übeln frei ist. Hier fangen wir an, die Grundsteine zum Palaste unsers Glückes zu legen, oft zum

Kerker unsrer Freiheit, oft auf Folterbank im Alter, welches an den Sünden der Jugend kränkelt, oft zum — Rabenstein. Aber wer ahndet diefs alles? wer sieht der Zukunft in ihr geheimnifsvolles Buch?

---

7.

## *Fortsetzung.*

Der Jüngling wird Mann — weg fällt der Zaubernebel der Dinge; die Geliebte, welche uns sonst mit einem Blick berauschte, heifst Frau, der schwärmerische Liebhaber heifst Eheherr. Die Täuschung überall ist zu Ende; wir stöhnen im Joche der Geschäfte, quälen uns mit Bekümmernissen mancherlei Art, die uns aus jedem neuen Verhältnifs entgegen quellen, ringen und streben und arbeiten für uns und unsre Kinder; sehn einen nach dem andern von unsern alten Bekannten, Verwandten und Freunden aus der Welt scheiden; sehn einen Plan uns nach dem andern vereitelt; ärgern uns in Familiensachen; kränken uns in Amtssachen; schreien über die Bosheit der Nebenmenschen; wollen nützlich werden, und werden verkannt; unsern Lieblingsprojekten wirft man Hindernisse mit Vergnügen entgegen; die

Sorge

Sorge ist an der Tagesordnung, und die lächelnde, nie wiederkehrende Jünglingszeit hinter uns tröstet und foltert uns abwechselnd mit ihrer Erinnerung. Unruhe und Mühseligkeit sind jezt unser Loos, statt der gehofften Freude, ängstlich jagen wir dieser nach, um uns *nur zu erholen*.

Wir lassen's uns sauer werden; dulden muthig jeden Sturm aus; kämpfen ritterlich uns durch die verschiednen Trübsale; sammeln und sparen, dichten und trachten, und leben auf die Art nicht eigentlich für das *männliche Alter*, sondern benutzen diefs nur, um uns einen ruhigen, frohen Abend des Lebenslaufs zu bereiten.

Ach, es gehört *so wenig* zu unsrer Zufriedenheit, zu unsrer Seligkeit — — und doch ist's noch *zu viel!* — Wir ringen mit unersättlicher Begier dem höchsten Gute nach; immer schwebt's vor uns, einen Schritt noch von uns. Wir laufen tausend Stunden, tausend Meilen darnach, und es schwebt *immer* vor uns und *immer* noch einen Schritt von uns.

Endlich haben wir das grofse Ziel unsrer Mühe errungen; das Haar versilbert sich auf unserm Schädel; das *Gnadenbrodt* ist verdient, ach! und nun fehlen die besten Zähne, um es geniessen zu können.

Das Alter läfst unser Blut frieren; die Nerven sind stumpfer geworden; die Herrlichkeiten der Welt sterben vor unsern Augen ab, oder vielmehr unser Sensorium für sie, das Gedächtnifs erlahmt, die Einbildungskraft läfst die schlaffen Flügel hängen — rings um uns ist eine todte Winterwelt.

Mifstrauisch durch die oft erlittenen Täuschungen, schüchtern durch das Gefühl unsrer abschwindenden Kräfte, zu spät weise durch bittre Erfahrungen, sehn wir das Beginnen der Jugend, die noch im glücklichen Selbstbetrug irrt, als offenbare Thorheiten. Wir warnen, und keiner will uns hören, weil das Alter im Ruf der Hypochondrie ist; wir eifern und man bietet uns, wie der Knabe beim *Asmus* dem Manne im Lehrstuhl, ein Steckenpferd zum Mitreiten.

Alles geht seinen Gang rüstig fort; wir stehn still und seufzen, wissen nicht, wohin's gehn soll? und beklagen die verblendete Welt, die dem Irrwisch schnöder Lüste nachtaumelt und die Wahrheit und das einzige Beste, was zu ihrem Frieden dienen sollte, in der Trunkenheit verstöfst. — Wir halten der Vorzeit Apologien auf Unkosten der Gegenwart; damals war's wohlfeiler, schlichter, sittlicher! — — Mit Leidwesen sehn wir, unser Tadel macht's nicht besser; wir ärgern uns, nennen die Welt

ein Jammerthal, und lenken den Blick — da wir bisher durchs ganze Revier unsers Lebens nichts als Täuschung, Mühseligkeit und Sorge erblickten, da nun das Uhrwerk unsrer Maschine allmählig stockt — mit *neuer* Hoffnung auf ein *besseres* Leben jenseits des Grabes. Wir machen das Testament, bestellen unser Haus, und treten mit der Ewigkeit in Unterhandlungen.

Die Recapitulation unsrer Stunden und Thaten, von welcher wir uns ehmals eine vorzügliche Freude für das Alter versprachen, läfst uns sehr trostlos.

*„Was haben wir genossen?"* — Träume, Täuschungen, an welchen nichts Wesentliches hieng, die den brennenden Durst nicht löschten, der uns angebohren ward. Als wir noch geniessen *konnten*, waren wir Thoren; wir wurden weise, als die Schäferstunde der Gelegenheit verflossen war. — Wir glaubten uns klug, da wir Narren waren; und nun wir klug sind, halten wir uns für Thoren. — Egoismus hiefs unser Steckenpferd, auf welchem wir durchs Leben trotteten; unsre Philosophie war eine Tochter der Verhältnisse, eine feile Dirne, die ihre Mienen nach unsern Launen zu ändern wufste.

*Aristipp* und *Epikur* sind unsre Männer bis gegen die Lebensmitte; unserm reifenden Geiste

genügte die Sinnlichkeit nicht mehr, wir schwärmten mit *Plato* und ideahsirten uns eine Welt. Die Wirklichkeit zerstörte endlich die Phantasien, wir sprachen also von wahrer Lebensweisheit, und traten mit *Sokrates* oder *Machiavel* in den Bund, je nachdem uns das Fatum rechts oder links warf, bis im Winter die Brunnen der Lust erstarren, das steigende Gefühl der Entkräftung unsern Muth bricht. Nun schleichen wir mühsam an der Krücke aus dem Getümmel des öffentlichen Lebens, und weinen mit *Heraklit*, oder kriteln mit *Rousseau*, oder seufzen mit *Salomo*: „es ist alles eitel!"

„*Was erwerben und gewinnen wir mit der langen Arbeit und Mühe?*" — Einen Sterbe-Kittel, einen Sarg. Zusammengescharrte Goldhügel letzen uns im Alter nicht mehr; kein Ordensband- und Stern- und Kreuz verschaffet uns den süssen Schlummer der Jugend, oder wird wider die Gebrechen des Alters zur schirmenden Ägide; unser Ruhm, als Lehrer, als Schriftsteller, als Soldat, als Hausvater, oder Mutter, wird von andern, die unsre Stelle auf dem Theater der Welt ersetzen, vergessen gemacht: die Fliegen der Scheelsucht beschmeissen unsre verwelkenden Lorbeerkränze; höchstens figurirt nach hundert Jahren unser Name

noch in Compendien, bald verspottet, bald geehrt — wir wissen's nicht.

„Warum haben wir uns oft selbst aufgeopfert, und so standhaft eine Reihe von Leiden getragen, die wir durch unsre Schuld nicht verdient hatten? Wer vergilt uns unsre Tugend, die niemand anerkannte?" Grab und Tod!

„Warum haben wir gelebt? warum uns so mühsam vervollkommnet? Wie ist's endlich mit der erworbnen Weisheit?" — Traurig schütteln wir den Kopf; unser Bewufstseyn erlischt allmählig im Alter; wir treten wieder in die Zeiten der Unmündigkeit zurück, werden erbärmliche Gestalten, die voll kindischer Lust mit ihren eignen Windeln spielen. Grade die, welche wir einst, als die gröfsten Geister, bewunderten, sinken, wenn sie ein höheres Alter erreichen, am tiefsten aus ihrer Würde zurück. —

Man hat den Verfechtern der Auferstehungslehre und des Wiedersehens in der Ewigkeit den scherzhaften Einwurf gemacht, welchen Körper wir dort wieder haben würden, um uns an ihm zu erkennen, ob den des Jünglings, oder den des lezten Alters, in welchem mancher schon ganze Glieder verloren hatte, eh' er starb? So kann man auch *die* fragen, welche behaupten, unser Geist erwerbe sich

auf Erden gewisse subjective Vollkommenheiten und Fertigkeiten für die Ewigkeit: *Aus welcher Lebensperiode* bringt der Sterbliche seine Vollkommenheiten und Fertigkeiten hinüber, die beständig in den verschiednen Altern verändert, und im siebenzigsten bis neunzigsten Jahre gewöhnlich wieder schon auf Erden verloren sind? Erscheint er drüben mit denen, die er in der Epoche seiner blühenden Kräfte, oder in der ihrer Verwelkung besafs?

---

## 8.

### *Beschlufs.*

Das Resultat, welches aus diesem mit leichten Zügen, die mehr andeuten als sie sind, — entworfnen Umrifs des menschlichen Lebens hervorgeht, ist sprechend genug.

Wir machen nie die Gegenwart, sondern *nur allein die Zukunft* zum Ziel unsrer Seufzer, Arbeiten und Sorgen; jede Periode unsers Seyns giebt uns eine *andre* Denkart, *andre* Maximen; wir kämpfen mit uns selbst in unaufhörlichen *Widersprüchen*; unsre lebhaftesten Freuden sind Bethörungen der *Einbildungskraft*, Räusche der *feinern* oder *gröbern Sinnlichkeit*, und nie ohne einen bittern Nach-

geschmack, und wir wissen am Ende nicht, wofür wir lebten und litten, weſswegen wir an eine Ewigkeit appelliren.

Selten hat der Mensch Neigung, seinen Lebenslauf ganz wie er ist, mit all' den darinn sich drängenden kindischen Thorheiten, Beleidigungen, mislungenen Erwartungen, Krankheiten, Kabalen, Verkennungen, Verlusten, Sorgen und Ängstlichkeiten, zum zweitenmale zu leben. Er hält die darinn angetroffnen vergnügten Auftritte nicht der Mühe werth, ihrentwillen die tausend unangenehmen Scenen noch einmal zu tragen. Er zieht lieber die ungewisse Zukunft nach dem Tode solchem Leben, oder den ewigen Schlummer im Grabe ihm vor. —

Diese Stimmung ist ziemlich allgemein auf Erden und charakterisirt den Werth dessen, was wir hatten, leider treffend genug. Wir würden uns vielleicht noch zum zweitenmal zu demselben Lebenslaufe engagiern, nur mit der Bedingung, dafs wir unsre gegenwärtige Vernunftreife beibehalten müfsten. Die Hoffnung, welche uns immer aufrecht erhält, würde uns auch diefsmal zur Wiederholung unsers Lebenslaufes verführen, uns neue, schönere Ziele vorspiegeln, und wir würden, hätten wir sie errungen, uns eben so, wie das erstemal, betrogen finden.

Hätten wir in uns nicht die immer rege, schön schmeichelnde Hoffnung: „*es werde endlich besser werden!*" — wär' es nicht mit dem jenseits des Grabes ein zu ungewisses Ding, als dafs wir darauf Rechnung machen könnten; — hätte die Natur den Trieb zum Leben in uns nicht mit so vieler Heftigkeit ausgerüstet: so würden die Selbstmörder auf Erden nicht zu zählen seyn.

Eben der ewigbrennende Durst nach neuen Dingen, die anreitzende Begierde zu wissen, wie es nun werden werde? der Widerwille gegen das, was wir haben; das Schmachten nach dem, was wir haben *könnten*, — eben diefs, sag' ich, was uns durch unsre Natur ursprünglich eigenthümlich ist, nie von uns läfst, so lange wir die Menschheit nicht ausziehn, eben diefs, was uns allein das Leben interessant macht, flöfst uns endlich, — wenn wir überall gefunden haben, es sey nicht vorhanden, was wir suchen, — Kälte gegen das Hierseyn und Lüsternheit nach dem Leben hinter dem Tode ein, wovon Dichter, Priester und Philosophen, und unsre eigne, bereitwillige Einbildung so viel Schönes geträumt haben.

Stellen wir am Ende eine Überrechnung unsers Daseyns an, addiren wir unsre Jahre, unsre Freuden und Leiden: so liefert das Facit eine scheinbar grofse Summe, aber recht er-

wogen, haben wir immer *weniger* gelebt, als wir glauben.

Die meisten Menschen erreichen ihr sechszigstes Jahr nicht, besonders in denjenigen Gegenden, wo der Luxus den Thron hat. — Dennoch wollen wir uns ein Alter von achtzig Jahren — viele wünschen sich freilich auch *dieses* nicht — ansetzen, und nach der billigsten Subtraction des wahren Lebens, (in welchem wir mit unserm Daseyn das Bewufstseyn verbinden) von dem bloßen vegetabilischen Leben sehn, wie viel uns übrig bleibt.

Die ersten fünf Jahre unsers Seyns, — man könnte, ohne ungerecht zu seyn, auch mehrere dazu legen, — sind für uns so dunkel verlaufen, dafs wir uns aus ihnen wenig oder nichts zu erinnern wissen, höchstens und selten einzelner Momente in denselben, welche uns ausserordentlich rührten. Doch auch diese schwimmen so neblicht vor unserm Gedächtnifs, dafs wir ungewifs werden, ob sie der Wirklichkeit oder einem alten Traum angehören? Wir glichen damals den Thieren, welche nur die Lust und Unlust des Augenblicks afficirt, ohne weiter sich desselben bewufst zu bleiben. Die Gegenstände irrten verworren an unserm Blick vorüber, ohne Eindrücke von Wichtigkeit in uns zu hinterlassen.

Mit kaltem Blute streicht der achtzigjährige Greis diese Periode seiner Thierheit aus der Lebensliste, — so bleiben ihm noch fünf und siebenzig Jahre.

Eins zum andern gezogen, schlafen wir wenigstens acht Stunden von den vier und zwanzigen ab, die einen Tag und eine Nacht zusammensetzen. — Ungeachtet vielen der Schlaf süsser als das Wachen selbst ist, weil der Halbbruder des Todes alle Vortheile des Grabes, ohne die Schauer desselben, gewährt: so möcht' ich doch den Schlummer so wenig, als die betäubende Ohnmacht, Leben und Genuſs des Lebens nennen. Es ist in diesen stillen Pausen unsrer Natur für uns keine Welt, kein Ich — nur thierisches Hindauern unsrer Organisation, zuweilen regelloses, mechanisches Selbstspiel der Nerven, welche unter dem Namen der Träume verworrne Bilder an das dunkelglimmende Licht des Bewuſstseyns halten.

Ziehn wir also von jenen fünf und siebenzig das verschlafene Drittheil weg: so hat der *achtzigjährige* Greis nur *fünfzig* Jahre mit Bewuſstseyn gelebt! — Der Mann von fünfzig Jahren: nur acht und zwanzig. — Der Mann von dreiſsigen: nur fünfzehn. — Der Jüngling von zwanzig Jahren: acht bis neun!

Fahren wir in dieser Rechnung fort, und scheiden unsre angenehmen, unangenehmen

und gleichgültigen Stunden auseinander: so erscheint auch die gröfste Lebenslänge immer nichtswürdiger.

Ohne für einen Hypochonder zu gelten, kann man annehmen, dafs unsre mifsvergnügten und traurigen Augenblicke (sie mögen fliessen von welchen Quellen sie wollen) sich zu den übrigen verhalten, wie eins zu zwei. Selbst die apologetischen Vertheidiger der Welt und ihrer Herrlichkeit räumten ja ein, dafs das Übel und Wohl hienieden, in Wagschalen vertheilt, sich das *Gleichgewicht* halten würdnn. —

Ziehn wir nun, nebst diesen, auch noch ein Drittheil der *gleichgültigen* Zustände ab, in welchen wir weder Leid noch Lust fühlen, in einer gewissen Apathie dahinleben, wie es bei vielen unsrer alltäglichen, mechanischen Arbeiten und Geschäften der Fall ist, wo oft sogar ein Stillstand unsrer Gedanken zu seyn scheint: so bleibt noch ein Drittheil des Lebens übrig — (o, *tausend* und aber *tausend Menschen* können nicht sagen: *ein Drittheil!*) in welchem wir eigentlich des Daseyns froh geworden wären.

So hat der achtzigjährige Greis nur sechszehn Jahre reinen Freudengewinnst aus seinem langen Daseyn gezogen; — der Mann von fünfzigen nur acht Jahre im Durchschnitt mit Lust

genossen; — der dreissigjährige nur fünfe; — der Jüngling von zwanzig Jahren nur drei.

Kann man's den Lebensmüden verargen, wenn sie nicht mehr Lust haben, ein solches Daseyn zum zweitenmale ganz, wie vormals, zu geniessen, auch wenn ihnen das Können vergönnt wäre?

# DRITTE NACHT.

1.

*Bemühungen.*

Auf unzählige Strassen vertheilt, eilen wir rastlos vorwärts, dem Glücke nach, welches Vernunft und Einbildungskraft uns vorspiegeln, und erreichen es nimmer. — Warum legte die Natur in uns den schreienden Trieb, ein Ziel zu suchen, welches wir nirgends finden?

Es ist hell genug, dafs wir, so lange wir unterm Monde wandeln, nie leidenlos seyn, sondern hin und her geschleudert werden sollen aus den Armen des Elends an den Busen der Lust, und so wieder zurück. Die Erfahrung seit mehrern Jahrhunderten, die Untersuchung der Quellen des Wohls und Weh's bestätigen jenen traurigen Satz, erklären uns aber nie das: *Warum?* Warum wir gebohren wurden, um eben so viel zu weinen, als zu lachen? — Es ist eine chimärische Lehre milzsüchtiger oder unwissender Priester, wenn sie predigen: der Mensch, und nicht der Schöpfer, sey an allen Übeln schuldig. — Nicht der Mensch gab sich seine Verhältnisse, seine Erziehung, sein Blut, sein Temperament, mit einem Worte,

seine Sinnlichkeit. — Es ist ein eitles Unternehmen der Philosophen, welche das Daseyn jedes Übels hinweg sophistisiren wollen, weil es ihnen mehr um ihr *System* als um die *Wahrheit* zu thun ist. Ihre Schlüsse können nicht der Menschheit tausend Thränen, die unter allen Zonen geweint werden, nicht das Wehklagen der Sterblichen, durch alle Jahrhunderte, widerlegen; können dem Armen nicht beweisen, daſs Hunger und Kälte wohlthun, nicht den Elenden, welchen die Kriegsflamme Hab' und Gut verzehrt hat, welchen Barbaren Weiber und Töchter geschändet haben, beweisen, daſs solch ein Jammer belustige, können dem Krüppel, dem Immerkranken nicht einbilden, der Schmerz kützle; können dem Epileptischen nicht weiſs machen, sein erbärmliches Wesen sey himmlische Wohlthat; können dem schwarzen oder weiſsen, indianischen oder europäischen Sklaven keinen Trost reichen, wenn er für blankes Geld von Vater, Mutter und Geliebten weg verkauft wird, um Viehesstelle zu vertreten, oder andre Menschen todt zu schiessen, die ihn nie beleidigt haben!

Seit die menschliche Gesellschaft sich aus dem dumpfen, empfindungs- und gedankenlosen Zustand ihrer Brutalität loswickelte, seit sie sich ihres Selbst's bewuſst wurde, — beweinte sie ihr Loos.

Die älteste *schriftliche Urkunde*, welche wir aus der Vorwelt Grabe gerettet haben, sey Mythe oder Hieroglyphe. Dichtung oder Geschichte, bleibt doch unter allen Erklärungen immer eine *Urkunde des Alterthums vom Gefühl des überwiegenden Elends im menschlichen Leben.* Einige Theologen zapften aus ihr sogar die wunderliche Lehre vom radicalen Bösen, oder der Erbsünde, nach welcher wir, bei allem Ringen zum *Besserseyn*, böse bleiben müssen,

Jene Mythe trage nun das Alter von fünf oder sechs Jahrtausenden: so ist sie doch jezt immer noch von demselben Werth. Ihre Lehre ist noch immer unveraltet. Die Jahrbücher der ältern und neuern Geschichte wiederholen sie auf jedem Blatte.

Die ersten Philosophen der Völker bezogen sich vorzüglich auf die Erklärung des Wohls und Übels unterm Monde; ihre Meynung umwickelten sie, dem Tone des Zeitalters gemäfs, mit dem sinnlichen Schleier der Allegorie.

Die Perser und Chaldäer lehrten schon früh das Daseyn eines guten und bösen Princips, einen *Hormisdas* und *Ariman*, und den ewigen Kampf derselben um den Zepter der Welt. Unter mannichfaltigen Umstaltungen flofs die Idee von Volk zu Volk. Die Agypter hatten ihren *Osiris* und *Typhon*, die philosophischen

Schulen der Griechen ein höchstes Wesen, als Quell des Wahren, Guten und Schönen, und eine ewige Materie dawider im Streit; die Juden und Christen einen Gott und einen Teufel.

Wichtiger aber, als alle Theorien, mehrentheils Spiele der Einbildungskraft mit den Objekten der speculativen Vernunft, mufsten der Menschheit die aus denselben geleiteten Maximen und Vorschriften seyn, zur Minderung des Leidens und Mifsvergnügens und Emporhebung der allgemeinen Zufriedenheit.

Ein Theil der Volkslehrer rief zu den Waffen, um die Sinnlichkeit, oder Materie, zu bekriegen, sich loszureissen von ihren Ketten, in welchen sie uns gefangen hält. — Aber die betrognen Demagogen ahndeten, verführt von ihren Systemen, nicht, dafs das hiesse, der unveränderlichen Ordnung der Dinge den Krieg ankündigen, und die menschliche Natur umdrehn wollen. — Ihre Philosophie konnte einzelne Schwärmer gebären, aber nicht allgemein werden, und scheiterte bald an den natürlichsten Klippen.

Platoniker, Stoiker, Manichäer, Gnostiker und Styliten predigten das kalte: „*Entbehre!*" wenn sie es gleich aus verschiednen Theorien deducirten und in verschiednen Einkleidungen vortrugen. Man wollte jedes Gefühl ausziehn;

meiden

meiden die Lust, um dem daran geketteten Übel zu entrinnen.

Allein die Menschen gewannen dabei nichts; sie fühlten sich vielleicht schmerzenloser, aber nicht glücklicher. Sie rotteten die Dornen aus, aber büßten auch die Rosen ein. — Und dennoch empfand man bei aller Entsagung Freuden und Schmerzen, weil man der Sinnlichkeit nie entschlüpfen konnte, ohne zugleich der menschlichen Natur Valet zu sagen.

Ein andrer Haufen ermahnte zu dem unsrer Natur angemessnern Gegentheil: „Wir können dem Übel nicht entweichen; laßt uns dahin streben, unsern fröhlichen Stunden das *Übergewicht zu geben vor den schwarzen;* genießet, weil die Welt nicht zum Entbehren mit so vielen Herrlichkeiten ausgesteuert ist!"

Auch dadurch wurde wenig Heil erworben; wir verdoppelten unsre Freuden, aber auch unser Elend; wir verstärkten das Licht, aber auch den Schatten.

---

2.

## *Die Fortschritte der Menschheit.*

So wie der Mensch nirgends tiefer herabgewürdiget, ihm nirgends unbarmherziger jede Anlage zum Guten abgesprochen, jedes Ver-

trauen auf sich selbst heftiger getadelt wird, als in den Hörsälen der Theologen: so wird er auch nirgends schmeichelhafter geehrt, als eben an diesem Orte, so wird nirgends seine angeborne Hoheit mehr gepriesen, als hier, wo wir den nächsten Platz nach den Engeln, in der Rangordnung der Wesen, erhalten, wo wir hoffen einst die Scharen der Cherubim und Seraphim vermehren zu müssen.

So wie nirgends dem Umfang des menschlichen Wissens engere Gränzen gegeben, nirgends unsre Erkenntnisse mehr, als lose Aphorismen, geschildert werden, denn in den Schulen der Philosophen: so wird auch nirgends der Favoritsatz vom Fortschreiten der Menschheit zur Vollkommenheit häufiger, umständlicher, reitzender gepredigt, entwickelt, ausgeschmückt, als eben hier.

Beide, Theologen und Philosophen, scheinen den sonderbaren Kontrast ihrer Lehren um der reinrischen Gradation willen zu lieben: die theologische Selbsterniedrigung mufs der darauf folgenden Erhöhung doppelten Glanz und der Liebe des Schöpfers doppelte Gröfse geben: so wie die philosophische Verzweiflung am Werth unsrer Erkenntnisse die Perspective der Vollkommenheitsstrasse unendlich vor unsern Augen erweitert.

Die Idee von der fortschreitenden Vervollkommnung des menschlichen Geschlechts ist inzwischen mehr als bloße Schulgrille. Sie ist unter allen Völkern, welche Sinn genug haben, sie zu umfassen, angenommen. In ihr scheint gewissermaßen der Zweck unsrer Bestimmung auf Erden eingeschlossen zu liegen, und eben deßwegen verdient sie unsre nähere Beleuchtung, da es uns doch nur darum zu thun ist, das Räthsel unsers Hierseyns zu lösen.

Wenn wir fragen: *rückt die Menschheit in ihrer Vollkommenheit vor?* so müssen wir uns vor allen Dingen von der angegebnen Vollkommenheit einen bestimmten Begriff erwerben, ohne darum nach Definitionen des Worts zu jagen.

Es ist noch die Streitfrage unter den Philosophen, ob der Endzweck der Welt sey: *Sittlichkeit?* oder *Glückseligkeit?* Ich wundre mich, daß man zu diesen beiden Zankäpfeln nicht noch den *dritten* wirft: oder *Erkenntnißvergrößerung?*

Nichts ist so relativ als Sittlichkeit, oder Glückseligkeit; nichts bei allem Streben weniger bisher erreicht, als dieß beides; nichts können wir, von unsrer Sinnlichkeit gehindert, weniger zu erwerben hoffen, als dieß beides.

kam auch [illegible] aus der Erkenntnißvergrößerung. — Die Sterblichen, von mancherlei Übeln gequält, bemühten sich diese zu tödten, oder, im mißlingenden Fall, sich mit einer überwiegenden Zahl von Freuden schadlos zu halten; sie *trachteten* also eigentlich nach *Glückseligkeit*, und *gewannen* statt ihrer — Zuwachs der *Kenntnisse*. Alle Wissenschaften, alle edle und unedle Künste, alle Handwerke und Gewerbe haben ihren Ursprung in jenem Streben der Menschen, sich von Übeln zu lösen, oder neue Quellen des Vergnügens zu eröffnen. Die Vergrößerung des Erkenntnisses scheint also durch die Organisation der Natur nothwendig der Zweck unsers Daseyns geworden zu seyn.

Schreitet die Menschheit vor? — „*Ja!*" ist die Antwort im Bezug auf Erkenntniß, — „*Nein!*" im Bezug auf Wohlseyn.

Jenes *Ja* zu vertheidigen, hält dem nicht schwer, welcher in das Buch der Weltgeschichte auch nur die flüchtigsten Blicke warf.

Dunkelheit umschlingt die ersten Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende der Menschheit. Das langsame, allmählige Loswickeln von der ersten Rohheit, das mühsame Auffangen und Festhalten erhabnerer Begriffe, welche, um erhalten zu werden, in ein grobes, sinnliches Kleid eingehüllt seyn mußten, läßt ahnden, daß das menschliche Geschlecht anfangs in einer

düstern, sprach- und gedankenlosen Brutalität umherkroch, in der Gesellschaft der übrigen Thiere. Der Instinkt war ihr Führer, die Noth ihre Lehrerinn. Selbst die mosaischen Urkunden, wenn sie zuverläßig sind, kennen noch eine Zeit, wo der Mensch in Höhlen und Wäldern wohnte, eine Zeit, wo *Jabal* merkwürdig wurde, weil er der Vater derer war, *die in Hütten wohnten*, und Vieh hatten.

Nackt und bloß, nicht mit Fell, oder Schuppen und Federn, wie andre Mutthiere bekleidet, empfand der Sterbliche das dringende Bedürfniß einer Hülle; ohnmächtig, nicht mit Hörnern, Hufen, Klauen oder Rüsseln, wie die übrigen Thiere *natürlich* gegen Angriffe gewaffnet, mußte er, gezwungen vom Übel, zur *Kunst* seine Zuflucht nehmen, Keulen, Spiesse und Pfeilbögen schaffen. — So schleppte das erste Gefühl der Noth den Menschen zur Erweiterung seiner Kenntnisse; sein Hang zum Wohlseyn ihn zum Raffinement.

Die Furcht vor dem Grimme wilder Bestien erfand die Jägerei; die Furcht vor der Raubsucht der Menschen baute Städte und bewaffnete die Colonien; die Furcht vor den ungewöhnlichen Erscheinungen der Natur, Ungewittern, Überschwemmungen, Erdbeben u.s.w. gebar den Glauben an höhere Wesen, (Elohim) den Opferdienst, die Religion.

Das Beisammenwohnen der sonst Zerstreuten brachte den Colonisten zu viel Vortheile, um die Städte wieder in isolierte Hütten zu vereinzeln; man erleichterte sich das Tragen der Lebensbürde gemeinsam; aber fand auch bald wieder eben so viele Ungemächlichkeiten in diesem Colonienthum. Der vorher unbekannte Streit über das Mein und Dein machte Gesetze und Richter nothwendig, man nahm sie mit Freuden an: es bildete sich ein Staat, und man büßte die alte, natürliche Freiheit ein, und gieng zur Sklaverei über. Es gab nun listige Priester, herrschsüchtige Fürsten. — So gebar jede neue Noth einen neuen Vortheil, jeder neue Vortheil eine neue Noth, das heißt: die menschliche Gesellschaft *kultivierte sich*.

Das erste Jahrtausend (nach mosaischer Zeitrechnung) war so verflossen. Der Anfang zum Fortschreiten war gemacht; Stillstand war jetzt unmöglich, da man schon zu viele Bedürfnisse kannte, um nicht fortdauernd darnach zu streben, sie mit neuen Erfindungen zu stillen.

Die Colonien hatten sich weiter auf dem Erdball ausgebreitet; sie zogen sich in größern Massen zusammen und man kannte im zweiten Jahrtausend der Welt schon ein *babylonisches*, *assyrisches* und *ägyptisches* Reich. Die Sprache, anfangs sehr wahrscheinlich nur ein unar-

Akustische Laut zur Bezeichnung des Wohl- oder Wehgefühls; bald darauf nur Mittel, durch Nachahmung des Getöses die Gegenstände des Gehörs anzudeuten, hatte ihre Gränzen auch auf die Objekte der übrigen Sinne ausgedehnt, und nahm mit jeder neuen Erfahrung, jedem neuen Bedürfniß ein neues Zeichen auf. Die Schwäche des Gedächtnisses zu ergänzen, oder das Ungemach der Trennung zu erleichtern, erfand man eine Sprache für das Gesicht, das Schreiben. Den Phöniziern eignet man diese Erfindung, so wie die der Schiffahrt, Handlung und Münze zu.

Jetzt war ein grösser Sprung gethan; Wissenschaften und Künste waren nun *geboren*, allein sie lagen noch unmündig *in der Wiege*. Dieß war der Fortschritt des zweiten Jahrtausends.

Eigentlich hatte die Menschheit bisher nichts gethan, als die immer wachsenden Foderungen der sinnlichen Triebe zu stillen; aber eben dieß Bemühen lenkte sie unvermerkt, da des Übels nicht weniger, sondern mit jeder Dämpfung, mit jedem neuerfundnen Vergnügen, mehr wurde, zur Cultur der höhern Gemüthsvermögen über.

Gesetzgebung und Religion waren schon Bedürfniß geworden, so wie Kriegskunst und Handel; die wachsende Zahl der Verhältnisse

in der Gesellschaft vermehrte die Theile von jenen, und die Zahl und Stärke der Leidenschaften unter den Menschen. — Der Instinkt trat sein vormundschaftliches Amt ab, und überliefs die Sterblichen der Leitung ihres Verstandes. Ehrgeitz, Wollust, Luxus, Herrschsucht, und andre Leidenschaften, erwachsen im Boden der Cultur, zeigten sich nun in grellern Schattirungen als jemals, trieben, wie Sturmwinde, das Spiel der Begebenheiten schneller, lösten schneller die Begriffe vom Boden der Seele, gaben den Ton zur Sittenlehre, zur dringenden Empfehlung der Tugend und Verabscheuung des Lasters. —

Man trat aus dem Stande der *Thierheit* in den Stand der *Barbarei* ein, das heifst, man verschmähte das Gängelband des Instinkts, kannte aber auch nicht die erhabne Legislatur der Vernunft, sondern überliefs sich dem Zug der Gefühle, dem Zepter der Phantasie.

Man bog sein Knie vor selbst geschaffnen Gottheiten und nannte Wunder die Unerklärlichkeiten der Natur. *Moses* gab seinem Volke die Lehre von einem *einzigen* Gotte, stellte aber seinen Jehova nur als einen Familien-, als einen Nationalgott dar, ohne das Daseyn mehrerer Götter zu läugnen; er rüstete ihn mit allen menschlichen Schwachheiten aus, und nannte ihn den ersten unter allen andern Gott-

heiten [illegible] wie jede Nation von ihrem Gott, im Bezug auf die Götter andrer Völker, dasselbe behauptete.

Die Gesetzgebungen waren mit Blut geschrieben, unter Blitz und Donner dem Volke publizirt, und die Rechte der Menschheit in ihnen selten geehrt. *Moses*, *Lykurg* und *Drako* charakterisirten ihr Zeitalter.

Je weiter die menschliche Gesellschaft in ihrer Cultur vortrat, je schneller eilte ihr Lauf dahin; ihre Berührungspunkte mit der sie umgebenden Welt verdoppelten sich wuchernd. Eine Schneeflocke wälzte sich von der Alpenspitze, zog zwei, drei fremde im Fallen an; diese warben und wickelten andre um sich, es entstand ein Ball; er rollte behender, schnitt tiefer vermöge seiner wachsenden Schweere; statt der Flocken hiengen sich Pfunde und Zentnermassen an ihn; es war endlich nicht mehr ein Ball, sondern ein tailendes Gebirg, welches Gebirge verschlang und mitwälzte.

Das *vierte Jahrtausend* der Menschheit stellte eine ganz andre Welt vor das Auge des Betrachters: alles, was sich unmittelbar auf die Lust der Sinnlichkeit bezog, schwang sich mit wunderbarer Eil der Vollendung entgegen — viele Künste, die Frühlingsblumen der Cultur, erschienen schon in lachender Vollkommenheit. *David*, *Asaph*, *Homer*, und andre, sangen

jezt ihre Lieder, deren süsser Schall durch Jahrtausende hinunter tönte zum Entzücken der spätern Nachwelt; Pyramiden, Tempel, Paläste und Theater erstanden in den Wüsteneien Europens; *Phidias*, *Zeuxis* und *Praxiteles* wurden die Schöpfer der Malerei und Bildhauerkunst; *Salomo*, *Sardanappl* und *Crösus* verewigten sich durch die Triumphe des Luxus.

Um den Riesenschritt dieser Periode mit *einem* Blick zu überfliegen, darf man nur zwei Namen nennen, Namen zweier Männer, von denen der eine im Anfang, der andre am Schluss dieses Jahrtausends lebte: *Romulus* und *Augustus!* — Welch eine Kluft zwischen beiden! Eine Räuberbande rottete sich unter *jenem* zusammen, und die Enkel derselben befahlen unter *diesem* der halben Welt, standen im Besitz aller Wissenschaften, aller Künste, aller Schwelgereien des Orients, alles luxuriösen Raffinements des Occidents.

*Griechenland* war die Bildnerinn, die Lehrerinn der Welt: so wie *Rom* ihre Beherrscherinn in dieser glänzenden Epoche, welcher wir eine unermeßliche Erbschaft von Ideen zu danken haben. Denn schon jezt waren durch das rege Spiel der untern Gemüthsvermögen die obern erwacht; schon jezt begannen Vernunft und Sinnlichkeit ihre Fehden um die Oberherrschaft über den Menschen. Der Mensch,

durch die Einrichtung seiner innern Natur getrieben, sehnte sich, den Schleier der Täuschung zu zerreissen, die Wahrheit hüllenlos zu erkennen, — er ahndete seine höhere Würde, dafs er mehr als Thier, mehr als Barbar — dafs er *Mensch seyn könne.*

*Pythagoras, Sokrates, Plato, Aristoteles,* leuchtende Sterne in der Nacht des Vernunftgebietes, brachen jetzt hervor, und es dämmerte in der Geisterwelt. — Oder ich hätte sie lieber mit den Flammen des Grichenfeuers vergleichen sollen, die, untergetaucht und begraben im feindseligsten Elemente, ihre Kraft nicht verlieren, sondern zur rechten Zeit ergriffen und zerstörten. — Ein feindseligeres Element konnten die Ideen jener Weisen nicht finden, als die Schulen jener Dialektiker, des Neuplatonismus und der Scholastik, in spätern Zeiten. Wie viel sie aber nachher zur *Zerstörung* des Irthums, der Schwärmerei, der Mystik und des Aberglaubens beitrugen, verschweigt die Dankbarkeit der Geschichte nicht.

So stralend die Cultur jenes Zeitalters in den Annalen der Vergangenheit erscheint, so darf man dennoch nicht vergessen, dafs es nur ihre *Intension* war, welche in einigen Gegenden, in einigen gebildeten Cirkeln einen solchen Grad empfieng, dafs die allgemeine Finsternifs der Geisterwelt jenem Lichte einzelner Weisen

den Schimmerkreis eher vergrößerte, als verminderte. — Es lassen sich in dem ganzen Zeitraum nur mit Mühe kaum zwölf Städte auf dem Erdball zählen, welche von jener höhern Polizierung genossen.

Und nun erschien das *fünfte Jahrtausend*, welches mit seinen ungeheuren Revolutionen in der intellectuellen und politischen Welt alles verdunkelte, was vormals herrlich hieß. Es wird dem philosophischen Betrachter des großen Weltgemäldes, als erkennte er nun gewisse Spuren eines moralischen Weltregiments in der wunderbaren Coalition der Umstände; als säh' er eine dunkle Hand sich in das verworrene Gewebe der Begebenheiten mischen, und die Fäden der Dinge ordnen.

Zwei große Züge charakterisiren dieß Jahrtausend, deren sanfte Spuren noch jezt das Antlitz der Menschheit aufzeigt und vielleicht in mehrern Aonen ihre Dauer behalten wird: — eine moralische Reformation und eine politische, beide gleich wunderbar und in ihren Folgen unübersehlich.

An der Spitze des erwähnten Weltalters erscheint ein Unbegreiflicher — *Jesus Christus!* — Er erstand in der Mitte eines Volkes, welches sich durch Aberglauben und Thorheit zum Sprüchwort herabgewürdiget hatte, und vor *seiner* Lehre beugte sich die Philosophie der

Vor- und Nachwelt. Drei Jahre seines Lebens waren genug, die Menschheit in allen Erdgegenden und Erdzeiten zu erschüttern und zur Erringung einer höhern Würde aufzuwecken. Kein Wunder, wenn ein ganzer Welttheil sich geneigt fühlte, ihm göttliche Ehre zu erweisen. — Seine bürgerliche Existenz ist eben so sehr mit wundersamen Nebeln umschleiert, als seine Thaten im zweifellosesten Lichte stehn. Thorheit ist's, die Fabeln von seiner Person willig in den Glauben aufzunehmen, aber Vermessenheit, sie zu zerstören.

Er war es, welcher die Sterblichen, ohne ihre Sinnlichkeit zu vernichten, an die Gesetzgebung der geläuterten Vernunft band; welcher sie auf *die* Strasse führte, in der sie sich ihrer werther fühlen, und wenn dieſs Seyn mit einem künftigen im Zusammenhang stehen sollte, jenes künftigen Seyns würdigere Theilnehmer werden müssen.

Wie eine Erscheinung aus fremden Welten trat er auf, und verschwand er. Wie der elektrische Funke von Gliede zu Gliede der Kette springt: so seine Lehre in den verschiednen Ringen der groſsen Völkerkette. Die moralische Reformation war angesponnen; jezt drängte sich, zu ihrer Unterstützung, die politische herbei.

Aus ihren finstern Erdwinkeln zogen, wie von höherer Hand gewinkt, Barbaren hervor, um sich am Lichte der Cultur in mildern Himmelsstrichen zu erwärmen. Eine allgemeine Gährung ergriff die Nationen aller drei bekannten Welttheile. Unbekannte Völker wanderten aus ihren Wohnplätzen; unter ihren ungeheuern Massen bebte und zertrümmerte der Kolofs der römischen Universalmonarchie, welcher sich der Ewigkeit gefreut hatte. Gothen und Hunnen, Vandalen, Alanen, Sveven, Franken, Longobarden, Normänner, Türken und Sarazenen giengen mit verwüstenden Schritten durch einander, stürzten Thronen um und schlugen neue auf, zerrissen die Gränzen der Staaten und zeichneten andre. Wissenschaften und Künste flohn erschrocken in die Arme der gastfreundlichen Sarazenen, oder in die einsamen Zellen der Mönche.

Man hat behaupten wollen, dafs in dieser fürchterlichen Epoche die Menschheit auf ihrer Strasse stillgestanden, oder wohl gar rückwärts gegangen sey. Allein hier war weder Pause noch Rückgang, sondern es war die Wanderung der Cultur vom Orient zum Occident, das Ausströmen ihrer Intension zur Extension.

Da ward aus Nacht Tag, und es begann das *sechste Jahrtausend*.

Der grosse politische Orkan, welcher die Nationen wie Spreu durcheinander geweht hatte, legte sich; die verworrenen Völkermassen sonderten sich aus einander und bildeten neue Staaten; die schüchternen Musen traten aus ihren Schlupfwinkeln wieder hervor.

*Jerusalem* und *Palmyra*, *Athen* und *Memphis*, *Alexandrien* und *Rom*, waren untergegangen mit ihrer Herrlichkeit, aber den Verlust der Städte ergänzten nun grosse Reiche.

Die Buchdruckerkunst wurde erfunden, und zu den drei bekannten wurden zwei neue Welttheile entdeckt. Neue Fundgruben der menschlichen Erkenntniss wurden überall in gedrängter Zeitreihe aufgeschlagen, ihre Schätze verarbeitet, und eben so schnell zum allgemeinen Genuss verbreitet. Von *Bako* und *Vives* bis *Hume* und *Kant*, welch ein Riesenschritt der Philosophie! Von *Gregor I II* bis *Luther*, *Zwingli*, *Calvin*, und von diesen bis zu unserm Jahrhundert — welch ein Gang der Theologie!

So wucherten wir mit der hinterlassnen Erbschaft der Vorwelt, und sammeln neue Kapitalien für das künftige Jahrtausend. Alle Theile der menschlichen Erkenntniss rühmen sich einer nie erreichten Vollkommenheit. Erwachten *Alexander* und *Cäsar*, so würden sie Schüler werden in unsrer Kriegskunst, sie,

ehmals die Eroberer halber Welttheile; *Tyrus*, *Sidon* und *Corinth* würden erröthen vor Englands und Hollands merkantilischer Gröfse.

---

## 3.

### *Fortsetzung.*

Die Wahrnehmung der gegenwärtigen Höhe, auf welcher wir uns, im Verhältnifs unsrer Vorwelt, finden, hat mehrere schwache Köpfe schwindeln gemacht, und ihnen den lächerlichen Wahn zugeführt, dafs unsre spätere Nachkommenschaft unmöglich weiter vordringen, sondern entweder auf der erklimmten Stufe stehen bleiben, oder eben so wieder zurückfallen müsse in die Negerarme der Barbarei. Das leztre ist ihnen noch wahrscheinlicher, als das erste, weil sie meynen, dafs alles sein Ziel habe, Fallen und Steigen; dafs die Natur sich im ewigen Kreislauf drehe, und da wieder beginne, wo sie endete, wie im Capitel von der Weltverbrennung bei den Schülern der Stoa.

Solche egoistische Zweifler, an welchen es keinem Zeitalter gefehlt hat, verwechseln das Intresse des Theiles mit dem Intresse des Ganzen, die Cultur eines einzelnen Volkes mit

der

der der Menschheit. Aber mögen gleich einzelne Nationen von ihrer glänzenden Höhe wieder herabstürzen: so stürzet doch mit ihnen das Ganze nicht. Das griechische und römische Reich sind vergangen, allein die Schätze, welche sie erobert hatten, sind nicht mit ihnen zu Grabe getragen, sondern in dem Ärarium der Menschheit aufgespart worden.

Doch laßt uns jenes kleine Gemälde in einem andern Gesichtspunkte auffassen, und unser Stolz wird vielleicht eben so schnell, als er aufschwoll, abschwinden.

Unter das Wort *Menschheit* lassen sich zwei ganz verschiedne Begriffe schieben, deren Ähnlichkeiten aber hinreichend genug sind, daß der philosophische Taschenspieler nach Belieben seinen leichtgläubigen Zuschauern bald den ersten für den andern, bald den andern für den ersten darunterlegen, und durch seine Kunst die Wahrheit zum Märchen, das Märchen zur Wahrheit umgestalten kann.

Menschheit bezeichnet *erstlich* die Fähigkeit und Kraft der menschlichen Gemüther überhaupt. Die ganze Masse der tausend Naturen wird von dieser Bedeutung in eine *Einheit* zusammengeschmolzen, und das, was *ein* Individuum vollbrachte angenommen, entweder, als sey es im Namen des Ganzen gethan, und *für* dasselbe, oder als hätte auch jedes

andre Individuum unter denselben Verhältnissen dasselbe leisten *können*. In dieser Redensart gilt das *totum pro parte*, wie wenn von einem Volke gesagt wird, es habe Friedensbündnisse geschlossen, da sie doch nur das Werk eines oder einiger Minister sind.

Im *zweiten* Sinne bezeichnet Menschheit die Totalität, oder wenigstens doch die Pluralität aller vernünftigen Naturen auf Erden. Hier wird nicht so sehr an die Kraft, als an die Zahl der Masse gedacht; hier ist nicht von der Intension, sondern von der Extension die Rede.

Wählen wir nun den *ersten Sinn*, so behält das oben gelieferte Gemälde seinen Werth; wir erstaunen mit Recht über die eilenden Progressionen; eine fröhliche Ahndung muſs sich unsrer bemeistern, und uns der Hoffnung in die Arme werfen, in einer *Schule* Gottes zu wohnen, und fortwandern zu können ins Unendliche der Volkommenheit.

Wählen wir aber den *andern* Sinn zu unserm Standpunkt, so verwandelt sich plötzlich die lächelnde, glanzvolle Aussicht in eine düstre, traurige Wüstenei, in welcher die sparsam vertheilten Lichtblicke auf den vorragenden Theilen nur zu dienen scheinen, die Finsternis noch finsterer zu machen.

Wollen wir die menschliche Gesellschaft richtig beurtheilen, so dürfen wir schlechterdings nicht den Gesichtspunkt des *Möglichen*, sondern allein den des *Wirklichen* wählen. Einzelne Individuen, welche sich durch Weisheit, Kenntniß und Geschicklichkeit hervorthun, machen nicht die gesammte Menschheit aus. Alle Wissenschaften und Künste sind zwar *Erwerb* des menschlichen Geistes, aber nicht das *Eigenthum* jedes *besondern* Sterblichen, nicht einmal jedes besondern *Volkes*.

Laßt uns jezt jene Übersicht der Jahrtausende revidieren, so werden wir sehn, daß überall nur entweder von einzelnen Personen, oder Städten, oder Staaten gesprochen wurde, nicht von dem ganzen Geschlecht, welches unter dem Namen der Menschen diesen Planeten bewohnt. Oder wollen wir die minder kultivierten Individuen und Nationen ausstreichen auf der Liste der Menschheit? Wollen wir, sobald wir von *Menschheit* sprechen, um unsers besser scheinenden Selbst's willen, eine neue *Rangordnung* ersinnen?

Mancher dürfte den frommen Einwand anbringen wollen: „Eben diese verschiednen Grade der Cultur sind vielleicht um des Ganzen willen so nothwendig, wie der Schatten zum Lichte, und gegründet in einem höhern Plan der Weltregierung!"

Ich antworte darauf: Von einem höhern Plan u. dgl. wissen wir nichts, können aus ihm mithin nichts erweisen. Zweitens bleibt es nur ein *Vielleicht*, mit welchem niemand weniger wohlfeil seyn sollte, als der Philosoph. Drittens mufs man alsdann auch den Stolz fahren lassen, den *einzigen*, welchen die Menschheit nähren darf, dafs sie *vorrücke* im Allgemeinen zur höhern Ausbildung ihrer Vermögen.

Inzwischen sey jener Einwand angenommen, oder nicht: so bleibt es gewifs, dafs die menschliche Gesellschaft seit den sechs Jahrtausenden ihrer bekannten Existenz wenige Fortschritte gemacht habe.

Ich will nicht an die Barbarei der meisten Völker der Vorwelt erinnern, sondern nur auf das gegenwärtige Zeitalter hindeuten. Ich will nicht daran erinnern, dafs vier Welttheile, und zwar die gröfsten und volkreichsten, noch in tiefem Schatten liegen, und nur Europa, der kleinste von allen, sich in der sogenannten Cultur einiger Höhe rühmen dürfe, sondern den Blick allein auf diefs kultivierte Erdtheilchen wenden. Ich will nicht an die Barbarei der Bewohner des tiefern Nordens, nicht an das finstre Rufsland, oder die Türkei, oder die europäischen Tartaren, nicht an jene Staaten mahnen, welche im Verhältnifs zu andern noch in dem sonderbarsten Helldunkel schwim-

men, wie Pohlen, Ungarn, Portugal, Spanien, Italien u. s. w., sondern die Betrachtung allein auf die drei durch ihre Polizirung berühmtesten oder berüchtigsten Reiche lenken.

Und was finden wir hier? — mehr oder weniger, als Barbaren?

Der Bauer lebt gröfstentheils in dumpfer Unwissenheit, und unterscheidet sich vom wilden Indianer durch nichts, als durch die Sprache und den europäischen Rock. Er kennt seinen Gott aus den Holzschnitten des Katechismus, seine Religion aus dem Geschwätz unwissender Priester. Er kniet mit Andacht vor Holz, Zinn und Silber, und verwünscht, wie sein Lehrer, im heiligen Eifer, alles was die Vernunft noch weiter erklügeln will, oder ausgesponnen hat. Er ist gebohren, im Schweifs des Angesichts die höhern Stände zu füttern, und, wenn's den Obern gefällt, sich zu zanken, seine Haut dazu herzuleihen, todtzuschlagen und sich todtschlagen zu lassen, unterdessen die, welche den Streit eigentlich führen, und deren Interesse allein der Zwistapfel ist, in Bällen und Banketen sich's wohlgefallen lassen, oder die Batterien eines Faulbettes, umsonst von weiblichen Seufzern vertheidigt, im Sturm erobern.

Ich will nichts von der hin und wieder noch geltenden Leibeigenschaft der Bauern sagen; man hat oft den Namen abgeworfen, und an

der drückenden Kette die rauhen Ecken abgeschliffen, das hiefs *Polizirung*.

Gewisse Menschen, von gewissen Menschen in die Welt gesezt, nennen sich Edle des Volks und bilden sich wirklich oft ein, aus besserm Stoffe, als die übrigen Geschlechtsgenossen, gebildet zu seyn von der Hand des Schöpfers. Das hat noch neulich ein Edelmann öffentlich vor dem Volke beweisen wollen. *) Sie haben, weil sie durch geadelte Kanäle ins Leben traten, schneidende Vorrechte, die sie mit bunten Pergamentrollen darthun, weil die Vernunft ihnen die Rechtfertigung verweigert. Es giebt Gegenden, in welchen der Edelmann durch einen bürgerlichen Stockstreich infamirt, der Edelmann aber, wenn er den Bürger niedersticht, durch den Mord nichts weniger als entehrt wird. Zwar verachten viele Adeliche *selbst* die meisten ihrer barbarischen Vorrechte, aber — sie lassen sie sich doch nicht rauben, geschweige dafs sie sich zur freiwilligen Aufopferung bequemen sollten. Nur die Armuth macht sie oft humaner!

Noch immer ist es Hauptinteresse der Regierungen, Macht, Titel und Landesgränzen auszudehnen; es ist nichts Ungewöhnliches, dafs man sogar mit gewaltsamer Faust Provinzen an

*) *v. Kotzebue: Vom Adel.*

sich reißt, die weiter nichts verschuldet hatten, als daß sie zum Widerstande zu ohnmächtig waren. — Um eine Eroberungslanne zu beschönigen, wird der *Patriotismus des Volks* in Contribution gesezt, oder Nationalhaß genährt, oder ein heiliger, das Wohl der Menschheit befördernder Zweck vorgespiegelt, wie es zu den Zeiten der Kreuzzüge geschah. Der *Hildebrandismus* hat seinen Werth noch nicht bei den Politikern verloren; man läßt aber den Philosophen das Vergnügen, moralische Compendien zu schreiben, und schimpft im Fall der Noth selbst mit auf den gottlosen *Machiavelli*. Dieß ist Polizierung!

Dieß sind nur einzelne, gröbere, die ganzen Massen betreffende Züge, welche ich hiemit gezeichnet habe; ich würde zu weitläufig werden, wenn ich mich auf die feinern Nüancen der Verhältnisse einließe.

Aber wer wird Völker, wenn sie auch noch so sehr an den Ketten des Vorurtheils, Aberglaubens, der Unwissenheit und Grausamkeit schleifen — *aufgeklärt, kultiviert* nennen?

Die Barbarei herrscht noch mit eisernem Zepter über uns, nur bemerken wir sie nicht so auffallend. Theils hat uns die Gewohnheit gleichgültig gegen die empörendsten Erscheinungen gemacht, theils lassen wir uns durch den Glanz der Aussenseite freiwillig täuschen,

ohne an ihr Innres so genau zu denken; denn unsre Barbarei kleidet sich nicht mehr in Bärenfelle, wie sonst, sondern trägt feine Gewänder, behängt sich mit gewässerten Bändern und Berloks, — alles nach der *neuesten Mode*. Wir schelten die Indianer Barbaren, weil sie rohes Fleisch und Wurzeln fressen, ungehobelte Götzenbilder verehren, und mit Pfeilen schiessen; finden uns aber der Würde der menschlichen Natur näher, weil wir uns Gift kochen, für eine Goldbörse den Bruder verrathen, und nicht mit Pfeilen, sondern mit Kanonen schiessen.

Und wenn wirklich einzelne Weisen, welche die Täuschung der Aussenseite nicht rührt, auch mitten ins Herz unsrer gepriesenen Cultur sehn: so zucken sie die Achseln, und schieben die ganze Schuld auf die Rechnung der Nothwendigkeit und den Willen des Fatums; was eigentlich in die Rechnung unsrer Trägheit und Muthlosigkeit gehört. Diese schlauen Philosophen wissen sich damit zu beruhigen, den Unwillen ihrer aufgebrachten Vernunft zu stillen; aber sie gleichen übrigens sehr jenen Matronen, welche, wenn sie einen Fehltritt begehn, nicht sich, sondern dem Teufel die Schuld aufbürden. Doch thun sie wohl daran, so sich selbst zu trösten; denn nichts in der Welt soll übler bezahlt werden, wie es heißt, als die Wahrheit.

Aber, allein lasst uns unsern Stolz über die Fortschritte der Menschheit aufgeben; vor unserm Jahrhundert das Wort *aufgeklärt* wegstreichen! Noch hat die Vernunft nicht ihre Souveränität gewonnen, sondern sie liegt tief in den Netzen der siegenden Sinnlichkeit. Nur dass sie dann und wann durch den Mund ihrer Propheten spricht, giebt uns von ihrem *Daseyn* Notiz.

Die *Höhe*, zu welchen hin und wieder von einigen Genien die Wissenschaften geführt sind, macht uns die *Tiefe* deutlicher, in welcher das Menschengeschlecht *unter* ihnen wohnt. Ohne das Daseyn einiger Lichter würden wir nicht einmal wissen, dass es noch dunkel sey.

# VIERTE NACHT.

## 1.

### Übergang.

Der Weg, welchen ich bisher meine Leser führte, ist fast ganz derselbe, welchen ich früher machte, und der mich zur Würdigung unsrer Reichthümer, zur Würdigung unsers gesammten Wissens, Thuns, und Leidens hinlenkte.

Ich hätte ihn überspringen können, wenn ich es eines Theils nicht für billig gehalten, dem Beurtheiler treulich eine psychologische Entwickelung der ersten Ursachen zu liefern, die mich hieher leiteten, andern Theils es nicht nothwendig gefunden hätte, den Leser in meiner Vorstellungsart, so gut als möglich, zu orientieren, um gewisser hoffen zu können, verstanden zu werden.

Die Wahrnehmung so unzähliger Widersprüche und Räthsel in unserm Seyn, daſs wir selbst über den *Zweck* unsers Daseyns in Ungewiſsheit schweben, und über den Zusammenhang dieses gegenwärtigen Lebenspunktes mit einer gröſsern Dauer, — die Betrachtung unsers irdi-

schen Laufes und dessen Gehalts, — der Anblick so vieler Übel, gegen welche wir zu ringen haben, und deren Bekämpfung, statt sie zu mindern, uns ganz andre Vortheile, nämlich Erweiterung unsrer Erkenntnisse, gewährt: — alles dieſs lenkt uns einmüthig zu einer nähern Prüfung derjenigen Güter, welche wir besitzen, und auf deren Besitz sich unser Stolz lehnt.

Diese Prüfung muſs uns dann folgende Räthsel lösen:

1) *Worinn besteht die Hoheit und Würde der menschlichen Natur, welche uns von Kindheit an vorgepredigt wird?* Ist sie Selbsttäuschung, oder Wahrheit?

2) *Welches ist der Zweck unsers Lebens?* Können wir ihn mit voller, allgemeiner Gewiſsheit nennen?

3) *Wie weit sind wir jezt auf der Straſse zu diesem Zwecke vorgedrungen?* Läſst es sich mit Gewiſsheit hoffen, ihn je zu erreichen?

Ich kenne für den Sterblichen keine Fragen von gröſserer Tendenz und bleibenderm Interesse, als eben diese, wenn er nicht, wie jedes andre Thier, gedankenlos an der Frucht des Augenblicks naschen, sich nicht ohne Plan von dem Wechsel der Verhältnisse regieren lassen, sondern sich über seine Thierheit

erheben, mit höhern Absichten handeln, und den Blick weiter, als auf die nächste Eichel, werfen will.

---

2.

*Fortsetzung.*

Bei der flüchtigsten Selbstbeobachtung entdecken wir in uns den natürlichen, mit zur Welt gebrachten Trieb, alle Negationen (oder alle Kränkungen unsrer Naturen), die wir empfinden, von uns zu entfernen, und alle Realitäten, die wir kennen, oder alles, was unsern höhern und niedern Vermögen entspricht, und ihr ungehindertes Spiel befördert, mit uns in nähere Verbindung zu setzen — mit einem Worte, uns zu *vervollkommnen*.

Den ersten Anstofs zum Fortschreiten ertheilen wir uns also nicht selbst, sondern er wird uns, (noch wissen wir nicht, von wem? oder zu welchem Behuf?) gegeben. Wir treten in das Leben, das Uhrwerk unsrer Triebe ist aufgezogen, und beginnt in dem Moment seinen Lauf. Die Triebe fodern; wir bemühen uns, sie zu befriedigen.

*Physisches Wohlseyn* ist unser erstes Bedürfnifs, welches uns bis zum Grabe verfolgt;

wir fliehen jeden Schmerz, jede Unlust, suchen nur das Vergnügende, Angenehme.

*Intellektuelles Wohlseyn*, oder die Befriedigung der Foderungen unsrer denkenden Natur ist das zweite Bedürfniſs; wir suchen die Beschaffenheit, den Zusammenhang der Dinge zu erkennen, forschen der Wahrheit nach, und stossen alles das zurück, was für uns den Stempel des Irrthums, des Widersprechenden trägt.

*Moralisches Wohlseyn* ist das dritte Bedürfniſs, oder die Befriedigung unsrer praktischen Vernunft. Wir achten alle Handlungen, welche den Gesetzen der praktischen Vernunft entsprechen, mißbilligen was wider sie streitet oder zu streiten scheint.

Diese drei groſsen Haupttriebfedern unsers Handelns sind uns drei verschiedne Ziele, die die Natur uns selbst versteckte.

Es entstand nun die Frage, ob eines dieser Ziele vorzüglich vor den andern gelten, und ob man die andern nur als Nebenzwecke, oder Mittel, betrachten müsse. Der Streit über die Antwort auf diese Frage bildete drei verschiedne Partheien, welche ziemlich gleichwichtige Gründe zur Stütze hatten.

Die eine Parthei, welche ich mit dem Namen der *Eudämonisten* bezeichnen will, ohne damit an eine besondre Sekte erinnern zu wol-

len, nahm das physische Wohlseyn in Schutz, und trug in ihren Fahnen das Symbolum *Glückseligkeit*. — Sie behauptete, dafs das natürlichste und ewige Streben der Menschen sey, sich fortdauernd in angenehmen Empfindungen zu erhalten; dafs nur zu diesem Behuf die Totalität unsrer Erkenntnisse geschaffen sey, und die Versittlichung des menschlichen Geschlechts allein uns diesen Zustand sichern könne. Religion, Staatsverfassungen, Wissenschaften und Künste bezielten allein das Empfangen, Sichern und Erweitern unsrer angenehmen Empfindungen; unsre Pflichten bezögen sich nur auf den Schutz unsrer Rechte; wir handelten nur defswegen moralisch gut und beförderten das Wohl des Ganzen, um die Freude, welche wir verbreiten, von allen Gegenden doppelt wieder auf uns zurückströmen zu sehn. — Vergröfserung unsrer Erkenntnisse sey an und für sich nur Mittel, und müsse sich auf ganz etwas anders, als auf sich selbst beziehn, wenn sie nicht ein todtes Capital seyn wolle. Eben so verhalte es sich mit der Sittlichkeit, und es sey Thorheit, ihr mit enkratischer Strenge alles aufzuopfern, und sich die Zinsen dafür erst von einem künftigen Leben zu versprechen. Wenn das Leben einen Zweck habe, so könne er nicht ausser demselben liegen, weil wir von dem *Aussen* durchaus keine

beruhigende Zuverlässigkeit besässen, sondern müsse innerhalb seines Selbst's wohnen.

Die *andre Parthei*, welche wir Rationalisten nennen wollen, sezte dagegen, dass nur Erkenntnissvergrösserung unsere Hauptbestimmung sey, weil die Erfahrung hinlänglich darthue, dass weder Sittlichkeit noch physisches Wohlseyn, so lange auch die Menschheit darnach ränge, wirklich errungen sey, noch errungen werden könne; dass nichts so sehr relativ sey für jedes Individuum, als das Angenehme und die Tugend; dass wir uns in Rücksicht dieser beiden noch immer auf der alten Stelle befänden, auf der die menschliche Gesellschaft schon vor Jahrtausenden stand; dass hingegen alles in der Welt nur dahin stimme, unsre obern Gemüthsvermögen zu bilden. Der menschliche Geist selbst sey nur *denkendes* Wesen, er müsse also sich selbst, als den Hauptzweck ansehn und sich kultiviren. Wenn unser Hierseyn mit einer künftigen Existenz verbunden ist, so liesse sich leicht berechnen, dass alles, was uns die Sinnlichkeit (feinere, oder gröbere) gewährte, nicht mit uns hinübergienge, und wir nur durch erworbne Fertigkeit, subiektive Ausbildung unsers Geistes auf ein vollkommneres Seyn Ansprüche machen könnten. Was die Sittlichkeit betrifft: so wäre sie, wie das physische Wohlseyn für *diese*

*Welt* nothwendig, um uns unser Hierseyn und die Mittel zur Geistesvervollkommnerung zu sichern, und das Lebensgeschäft zu erleichtern und zu verannehmlichen; allein es liesse sich doch nicht einsehn, dafs wir nur geschaffen wären, blos moralische Naturen zu seyn, weil Sittlichkeit an und für sich nur *Mittel* zur Erhaltung der allgemeinen Ordnung, (der Bedingung, unter welcher wir die Geistesperfektionirung betreiben können) wäre, ja, da wir selbst nicht einmal mit Zuverläfsigkeit den innern Werth unsrer Tugend bestimmen könnten: so würde es rathsam seyn unsre Rechnung mit Sicherheit auf Vergeltungen in jenem Leben zu machen. Es müfste in dieser Hinsicht zuvor erwiesen werden, dafs wir das Vermögen der Freiheit besäfsen; denn ohne Freiheit haben unsre Handlungen keinen moralischen Werth und findet keine Imputation, keine Belohnung, keine Bestrafung statt. Aber auch ohne moralische Freiheit behält dennoch die Geistesvervollkommnerung ihren eigenthümlichen Werth; es ist gleichgültig, ob wir uns selbst diese Vervollkommnerung bestimmen, oder sie durch den nothwendigen Gang der Dinge empfangen, so wie es der Rose gleichgültig seyn kann, ob sie durch ihre eigne Willkühr, oder durch die organischen Gesetze der Natur zur schönsten Blume wird.

Die

Die *dritte Parthei*, welche den Namen der *Moralisten* führen mag, lehnt sich mächtig wie gegen beide auf, und trägt in ihrem Schilde das Motto: *Sittlichkeit*. Sie lehrt, daß der Mensch nicht blos für die Contemplation geboren, sondern zum Handeln bestimmt sey; daß er nur deswegen betrachte und lerne, und die Vernunft ausbilde, um den praktischen Gebrauch derselben zu berichtigen, seine Handlungsweise zu bessern. Der Mensch sey nicht Pflanze, wozu ihn der Rationalismus zu machen, nicht vollkommneres Thier, wozu ihn der Eudämonismus herabzuwürdigen schiene, sondern offenbar zum Selbsthandeln geweiht, mit Spontaneität begabet, mit einem Worte: *Mensch*. Daß dem so sey, lehre schon die Vergleichung unserer Kräfte mit den Talenten der Vegetabilien und Thiere. Was *jenen* der Naturorganismus, *diesen* der Instinkt ist, sey *uns* die Vernunft. Wir müssen entweder auf allen Gebrauch der Vernunft Verzicht thun, weil sie an und für sich in ihrem verschiednen (spekulativen und praktischen) Gebrauch durchaus ohne befriedigende Harmonie ist, oder ihre Winke verstehen, und den Glauben an das Daseyn eines Gottes, einer moralischen Weltregierung, Unsterblichkeit u. s. w., als absolute, befriedigende Gewißheit aufnehmen, zu welchem Glauben uns gewaltsam die ganze

Einrichtung unsers Denkvermögens hintreibt. Nehmen wir aber diesen Glauben auf, so sey es allerdings nicht mehr unmittelbare Handlungen eine so gleichgültige Sache, und wir seyen genöthigt, mit denselben Rücksicht auf ein künftiges Daseyn zu haben. — Zu dem sey es bekannt, dafs die wenigsten Menschen fähig sind, in gleichem Maafs ihre Erkenntnifsvergröfserung zu betreiben, als wozu manchen die nöthigen innern und äussern Verhältnisse abgehn, eben so wenig sey jeder im Stande, sein physisches Wohlseyn fortdauernd zu sichern, oder auch nur es zu empfangen, indem wir das meiste von den äussern Umständen erwarten, und manche Individuen sich oft unschuldig durch ihr ganzes Leben mit angeerbten Krankheiten, oder andern Unglücksfällen schleppen müssen: allein eben so überzeugend lehre auch die Erfahrung, dafs jedermann, wo nicht immer spekulieren oder geniessen, dennoch immer *handeln*, und sich nach seinen besten Einsichten *bestimmen* könne, dieſs oder jenes zu wollen. Selbst bei denjenigen, deren Vernunft noch nicht die bessere Bildung gewonnen, herrsche doch ein innres Gefühl des Sittlichen, ein natürlicher Abscheu gegen das Böse, ein natürliches Gefallen am Guten. Folglich sey jeder im Stande, wenn er nichts könne, doch moralisch gut oder böse zu seyn. Sittlichkeit sey

also das große Ziel, dem wir entgegen ringen sollen, welches uns aussöhne mit den Ungemächlichkeiten des Hierseyns, und Plan und Ordnung in das All der Dinge hineintrage, das ausserdem zwecklos für uns daliege, und unerklärlich. Sittlichkeit könne keinen höhern Zweck über sich haben, weil sie allein unsre ganze Bestimmung ausfüllt. Wir lieben die Tugend nicht *wozu*, sondern um *ihres* Selbst's willen; wir handeln gut, nicht um Nutzen zu stiften, der oft von etwas ganz anderm abhängt, sondern um uns selbst genug zu seyn, um zu seyn, was wir seyn können, und nach der Vernunftlegislatur seyn sollen: vernünftige Wesen, *Menschen*. — Dieß müssen wir seyn, und seyn wollen, selbst wenn jenseits des Grabes kein Leben mehr wäre, weil wir dann nur das sind, was wir heissen, — vernünftige Wesen. Die Unbekanntheit des künftigen Seyns und einer moralischen Vergeltung ist kein Hinderniß, sondern der eigentliche Probierstein unsrer Sittlichkeit. Nur durch jene Unbekanntheit ist's möglich, daß wir ganz ohne Rücksicht auf etwas anders, als auf unsre eigne innre Bestimmung, gut gesinnt seyn können.

3. IX

## *Beschluß.*

Sobald man nicht, wie jene Partheien, die angeblichen Zwecke der Menschheit einander subordinirt, sondern sie als gleich wichtig coordnirt, oder selbst in ihrer Unterordnung ihnen verschiedne Verhältnisse anweiset: so entstehn eben so viele neue Systeme.

Doch an diesen ist uns ja nichts gelegen; wir suchen kein System, sondern die Wahrheit.

Laßt uns daher den Gehalt jedes der angegebnen Ziele mit unpartheiischer Strenge untersuchen, um endlich zu erfahren: was wir *haben*, *wissen*, *wollen*. — Laßt uns unser *Wissen* und die wichtigsten Gegenstände desselben prüfen, in Bezug auf den Endzweck unsers gesammten Forschens. Laßt uns die *Sittlichkeit* an sich selbst betrachten, und bemerken, wie weit wir's damit auf Erden bringen. Laßt uns unsre *Glückseligkeit* wiegen gegen die Uebel, welche sie begleiten.

Das Resultat falle dann aus, wie es wolle: so haben wir dann doch rings die Gränzen unsrer Herrlichkeit gesehn, und wir können, wenn dann noch ein Können möglich ist, zu unsrer Befriedigung den Theil wählen, welcher uns am meisten behagt.

# FÜNFTE NACHT.

## I.

### *Gewifsheit.*

Es hat mehrere Philosophen gegeben, welche mit dem festen Entschluſs sich an die Bearbeitung ihres Systems machten, nur allein der unerschütterlichen Wahrheit, der ewigen, absoluten Gewiſsheit darinn eine Wohnung zuzubereiten. Sie giengen also von der zweifellosen Existenz ihres eignen Ichs aus, und sprachen, wie *Descartes*: cogito, ergo sum.

So weit waren sie ihrem philosophischen Vorsatz treu gewesen; aber bald verirrten sie sich tiefer in die metaphysischen Labyrinthe. Da trat ihnen eine alte Lieblingsidee, welche vielleicht schon einmal in den Kinderjahren das Glück zu gefallen hatte, aus den Finsternissen hervor, und man fand sie so liebenswürdig, fand es grausam, sie zurückstossen zu wollen, so unschuldig, sie unter dem Dache des Systems zu bewahren, und — man lieſs sie, protegirt von der schmeichelnden Phantasie, in den Tempel hinein. — Man traf, beim Weitergehn, auf die Sümpfe der Hypothesen; die-

ser und jener Gelehrte, dem man nicht wohlgewogen war, hatte sich dieser oder jener Hypothese angenommen, das war eine Gelegenheit, seine Hoheit anzugreifen, sein Müthchen zu kühlen: die dienstfertige Phantasie liefs schnell aus jenen Sümpfen neue, glänzendere Irrlichter auftanzen, man nannte sie Lichter der Wahrheit; die Thür des Systems ward geöffnet vom Privatinteresse, und die Hypothese — schlüpfte hinein. — Man berührte endlich jene neblichten Felder, in welchen, wegen des behaglichen Helldunkels, die Herren Theologen ein gewisses Territorialrecht usurpirt hatten. Was war zu thun? Man hatte Weib und Kinder, ein einträgliches Ämtchen, gute Freunde — — und das alles für die Wahrheit so aufzuopfern, und keinen andern Ersatz, als das dürftige Gefühl, eine Wahrheit gesprochen zu haben, dafür zu erhalten? Das wäre zu theuer gewesen. — Ein falscher Paragraph schmerzt bei weitem nicht so heftig, als die Flamme des Scheiterhaufens, oder das Gefängnifs, oder der Verlust eines bequemen Ämtchens. Die Eigenliebe schlich hinzu und raunte dem bedächtlichen Weltweisen ins Ohr: „Ist's denn schon ausgemacht, dafs die Wahrheit immer Nutzen stiftet? erwarte die bessere Zeit; der Philosoph mufs nicht weise allein, sondern auch *klug* seyn!" — Und, siehe, der

falsche Paragraph erhielt ein Entréebillet in den Tempel der Wahrheit, in den Palast des ihr geheiligten Systems.

Musterte man nachher die Bewohner des neuerbauten Hauses, an dessen Frontispice noch immer das goldne *ego cogito* etc. stand, so mußte man freilich erstaunen, so viele unerwartete Gäste in so unhochzeitlichen Kleidern, und doch voll friedlicher Eintracht, beisammen zu finden.

Laßt uns also jede Favoritgrille, jedes egoistische Interesse diesesmal, gewarnt durch das Beispiel von jenen, der Wahrheit aufopfern; laßt uns, ohne mit irgend einer philosophischen Sekte oder einer Religion Parthei zu machen, uns vor nichts fürchten, als vor dem wissenschaftlichen Irrthum und der Täuschung.

Der Hauptzweck in Bezug auf unser Erkenntnißvermögen ist bei allen uns vorliegenden Untersuchungen allein, *Gewißheit* zu erlangen: denn nichts, als *diese*, kann einem philosophischen Geiste Beruhigung gewähren. Gelingt es unsrer Sinnlichkeit einmal, die strenge Vernunft einzuschläfern, oder zu betäuben: so kann freilich auch eine Wahrscheinlichkeit, ein Glaube, selbst die grobe Täuschung, den Trostdienst versehn.

Aus der Logik lernen wir, daß wir von der Wahrheit eines Gegenstandes überzeugt werden

können, entweder durch Gründe, welche aus der Organisation unsers Vorstellungsvermögens allein, folglich aus dem urtheilenden Subjekte, oder aus dem Gegenstande unsrer Vorstellung (dem Objekte) entsprungen sind.

Sobald alle vorhandne Gründe uns in dem Grade bestimmen, eine Sache für wahr zu halten, dafs auch nur die Möglichkeit eines Gegengrundes hinwegfällt: so haben wir *Gewifsheit*.

Verdanken wir diese Gewifsheit allein subjektiv zureichenden Gründen, so nennen wir sie subjektiv, rational, für jedes uns gleichorganisirte Wesen geltend, oder apodiktisch.

Entspringt uns die Gewifsheit aus dem Gegenstande selbst, liefert er uns selbst die Merkmale seiner Wahrheit so, dafs keine Möglichkeit eines Andersseyns übrig bleibt: so besitzen wir objektive Gewifsheit, Evidenz.

Nur wenn subjektiv und objektiv die Gründe zur vollen Überzeugung zureichen, *wissen* wir mit Sicherheit, — so wie im Gegentheil, wenn die Gründe mehr oder weniger unsrer Überzeugung Stärke verleihen, wir nur *meynen*, mehr oder weniger für wahrscheinlich halten.

Das Wahrscheinliche, welches im Praktischen uns oft ersprieslche Dienste leistet, weil wir es als Leiter *zur* Wahrheit betrachten, darf

uns in spekulativer Hinsicht durchaus nicht bestimmen. Hier fodern wir nun absolute Gewifsheit, welche in eben dem Augenblick vernichtet ist, sobald nur die Möglichkeit eines Gegengrundes wider sie erscheint.

Weil wir im gemeinen Leben, und oft mit Glück, blos nach Wahrscheinlichkeiten uns bestimmen: so werden wir sehr geneigt, auch in der Vernunftspekulation mit unserm Beifall uns auf diejenige Seite hinüber zu neigen, wo die meisten Gründe, wenn sie gleich keine vollkommene Gewifsheit geben, vorhanden sind. Diese Neigung wird der Wahrheit selbst gefährlich; es ist unsre Pflicht, ihr so lange zu entsagen, als wir nicht blos vermuthen, für möglich oder höchst wahrscheinlich halten, sondern die Summe unsrer festen *Gewifsheiten* vermehren wollen. Denn nur diese können uns in den Angelegenheiten, mit welchen wir uns beschäftigen wollen, Beruhigung verleihn. Wo noch *ein* Zweifel keimt, ist keine Beruhigung des Philosophen möglich.

2.

## *Die Dinge an sich.*

Der Mensch gleicht einer Pflanze, welche in ein Beet gesezt wurde, ohne zu wissen, von wem? genieſst, ohne zu wissen, warum? unwillkührlich die ihr gemäſsen Säfte des Bodens aufsaugt, ohne zu begreifen, wie? und Blüthen und Früchte hervortreibt, ohne einzusehn, wozu?

Unser Beet ist das Weltganze. Wir kennen es nicht. Zwar haben wir Sinnen, welche uns mit der Aussenwelt zusammenhängen, aber sie leisten gegen das, was der ewig rege und heftige Trieb zur Erkenntniſs der Dinge fodert, sehr wenig, oder nichts.

Doch wir wollen uns schrittweise mit dem Schauplatz, auf welchen wir gestellt sind, bekannt machen.

Der gröſste und wichtigste Theil unsrer Erkenntnisse gelangt zu uns durch die äussern Sinne: Gefühl, Gesicht, Gehör, Geschmack, Geruch. Diese werden von der Aussenwelt afficirt, und theilen den empfangnen Eindruck dem Vorstellungsvermögen mit. Wir kennen die Aussenwelt *allein* durch dieſs Sensorium; kein andrer Weg steht uns offen, mit ihr in nähere Vertraulichkeit zu treten; wir sind also

gezwungen, unsre Untersuchung nur auf das einzuschränken, was uns durch jenen Weg geliefert wird.

Alles aber, was wir auf diese Weise erfahren, sind nur Verhältnisse unsrer Sinnorganen zu den äussern Gegenständen: die Gegenstände selbst an sich kennen wir nicht. Die Empfindungen, welche wir von der Aussenwelt, vermittelst der Sinne, erhalten, umfassen wir mit dem Namen der *Erscheinungen*; das, was hinter diesen Erscheinungen wohnt, gleichsam ihre objektive Quelle ist, heissen wir *Dinge an sich, Noumenen, Realenwelt.*

Diese Dunkelheit, welche das Wesen der Dinge umschleiert, isolirt uns gleichsam mitten in der Wirklichkeit; wir haben mit der Welt keine Gemeinschaft, als die vermittelst unsers Sensoriums. Dieſs Sensorium selbst ist uns an und für sich eben so unerklärlich, und eben so wenig wissen wir endlich, was das *Ich*, das denkende Subjekt, sey, welches sich des Sensoriums gegen die Aussenwelt bedient.

Da uns also alle Dinge an sich durchaus zur Erkenntniſs unmöglich sind, und wir nichts von ihnen, als ihr Daseyn wissen, welches sie uns, durch gegen uns geäusserte Erscheinungen, verrathen (so wie das denkende Subjekt selbst sein Daseyn nur erst in den Erscheinungen seiner Kraft, z. B. Vorstellungen, erkennt):

so schränkt sich der Kreis unserer ganzen Philosophie nur auf die Summe verschiedner Verhältnisse ein.

Diese Entdeckung ist sehr leicht; wir gerathen in eben dem Augenblicke zu ihr, sobald wir bei einem Objekte stehn bleiben, und fragen z. B.: *was ist dieſs* Papier? nicht *für uns*, sondern *in* und *an sich?* — Es ist weiſs, glatt, biegsam u. s. w., aber alles das nur für die Sinne. — Was ist es an sich, das dieſs Glatte, Weisse, Biegsame u. s. w. hervorbringt? — Schon in den frühesten Perioden der Philosophie sonderte man sich von dem psychologischen Betrug ab, daſs man das *Wesen* der Dinge erkenne.

---

## 3.

### *Phänomene.*

Mit ehrerbietigem Schweigen ziehn wir uns von dem Unbekannten zurück, welches uns das wunderbare Spiel der Erscheinungen entgegen hält; wir begnügen uns mit diesen.

Die erste Frage wird nun: Können uns die Erscheinungen nicht *noch mehr*, als das *bloſse Daseyn* der Aussenwelt lehren? Oder die Frage mit andern Worten: Sind die Erschei-

nungen nicht *Beschaffenheiten*, *Eigenschaften* der wirklichen Welt?

Diese Frage scheint beinahe keine andre Antwort, als ein *Ja* zu erwarten: denn sobald Eigenschaften die Folgen der innerlichen, wesentlichen Bestimmungen eines Dinges sind, müssen auch die uns umgebenden Erscheinungen, *Eigenschaften* der Aussenwelt seyn, weil sie Folgen derselben sind.

Allein wir können hier keine Gewifsheit aufstellen, weil die Äusserungen der Noumenen nicht *unmittelbar* zu unserm Bewufstseyn gelangen, sondern erst durch den Kanal der Sinne herüber getragen werden. Das Wesen der Sinne, der Zauber, durch welchen sie das Aussenwerk in Innenwelt verwandeln, ligt aber, wie ich schon bemerkt habe, mit allen Noumenen in gleicher Finsternifs vergraben.

Es ist möglich, dafs das Mannichfaltige der Gegenstände ausser uns wirkliche Eigenschaft der Realenwelt sey; allein es ist auch möglich, dafs die Äusserungen der Realenwelt für uns *durch die verschiedene Organisation der Sinne* erst die Mannichfaltigkeit gewinnen, welche die *Verschiedenheit der Phänomene* verursacht. — Es ist noch nicht ausgemacht, und wird es auch schwerlich werden: ob die Erscheinungen eigentlich mehr Verhältnisse der äussern Objekte zu unserm Sensorium, oder

mehr Verhältnisse des Sensoriums zur Aussenwelt sind?

Vielleicht liesse sich eher das letztre, als das erstere mit Gründen unterstützen. Jede Veränderung im Bau unsrer Sinne, zieht eine Veränderung der Erscheinungen nach sich. Die Gelbsucht verwandelt alle Farben; der verdorbne Magen den Geschmack der Speisen.

Sobald ein Robinson auf seiner Insel solche Umänderungen der Dinge wahrnähme, könnte er in Zweifel fallen, ob der Grund der Metamorphose in der Aussenwelt, oder in seinen Organen wohne? allein der allgemeine Ausspruch der übrigen Weltgenossen wird entscheidend für die Zerrüttung der Sinnenordnung reden.

Kann uns nun die Veränderung eines und desselben Sinnes einen und denselben Gegenstand so sehr verwandeln; so ist es auch keine Unwahrscheinlichkeit, dafs der verschiedne Organismus der Sinne überhaupt die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen hervorbringt, inzwischen der objektive Grund der Phänomene durchaus einfach, oder eins und dasselbe seyn kann; so wie ein und dasselbe Bild unter verschieden geschliffnen Gläsern immer anders erscheint.

Vielleicht gelingt es den Physikern in der Zukunft noch mehr die Urverwandtschaft der

Erscheinungen ans Licht zu führen. Schon jezt belegen die Erfahrung mit Beispielen, daſs hin und wieder einzelne Objekte von verschiednen Sinnen einerlei gefunden wurden. Man hat Blinde, welche zwar keine Farbe durch das Gesicht, aber doch vermittelst des geschärften Gefühls kennen und sie genau von andern unterscheiden. Durch die akustischen Versuche des Doktor *Chladni* finden wir, daſs Töne durch die Erschütterungen des festen Körpers gewisse Figuren für das Auge bilden.

Sobald die Eindrücke der äussern Objekte auf unsre Sinnen einfach, und nur durch die Modifikation *dieser* eine Mannigfaltigkeit gewännen, so würde unser Wissen von der Welt immer subjektiver; so bildeten wir das Universum erst in uns, was wir ausser uns wähnen; so ständen wir mit der Realenwelt in immer loserer Verbindung.

Hier ist ein ergiebiges Hypothesenfeld; aber wir gehn ihm vorüber. Nie wird es apodiktisch dargethan werden können, ob das Mannigfaltige, welches wir in den sinnlichen Anschauungen entdecken, ursächlich und allein Eigenschaft der auf uns einwirkenden Aussendinge, oder Modifikation der Sinnenwerkzeuge sey.

Es kann uns gleichgültig seyn, *wie* der empfangne Eindruck von dem gröbern Nerven-

Organismus dem feinern*) überliefert und dort zur Vorstellung werde im Bewufstseyn? welches die Funktionen der Nerven, und ihres Äthers seyen? — unerforschbare Gegenstände der Physiologie! — Allein wichtiger, als alle neue Veränderung, welche jede sinnliche Wahrnehmung erleiden mufs, sobald sie an das Licht des Bewufstseyns tritt, wodurch sie von der Ähnlichkeit mit dem äussern Objekte, welches ihr Daseyn veranlafste, nothwendig verliert.

Diese Veränderung entspringt durch die Organisation des Vorstellungvermögens, wenn ich so sagen darf. — So wie der äussere Sinn nach gewissen Naturgesetzen sein Geschäft verwaltet: so ist auch das Vorstellungvermögen gezwungen, nach ähnlichen Gesetzen zu handeln. Es hat seine ihm eigenthümliche, unwandelbare Organisation empfangen, und kann nie anders,

---

*) Unter dem gröbern Nervenorganismus verstehn die Physiologen gewöhnlich jene Nervenzweige, die vom Gehirn- und Rückenmarke nach der Aussenseite des Körpers abfliessen. Der feinere Nervenorganismus, welchen sie auch das eigentliche Organ der Seele nennen, wodurch sie auf den Körper wirkt, soll sich in einer von den Gehirnkammern, wo auch die Residenz der Seele vermuthet wird, befinden.

anders, als nach den Bestimmungen derselben thätig werden.

Die nothwendigen, unumstöfslichen Naturgesetze, unter welchen alle Handlungen des Erkenntnifsvermögens betrieben werden müssen, sind weder Abstraktionen von der Erfahrung, (ob wir gleich durch die Erfahrung erst von ihrem Daseyn belehrt werden müssen), noch Begriffe oder allgemeine Vorstellungen, (ob sie gleich vorstellbar sind), sondern die Grundanlagen der erkennenden Natur, die Urbedingungen, unter denen das Gemüth allein den von der Sinnlichkeit dargebotnen Stoff bearbeiten kann — Formen des Denkens *).

---

*) Sie sind: *Raum* und *Zeit*, im Bezug auf alle empyrische, oder durch die Erfahrung genommene Gegenstände der Erkenntnifs. — *Quantität* (entweder Einheit, oder Vielheit, oder Allheit); *Qualität* (entweder Realität, oder Negation, oder Limitation); und *Relation* (entweder Substanz, oder Accidenz, oder Ursach, oder Wirkung); dieses sind die Formen, in welche der Verstand die ihm zur Bearbeitung verliehenen Objekte nothwendig ziehn mufs. — *Modalität* (Möglichkeit und Nothwendigkeit), nach welcher die Vernunft die Urtheile und Begriffe behandeln mufs.

Sobald demnach der sinnliche Eindruck in das Vorstellungsvermögen übergeht: so empfängt er diejenige Form, welche ihm durch die Beschaffenheit desselben nothwendig wird. — Der Gegenstand wird im *Raum* und in der *Zeit* gedacht. Die äussern Sinne lehren uns nichts von der Zeit, nichts vom Raume, folglich erlitt das vorgestellte Objekt eine Metamorphose durch die Natur des Vorstellungsvermögens. Das von den Sinnen angezeigte Objekt ist jezt in einen andern Boden übergepflanzt, andern Gesetzen, andern Ordnungen unterthänig.

Der Verstand (oder die Function unsers Subjekts, Anschauungen zu begreifen) ordnet nach seinen ihm eigenthümlichen Gesetzen das Mannichfaltige der Wahrnehmung, und verbindet es unter einem Begriff zur Einheit. — Auch von diesem weifs der äussere Sinn nichts. — So entstehn durch die Zusammenschmelzungen des Vielen zum Einen, neue, in der sinnlichen Anschauung unbekannte Objekte — Begriffe.

Die Vernunft unterwirft diese neuen Erzeugnisse ihren Gesetzen, prüft und scheidet sie nach dem Möglichen, Nothwendigen u. s. f.

Durch diese Verordnungen, Auflösungen, Verbindungen, davon die Erfahrung der äussern Sinne überall schweigt, entsteht eine *neue*

*Welt*, zu welcher zwar die reale einen Theil der Gegenstände liefert, deren Wesen aber in dem neuen Klima so verwandelt wird, dafs sie mit den Urbildern in der Wirklichkeit keine Ähnlichkeit behalten, oder dafs wir wenigstens nicht mehr wissen können, ob diese innern den äussern Objekten entsprechen.

Das Empfangen des Eindrucks in den Sinnorganen, und die Verschmelzung desselben in den Formen der Erkenntnifs scheint, durch die Schnellkraft der Handlung, ein und dasselbe Werk zu seyn. Wir bemerken keine Zwischenzeit; denn wir sind nicht fähig, von der Rührung des äussern Sinnes etwas zu wissen, ohne dahin gewandtes Bewufstseyn. Sobald aber das Bewufstseyn sich mit dem genossenen Sinnengefühl verbindet, geschieht es durch die Magie des Vorstellungsvermögens.

Daher kömmt es, dafs wir, die wir fortwährend, unter den Eindrücken der Aussenwelt, im Gewühl der Erscheinungen uns umhertummeln, mit ihnen selbst umzugehn, und das in ihnen zu erblicken wähnen, was eigentlich allein nur in uns wohnt.

Daher kommt es, dafs wir uns im gemeinen Leben einbilden, die Seele horche in den Gewölben des Ohrs, schwebe unter den Augenwimpern, und menge sich selbst unter die äussern Gegenstände, da doch umgekehrt diese

durch den Talisman des Sensoriums der Seele zugeführt werden, zwar nicht sie (die Gegenstände) selbst, sondern ihre abgespiegelten Bilder, um sinnlicherweise zu reden.

Wir meynen daher, den Raum ausser uns zu sehn, und die Zeit für das Ohr durch den Schlag der wachsamen Glocken zertheilt und bemerkt zu finden, da wir doch nie die Zeit, sondern den Hammer am Metall hören; nie den Raum, sondern die Körper sehn.

Wir lassen es uns nicht einfallen, dafs wir nur mit Erscheinungen handeln, sondern glauben mit den Urgegenständen selbst die engste Gemeinschaft zu haben. Wir glauben wenigstens, wenn wir nicht das Wesen der Dinge durchschauen, doch die Äusserungen derselben gegen unsre Sinne rein zu geniefsen in der Vorstellung, ohne zu ahnden die metamorphosirende Gewalt der Sinne und des Erkenntnifsvermögens.

So leben wir denn nicht eigentlich in der wirklichen Welt, sondern in einer ganz andern, welche in Rücksicht der Formung der Objekte allein ihr Daseyn dem sich vorstellenden und denkenden Subjekte (oder der Seele) zu verdanken hat, und eben defswegen die *subjektive* Welt, zum Unterschiede von der wirklichen, ausser uns genannt werden mufs. —

Durch lange Erfahrung erhalten wir über den Gang der Erscheinungen, und ihrer Wirkungen gegen unsre Sinnlichkeit, einen Schatz von Bemerkungen: diesen benutzen wir zu unsrer Belehrung und Sicherung. Daraus entstehn die Erfahrungswissenschaften, zugleich aber auch die psychologischen Täuschungen, deren ich oben erwähnte. Ohne von der Realenwelt, oder den Dingen an sich zu wissen, nennen wir nun die Phänomenwelt Wirklichkeit; wir handeln mit ihr, für und wider sie, ohne an ihren subjektiven Zusatz zu denken, und gleichen jener Religionsparthei, welche in ihrer Theorie lehrt, daſs der Mensch durchaus nichts zu seiner Seligkeit beitragen, sondern nur alles von seiner Bestimmung erwarten könne, und in der Praxis handelt, als werde sie nur durch ihre Thaten den Himmel verdienen.

---

## 4.

### *Organismus der erkennenden Natur.*

Es fällt mir ein, daſs mancher vielleicht böse werden dürfte, weil ich auch unsern Geist, der doch etwas immaterielles sey (nach den Vorstellungen einiger), organisire, und ihn, wie jedes Materielle, gewissen Naturgesetzen un-

terwerfe, in denen er sich entwickelt und beschäftigt, wie eine Pflanze, oder ein Thier.

Zwar mach' ich mich nicht anheischig, irgend jemandem seine alte Vorstellung, zu welcher er vielleicht durch sein ganzes Innres genöthigt ist, zu entwurzeln, aber doch meine Vorstellung deutlicher zu machen.

Wenn wir unter Organismus die nothwendige Anordnung der Theile zu einem praktischen Zwecke *), d. i. zu einer beabsichteten Wirkung in der Zeitfolge, verstehn: so seh' ich nicht ein, warum ich nicht auch unserm denkenden Ich eine solche Organisation beilegen sollte, da ich deutlich überall die nothwendigen, nicht selbst geschaffnen Schranken erkenne, in denen es handelt, und die es bestimmen, wie es handeln *muss*.

Was das Materielle oder Immaterielle seines Wesens betrifft, so bestimm' ich mir diesen Gegenstand zur Betrachtung in der folgenden Nacht. Hier ist nur die Frage, welches die Theile der quästionirten Organisation unsrer erkennenden Natur seyen, und welche Bewandtniss es mit ihnen habe?

---

*) Die Anordnung der Theile zu einem *theotischen* Zweck würd' ich daher System nennen.

Genannt hab' ich sie schon in der letzten Anmerkung zum Abschnitte 3. — Es bleibt mir also übrig, ihren Ursprung und ihren Zweck anzugeben; denn sie selbst sind sich unter einander eben so wenig gleich, theils in ihrer Entwickelung, theils in ihrer Art, das denkende Subjekt zu leiten, als die Organen einer Pflanze, welche theils allmählig entstehn, theils verschiedne Funktionen, in Rücksicht der Bereitung und Absonderung der Säfte, haben.

Das erste Geschäft, und das bleibende unsers Ichs ist, Stoff aus dem Boden der Erfahrung einzuziehn, sich mit Vorstellungen zu nähren, so wie das erste Geschäft der Pflanze, die Feuchtigkeit der Erde anzusaugen, und in Saft zu verwandeln, mit welchen sie sich nährt und bildet.

Unsre Sinne, gleichsam die Saugwerkzeuge, führen uns den irdischen Stoff zu, der aber seine gröbern Theile zurückläßt, und uns nur sein Wesen giebt. Die ersten Kanäle, in welche er dann eintritt, sind *Zeit* und *Raum*.

Diese Formen umfassen den Stoff aller Vorstellungen, d. i. wir sind durch die Natur unsers Vermögens gezwungen, das Mannichfaltige der Erscheinungen entweder neben einander, oder aufeinander folgend zu denken. Es ist uns unmöglich, eine Sache ausser der *Zeit*, oder ausser dem Raume uns vorzustellen —

Suchen wir den Grund dieser unabänderlichen Nothwendigkeit auf: so kann er entweder in der Natur der Objekte ausser uns, oder in der Natur unsers Subjekts liegen.

Wäre das erstere der Fall: so müfste die Zeit, oder der Raum durch die Sinne wahrgenommen werden; allein durch diese empfinden wir nichts, als Körper. Die Zeit und der Raum sind aber keine Körper, sondern, nach der allersinnlichsten Beschreibung, nur das Behältnifs, worinn solche ruhen. Aber was sollen wir uns unter solchem Behältnifs denken? wieder einen Körper, oder etwas anders?

Wir sind also gezwungen, unsre Zuflucht zu Begriffen zu nehmen, und zu sagen: der Raum ist nichts wirkliches, sondern nur das Nebeneinanderseyn der Dinge, so wie die Zeit das Aufeinanderfolgen.

Aber das heifst eine Sache mit eben der Sache erklären.

Wäre der Raum oder die Zeit nur ein allgemeiner Begriff, welchem gewisse innre oder äussere Merkmale eines Gegenstandes untergeordnet sind, so müfsten jene wie alle allgemeine Begriffe sich auflösen lassen; so müfste z. B. die Zeit, wäre sie an sich der allgemeine Begriff der innern Bestimmungen eines Objektes, etwas den Sinnen entsprechendes gewähren, wovon sie abstrahirt wäre, wie es überall bei

empyrischen Begriffen möglich ist; so müfsten sich, wäre der Raum z. B. ein allgemeiner Begriff äussrer Verhältnisse eines Dinges, doch auch einzelne Merkmale desselben vorstellen lassen, wenn man sie von den Verhältnissen selbst abzöge. Allein dieſs ist unmöglich.

Der Raum und die Zeit sind demnach die grofsen Formen des Vorstellungsvermögens, worein alle Objekte eintreten, sobald sie vorgestellt werden sollen. — Hätten wir keine Gelegenheit, Stoff der Vorstellungen zu empfangen, so würden wir freilich nichts vom Daseyn dieser Formen wissen, aber auch überhaupt nichts vom Daseyn unsers denkenden Ichs, sobald es nicht durch Gelegenheiten thätig werden kann.

Das Kind stellt sich, sobald es die Eindrücke von aussen mit Bewufstseyn verbindet, die Gegenstände im Raum und in der Zeit vor, ohne die Fähigkeit schon so weit entwickelt zu haben, einen allgemeinen Begriff schaffen zu können.

Je mehreren Saft die Pflanze einzieht, je weiter dehnen sich ihre Vermögen aus, und neue Organe erwachsen und verarbeiten den eingesognen Stoff. Je mehr Vorstellungen die erkennende Natur auffafst, je mehr entwickelt sich das Vermögen in ihr, die verworrene Mannigfaltigkeit nach gemeinschaftlich daran wahr-

genommenen Merkmalen in Einheiten zusammen zu binden; das heifst, zu *begreifen*, zu *verstehen*.

Die erkennende Natur empfängt nun den Namen des *Verstandes* in Bezug auf dieses neue Geschäft; Gedächtnifs und Phantasie unterstützen sie. — Das Kind fängt allmählig an zu unterscheiden und zu verbinden, denn was die Aussenwelt den Sinnen liefert, oder das Sensorium dem Geiste, ist Verworrenheit, Mannigfaltigkeit.

Doch der Verstand ist so wenig fähig ganz willkührlich in diesem Geschäft zu verfahren, als das Anschauungsvermögen. So wie dieses alles in Raum und Zeit wahrnehmen mufste: so ist auch *er* gezwungen, nach gewissen unveränderlichen Gesetzen das Mannigfaltige im Raum und in der Zeit zu sondern.

So wie aus den ersten Auffassungsröhren der Pflanze andere Kanäle hervorgehn, und den Nahrungssaft zu verschiednen Zwecken annehmen und distilliren: so entspringen aus den grofsen Anschauungsformen der erkennenden Natur mehrere andre, von welchen man aber nie ausschliessend eine *einer* von jenen allein ursprünglich zueignen darf. — Sie sind: Quantität, Qualität und Relation.

Der Verstand, um Ordnung in das Gewühl der wechselnden Eindrücke zu tragen, unter-

scheidet die *Theile* vom *Ganzen*, trennet die Massen, zieht die ihnen gemeinsamen Merkmale zusammen, bringt Einheit in die nach Gattungen, Arten u. s. f. gesammelten Objekte. — Ohne zu wissen ob die Äusserungen der Aussenwelt gegen unser Sensorium an sich zu diesem Verfahren berechtigen, nimmt er, weil er muss, die Erscheinungen auf, wie sie ihm das Sensorium zukommen läfst, unbekümmert ob dieses unverfälscht, oder treu überliefert.

Wie ich schon erwähnt habe, so sind die Eindrücke der Objekte auf unser Sensorium, sobald wir in der Vorstellung derselben alles von ihnen absondern, was der Verstand nach der nothwendigen Einrichtung seiner Thätigkeit hinzufügt; verworrene Anstösse und Reitzungen der Sinne. — Sie selbst sondern sich nicht von einander, sondern erfolgen im fortgesetzten Andrange.

Der Verstand unterscheidet nun erst *Einheit* von der *Vielheit*, und *Allheit*. Einheit ist so wenig als Vielheit eine Eigenschaft der vorgestellten Objekte; eins giebt sich so wenig, als das andre den *Sinnen* zu erkennen; es ist das, was unser Subjekt in Bearbeitung des Stoffs hinzufügt, oder ist, vielmehr die Bearbeitung selbst. Zwar glauben wir die Einheit oder Menge in den Gegenständen selbst zu erblicken; allein diefs ist derselbe psychologi-

sche Betrug, der uns den Raum und die Zeit in der Aussenwelt wahrnehmen läßt.

Die Methode des sich vorstellenden Subjekts Vielheiten u. s. w. zu scheiden in den dumpfen Eindrücken, wohnt ihm schon früher bei, als die Eindrücke selbst geschehn. Diese aber regen die angebohrne, nothwendige Handlungsart der erkennenden Natur zuerst auf, bringen das Daseyn derselben zu unserm Bewußtseyn, wie die Vorstellungsbedingungen Zeit und Raum.

Was hier von dieser nothwendigen Handlungsart der erkennenden Natur, Einheit, Vielheit, Größe, Theilbarkeit u. s. w. in den Objekten zu finden, oder mit einem Worte von der *Quantität* gesagt wurde, gilt eben so in gleicher Tendenz von den folgenden Methoden des Verstandes beim Vorstellen und Erkennen der Dinge.

Eine dieser Methoden ist *Qualität*, oder die nothwendige Bedingung des Verstandes, in den wahrgenommnen Objekten das Reale derselben und die Gränzen dieser Realität aufzusuchen; die Intension des Gegenstandes, und das was ihm eigenthümlich, oder im Verhältniß mit andern Dingen ist, u. s. w. zu bestimmen und zu lösen.

Endlich, — *Relation*. Nach dieser, aller Erfahrung vorausgehnden angebohrnen Bedin-

gung des Erkenntnifsvermögens sind wir genöthigt, überall in der Reihe der Vorstellungen Grund und Folgen, in den Erscheinungen Ursachen und Wirkungen, anzunehmen, das Bleibende (Substanz) zu unterscheiden von dem an ihm Wechselnden (Accidenz).

Bis jezt wurde der Inhalt der Vorstellungen an und für sich geordnet, nun aber bezieht die erkennende Natur die Gegenstände in Rücksicht des Seyns auf sich selbst, und empfängt in diesem Geschäft den Namen der *Vernunft*. Die Objekte sind im Bezug auf sie möglich, oder unmöglich, nothwendig, oder zufällig, wirklich, oder nicht wirklich.

Dieses also sind die unabänderlichen Methoden unsers erkennenden Subjekts im Bezug auf die zur Vorstellung gewordnen Eindrücke von aussen; die nicht gelernt (durch die Erfahrung gewonnen) werden, sondern angeborne Eigenthümlichkeiten des Subjekts im Bezug auf alle Vorstellungen sind.

Da uns die Sinnlichkeit durchaus nichts als den rohen Stoff liefert, und dieser durch die Grundgesetze unsers Denkvermögens erst seine Formen, Absonderungen, Verbindungen u. s. w. erhält: so ist schlechterdings nicht mit Gewifsheit auszumachen, ob sich die Gegenstände ausser uns in der wirklichen Welt eben so

unter einander verhalten, als in unsrer subjektiven, in der wir leben.

Alles, was ich vorhin Formen, Methoden nannte, hatt' ich eben so gut und leicht *Urgesetze des Subjekts* heissen und in einzelne Formeln auflösen können. — Freilich wäre mit dem Namen nichts für die Sache gewonnen, aber vielleicht hin und wieder einem Misverstand entgegen gearbeitet worden.

Gesezt aber, ich hätte mich hin und wieder in der Anordnung und Entwickelung der Methoden, oder in der Art, ihre Herkunft deutlich zu machen, geirrt: so bleibt folgendes mir doch, als das Resultat des Ganzen, gewifs.

1. Vom *Wesen* der wirklichen Welt, oder den *Dingen an sich*, wissen wir nichts, als dafs sie sich gegen unser Sensorium äussern, welche Äusserungen, Erscheinungen genannt werden.

2. Auch diese Erscheinungen machen uns nicht mit der wirklichen Welt vertrauter, weil wir nicht evident angeben können, ob sie uns von unsern Sinnen *treu* und ohne *Verfälschung*, oder mit, durch den Organismus der Sinne abgenöthigten Modifikationen zugespiegelt werden.

3. Wir müssen, um dieser Ungewifsheit willen, unterscheiden die Erscheinungen *an sich* von denen, mit welchen wir uns, nachdem

sie schon durch den Kanal der Sinne liefen, beschäftigen.

4. Das, was uns durch die Sinne gegeben wird, erhält Zusätze und Verwandlungen, sobald es in unser Gemüth, also in das Gebiet der Vorstellungen, eintritt. — Diese Zusätze werden daran erkannt, dafs sie nicht gefunden werden in den blofsen Eindrücken (in der Apperception) der Sinne.

5. Sie können also nur Wirkungen des Subjekts auf die Objekte, nicht das Gegentheil seyn. Es ist gewifs, dafs ein Subjekt in uns die Objekte auf sich bezieht. Das Subjekt mufs also nicht nur die Fähigkeit überhaupt, sondern eine *bestimmte* Fähigkeit haben, Objekte auf sich zu beziehn und zu behandeln.

6. Die Gesetze, nach welchen das denkende Subjekt die Objekte auf sich bezieht und behandelt, können nicht durch die Erfahrung gegeben worden seyn, sonst müfsten wir sie *lernen* und nach der Verschiedenheit der Erfahrung auch der Quantität und Qualität nach *verschieden* lernen. Da wir sie aber nicht durch die Sinne anschauen können: so gehen sie aller Erfahrung voraus, die selbst erst durch sie *möglich* wird, wie das Wahrnehmen der Erscheinungen durch den vorhergehenden Organismus der äussern Sinne.

7. Diese Gesetze sind also *nothwendig*, *bestimmt*, nicht durch Willkühr geschaffen und geordnet, das heifst, sie sind *Naturgesetze*.

8. Diese Naturgesetze dürfen, da sie nur für die subjektive Welt, für die aus dem Stoff der Erfahrung verarbeiteten Vorstellungen gelten, die Gränzen ihres Weichbildes nicht bis auf die wirkliche Welt ausdehnen.

9. Die Erfahrung, oder Sinnenwelt, ist ein fortgesezter Andrang von Erscheinungen. Wir müssen alles von dieser objektiven Welt erwarten, dürfen nichts hineinlegen, wenn wir uns nicht selbst betrügen wollen. Sie liefert zwar Gegenstände, welche mit den Gesetzen der subjektiven Ordnung überein zu stimmen scheinen; aber wir können dann nicht ausmachen, ob diese Harmonie nicht schon Werk unserer erkennenden Natur sey.

10. Wir haben also, in Bezug auf das, was die Aussendinge angeht, *keine objektive*, sondern nur *subjektive Gewifsheit* und *Überzeugung*.

---

SECHSTE

# SECHSTE NACHT.

## 1.

### *Episode.*

Ohngefähr vierzehn Jahre war ich alt, als ich in einer sonderbaren Vorstellungskrankheit unaussprechlich litt. — Die Geschichte derselben gehört zwar nicht unmittelbar zu der uns vorliegenden Materie, aber sie liegt doch in einiger Verwandtschaft mit derselben; ihre Erinnerung macht mir einiges Vergnügen; vielleicht ist sie auch zur Erfahrungsseelenkunde kein unnützes Contingent.

Schon sehr früh äusserten sich bei mir die Spuren einer ungemein lebendigen, selbstschaffenden Phantasie, so daſs ich dieſs, im Bezug auf andre meiner Altersgenossen, leicht inne wurde. Alles, was ich sah und that, schmolz diese Einbildungskraft wunderbar um; ich lebte in einer Welt von Idealen. Da ich den gröſsten Theil des Tages in der Schule verlebte: so war ich hier besonders geschäftig zu träumen. Ich hörte und sah daher nie das, was zum Unterricht vorgetragen wurde, sondern in dem Vortrag jederzeit etwas ganz anders. Eben

dieſs war die Ursache, daſs ich von allen Mitschülern der unwissendste blieb; Strafen konnten mich aus meinen Träumereien nicht erwecken, sondern führten mich nur zu andern über, weil ich die Strafen nie, als Strafen, betrachtete.

Man hatte mich dem Studieren gewidmet, aber durch ein förmliches Conclusum meines Lehrer wurde ich zum Dienst Minervens völlig unfähig erklärt, wegen natürlicher Stupidität, und so vom Besuch ihres Unterrichts ausgeschlossen.

Schon, wenn wir in der Schule *Schummels mille et une nuit*, ein für mich unvergeſsliches Buch, exponierten, gerieth ich oft in Versuchung zu glauben, daſs es noch heutiges Tages Wunderkräfte in der Natur geben könne, durch welche man, ohne Mühe, plötzlich in den Besitz überschwänglicher Reichthümer und Kenntnisse versezt werde. *Aladins* magische Lampe, mit welcher er sich eine Prinzessin Badroulbodour eroberte, war das reitzendste Ziel meiner kindischen Wünsche. Ich machte wirklich verschiedne Versuche, die Wunderkraft eines Dinges auszuspähn, und einen dienstbaren Genius zu meinen Absichten hervor zu locken. Besonders hatt' ich in der Hinsicht mein Auge, ich weiſs nicht mehr, warum? auf die linke Spitze meines dreieckigten Huts ge-

worfen, der ich mit fester Zuversicht eine wundergebärende Kraft zutraute.

Dieſs Fürwahrhalten meiner Phantasiespiele in der wirklichen Welt war der Uebergang zu der erfolgenden grofsen Epoche meiner Träumerei, von der ich damals noch nicht wufste, daſs sie so viele Aehnlichkeit mit dem egoistischen Idealismus mancher ältern Philosophen hatte.

Ich fieng nämlich an, auch die ganze Welt nicht mehr für das zu halten, was sie mir bisher gewesen war, sondern für ein willenloses mechanisches Spiel, angeordnet von der unsichtbaren Hand Gottes, mich nach seinen Absichten zu erziehn. Ich *bezweifelte* also nicht mehr die Wirklichkeit der Aussendinge, sondern *glaubte* sie gar nicht; hielt sie für Schattenbilder, aus Gott geborne Darstellungen, die mich umringen mufsten, und zum Theil mit eben derselben Kraft ausgesteuert waren, als ich.

Mir selbst schrieb ich ein ewiges Leben zu, aber allem ausser mir Vergänglichkeit, weil es nur Mittel, so wie ich Zweck, war. Der Gedanke, daſs ich dieſs erkenne, und erst jezt, und nicht früher erkannte, schien mir ein Geschenk der Gottheit zu seyn, die mich nun schon gleichsam für mündig genug hielt. Ich war stolz darauf.

Den Unterricht, welchen mir die Lehrer ertheilten, nahm ich williger jetzt an, weil sie die von Gott eingerichtete Maschinen zu meiner Ausbildung waren. — Alles was nicht im Bezug auf mich stand, war für mich nicht; folglich glaubte ich auch an keine Vergangenheit, die ich nicht selbst empfunden hatte. Die Geschichte der Vorwelt war mir ohne Wahrheit: ich betrachtete sie, als wolle mir Gott durch sie gleichsam die Extension meines Lebens erweitern zur Beförderung der Intension. Was mir von der Zukunft vorgesagt wurde, nahm ich, als dunkle Winke Gottes durch die Scheingestalten, welche jene Winke ertheilten, aber selbst nicht verstanden, mit Vergnügen auf und suchte mich darnach zu ordnen.

Jede Beleidigung, die mir zugefügt wurde, ertrug ich, ohne Rache auszuüben, oder sie auch nur zu wollen. Ich fand es lächerlich, mich an willenlosen Werkzeugen zu rächen, und vermessen, weil es wider Gott sich auflehnen hieß. Ich weinte aber bitterlich in der Stille, und hoffte mit meinen Thränen den überirrdischen Vater zu rühren.

Ich glaubte gewiß ihn dereinst von Angesicht zu Angesicht zu sehn, aber gegenwärtig mich noch nicht für ausgebildet genug, dieser Seligkeit werth zu seyn.

Unmöglich ist es, hier jedes Detail meiner damaligen Vorstellungsart anzugeben. Es ist genug gesagt, dafs ich alles, was sich ereignete, in diesen grofsen Traum verschmolz, alles nur als Mittel für mich ansah. Um diese Idee drehte sich das ganze Universum; nichts konnte mich auch von der Irrigkeit derselben überzeugen, weil mirs, oder meiner Phantasie, nie erweislich gemacht werden konnte, dafs ich *nicht* Zweck, und die Aussendinge *nicht blos* Mittel wären.

Wenn man zu diesem noch weifs, dafs ich in der damaligen Periode meines Lebens durch das Zusammentreffen verschiedner Umstände beständig unter dem Druck lebte, ohne Vater und Mutter war, überall zurückgestofsen, überall verachtet oder gleichgültig angesehn wurde, so, dafs ich mich an keinen freundlich anschmiegen, für keinen eine zärtlichere Neigung fühlen konnte, alle Freuden nur in mir selbst aufsuchen mufste: so wird sich niemand wundern, dafs ich mich in diesem Gemüthszustande nicht unglücklich fand, dafs es mir keine Quaal war, mich in der Welt so allein von gleichgeschaffnen Wesen isolirt, und nur immer auf Gott und mich, zu sehn.

Dieser Traum dauerte einige Wochen. Nicht so wohl Vernunftgründe, als vielmehr das Erschlaffen meiner immerfort angestrengten Phan-

tasie war die vorzüglichste Ursache seiner Auflösung. — Ich nahm die Welt wieder wie sie mir vorher erschienen war; aber jezt fieng ich erst an die Schmerzen der Seelenkrankheit zu empfinden, nun gleichsam ihr betäubender Paroxismus zu Ende war.

Theils schämte ich mich vor mir selber, und peinigte ich mich mit Vorwürfen; so lange ein Narr, und in der That nichts weniger, als ein würdiger Tollhäusler gewesen zu seyn; theils sehnt' ich mich in andern Augenblicken wieder in das Paradies des verlornen Traumes zurück, weil ich mich in demselben behaglicher und glücklicher, als in der freudenlosen Wirklichkeit gefühlt hatte; theils konnte die Phantasie nicht so plötzlich den bisherigen Schwung verlieren, der ihr durch die lange Übung eigen geworden war, und ich taumelte daher bald wieder in den vorigen egoistischen Idealismus, bald wieder in den Glauben an seine Nichtigkeit hinüber. — Niemand, welcher noch nicht selbst solch' einen Seelenzustand erfahren hat, kann sich das Unangenehme und Folternde einer solchen Lage, die mir mehrere Monate lang blieb, deutlich und lebhaft vorstellen.

2.

## *Verwirrungen.*

Die fortgesezte Beobachtung der Erscheinungen, und ihrer Verhältnisse zu den uns beiwohnenden, angebornen, intellektuellen, moralischen und sinnlichen Trieben, (von welchen wir in der Folge sprechen werden) giebt uns endlich eine Reihe von *Erfahrungen*, die unser Verhalten gegen die Aussenwelt bestimmen. Dieſs Verhalten gründet sich auf Regeln, die von den Ähnlichkeiten oder Verschiedenheiten der Erscheinungen abstrahirt sind. Sie haben keine Allgemeingültigkeit, weil wir nicht die Totalität aller möglichen Erscheinungen kennen, und weil auch selbst eine Verschiedenheit herrscht in den Wahrnehmungsorganen verschiedner Menschen.

Von Jugend auf daran gewöhnt, ohne von einem Unterschiede des Subjektiven und Objektiven der Dinge zu wissen, die Seele nur, als ein anschauendes Wesen, die Erfahrung als die einzige Quelle unsers Erkennens und Wissens zu betrachten; ohne daran zu denken, daſs die Seele selbst in ihrem Geschäft nothwendigen Naturbedingungen gehorchen müsse, alle Einschränkungen und Gränzen der Erkenntniſs in den Einschränkungen und Gränzen der

Objekte, oder Aussenwelt zu vermuthen; endlich sogar durch die Natureinrichtung unsers Subjekts gezwungen, dafs wir uns nichts, als *wie* es dieser Natureinrichtung gemäfs ist, vorzustellen im Stande sind: stürzen wir in unauflösliche Verwirrungen, so bald wir an die Gränzen der subjektiven und objektiven Welt treten, und mitten im Geschäft des Erkenntnisvermögens begreifen wollen, was dem Subjekt, und was den Objekten an sich eigenthümlich von dem gehört, was in der Vorstellung zusammengewebt liegt.

Wir wissen z. B. dafs der Raum an sich nicht in der Wirklichkeit ausser uns, sondern Form, nothwendige Einrichtung unsers Vorstellungsvermögens, sinnliche Gegenstände wahrzunehmen, sey, denn überall empfindet unser Auge nie den Raum, sondern den Körper, der in der Vorstellung *im Raume* erscheint. — Jeder Körper scheint unserm Auge eine Ausdehnung zu haben. Die Ausdehnung aber ist erst eine *Folge des Raums*: folglich bemerkt unser Auge nicht die Gröfse des Körpers ausser uns, sonder der Körper, (welcher nicht selbst in uns übergeht, sondern seine Vorstellung) empfängt sie erst in dem Akt des Gemüths, da er vorgestellt wird. — Was ist das also ausser uns, was Körper heifst? was gehört ihm eigenthümlich?

Gestalt, Figur entsteht erst durch die Grade der Absdehnung, Ausdehnung durch die Anschauungsform Raum: folglich sind Gestalt und Figur nicht Eigenthum der Dinge ausser uns, sondern Eigenschaften, welche sie in der Vorstellung empfangen.

Je weiter wir diese Absonderungen verfolgen, je dunkler wird es um uns. Das Licht der Phantasie brennt nur in der niedrigen Athmosphäre der Sinnlichkeit, erlischt aber in den Regionen der höhern Erkenntnis; wir können uns dann diese Gegenstände nur noch *denken*, aber nicht mehr *vorbilden*; wir wandeln denn nicht mehr in *unsrer* (subjektiven) Welt, sondern an den Gränzen des Noumenengebiets; wir wollen dann nicht mehr wissen, was die Objekte *für uns*, sondern *was* und *wie* sie *an sich* sind?

Unerklärlich, wie unsre eigne Seele (Subjekt) ist das was ihr entgegengeht aus den Finsternissen des Seyns; unerklärlich die Magie der Sinne, und das Arbeiten des Vorstellungsvermögens. — Wir kennen und wissen nichts als die Aussenseite der Gegenstände, ihre Verhältnisse unter sich und zu uns. Dieſs ist die Gränzlinie all unsers *Wissens*, überschreiten wir sie, so treten wir in das Feenland der Phantasie, wo Hypothesen, mit Wahrheit geschminkt, uns überall begegnen, lieblich an-

lächeln, goldne Schätze uns in den Schoofs schütteln, die, wenn wir erwachen, und sie beim Lichte der Vernunft beschau'n, noch weniger als taube Nüsse gelten.

---

3.

## *Geist und Materie.*

Die Philosophen haben den Riesensprung aus dem Reiche der Vorstellungen in das geheimnifsvolle Land der Noumenen nicht selten versucht. Da sie aber nie aus ihrer eignen Sphäre, aus dem Bezirk des Subjektiven, entrinnen konnten, so half ihnen das Ansetzen, Ausholen und der Sprung selbst nichts, als dafs sie mit beiden Füfsen zwei Schritte von der alten Stelle standen. Allein es gieng ihnen, wie dem blinden *Glo'ster* in *Shakespears* Lear, der von den Felsen bei Dover springen wollte, und den Satz auf flacher Ebne machte, sich aber doch zulezt einbildete, er stehe unten am Meere.

Es ist der Mühe werth einige dieser Glo'stersprünge der Metaphysiker zu bemerken.

Man entdeckte sehr bald, dafs alles, was wir aus der Erfahrung mühsam aufsammelten, von keiner Allgemeingültigkeit sei, durch neue

Erfahrungen immer wieder ausgebessert werden müsse; dafs es uns nichts mehr helfe, als das Schiff *unserer* Sinnlichkeit mit gröfsrer Vorsicht auf dem neblichten Ocean des Seins durch die Sirten, Klippen und Abrollhos der Erscheinungen hindurch zu lenken und hin und wieder für dasselbe einen anmuthigen Ankerplatz aufzufinden.

Man hätte mit diesem Profit vorlieb nehmen und unserm denkenden Ich kein höheres Ziel aufgeben sollen, als der Natur seines Vermögens erreichbar war. Allein, von dem ewig ragen Triebe, immer weiter zu eilen, vorgetrieben, eilte man mit vollen Segeln an dem zerfisnen Inselwerk des Empyrischen vorüber, und suchte festes Land. Die Vernunft lieh freilich zu dieser Fahrt den Kompas, aber die Einbildungskraft lenkte das Ruder.

Wir bemerken im Spiel der Erscheinungen jederzeit etwas Beharrliches, und etwas an ihm Wechselndes. — So ist unsere Seele etwas Bleibendes, Vorstellungen und Empfindungen sind das Veränderliche in ihr. Man nannte das Bleibende *Substanz*, und das ihm anhängende Veränderliche *Accidenz, Inhärenz.*

Hiermit hatte man Wörter gewonnen, aber keine Vorstellungen über das Wesen der Seele, welchen doch nachgetrachtet wurden. Zudem war das, was Substanz hiefs, immer nur *ens*

*logicum*, eine *Idee*, aber nichts *Reales*, oder in der äussern Wirklichkeit Existirendes, weil diese *an sich* ein ewiges Geheimniſs bleibt.

Man eilte, ungenügt durch diese Entdeckung, weiter, um endlich das goldne Ophir der Metaphysik aufzufinden.

Die für sich bestehnden Wesen oder Substanzen wurden als solche anerkannt, in welchen die veränderlichen, oder Erscheinungen den Grund ihres Seins hatten. Die Substanzen wurden demnach im Bezug auf ihr Wirken *Kräfte* genannt. Auch hiermit war man noch nicht in das Herz des Mysteriums gedrungen, inzwischen bildete man sich ein, ihm um vieles näher getreten zu seyn. Kraft ist nichts mehr, als ein logisches Prädikat, welches zur Unterscheidung der Objekte, in Rücksicht ihrer subjektiven Verbindung, gute logische Dienste verrichtet, aber nichts von der innern Natur des Objektes verräth. Es ist ein dem Vorstellungsvermögen angebornes Gesetz, eine seiner Thätigkeits-Bedingungen: alles in *Verbindung*, als *Grund* und *Folge* anzusehn.

Ohne dieses Gesetz wäre kein Denken möglich. Allein eine unentschiedne Frage war es: darf unser denkendes Subjekt dieſs Gesetz auch auf die wirkliche Welt, (nicht blos auf die logischen Verhandlungen) ausdehnen? Lehret uns die sinnliche Anschauung eine Realverknü-

pfung der Wesen? — Wäre es der Fall, (und dieser ist noch nicht ausgemacht) geschieht es denn *überall?* Gewifs nicht. Wo also nicht durch Anschauung die Realverknüpfung der Dinge gegeben ist, dürfen wir rechtmäfsig da die Lücken der objektiven Welt ausfüllen mit logischen Geschöpfen? Durchaus nicht, weil das *Logische* nie etwas *Wirkliches* ausser uns ist; weil wir die Wirklichkeit *zu wenig*, die Dinge an sich *gar nicht* kennen, um über sie uns ein Urtheil anmaisen zu dürfen.

Doch die Philosophen schritten über diese Bedenklichkeiten hin, weil sie ausserdem nicht zum ersehnten Ziele zu gelangen fürchten mufsten.

Genug, die Seele hiefs eine *Kraft*, ohne dafs man eine Realerklärung dieses Begriffs zu geben im Stande war, weil er ein Kind des Verstandes war und blieb, und als solches nie als *Sache* selbst, sondern nur als *Vorstellung* erklärlich seyn konnte.

Man wurde inne, dafs die Erscheinungen, oder Accidenzen *dieser* Kraft ganz verschieden waren von *deren* Erscheinungen, welche wir durch Kräfte von aussen empfangen, nannte also alles, was durch die Sinne empfunden werden kann, *Materie*, und den Grund unsrer Gedanken und nicht empyrischen Vorstellungen *Geist*.

Hiemit waren abermals Wörter statt Erkenntnifs der Sache selbst gegeben, — Wörter, die zwar in logischer Hinsicht sehr brauchbar seyn konnten, unser Subjekt und was ihm angehört von den Objekten, und ihren Eigenthümlichkeiten, in der Vorstellung zu unterscheiden, die aber weder das Wesen des Subjektes selbst, noch der Objekte heller machten.

Es sollte diese Foderung dadurch erfüllt werden, dafs man *Materie* nannte alles, was im Raum wahrgenommen wird, und *zusammengesezt* ist; *Geist* aber was nicht im Raum, sondern *einfach* ist.

*Einfachheit* ist eine blofs Idee, von deren Realität ausser mir ich durchaus keine Spur entdecke. Da ich von der Aussenwelt nichts anders *weifs*, als was mir durch die Sinne von ihr gegeben wird, so weifs ich sehr natürlich auch nicht, ob sie einfache Substanzen enthält, oder nicht. Einfachheit hat also nur eine subjektive Realität, als *Vorstellung*, aber keine objektive, als ausser mir wirkliche Sache.

Ob der Grund des Denkens eine einfache Substanz sey, weifs ich daher eben so wenig. Dafs mein Ich sich nicht selbst im Raum wahrnehmen kann, ist natürlich, da das Ich selbst der Grund dieser Anschauungsweise ist, und von seinem Selbst nichts, als seine Erscheinun-

gen, und durch Wahrnehmung dieser erst sein Daseyn erkennt.

Die Materie ist nur Erscheinung. Ob sie denken, oder empfinden könne, weiſs ich nicht, weil sie für mich in solcher Hinsicht an sich unbekannt ist; ob aber der objektive Grund der Materie, oder das, was die Erscheinungen hervorbringt, nicht eben dergleichen seyn könne, als das ist, was der subjektive Born meiner Vorstellungen und Empfindungen seyn mag? Dieſs ist eine andre Frage. Allein auch sie findet unterm Monde keine Antwort.

Ob nur das Einfache *allein*, und das Zusammengesezte *nicht*, denk- und empfindungsfähig sey? wird darum nicht entschieden werden können, weil ich vom Einfachen selbst nur einen logischen Begriff habe, ohne zu wissen ob diesem in der Wirklichkeit ein Gegenstand entspreche. Die Erfahrung aber giebt zu dem metaphysischen Räthsel keinen Schlüssel.

Gesezt, es könnte von den Dualisten dargethan werden durch Schlüsse, (denn in der Anschauung, oder *evident* es zu beweisen, wäre ein seltsames, absurdes Beginnen) daſs das Zusammengesezte unmöglich zu denken und zu empfinden vermögend wäre: so würde eines theils der Beweis nur immer eine subjektive Gültigkeit haben, ohne darum etwas in dem Gebiet des Wirklichen heil zu machen, (als

wozu *Anschauung* nöthig wäre); anders theils ist darum noch nicht erwiesen: *warum* das Einfache denkt und empfindet, und *wodurch?* — Durch seine Einfachheit?

Oder soll die Einfachheit der Seele daraus demonstrirt werden, dafs sie sich selbst mit dem Worte *Ich* (als etwas Einzelnes) bezeichnet. Aus dem *Ich* kann nichts gefolgert werden, weil es ein bloßer Gedanke ist, dessen *Gegenstand* eigentlich erklärt werden soll. Abstrahiren wir von dem Gedanken, so bleibt das Ich ein todtes, grammatisches Zeichen, eine bedeutungslose Hülse.

Hätten die Philosophen bei ihrem Streite über den Materialismus und Immaterialismus der Seele von jeher öfterer und lebendiger sich daran erinnert, dafs der Unterschied der Erscheinungen in und ausser uns, nicht wesentlich, oder an sich, sondern nur im Bezug auf unsre subjektive Organisation, oder für uns, möglich sey: so wäre vielleicht weniger um ein Etwas gekämpft worden, wovon keine der streitenden Partheien wufste.

Denn unleugbar ist es, dafs jede Vorstellung und jede Erscheinung *an sich* unerklärlich sey; wollen wir sie erklären: so geben wir immer nur von ihnen *Verhältnisse* an, nach welchen wir sie von andern unterscheiden. Wir können also aus ihrer Natur nichts beweisen,

und

und was wir von ihren Verhältnissen sagen, besitzt nur subjektive Wahrheit. Selbst dafs wir etwas als Substanz, und etwas andres als Accidenz ansehn, ist nichts anders denn nothwendige Form unsers Denkens, also nur subjektiv gültig. Bei der scharfsinnigsten Ausspitzung aller Beweise, machen wir höchstens nur deutlich, dafs wir durch die Einrichtung unsers Gemüths genöthigt sind so zu beweisen und zu denken, ohne dafs auf irgend eine Art uns Gewifsheit gegeben werden kann, ob die Realenwelt dieser Denkart entsprechende Dinge in ihrem Schoofse trage. Wenn der Dualist Materie und Geist unterscheidet, der Materialist aber allein das Daseyn der Materie glaubt und von dem Geistigen nichts wissen will: so hat jeder von diesen beiden sich nur auf die Seite über geneigt, wo *ihm* die meiste Wahrscheinlichkeit lag. Die Vernunft kann ihnen höchstens das Urtheil sprechen: es sey *möglich!* Doch eine ungeheure Kluft entfernet die Möglichkeit von der Wirklichkeit. — Oder sie kann sich ausschliessend für eine der Partheien erklären und die Sentenz bei der Endigung des (nie zu endenden) Prozesses fällen: dafs die Denkart derselben und deren Gegenstand nicht nur möglich, sondern *nothwendig* sey. — Allein sie wird nicht mehr geben, als sie geben *kann*, nämlich subjektive Nothwendigkeit, weil

ihre Jurisdiktion sich über die Wirklichkeit nicht erstreckt.

Man erfährt endlich auch sehr leicht, warum die Schulen ihren Streit mit so grösser Hitze betrieben, warum die Dualisten, Spiritualisten u. s. f. zu jeder Kleinigkeit, die ihnen hold schien, griffen, und sogar daraus, dafs die Seele sich im Singulari mit dem Ich bezeichnet, auf die Identität und Personalität derselben folgern wollten, wie die Theologen, welche aus dem Plurali der Elohim in der Schöpfungsurkunde, (lafst *uns* Menschen machen) die Dreieinigkeit Gottes entwickelten. Es war ihnen (den Philosophen) nicht so ganz eigentlich darum zu thun, das Innre der Naturen zu erkennen, als vielmehr aus dem Geistigen der Seele, oder aus ihrer *Einfachheit* die Unzerstörbarkeit und Unsterblichkeit derselben zu leiten; der alte Zweifel, welcher immerfort geschäftig mit scharfem Zahn unsre Ruhe benagt, sollte an dem Beweis, dafs die menschliche Seele ein Geist sey, des Todes sterben. — Man glaubte, es sey für unsre Denkart ein offenbarer Gewinn, wenn man annehme, die Seele sey etwas anders, als die Materie, welche man sich immer als etwas Unedles, (warum?) als etwas Zerstörbares und gewissermafsen Verächtliches vorstellt.

Ob die Seele daran wohl und klug thut, die Materie, welche sie doch nur in Bezug auf *ihr* Anschauungsvermögen kennt, unedel und verächtlich zu finden, will ich nicht entscheiden. Offenbar mischt sich aber die liebe Phantasie gesellig in dieß Verdammungsurtheil der Materie. Zudem kann aus der Unzerstörbarkeit und Personalität der Seele nichts, als die *Möglichkeit* ihrer Unvergänglichkeit dargethan werden. Hätte sie als einfache Substanz auch keine extensive Größe, so könnte ihr doch die intensive Größe nicht abgesprochen werden — und ob diese nicht zerstörbar sey? — weiß ich nicht.

Die Materialisten können ihre Gründe eben so wenig mit Wirklichkeiten unterstützen, wie aus dem Gesagten erhellt, welches ich nicht der Reihe nach widerholen will.

Dieß also ist einer von den erwähnten philosophischen Glaubensprüngen, wo man aus dem subjektiven Gebiet in das objektive übergehn wollte, und immer an der vorigen Stelle stehn blieb. — Die Philosophie glich mir bei diesen Wünschen, den *Materialismus* oder *Immaterialismus* evident machen zu können, jenen *Sachs* in der Türkei, deren gewöhnliches Gebet ist: „Verleih mir, o Gott, fünftausend Stück Golden, oder fünftausend Reisklöße!" —

# SIEBENTE NACHT.

## I.

### *Die Welt.*

Man kann die Versuche des menschlichen Geistes, aus seinen eignen Mitteln sich eine Welt zu bauen, nicht so ganz verwerfen. Fehlte es seinen Schöpfungen gleich an objektiver Realität, so hatte er doch wenigstens in ihnen ein Schema von der Tendenz seiner Vermögen geliefert. Als ein *solches*, und als nichts mehr hätte er es ansehn, und, wenn er eine Beruhigung darinn fühlte, es beibehalten sollen, aber sich nie überreden müssen, daß seinen subjektiven Geburten Ähnlichkeiten in der Wirklichkeit entsprächen. Durch Organisation und individuelle Erfahrung, war der Mensch genöthigt, eine *solche* Schöpfung hervorzubringen, so wie die Pflanze durch ihre Struktur und nothwendige Verarbeitung eingesogner Säfte genöthigt ist, eine *solche* und keine andre Blume zu tragen, als sie trägt.

Freilich auch jener Selbstbetrug des Menschen ist verzeihlich, weil er nicht durch die Willkühr sowohl, als vielmehr durch die Bedürf-

nisse, der praktischen und zum Theil der spekulativen Vernunft selbst veranlaßt wurde.

Es ist uns so natürlich, zu glauben, daß wir das Geheimniß der innern Naturen entschleiern können, da wir von Kindheit an daran gewöhnt sind, das Subjektive für Objektives zu halten, und in unsrer Einbildung, nicht mit Vorstellungen, sondern äussern Realitäten umzugehn wähnen.

Man findet die Meinung so wahrscheinlich, daß die Aussenwelt überall den Gesetzen unsers Erkenntnißvermögens unterworfen und entsprechend sey, da wir ausserdem nicht einsehen, wozu die Aussenwelt, oder die regen Triebe in uns, sie zu durchschauen, geschaffen wären; ja, da wir sogar hin und wieder wirklich eine Harmonie des Äussern mit den Gesetzen des Innern zu erblicken wähnen. (Ob dieser Wahn von der Harmonie nicht schon aus der subjektiven Verarbeitung des objektiven Stoffs, den wir aber *so* von der Aussenwelt einzuschlürfen glauben, entstanden sey, das machen wir uns dann nicht gern deutlich.)

Die Zweckmäßigkeit, nach welcher wir die gesammten Vorstellungen *in uns* zu ordnen pflegen, scheint uns, nach *unsrer* Denkorganisation, auch über die Dinge an sich herrschen zu müssen, und warum sollten wir sie also dort nicht aufsuchen?

Ungeachtet wir nicht einsehn, ob es unsre Glückseligkeit erweitern werde, sehnen wir uns doch aus dem häuslichen Familienzirkel unsrer einheimischen Vorstellungen heraus, um zu sehn, wie es draussen in der Welt hergeht? Man liebt das Reisen, wenn auch nur darum, um dann wieder zu Hause etwas erzählen zu können.

Wenn wir uns auch wirklich zu einer solchen Reise gegenwärtig anschickten, nicht um das uns umschwebende Weltganze seinem Aussern, sondern seinem Innern nach, zu betrachten: so liessen sich schon vorher, nach allem was wir bis jezt über unser Verhältniß zu den Dingen an sich erfahren haben, wenig Entdeckungen von Belang erwarten.

Schon voraus läßt sichs bestimmen, da wir nicht fähig sind von der Aussenwelt mehr zu erkennen, als sie uns in Erscheinungen durch die Sinne leitet, da unsre besten Schlüsse wohl über das Mögliche, aber nie über das Wirkliche schalten können, da uns durchaus jeder Sinn für das Innere der Gegenstände fehlt, sondern nur das Gewand und die Aussenseite dargestellt werden kann: daß wir über das gesammte Ganze so wenig, als über den einzelnen Theil von dem, was draussen wohnt, Notiz und Gewißheit empfangen werden.

Allein es vergnügt doch vielleicht zu sehn, wie weit es der menschliche Geist in diesen Gegenden gebracht habe, — die Vorstellungsarten mehrerer Philosophen vom Universum kennen zu lernen, Vorstellungsarten, zu welchen sie bei ihren Bemühungen durch ihre individuelle Lage gezwungen waren. — Sie sind unter einander abweichend, wo die Phantasie den Pinsel regierte, aber doch wieder in der Form übereinstimmend, weil das Denkvermögen der Menschen in Rücksicht des Formalen gleich ist. — Schon, vielleicht zu oft, verglich ich die Organisation unsrer Natur mit der der Pflanzen; die Schemate des Denkvermögens, oder die Weltsysteme der Philosophen, sind einem Beete von Tulpen ähnlich, davon eine jede, der Form nach Tulpe ist, aber in andern Schattirungen und Farben sich von den übrigen unterscheidet.

Die originellsten von diesen Blumen des philosophischen Geistes wollen wir auszeichnen und unsrer Betrachtung preisgeben.

---

2.

*Monismus.*

Ich erinnre mich noch dunkel, einst von einem Manne, welcher in der Geschichte der Philosophie eben so sehr Historiker als Philo-

soph war, gehört zu haben, dafs *Leibnitz* seine Lehre von den Monaden nie im Ernst behauptet, sondern als einen Ball zum Spiel hingeworfen, aber auch diesen nicht selbst oder wenigstens nicht zuerst geschaffen habe, weil man schon in dem Werke eines frühern, ziemlich unkannten Gelehrten, dieselben Ideen findet, welche *Leibnitz* späterhin produzirte. — Wenn der Wissenschaft daraus Heil entsprösse, so wär es leicht möglich, Mann und Buch zu erfahren und zu nennen.

Doch hier intressirt uns nicht die Geschichtsklitterung eines Systems, sondern dieses selbst.

Ihm gemäfs, sind keine materielle Substanzen vorhanden, wie sie der Dualismus predigt, noch weniger wird den Grundeigenschaften, welche wir subjektiv den Erscheinungen der Aussenwelt in der Vorstellung beizulegen verbunden sind, objektive Existenz eingeräumt. Raum und Zeit, Gröfse und Bewegung u. s. w. liegen also nicht ausser uns, sondern sind Produkte unsrer subjektiven Vorstellungsart.

Aber das, was wir Materie nennen, sind einfache Substanzen, oder Monaden, welche sich nur dadurch unterscheiden, dafs einige derselben selbstthätig, andre aber leidend sind — alle aber sind sie Kräfte, sich nach ihrer Lage die Welt vorzustellen. Das ganze Universum

ist daher eine Coalition von solchen Vorstellkräften oder Monaden.

Wenn man diese Theorie der Welt an sich betrachtet, wird man wirklich zu dem Glauben verführt, dafs jener scharfsinnige Denker gescherzt habe. Denn nie hat er eine Realerklärung von den einfachen Substanzen gegeben, und geben können, weil wir sie zwar, als einen logischen Begrif, nicht aber als eine Wirklichkeit an sich kennen. Wir nennen zwar den subjektiven Grund unsrer Vorstellungen eine Substanz, aber diese Benennung erhellt uns nicht das Wesen der Seele, ist auch nicht geschaffen dasselbe aufzuklären, sondern nur, um ihr Verhältnifs zu den, gleichsam aus ihr fliessenden, veränderlichen Erscheinungen zu bezeichnen. — In wie fern solch ein Verhältnifsbegrif für Erkenntnifs der objektiven Realität selbst ausgegeben werden darf, seh ich nicht ein, wird aber auch wohl kein Philosoph evident machen.

Aus welchem Grunde nun endlich das ganze Universum für eine einzige Masse solcher Vorstellkräfte gehalten werden könne, ist noch weniger deutlich. Durch die Erfahrung wird uns hierüber kein Licht angezündet; durch die Anschauung selbst wissen wir nicht, ob sich die das Weltganze componirenden Substanzen die Welt nach ihrer Lage vorstellen können,

oder nicht; niemand hat die geheimen Quellen der Erscheinungen gesehn, wir vermuthen nur ihr Daseyn in der Wirklichkeit, nicht, weil sie ihr Selbst gegen uns äussern, sondern weil wir nach dem Organismus unsers Denkens nicht anders urtheilen können, als dafs alles seinen Grund, seine Ursach habe, folglich auch das, was wir Erscheinung nennen. Dafs wir aber so urtheilen müssen, beweist nichts, als ein Daseyn dieser subjektiven, nothwendigen Bedingungen unsers Vorstellens, nicht das Daseyn dessen, *was* wir uns von den Aussendingen vorbilden.

Die *selbstthätigen* Vorstellkräfte, meint *Leibnitz*, seyen die menschlichen Seelen, nach welchen die Thiere in ihrer verschiednen Art, und so andre Geschöpfe, in einer stätigen, ununterbrochnen Reihe folgen. — Die passiven oder *schlafenden* Monaden sind eigentlich die Substanzen dessen, was wir Materie nennen. Ihre Vorstellungen von der Welt sind durchaus verworren und dunkel. — Woher man diefs wisse? ist eine Frage, welche ich nicht zu beantworten mich fähig halte.

Die Königin in diesem philosophischen Feenmärchen ist nun die erste, wachendste, selbstthätigste *Monas*, welche sich nicht das Universum allein nach Verhältnissen ihrer Lage, sondern ohne Verhältnisse ihres Selbsts, an sich,

und unter allen möglichen Verbindungen der Substanzen und Inhärenzen denkt. Man wird leicht sehn, dafs diese erhabne Monas nichts anders, als die Gottheit seyn könne.

Ich gesteh es gern, dafs es mir räthselhaft sey, wie *Leibnitz* der Schöpfer der Monadologie werden konnte, da er selber ausdrücklich bekennt, dafs unsre sinnlichen Vorstellungen uns nicht die Dinge an sich, sondern Erscheinungen derselben ins Gemüth führen; dafs diese Erscheinungen auch nicht das Wesen der Objekte, sondern nur das Verhältnifs derselben zu uns lehren; dafs die Eindrücke auf die Sinne ein verworrenes, dunkles Mannigfaltige seyen; welches in der Vorstellung erst durch Verstand und Vernunft geordnet, berichtiget werden müsse.

Ob ihn, oder seine Anhänger und Ausleger vielleicht dieß "*berichtigen*" irre führte? dieß wird mir sehr wahrscheinlich.

Man sagt in seiner Schule nämlich: *) „In so fern die sinnlichen Vorstellungen nicht das, was ihre Urgegenstände an sich sind, ausdrücken, sondern nur Erscheinungen geben, sind

*) Folgende Stelle ist aus des eben so berühmten, als ruhmwürdigen *Platners* phil. Aphorismen, I. Theil. § 765. not. (Lpz. 1793) entlehnt.

sie unrichtige Vorstellungen." — (*In so fern* freilich.) — „Unrichtige Vorstellungen aber sind auch undeutliche; das wird wohl niemand läugnen." — (Sobald unrichtig und undeutlich identische Begriffe sind, nein. Sobald unrichtig die Vorstellung genannt wird, wenn sie ein ihrem Gegenstande nicht entsprechendes Bild giebt; deutlich, wenn die (richtige, oder unrichtige) Vorstellung die Merkmale ihres Inhalts hinlänglich angiebt, um sie unter sich, und den Inhalt von andern Objekten zu unterscheiden: so sollt' ich meynen, könnten auch unrichtige Vorstellungen deutlich seyn.) — „Indem ich eine Vorstellung berichtige, mache ich sie deutlich; nun *berichtige* ich meine Sinnenvorstellungen durch die Vernunft u. s. f. folglich u. s. w." — Die "*Vorstellung berichtigen*" scheint mir, wenn ich mich nicht sehr täusche, eines doppelten Verstandes fähig zu seyn. — *Entweder* heisst es, die gegebne Vorstellung der Operation des höhern Erkenntnifsvermögens unterwerfen, den Stoff gleichsam subjektivisiren (barbarische Wörter sind in der neusten Schulsprache keine Sünde) und in so fern wird die Vorstellung dem Erkenntnifsvermögen angemefsner, gerechter gemacht, oder berichtigt. — Oder berichtigen heifst: das Bild der Vorstellung durch Vergleichung mit ihrem Urgegenstand diesem entsprechender

machen. — Dieß ist eine auffallende Sinnesverschiedenheit *eines* Wortes! — Im zweiten Sinne kann das Wort berichtigen nicht genommen werden, weil es uns an Vergleichungspunkten des wirklichen Objekts mit seinem Abbilde in der Vorstellung fehlt. Im erstern Sinne aber wird die Vorstellung nur zum subjektiven Gebrauch eingerichtet, beweist also nichts für das Objektive.

Ich wiederhole also die Frage: Sollen *Leibnitz* oder seine Nachfolger sich durch die Verwechslung des zwiefachen Sinnes im Worte berichtigen nicht haben lassen.

---

3.

*Idealismus.*

So wie *Leibnitz*, verwirft auch der Idealist die Existenz materieller Substanzen, aus welchen die Welt zusammengebaut wäre, folglich auch alle materielle Eigenschaften. Das System des Idealismus löset das Universum von der Hülle des Irrdischen ab, und erblickt überall nur geistige Wesen, Ideen. Zwar lehren uns die Sinne von etwas ausser uns Wohnendem und von uns Verschiednem, aber dieses ist nichts anders, denn eine göttliche Idee von der

Welt; nicht die Welt selbst; — es ist das Einwirken der Kraft Gottes auf uns.

Diese Vorstellung von der Welt trägt mehr als jede andre die Farben der Phantasie und des wohlfeilen Glaubens, dennungeachtet stützt sie sich auf Grundgesetze der Vernunft.

Nichts ist an diesem System merkwürdiger, als der sonderbare Gang der Gedanken, die Aussenwelt für eine Idee *in* der Gottheit zu halten, welche wir in verschiednen Richtungen und Verhältnissen zu betrachten hätten. Wir wollen diesen Gedankengang aufsuchen und verfolgen.

Materielle Substanzen, sagen die Freunde des Idealismus, sind unmöglich (ungedenkbar *für uns*). Wo *Materie* angenommen wird, muſs auch Theilbarkeit derselben gesetzt werden. *Substanz* als Grundkraft ist einfach und untheilbar. Theilbare Untheilbarkeiten sind Unsinn.

Nimmt man noch dazu, daſs Materie etwas Lebloses ist oder seyn soll, so wird es unerklärlich, theils wie das Leblose den Stoff zu den Vorstellungen lebender Wesen geben könne? theils wie überhaupt eine Correspondenz zwischen zwei so heterogenen Dingen, als Geist und Materie sind, möglich sey? — (Freilich dieſs ist sehr unerklärlich.)

Es entsteht aber noch die Frage: wozu eine

leblose Welt existire? warum sie von Gott zur Wirklichkeit gerufen sey? — Deſswegen, damit sich Gott dieselbe lebhaft und deutlich vorstellen könne? Dieſs ist ungedenkbar, weil Gott sich dergleichen Vorstellung ohne Anschauung der Wirklichkeit geben kann. — Oder deſswegen, um diese Vorstellung dem menschlichen Geiste zu gewähren? — Dazu war nicht die *Wirklichkeit* einer solchen Welt nothwendig, sondern eben dieſs konnte die unmittelbare Wahrnehmung der göttlichen Idee bei endlichen Geistern bewirken. — Und dieſs letztre *muſs* der Fall seyn, weil er einzig gedenkbar ist; denn Geistigkeit kann allein nur auf geistige Wesen wirken; Materie aber so wenig auf den Geist, als der Geist auf die Materie.

Um diesen Glauben an die Einwirkung göttlicher Ideen auf unsern Geist zu vernichten, fodert der Freund des Idealismus Beweise für die *Wirklichkeit* der Aussenwelt, und daſs sie *nicht* eine *Gottesidee von materieller Welt* sey.

Dazu mögte denn freilich der schon wider den Idealismus gemachte Einwurf nicht hinreichen *): daſs der menschliche Geist von seiner

*) Wie schon *Plattner*, welchem ich in der historischen Darstellung der phil. Systeme gefolgt bin, weil ich ihn für einen der

eignen Existenz nichts wissen würde, wenn er nicht Wahrnehmungen von Gegenständen im Raum, folglich von Wirklichkeiten ausser ihm, besäfse; dafs unser Bewufstseyn in der Zeit allein nur bestimmt werden könne durch Wahrnehmung des Beharrlichen ausser uns, durch eine äussere Sinnenwelt; dafs selbst die blofse Einbildung äusserer Gegenstände ohne das Daseyn äusserer wirklicher Gegenstände, nicht möglich wäre. — Ich sage, dieser Entwurf mögte schwerlich Gewalt genug haben, die Säulen des Idealismus umzustürzen. Denn der Idealist läugnet nicht, dafs noch etwas ausser ihm sey — nämlich *Gott*; er läugnet nicht, dafs ohne Wahrnehmung der Gegenstände im Raum das eigne Bewufstseyn unmöglich wäre: aber der Raum ist *für ihn* (so wie für seine Gegner) nichts *ausser ihm*, sondern Denkform *in ihm*: die darinn sich präsentirenden Gegenstände sind nichts, als *Vorstellungen*, die, wenn man will, nur eine *logische* Wirklichkeit besitzen. Diese Vorstellungen haben freilich einen *Ursprung*, allein er liegt in den Einwirkungen der göttlichen Weltidee.

Wenn

---

scharfsinnigsten Forscher der philos. Geschichte halte, sehr richtig gegen Herrn *Kant*, und zum Theil auch gegen Herrn *Jakob* bemerkt.

Wenn ich eine richtige Vorstellung von dem Streitpunkt habe: so liegt er in dem Begriff von dem, was *wirklich* sey? — Aber diesen Begriff ganz genügend zu bestimmen, halt' ich für eines der schwersten Probleme.

Wirklichkeit ist für mich so viel, als Existenz. Jede Vorstellung, selbst der transcendentalste Begriff hat in so fern Wirklichkeit, als er da ist. — Diese Vorstellungen aber von der Existenz ausser uns befindlicher Dinge zu unterscheiden, benennen wir das Daseyn der *Vorstellung* überhaupt *logische* Wirklichkeit; und geben ihrem *Stoff*, in so fern er in ihr vorhanden ist im Bezug *auf uns*, *subjektive* Wirklichkeit. Dasjenige aber, was von aussen auf uns einwirkt, oder objektiv Vorstellungen veranlafst: heissen wir *äussere* Wirklichkeit.

Der Idealist läugnet nicht, dafs überhaupt etwas ausser ihm wirklich sey, denn er nimmt einen Gott an, welcher auf sein Vorstellungsvermögen wirkt. Wäre Gott an sich ihm nur eine Vernunftidee, welche kein andres als ein logisches Daseyn besäfse: so machte sich der Idealist selbst zum Gott, und zu mehr, als Gott, weil er nicht nur die ganze Idee von der materiellen Welt ursprünglich *in sich* trüge, die eigentlich nach seiner Vorstellung in *Gott* ist; sondern weil er die Gottheit sammt der quästionirten Weltidee selbst aus

sich erst hervorgesponnen haben müfste, ohne fremde Beihülfe.

Dieſs ist, wie ich glaube, von einem gesunden Kopfe ungedenkbar. Der Idealist nimmt folglich etwas ausser sich — Gott — und selbst eine äussere Welt (die Idee in Gott) an; ertheilt der leztern aber nur eine Wirklichkeit, die in Gott das ist, was bei uns *logische* heiſst, (denn er nennt die Welt eine göttliche *Idee*). Er legt dieser äussern, logischen Wirklichkeit alle die Eigenschaften im Bezug auf unser Vorstellungsvermögen bei, welche die Gegner *ihrer* äussern aber *nichtlogischen* Wirklichkeit zuschreiben. Es kömmt demnach nur darauf an, ob die Aussenwelt eine göttliche logische Wirklichkeit besitze, oder nicht; ob die Welt eine Gottesidee sey, oder etwas, das ausser der Gottesidee, aber dieser entsprechend, existire?

Um diese transscendentelle Räthsel zu lösen, erfodert es mehr, als *Menschenwitz*. Was mich betrifft, ziehe ich mich bescheiden in das Geständniſs meiner Unwissenheit zurück, werfe aber aus ihr den Freunden des Idealismus die Frage entgegen: woher sie *wissen*, daſs ein Gott sey? ob sie auch mir davon *Gewiſsheit* geben können? wofür ich sehr dankbar seyn würde, und endlich: woher sie *wissen*, daſs die scheinbare materielle Welt nur *eine uns*

*anschwebende Gottesidee* sey? Diese Fragen wären doch nothwendig zu beantworten, wenn sie Hoffnung haben wollten, für ihre Meinung Proselyten zu gewinnen.

---

4.

## *Spinosismus.*

Scharfsinniger und den Gesetzen unsers Denkens entsprechender ist dasjenige Weltsystem, welches *Spinosen* zum Urheber hat, oder doch wenigstens, wenn auch mit fremden Zusätzen gemischt, unter seinem Namen läuft.

Die erste Aufmerksamkeit richtet der Bekenner dieser Denkart, so wie Anhänger des Dualismus, Monismus und Idealismus, auf das, was Substanz seyn soll.

Unläugbar ist es, dafs wir im wechselnden Spiele der Gegenstände unterscheiden etwas Hervorbringendes und Hervorgebrachtes, Ursach und deren Wirkung. Wir nennen die hervorbringende Ursach, welche immer da ist, inzwischen ihre Wirkungen wechseln, *Substanz*, nennen sie Kraft, etwas (Erscheinungen) hervorzubringen, und beelnen daher auch das, was subjektiv unsern Vorstellungen zum Grunde liegt, mit diesem Beinamen.

Wenn wir, fährt der spinozistische Philosoph fort, zurücksteigen von dem, was wir Thätigkeiten unsrer Substanz heissen, auf den Grund derselben: so muſs entweder unsre Seele (so wie jede Substanz) *durch sich selbst* thätig seyn, oder sie ist das, was sie ist, durch ein noch *höheres* Princip.

Offenbar (menschlicher Denkart nach) ist die Seele, (so wie alles, was wir unter dem Begriff der Substanzen zusammenfassen) nicht Selbstquelle ihrer Handlungen, oder ihrer Einrichtung, ihres Seyns: sondern abhängig, eingerichtet, hervorgebracht durch ein höheres Wesen; denn im Gegentheile müſste sie ewig und *absolut frei* seyn. Sobald sie auf diese Weise Inhärenz, Erscheinung eines andern Etwas ist, können wir sie nicht mehr eigentlich Substanz nennen, (so wie alle übrigen Kräfte, denen wir diesen Namen geben) sondern müssen im strengsten und wahren Sinn des Worts der *höchsten* und *lezten Grundkraft* aller Dinge diese Bezeichnung zueignen.

Die höchste und lezte Grundkraft müſste entweder in eine noch fernerliegende gegründet, (und dann wär sie nicht die *lezte* und *höchste*) oder sie muſs an, und für, und durch sich, ewig, selbstständig, nothwendig, unbegränzt von etwas *anderm*, also absolut frei seyn.

Der *lezte Fall* ist dem menschlichen Verstande allein gedenkbar. Folglich ist nur *eine einzige* Substanz, in der gegründet sind alle übrige Vorhandenheiten; und wenn wir mehrere Substanzen nennen, so wiederholen oder vervielfältigen wir entweder nur die logische Vorstellung, oder bezeichnen (wiewohl uneigentlich) damit Modifikationen in der einzigen Substanz.

So viel wir bemerken, giebt es zweierlei Arten von Erscheinungen, materielle und immaterielle, oder sinnliche und geistige. Diese haben also zur gesellschaftlichen Quelle die höchste, einzige Substanz.

Uneingeschränkt durch ein andres Wesen, gehn Geistigkeit und Ungeistigkeit aus dem Höchsten hervor; wir dürfen nicht darüber klagen, wie zwei so heterogene Naturen verträglich bei einander wohnen mögen, da wir weder das Geistige noch Materielle an sich kennen. Unendlichkeit ist der Charakter des *Urwesens;* Endlichkeit der *Unsre;* — wir überschauen nicht das Ganze, sondern nur Theile; — was wir von der Materie wissen, sind Modifikationen der Ausdehnung, und mehr nicht; unser Wissen vom Geistigen sind Modifikationen der ewigen Urgeistigkeit. — Der entfernteste Horizont unsrer Geistes- und Körperwelt oder des Alls, welches wir mit Vorstellungen und

Sinnen beherrschen, ist nur ein Abschnitt im Unendlichen, ein zur Endlichkeit modifizirter Zustand der ewigen Substanz.

Daher die Dunkelheit überall, welche für uns hinter den Erscheinungen ruht; daher der Grund, warum wir uns selbst an uns zum unerklärlichen Räthsel sind, indem wir den düstern Quell nicht erkennen, aus welchem unsre Vorstellungen und die Modifikationen derselben entspringen.

Freilich bezeichnen wir unsre Seele mit dem *Ich*, und unser Gefühl scheint zu lehren, dafs das denkende Subjekt (Seele), eine persönliche *Einheit* sey. Allein bei näherer Untersuchung dieser Einheit werden wir bald gewahr, dafs weder die Einheit unsrer Seele an sich, als Substanz, noch die Einheit ihrer Persönlichkeit und Selbstthätigkeit damit zu erkennen gegeben sey, sondern nur die Einheit des *Bewufstseyns*.

Freilich glauben wir einzelne Vielheiten von der sogenannten Aussenwelt zu erblicken, allein eine strengere Selbstbeobachtung lehrt uns, dafs das Aussenwerk im stätigen Drange unsre Sinnlichkeit afficirt, dafs wir nichts, als *Eindrücke* von daher empfangen, welche unsere Organe modificiren, und wir im Vorstellen theilen. Die Welt ist, so viel wir demnach von ihr *a priori* und *a posteriori* erkennen,

ein Einziges, ein Ganzes, nur durch unsere Vorstellungen zerspalten und zersplittert.

Dieß, meine Leser, ist ohngefähr die Skizze der spinosischen Vorstellungsart vom Universum, welche unter allen möglichen diejenige ist, welche der nothwendigen Einrichtung unsers Denkvermögens am meisten entspricht, das heißt, zu welcher sie uns selbst am natürlichsten hinleitet.

Um zu dieser Denkart hinzugelangen, ist nicht der Atheismus, sondern der Deismus der sicherste und geradeste Weg. Sobald wir die Unizität eines Gottes in unsre Vorstellungen aufgenommen haben, hängen wir nothwendig auch mit ihr zusammen den Glauben an die höchste Kraft und Selbsständigkeit desselben. In diesem Sinne kann nun der menschliche Geist nicht selbstständig genannt werden, nicht mehr Substanz seyn, sondern er ist selbst Erscheinung, Inhärenz einer höhern, einzigen Substanz — Gottes. In ihm leben, weben und sind wir. Da alles von Gott abhängt und hervorgeht, so ist keine Mehrheit der Substanzen, sondern nur eine Mehrheit der Erscheinungen gedenkbar — und hier stehn wir abermals an den Gränzen des spinosischen Systems, oder vielmehr schon innerhalb derselben.

Wenn einige Gelehrte eben hier den hellsten *Atheismus* haben sehn wollen, so ist mir dieß

unerklärlich, wenn ich nicht annehme, dafs sie alles das nicht mehr Gott heisen konnten, was nicht ihrer individuellen, christlichtheologischen Vorstellung von der Dreieinigkeit, oder ihren Catechismuskarrikaturen glich. Der arme *Bened. Spinosa* hat sich durch seine philosophische Dunkelheit eben so viel Fluch und Schmach erworben, als mancher andre durch eben diefs Mittel Bewunderung und Ruhm. So sehr hängt das Schicksal des Rufs, und gewissermafsen selbst das Schicksal der Wahrheit von der Verschiedenheit der Convenienzen ab.

Wenn *Spinosens* Vorstellungsart nicht eine allgemeinere Aufnahme gefunden hat, ungeachtet sie mit den Gesetzen des Erkenntnifsvermögens so harmonisch korrespondirt, und so viele Räthsel, nach deren Auflösung die menschliche Neugier gelüstete, einfach zu enträthseln weifs, so scheint mir die Ursach darinn zu liegen, dafs diefs System in Rücksicht der praktischen Vernunft so viele teleologische Fragen unbeantwortet lassen mufs, welche andre Welttheorien befriedigender (ob auch wahrer?) stillen.

Aber lafst uns nun wieder auf unsern vorigen Standpunkt zurücktreten, und sehn, was *Spinosa* uns zu unsrer Beruhigung giebt.

Wir waren begierig die Bühne unsers Seyns, die Welt, welche uns umschliefst, kennen zu lernen, nicht in wie fern sie uns durch die Optik unsrer Organe, und gegen die Einrichtung unsrer höhern Gemüthsvermögen, wie wir diese gegenwärtig besitzen, erscheint: sondern wie sie an sich ist. — Wir waren folglich nach einer Unmöglichkeit begierig: weil uns die Welt doch nicht anders erscheinen kann, als wir sie wahrnehmen *können*; und weil das, was die Vernunft über deren Wesen sagt, zwar immer vernunftmäfsig, oder subjektiv gültig seyn mag, aber dennoch zur objektiven Gültigkeit keine Hinlänglichkeit besitzt.

Die Vernunft bescheidet sich, durch ihre eigne Legislatur getrieben, selbst, dafs ihre Schöpfungen ganz andern Gehalts seyn mögen, als die Wesen der Welt an sich sind; und dafs eben so gewifs eine reale Verschiedenheit zwischen der subjektiven und objektiven Wirklichkeit herrschen müsse, als Subjekt und Objekt, oder als Wirknng und Ursach verschieden sind. Denn das Reich, welches die Vernunft erkennt und worinn ihr Zepter gilt, ist an sich selbst nur etwas Verursachtes, etwas Gewirktes, nicht selbst Ursach, folglich nicht selbst objektive Welt.

Wie löst uns nun Spinosens System, (diese fruchtbare Quelle verführerischer Apophtegmen,) das Unauflösliche?

Es giebt uns statt der *vielen* Substanzen nur eine *einzige*. Diefs Verfahren ist allerdings billig, sobald wir seinem Begriff von der Substanz, Gewifsheit zuerkennen. Aber wenn wir ihm auch diese postulirte Gewifsheit gestatten, so ist sie doch immer nur eine *logische;* das Criterium ihrer Wahrheit wird immer nur von der Vernunft, nie aber von der objektiven Wirklichkeit gereicht. Die Erfahrung von der objektiven Welt schweigt über das Daseyn dieser einzigen Substanz. Was haben wir demnach gewonnen? Eine Erweiterung unsers *Wissens* über das *Wirkliche*, oder eins der *logischen Geschöpfe* mehr? — Gewifs nur das lezte. Wir sind mithin nicht weiter gerückt, sondern drehen uns noch immer in dem Kreise unsrer Subjektivität herum, in deren Zauberringe wir schon vorher standen.

Freylich sind wir genöthigt Substanzen anzuerkennen, nicht aber weil sie uns, als wirklich in der Erfahrung gegeben wurden, sondern weil wir, ohne ihre Präsumption, nichts Systematisches in unsre Vorstellungen eintragen könnten. Die Substanzen haben daher nur eine *logische Existenz*, gültig und nützlich in den Akten des Vorstellungsvermögens.

Sobald wir aber Spinosens Ursubstanz nur eine logische, keine reale Existenz, einräumen, so wird alles das, was, er aus diesem Prinzip folgert, nur als logisch, nicht als wirklich gelten; so ist sein ganzes Gebäude nur Ideal, welchem das, für uns wichtigste, abgeht: Gewißheit, ob demselben in der Wirklichkeit (oder ausser den Vorstellungen) ein ähnliches Objekt entspreche?

Spinoza verwirft die *Vielheit* der Substanzen und nennt dieß nur eine Operation unsers Vorstellungsvermögens, das All und Eins zu theilen, zum Behuf unsrer Endlichkeit. Aber auch das All und Eins ist nichts anders, denn ein Produkt unsers Vorstellungsvermögens; selbst nur Vorstellung eben so sehr, als die Vielheit; und von der objektiven Welt wissen wir nicht, ob ihr die eine, oder die andre Vorstellung absolut entspricht, oder keine von beiden.

Auch die Prädikate seiner Substanz: Unendlichkeit, Ewigkeit, absolute Freiheit und Unbeschränktheit sind nicht nur an sich bloße Vernunftideen, von deren objektiver Realität uns nichts überzeugen kann: sondern auch Gegenstände, *auf* welche die Vernunft zwar hindeuten, aber *über* welche sie niemals urtheilen darf, weil sie ausser der Peripherie ihrer Wirksamkeit liegen.

Unendlichkeit (im Raume) und Ewigkeit (in der Zeit) sind für die Vernunft Unbegreiflichkeiten, Undinge. Für uns, die wir mit den Vorstellungen unabänderlich einhergehn müssen in den Schranken des Raumes und der Zeit, ist nur Ausdehnung und Gränze, Anfang und Ende, aber keine Unendlichkeit, keine Ewigkeit. In den Denkformen Raum und Zeit liegen überall nur Endlichkeiten eingeschlossen; wir sehn darinn überall Gränzen, Beginnungen und Endigungen, keine Ewigkeit und Gränzenlosigkeit. Was ausser diesen Schranken liegt, wissen wir nicht. Eine Zeit ohne Anfang und Schluſs, ein Raum ohne Gränze ist für uns nichts. — Wir müssen nur nie vergessen, Raum und Zeit als eine bloſse Form unsrer Anschauungen zu betrachten. Legen wir einem andern Wesen Ewigkeit und Unendlichkeit in sich selbst bei, so ertheilen wir etwas, was wir nicht begreifen; eignen wohl gar dem unbekannten Wesen eine *andre* Denkform zu, deren Möglichkeit uns selbst nicht einmal deutlich ist.

Es läſst sich aber leicht erklären, wie der menschliche Geist zu diesen übervernünftigen Ideen gelangte.

Theils empfand er, daſs die Gränzen des Raums und der Zeit ihn selbst beengten, und ein höheres Wesen weder abhängen müsse

von, noch müsse gedacht werden können, *in* Raum und Zeit; — theils führte ihn die Methode der Synthesis, von einer gegebnen Vorstellung das *Gegentheil* derselben zu denken, auch vom Endlichen zum Unendlichen, vom Zeitlichen zum Ewigen über; theils überzeugte ihn das Spiel der Phantasie von der Möglichkeit jener Ideen, indem diese durch unermeſsliche Räume flog und sich nie an dem Ende derselben fühlte, so daſs ihre Schwachheit (da sie doch immer nur in den Vorstellungsformen agirte) selbst zum negativen Maaſsstaab der Unermeſslichkeit werden muſste.

Sey endlich das, worauf die Vernunft, als auf das Gegentheil des Endlichen, nur hinwinkt, aber was sie nicht weiter kennt, möglich und vereinbar mit unsern übrigen Wahrnehmungen, oder nicht: so bleibt das Unendliche immer nur eine (gewagte) Idee, von deren Realität *ausser* mir mich nichts überführt.

*Spinosens*, aus Unbegreiflichkeiten componirte Substanz, bleibt mir also eben so düster, als *Leibnitzens* Monadencoalition und *Berkleys* Weltidee in Gott. — Das gesammte Bemühen der Philosophen, die Welt in und an sich zu ergründen, war nichts, als Finsternisse mit Finsternissen erleuchten, Unerklärlichkeiten mit Unerklärlichkeiten demonstriren zu wollen.

Das Resultat der Untersuchungen bleibt also: wir wissen nichts von den Objekten, welche auf uns einwirken, mit Zuverläſsigkeit; all unser Wissen hat nur eine subjektive Gültigkeit; selbst der Stoff, welchen die Sinne dem Vorstellungsvermögen zuführen, kann durch die Organe der Sinnlichkeit modifizirt seyn, folglich nichts für das Objektive der Dinge beweisen. Unser denkendes Subjekt selbst ist sich unbekannt, und weiſs von sich nichts, als daſs es durch seine, unwillkührlich erhaltne, Denkorganisation genöthigt ist zu gewissen Vorstellungen.

Dunkelheit umschlingt demnach undurchdringlich diejenigen Gegenstände, welche uns am nächsten zu liegen scheinen, und in deren Erkenntniſs wir vielleicht einen Grund zu unsrer Beruhigung zu finden hoften. Undurchsehbare Nebel verdecken jede Spur, auf welcher wir zur Erfahrung von der Bestimmung unsers Hierseyns zu gelangen dachten; wir wissen nicht nur nicht *wo?* sondern auch nicht einmal *was?* wir sind. — Welche Ahndungen müssen unter so trüben Auspicien in uns emporsteigen!

# ACHTE NACHT.

1.

*Über den Werth subjektiver Gewifsheit.*

Vielleicht liegt manchem wenig daran, zu wissen, was denn eigentlich sein in ihm denkendes Wesen (welches wir, unsrer Ignoranz über seine Natur unbeschadet, oder ohne einen Seitenblick auf die Materie zu werfen, fürder hin auch Geist nennen wollen) sey, und welch eine Bewandtnifs es mit der wirklichen Welt um uns her habe?

Es ist genug, und diefs werden wir uns von niemandem abläugnen lassen, dafs *wir da sind*, und zwar *nicht allein*, sondern in ansehnlicher Gesellschaft, welche uns hinlängliche Nahrung zur Unterhaltung giebt und in unsrer Sprache *Welt* heifst.

Wichtiger sind freilich gewisse andre Dinge für unsre Beruhigung, ohne deren Zuverläfsigkeit das Leben ausserordentlich im Werthe einbüfsen mufs, als da sind — *Gottheit* — *Fortdauer des Geistes* — *Freiheit* — *moralische Vergeltung*.

Ihrentwillen haben tausend Unglückliche standhaft ein freudenloses Leben übernommen, und jede Unannehmlichkeit desselben geduldig ertragen; ihrentwillen resignirte mancher auf den Gebrauch eines Mittels, welches die Gelegenheit ihm darbot, sich, eine kleine Untreue gegen die Tugend abgerechnet, plötzlich in Reichthum, Ansehn und Bequemlichkeit jeder Art hineinzuschwingen, statt dessen er lebenslange Armuth und Verachtung erwählte; — ihrentwillen lud mancher gläubig sein Kreutz auf sich, und folgte den strengen Lehren seines Meisters, die ihm für den Verlust mancher Erdenfreude, bei nünder strickter Observanz, nichts zum Ersatz gaben, als — Hoffnungen.

Der Betrachtung dieser heiligsten, wichtigsten Angelegenheiten des menschlichen Geschlechts, deren Intresse der Indier an den Ufern des *Ohio* und *Ganges* so lebendig fühlt, als der Europäer — nähern wir uns jezt. — Vielleicht ist manchem der Ausschlag der Untersuchung nicht gleichgültig; lasst sie uns daher um so behutsamer und partheiloser anfangen. — Die Einleitung sey eine Würdigung der subjektiven Gewisheit.

Vielleicht erscheint diese Würdigung hier nicht an der uneigentlichen Stelle — mir ist's, als säh ich meine Leser durch ein entgegengesezes Resultat der vergangnen Betrachtungen

getheilt;

getheilt; ein Resultat, welches sich nothwendig der Aufmerksamkeit des Denkers entgegendrängen muſs, wenn er überall fand, daſs wir nur im Besitz subjektiver Überzeugungen stehn.

Einige werden sagen: „was hilft uns dieso subjektive Gewiſsheit, wenn sie nie zur objektiven erhoben werden kann? Was helfen die Aussprüche der Vernunft, wenn sie nicht über die wirkliche Welt entscheiden können? — Sind unsre Vorstellungen, unsre Überzeugungen dann mehr, als wohlgeordnete Täuschungen, systematische Träume ohne Realität?"

Andre wenden dagegen ein: „das ist Kleinmuth und ein kindischer Eigensinn, welcher mit dem Philosophenbart übel harmonirt, Unmöglichkeiten zu fodern, oder zu verzagen. Was geht es uns an, was die Dinge an sich sind? Wir haben ja nichts mit ihnen, in so fern sie noch etwas an sich sind, zu theilen, sie intressiren uns nur nach dem, was sie *für uns* sind. Was kümmert mich die Aussenwelt, da ich in der mir eigenthümlichen Welt hinlänglichen Spielraum meiner Kräfte finde? Meine subjektiven Ueberzeugungen mögen in der Wirklichkeit erfüllt seyn oder nicht, in Vergleichung mit derselben Täuschungen seyn, oder nicht — das alles macht mir keine Quaal. Genug, meine Überzeugungen *gelten*, und gelten in *meiner* (subjektiven) Welt, mögen

sie auch in einer andern — falsche Münze seyn. Sie sind *für mich* absolute Gewifsheiten, und hinreichend, *meine* Vorstellungen und Handlungen zu bestimmen, zu ordnen und zu richten." —

Diefs gespaltne Urtheil über den Werth der subjektiven Gewifsheit macht die Prüfung desselben dringender.

Es würde hart an Wahnsinn gränzen, wenn wir den Schein, welchen wir durch die Sinnlichkeit für unser Vorstellungsvermögen gewinnen, darum zurückstossen wollten, weil er uns nicht über die wahre Beschaffenheit äusserer Objekte Auskunft giebt, oder wenn wir die Grundsätze der Vernunft, die allgemeinen Begriffe des höhern Erkenntnifsvermögens, in ihrer Hoheit anzuerkennen uns nicht geneigt fühlten, weil wir nicht wissen, ob ihnen gewisse Realitäten entsprechen, deren Bild sie uns vorzuspiegeln scheinen. Wir würden in diesem Fall auf den Gebrauch unsers Vorstellungsvermögens gänzlich Verzicht thun — also wiederum eine Unmöglichkeit wollen.

Angespornt durch die uns beywohnenden Triebe, *mufs* unser Denkvermögen in Aktivität übergehn; von dem Organismus der Sinne, und der Modifikation unsrer erkennenden Natur necessitirt, *müssen* wir auf eine *bestimmte Weise* thätig werden, und nach den Gesetzen

der Vernunft Vorstellungen, *als* Vorstellungen, für wahr, gewiſs, möglich, nothwendig u. s. w., oder für das Gegentheil halten, und in praktischer Hinsicht unsre Gesinnungen nach ihnen bestimmen.

So weit demnach die Gränzen unsrer Ideenwelt reichen, besizt die subjektive Gewiſsheit einen unzerstöhrbaren Werth für jedes Individuum.

Ein andres ist's, sobald wir über die Gränzen des *Vernunftgebiets* in das Reich der *Erfahrung* übertreten, wo die Verschiedenheit der Erfahrungen den allgemeingültigen Werth der subjektiven Überzeugung einschränkt, wo er nicht mehr ein absolutes, sondern nur ein relatives Intresse fodern darf von den Individuen.

„Nichts ist ohne Ursach!" — Dieser Vernunftsatz ist allgemeingültig gewiſs. — „Auch die entblätterte Rose ist schön!" Dieser empyrische Satz wird schwerlich als allgemein gewiſs und geltend für jedes Individuum aufgestellt werden dürfen.

Ein dritter Fall ereignet sich, wenn wir Gegenstände nicht aus der Vernunft - nicht aus der Schein - sondern aus der Realenwelt fodern, um uns durch sie beruhigen, oder überhaupt zu Handlungen bestimmen zu wollen.

Hier endet die Herrschaft der Vernunft und die Autorität ihrer Gesetzgebung; hier verlieren die blos subjektiven Gründe ihre Kraft, uns von der Wirklichkeit des quästionirten Gegenstandes zu überzeugen, sondern die Realität muſs sich uns selbst durch den Weg der Anschauung *a posteriori*, oder auf eine andre Weise offenbaren, und das Criterium der Vernunftgründe und deren Zuverläſsigkeit werden.

Sobald ich kein andres Motiv zur Tugend kenne, als dieses, daſs ein vergeltender Gott mich dereinst richten werde; wenn ich von diesem Gott und seinem Daseyn keine andre als nur subjektive Gewiſsheit, logische Nothwendigkeit beſäſse, so wäre es nichts als eine bloſse Idee in mir, welche ich, wie tausend andre, durch meine Denkeinrichtung zu gebären genöthigt war. Aber es würde mir unmöglich seyn, entweder mich vor meinem eignen Geisteskinde, vor einer bloſsen Vorstellung zu fürchten, oder ihr zur Liebe tugendhaft zu handeln mit Aufopferung meiner Lieblingsfreuden.

Wenn sich jemand durch die Heftigkeit seiner Wünsche überreden liesse, von dieser selbstgeschaffnen Idee ein Urbild in der Wirklichkeit zu glauben, und sich also von einer *Hoffnung*, (welcher auch durchaus *nichts* Objektives eine Stütze böte, sondern die sich allein mit geisti-

gen Gründen nährte) im Handeln motiviren liesse, so würde ich ihm Glück wünschen zu seiner Gefälligkeit für die Assekuranz der Vernunft (in einer Gegend, wo sie nichts mit Sicherheit assekuriren *darf*): allein ich selbst könnte ihm nicht nachfolgen. — Denn nichts kann der Philosoph (wenn ihm die schmeichelnde Hand der Sinnlichkeit nicht die Augen zudrückt, wie vielen gutwilligen Ehemännern) für wahr ansehn, als was *wahr* ist, nichts für wirklich halten, als was *wirklich* ist. — Die höchste Wahrscheinlichkeit einer Sache kann seinen Glauben nur für ihre *höchste Wahrscheinlichkeit*, aber nicht für ihre Gewißheit oder Wirklichkeit engagiren.

In der empyrischen Welt dürfen wir nach dem Calcul des mehr oder minder Wahrscheinlichen handeln; wir *dürfen* nicht nur, wir *müssen*, weil wir ausserdem alle Communikation mit dem, was gemeines Leben heißt, aufzugeben genöthigt wären. Ein Gegenstand, welcher sich zehnmal auf eine und dieselbe Weise äusserte, wird es auch zum elften male *wahrscheinlich*, (weil wir nicht wissen, ob sich die vorigen Verhältnisse von unsrer oder seiner Seite geändert haben mögen?) allein eine bloße *Vermuthung* vom Daseyn einer Sache, deren *Möglichkeit* mir nur gedenkbar ist, für deren Wirklichkeit ich auch nicht einen einzi-

gen Grund in der Erfahrung finde, kann meine Handlungsweise nicht positiv bestimmen.

Ich kenne einen Kaufmann, welcher durch halbreife Aufklärung sich wirklich in diesem Falle befindet: dem es eben so lächerlich ist, die Tugend darum zu lieben, weil sie *Tugend* ist, als Dukaten nur deswegen hochachten, weil sie Dukaten sind. Er sieht überall nur Mittel, und den Zweck dunkel und verworren. Er treibt in der Tugend Handlungsgeschäfte mit einem Hause, welches ihm ganz unbekannt ist; denn in seiner Aufklärung ist er (weil es Ton ist) so weit gestiegen, daß er einsieht, man habe für die Wirklichkeit Gottes keinen einzigen Beweis, und seine Existenz sey nur Möglichkeit. Demungeachtet handelt der Mann um dieser Vermuthung willen gut, (oder *will* wenigstens darum moralisch gut seyn); spekulirt also mit seinem Wein und Kaffee ungleich bedenklicher und merkantilischer, als mit der irdischen Wohlfahrt seines Lebens, von der er sich manches entzieht, um es auf Intressen der himmlischen Vergeltung auszuthun.

Wenn einige Philosophen den Werth der subjektiven Gewißheit so weit ausdehnen wollen, daß sie uns auch den Glauben an das Daseyn noch unerwiesner wirklicher Objekte annöthigen könne, so widersprechen sie den

Gesetze der Vernunft, aus väterlicher Vorliebe zum selbstgeschaffnen System.

Nicht die zureichenden sub- und objektiven Gründe für das Daseyn Gottes u. dgl. m. sind nothwendig dem *Weisen*, die Tugend zu umarmen — aber nothwendig, *ihn mit seinem Daseyn* (besonders, wenn es eine Kette unangenehmer Verhältnisse ist) *auszusöhnen!*

Diese Wahrheit, welche eben so selten gesagt, als beherzigt und verstanden wird, entwickle der Verlauf unserer folgenden Betrachtungen.

---

2.

## *Gott.*

Wäre der Mensch nicht ein so wunderbares Compositum von scheinbar doppelten Naturen, *Geist* (höherem Erkenntnifsvermögens) und *Sinnlichkeit* (Gefühlen, Affekten, Neigungen, Leidenschaften); wäre er abgezogen von der Gewalt *dieser*, nur ganz *jenes:* so würden die meisten Menschen (oder von den Affektionen sinnlicher Triebe beherrschte Wesen) *Philosophen* (oder sich nach den reinen Gesetzen der Vernunft selbst bestimmende) seyn: gegenwärtig aber sind die meisten Philosophen — *Menschen.*

Einige beweisen das Daseyn eines Gottes; oder wollen es doch; aufschmücken ihre Gründe mit allen reitzenden Farben aus, jeden Zweifler apodiktisch zu überzeugen, — und können ihre eignen, gegen die Schattenbeweise anbellenden Zweifel nicht beruhigen.

Andre verwerfen nur deswegen die für das Daseyn Gottes aufgesuchten Gründe, um ihrem eignen System consequenter zu seyn, und einen neuen, ihnen unüberwindlicher scheinenden Beweis auftischen zu können, dessen Unzulänglichkeit, Bedürfniss und Neuheit (beim Mangel des Bessern) verschleiern müssen. Sie wollen nicht sowohl einen Gott, als vielmehr ihre, alle andre übertreffende, Einsicht beweisen.

Wieder andre läugnen das Daseyn Gottes schlechthin, nicht darum, weil sie sich zu dem Glauben eines höchsten Wesens abgeneigt fühlen, sondern um den Ruhm etwas Ausserordentlichen vermittelst syllogistischer Figuren zu erobern, und die Schwachen am Geiste ohngefähr so zu erschrecken, wie die Ammen ihre Kinder mit grauerlichen Märchen. Sie selbst können sich des geheimen Schauers nicht erwehren; werden wieder bussfertig in ihren eignen Systemen, und setzen, indem sie die Idee von Gott dethronisiren, eine andre unter frem-

dem Schemate und Namen an die leere Stelle in gleicher Qualität.

Wenn wir vom Daseyn Gottes eine so unerschütterliche Gewifsheit besitzen, warum wird denn noch immer so ängstlich nach Beweisen dafür gejagt? — Eben dieses ängstliche Bemühen flöst dem ruhigen Betrachter zuletzt einen unvermeidlichen Argwohn gegen seinen bisherigen Glauben ein.

Da uns daran gelegen ist, zu wissen, *was wir wissen*, so lafst uns mit gleicher Unbefangenheit auch das Gewicht der vorzüglichsten in den Schulen geltenden Beweisen in dieser Hinsicht prüfen:

I. „Wohin unser Aug sich lenkt, entdeckt es überall in der Natur eine wunderbare Zusammenstimmung der einzelnen Dinge zum Ganzen; eine Ordnung, eine Zweckmäfsigkeit, welche sich bestimmt auf besondre Ziele beziehen, und noch da uns überraschen, wo wir sie am wenigsten vermuthen."

Hier darf nicht aus der Acht gelassen werden, dafs wir das, was Natur heifst, ausser uns nicht durchfliegen, sondern dafs dieses alles, was wir durch die Sinne davon erfahren, eine Reihe von Erscheinungen sey. Theils durch die Modifikation der emplangnen äussern Eindrücke durch die Organen der Sinnlichkeit, theils durch die nothwendige Einrich-

tung unsers Erkenntnifsvermögens empfängt das Mannigfaltige der Erscheinungen das, was wir selbst an ihnen bewundern, Ordnung, Zweckmäfsigkeit, Aufeinanderfolge, Verbindung im Raume u. s. w. — Wir bewundern mithin nicht die Beschaffenheit der Erscheinungen, sondern unsrer eignen Behandlungs- und Bearbeitungsart derselben, wozu wir necessitirt sind.

„Diese zweckmäfsigen, der Vernunft entsprechenden Einrichtungen der Natur, die überall Absichten ahnden lassen und erfüllen, beweisen, dafs die Welt nicht durch ein blindes Ohngefähr zusammengeweht sey, (was uns ohnedem etwas Ungedenkbares ist) sondern eine höchste Vernunft zum Urheber haben müsse."

Diese höchste Vernunft würde doch nur die Formen und Verbindungen der Natur, nicht aber den Stoff geschaffen haben; wenigstens liegt in diesem Beweise nichts für die Schöpfung des Stoffs Enthaltenes. — Die Formen und Verbindungen der Erscheinungen von der Aussenwelt sind aber nichts Reales, (wenigstens wissen wirs nicht, so lange uns nicht bewiesen wird, dafs die Sinnorgane treu das Bild der Aussendinge auf unser Vorstellungsvermögen hinspiegeln) sondern nothwendige Erfolge unsrer Art die Erscheinungen zu erkennen, nicht weil sie an sich so beschaffen

sind, sondern weil unser Geist mit allen seinen Vermögen gestimmt ist, so und nicht anders die Erscheinungen zu behandeln. — Die in den Erscheinungen wahrgenommene Zweck- oder Vernunftmäßigkeit beweiset demnach kein Daseyn einer andern Vernunft, als das der unsrigen, welche sich in ihrer Bearbeitung des zu Vorstellungen empfangnen Stoffes selbst erkennt.

Der Beweis für das Daseyn einer *höhern Vernunft* müßte also in der Beantwortung *der* Frage liegen: wie kömmt es, daß wir die Erscheinungen so ordnen und verbinden, daß daraus ein Ganzes im Mannigfaltigen entspringt? oder kürzer: woher *erkennen* wir und grade *so* und *nicht anders?* das heißt: warum und wodurch sind wir Vernunft?

Nichts ist leichter, als daß ich im vorlezten Abschnitt mißverstanden würde, wo ich sagte: unsre Vernunft erkennt und bewundert sich in *ihrer eignen* Bearbeitungsart des empfangnen Stoffes, also in ihrer eignen Schöpfung der Ordnung und Formen der Dinge. — Vielleicht mögte mancher gutmüthig in Versuchung fallen, mir den Glauben anzusinnen, ich halte die Vernunft selbst für den schaffenden Gott — wovon ich sehr fern bin! — und mir den Beweis dawider hinwerfen: daß die Vernunft nicht selbst schaffe, sondern erst alles von der

Erfahrung erwarten müsse. Nun das will ich auch nie ablängnen, und kann ich nicht. Die Vernunft erkennt natürlich nicht früher, d. i. ordnet und verbindet in Raum und Zeit nicht eher, als ihr die Sinne den Stoff dazu geliefert haben; aber dann beginnt ihre Schöpfung. Mein möglicher Gegner sollte mir in *dieser* Rücksicht nicht das Daseyn Gottes aus den *Formen* des Stoffs, sondern aus dem vorhandnen *Stoff*, welchen die Vernunft nicht selbst schafft, sondern, welcher erst gegeben werden muſs, evident machen.

„ Nicht menschliche Vernunft ist fähig solch' einen immer und überall zusammenstimmenden Plan des Universums, und der kleinsten Theile desselben hervorzubringen. Wir müssen also darinn eine höhere Vernunft erkennen und ihr Allweisheit zueignen.“ u. s. f.

Die menschliche Vernunft ist in ihrer Thätigkeit freilich nicht constitutiv, sondern regulativ; wir geben uns nicht den Stoff, aber erkennen, ordnen, bilden ihn (als Vorstellung) nach den uns eigenthümlichen Naturgesetzen. Nicht die Erscheinungen, sondern unsre subjektive Bearbeitung derselben sind das, was uns durch Ordnung, Zweckmäſsigkeit u. s. f. Bewunderung abdringt. Wir müſsten also die Allweisheit dem zueignen, wodurch wir *so*

erkennen, unsern Gesetzen, oder dem Anordner dieser Gesetze.

Aus dem allem sehen wir, dafs aus der Ordnung der Natur nichts, als die subjektive Weise unserer Vermögen dargethan werden könne. Wir müssen also von diesen abgehn, und auf die Dinge an sich hinschaun, um von ihnen den verlangten Trost einzuholen. Diese Dinge an sich wären, wie wir sie nach unsrer Denkart, (nicht wie sie *an sich* sind, denn davon wissen wir nichts, also nachdem, wie sie uns vorkommen) eintheilen müssen, denkende und wollende, zweitens blos darstellende Kräfte, oder Geister und Stoffe oder Materie.

II. „— Niemand, welcher nicht auf seinen Verstand resignirt hat, kann läugnen, dafs es Wirklichkeiten gebe. Der einfache Satz: *Ich bin*, und *ausser mir ist noch Etwas* (Welt) bedarf keines Beweises."

Das Fundament ist zum darauf zu errichtenden Gebäude sehr solide. Es wird abstrahirt von dem Schein der Sinnlichkeit, von dem, was wir den Erscheinungen mittheilen. Wirkliches Daseyn ist etwas, welches allen Erscheinungen, allen Vorstellungen vorangeht, ohne welches beide nicht möglich wären.

— „Da es also Wirklichkeiten giebt: so können sie entweder nur durch etwas von

ihnen Verschiednes hervorgebracht seyn, (sie sind Accidenzen, Zufälligkeiten) oder sie sind durch sich selbst, was sie sind, (also absolut-nothwendig). — "

Hier werden wir ganz unvermerkt durch die Schnellmaschine der Disjunktion von jenem soliden Fundament der Objektivität in die subjektive Welt deportirt.

— „Es ist aber dem menschlichen Erkenntnifsvermögen," (jezt stehn wir schon ganz und gar in dem Gebiet des Intellektuellen) „ungedenkbar, dafs das, was wir wahrnehmen, (Ich und die Welt) durch sich selbst sey, sich selbst so eingerichtet und geordnet habe, folglich mufs noch etwas andres seyn, wodurch es geworden ist, was es ist. —"

Die Realität eines Objekts kann nach den Vernunftgesetzen nicht allein aus subjektiv zureichenden Gründen evident gemacht werden, sondern mufs im Objekte selbst vermittelst der Anschauung (reiner oder empyrischer) erkannt seyn. Sobald wir uns also durch jene Disjunktion das Objekt, dessen Realität ausgemacht werden soll, eclipsiren, bleiben uns nichts als bloße Begriffe übrig, deren logische Existenz zwar am Ende nicht geläugnet werden kann, aber deren von ihnen verschiedne *reale* Objektivität immer unentschieden in der Dunkelheit liegt.

Doch laßt uns den Satz selbst näher beleuchten. Ich frage: warum ist es ungedenkbar, daß das Ich und die Welt durch sich selbst dasey? — Die einzige Antwort darauf ist: „weil nichts ohne Ursach seyn kann — dieß ist eins unserer Denkgesetze, dem wir nicht entgegentreten können." — Ich frage noch einmal dagegen: Gelten die Denkgesetze so wie über die Gedanken auch über die Wirklichkeiten, oder die Dinge an sich? Die nothwendige Antwort: „Nein, denn wir wissen nichts von den Dingen an sich, können also auch nicht unsre subjektiven Erkenntnißbedingungen geltend machen über sie." Lezte Frage: Wollen wir das Daseyn Gottes entscheiden als einen Begriff, als eine Idee, oder wollen wir (nicht die logische Existenz, sondern) sein reales Daseyn ausmachen? — „Das lezte, denn ein logischer Begriff hilft uns nichts, erklärt uns nichts." — Nun wohlan: so dürfen wir auch nicht unsre subjektiven Gesetze zu Schöpferinnen einer Realität erheben; so können wir blos durch sie nicht das Daseyn einer, durch keine Anschauung gegebnen, Wirklichkeit erweisen, sondern es darinn blos bis zur hohen Wahrscheinlichkeit treiben.

---

Was auf diese Weise also weiter über die Realität Gottes angegeben wird, ist nur *sub-*

*jektivgültig*, lehrt nichts von der Objektivität, wonach wir doch eigentlich streben.

— „Da wir also das, was wir wahrnehmen, nie als Selbstursach, sondern als die Wirkung von etwas anderm betrachten müssen, oder genöthigt wären zu glauben, dafs das, was wir wahrnehmen, immerfort aus Nichts hervorgienge (Unsinn für uns!): *so ist etwas* von uns verschiednes *nothwendig*, als hervorbringende Ursach."

Ich bemerke dazu: erstlich, dafs das „*nothwendig*" nur subjektive Gültigkeit besizt, und noch nicht die objektive Realität des besagten Gegenstandes bezeugt, sondern nur ein Verhältnifs unserer Vorstellungen zu den Gesetzen der Vernunft bezeichnet; — zweitens, dafs die Vorstellung „*Hervorbringen*" — „*Entstehen*" selbst nur Folge unsrer Denkorganisation sey, aus welcher wir uns nicht hinweg schwingen können. — Ohne die Form der *Zeit* wäre *für uns kein Entstehen und Vergehen*, keine Ursach und Wirkung. — Nicht deswegen weil wir *wissen* *), dafs Dinge an sich sind, zu welchen sich unsre Wahrnehmungen (von Vorstellungen, Erscheinungen) als *Wirkungen*, ver-

*) Durch objektiv und subjektiv zureichende Gründe.

verhalten, nehmen wir die Begriffe, Ursach und Wirkung an, sondern weil wir zu ihnen durch unsre *Denkorganisation* gezwungen sind. Ja, indem wir wahrnehmen, und uns scheinbar eine Vorstellung aus der andern hervorgeht, egirt schon unser Ich in und nach der Bedingung der Zeit. Die Zeit giebt uns Verhältnisse der Dinge, unter sich, gegen uns, an; dieſs ist das einzige, was wir vielleicht mit Zuverläſsigkeit behaupten können. Ob auch noch ein *Entstehen* und *Hervorbringen* sey, wenn wir ganz die Zeit von den Dingen an sich abstrahiren, wissen wir nicht. — Folglich gilt das: „nichts ist ohne Ursach! Alles hängt in causaler Verknüpfung zusammen!" nie für die Dinge an sich, sondern es sind Verhältniſssätze von subjektiver Gültigkeit.

Drittens, wenn wir gleich gestehn müssen, daſs unser Begriff vom Beginnen und Enden, Hervorbringen, Wirken u. s. w. nicht mit Gewiſsheit auf Realitäten (als welche für uns nicht in Raum und Zeit sind) angewendet werden dürfe, so hat er dennoch seinen bleibenden Werth im Gebrauch für subjektive Gegenstände. — Da aber das, was wir suchen, etwas Reales (keine Idee allein) seyn soll, so verliert er alle Bedeutung.

Und endlich noch zugegeben, daſs es erlaubt sey, Realitäten aus subjektiven Gesichtspunkten

zu betrachten, dafs wir sagen dürfen, unsre Wahrnehmungen *entstehen*, und setzen also eine höhere Ursach ihres Daseyns voraus; so folgt daraus nichts anders, als *entweder:* dafs das, was den Wahrnehmungen, oder Erscheinungen zunächst, als Quelle dient, (das was wir Substanzen nannten,) Gott selbst sey, (hier stehn wir an der Schwelle des Spinosismus) *oder*, dafs auch dieses Accidenzen wären, Zufälligkeiten, welche eine noch höhere Ursach haben müfsten. — Da wir nun aber das, was den Erscheinungen zum Grunde liegt, durchaus nicht kennen: mit welchem Fug und Recht dürfen wir folglich von demselben sagen, es sey *ebenfalls* zufällig? abhängig von einer höhern Natur? — Welcher Philosoph kann dieſs beweisen?

— „ Dasjenige Wesen, welches wir, als Grundursach des Vorhandnen nothwendig annehmen müssen" (aber doch nur subjektiv und zum subjektiven Erklärungsmittel) „ hängt entweder von einer noch höhern Grundursach ab, — dieſs ist unmöglich, weil es dann nicht mehr Grundursach wäre! — oder ist, was es ist, durch sich selbst. Es ist in so fern also" (subjektiv) „ absolutnothwendig, ewig. — "

Hiemit wäre also dargethan, dafs wir nicht im Stande sind, uns das Daseyn der Dinge anders zu erklären, als durch Setzung einer

selbstständigen Grundursach: dafs der Wunsch und Trieb das Seyn der Dinge als möglich zu erklären, uns *nothwendig* macht die Präsumption einer ersten Substanz. — Diese ist uns nun subjektiv gewifs, aber in so fern nur noch blos ein logisches Wesen, ohne Realität.

Von der andern Seite ist dieser Gang der Philosophen merkwürdig, weil sie in demselben mit eignen Füfsen jenes Gesetz der Vernunft, aus Nichts wird Nichts zertreten, um das Daseyn einer Grundursach zu beweisen, da eben sie es vorher aufstellten und als Motiv angaben, warum man nicht bey den wahrgenommenen Dingen selbst stehn bleiben, sondern weiter forschen müsse. Sie treiben also mit den Vernunftgeboten ein muthwilliges Spiel, sanciren und delegiren dieselben zu einem und eben demselben Behuf.

Auch in *subjektiver* Hinsicht darf der Freund der Wahrheit nichts annehmen, als was ihm begreiflich ist. Das Unbegreifliche enthält für ihn keine Wahrheit.

Wenn es nun heifst: weil *nichts* ohne Ursach ist, so mufs das, was da ist, seine Ursach haben —: so steht mir der Satz, aus welchem sie die Nothwendigkeit der höchsten Ursach entwickelten, noch immer zu demselben Gebrauch frei: „weil aus Nichts, Nichts ent-

steht, woher ist die höchste Ursach? woher ist Gott? —"

Die Antworten sind: „Wenn wir ins Unendliche fortfragen wollen nach dem *Pourquoi de Pourquoi*," (wie jene fürstliche Denkerin sich gegen Leibnitz ausdrückte) „so müssen wir zuletzt bei *einer Urkraft* stehn bleiben, und" (sobald sie nicht wiederum als die bloße Wirkung einer andern, noch höhern, gelten soll,) „setzen: sie trage den Grund ihres Daseyns *in sich*, sie *sey durch sich selbst*, was sie ist."

Was aber das heißt: *durch sich selbst seyn?* den Grund des Daseyns *in sich tragen?* — Dieß ist dem menschlichen Verstande unbegreiflich; es sind Worte, welche etwas Sinnähnliches durch ihre Hülsen schimmern lassen, undeutliche Vorstellungen, denen es noch dazu an *Realität* fehlt, da man doch immer *diese* sucht und beabsichtet.

„Durch sich selbst seyn, heißt *ewig* seyn?"

Aber auch Ewigkeit ist mir, der ich nichts ausser der Zeit mir vorzustellen im Stande bin, eine Unbegreiflichkeit, ein Begriff, dessen Daseyn mir blos durch Disjunktionen geboren wurde.

Wenn aber etwas den Grund seines *Da*seyns und *So*seyns in sich tragen kann: so frag ich: warum kann denn das, was wir wirklich wahr-

nehmen, nicht durch sich selbst seyn? — warum wollen wir denn diese erhabne Qualität den Gegenständen zueignen, welche erst durch Destillation der Gedanken in Schlussformen entspringen?

Ich bekenne, dass ich hierauf durchaus keine genügende Antwort erfinden, noch in den Compendien der Schulen entdecken kann. Sollte mein Wunsch das Ohr eines Philosophen erreichen, so würde er sich mir, und jedem Selbstdenker verbindlich machen, wenn er die obige Frage mit apodiktischer Sicherheit zufrieden stellte, und zugleich auch daran dächte, dass selbst Vorstellungen und Erscheinungen (nicht als Verhältnisse, sondern abstrahirt von denselben) ebenfalls etwas für uns Unbekanntes *an sich* wären!

Da nun, wie es sich aus diesen Prüfungen ergiebt, weder jener erste (I.) oder physikotheologische, noch der zweite (II.) oder cosmologische Beweis mehr, als *höchstens* die subjektive *Nothwendigkeit* der *Idee* Gott darthun, aber nicht für die *Realität* dieser Idee entscheiden, so lasst uns weiter forschen, ob endlich für *diese* etwas gegeben werde?

III. „ — Wir sind durch die Natur unsers Denkvermögens dahin gezwungen, als den Grund des Daseyns der Dinge, ein höheres Wesen anzunehmen. Diese Urkraft muss aber

ewig, unendlich, allweise, allmächtig u. s. w., mit einem Worte, muſs selbst der Inbegriff aller gedenkbaren Vollkommenheiten seyn. Doch nach allen bisher gelieferten Gründen für das Daseyn dieses Wesens ist nur erst dargethan, daſs es absolutnothwendig sey, wenn wir subjektiv die Existenz der Welt und unsers Selbsts dem Ursprunge nach erklären wollen, zweitens daſs es nur Vernunftideal sey, von dessen Realität wir nichts wissen. Der Weg zur Gewiſsheit von der Wirklichkeit Gottes ist folgender: Gott ist das allervollkommenste Wesen, Realität oder wirkliche, (nicht blos logische) Existenz ist aber ebenfalls eine Vollkommenheit — weil ohne sie die übrigen Vollkommenheiten nicht wären — folglich ist Gott wirklich existent. — Sobald wir das allervollkommenste Wesen, als Ursach der Dinge setzen, geben wir zugleich zu, daſs es Realität besitze. — "

Man weiſs noch nicht, ob man die Erfindung dieses (ontologischen) Beweises dem Canterburyschen Erzbischoff *Anselm*, oder dem berühmtern *Des-Cartes* zueignen soll — ich selbst hatte bisher für den engländischen Prälaten gestimmt, vielleicht aus Schonung gegen den guten *Des-Cartes*, welcher der philosophischen Sünden ohnedem schon zuviel zu tragen hat. Denn offenbar ist in jenem Schlusse

mehr ein Beweis für die Thorheit des menschlichen Geistes, als für die Realität Gottes enthalten. Selbst die Schulen behalten ihn nur als eine philosophische Mißgeburt in den Compendien zur Seltenheit auf.

*Daseyn* ist nie die *Eigenschaft* eines Gegenstandes, sondern bezeichnet nur das Verhältniß desselben zu unserm Erkenntnißvermögen; für dieses ist entweder etwas da, oder nicht. Es ist, und afficirt entweder blos unser höheres Erkenntnißvermögen, wie jede Vorstellung *a priori*, dann — ist es *möglich, logisch* —: oder afficirt es uns durch Wahrnehmung in der Erfahrung, so ist es *wirklich*.

Realität, Wirklichkeit ist folglich keine Vollkommenheit, sondern gleichsam das Substrat des Vollkommnen. Nicht aus den *Begriffen* von der Vollkommenheit läßt sich erkennen das Verhältniß des Gegenstandes zu einem erkennenden Subjekt (in der Zeit), sondern die Eigenschaften des Objekts lassen sich erst ausmachen, nach der Wahrnehmung seiner Existenz.

Nach diesen drei Hauptbeweisen für das Daseyn eines Gottes bleibt nur noch ein einziger übrig, nämlich der *moralische*.

IV. — Der Sterbliche fühlt, vermöge seiner amphibischen Natur, ein doppeltes Intresse im Bezug auf das, dem er als Ziel des Lebens

nacheilen soll. Als ein *vernünftiges* und *willenfähiges Wesen* kann er, (sobald er dieses ist,) kein höheres Gut sich vorspiegeln, keinem erhabnern Zweck entgegenringen, denn *dem: sich selbst zu vollenden*, zu werden und zu seyn, was er nach allen ihm eigenthümlichen Anlagen werden *kann* — ein *vernünftiges*, oder welches eben so viel ist, ein *sittliches* Wesen. Sittlichkeit ist also das lezte Ziel unsers Handelns, und wäre das *einzige*, wenn von der andern Seite nicht auch unsre *Sinnlichkeit* ihre eben so gegründeten, als reitzenden Ansprüche auf unsre Achtung geltend zu machen suchte; wir streben in dieser Hinsicht nach *Wohlseyn* oder *Glückseligkeit*.—"

„ Sittlichkeit und Wohlseyn sind, verbunden in eins, das *höchste Gut* vernünftig-sinnlicher Naturen. Allein oft fodert die Tugend die Freuden unsers Lebens zum Opfer — wo bleibt dann das Ziel der Sinnlichkeit? oft sind unverschuldet Elend und Gebrechen aller Art die Begleiter der Rechtschaffenheit; oft duldet die Heiligkeit mehr, als das Laster, so daſs man zu dem Glauben verführt werden könnte, der Gehorsam gegen die Sittengesetze in uns sey der kürzeste Weg zum Leiden."

„ Entweder müssen wir daran verzweifeln, daſs durchaus harmonisch sey die scheinbare Übereinstimmung unsrer Naturen, daſs in sich

selbst systematisch sey unsre Vernunft in ihrer verschiedenen (spekulativen und praktischen) Anwendung, oder wir müssen annehmen, dafs eine *moralische Weltregierung* dereinst ausgleichen werde die scheinbaren Widersprüche, dafs ein gerechtvergeltender Gott des Guten existire, wenn wir gleich keine objektive Gewifsheit von ihm haben können. — Dieſs Bedürfniſs unsrer praktischen Vernunft macht uns das Fürwahrhalten Gottes dringend *nothwendig*. Wir sind gezwungen ihn zu glauben, wenn wir nicht den innern Zusammenhang unsrer Vernunft hinwegläugnen wollen; und der Zwang muſs uns für *objektive Gewifsheit* gelten."

Dieser moralische Beweis für das Daseyn Gottes scheint durch seine Bescheidenheit das über unsern Beifall gewinnen zu wollen, was jene erstern Beweisarten duch ihre imposante Ankündigung verloren. Er nennt sich selbst nicht Beweis, sondern *Grund des nothwendigen Vernunftglaubens.*

In so fern er also eigentlich nicht die Realität Gottes *beweisen will*, haben wir kein Recht, ihn vor unser Forum zu ziehn. Er zeigt nur, dafs das Gott-Glauben ein nothwendiges, unentbehrliches Bedürfniſs der praktischen Vernunft sey.

Aber in so fern er will, dafs dieser Vernunftzwang zu dem besagten Glauben uns statt *objektiver Gewifsheit* gelten müsse, verdient er, dafs wir einige Augenblicke vor ihm verweilen.

Es war bei unsern bisherigen Untersuchungen nicht die Frage denach, ob der Glaube an einen Gott Bedürfnifs unsrer Vernunft sey, sondern ob er sich auf objektive Gründe stütze? — ob wir mit vollkommner (sub- und objektiver) Gewifsheit vom göttlichen Daseyn überzeugt werden könnten? — Die Antwort fiel entscheidend auf das *Nein*.

Die Vernunft kann sich *nie* zwingen, die höchste *Wahrscheinlichkeit* für *zweifellose* Gewifsheit zu halten, ohne sich selbst treulos zu werden. Wenn ihr die schreckliche Wahl übrig bleibt, entweder als wirklich anzunehmen was *nicht wirklich* ist, oder im andern Fall sich selbst zusammenhangslos, *unsystematisch* zu erklären, so kann ihre Wahl sich nur *zu dem leztern* überneigen; und sie kann es um so leichter eingestehn, dafs sie gebrechlich und armselig sey, da sie bei dieser Gelegenheit doch nur zu neun und neunzig Fällen den hunderten hinzuwirft.

Ob es in praktischer Hinsicht ein unveränderliches Bedürfnifs sey, einen Gott zu glauben, — (Gewifs, es ist ein unveränderliches aber

wenigstens nicht allgemeines Bedürfniss! wenn die Vernunft einmal einen gewissen Grad ihrer Stärke erreicht hat, so dass sie ihren Werth in unsrer Überzeugung nicht nur gegründet, sondern ihn unserm handelnden Ich schon so vergegenwärtigt hat, dass er ohne Stütze der Phantasie permanent bleibt: so kann zum Guthandeln selbst der besagte Glaube entbehrt werden. Seit mehrern Jahren bin *ich* mir mehr der Würde des Sittengesetzes bei meinen moralischen Handlungen, als des Glaubens an Gott bewusst, besonders da ich für den leztern keine objektive Zeugen erkannt habe.) — ob dieser Glaube in Rücksicht des Handelns eine objektive Gültigkeit haben müsse, seh' ich nicht ein.

Welchen Vorzug hat die praktische Vernunft vor der theoretischen? Worinn ist er so unumstößlich gegründet? Wie darf sich jene zutrauen die Ideale dieser, *ohne Objekt*, realisiren zu können? (überhaupt für mich etwas Unbegreifliches: eine Idee realisiren, oder zur Wirklichkeit umwandeln, ohne durch objektive Gründe dazu fähig gemacht zu seyn!)

Wenn die Vernunft in ihrem praktischem solch ein (unerweisliches) Vorrecht besizt, blos aus dem Gefühl des Bedürfnisses einen Vernunftbegriff zu realisiren: warum hat sie nicht dasselbe recht im theoretischen Gebrauche, wo

wahrlich ihr Bedürfniſs, einen Gott anzunehmen, nicht minder dringend ist? *hier*, um System in ihren Erkenntnissen und Gesetzen, *dort* um Harmonie zwischen den Zwecken Sittlichkeit und Wohlseyn (als Bestandtheilen des sogenannten höchsten Guts) hervorzubringen!

Die praktische Vernunft, als welche sich allein nur mit den Bestimmungen unsers Handelns beschäftigt, (denn in so fern ist sie nur *praktisch*) hat nichts mit dem *Erkennen* der Dinge zu schaffen; sie muſs von der theoretischen Vernunft die Ideen und die Gränzen ihrer Thätigkeit sich bestimmen lassen, mit und in welchen sie agirt. Als *blos praktische* Vernunft kann sie nichts, auch keinen Gott, *erkennen*, aber, sobald sein Daseyn durch die theoretische Vernunft gegeben ist, ihn zu ihrem Behufe *anerkennen*. — Sie *realisirt* also nicht jene Idee, sondern macht sie praktisch, nimmt sie auf, giebt ihr eine influenzirende Gewalt, *als wenn* sie einem wirklichen Objekt entspräche.

Ob aber auch selbst dieſs Verfahren billig ist? — Ich zweifle daran sehr. Denn die theoretische und die praktische Vernunft sind eine und dieselbe Vernunft, nur verschieden angewandt; sind nicht zwei Personen, ob gleich die Philosophen sie scheinbar dazu machen wollen, entweder zu Gunsten ihres Systems,

oder eines anmuthigern, bildlichern Vortrags. Folglich wäre es ein absurder Widerspruch, wenn eben die Vernunft das, was sie, in theoretischem Gebrauch, als etwas Ideales aufstellt, in praktischem Gebrauch, als ein Reales, geben wollte. Die Philosophen, denen so viel daran liegt, die Vernunft als ein systematisches Ganzes zu erblicken, machen sie eben dadurch, wodurch sie ihr Harmonie mit sich selbst zu ertheilen gedenken, ganz unsystematisch.

In jedem Falle bleibt die sittliche Nöthigung zum Glauben des göttlichen Seyns nichts mehr und nichts weniger, als eine *pia fraus*. Ich wünsche dem Glück, der sich in ihr behaglich fühlt, aber er behaupte nicht, dafs sie *allgemein* seyn müsse, sondern glaube lieber, es hänge bei ihrer Annahme sehr viel ab von der Temperatur der höhern und niedern, bei solchen Fällen in einander wirkenden, Gemüthsvermögen, es komme sehr vieles darauf an, dafs Pneuma zur rechten Zeit schweigt mit den trocknen Sentenzen, und die liebenswürdige Psyche mit Streicheln und Kosen überreden läfst, wo er nicht kann durch Syllogismen.

## 3.

## *Resultate.*

Bei weitem nicht alle Gegengründe, die wider die Fürgründe aufgebracht worden sind, hab' ich angegeben. Es war mir nicht gelegen mit einem grofsen Heere zu überhelm, sondern mit einem starken, welches hinreichend genug war, unsre Überzeugungen zu entscheiden.

Hätten die Theologen sich über ihre Religionsartikel nicht selbst so heftig bekriegt, nicht einander selbst ihre Schwächen entblöfst, so würde es den sogenannten Freigeistern weit schwerer geworden seyn, jene Herrn zu überwinden, wenigstens mühsamer, alle Fehler und Gebrechen der Theologie aufzusuchen und zu entschleiern. Aber so hatten sie durch die Tonsurherrn selbst nur die halbe Arbeit.

Ein gleiches Bewandtnifs hat es mit den Philosophen. Indem jeder von ihnen allein im Besitz des seltnen Kleinodes *Wahrheit* seyn will, beweist jeder dem andern, er hab' es nicht, macht auf solche Art dem kalten Zuschauer die ganze Sache verdächtig und dem Zweifler sein feindseliges Geschäft leichter. Wer also noch mehr Beweise von der Waarenverfälschung der Weisheitshändler verlangt, der lese nicht *einen* von ihnen, sondern sie allesammt.

Laßt uns nun aus allen bisherigen Untersuchungen der Beweise für das Daseyn Gottes die Resultate ziehn, und sehn, was wir für uns, als Gewißheit, behalten können.

1. Nicht, weil wir aus unsrer Wahrnehmung einen Gott erkennen, werden wir zu der Idee eines solchen höchsten Wesens hingeführt, sondern durch das Vernunftgesetz der Causalität, oder dadurch, daß uns die Einrichtung unsers Denkvermögens zwingt, alles in ursachlicher Verknüpfung vorzustellen, wonach wir also jeden Gegenstand entweder, als Grund oder Folge, als Ursach oder Verursachtes betrachten.

2. Eine solche Einrichtung unsers Denksvermögens beweist nichts, ausser ihr eignes Daseyn. Wenn wir auch in der Phänomenenwelt wirklich Gegenstände erblicken, welche in solcher ursachlichen Verknüpfung zu stehn scheinen, so kann sie entweder schon Illusion durch unsre Geistesorganisation seyn, oder wenn sie wirklich ist, doch nur für *ihre* objektive Harmonie mit unserm Denkgesetze nie für *das*, was nicht wahrgenommen wird, wie sie, Bürgschaft leisten.

3. Daseyn und Nichtseyn sind Vorstellungen, welche nicht Eigenschaften des Objekts, sondern dessen erstes, allen andern vorausgehendes Verhältniß zu dem Erkenntnißvermögen

bezeichnen, sind die ersten Bedingungen, unter welchen das Erkenntnifsvermögen zum Handeln oder Ruhen bestimmt wird. — Was nicht da ist, erkenne ich nicht.

4. Wir *wissen* nicht, was ausser den Schranken unsers Denkvermögens möglich ist, ob da noch etwas da sey, oder nicht sey, ob da etwas entstehen könne, oder nicht? Entstehung, Verursachung, Verknüpfung u. s. w. wissen wir wohl, sind Bezeichnungen gewisser Verhältnisse zu unsrer Erkenntnifsart.

5. Eben so sind auch Zweckmäfsigkeit, Ordnung, Einheit u. s. w. nichts objektives, sondern allein Vorstellungen, die aus der Einrichtung unsers Denkvermögens fliessen. Von der Beschaffenheit der Aussenwelt haben wir keinen Begriff. Der Schein, welchen uns die Sinne liefern, und durch die Sinne selbst in Mannigfaltigkeit verwandelt seyn kann, ist ein buntes Gewirr an sich, welches erst geschieden wird nach einzelnen Merkmalen durch den Verstand, und welches unser Denkvermögen in seine Formen drückt. Dadurch empfängt es also Einheit, Ordnung, Zweckmäfsigkeit u. s. f. Indem unser Geist den auf diese Weise geformten Stoff anschaut, erkennt er an demselben sich selbst und seine Einrichtung. Aus der Zweckmäfsigkeit, Ordnung u. s. f. des Stoffs, oder der sogenannten Natur, kann also nicht

auf

auf einen Bildner desselben *ausser uns*, sondern allein auf die subjektive Beschaffenheit unserer Erkenntnifsweise geschlossen werden. Wollte man daher das Daseyn eines Schöpfers beweisen aus dem Gesetz der Causalität, so müßte man sich auf die Einrichtung unsers erkennenden Subjekts, und die Ursach desselben berufen. — Der sogenannte physikotheologische Beweis leistet also nichts; denn er läfst unerklärt den Ursprung des Stoffs, und eignet die Formung desselben einem andern Wesen zu, da sie doch Werk unserer eignen geistigen Organisation ist.

6. Dafs etwas *durch sich selbst* seyn könne ist unserer Denkeinrichtung nach dem Gesetz der Causalität, nicht gemäfs. Es ist uns unbegreiflich und unerklärlich, wie etwas durch sich selbst seyn könne, so wie es uns aber auch von der andern Seite unerklärlich ist, *wie* etwas (wesentlich, an sich) hervorgehn könne aus einem andern. Inzwischen scheint für das leztre, (nicht *wie*, aber *dafs* etwas aus dem andern euspringen könne,) die Erfahrung zu reden; über *jenes* (durch sich selbst seyn) aber schweigt sie. — — Wenn man daher einen Gott und sein Nichtentstehen damit erklären will, dafs er durch sich selbst sey; so erklärt man mit Unerklärlichkeiten. — Und wenn das Durchsichselbstseyn möglich wäre,

so würde doch die Frage unbeantwortet bleiben müssen: Warum wir denn einem andern Wesen, von dessen Realität uns keine Spur anweht, dieſs Durchsichselbstseyn zueignen, und warum nicht vielmehr den Dingen, deren Realität wir aus allen Gründen wissen? — Wir kennen ja diese Realitäten, diese Dinge *an sich* nicht, warum wollen wir ihnen denn absprechen, daſs sie den Grund ihres Seyns in sich selbst tragen?

7. Entweder wir *erkennen* (nehmen Wirklichkeiten wahr und bearbeiten sie nach unsern Gesetzen) oder *dichten* (bereiten Ideen durch Abstraktionen). Im erstern Falle haben wir vom Daseyn des Gegenstandes vollkommne (sub- und objektive) Gewiſsheit, im leztern nur blos subjektive; die Existenz des Gegenstandes ist dort reel, und hier nur imaginär. — Wir erkennen keinen Gott, nehmen ihn nicht in der Anschauung als eine Wirklichkeit wahr, er ist folglich Idee, besizt imaginäre oder logische Existenz.

8. Im praktischen Gebrauch der Vernunft kann diese Idee ersprieſslich seyn, kann uns auch in einen süſsen Betrug wiegen, sie für Abspieglung eines realen Objekts zu halten, aber ist darum und bleibt darum doch nur — Idee.

Der Atheismus gewinnt durch dieses Resultat so wenig, als der Theismus; denn aus eben den Gründen der Widerlegung dieses leztern fliefst die Widerlegung des erstern. Wir dürfen uns über nichts ein Urtheil anmafsen, als über das, was wir in reiner oder empyrischer Anschauung erkennen. Was ausser den Gränzen unsers Erkennens liegt, ist unbekanntes Land. Wir können weder beweisen, dafs dort noch etwas sey, noch dafs es nicht sey. Unser einzig richtiger Ausspruch darüber ist: — „*Wir wissens nicht!*"

Der Theismus hat im Gegentheil noch etwas mehr für sich, als der Atheismus, nämlich die verbanden Gesetze des Denkvermögens, und die schmeichelnde Zustimmung der Sinnlichkeit. Beiden mufs der Atheismus Fehde bieten. Der Theist lebt wenigstens mit seinem natürlichen Wunsch, dafs ein Gott seyn mögte, in Eintracht; der Atheist (wenn er sich nicht vor einem Gott zu fürchten hat) wünscht ihn gewifs auch, aber bekämpft seinen eignen Wunsch mit unnatürlicher Grausamkeit, und stürzt sich so, (gewöhnlich an der Hand des kleinlichen Ehrgeizes, oder der Leichtsinnigkeit im ehrbaren Philosophenmantel) in einen albernen Widerspruch, worinn er's nicht länger aushält, als er ihn gegen andre verficht.

## 4.

## *Wissen und Glauben Gottes.*

Dafs der Glaube an das Daseyn eines Gottes in allen Zeiten und unter allen Zonen reifte, ist nichts Wunderbares. Die Menschen sind sich im Durchschnitt gleich organisirt, und tragen mithin auch einerlei Früchte. Es hat Gelehrte gegeben, welche auch *diefs* zu einem Beweis der göttlichen Existenz machen wollten, und es wäre unverzeihlich hart, ihnen den reitzenden Wahn von der Energie solches Beweises zu zerstören.

So lange es Personen giebt, die mit den Realisirungen der Gottes-Idee ihr Brod verdienen, wird die Wahrheit Ketzerei heissen und nicht verstanden werden, und wenn sie mit Engelszungen geredet würde. Allein ich bin auch wirklich nicht unzufrieden. Damit ich nun auch selbst nicht mifsverstanden werde, will ich meine partheilose Meinung über das Wissen und Glauben Gottes angeben.

Es giebt zwei Partheien, auf welche beim Vertrag der Vernunftwahrheiten geachtet werden mufs. Die eine derselben, deren Vernunft im Zweikampf mit der Sinnlichkeit schon guten Theils obgesiegt hat, dürstet nach Wahrheit und Gewifsheit, und opfert dieser, wenn es seyn mufs, selbst jede Lebenslust und Hoff-

rung, und die Seligkeiten auf, welche aus einer glücklichen Täuschung quellen. Für diese hab' ich geredet. — Die andre, deren Vernunft noch des Glaubens sanftes Joch trägt, opfert lieber alle Schätze der Wahrheit willig hin, wenn ihrer Täuschung damit nur ein kleiner Grad der Stärke erkauft werden kann. Dieser hab' ich nicht geredet; sie hat mich auch nicht verstanden. Sie drückt die Augen fest zu vor meinen Gemälden und ruft: Ich sehe deine Wahrheit nicht, folglich zeigst du mir auch keine.

Im Bezug auf die erste dieser Partheien sag' ich noch folgendes: Es scheint mehr, als zu sehr am Tage zu liegen, dafs unser Wissen voller Widersprüche sey.

Reg und lebendig ist in uns der Trieb zu wissen, aber Täuschungen gaukeln uns allenthalben entgegen: unser Wille und Wunsch eilt überall unserer hinkenden, gefesselten Kraft zuvor, und steht mit ihr in einem unharmonischen Verhältnisse.

Lafst uns als Weise demnach auch unsern Wünschen Ketten anlegen, und sie mit unserm Vermögen in gleichem Gang erhalten. Wir können nicht alles, was wir wollen, darum lafst uns nur wollen, was wir können.

Wozu ist uns denn vonnöthen die Gewifsheit eines solchen Gottes, als uns ihn die Com-

pendien der Metaphysiker und Moraltheologen vorschildern?

Um System in die Summe unserer Erkenntnisse zu bringen? — Dieſs scheint mir einer der Unmöglichkeitwünsche zu seyn. Wir wissen zu wenig vom Universum, um über das Ganze urtheilen zu können; der Bissen Wirklichkeit, welcher uns zugeworfen würde, ist zu klein, um das Ganze *en migniature* abbilden, und zum Maaſsstabe dienen, aber groſs genug, unsern Geist durch die wenigen Momente seiner vollendeten Ausbildung sättigen zu können. Laſst uns damit, wenn's möglich ist, aufrieden seyn. Ich halte dafür, der Bissen sey uns nicht hingeworfen ihn zu erklären, sondern ihn zu geniessen. Wir müssen uns nicht schämen, dem Thiere gleich zu werden, welches die Eichel verzehrt, die es auf der Erde findet, ohne den Ast des Baums auszugrübeln, an dem sie wuchs. — Unser Leib ist freilich aufrecht gebaut, daſs seine Augen mit den Sternen korrespondiren können; aber unser Geist hat keine Augen für das droben, sondern nur für das drunten.

Manchem werden diese Worte wie Trostgründe, manchem wie Spott klingen; ich weiſs nicht welchem ich recht geben soll; aber wohl weiſs ich, daſs sie eine Wahrheit enthalten, auf welche wir, nach allen fruchtlosen Ausflügen

unsrer spekulirenden Vernunft endlich wieder zurückkehren müssen.

Ist uns die Gewifsheit eines Gottes und seiner realen Existenz vonnöthen, um tugendhaft zu seyn? — Ich sollte nicht glauben. Freiheit von der einen, und die Sittengesetze der Vernunft von der andern Seite, sind allein nothwendig zur Moralität unsrer Handlungen. Den Weisen darf ja weder Hoffnung noch Furcht zur Tugend treiben, er findet Motiv und Zweck in seiner eignen Natur: du bist qualifizirt vernünftig zu handeln, also handle vernunftgemäfs, im Gegenfalle bist du nicht, was du seyn kannst, sondern Zerstöhrer deiner Anlagen — eine zerrüttete Maschine, ein Unding, eine verkrüppelte Pflanze.

Im Bezug auf die *andre* der oben genannten Partheien bemerk' ich, dafs es um der Ruhe und Zufriedenheit derselben, um der allgemeinen Ordnung und Wohlfahrt der Gesellschaft willen billig und nothwendig sey, den Glauben an die reale Existenz Gottes, an seine Vorsehung unbeeinträchtigt zu lassen.

O selig ist der Mensch, welcher nur geniefst, ohne zu untersuchen und zu prüfen! Selig ist, wer in seinen Träumen noch schwelgen kann, und durch keinen Vorwitz sich die lieblichen Illusionen in Nichts verwandeln läfst! — Ihnen predige man nur den schönen, wahren Paulus-

spruch: Handelt rechtschaffen, und seyd glücklich, denn *Christum lieb haben ist ja besser, denn alles Wissen!*

Es ist ein unermeſslicher, unersetzlicher Raub, einem Fröhlichen seinen Traum zu entreissen, man nimmt ihm seinen Himmel, nimmt ihm mehr, als das Leben, weil das Leben den gröſsten Werth mit jenem Glauben einbüſst.

Er geht noch arglos und sicher durch alle Übel der Welt hin, wie ein Kind, welches sich von den Augen eines zärtlichen Vaters bewacht glaubt; er sieht das Ungemach für eine Prüfung an, und findet es nicht zu hart, weil es von Gott kömmt. Die Freude ist ihm doppelt theuer, weil sie vom Vater gegeben wird. Er sieht in dem schön gestirnten Himmel eine Reihe von Welten, welche er vielleicht dereinst durchwandern wird, in seiner höhern Vollkommenheit; er erblickt in jedem Halm, in jeder Blume einen stummen Zeugen der ewigen namenlosen Liebe des Schöpfers.

Wenn er betet, so glaubt er sich dem höchsten Wesen näher, und fühlt sich vom Arm des Allgegenwärtigen sanft umschlungen; wenn er weint, sieht er seine Thränen nicht umsonst fallen, sondern sie gezählt werden von dem liebenden Vergelter.

Die Nichtigkeit irrdischer Lust empfindet auch er zwar so lebhaft, als wir. Aber diese

drängt ihn nur näher an die gewisse Hoffnung eines bessern Seyns; ach! für uns füllt diese Sicherheit nicht mehr den Kelch des Trostes. — Ihm ist das Grab die Wiege für ein herrlicheres Leben, ihn strahlt Verklärung und Unvergänglichkeit von drüben an, wo — sich unser Auge grausend in öde Finsternisse senkt.

O darum selig, wer da nicht weiſs, und dennoch glaubet!

# NEUNTE NACHT.

## I.

### *Übergang.*

Es ist also ganz etwas anders, *untersuchen* und *predigen*. Als Philosoph ist es mir unmöglich, einen jener Beweise evident zu finden, so dafs er mir für objektiv gelten könnte; als Staatsbürger und mit Rücksicht auf diejenigen, welche noch, als Kindlein, an den Mutterbrüsten der Sinnlichkeit saugen, und die süfse Milch nicht mit der harten Speise der Vernunft vertauschen können, mögen und sollen, würd' ich es mir, wie eine Sünde zurechnen, nicht öffentlich in den allgemeinen Glauben einzustimmen.

Man hat die Atheisten zu *Verbrecher* gemacht, sie als *Majestätsschänder Gottes* angesehn, ehmals ihre Philosophie mit dem Scheiterhaufen bezahlt. — Ich weifs nicht, ob damals die *Delinquenten* mehr, oder die *Richter* derselben eigentliche Verbrecher waren? — Inzwischen find' ich sie beide sehr leicht zu entschuldigen.

Nur fällt es mir auf, wenn die Philosophen unsrer Zeit noch immer von dem philosophi-

schen Atheismus, als einer Strafbarkeit, reden. Dieſs ereignet sich zum Beispiel in ihren Discussionen über den lange genug verdammten Spinoza. Einige halten ihn für *schuldig*, andre für *unschuldig*.

Der Atheismus ist kein Verbrechen, sondern, wenn man will, eine *philosophische Thorheit*, weil er Gegenstände bestreitet, welche er nicht kennt *), und mit sich selbst und seinen Neigungen deſswegen in Zwist verfallen muſs.

Aber der Atheist hat auch von seiner Seite das Recht den *Theismus* eine philosophische Thorheit zu nennen, weil er sich gleicher Sonderbarkeit theilhaftig macht; weil er etwas verficht, was er nicht kennt: — nur mit dem Unterschiede, daſs die Thorheit des Theismus verzeihlicher zu seyn scheint, und gewiſs verzeihlicher ist, als Albernheiten im Geschmack *Anaximanders* sind.

Sobald die Existenz Gottes der philosophirenden Vernunft durchaus unerklärlich ist, und sie weder kategorisch bejahen oder verneinen kann: ist sie noch weniger befugt, sich auf die fernere Ausmalung dieses idealischen Portraits einzulassen, sobald sie glauben will, daſs es

*) Es versteht sich, daſs hier nicht von dem praktischen, sondern dem theoretischen Atheismus die Rede geht.

einem realen Wesen ähnlich sey. Nimmt sie dieses Portrait aber blos als *Ideal*, und *nichts mehr*, so kann man ihr, in Association der Einbildungskraft, das Vergnügen erlauben.

Nicht dem Philosophen, sondern dem Theologen gehört es an, die Gottheit umständlicher zu bezeichnen; ihr Allmacht, Allwissenheit, Allweisheit, Allgegenwart, Allgerechtigkeit u. s. w. zuzueignen. Die Vernunft kann auch ihren Scharfsinn dazu herleihen, die Farben bestimmter anzuordnen und in einander zu treiben, nur mufs sie nie vergessen, dafs sie nicht kopirt, sondern dichtet.

Auch liesse sich nicht ohne Grund noch manches über die anthropopathische Darstellung Gottes sagen, noch mancher Zweifel wider die in einander verschwimmenden Unendlichkeiten seiner Eigenschaften erheben; allein da wir uns hier nur von den Schätzen unsers *Wissens* überzeugen wollen, so sparen wir das Anatomiren des göttlichen Ideals so lange auf, bis uns die Realität desselben unwidersprechlich erwiesen ist.

Überhaupt scheint mir's, als verföchte der Mensch seinen Gott nicht sowohl defswegen, weil es ihm unmittelbar an dessen Existenz gelegen wäre, als vielmehr darum, weil dieser Glaube seiner Hoffnung allein zur Brücke dient in eine künftige Welt überzugehn.

Der Mensch würde sich am Ende vielleicht beruhigen mit dem, was er hätte, und geniessen, ohne weiter sich um den Geber zu bekümmern, besonders da dieser im tiefsten Inkognito für ihn steht. Allein der Trieb zum Leben, der Trieb zum Weiterleben, der fürchterliche Schauer vor ewiger Vernichtung, ewigem Aufhören seines Daseyns. — Der Gedanke, nie wieder zu erblicken Eltern, Freunde und Freundinnen, welche der Tod zu früh dahinraffte, — alles dieſs reizt den Sterblichen, die Gesammtheit seiner Kräfte aufzufassen, und die Gottesexistenz gegen den Zweifel zu vertheidigen, oder sich in den lieblichen Rausch seiner Einbildungen zu begraben.

Ist ein Gott: so ist er gerecht. Ist er gerecht: so muſs er vergelten, und da Vergeltung nicht in dieser Welt herrscht: so muſs sie in einer künftigen Fortdauer möglich, nothwendig, wirklich seyn. — Nun ist aber ein Gott, folglich bin ich auch unsterblich.

Dieſs ist der gemeinste, alltägliche Beweisgrund, womit sich die leidende Menschheit zu beruhigen weiſs. Es ist unbarmherzig ihr ein Opiat zu nehmen, welches sie wenigstens auf einige Zeit in einen betäubenden Schlummer senkt und sie ihrer Schmerzen vergessen macht. Doch uns ist daran gelegen, dieſs Opiat zu prüfen, und darum laſst uns mit eben der

Partheilosigkeit untersuchen, was wir über die Unsterblichkeit unsrer Seele wissen, worauf sich unsre Hoffnungen zu ihr stützen?

Dieſs sey der Gegenstand meiner Betrachtungen in der gegenwärtigen Nacht.

---

2.

## *Unsterblichkeit.*

So wie der natürliche Hang des Menschen, alles zu erklären, was sich seiner Wahrnehmung entgegenwirft, und von der andern Seite sein Unvermögen es zu können, ihn zu der Vorstellung eines ausserweltlichen Wesens trieb, in dessen Daseyn sich alle Räthsel auflösten, obgleich auch jenes Daseyn wieder ein neues Räthsel war: so ist eben dieser Hang auch Schöpfer von der Erwartung einer bessern Welt.

Die Philosophen, welche sich gegen die Täuschung bewaffnet haben, und sie überall verfolgen, überall zu zerstöhren drohn, nehmen gewöhnlich selbst ihre Retirade in den Arm derselben und rufen, indem sie das Gewehr strecken: Gnade.

Täuschung aber ist's, wenn man etwas für wirklich hält, was nur ideell ist; wenn man subjektive Gewißheiten mit allem Ernste für

objektive ausgiebt. Entweder ist in so fern durchaus keine Wahrheit, oder sie ist nur subjektiv. — Als man noch überall glaubte, dafs sich die Sonne um unsre Erde drehte, änderte die subjektive Gewifsheit den Gang der Gestirne an sich nicht — die Erde tanzte um die Sonne damals, wie heut.

Folglich hat man sehr gegründete Ursach, daran zu zweifeln, ob sich das alles, was uns die Sinnlichkeit in Rücksicht des Scheins, und unser Denkvermögen in Rücksicht der Anordnung desselben vorstellen, in der Wirklichkeit eben so befinde, selbst wenn die Vernunft uns ihre höchste Gewifsheit gäbe.

Einige Philosophen meynen, es sey unnatürlich und *pflichtwidrig* (warum pflichtwidrig? das seh ich nicht ein), wenn alle Gründe uns zum Fürwahrhalten einer Sache lenken, und nur ein einziger an der geforderten Summe fehlt, um dieses *Einzigen* willen den Werth aller übrigen zu verachten, und den durch sie erwiesnen Gegenstand zu bezweifeln. — Wenn nun aber dieser Einzige grade der Entscheidende wäre, welcher der züngelnden Waagschaale den Ausschlag geben kann? — Wenn nun der einzige Grund darthun müfste, ob das Gespinnst der Vernunft in der Wirklichkeit ein Gegenbild habe, oder ob es nur Chimäre sey?

Doch ich lasse mich auf diese Sonderbarkeit gernwünschender und eben darum gernglaubender Philosophen nicht ein, da ich schon oben einleuchtend gemacht habe, wie weit die Gültigkeit subjektiver Gewifsheit sich erstrecke, und gehe zur Musterung derjenigen Vorstellungen über, welche uns als Beweise für die Unsterblichkeit der Seele gegeben worden sind.

*Unsterblichseyn* kann entweder so viel heissen, als Fortdauer des nach unsrer Denkart vorhandnen Substrats aller unsrer Vorstellungen und Empfindungen, — oder auch Fortdauer des Bewufstseyns unsrer Existenz. Mit dem ersten wäre unsrer Begierde zum Seyn wenig geholfen, weil eine Fortdauer *ohne* Bewufstseyn *für uns* keine Fortdauer ist; unser Wunsch bezieht also nur das leztre.

Die Erfahrung belehrt uns aber nicht von solcher Unsterblichkeit, kann es auch nicht, weil sie uns nur mit der Gegenwart beschäftigt, oder durch das treue Gedächtnifs mit der Vergangenheit.

Zukunft ist für uns nur ein bloses Zeitverhältnifs. Wir leben in keiner Zukunft, sondern allein in der Gegenwart. Wenn einst das, was Zukunft ist, Gegenwart heifst, dann ist der Beweis unsrer Unsterblichkeit so überflüssig, als der Beweis, dafs wir jezt da sind.

Auch

Auch keine Offenbarung hat uns von der Unsterblichkeit unsers Bewufstseyns überzeugt — kann uns auch nicht überzeugen nach der gegenwärtigen Beschaffenheit unsrer Denkorganisation, die jede Art der Offenbarung unmöglich, oder doch ihre Ächtheit zweifelhaft macht.

Was wir also über unser künftiges Seyn auskundschaften können, wird uns nur durch Vernunftschlüsse mitgetheilt — es wird uns also nur, wenn uns *vieles* gegeben wird, subjektive Gewifsheit gereicht, die über wirkliche Dinge *nichts* entscheiden, und uns vom Daseyn derselben nie überzeugen kann.

Wir könnten also schon jezt die Untersuchung über unsre Fortdauer nach dem Tode schliessen, da wir das, was wir verlangen, vollendete, unumstösliche Gewifsheit, zu erhalten keine Hoffnung haben; da wir nichts, als ein Feld von trostlosen Spekulationen vor uns sehn, die bei aller ihrer subjektiven Sicherheit keine Beruhigung gewähren, wenn wir nicht freiwillig dem Selbstbetrug unsre Arme öffnen wollen.

Doch der Ertrinkende hascht ja in der Angst auch nach dem schwimmenden Strohhalm.

I. „ — Mag sich die Aufmerksamkeit lenken, wohin sie will in der Natur; so erblickt sie überall eine allmählige Entwickelung der

Dinge; ein steigendes Fortschreiten der Fähigkeiten. — Der Saame gebiert das keimende Pflänzchen, die Pflanze steigt allgemach, verwandelt ihre Zäserchen in Zweige und Äste, treibet Blüten, die Blüte wird Frucht, bis das Ganze vollendet ist, bis alle die Anlagen gereift sind zur Vollkommenheit, welche schon im Saamenkörnchen schliefen. — Sollte der Mensch allein eine Ausnahme unter den Dingen machen, er unter allen, die er kennt das herrlichste und talentreichste? — Es ist nicht gedenkbar. Er trägt Kräfte in sich, welche er beiweitem nicht im Stande ist, in der kurzen Dauer seines Hierseyns zur Vollendung auszubilden; — wäre daher der physische Tod das Ende seines Seyns: so wäre Widerspruch im ganzen Plan seiner Natur, und Kräfte wären, ohne Zweck, ohne Nutzen geschaffen und vernichtet worden in ihm. — Folglich ist weit wahrscheinlicher sein Fortleben jenseits des Grabes, als sein Aufhören in demselben, welches für glaubwürdig anzusehn auch nicht einmal ein Grund vorhanden ist. — "

Der Werth analogischer Schlüsse, deren einer dieser für die Seelenunsterblichkeit ist, mag hin und wieder im gemeinen Leben anerkannt werden, wo uns oft das Wahrscheinlichere zum Leitstern dient, verliert sich aber gänzlich in der Philosophie, wo allein der

Gewifsheit nachgeforscht wird. — Wenn ein Philosoph aus der Ähnlichkeit unsers Weltkörpers mit andern *beweisen* wollte, dafs auch im *Mond* oder *Uranus* vernünftige Kreaturen wohnten; so würde man wider die Möglichkeit nicht streiten, so wenig als wider die Unmöglichkeit; aber verargen würde man es dem Denker so etwas für Beweis, oder auch nur für einen Glaubensgrund auszugeben. — Was soll man aber sagen, wenn solch ein Schlufs, von der Ähnlichkeit der Dinge gezogen, in der Reihe metaphysischer Beweisgründe für die Fortdauer der Seele aufgestellt wird? Man fühlt die Schwäche der einzelnen Streiter, die gegen den Zweifel ins Feld geschickt werden, und hofft durch die *Masse* zu siegen.

Da wir die Dinge an sich nicht, sondern nur den Schein derselben durch die Sinne kennen, ohne zu wissen, ob diese und wie viel sie zur Mannigfaltigkeit und Ähnlichkeit der Erscheinungen beigetragen, wie viel dazu die Formen unsers Vorstellens geliefert haben: so können wir zwar, in so fern wir von den Erscheinungen sprechen, oder mit ihnen umgehen, von ihren Ähnlichkeiten Muthmafsungen pflücken, aber nur über sie, nicht über Dinge, von welchen die Philosophen doch selbst eingestehn, dafs sie ganz von ihnen verschieden seyen.

Will man aber dennoch eine Ähnlichkeit aufsuchen zwischen dem ausser und dem in uns, so wäre es etwa nur diese: Die Kräfte ausser uns bringen allmählig ihre Äusserungen zum Vorschein, wie die Kraft in uns, welche Vorstellungen, Empfindungen, Neigungen gebiert. — Weiter läfst sich die Analogie nicht treiben. Aber auch diese ist an sich so ungewifs, als arm an Folgen.

Wem aber dergleichen Ähnlichkeiten eine beweisende Kraft haben, dem ist es eben so leicht aus der scheinbaren Analogie die Fortdauer, als die Vernichtung zu demonstriren.

Die Pflanze keimt auf, blüht, fruchtet und stirbt — der Mensch ist ihr darinn gleich; er wird geboren, nimmt Vorstellungen auf, erweitert, bildet seine Vermögen, handelt nach seinen Anlagen und geht zu Grabe. Was ist das, was den Saft in die Röhren der Pflanze trieb, Blätter aus den Zweigen drängte, und die Blüten so reitzend und regelmäfsig färbte? wo bleibt die Kraft der Pflanze, welche solche Wunder gebar, wenn die Wurzeln abgestorben, die Kanäle vertrocknet sind und die Theile der Pflanze wieder sich in ihre ersten Elemente auflösen — Erde werden? dauert sie länger, als ihr Werk? erhebt sie sich über dem Grabe ihres Produkts?

Was ist das, was begierig den Stoff der Aussenwelt einschluckt, sich damit nährt, Vorstellungen und Begriffe, Empfindungen und Neigungen aus sich hervortreibt? Wenn die Nerven erschlaffen, das Blut dicker und stockender umläuft, die Sinne abschwinden, und der Tod endlich das Ganze in zerstöhrender Gährung zu Moder verwandelt — hebt dann sich die Kraft isolirt empor? ist sie dann noch selbstständig, oder verliert sie sich mit dem Staube?

Ist das, was wir Kraft nennen, die Folge einer bestimmten Organisation, oder vielmehr sie selbst? — Gehört der Mensch nicht zu der grosen Gattung derjenigen Wesen, deren Äusserungen nicht einer von ihnen verschiednen Kraft, sondern ihrem Organismus zugeschrieben werden? — Sind unsre Vorstellungen Folge unsrer (uns durchaus unergründlichen) Einrichtung, wie es die Blüten und Früchte am Baume sind, oder nicht? — Wer antwortet darauf?

Und ehe solche Fragen nicht entschieden beantwortet sind, wird aus den Analogien nichts gefolgert werden können; erst diese Antworten lassen uns Ähnlichkeiten der Dinge selbst (nicht ihrer Erscheinungen) erkennen.

Wollt' ich Hypothesen verkaufen, so wär' es leicht dergleichen zu fabriciren. Ich könnte

zum Beispiel sagen: Wer weifs, ob nicht die Natur, oder eine allgemeine einzige Grundkraft der Welt, nach unbekannten Gesetzen die Dinge gebiert, die nach ihrer Organisation sich ausbilden und vergehn? so wie der gährende Boden des Sumpfs Blasen auf die Oberfläche des Wassers wirft, welche andre Wassertheilchen an sich ziehn, bis sie vollendet sind und wieder zerplatzen.

Man würde freilich nach dem Endzweck einer solchen unerklärlichen Weltorganisation fragen; allein ich könnte erwiedern: Woher weifst du, dafs *das* ausser dir gilt, was du nach deiner Einrichtung *Zweck* nennst und nennen *mufst*? — Oder wenn ein Zweck herrschen sollte in der Natur, bist du im Stande ihn zu ergründen, der du dich nur in deiner eignen engen Sphäre, vom Schein umgaukelt, drehest? Um den Naturzweck zu erkennen, mufst du die Dinge an sich kennen, nicht ihren *Schein!* Aber wie willst du es, da du nicht fähig bist dein eignes Wesen, welches dir am nächsten liegt, welches du selbst bist, zu ergründen?

Jene Hypothese würde sich dem Spinosismus einverleiben lassen — vielleicht ist sie so unsinnig nicht, als sie manchem, der seine Sehkraft an *sein* System verkauft oder verpachtet hat, erscheinen dürfte. — Doch hinweg mit

den Bastarden der spekulirenden Vernunft und der Phantasie! sie führen uns nicht zur Wahrheit.

„Sollte der Mensch allein eine Ausnahme machen?" heißt es in dem obigen Beweisgrund der Immortalität. O nein, er macht dem Anschein nach keine Ausnahme. Er treibt Blüten und Früchte, und streut Saamen aus für künftige Geschlechter.

Aber, wie die Pflanze, wie jedes andre Thier, stirbt er auch allmälig nachdem sein Sommer vorüber ist, wieder ab, wenn ihn nicht ein Sturm vor der Zeit hinwegraffte.

Was läßt sich von der Unsterblichkeit unsrer Kraft *nach* dem Tode hoffen, da sie schon *vor* dem Tode stirbt? — Seht den Weltweisen, welcher vom dreissigsten bis zum sechszigsten Jahre Früchte über Früchte in den Schooß seines Sekulums schüttelte, — wenn er sein siebzigstes, neunzigstes, ich will nicht sagen, hundertstes Jahr erlebt hat. — Mit Körper und Geist wächst er wieder zurück! — sein Scharfsinn wird Kinderei; seine Vernunft wird eben so früh wieder blind, als sie spät sehend wurde. — Was bleibt ihm von seiner sauer- oder leicht erworbnen Vollkommenheit? — Wo ist die subjektive Fertigkeit, welche wir den Geistern in jenem Leben ansinnen, sie, die schon in diesem Leben ihr Grab genommen hat?

So frag' auch ich denn die Teleologen: ihr, die ihr allenthalben die Zwecke der Natur erspäht, als hättet ihr in die Charte des Schöpfers vor der Schöpfung gesehn; wo soll ich Plan und Zweck finden in der Geschichte der menschlichen Denkkraft? — Die meisten Menschen sterben entweder vor oder in ihrer Reife; füllen selten ihre mögliche, physische Lebensdauer aus — daher entwickelt sich denn der Glaube an eine Fortsetzung ihrer angefangnen Bildung. Wie? setzt die Pflanze auch ihre Bildung fort, wenn sie in der Blüte entwurzelt und am Wege hingeworfen wird zur Verwesung?

Ich glaube schwerlich, dafs die Freunde der Immortalität länger an ihrer Analogie Gefallen finden werden. Inzwischen sey es mir erlaubt, auch noch den Schlufs derselben zu betrachten.

„Der Mensch ist unter allen Dingen die er kennt, das herrlichste." — Freilich kann der Mensch diefs leicht behaupten, weil er wenige kennt, und nur die kennt, welche er mit seinen fünf Sinnen wahrnimmt. Aber ob nicht ungleich edlere Wesen noch existiren können, die er nicht erkennt, gegen welche er sich verhält, wie zu ihm die Kohlstaude — das weifs er nicht. — Er kann in der Reihe der Dinge unter sich, nicht über sich sehn. Nach

*seinem* Verhältniſs mag er sich groſs und herrlich dünken.

Die *Herrlichkeit des Menschen* ist sehr relativ, und ebenfalls nur von subjektiver Gültigkeit, deſswegen sich aus ihr nichts folgern läſst. — Er betrachtet sich als den *Zweck der Schöpfung!* — woher hat er das Recht zu dieser Einbildung? hat er's von andern, als von den Händen der Unwissenheit empfangen? — Ist es mehr, als eine der Hypothesen, welche unsre geschäftige Eigenliebe aus dem Gewebe der Phantasie spinnt? — Wie, wenn nun der herrliche Mensch für *höhere* Wesen *das* wäre, was die herrlichen Pflanzen und Thiere für *ihn* sind — *Mittel?* Wenn er nicht um seines Selbsts, sondern um andrer Unbekannten willen geschaffen wäre, und zu *deren* Bildung und Vervollkommnung nur, ohngefähr in dem Verhältniſs, wie die Schaubühne für uns, mit ihren Spielern? — Wie, wenn es sich daraus erklärte, warum er so *kärglich* ausgestattet wäre mit höhern Aussichten und Einsichten; und zum *Aequivalent* dafür eine so starke Dosis Selbstliebe empfangen hätte, die seine Vernunft auch dann noch benebelt, wenn sie am nüchternsten zu seyn wähnt?

Hier steht also wieder eine Hypothese gegen andre Hypothesen — und wer weiſs, was sich

aus ihrer weitern Entwickelung nicht noch alles darthun liesse!

Doch spring ich davon ab, wiewohl sie auf eben so vielen Füfsen, als jede andre geht, und ihre Möglichkeit, ja sogar Wahrscheinlichkeit, nicht unerweislich wäre.

„Der Mensch hat mehr Anlagen, Triebe, Kräfte, als in der kurzen Dauer seines Hierseyns von ihm ausgebildet und befriedigt werden können, folglich mufs er dazu in einem künftigen Jenseits Gelegenheit finden, wenn Plan in seiner Natur, und nicht vieles in der Welt ohne Zweck und Nutzen vorhanden seyn soll."

Dafs der Mensch mehr Anlagen u. s. f. besizt, als Gelegenheit sie auf Erden auszubilden, ist möglich — ja, es sey gewifs. Daraus dürfte von der einen Seite nicht allzuvortheilhaft über die Art der Weltökonomie gefolgert werden, welche mehr Feld zu bearbeiten giebt, als Zeit. Wenigstens find' ich darinn, nach menschlicher Denkart, keinen wohl ausgearbeiteten Plan. Zweitens, es verlieren sich aber auch schon die Anlagen, Triebe und Kräfte, ehe der Mensch aus der Welt geht — der kindischgewordne Greis verräth nur noch thierische Talente, und auch diese nur kaum ganz. Was soll er also drüben ausarbeiten, wenn er nicht neu beschenkt wird? — Von der andern Seite folgt

aus jenem Satze nichts als ein Schluſs auf unsre angebohrne Unwissenheit. Ob alles Vorhandne in der Welt zu bestimmtem Nutzen und Zweck da sey, wissen wir nicht; denn, wie schon gesagt, Zweckmäſsigkeit gehört nicht so sehr der Welt, als unsrer Denkorganisation an. Wir hätten bei manchem noch zu fragen, warum es vorhanden sey? Warum war der Wurm, welchen ich unwissend mit den Füſsen zerdrückte? Warum blüht auf den Gipfeln der Gebürge, die niemand bewandert, ungesehn und unbekannt für uns, manches Kräutlein? um andre Thiere zu füttern? — Nun dazu kann ja auch unser Moder dienen.

„Aber erhielten wir zum Thierfraſs die herrlichen Anlagen?"

Freund, wozu empfängt das Alpenpflänzchen die vortreffliche Organisation, Farbe und Form, die kein Thier bewundert, und nicht zum Futter dient?

So ernsthaft die Worte auch dahingesprochen wurden, so gleichen sie doch nur einem Scherz, einem Rappierspiel, wo die Fechtenden sich mit gleich stumpfen Waffen bekriegen. — Ich habe nur beweisen wollen, daſs die physischen und analogischen Beweise die Immortalität nicht schützen können.

Zuletzt heiſst es in dem angeführten Satz: „Es sey das Fortleben jenseits des Grabes

*wahrscheinlicher*, als das Aufhören, welches leztre als glaubwürdig anzusehn, *auch nicht einmal ein Grund vorhanden wäre.*"

Ich bemerke dazu, dafs wenn es dem Menschen so sehr um den Glauben an seine totale Auflösung und Vernichtung zu schaffen wäre, als ihn jezt nur allein und heftig das Gegentheil intressirt: so würde es ihm nicht nur leicht werden, eben so viele, und eben so gültige Gründe für seinen ewigen Tod aufzuspähn, sondern vielleicht könnte er diese noch weit bequemer erhalten.

Er würde behaupten, dafs die *Erfahrung* mehr Winke über die einstige Vernichtung des Bewufstseyns, als über die Unaufhörlichkeit desselben liefere; er würde behaupten, dafs es doch wenigstens billig sey auf diese *Winke der Erfahrung* zu lauschen. — Er würde z. B. das Abschwinden des Geistes im Alter anführen; — er könnte sich auf gewisse Zustände des Menschen berufen, wo selbst mitten in der Periode seiner Kraftfülle sich Pausen der geistigen Existenz zeigen, wie im Schlafe, bei Ohnmachten, unter epileptischen Stürmen. Er würde nicht ohne Wirkung die Aussage derer allegiren, welche schon mehrere Tage im Sarge als todt lagen und wieder ins Leben zurücktraten, oder solcher Personen, die im strengen Winter auf der Landstrafse

erfroren und mühsam durch gelindes Aufthauen genesen; er würde sich selbst nicht schämen, das Zeugniſs derjenigen Menschen anzuhören, welche entweder eigenhändig, oder mit Unterstützung der Obrigkeit in der Schlinge eines gedrehten Strickes erstickten, und noch im Moment vom Todesseil erlöst wurden, da schon das lezte Frischtheilchen des Geblüts zu gerinnen drohte.

Alle diese Personen gestehen, daſs ein plötzliches Dunkel ihre Sinne umfieng, und in diesem Dunkel auch ihr Bewuſstseyn ausstarb — sie treten, wie aus einem Schlaf ins Erwachen zurück. Nur Schwärmer oder Träumer sagen aus, daſs sie schon von Ferne das Concert der Seraphim in den Hallen des Himmels gehört und an der Pforte des Lebens den bekannten Thürhüter mit dem doppelten Schlüssel gesehn haben.

II. „ — Allen Erscheinungen wird von der Vernunft etwas zum Grunde gelegt, welches sie (die Erscheinungen) äussert, denn es wäre Unsinn zu glauben, die Erscheinungen würden geboren und gewännen ihre Erscheinungen durch Nichts. — "

Wir müssen über den Ursprung der Erscheinungen nicht philosophiren wollen, weil er uns unergründlich ist, und immer am Ende zu jenen Widersprüchen leitet, welche ich

schon oben bemerkt habe, nämlich, dafs mans begreiflich finden will, wie ein Gott durch sich selbst sey, aber nicht, was sich wahrnehmen läfst. Das Einzige, wozu uns die Vernunft, ihrer Einrichtung gemäfs, treibt, ist, dafs wir annehmen müssen, es könne etwas durch etwas anders entstehn — aber weiter nicht, weil die Gränzlinie der spekulirenden Vernunft deutlich genug gezogen ist.

„ — Das was den Grund der Erscheinungen in sich trägt, die wechselnden Bestimmungen andrer Dinge enthält, ist etwas *Selbstständiges*, im Verhältnifs zum Veränderlichen der Erscheinungen, heifst *Substanz*, ist selbst unveränderlich. — "

Davon wissen wir nichts. Die Vernunft kann allenfalls ihrem Begriff von Substanz eine Realität zuerkennen, aber sie nicht *erkennen*, das heifst, sie ihren besondern Merkmalen nach nicht objektiv bezeichnen, analysiren. Ausserdem schaft sie sich eine eigne Substanz in der Idee, aber diese ist bloss Begriff, und was sie daraus herleitet, sind nicht Erkenntnisse vom Objekt, sondern — wieder Begriffe, die von dem, was in der Realität gilt, nichts verbürgen können. Ob die Substanz veränderlich sey in sich, oder nicht, wissen wir nicht. Ob das Unveränderliche etwas Veränderliches gebären könne, wissen wir nicht.

„Substanz ist *Kraft*, ist nichts zusammengesetztes, sondern *einfach*. —"

Über diese Vorstellungen hab' ich mich schon oben erklärt, und wiederhole hier nur dieſs, daſs das was man fernerhin aus dem Begriff des Selbstständigen deducirt, nichts als Begriffe ohne bekannte Realitäten sind.

„— Das Zusammengesetzte kann seine Theile verlieren, die Verhältnisse derselben untereinander wechseln, und in so fern *das* aufhören zu seyn, was es durch die Composition seiner Theile war. Das Einfache aber ohne Theile, kann in so fern nicht aufhören zu seyn, was es durch die Zusammensetzung war. Folglich ist das Einfache, oder jene Substanz, oder unsre Seele (als eine Substanz) unzerstöhrbar. —"

Man sieht, wie so natürlich sich etwas aus einer Sache herauswickeln läſst — wenn man's vorher hineinlegte. Ob wir aber befugt sind dergleichen hineinzulegen (wenn es uns allein um *Wahrheit*, um *Übereinstimmung unsers Begriffs mit dem wirklichen Objekt*, und nicht um eine metaphysische Gaukelspielerey zu thun ist) das weiſs ich nicht! — Jede Widerlegung des obigen Satzes ist überflüſsig, da alles auf die willkührliche Bestimmung des Begriffes Substanz ankömmt. *Willkührlich* ist sie, weil

wir von der Substanz an sich durchaus nichts wissen, also dichten können. Was darinn liegt, ist möglich, aber nicht wirklich, nicht einmal subjektiv nothwendig, denn in diesem Falle müfsten alle andre Möglichkeiten ungedenkbar seyn. Diefs ist's aber nicht, denn mit den gutwilligen Substanzen lassen sich weit mehrere Spielchen machen. Ich will zur erlaubten Gemüthsergötzung deren nur ein Paar anzeigen.

Ich läugne z. B. die Pluralität der Substanzen mit Spinosa und seinen Gründen; nenne Alles Eins, und was wir in dem *Einen* numeriren, nur *Modifikationen*. Modifikationen sind veränderlich und dem Wechsel unterworfen, nur die Ursubstanz ist unveränderlich, identisch. Unser denkendes Subjekt ist in der ewigen einzigen Substanz nur Modifikation; durch den Krystall unsrer Erfahrungen und der Phänomene überhaupt schimmert die Folie der Urkraft, die sich in dem engen Ringe der Phänomene *Ich* nennt, um ein andres *Ich* in andern Verhältnissen von sich zu unterscheiden. — Mit Auflösung des Ringes, oder mit dem Wechsel der Modifikation, verliert sich die *Einheit* des Bewufstseyns; und das numerische Ich, durch nichts mehr von andern unterschieden, gehört wieder zur grofsen Ursubstanz, fliefst in dieselbe zurück, oder vielmehr, ist, was es immer war, nur nicht durch die Modifikation

eine

eine Einzelnheit. — Wer widerlegt dieſs evident aus der *Wirklichkeit?* —

Ich füge zu *dieser* Möglichkeit, um mein Versprechen zu halten, noch eine *zweite*. Ich läugne, daſs es nur *eine* Substanz gebe und reiche Leibnitzens Monismus die Hand. Ich sage, die Welt ist ein Compositum von Kräften. Diese können *entweder* einzeln für sich bestehn in einer losen Zusammenreihung, dann sind es passive Monaden, die zwar wirken, aber nur dumpf in Rücksicht ihrer Vorstellungsart des Wirkens; — *oder* sie sind so zusammengereiht, daſs sie ihre Wirkungen auf einen Punkt concentriren, das heiſst, sie sind zu einem bestimmten Ganzen *organisirt*, wie bei den Pflanzen, Thieren und Menschen. Nach der Verschiedenheit der Organisation bringen sie verschiedne Äusserungen zum Vorschein, beim Menschen daher Empfindungen, Klarheit der Vorstellungen, Begierden u. s. f. Ich erkläre aus dieser Composition, wie es möglich sey, daſs so ganz von einander verschiedne Kräfte, als z. B. Willenskraft, Vorstellungskraft, Empfindungs- und Gefühlskraft in einem und demselben Ganzen beisammen wohnen können; erkläre die Idee von Persönlichkeit, Einheit des Bewuſstseyns, als ein Produkt der konspirirenden Substanzen, oder Einfachheiten, welche ihre Strahlen aus dem Hohlspiegel der besondern

Zusammenstellung in *einem* Focus centralisiren. Aus dem Focus fliegen die Strahlen wieder nach verschiednen Richtungen umher und erleuchten die Erscheinungen. Wir wissen daher nicht was die Erscheinungen an sich sind, oder ihre Objekte, halten die Farbe unsrer Strahlen, das Hell und Dunkle an den Objekten für Eigenschaften der Objekte, da sie doch unser eignes Werk sind, werden endlich durch genauere Betrachtung der Aussendinge und unsers Ichs überzeugt, daſs vieles an den Erscheinungen subjektiv sey, oder uns angehöre, können aber auf keine Weise ergrübeln, woher wir (der Focus) selbst sind. Halten uns beim Wechsel der aus uns spielenden Strahlen endlich für selbstständig, weil wir uns immer als dasselbe, die Ausserungen der Strahlen immer verschieden erblicken; nennen uns einfach, da wir uns als einen festen Punkt, den Strahlenkreis, als eine Zusammensetzung erblicken oder betrachten.

Sobald aber endlich nach einer gewissen Dauer die einfachen Substanzen sich von ihrer Verknüpfung losziehn (im Alter des Menschen) fallen allmalig weniger Strahlen in den Focus, und die Intension unserer Ichheit nimmt in gleichen Graden ab; die Aussendinge werden dunkler, das Spiel der vom Focus ausgehnden Strahlen wird armseliger, das heiſst, ohne Al-

legotie, unsre Seelenvermögen, Gedächtniſs, Beurtheilungskraft, u. s. w. werden schwächer und immer schwächer, bis endlich die Organisation durch den Tod zerstört wird, dann verliert sich mit derselben der Focus, und mit diesem unsre Ichheit in — Nichts, aber die geschiednen oder aus ihrer alten Verbindung getretnen Substanzen dauern einzeln fort, und lassen sich vielleicht in andre Verbindungen ein, bringen wieder einen andern Focus hervor, eine andre Ichheit, aber nie wieder die unsrige.

Wer kann gegen diese Idee etwas aus der *Wirklichkeit* beweisen? Noch mehr, sie hält alle unsre Erfahrungen aus und erklärt selbst gewisse Erscheinungen in unserm Ich, welche andre Systeme in Verlegenheit sezt. Eine fehlerhafte Composition in Anordnung der Substanzen zu *einem* (Menschen, Thier u. s. f.) bewirkt einen mangelhaften, trüben, verworrenen, gespaltnen Focus. Daher die *Cretins*, die Wahnsinnigen, die Betrunknen u. s. w.

Lebt' ich noch in einem Zeitalter, wo man mit wahrscheinlichen und neuen Systemen sein Glück machen könnte, so glaub' ich, würd' es mir mit diesem nicht fehlschlagen. Ich spönne es weiter aus einander, wendete die Grundsätze desselben auf alle Reiche der Natur an; hätte das Vergnügen eine Sekte zu stiften,

und von den Cathedern, oder in Compendien widerlegt zu werden — mit andern Vernunftgedichten.

Dieſs alles sollte weiter nichts zeigen, als daſs sich aus der willkührlichen Bestimmung des Begriffs Substanz folgern lasse alles, wozu man Lust hat — nur nicht *evidente Gewiſsheit*. Um *diese* lehren zu können bedarf es mehr als bloſser Begriffe, von deren Realität uns nichts gegeben ist. Folglich ist auch keine Widerlegung jenes obigen Satzes, der blos aus Begriffen (von denen wir keine reale Objekte kennen) nothwendig.

„— Der Übergang vom *Daseyn* zum *Nichtseyn* ist uns ungedenkbar, folglich unmöglich. —"

Freilich wenn wir eine *einfache* und *unzerstörbare* Substanz denken, so ist ihr Übergang vom Daseyn zum Nichtseyn unmöglich, weil in dem Begriff unzerstörbar und vernichtbar ein heller Widerspruch liegt. Allein woraus ist denn evident gemacht, daſs unsre Seele eine einfache unzerstörbare Substanz sey? warum kann sie denn nicht Modifikation in einer allgemeinen Ursubstanz, oder warum nicht der Focus mehrerer konspirirender Substanzen (Monaden) seyn?

Ist es uns ungedenkbar, daſs eine einfache Substanz (die also nichts Zusammengesetztes ist)

*in Nichts* übergehn könne: so ist es uns auch ungedenkbar, dafs sie *aus Nichts* hervorgehn könnte. Wir müssen sie folglich, wie Gott, für *ewig* erklären; aber das will kein Philosoph, der christlich denkt.

Dafs *Composita* aufhören können etwas zu seyn, was sie durch die Verknüpfung ihrer Theile wurden, ist sehr gedenkbar, wir überzeugen uns täglich davon. Wie nun wenn unsre Ichheit nichts mehr, als die Folge einer besondern substantiellen Organisation wäre?

Es haben sich zwei sehr berühmte Philosophen unsrer Zeit über die Möglichkeit gestritten, ob das *Bewufstseyn* einer Identität, oder Beharrlichkeit, aus einer Vorstellkraft zur andern überschreiten, und also unter dem verborgnen Wechsel der *numerischen* Identität fortdauern könne? — Ich gestehe, dafs mir der Einfall eben so originalneu, als dunkel ist; es kömmt mir vor, als lebt' ich unter den Scholastikern, die sich über die Möglichkeit der Möglichkeiten, oder über die subtile, theologische Frage stritten, ob man im Nothfalle, wo kein Wasser wäre, mit trocknem Sande taufen könne?

— Die Seele lebt daher, weil sie, als einfache Substanz nicht vernichtet werden kann, fort, auch nach der Zerstöhrung des Leibes. Gehüllt in ihr geistiges Gewand, bewandert sie

dereinst andre Gegenden des Weltalls. Der Anblick der über uns schwebenden Gestirne, (eben so vieler Weltkörper,) führt uns zu der beseligenden Ahndung, daſs auch dort einst unser Vaterland seyn werde; es ist uns eine liebliche Offenbarung von oben herab über unser künftiges Seyn, dieser Anblick zahlloser Welten; ein Wink des gütigen Schöpfers uns ihm durch jene himmlischen Systeme, wie auf den Sprossen einer unendlichen Leiter, zu nähern. —"

Wer kalten Blutes diese schmeichelnde Stelle überlas, wird bald bemerken, daſs die Vernunft von dem postulirten Beweis der Unsterblichkeit gänzlich abgelassen, und ihn, nach seiner vermeinten Geburt, der zärtlichen Amme, *Phantasie*, übergeben hat, die natürlich nach ihrer Art, nichts vergiſst, das Kindlein auszuschmücken, damit es männiglich gefalle. — Ehe noch dargethan ist, ob unser Bewuſstseyn gewiſs nicht im Tode erlösche, werden der Seele schon himmlische Wohnungen angewiesen, und ihre dortigen Beschäftigungen bestimmt. O wie heftig, wie brennend muſs der Wunsch der Philosophen seyn, ewig zu dauern, daſs sie, wenn die Vernunft sie trostlos läſst, bereitwillig sich die Flatterien der sonst verschmähten Einbildungskraft behagen lassen!

Ich mag nichts über die Offenbarungen der Gestirne sagen, nichts von dem Ammenputz, in welchem die Seele in andre Welten übergeschickt wird; will nicht läugnen, nicht behaupten, daſs das Seelenorgan aus ätherischem Stoff gewebt (wahrscheinlich also doch zusammengesetzt, und folglich nach der eignen Theorie dieser Philosophen zerstörbar) sey. Nur wundern muſs man sich über die gutmüthigen Weltweisen, welche sich alles, selbst ungedenkbare Widersprüche gefallen lassen, sobald sie sich dem Ziele ihrer Wünsche nur nähern können. Sie gleichen den Verliebten, welche erzürnt über den untreuen Liebling ihn ewig zu hassen, ihn ewig zu meiden schwören, und, sobald sie ihn erblicken, über sein verführerisches Lächeln, über den Anblick so schöner zum Kuſs einladender Lippen, so unwiderstehlicher Anmuth in den Blicken — alles vergessen, Schwüre, Gelübde, Haſs und Untreue vergessen, und an seinen Hals stürzen.

Mag doch unser einstiges Seyn eine Beschaffenheit haben, welche es wolle, wenn wir nur unser Bewuſstseyn aus der Todesstunde retten, und in das Jenseits mit hinübernehmen. Denn eine Unsterblichkeit ohne Bewuſstseyn ist keine Unsterblichkeit für uns.

Aber eben diese Unsterblichkeit soll nun erst bewiesen, es soll erst ausgemacht werden, ob

sich unsre Hoffnung und unser Glaube zu ihr auf mehr als auf den blofsen Wunsch unsrer Eigenliebe stütze. Bisher haben wir noch nichts entdeckt, was uns trösten könnte, lafst uns also weiter gehn, die aufgebrachten Immortalitätsbeweise der Würdigung zu unterwerfen.

III. „ — Wenn ein *Gott ist*, und wer will es läugnen? so — "

Nein, niemand kann es läugnen, aber wer wird es auch kategorisch bejahen, mit Gewifsheit entscheiden, dafs ein *solcher* Gott in der Wirklichkeit oder Ausserweltlichkeit wohne, wie ihn verschieden die verschiednen Compendien der Metaphysiker charakterisiren? Aus dem *Nichtläugnen* fliefst noch keine Behauptung, oder Einstimmung in die Vorstellungen der Dogmatik.

„ — So ist er die *höchste Weisheit* und Güte. — "

Wir haben schon oben bemerkt, dafs vor positiver Vergewisserung von der *Existenz* Gottes, nichts von seinen Qualitäten erwiesen werden könne; es wäre denn der Fall, dafs man die Gottheit als ein blofses Vernunft*ideal* von der uns gedenkbarsten Vollkommenheit machen wollte. In so fern liefse sich gegen Gott, als Ideal, nichts einwenden, aber auch aus dem blofsen Ideal, als einem Vernunftbegriff, nichts für das Daseyn gewisser Realitäten

in der Aussenwelt, oder den Dingen an sich, sondern wiederum nur logische Wesen, folgern:

„ — Ist aber Gott die höchste Weisheit und Güte: so wär' es eben so zwecklos, als grausam, in uns zu erwecken den heissen Durst zum Fortleben, ohne ihn *einmal* zu stillen; einen so schreienden Trieb in uns pflanzen, ohne ihn jemals befriedigen zu wollen."

So lange wir von der Existenz Gottes keine vollendete Überzeugung aus sub- und objektiven Quellen geniessen, seh ich nicht ein, wem solche Vorwürfe zugedacht werden können? — Wenn wir Gott *wüfsten*: so entstände die Frage, ob wir seine *Qualitäten* richtig zu denken im Stande, und besonders fähig wären, seinen Weltplan zu beurtheilen. Denn dafs wir vom Weltall nur einen Punkt, vom Punkt nur das, was er uns zu seyn scheint, übersehen, ist ziemlich klar, wenigstens gestehn es die Theologen selbst ein. Wenn unsre Geistesorganisation uns nun zwingt, diesen Schein nach Absichten und Zwecken zu ordnen und auf Endursachen hinzuschaun: so ist darum noch nicht ausgefochten, ob die ganze Welt, ob das Reich der Noumenen wirklich in, den unsrigen ähnlichen, Formen ruht? — Wir können daher *unsre* Idee von Zweckmäfsigkeit nicht dem höchsten Wesen ansinnen.

Der Trieb zum Fortleben kann ja auch nicht früher gestillt werden, als jenseits des Grabes; stockt endlich unter dem Finger des Todes das ganze Uhrwerk meines Ichs, ey nun so schweigt auch jener Trieb und fodert nicht mehr. Fühlen die Weisen wirklich Quaal in der ängstlichen Sehnsucht nach Unsterblichkeit; so entspringt diese Quaal nur aus der schrecklichen Ungewißheit, in welcher wir, wegen des Künftigen schweben, — und dieser Vorwurf würde immer auf den Schöpfer unsrer Organisation fallen, wenn die Philosophen gleich voller Bescheidenheit es nicht laut bekennen, und in aller Höflichkeit lieber sich zu einem Irrthum hindrehen.

„ — Es wäre der Weisheit und Güte des höchsten Wesens unangemessen, uns dann zu vernichten, wenn wir endlich mit vieler Mühe einsehen lernten, daß das gegenwärtige Leben soviel, als Nichts, und nur die Ewigkeit der Fortdauer alles wäre. "

Die Bemerkungen über den vorigen Satz gelten auch für diesen.

„ — Eben so innig, als wir mittelst der Sinne an das gegenwärtige Leben geknüpft sind, hängen wir zusammen, mit Gott und unsrer einstigen Fortdauer durch die Ideen und Schlüsse der Vernunft. — "

So sagt der würdige *Platner*. Ich mögte den Satz lieber folgendermaßen stellen: So wie die Sinne uns den Schein der unbekannten Aussenwelt zuführen, und uns mit der Gegenwart, gleichsam amalgamiren: so giebt uns die Vernunft Ideen und Schlüsse von Dingen, deren Realität auch nicht einmal der Sinnenschein verbürgt. — Die Vernunft hängt innig mit Gott und der Ewigkeit zusammen, wie die Quelle mit ihren Tropfen, die Ursach mit ihrer Wirkung — denn Gottheit und Ewigkeit sind Ideen der Vernunft.

„ — Ein elender, zweckloser Schatz der Vernunft wäre die *bloße Idee* Gottheit und Unsterblichkeit, wenn ihr in der *Wirklichkeit* kein Etwas entspräche! — "

Es ist möglich, wiewohl sich auch mit Recht und Fug dagegen behaupten ließe, daß auch die bloße Idee ihren Nutzen stiftet und schon gestiftet hat. Welche Freuden hat nicht der Glaube an jene so wünschenswürdigen Dinge geboren? Ist diese Idee nicht die Aegide, mit welcher der arme Sterbliche muthig der drohendsten Zukunft entgegen eilt? nicht die Krücke, auf welcher er sich in Gewittern und Stürmen der Zeitlichkeit lehnt? nicht der süsseste Tröster, wenn die treulose Menschheit ihr Angesicht von ihm wendet in seinem Unglück?

Gewifs, so ganz zwecklos ist der Schatz denn doch nicht, er ist's vielleicht leider nur für den, der ihn zu genau betrachtete! — Ein Kind freut sich noch der Weihnachtsgabe, so lange es den wunderbaren St. Niklas oder den heilgen Christ nicht von Person kennt — ist's dahinter gekommen, dafs Vater und Mutter bescheerten, dann verliert die Freude und der St. Niklas spendet nicht mehr, wie sonst!

„— Dafs uns die Gewifsheit von der Unsterblichkeit der Seele so dicht verschleiert ist; dafs wir von ihr nur dunkler Ahndungen geniessen, harmonirt mit der Weisheit des Schöpfers. Wir werden dadurch bewogen, vorzüglich auf den Genufs der Gegenwart zu achten, und durch Thätigkeit unsre Kräfte schon hier, so viel, als möglich, zu cultiviren. —"

Diefs ist eigentlich kein Beweis für die Immortalität, sondern nur ein Beruhigungsgrund über die Dunkelheit und Ungewifsheit derselben. Doch, sollt' ich meynen, würde die menschliche Gesellschaft in ihren Handlungen ungleich thätiger und bestimmter verfahren, sobald sie mit Gewifsheit von ihrer eigentlichen Bestimmung überzeugt wäre. Wüfsten wir mit Sicherheit, dafs es im Tode nicht ganz aus sey, dafs hinter den Schatten des Grabes ein junger Morgen, ein Morgen der Vergeltung

anbräche, wüßten wir unwiderſprechlich gewiß, zu welchem Endzweck wir ins Leben geworfen wären: ſo würde die Pluralität der Menſchen eine und dieſelbe Heerſtraſſe einſchlagen, und *nicht ſo verſchiednen Zielen* nachlaufen: ſo würde man das Weſentliche leichter vom Unweſentlichen unterſcheiden; ſo würden tauſende nicht aus dem Grunde, weil Finſterniß die Gegend hinterm Grabe umlagert, das Gewiſſe dem Ungewiſſen vorziehn und nicht mehr die Gegenwart *nur allzuſehr* (*einſeitig*) genieſſen. Nur wer kein feſtes Ziel kennt, irrt in ungewiſſen Richtungen umher — geſchähe uns eine Offenbarung über die verſchleierte Ewigkeit, ſo würde die ganze Menſchheit plötzlich in andrer Geſtalt auftreten, und kaum noch zu erkennen ſeyn, im Vergleich mit ihrer Vorfahrenſchaft.

„— Es fehlt dem Menſchen im Ganzen," ſagt der ſchon angeführte Philoſoph: „zu dem Gedanken der Unſterblichkeit der Seele, mehr an einem lebhaften Bilde in der Phantaſie, als an überzeugenden Gründen in der Vernunft. —"

Nach meiner Meinung findet gerade das Gegentheil ſtatt. Es fehlt uns nicht ſo ſehr an lebhaften Phantaſiebildern für unſre Unſterblichkeit, nicht ſo ſehr an Innigkeit des Verlangens, als vielmehr an beruhigenden *Vernunftgründen*.

Noch haben uns ja alle aufgeführten sogenannten Beweise nicht mit Überzeugungen getröstet; die physischen, (I.) die ontologischen (II.) die theologischen (III.) liessen uns ohne Freude — jezt bleiben uns nur noch die moralischen übrig.

Wahrlich, es ist ja kein Vergnügen, seine reitzendsten Wünsche zu tödten; es ist *für mich* wenigstens keine Wollust darinn, alles was mir lieb, was mir heilig war, wie Traumbilder verrinnen zu sehn. Das Vergnügen, welches aus der Berichtigung meiner Einsichten und Erkenntnisse quillt, vergütet nicht den tausendsten Theil dessen, was ich durch den Verlust jener glücklichen Täuschungen eingebüfst habe. — Warum also sollt' ich denn Überzeugungen verwerfen, wenn sie vorhanden wären? Warum Wahrheiten widersprechen, wenn sie Wahrheiten wären? Wie läfst sich denn überhaupt einer Wahrheit widersprechen, und die Gewifsheit ungewifs nennen?

Ich gesteh es, dafs jene Untersuchungen mir einen Kampf kosteten; gesteh es, dafs mir bei der Anatomirung meiner ehmaligen Freuden nicht viel besser zu Muthe war, als schnitt ich mit scharfem Messer in mein eignes Fleisch, um den Grund der sanften Rosenfarbe, die Ursach der schönen Adernbläue der Oberfläche zu erspähen, und als verlöre ich dann unter

unsäglichen Schmerzen Rosenfarb' und Adernbläue, sähe nichts als rohe Theile, zuckende Muskeln und Blut.

Doch noch zum Lezten; zur Prüfung des moralischen Beweisgrundes für die Unvergänglichkeit unsers Bewufstseyns.

IV. „— Woher entsteht das drückende Bedürfnifs, von der Realität eines Gottes und der Seelenunsterblichkeit überzeugt zu seyn? Nicht aus der spekulativen Vernunft, denn diese bedarf nur Ideen zur Bestimmung ihres Zwecks, und erreicht ihn damit, mögen den Ideen reale Objekte gegenüber liegen, oder nicht. —"

Dieſs find' ich nicht einleuchtend. Es ist Zweck der spekulativen Vernunft, die Möglichkeit ihrer Erkenntnisse einzusehn, und dieselben unter einander zu verbinden. Nach ihrem Gesetz der Causalität treibt sie sich von dem, was ihr gegeben ist auf die Ursach des Empfangnen. Sie sucht den Grund der vorhandnen Bestimmungen, und — bildet sich eine Idee, im Mangel des ursachlichen Objekts. Aus dieser Idee kann sie zwar erklären die Bestimmungen des Vorhandenen, aber entweder mufs sie einräumen, sie täusche sich mit der nothwendigen Hypothese, müsse, wolle sich täuschen, und das *Ideale* statt des *Realen* annehmen, — oder sie mufs selbst ihre Unzulänglichkeit eingestehn, entsagen dem Wunsche

überall einzusehn und zu erklären, und die Kraft ihres erwähnten Gesetzes nur für einen kleinen Bezirk von Gegenständen gültig seyn lassen. In so fern würden also bloſse *Ideen* nicht immer tahig seyn zur Erreichung ihres Zwecks.

„— Es entsteht jenes Bedürfniſs also aus der praktischen Vernunft. Dieser sind bloſse Ideen nicht genug, um sie zu beruhigen, sie verlangt Realitäten. Denn sie liefert Vorschriften über das, was wir *thun* sollen; die ihr gemässen Handlungen aber haben *nicht immer* in dieser Welt den wohlthätigsten Erfolg; sie machen uns oft unglücklicher, als glücklich. Demungeachtet müssen uns unsre Pflichten und die Vollstreckung derselben werther, heiliger seyn, als alles Glück, welches wir bei ihrer Vernachlässigung empfangen können. Es ist uns lieber, von der Vernunft des gröſsten Glückes *würdig* gehalten zu werden, als es unverdient zu geniessen." — *)

Hier muſs ich eine Pause geben.

Wahr ist's, die Gesetze der praktischen Vernunft sind vorhanden; wahr ist's, daſs physisches Wohlseyn nicht immer der Erfolg unsrer Tugend sey, daſs die strenge Vollziehung unsrer

*) *Kant, Jakob, Schmid.*

rer Pflichten uns oft mehr in Rücksicht der gegenwärtigen Glückseligkeit hinderlich als beförderlich sey. — Aber was liefst daraus?

Die wichtigste Frage ist, welches ist der Zweck der praktischen Vernunft? — Vollendung in sich selbst, oder äussres Glück, sinnliches Wohl.

Sinnliches Wohl ist, so viel uns die Erfahrung lehrt, *unabhängig* von der Tugend; es wird uns, ohne Hinsicht auf unsre Moralität, zugeführt durch gewisse Verhältnisse, die wir selbst nicht bestimmen können, dafs sie erscheinen; ja, die Tugend steht oft *im Streit* mit der gegenwärtigen Glückseligkeit, sie verbietet uns manchen Genufs, weil in demselben *sie* beleidigt werden dürfte.

Zur Erwerbung des sinnlichen Wohls werden ganz andre Vorschriften erfodert, als die der Moral an und für sich; Vorschriften, welche wir uns bilden durch eine Reihe von Erfahrungen, gewisse äussre Verhältnisse zu unserm Vortheil zu benutzen — *Klugheit*.

Der Zweck der *Klugheit* ist demnach sinnliches Wohlseyn; der Zweck der Sittengesetze *Tugend*.

Es bekümmert uns hier nicht, in wie fern die Klugheit subordinirt seyn müsse der Moral; aber wohl ist zu bemerken, dafs die Regeln der Klugheit oft harmoniren mit den

Vorschriften der Moral, und man daher den durch sie erreichten Zweck eben so gut jener, als dieser zuschreiben kann. Dadurch wird der Glauben veranlafst, dafs zu dem Zweck der Moral nicht allein Tugend, sondern auch Glückseligkeit gehöre, die gewissermafsen eine *Belohnung* der Tugend seyn soll. Aber diefs ist ein positiver Irrthum, eine ungerechte Verwechslung: Glücksgüter sind allein *die Belohnung der Klugheit*, wenn sich gleich die Tugend einmal mit der Klugheit alliirt hat.

Die Moral fodert *Treue* in Haltung eines Versprechens. Unsre Politik erkennt aber, dafs das Bündnifs am Ende sehr nachtheilig sey, und verlangt um des Vortheils willen den Bruch desselben. — Die Moralität protestirt gegen dieses Verlangen, weil sie *nicht* auf den Vortheil, sondern auf das Gesetz der praktischen Vernunft sieht, welches Treue fodert. — Hier ist der Zwiespalt. Jezt kömmt es darauf an, wer da siegt von beiden.

Es ist ein andres Bündnifs eingegangen. Die Politik berechnet, dafs es vortheilhaft sey, alle Stürme auszudauern und den Bund nicht zu verlassen. Die Moralität findet in der Treue eine Tugend und willigt ein. Die Politik betrog sich nicht — die Vortheile, welche man, wenn auch mit heimlicher Furcht, dafs sie ausbleiben könnten, erwartete, treten ein —

und nun war die Glückseligkeit Folge der Tugend oder der Klugheit?

Ach, der Mensch betriegt sich so gern selbst! es ist schwerer tugendhaft, als politisch zu seyn; er will eben darum lieber für rechtschaffen, als für klug gehalten werden, und schreibt in jenen, den obigen ähnlichen Fällen, alles lieber seiner Tugend, als seiner Klugheit zu!

Sehr hier den Grund, warum die lieben Philosophen so gern Glückseligkeit mit der Tugend verbinden!

Aber die Tugend macht durchaus auf sinnliches Wohlseyn keine Ansprüche — *kann* nicht belohnt werden, denn sie ist nicht Mittel, sondern selbst Zweck. Nur *Sittlichkeit* ist das Ziel der Sittengesetze unsrer Vernunft; wir sollen, müssen tugendhaft seyn, *nicht* um etwas anders zu empfangen, sondern um *zu seyn*, was wir, unsern Anlagen zufolge seyn können — *vernünftige Naturen*. Wer untugendhaft handelt, vernichtet sein eignes Wesen, entsagt dem, was er ist, oder vielmehr sein kann und soll.

Wenn eine Pflanze Spontaneität hätte, sich selbst zu fragen: warum soll ich *Rosen* tragen? so würde die Antwort seyn, weil du organisirt bist, Rosen hervorzubringen. Verhinderst du dieſs, so zernichtest du deine

Organisation, so bist du nicht, was du seyn kannst, und seyn sollst, sondern ein Zwitter, ein Krüppel, ein Widerspruch mit dir selbst. Frägt die Pflanze: zu welchem Endzweck soll ich Rosen tragen, zu welchem Behuf bin ich so organisirt? — So ist die Antwort: ob für dich, ob für etwas anders in der Kette der Dinge, das weifst du nicht, aber auch ich nicht. Genug, du bist da, wie du bist, und sollst tragen, was du nach deiner Einrichtung hervorbringen kannst. Weiter geht unsre Philosophie nicht.

Wenn daher im obigen Satze zum Besten des Immortalitätsglaubens gesagt wurde, unsre Tugend wird hienieden nicht immer mit *Glückseligkeit belohnt:* so ist dies mir eine ungerechte Verwechslung der Zwecke unsrer Klugheits- und Sitten-Gebote. Glückseligkeit im Irrdischen ist independent von der Sittlichkeit, kann auch durch sie nicht erworben werden; leztre muſs sich daher auch jener, als Zwecks, ganz begeben.

Fragen wir: aber wozu sollen wir denn uns selbst vollenden, uns als Vernunften zeigen, wozu sind wir so eingerichtet? — so ist die Antwort: eben das ist's, was wir gern erfahren mögten; das ist die Frage, die wir längst aufgeworfen haben: wozu sind wir, und wozu so in der Welt? — Allein da Zweckmäſsigkeit

selbst nur eine subjektive Einrichtung unsers Denkvermögens ist, da wir nicht auskundschaften können, ob in der Objektivität etwas dieser Einrichtung Entsprechendes herrscht, da wir nicht die Dinge an sich kennen: so müssen wir Verzicht darauf thun, jemals, unter gegenwärtigen Verhältnissen, jene Frage genügend zu beantworten: so bleibt uns nichts übrig, als vorlieb zu nehmen mit der Nothwendigkeit, und so zu handeln, als wir den subjektiven Zwecken unsrer Einrichtung gemäfs handeln können und müssen.

„— Da nun der Zweck der praktischen Vernunft, Sittlichkeit und mit ihr verbunden Glückseligkeit (beides das *höchste Gut*) nicht in dem gegenwärtigen Leben in gleichen Verhältnissen erreicht werden kann: —"

Freilich kann sie (die praktische Vernunft) nicht jene Zwecke in *gleichem* Verhältnifs, so daß wir eben so glücklich, als tugendhaft sind, erstreben; allein die Ursache ist schon vorhin angegeben.

Glückseligkeit ist keine Belohnung der Tugend; denn so bald die Tugend auf Belohnung (Wohlseyn) Rücksicht nimmt (in diesem, oder einem künftigen Leben): so ist sie nicht mehr Tugend, sondern Klugheitshandlung. Auf diese Art ist entweder *keine* Tugend, oder jede *kluge* That wäre auch eine *tugendhafte*.

Als erkennende Naturen suchen wir Vollkommenheit der Erkenntniss. — Als vernünftige, handelnde Naturen, Übereinstimmung der Handlungen mit der Vernunft, also Sittlichkeit. — Als sinnliche Naturen Befriedigung sinnlicher Triebe, zu welchem Behuf der Verstand die gesammelten Erfahrungen ordnet und Regeln daraus abstrahirt.

Jede dieser drei Naturen sieht nie ganz ihre Foderungen erfüllt; ja, sie stehen mit einander selbst oft, indem sich ihre Interessen durchkreuzen, in schreiendem Widerspruche. — Dieser Widerspruch scheint durch unsre Einrichtung und Beschaffenheit nothwendig zu seyn; aber wozu? — das ist die ewige alte Frage, ohne Antwort; ein Räthsel, das wir nicht anders, als mit neuen Räthseln lösen können.

Doch auch noch von einer andern Seite muss jener Satz beleuchtet werden: nämlich *können* wir denn durch unsre *Handlungen* überhaupt etwas gewinnen? Ist unsre Tugend, ist jede unsrer Handlungen Werk der *Freiheit*, oder *Nothwendigkeit*? Wenn wir zum Handeln gezwungen werden, ist keine wahre Belohnung möglich, und das Wort bezeichnet nur ein scheinbares, subjektives Verhältniss. Noch ist meines Wissens diese kritische Frage von keinem Philosophen zur Gnüge beantwortet — und doch kann vor ihrer Entscheidung nicht

ausgemacht werden, ob Glückseligkeit sich zur Tugend als *Belohnung* verhalten müsse *).

Inzwischen sey uns dieſs dahingestellt; allein eine neue Frage dringt sich auf: können wir bestimmt angeben, ob wir frei und ungezwungen vom Einfluſs der Sinnlichkeit reine Tugend ausüben? Gewiſs nicht. Es läſst sich weit leichter ausmachen, daſs man *klug*, als daſs man *rein moralisch* gehandelt habe. — Dieser Satz bedarf keiner umständlichen Erläuterung, da er von den Philosophen selbst als geltend anerkannt ist.

So bald ich nicht bestimmen kann, ob ich mich durch mich selbst freiwillig, ungetrieben von einem andern Intresse, ungereizt von der Sinnlichkeit, zur Ausübung der Pflicht bewogen habe, so kann ich auch nicht mit Gewiſsheit bestimmen, ob meine zweifelhafte Tugend eine Belohnung zu erwarten hat.

„— So (man sehe oben nach dem Zusammenhang) sind wir durch die Vernunft gezwungen, anzunehmen, daſs das höchste Gut der praktischen Vernunft in einem künftigen Leben erreicht werden könne und müsse. Diese Hoffnung aber wäre lächerlich, wenn sie nicht festgegründet wäre. —"

*) Im zweiten Theile dieser Schrift (*elfte Nacht*) mein Urtheil darüber.

Erst müſsten alle obige Zweifel vernichtet seyn, wenn die Hoffnung gegründet seyn wollte. Aber bei unsern Philosophen scheint die sehnliche Hoffnung mehr jene Zweifel zu vernichten, als daſs (wie es seyn sollte!) die Auflösung der Zweifel ihre Hoffnung bestätigte.

Doch laſst uns auch von jenen Zweifeln abspringen: alsdann stüzt sich die Gewiſsheit der Hoffnung entweder auf subjektive, oder auch auf objektive Gründe. Die lezten fehlen; subjektive Gründe können nie die Stelle der objektiven ersetzen: folglich kann unsre (subjektiv-) gewisseste Hoffnung noch immer uns täuschen, weil es in der Wirklichkeit anders, als in unsrer Ideenwelt seyn mag. Mithin können wir auch keine *ganz gewisse* Hoffnung zur Unsterblichkeit der Seele haben.

„ — Dieſs (subiektiv-) nothwendige Fürwahrhalten kann und muſs uns für Gewiſsheit (objektive) gelten. — "

O ja, in so fern es nüzlich und beförderlich wäre den Äusserungen der praktischen Vernunft, — aber nie beruhigend im Bezug auf das *Wissen*. — Ich mag hier nicht das wiederholen, was ich schon in einer vorigen Nacht über den Werth des Vernunftglaubens

im Bezug auf das Daseyn Gottes sagte *), was aber auch hier eben so sehr gilt.

---

## 3.

### *Resultate.*

*Gottheit* und *Unsterblichkeit* — diese beiden idealischen Schlüssel zum grossen Räthsel unsers Seyns, diese schönsten Dichtungen der spekulirenden Vernunft, ausgeschmückt von der Phantasie mit einem reitzenden Colorit, gehuldigt vom Empfindungs-, adoptirt vom Handlungsvermögen der gedrängten Menschheit, — sind so enge verbunden mit einander, in Rücksicht ihres Interesses für uns, dass eins ohne das andre keine Möglichkeit, keinen Werth besitzt.

Ohne Unsterblichkeit würde uns das göttliche Daseyn wenig kümmern; den grösten Theil des Guten, welches wir im Leben geniessen, haben wir freilich ohne unser Verdienst, aber auch eben so den grösten Theil unsrer Leiden. Eins geht daher mit dem andern auf. Wir haben durch das gegenwärtige Leben nicht mehr empfangen, als wir hatten, ehe wir von der Mutter geboren wurden.

---

*) Siehe: *Achte Nacht* z. IV. und 3. 4.

Ehe wir waren, standen die Waagschaalen unsrer Zufriedenheit im Gleichgewicht; von der einen Seite keinen Schmerz, von der andern keine Lust; wir dachten, empfanden und wollten damals nichts; wir waren nichts, die Waagschaalen leer.

Das gegenwärtige Leben füllte diese Schaalen, die eine mit Sorg und Trauer, die andre mit Vergnügen. Wenns weit kömmt, halten sie sich wieder das Gleichgewicht; sie stehn wieder, wie *vor* unsrer Geburt; nur nicht mehr *leer*, sondern *gefüllt* — dieß ist der einzige Unterschied.

Sind wir also darum an uns reicher worden, als vor der irrdischen Existenz? — Ich zweifle.

Ohne die gewisse Erwartung eines gröfsern Lebens, eines *bessern* Lebens, wäre Gott und sein Daseyn für uns ohne Interesse, der Gegenstand müssiger Spekulationen, die nicht verdienten, mit solchem Eifer verfolgt zu werden.

Im Gegentheil aber wäre uns auch keine Unsterblichkeit, kein künftiges Leben, und wenn auch dieß, dennoch kein *besseres* Daseyn so gedenkbar, so wahrscheinlich, wenn es nicht durch die Voraussetzung eines allmächtigen, gütigen, weisen Gottes wäre.

Beide Gegenstände sind die erhabensten, welche die Philosophie kennt; ohne sie ist diese nichts, als ein steriles Feld von Gedan-

kenplittern. — Sie sind das gesuchte, aber noch unbekannte Land, nach welchem unsre Weltweisen ausschiffen in ihren Systemen, dem sie nachkreutzen, so bald sie vom ersten Paragraph abstossen, durch dessen Entdeckung sie sich einen gröseren Verdienst, als alle *Colombe* und *Cooks* erwerben.

Aber nach der längsten Ausfahrt, nach den mühsamsten Untersuchungen finden sie endlich im undichten Ocean des Möglichen höchstens dann und wann schwimmendes Gras und Holz, hören sie hin und wieder einen verlornen Seevogel schreien — mehr nicht; es sind diese Spuren vom festen Lande, aber wer machts aus, ob von dem bekannten oder unbekannten.

Sie kehren mit trauriger Verzweiflung in den alten Port zurück, vom welchem sie ausgesegelten, erzählen von Schilf und Holz und Seevögeln, machen andern dadurch Muth, vielleicht noch mehr zu entdecken, und auch sie kommen nicht klüger heim.

Wieder andre, minder kalt, erpichter und glühender, halten die fernen Wolken für Inseln, ziehen triumphirender zurück, und sprechen von gemachten Entdeckungen, klagen aber über die Windstille jener Gegenden, über Klippen und Sand- und Korallenbänke, die sie verhindert haben, näher anzufahren.

Im Grunde erzählen uns beide Partheien eins und dasselbe, — aber beides vergewissert, tröstet uns gleich wenig.

Was bleibt uns, wenn wir diesen Spruch und Widerspruch in der bisherigen Untersuchung der Hoffnungsgründe zur Unsterblichkeit das Sichre abziehn?

1. Die Erfahrung giebt uns kein Recht zu erwarten, dafs wir unser Bewufstseyn aus dem Tode retten werden, vielmehr Grund das Gegentheil zu fürchten.

Alles was wir wahrnehmen, geht auf, und verweset zu seiner Zeit, läfst nichts von sich, als das Geschlecht zurück zu gleicher Bestimmung; so wie der Mensch sein Geschlecht fortpflanzt, und dann wieder zur Erde übergeht, von der er genommen ist.

Unser Bewufstseyn hat schon während dieses Lebens häufige Pausen, welche gleichsam Winke über die einstige grofse Pause im Tode sind. — Diejenigen, welche schon an den Schwellen des Todes und der Verwesung standen, bekennen, dafs ihr Bewufstseyn damals von ihnen genommen war.

2. Ob Unsterblichkeit der Natur unsrer Seele angemessen und nothwendig sey, können wir aus dem wichtigen Grunde nie erfahren, weil wir die Natur unsrer Seele nicht kennen. *Kraft* ist für uns die bloſse Bezeichnung eines

Verhältnisses, ohne dafs wir anzugeben im Stande sind, was in der Wirklichkeit dieser Vorstellung entsprechen möge. Wir wissen nicht ob sie einfach, oder durch Coalition mehrerer Dinge entstehe, folglich noch weniger, ob sie aufhören könne zu seyn, oder nicht. Wenigstens, wenn auch bewiesen werden könnte (und es ist unmöglich, weil wir keine Kraft, keine Monade, keine Substanz an sich erkennen), dafs das, was wir einfache Substanz heissen, unzerstörbar wäre, würden wir doch nie darthun, dafs darum auch das Bewufstseyn unsers Selbsts unverändert, unvernichtet bliebe. — Ohne Bewufstseyn unserer Existenz aber ist keine Existenz für uns. So mögen wir auch schon, ehe wir das Licht dieses Lebens erblickten, existirt haben, aber für uns war damals kein Daseyn.

3. Weil das Daseyn Gottes selbst nicht apodiktisch erwiesen werden kann, so kann aus dem, was eine bloſse Vernunftidee ist, der wir das logische Daseyn zugeben, durch unsre Vernunfteinrichtung, gezwungen sind, noch weniger auf die Zuverläſsigkeit unsrer Unsterblichkeit gefolgert werden.

4. Und wenn ein Gott wäre, so würden wir doch nicht ausmachen können, ob er die Beschaffenheiten habe, welche wir ihm, nach unsrer eingeschränkten Einsicht zueignen; noch

weniger würden wir fähig seyn, über seine Intentionen bei der Weltschöpfung und Organisation derselben zu urtheilen; wir würden nicht mit Gewifsheit entscheiden können, ob er uns als Mittel zu höhern Absichten, oder als Zwecke um unsers Selbsts willen geschaffen, — und folglich, ob er uns eine Unsterblichkeit des Bewufstseyns beschieden habe.

5. Alles was wir uns über die Fortdauer nach dem Tode vorspiegeln, ist mehr Werk der Eigenliebe, in deren Dienste Vernunft und Phantasie stehn, als Erkenntnifssache, oder dafs uns der Anblick, die Spuren der Wirklichkeit zu solchen Ideen führten.

6. Aus dem Zwist unsrer verschiednen Naturen, die sich wegen des gespaltnen Intresses oft gegenseitig bedrängen und unterdrücken, kann nichts als das Daseyn dieser Widersprüche bewiesen werden; aber wir sehen zugleich nicht ein, zu welchem Behuf die Dissonanzen in uns erscheinen, noch minder können wir uns die Zuversicht geben, dafs sie einst, in einem andern Seyn in vollkommene Harmonie aufgelöst werden werden.

7. Die Sehnsucht nach Leben, nach bessrm Leben sancirt und bekräftiget *mehr* die Beweise für die Unsterblichkeit, als dafs (wie es doch seyn sollte) diese Beweise die Unsterblichkeit darthun und unsre Sehnsucht sancirten.

8. Aus dem ungleichen Verhältnifs der Glückseligkeit zu unsrer Tugend kann noch weniger ein beruhigender Hoffnungsgrund geschöpft werden, weil Glückseligkeit mit der Tugend durchaus ohne ursachliche Verbindung, und beide eben so sehr von einander verschieden sind, als Vernunft und Sinnlichkeit, deren Zwecke jene beiden sind.

9. Sollte uns aber das mangelhafte Verhältnifs irrdischer Freuden und Glücksgüter zur Tugend ein Glaubensgrund werden, dafs diefs Mifsverhältnifs in einem künftigen Leben ausgeglichen werde, so würden erst die Fragen entschieden beantwortet seyn müssen: Erstlich besitzen wir moralische Freiheit, oder werden wir durch den Drang innrer und äufsrer Verhältnisse determinirt? Im leztern Falle fände nicht das bei uns Statt, was wir Tugend nennen, noch weniger könnten wir uns mit der Erwartung einer Belohnung schmeicheln. Zweitens: Wenn wir wirklich Willensfreiheit besässen, sind wir im Stande zu bestimmen, ob wir ungereizt durch ein fremdes Intresse, die reine Tugend um ihres Selbsts willen übten? — Schwerlich. Folglich müfste eben so ungewifs, als uns unsre Tugend ist, auch die Hoffnung zur Vergeltung in einem bessern Leben seyn.

10. Doch alles dieses liesse sich mit Vielleichts beantworten; nur nicht diefs: dafs Sin-

nenwohl nie Zweck und Werk der Sittlichkeit, sondern der *Klugheit* sey, kategorisch verneinen. Folglich wäre auch darum kein künftiges Leben nothwendig, um die hier unerhört gebliebne Foderung der moralischen Natur in uns zu erfüllen, weil die moralische Natur nicht Glückseligkeit, Sinnenwohl, sondern Sittlichkeit fodert.

---

# ZEHNTE NACHT.

## 1.

### *Offenbarung.*

Ehmals zankten sich die Menschen um den *Empfang* der besten und wahrsten Offenbarung; jetzt streiten sich die Philosophen um die *Möglichkeit* einer Offenbarung; es wird vielleicht eine Zeit geben, wo man über den gesammten Kampf und seinen Gegenstand, wie über die Existenz der Gespenster und deren ernsthafte Widerlegung lacht.

Die trostvollen Lehren von einem väterlichen Gotte, einer wachenden Vorsehung, einer vergeltenden Unsterblichkeit, Lehren, deren Inhalt die Quaal des Bedürfnisses in der dienstbaren Vernunft veranlafste, könnten freilich auf keine bessere Art bewährt werden, als dadurch, dafs sich die unbekannten Objekte in der Wirklichkeit zu unsern Idealen entscheidend offenbarten.

Zwar rühmen sich Juden, Christen, Mahomedaner und selbst rohe Völkerstämme der Indier, des Genusses solcher Offenbarungen, die ihren Vätern geschehn seyn sollen; allein mit Recht wird die Aechtheit derselben in Zwei-

fel gezogen, ungeachtet man wohlthut, den Glauben derselben nicht zu zerstören, weil er eine Quelle anschnlicher Vortheile ist, welche auf keine andre Weise so leicht gewonnen werden können.

Dem Philosophen haben dergleichen Offenbarungen keinen Werth; es wäre denn, dafs die Verzweiflung, die Gewalt des Bedürfnisses ihn bewöge, die Vernunft, welche durchaus unbefriedigt läfst seine brennenden Wünsche, abzuschwören, und dem blinden, aber beseligenden Glauben zu huldigen.

Sollte ihm eine Offenbarung gültig seyn, so würde er folgende vorzügliche Foderungen im Bezug auf sie selbst erfüllt sehn müssen:

I. Eine Offenbarung über die wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit darf, um allem Zweifel ihrer Ächtheit entzogen zu seyn, nicht einem, oder einem ganzen Volke ausschliessend geschehn, sondern mufs allgemein seyn, der *ganzen menschlichen Gesellschaft* mitgetheilt werden.

Diese Mittheilung darf aber nicht so verstanden werden, dafs sie auf dem historischen Wege erreicht werde durch Erzählung, Überliefrung, sondern mufs unmittelbar selbst jedem Individuum zufliessen.

So lange noch Zweifel über die Genuinität der Offenbarung möglich sind, verliert sie

ihren Zweck, zu *überzeugen*, zu *vergewissern*. Man kennt die Magie der Einbildungkraft, den Zauber reger Nerven, dicken Geblüts und der Verstopfungen; kennt die Politik der Menschen, welche sich zu ihren Absichten alles unterthänig zu machen pflegt, und vorzüglich die Gerngläubigkeit der Sterblichen in Requisition sezt, — und eben daher würde der Unbefangne niemals durch die Erzählung der Offenbarung bekehrt werden können.

Wenn Demoiselle *Bourignon* uns in ihrem Werk vom neuen Himmel und der neuen Erde mancherlei Dinge entdeckt über Adam, den durchsichtigen, ätherischen Hermaphroditen und andrer Sachen mehr, so haben wir allerdings ein gegründetes Recht, ihre Anmuthungen auf unser Fürwahrhalten zurückzuweisen, und Verdacht zu setzen in die Reinheit ihres Verstandes.

Wenn *Mahumed* die Ideenmasse seiner Nation benuzte, seine Vorstellungen, als Offenbarungen darinn einzupfropfen, so halten wir ihn mit Recht für einen feinen Politiker, und wenn er, um Nutzen zu stiften, *so* handelte, so nennen wir ihn einen Wohlthäter und Menschenfreund, allein unsre Überzeugung wird durch seinen Coran nicht gelenkt.

II. Es ist nicht genug, dass die Offenbarung zu einer Zeit dem ganzen Geschlecht, welches

auf Erden unter dem Namen der Menschen wohnt, enthüllt werde: sie muſs unmittelbar auf immerwährende Zeiten fortdauern.

Die Gründe zu dieser Foderung sind dieselbigen, welche bei der vorhergehenden angeführt wurden. Was ein andrer vor uns gesehn, und allein gesehn hat, sehn wir nicht mehr, hat für uns keine apodiktische Gewiſsheit. — Der Inhalt aller Offenbarungen der Vorwelt ist von der Beschaffenheit, daſs die menschliche Gesellschaft ihn durch sich selbst gewinnen konnte; es sind *Ideen*, welche der Glaube sich täuschend als Realitäten geben lieſs. Man drang auf den Glauben an Gott, Unsterblichkeit und Vorsehung, gab aber nie objektive Gewiſsheit von denselben; dieser objektiven Gewiſsheit wollten nur diejenigen genossen haben, welchen unmittelbar die Offenbarung geschehn war.

Ob sie aber wirklich im Besitz des Schatzes waren? — Wer hebt diesen Zweifel?

Nimmt man noch dazu, daſs die Offenbarungen und Wunder nur unter den Völkern und in den Zeiten sich ereigneten, wo die Phantasie noch unbeschränkte Souverainin war, wo Vernunft und Verstand nur, als Vasallen, am Throne dieser reitzenden Königin standen, so wird der Werth jener Schätze immer verdächtiger.

Je mehr die Vernunft unter den Völkern herrschend wurde, je seltner wurden die Visiten der Götter und ihre Orakel. Wenn daher einige Theologen unsrer Zeit die Vernunft als ein Kind des Satans, oder als einen uns fanatisirenden Teufel verdammen, so haben sie in ihrer Art recht. Da die Götter uns seit der Zeit weniger mit Wundern begünstigen, so ist dieſs ein heller Beweis ihres Miſsfallens an der Vernunft.

III. Da die objektive Gewiſsheit vom Daseyn Gottes, und der Seelenunsterblichkeit nicht anders erkannt werden kann, als durch unmittelbare Anschauung der Objekte selbst: so ist keine Offenbarung dieser Objekte möglich bei der gegenwärtigen Beschaffenheit unsrer Erkenntniſseinrichtung.

Denn alle Wege, welche wir bisher zur Entschleierung jener wichtigen Gegenstände einschlugen, führten uns nur immer zu einer subjektiven Gewiſsheit (und oft kaum!); wir erfuhren nicht mehr, als daſs das menschliche Denkvermögen durch seine dermalige Einrichtung gezwungen sey, solche Ideen zu erzeugen, ohne einzusehn, ob auch die Wirklichkeit ein ähnliches Objekt beherberge.

Sollten wir nun auch vom Daseyn des leztern evident überzeugt werden (Offenbarung): so müſste dieses auf einem Wege geschehn,

welcher uns jezt noch unbekannt ist. In jedem Falle aber wäre unsre gegenwärtige Geistes- und Sinnenorganisation nicht fähig, die Offenbarung zu empfahen, weil sie unvermögend ist, *Dinge an sich* zu erkennen, als welches doch das eigentliche Point der verlangten Offenbarung ist.

Wenn, um das Daseyn Gottes zu beweisen, die Natur der Dinge ihren Lauf veränderte, Todte in ihren Gräbern erwachten und unter uns einherwandelten, Sterne sich gegen die Erde senkten, oder auf das Geheis eines Menschen Berge tanzten und Meere sich versteinerten: so würde dieſs nichts beweisen, als daſs wir in unserer Phänomenenlehre durch die längste Erfahrung noch nicht ins Reine gekommen, sondern daſs auch andre Combinationen der Erscheinungen möglich wären. Wir würden dergleichen Erscheinungen *ausserordentliche* nennen, ohne daſs wir darum mehr wüſsten von den Dingen an sich, als vorher.

Die wunderbarsten Erscheinungen, die seltsamsten Einbildungen, könnten uns keinen Gott offenbaren; neue Vorstellungen, ohne Wahrnehmung eines ihnen entsprechenden Objekts in der Wirklichkeit, wären nichts, als neue Ideen, die höchstens das Gepräge subjektiven Werthes trügen.

Ein neuer Sinn also müfste in uns aufgethan werden, durch welchen wir uns unmittelbar mit den Noumenen in Verbindung setzen könnten; ein Organ müfste uns gegeben seyn, mit den Dingen an sich zu korrespondiren. Dann wäre die Offenbarung möglich, dann unser subjektives Wissen in ein objektives verwandelt, dann unsere Verhältnifsphilosophie in Realitäten aufgelöst.

So lange diese grofse Metamorphose unsrer Natur ausbleibt, sind Offenbarungen (nach dem Sinn, welchen wir ihnen gegeben haben) unmöglich.

2.

*Recapitulation.*

Wir sind umhergeschweift an den Gränzen des menschlichen Wissens, und fanden Dunkelheiten überall. Die wichtigsten Angelegenheiten, mit welchen wir uns beschäftigen können, sahen wir in trauriger Ungewifsheit wohnen. — Noch ist das grofse Räthsel nicht aufgelöst, *warum* wir existiren? *warum* wir in dieis Leben unwillkührlich, ohne unser Verlangen, hineingeworfen wurden? *warum* wir hienieden mit so unzähligen Unannehmlichkeiten zu ringen haben.

Wir haben auch nicht einmal die Hoffnung, jemals in dieser Welt Auskunft zu erhalten,

ob sich das gegenwärtige Seyn einem gröſsern anschliesse, ob wir um unsers Selbstes willen, oder zu unbekannten Zwecken, als Mittel hiehergestellt worden sind?

Von Leiden und Mängeln durch das Hierseyn hingefoltert, fragen wir die Vernunft und Erfahrung um Aufklärung; die Erfahrung schweigt, und die Vernunft bekennt, dafs unser Verlangen die Gränzen ihres Gebiets überflöge.

Wir finden das Leben an sich ohne Werth; es ist, wenn wir's in der lezten Stunde übersehn, ein Nichts; viele unsrer leidenden, unglücklichen Brüder verachten es, hassen es und doch fühlen sie sich durch den *Trieb* zu leben unauflöslich an ihr Elend gekettet, so dafs sie mitten im Jammer die Fessel nicht zerreissen können, um wieder überzugehn in das ruhige Nichtseyn, aus welchem sie durch eine fremde Hand entführt wurden.

Wir tummeln unter Täuschungen und unsichern Hoffnungen umher; haschen in der Verzweiflung den Schein für die Wirklichkeit. Unsre Philosophie, da sie den Schmerz nicht heben kann, giebt uns Betäubungsmittel, welche auf eine Zeitlang wirken.

Doch lafst uns unser Urtheil über die Welt und uns nicht eher vollenden, bis wir die beim Anfang unsrer Untersuchung aufgeworfnen Fragen sämmtlich beantwortet haben werden, da wir jezt nur erst einen einzelnen Theil der *menschlichen Hoheit*, einen Theil der *Besitzungen*, auf welche wir stolz sind, beleuchteten.

# No. I.

## In der Hermsdorf und Antonſchen Buchhandlung in Görlitz ſind folgende neue Bücher zu haben:

A. B. C. Schüler, der kleine. Ein Geſchenk für Kinder, welche bald zu leſen, und das Geleſene zu verſtehen wünſchen. 8. Salzb. 2 gl.

A. B. C. Buchſtabier- und erſtes Leſebuch für Kinder vom 5 bis 10ten Jahre. 8. Stettin. 3 gl.

Abhandlung von zweckmäſiger Behandlung der Pferde. 8. 5 gl.

Ackermann, D. J. C. G., Bemerkungen über die Kenntniß und Kur einiger Krankheiten, 2te Stück, gr. 8. Nürnberg. 9 gl.

Albini, B. S., Historia musculorum hominis, Ed. notisque illustr. D. I. I. Hartenkeil, 8 Maj. Bambergae. 3 Thlr. 8 gr.

Albonico, nützliche Bemerkungen für Garten- und Blumenfreunde, 3 Hefte, 8. Leipz. 18 gl.

Andachten, vernünftige und chriſtliche, und Gebete für Freunde und Liebhaber der Religion, herausgegeben von einem Freunde der wahren Gottesverehrung. 8. Tübingen. 8 gl.

Anfangsgründe, erſte, der mathematiſchen Geographie, zum richtigen Gebrauche der Erdkugel, 8. Berlin. 14 gl.

Andachtsübungen zur heil. Beichte und Kommunion aus verſchiedenen Werken der Gottſeligkeit geſammelt und zuſammen getragen, Frſt. 6 gl.

Anleitung, erſte, zum eigenen Leſen und Denken für Kinder, 8. Züllichau. 2 gl.

Anweiſung zum zweckmäſigen Beiſchlaf, für diejenigen, ſo einer Anweiſung bedürfen, 8. Hamb. 9 gl.

Anweisung für Frauenzimmer die ihrer Wirthschaft selbst vorstehen wollen, 10 Stücke, gr. 8. Berlin, 3 Thlr. 22 gl.

Arbitelli, sämmtliche Werke, metrisch und prosaisch übersetzt, mit einem vollständigen Kommentar, von J. G. K. Schlüter, 1r Band, gr. 8. Halle, 20 gl.

Arzt, der, als Geburtshelfer, aus dem Franz. des Hr. Sacombe, mit Anmerk. von D. Kramp, 8. Mannh. 1 Thlr. 10 gl.

Auswahl von Gedichten und Erzählungen dem schönen Geschlecht geweiht, 8. Frft. 12 gl.

Auszüge aus den neuesten medicinischen Proben und Einladungsschriften, herausgegeben von Bauchholz und Becker, 1r B. 1s St. 8. Altona, 10 gl.

Auszüge aus dem Tagebuche eines ausübenden Arztes über verschiedene Gegenstände der Arzneiwissenschaft, 2te Sammlung 8. Libau, 20 gl.

Bachmann, Sophron oder der erfahrne Lehrer für Eltern, Jünglinge und Mädchen, vorzüglich aber auch für Lehrer und Erzieher auf dem Lande, 8. Altona, 18 gl.

Baoglio, kleine Schriften aus dem Gebiete der Geschichte und der Staatswissenschaften, 1s Bochen, 8. Leipz. 16 gl.

Baatsch, ausführliche Beschreibung der Lohgerberei, zum Gebrauch für Lernende, 2r Theil, gr. 8. Dresden, 16 gl.

Bebobe, der Berlinsche Kinderfreund, 2r Theil, 8. Berlin, 6 gl.

Der Beischlaf, 3r Theil, 8. Berlin, 1 Thlr. 8 gl.

Beitrag zur Civil-Baukunst, worinnen die Stärke des Holzes und Eisens nach gemachten Versuchen erläutert wird, von Aufdachung der Ufermauern und Wasserbehältern ꝛc. 8. Frft. 18 gl.

Beitrag zur deutschen Rechtschreibung für Anfänger, oder faßlicher Unterricht jedes deutsche Wort recht zu schreiben, gr. 8. Helmstädt, 2 gl.

Beiträge zur Forstwirthschaft, 8. Leipz. 4 gl.

Bemer-

Bemerkungen eines franz. Bürgers, an dem Rhein, der Saar, Blies und Mosel und die Ursachen ihres bekannten Erfolgs, 8. Basel, 8 gl.

Bemerkungen eines Cosmopoliten über die interessantesten Gegenstände der Zeitgeschichte, gr. 8. Altona, 10 gl.

Bemerkungen, praktische, über die Zucht, Wartung und Krankheiten der Pferde, des Rindviehes, der Schaafe, Ziegen, Schweine u. s. w. gr. 8. Frft. 6 gl.

Beobachtungen, einige, über die Zucht der Obstbäume zu Spalieren, oder Versuch einer theoretisch-prakt. Anleitung zur Zucht dieser Bäume; 8. Prag, 6 gl.

Berkhan, Gebete für die Jugend in Liedern, 8. Hamb. 3 gl.

Berthe, Unterhaltungen eines Lehrers mit seinen Schülern über das Leben, die Lehre, Schicksale und Thaten Jesu Christi, 8. Köthen, 12 gl.

Betrachtungen eines Christen in den Morgen- und Abendstunden, nebst erbaulichen Gebeten auf alle Tage der Woche, 8. Bremen, 8 gl.

Bierägel, Anweisung zur praktischen Rechenkunst, 1r Theil, 8. 12 gl.

Blicke, unbefangene, in Frankreichs Zukunft, gr. 8. 8 gl.

Blühdorn, von den Redübungen auf gelehrten Schulen, gr. 8. Berlin, 3 gl.

Blum, Versuch einer Geschichte der zwischen dem deutschen und französischen Reiche errichteten Friedensschlüsse, gr. 8. Salzburg, 1 Thlr. 5 gl.

Bodmann, praktischer Entwurf eines gründlichen und vollständ. Amtsjurisdiktionalbuchs, gr. 8. Nürnb. 2 Thlr. 16 gl.

Briefe eines niedersächsis. Edelmanns an seine Söhne, ein Gegenstück zu Trenks-Leben, 8. Altona, 1 Thlr.

Briefe eines reisenden Franzosen über die Deutschen, ihre Verfassung, Sitten und Gebräuche, nebst Bemerkungen und Berichtigungen von einem Deutschen, 8. Frft. 1 Thlr.

Briefe

Briefe eines Philosophen an die großen Philosophen, 8. 14 gl.

Briefe über den Feldzug von 1794 von einem Offizier der Armee am Rhein, 1ste Samml. 8. 10 gl.

Briefwechsel, geheimer, zwischen Ninon von Lenclos, dem Marquis von Villanceaux und der Demoiselle d'Aubigné, nachmaliger Frau von Maintenon. Aus dem Franz. 1r Band, broch. 18 gl.

Briefwechsel, verbotener, oder Theodor Frankpairs, eines neufränkischen Soldaten Denkwürdigkeiten, von ihm selbst aufgesetzt. 2 Bde. 8. 1 Thlr. 12 gl.

Bulla, von Pflichten der Wirthschaftsvorsteher und Beamten, 8. Prag. 10 gl.

Bunzel, prakt. Erklärung der epistol. Texte zur Erbauung und Belehrung für Freunde eines vernünftigen Christenthums aus allen Ständen, 3 Theil, 8. Nürnberg. 12 gl.

Bürja, Lehrbuch der Astronomie, 2r Band, gr. 8. Berlin, 1 Thlr. 12 gl.

Burkes, Edm., Rechtfertigung seines politischen Lebens, übersetzt von Fr. Genz. 8. Berlin, 12 gl.

Büsch, Grundriß einer Geschichte der merkwürdigsten Welthändel von 1783 bis 1796 in einem erzählenden Vortrage, gr. 8. Hamburg, 1 Thlr. 12 gl.

Butenschön, Fr. Petrarca, ein Denkmal edler Liebe und Humanität, 1r Bd. 8. Leipz. 1 Thlr. 8 gl.

Campe, die Entdeckung von Amerika, ein Unterhaltungsbuch für Kinder und junge Leute, 3 Theile mit Kupf. und Charten, 4te Aufl. 8. Braunschweig, 1 Thlr. 12 gl.

Canzler, F. G., allgemeines Litteraturarchiv für Geschichte, Geographie, Statistick, Handbuch ꝛc. für 1794 und 95, 1ste Lieferung, gr. 8. Göttingen, 1 Thlr.

Charakteristik einiger jetztlebenden preußischen Geistlichen, 8. Germanien, 14 gl.

Chrestomathie deutscher Gedichte, gesammelt und erklärt von C. F. R. Vetterlein, 1r Bd. 8. Köthen, 1 Thlr.

Zschokke, Johann Heinrich Daniel

# Die Prinzessin von Wolfenbüttel.

Vom

Verfasser des Alemontade.

Erstes Bändchen.

---

Zürich, 18[illegible]

Bey Orell, Füßli und Compagnie.

# Vorbericht.

Der Stoff dieser Geschichte ist nicht mehr ganz unbekannt. Reisebeschreiber und Historiker erwähnten der ausserordentlichen Begebenheit, welche in diesen Blättern erzählt ist. — Mit vielen Nebenumständen machte sie zuerst ein Unbekannter in den: *Pieces intéressantes et peu connues, pour servir a l'Histoire &c.* weltkundig. — Fast auf die gleiche Art beschrieb sie der Chevalier le Bossu in seinen: *Nouveaux voyages d'Amerique septentrionale.* Doch ihm selbst schien sie an Fabel zu gränzen. Je vous avoue, sagt er p. 48: „que quoique je

tienne tous ces faits d'un *assez grand nombre* de personnes *dignes de foi*, je ne voudrois cependant pas en garantir l'authenticité.

Die Geſchichtſchreiber Rußlands verſchweigen das Factum, oder erzählen es, wie es öffentlich angegeben ward. Peter Heinrich Bruce meldet ſogar den Tod der Großfürſtin mit einer Umſtändlichkeit, welche faſt die Wahrheit deſſelben nicht bezweifeln läßt.

In dem Journal: Flora, Deutſchlands Töchtern geweiht, (Jahrgang 1797. May), befindet ſich unter der Rubrik: Die deutſche Prinzeſſin ebenfalls ein Auszug jener Geſchichte, mit einigen nähern Umſtänden über den letztern Aufenthalt der Fürſtin in Europa.

# Die Prinzessin von Wolfenbüttel.

# Erſtes Buch.

## I.

### An Laurent Belliſle der Chevalier d'Aubant.

Petersburg, 13. Auguſt 1714.

Endlich, geliebter Belliſle, hab' ich das Ziel gewonnen; endlich ſind meine Wünſche gekrönt! Bald kehr' ich nun in Ihre Arme zurück, um im Schoeße der ſtillen, ländlichen Natur mit Ihnen auf Ihren Gütern einige Monden zu verleben. O wie ungeduldig ſehn' ich mich nach dem ſchönen Augenblick der erſten Umarmung! und wie viele hundert Stunden ſind es von hier, dem traurigen Norden, bis zu den blühenden Gefilden Frankreichs!

Schon ſeit einem halben Jahre bat ich um Entlaſſung. Vor wenigen Tagen erſt erhielt ich ſie, und zwar von Sr. Majeſtät, dem groſſen Czar ſelbſt, in den gnädigſten Ausdrücken. Ich wohnte dem in den Jahrbüchern der ruſſiſchen Monarchie unvergeſslichen Tage von Aland bey, wo faſt die ganze ſchwediſche Flotte erobert ward. Das Glück war mir hold. Ich fochʼ auf dem Schiffe und an der Seite des Czar, welcher diesmal unter dem Admiral Apraxin die Avantgarde kommandirte. Der ſchwediſche Vice-Admiral Ereuſchild, uns faſt an Stärke gleich, eröfnete den Angriff, indem er eine Fregatte verrücken lies, um unſre Bewegungen und unſre Macht zu beobachten. Bald ward das Treffen allgemein; bald donnerten aus tauſend ehernen Schlünden

alle Schiffe einander Verwüſtung und Tod entgegen. Der Czar, mitten im Dampf, Flamme und Vernichtung, war ſo kalt, ich möchte ſagen, heiter, als ſchwebe er in ſeinem eigenthümlichen Element, wie der Salamander im Feuer. Eins ums andre, war er bald Matroſe, bald General, bald Steuermann, bald Soldat. Seine Geiſtesgegenwart, ſein Heldenmuth hätten auch den feigſten Knecht beſeelen müßen. Zwey Stunden dauerte der hölliſche Kampf; Trümmern und Leichname tanzten auf den wilden Wogen des Meeres, und das Geſchütz rauſchte unaufhörlich das ungeheure Elend zu vermehren. Durch eine kühne Wendung gelang es uns der feindlichen Flotte den Wind abzugewinnen, ſie zu trennen, einen Theil derſelben zu umzingeln zwiſchen

den Klippen, und sie erobert in den Hafen von Abo zu führen.

Der Czar war nach diesem Siege so vergnügt, wie ich ihn nie gesehn. Mehrere der vornehmsten Offiziers von den andern Schiffen kamen herbey, ihm Glück zu wünschen. „Wer hätte das vor zwanzig Jahren denken sollen", rief der Czar; „daß wir Russen auf unsern selbsterbauten Schiffen heut auf dem baltischen Meere schlagen und siegen könnten"!

Nachdem er die nöthigen Befehle ertheilt hatte, die Segel gegen die Insel Aland zu richten, um sich ihrer zu bemächtigen, lies er mich vor sich berufen. Er unterschrieb noch einige Ordres, trank ein grosses Glas voll Branntenweins mit Einem Zuge leer, stand dann auf, umarmte mich und

ſagte: „Junger Mann, du haſt dich brav gehalten! Wie heißt du"? — Chevalier d'Aubant, Ihro Majeſtät. — „Gut, ſollſt Obriſt ſeyn! geh' an deinen Poſten, und diene mir ferner, wie heut"!

Die Gnade des Czar rührte mich tief. Doch benutzte ich den vortheilhaften Augenblick, meine Entlaſſung zu begehren. Ich erzählte ihm das Weſentlichſte von meinen Verhältniſſen in Frankreich, vom Tode meines Vaters, von der Nothwendigkeit meiner Heimkehr, die zerrütteten Vermögensumſtände meiner Familie wieder in Ordnung zu bringen. Der Monarch hörte mich ſchweigend an, drückte mir dann die Hand, und ſagte: „Ich verliere ungern wackre Leute; aber geh denn, ich will nicht wehren."

Bald nachher, ſobald wir wieder in Petersburg angekommen waren, ward mir der Entlaſſungsbrief ausgefertigt, nebſt der Einladung, an allen Feierlichkeiten und Feſten des Hofes Theil zu nehmen, ſo lange ich noch in Petersburg verweile. Dergleichen ſchlägt man nun nicht gern aus, beſonders, da ich noch einen Theil meiner Equipage erwarten muß, welcher in Moskau zurückgeblieben iſt. Ich beſchäftige mich inzwiſchen die neuen Anlagen zu ſehn, welche der Monarch mit jedem Tage vervielfacht; und wahrlich, man muß Jahre zu Hülfe nehmen, um nur das alles mit ſeinen Augen durchlaufen zu können, was dieſer auſſerordentliche Menſch in einem ſo kurzen Zeitraum erſchaffen hat. O wie elend winzig iſt das Leben von

tauſend Königen gegen das Leben dieſes Einzigen, in welchem faſt jede Stunde die Geburtsſtunde eines rieſenhaften Werkes iſt!

Das Schlachtfeld von Pultawa, wo Peter ſeinen fürchterlichen Nebenbuhler Karl XII. beſiegte und Schwedens Macht zertrümmerte, reihte ihn zu den erſten Feldherren ſeiner Zeit; auf den Gewäſſern von Aland erfocht er den ſchweren Ruhm des Seehelden, und die Würde eines Vice-Admirals. Seit eilf Jahren gründete er an den Sümpfen des Newaſtroms eine neue Stadt; er ſelbſt war Baumeiſter und Ingenieur; jetzt dehnt ſich dort das unermeßliche Petersburg Meilen weit aus. Noch immer wird hier gearbeitet; über vierzigtauſend Ruſſen und eine zahlloſe Menge ſchwediſcher Kriegsgefangener ſind täglich beym Bau beſchäftigt.

Und alles das, wovon die Hälfte hinreicht, einen Fürsten unsterblich zu machen, sind nur seine geringsten Thaten. Er ist Gesetzgeber und Reformator seines Volks zugleich. Er führt die wilden, barbarischen Nationen des unbekannten Nordens in die gesittete Welt ein; er hat der dummen, herrschsüchtigen Priester Fanatismus und Aberglauben gezähmt, ihre Gewalt zerbrochen, den Titel des Patriarchen abgeschaft; er selbst ist das Haupt des Clerus. Er hat sich selbst ein neues Volk gebildet, sich selbst Armeen geschaffen, sich selbst eine Hauptstadt des Reichs gebaut, sich selbst Flotten auf dem Meere gezimmert, und den Künsten und Musen Roms und Griechenlands in den Wäldern des moscovitischen Landes Altäre errichtet. — Diesem

Manne darf ſeine Nachwelt kein Denkmal baun, denn jedes wäre ein armſeliger Tand und Zeuge eines beſchränkten Geiſtes. Sein ungeheures Monument, welches er mit eigner Hand für die Ewigkeit aufführte, ſteht ſchon. Europa und Aſien ſind die Baſis; ſein Name iſt — Rußland.

Aber was treib' ich? Verzeihn Sie, lieber Belliſle, wenn Sie ſtatt eines Briefes eine Lobſchrift auf den großen Mann erhalten, der, ſo lange die Geſchichte der Welt erzählt hat, keinen Nebenbuhler in ihr findet unter all den tauſend Fürſten der tauſend Völker, die einſt waren. Romulus und Numa, wenn ſie eine kleine Räuberhorde zum regelmäßigen Staat bildeten, thaten viel; aber was iſt ihr Werklein neben dem ruſſiſchen Koloß, umringt

von ungleich polizirtern Staaten? Karl der Groſſe dürfte vielleicht mit dem Ruhm Peters in die Schranken treten, wenn gleich ohne Hoffnung des Sieges!

Ich kehre zurück nach Frankreich; aber die Erinnerung an das, was ich Großes gesehn, wird mich dahin begleiten, und unter dem unerheuern Maaßstab, mit welchem ich künftig die Verdienste unsrer Minister, Feldherren und Fürsten messen werde, wird alles zu einer Erbärmlichkeit zusammenschrumpfen, was ich sonst für bewunderuswerth gehalten. Zum Hofmann wenigstens bin ich einmal bis auf den Grund verdorben.

O Bellisle, wie dünkt sich jedes Fürstlein schon so groß, wenn es von dem Uhrwerk des Staats, welches einmal einge-

richtet iſt, den Staub abgeblaſen, daß es nicht flecke; wie bläht ſich ſo ein General, und meynt, wenn er einige Schlachten gewonnen, es dürfe niemand ferner mit ihm verglichen werden! Was träumt nicht ein Miniſter oder Rathsherr von ſeiner eignen Herrlichkeit, wenn er einen guten Geſetzesentwurf gegeben und deſſen glückliche Folgen wahrnimmt! Eitelkeit und Dünkel ſind die unfehlbaren Zeugen der Geiſteskleinheit. Mit ſtiller Majeſtät geht der Strom, wo er reichbefrachtete Schiffe führt.

Der Czar hat übrigens das Schickſal aller der erhabnen Sterblichen, welche von Zeit zu Zeit, wie Erſcheinungen aus einer beſſern Welt in die unſrige treten, um ſie zu erleuchten, zu veredeln, zu erheben. Wo

man ihn anbeten ſollte, wird er nur bewundert und angeſtaunt, wo man ihn lieben ſollte, wird er gehaßt. Sein Werk war ihm nicht leicht. Er hatte mit Gefahren von tauſend Arten zu ringen. Die Pfaffen verfluchen ihn heimlich; die Bauern verwünſchen ihn; die Bojaren läſtern ihn; die Strelitzen möchten ihn umbringen — genug, all das reichere und ärmere Geſindel, der träge erdenklöſſige Pöbel in allen Ständen, deren Anſehn, Geburtsrang, Herrſchaft, Privilegien, Vorurtheile, Aberglauben, Einbildungen und Grillen verletzt wurden, dieſe ſelbſtſüchtigen, moraliſchen Vielfraße, welche nichts als ihr eignes, ſchwammiges Etwas kennen, und unbekümmert um das von der Vernunft und Tugend gebotene Beſſere, ſich nur in ihrem

alten, hergebrachten Schlamme wohl fühlen — alle dieſe bilden eine alberne, feige Verſchwörung um den Erhabnen. An ihrer Spitze ſteht des Czars eigner Sohn — der Großfürſt Alexis.

Dieſer junge Menſch, weit entfernt, wie einſt Alexander um die Großthaten ſeines Vaters zu weinen, daß ſie ihm nichts Großes zu thun mehr übrig laſſen, ſpielt den Altklugen, und zuckt die Achſeln über die Erhabenheit deſſen, der ſein Urbild ſeyn ſollte. Er meidet den Hof, und giebt ſich mit rohen, unwiſſenden Ruſſen ab, die ſeiner Eitelkeit ſchmeicheln, und mit ihm im Branntenweinſaufen meiſterlich wetteifern. Iſt er in Moskau oder Petersburg, ſo ſieht man ihn, ſtatt von Künſtlern, Gelehrten, Feldherren und Staats-

männern, nur von schmutzigen Pfaffen umgeben, die ihn benedeyen, als einen ächten, altgläubigen, braven Russen, der den wohlhergebrachten Schlendrian liebt, und die Neuerungen haßt, in denen sie nicht glänzen können, weil sie nicht Geist und Bildung und Kraft genug haben, etwas Vorzügliches zu leisten. Jetzt ist Großfürst Alexis in den Bädern zu Karlsbad, wohin er seine Beyschläferin Euphrosine, ein Mädchen aus der niedrigsten Volksklasse, eine Finnländerin glaub' ich, mit sich geschleppt hat. Sein Vater, der Czar, soll deswegen sehr aufgebracht gegen ihn seyn, besonders da die Gemahlin des Großfürsten erst seit kurzem von einer Prinzessin entbunden worden, und in gefährlichen Umständen war. — Doch kein

Wort

Wort mehr von diesem Unwürdigen, auf den alle Moskowiten hoffen, daß er der Wiederhersteller ihrer langen Bärte und abentheuerlichen Landestracht werde.

Morgen mehr! Heut ist Ball in Peterhof.

---

15. August.

Sie müßen nun freylich nicht glauben, lieber Bellisle, daß die weitläuftige Hauptstadt des russischen Reichs, welche kaum seit zehn Jahren da steht, an Pracht und Schönheit wetteifern könne mit unserm Paris. Sie suchen vergebens die Louvres, Thuillerien, Notredames, Boulewards und Quais. Hier sind die meisten Häuser noch von Holz, und zwar Balken auf Balken gelegt, die nur nach der innern Seite zu mit der Axt glatt gehauen sind, ohngefähr

wie die Hütten ſchweizeriſcher Alpendörfer. Sie ſind mit Schindeln, oder auch nur mit Brettern gedeckt; und, um den Regen beſſer abzuwehren, hat man die untere Dachſeite entweder mit Rinden von Birkenbäumen, oder die obere mit grünen Raſen belegt, daß ſie im Sommer, von oben herab angeſehn, Bruchſtücken einer von Erdbeben gebrochnen Wieſe gleichen. Es giebt bis jetzt in Petersburg nur wenige von Steinen aufgeführte Gebäude. Die Wohnung des Czar, des mächtigſten Monarchen von Europa und Aſien, erhebt ſich am Ufer der Newa, aus Mauerſteinen erbaut, zwey Stock hoch. Sie hat das einzige Annehmliche, daß man von hier aus den größten Theil der Stadt und der Feſtung überſehn kann. Auf Befehl des

Czar müßen jetzt alle Großen des Reichs ihre Gebäude maſſiv aufführen. Ueberall erblickt man Fuhren, Steinhauer, Kalkbrenner, Maurer und Zimmerleute. Das unermeßliche Petersburg ſtellt im Kleinen ein Bild von dem Weben und Treiben in der ganzen Monarchie dar, welche gleichſam vom Grund auf neu errichtet wird. In der Stadt ſelbſt iſt noch alles ſo neu, daß ich Ihnen nicht einmal ſagen kann, wo ich wohne; denn die wenigſten Straſſen haben allgemein eingeführte Namen. Man muß ſich durch bekannte Leute führen laſſen, um nicht in dem großen Labyrinth Tage lang zu verirren.

Die Gegend umher iſt nicht reitzend, ſondern unwirthlich, reich an Sümpfen, Gewäſſern, unfruchtbaren Haiden und Wild-

niſſen. Alles das erwartet noch eine ord-
nende, verſchönernde Hand ſpätrer Zeiten.
Der Pflug hat dieſen wilden, kaltgründi-
gen Boden nur in ſparſamen Verſuchen
hin und wieder angebrochen. Alles iſt da-
her ſehr theuer, weil die Lebensmittel aus
den entlegenſten Gegenden, viele hundert
Stunden weit zugeführt werden müßen.
Nicht einmal zahmes Obſt wächst hie um-
her, ſondern die einzige genießbare Frucht,
ſo von der Erde freywillig gegeben wird,
ſind Erdſchwämme. Die Waldungen herr-
ſchen noch unüberſehbar; aber meiſtens von
düſterm, traurigem Anſehn. Statt des
lachenden Grüns der Buchen und Eichen
ſieht man nur Weiß- und Rothtannen;
allenfalls auch Birken, Ulmen, Eſpen und
Erlen. Die Eichen muß man von Caſan

holen. Ein glücklicher Einfall des Czar war der Befehl, welcher jeden Hausbesitzer verpflichtete, Linden vor seinen Thüren zu pflanzen.

Um ihnen von dieser Hauptstadt der größten Monarchie Europens mit wenigen Worten einen Begriff zu geben, darf ich Ihnen nur sagen, daß man noch letzten Winter vor den Thoren derselben auf Wölfe und Bären Jagd machte; daß man hier fast acht Monate lang Winter, und an den kürzesten Tagen desselben die Sonne kaum drey Stunden lang sieht, so wie man sie in den längsten Tagen des Sommers kaum drey Stunden am Himmel vermißt, und die Nächte eigentlich nur aus Morgen- und Abenddämmerung zusammengesetzt sind.

Sie werden mirs daher gern glauben, daß ich nicht ehrgeizig genug bin, um mein Leben, welcher Preis mir auch geboten werden könnte, in dieser Wilde zu beschliessen. Doch eben so wenig würd' ich mir die rauhen Tage, so ich in derselben unter Kriegsgetümmel und Gefahren aller Art genoß, meinem Gedächtniß entkaufen lassen. Wir leben unterm Monde nur einmal! und ein Thor ists, welcher sich nicht so wohl bettet, als er immer kann. Jetzt sehn' ich mich nach Stille, und in die Schatten meiner heimathlichen Haine zurück. Ich steh' in der Mitte meiner irrdischen Laufbahn, und will die zweyte Hälfte meiner Stunden in süßer Ruh verzehren, da ich die erste in mannigfaltiger Geschäftigkeit durchflogen habe.

Ich denke mir den Erdball zuweilen wie einen weitläuftigen Ameisenhaufen; und vergleiche die Menschen mit jenen betriebsamen, rastlosen Thierchen. Wie klein erscheinen mir da die Sterblichen mit ihrem Thun; sie bauen für einen Tag; der folgende zerstöhrts. Das Geschöpfchen, welches eine weite Kammer voll Weihrauch zusammengeschleppt hat, und sich in seinem eingebildeten Reichthum gefällt, ists denn reicher und glücklicher, als die andre Ameise, welche nur immer so viel hat, als sie eben bedarf? Dem Menschen gehört nicht, was er genießen kann, sondern nur was er genoß und genießt. Ein Hauch! und was er hatte wird das Habe von andern. Drum quält mich der Kummer um Reichthum nicht; wer seine Bedürfnisse

eben ſtillt, iſt reich — der Beſitz alles andern nur Beſitz todten Staubes. Und wenn die Ameiſe Tauſenden Befehle giebt, die um ſie herum irren, und tauſende ſie nennen, iſt ſie darum mehr, als ein ſchwaches, hinfälliges Inſekt? Was iſts mit dem Ruhm der Menſchen anders? Kein wirkliches Gut, ſondern ein verächtliches, kleines Spiel der ſich ſelbſt kützelnden Phantaſie. Ich lobe mir das Thierchen, welches ſein kurzes Daſeyn mit Wucher anlegt; überall iſt; alles ſieht, alles genießt, und nicht mit hohlen Einbildungen ſich begnügt; und ſo iſts mir wohl. Der Erdball iſt mein Vaterland; ich hab' ihn ziemlich durchkreuzt; ich bin mit Bettlern und mit Fürſten zu Tiſch geſeſſen; ich habe mit Katholiken, Juden, Griechen und Lu-

theranern Brüderſchaft geſchloſſen; ich habe die Kriege der Menſchen mitgemacht, und es faſt in allen Ständen längre oder kürzere Zeit verſucht, wie ſichs darin lebt.

Das hat mich zum Philoſophen gemacht; doch bin ichs nur erſt halb. Es kleben mir noch zu viel Ammenmährchen und Grillen aus meinen Kindheitstagen an. Ich will ſie aber abſtreifen, wie man Kletten abſtreift, die man auffängt, während Blumen geſammelt werden ſollen. Wir glauben nicht mehr an Geſpenſter und Teufelskünſte; aber wir glauben noch an viel andre, viel ſchädlichere Dinge, die unſern Geiſt verkrüppeln, und unſer ganzes Daſeyn verbittern können. Unſre Erziehungskunſt liegt fürwahr noch in der Wiege, trotz aller hochberühmten Männer, die ſie

zu veredeln glaubten, und trotz aller Bibliotheken, so sie zusammen schrieben.

Sie verstehn mich nicht, geliebter Bellisle! und ich glaub es gern. Wollen Sie Geduld mit mir haben, so will ich Ihnen die Erklärung geben in diesem Briefe. Legen Sie dieß Blatt tausenden Ihrer Mitbürger vor; sie werden es lesen und wiederlesen und doch nicht verstehn. Wer die Weihe in meine Mysterien haben will, muß die Welt so von allen Seiten gesehn haben, wie ich, und gelernt haben, daß das Wesen nicht Schein, und der Schein nicht das Wesen sey.

Ich habe die beßte Erziehung von der Welt genossen, was man nun so heutiges Tags die beßte nennt, und bin doch sehr verdorben worden durch die Menge der

Vorurtheile, welche mir mit der Muttermilch eingeflößt wurden. Ein gesunder Leib ist nicht derjenige, dessen bleiche Wangen mit Carmin geröthet, dessen fehlende Zähne mit Elfenbein ergänzt, dessen mangelnde Gliedmaßen durch Kissen und Holzformen verheimlicht werden. So ist eine gesunde Seele die, welche nichts scheint, sondern alles ist.

Aber sehn Sie umher und suchen Sie unter den Millionen Wesen, von denen Sie umgeben sind, einen gesunden Geist! — Suchen Sie einen wirklichen, kraftvollen, unverstümmelten Menschen, der mit der Natur eins ist! — Der Spaß von Diogenes Laterne ist von den meisten Erzählern und Hörern gar nicht verstanden worden.

Man erzählt uns in der Kindheit zwar

keine alberne Gespenstergeschichten mehr, aber man vergiftet unsre zarte Seelengesundheit mit Afterglauben andrer Art. Wir werden angelehrt Werth in großen Reichthum zu setzen, und den Millionär hoch zu preisen; der Besitz einer Tonne Goldes wird uns, wie ein erhabnes Menschenziel, gerühmt. — Fürchterliche Thorheit! so impft man dem Kinde früh die ewige Unersättlichkeit nach Gold und die ewige Unzufriedenheit ein, mit dem was wir haben. — Man rühmt uns, statt der einfachen Schönheit die prächtigen Kleider; wir müßen uns früh vor dem Tressenrock beugen; wir lernen einen Genuß setzen im Gebrauch von Equipagen und Bedienten. Daher ein Heer von Albernheiten durch unser ganzes Leben. Wir

ſind nicht mehr zufrieden mit ſchlichten, reinlichen Gewändern unſern Leichnam zu decken; wir wollen mit beſſern Lumpen prangen. Wir laſſen das Vorurtheil Wurzel ſchlagen, daß der Mann nach dem Kleide beurtheilt und durch feinere Tücher edler, ſein Umgang intereſſanter wird. — Man kann in unſrer Kindheit nicht früh genug den Durſt nach Ehre und Anſehn in uns erregen; der Durſt dauert unauslöſchlich, bis ans Grab. Wir gewöhnen uns den berühmten Mann als einen erhabnen, großen Menſchen, den Mann auf einer höhern Amtsſtufe für einen auſſerordentlichern zu halten. Dahin geht nun unſer unſeeliges Dichten und Trachten; und haben wir endlich einen Poſten oder einen bekannten Namen gewonnen.

ſo dünken wir uns gröſſer, auſſerordentlicher, denn alle andre. Es iſt ſchon genug einen geſtickten Stern auf dem Rock, einen ſeidnen Lappen im Knopfloch, einen Kammerherrn-Schlüſſel, oder wie bey den Völkern, welche wir Wilde heiſſen, einen Armring von Knochen zu tragen, um uns vergöttlichter zu wähnen. Elendes, kindiſches Selbſtbetrügen! — Und dieß iſt ſo allgemein unter uns, die wir uns über die kindlichen Wilden am Oronoko erhaben glauben und ihnen doch auf ein Haar gleichen, nur daß wir unſre Bedürfniſſe auf einen Grad vermehrt, und unſre Thorheiten vermannigfaltigt haben, davon den ſogeheiſſenen Barbaren keine Ahnung anfliegt. —

Doppelt iſt der Erfolg dieſer Jugend-

bildung. Wir beten den Staub an, und überſehen deſſen Seele; unſer beſſeres Selbſt erſäuft im Strudel von Einbildungen, albernen Leidenſchaften und Thorheiten; wir leben nicht für das, was wir ſind, ſondern für das, was keines Odemzuges werth iſt. — Haben wir nicht Kraft genug, oder hindern uns Unfälle, das vorgeſteckte Ziel zu erreichen, ſo wollen wir doch der Welt glauben laſſen, daß wir davon nicht mehr weit ſind. Wir üben uns, Alles das zu ſcheinen, was wir ſeyn mögten. Wir werden Schauſpieler, und ſtellen andre Perſonen vor, die mit uns keine Aehnlichkeit haben.

O Belliſle, ſehn Sie um ſich her, und vom königlichen Audienzſaal bis in die Werkſtatt des Handarbeiters finden Sie,

ſtatt der wirklichen Menſchen, nur ihre Larven. Jeder wird von Allen betrogen; aber Alle wollen dafür auch Jeden betrügen. Es iſt keine Wahrheit, es iſt keine Natur — es iſt alles Einbildung und Hirngeſpinſt. Wir begehren nicht den Schatz, ſondern was in unſerm Wahn glänzt. Wir fürchten nicht die eigentliche Gefahr, ſondern ſterben aus Verzweiflung und Angſt vor unſern Einbildungen. — Es iſt alles Geſpenſterfurcht oder Schatzgräberey einer andern Art — und an Allem iſt unſre elende Erziehung ſchuldig.

Sie haben lange keine Briefe von mir empfangen, geliebter Bellisle; Sie haben mich lange nicht geſehn. Drum iſts wohl gut, daß Sie auch meinen innern Menſchen kennen lernen; daß ich Ihnen ſchreibe,

wie ich denke. Sie können freylich auch in Büchern, wenn Sie Luſt haben, moraliſche Abhandlungen leſen — aber ich weiß nicht, ob Sie den Gedanken darin finden, der in dieſem Briefe liegt. Ich erzählte Ihnen nicht meine Abentheuer, aber das Reſultat derſelben.

---

Nach Mitternacht.

Es wird bald der Morgen graun. Alles ſchläft; ich bin der Ruhe unfähig. Das Blut in meinen Adern iſt Feuer werden; meine Odemzüge ſind eben ſo viele Seufzer; mein Geiſt taumelt durch die Hölle und Himmel des Wahnſinns. Ich bin nicht mehr ich ſelbſt. Ich weiß es. Mitten in der Raſerey des Fiebers haſch ich die Feder. Es wird Unſinn geben:

ich kann es voraus wiſſen. Aber ich will wieder leſen, wenn ich geneſen bin, um zu ſehn, wie ich mich in dieſer Verwandlung aufnahm. Daß ich noch dieß denken kann, überzeugt mich von der Hoheit des menſchlichen Geiſtes, welcher über dem Sturm der chaotiſch in einander wogenden Sinnlichkeit, wie ein Adler ſchwebt über Gewittern und empörten Oceanen. Stolz giebt dieſe Höhe; aber ſüßer iſts im ſchönen Wahnſinn drunten. Ich will mich wieder hinabtauchen; ich will mich geduldig hinwegfluten laſſen; ich will nicht mehr Ich ſeyn — einſt werd' ich wieder erwachen.

O Bellicle! daß ich noch in dieſen Momenten an Sie denken, daß ich noch in dieſer Verwilderung Ihren Namen ſchrei-

den kann, iſt der höchſte Beweis der Liebe, ſo ich Ihnen jemals gegeben. Aber keine Worte mehr — zur Sache! Ich verſuche die Langſamkeit meiner Feder, neben deren trägen Strichen in jeder Secunde Millionen meiner Gedanken vorüber blitzen, und der elendeſte, lahmſte allein nur auf dem Papiere liegen bleibt, wie ein ausgelebter Leichnam. Doch nein, ich kann ja mein ganzes Univerſum, mein Entzücken, meinen Jammer, Alles, Alles was über und was unter den Sternen Himmliſches und Hölliſches wohnt, mit Einem Worte ausdrücken — Ich will! Chriſtine, Chriſtine heißt das Wort, und ich zittre indem ich ſchreibe, und mein ganzes Weſen liegt wie unter einer Feuerflamme verzehrt, aufgelöst, aſchenhaft zuſammen.

Nein, ich liebe nicht, o Belisle, gewiß nicht. Ich weiß ja wohl, was Liebe iſt; ich habe ja geliebt. Nein, es iſt Wahnſinn, was mich durchglüht — wunderſüßer Wahnſinn, Trunkenheit, Taumel — wie ſoll ichs nennen? Verwandlung, Zerſtöhrung — Alles, ſeitdem ich Chriſtinen geſehn habe. Als Semele den Gott der Götter, Jupiter, in der ganzen Majeſtät und Herrlichkeit ſeines olympiſchen Weſens ſehn wollte, die blöde Sterbliche! und er nun erſchien in ſeiner unermeßlichen Alles verklärenden, Alles durchſtrömenden unverſchleierten Gottesnatur, da fühlte ſie, wie ich — nicht mehr Bewunderung, Entzücken, Liebe, ſondern — Vernichtung.

Und dieß iſt mein Zuſtand. Täuſchen

Sie ſich nicht, Belliſle, wenn Sie dieſe verworrenen Zeilen leſen — es iſt nicht Liebe; Chriſtine iſt von mir entfernter, als die Sonne vom Erdball. In keiner Ewigkeit durcheil' ich die endloſe Kluft von mir zu ihr. Auch begehr' ichs nicht, will nichts — ich verlaſſe Petersburg, Rußland — Alles. Ich gehe nach Frankreich, ohne einen Schatten von Wunſch. Chriſtine iſt vermählt; Alexis, der Sohn Czar des Großen iſt ihr Gemahl; die deutſche Kaiſerin iſt ihre Schweſter; vielleicht hat das Schikſal die jetzige Großfürſtin zur einſtigen Selbſtherrſcherin des ruſſiſchen Nordens beſtimmt.

Nein, Belliſle! — Doch ich will Sie nicht mit meinen Schwärmereyen beläſtigen. Ich will Ihnen die Geſchichte mei-

nes heutigen Tages ohne Zwischensprung erzählen; ich will mich mit angenommener Geduld quälen, bis ich wieder zu dem schönen Namen gelange, und in ihm die ganze Glut meiner Gefühle niedergieße.

Diesen Abend war Ball im Peterhof. Das Schloß des Czar ist noch nicht ausgebaut; aber es schien, als sollte es mit dem heutigen Fest die große Weihe empfahn. Alles geschah zu Ehren der schönen Großfürstin Christine, welche, des schönsten Looses werth, verehret vom Czar, angebetet von allen Russen, vergöttert selbst von den eisgrauen Bojaren, an einen Unhold vermählt ist, der eine niedrige, verworfne Dirne aus Finnland dem Himmel in Christinens Herzen versetzt. Setzt einem Eber die königliche Krone auf-

er wird ſich mit der Krone im Kothe wälzen, noch mir vor.

Die Großfürſtin hat das Wochenbett verlaſſen. Am 23. July gebar ſie ihrem Gemahl eine Prinzeſſin, welche in der Taufe den Namen Natalie empfieng. Der unempfindliche Halbmenſch Alexis blieb mit ſeiner finniſchen Metze im Karlsbade; die Vaterfreude lockte ihn nicht zurück. Sein Vater, der groſe Czar, erſchöpft ſich indeſſen faſt, ſeiner Schwiegertochter die Ausſchweifungen und die Rohheit des ungerathenen Sohns vergeſſen zu machen. Er hat ſie mit einem glänzenden Hofſtaat umringt; Feſte aller Art wechſeln, wie die Tage.

Und ſo ſah ich ſie an dem heutigen. Vor neun Tagen feierte man ihr zwanzigſtes Geburtsfeſt.

Ach, Bellicle, erinnern Sie ſich noch eines Miniatur-Gemähldes, welches ich Ihnen vor einigen Jahren zu Calais ſchn ked? Sie glaubten damals nicht, daß es das Werk meines Pinſels und meiner Einbildungskraft war. Ich erinnre mich wohl, wie Sie es mit dem ſtillen Lächeln des Entzückens anſtarrten, und gen Himmel hoben, und riefen: „Unter deinem blauen Gewölbe wohnt ſolch ein Engel nicht — ich ſtürbe noch heute gern, fänd' ich ihn droben"! Sie ſahn mich erröthen, meine Augen von einer verheimlichten Thräne glänzen. Sie forſchten um mein Geheimniß; ach! ich ſelbſt hätt' es mir ſo gern ewig verſchwiegen, wie theuer mir das Urbild meines Gemähldes war.

Ich taumle in einem Wundergarten.

Mein Leben iſt ein zaubervolles Labyrinth — ich begreife nichts — die Dinge erſcheinen und verſchwinden, ſchlingen ein magiſches Band um meine Seele und ziehn ſie in den Strom der Begebenheiten hin. Sie wird nicht genesen, bis im Tode.

Als ich mich in das feſtliche Gewühl der Verſammlung zu Peterhof miſchte — als ich dem Czar vorgeſtellt war — öffneten ſich die Flügel einer Nebenthür — am Arm der Gräfin von Königsmark trat ſie herein... o Bellisle, ſoll ich ſie Ihnen beſchreiben? Wenn meine kühnſte Einbildung das Innerſte des Himmels durchdringt, ſind ich unter den Seeligen ſolch eine Geſtalt nicht.

Sie war es wieder!

Doch nein, keine Sylbe mehr. Ich erſchrecke vor meinen eignen Worten — ſie

ſpiegeln mir meinen Wahnſinn zurück, wie der Spiegel eine Geſtalt. — Schon flammen die Wellen der Newa vom Morgenroth. — Ich muß ruhn, und mein Fieber verglühn laſſen, eh' ich die Feder wieder nehme.

---

## Die Großfürſtin Chriſtine an die Gräfin Julie von B.**

Petersburg, 2. September 1714.

Wie rührend iſt die Stimme deiner Liebe, meine Julie! Wenn ich deine Briefe leſe, nur die Züge deiner Hand erblicke, dann vergeß ich träumend, wo ich bin; dann haucht mich wieder Deutſchlands milder Himmel an, dann ſeh' ich wieder die Schattengänge und die Lauben im Schloßgarten meines Vaters, wo wir als Kinder in ſeliger Unſchuld hüpften unter tauſend Blu-

men, und ſeh' in dieſen nordiſchen Wüſeneyen, wohin mein Schickſal mich bannte, die ſilberne Blüthenfülle der Fruchtbäume wieder, in deren Schatten wir unſre Kränze einſt flochten.

Kalt und wild iſt, in der Nähe des Nordpols, die Natur und ihr Menſch. Faſt ſeit drey Jahren wohn' ich von meinen Lieben fern, und noch immer leb' ich unter fremden Weſen. Keiner verſteht meine Sprache, und die leiſern Töne meines Herzens verhallen und finden kein fühlendes Herz. Ohne die Gräfin von Königsmark, ſo wenig auch unſre Denkarten und Anſichten der Dinge harmoniren, wärd' ich glauben, ſchon geſtorben, und in einen traurigen Planeten vom Schöpfer verwieſen zu ſeyn, wo ich eine Ewigkeit lang Sünden abbüßen ſoll.

Meine Geſundheit iſt wieder vollkommen. Dank ſey es den unzerſtöhrbaren Kräften der Jugend. Nun will ich dir öfter ſchreiben: Die Unterhaltung mit dir ſoll meine ſchönſten Morgenſtunden ausfüllen. Dein Bild hängt vor mir, vergegenwärtigt den Traum der Vergangenheit und füllt mich mit ſüßen Täuſchungen.

Glaub' es doch nicht, ich beſchwöre dich, daß in dieſer Heimath des ewigen Winters auch mein Herz jemals für dich erkaltet ſey. Nein, Julie, du bleibſt mir theuer, wie ein Kleinod, welches ich aus beſſern Welten hieher gebracht; wie ein Engel, der durch das Paradies der Kindheit mit mir wallte; wie eine Schweſter, deren ſchönes Herz die Hand der milden Natur an das meinige unauflöslich ſchloß.

Und, Julie, wenn ich dein zärtliches Vertrauen nicht erwiederte — wenn ich auf deine tausend Fragen seit Jahren schwieg — wenn ich dir mein häusliches Leben verschleierte — glaub es mir, ich wünschte, du solltest mich glücklich wähnen. Ich wollte dich täuschen, um dich wegen meiner ohne Kummer zu sehn. Bin ich nun glücklicher, nun getröstester, nun du mich beweinst?

Du sagst, ganz Europa kenne meine traurige Lage, ganz Europa die Bitterkeit meines Looses, und weihe mir Mitleiden — nur ich allein wolle mein unverdientes Elend dir verheimlichen.

Nun ja denn. Magst du es wissen. Der Großfürst, mein Gemahl, ist von Natur eines finstern Charakters. Ich habe nicht — O Julie, wie schwer wird es mir, dirs

Wort zu ſchreiben! — ich habe nicht das Glück ihm zu gefallen. Ich war nicht das Weib ſeiner freyen Wahl — und daher ſtammt vielleicht ſein Widerwillen.

Drey Jahre lang warb ich vergebens um ſeine Gunſt. Man ſagt wohl, wir Weiber könnten Wunder wirken mit einem Lächeln, einer Thräne — nichts wäre uns unmöglich. Mir ſcheint leider die Natur das glückliche Talent verſagt zu haben. An den Launen meines Alexis ſcheitert jede Kunſt. Er ſcheint für mich von jenen bezauberten Quellen getrunken zu haben, aus denen Arioſts Rinaldo ſeinen unbeſiegbaren Haß gegen Angelika ſchöpfte.

Ich habe endlich — und drey Jahre ſind eine lange Schulzeit — mich an den Haß meines Gemahls gewöhnt; vielleicht ge-

wöhnt er ſich noch an meine Liebe, die ich ihm ſchuldig bin. Sehn wir am Ende, wer den Preis gewinnt.

Ja, geliebte Julie, da du nun das Geheimniß meines Schickſales weißt, ſo wiſſe denn Alles — Ich habe ſeit drey Jahren unausſprechlich gelitten, und der verborgne Kummer hat meine Kräfte faſt bis zur Neige aufgezehrt.

Einſt war ich der Liebling meiner fürſtlichen Eltern. Die Liebe wiegte mich groß; die Freuden erzogen mich. Wohin ich mich wandte, flog mir das Herz freundlicher Menſchen entgegen. Ich kannte in der Welt keine Fremdlinge; kannte keine Sorgen, als die, Vergnügen zu geben und zu empfangen; keine Thränen, als ſolche, welche beym Anblick der Leidenden, oder beym

Leſen eines Gedichts, oder unter den ſchwermüthigen Tönen der Muſik ſtilles Mitgefühl meinen Augen entlockte. Jeder Morgen weckte mich zu einem kleinen häuslichen Feſte; unter ſchmeichelnden Erwartungen ſchlummert' ich Abends ein. Ein Tag glich dem andern; jeder trat wie ein freundlicher Genius lächelnd zu mir, und ſchied von mir lächelnd.

So ward ich dem Sohn des gröſten Monarchen vermählt. Ach, mit weiſſagendem Kummer ſah ich hinter mir das kleine Wolfenbüttel verſchwinden, wie ein göttliches Eden, deſſen ich unwerthes erklärt zu ſeyn ſchien.

Schon der erſte Anblick deſſen, dem meine Hand beſtimmt war, füllte mich mit bangen Ahndungen. Nicht, daß Alexis kein Mann

gewesen wäre, der durch sein Aeusseres wohl zu gefallen hoffen dürfte. Der Großfürst ist von hohem, schlankem Wuchs und männlicher Haltung. Schwarzes Haar und schwarze Augen, ein angenehmer Ernst in seinen Gesichtszügen, und ein gewisses, unerklärbares Etwas, welches ihn, er sehe und thue, wie er wolle, den Erben des größten Reichs der Welt nennt, geben seiner Gestalt Interesse. Er spricht die deutsche Sprache geläufig. Er kann, wenn er will, sehr liebenswürdig seyn — aber — er will es nie.

Seine Erziehung war versäumt. Während der Czar, sein erleuchter Vater, Europa durchreiste, Künste und Wissenschaften milderer Himmelsstriche auf seinen nordischen Schnee zu pflanzen, während er

einem nie beſchifften Meere Flotten, wilden Völkerſtämmen Sitten, und undurchdringlichen Wäldern Städte gab, vergaß er dieſer neuen Schöpfung einen Thronerben ihrer würdig zu bilden. Der Prinz, umgeben von mißvergnügten Bojaren und abergläubigen Pfaffen, ſog mit der Muttermilch alle Vorurtheile ſeiner Nation, und den Haß gegen alle Neuerungen ſeines erhabnen Vaters ein. Das Schickſal ſeiner Mutter Euderia, welche der Czar ins Kloſter ſchickte und ihr den Schleyer zu nehmen zwang, goß neue Bitterkeit in ſeine Seele. Ein finſtrer Trotz ward ſeinem Charakter eigen. Er haßte, was von ſeinem Vater ſtammte. Was dieſen kränkte, machte ihm Freude. Er nahm den Aberglauben der dummen Popen, die rohen

Sitten der Bojaren an, und gefiel ſich, der Abgott des niedrigen Pöbels zu ſeyn. So verwilderte der Prinz. Sein Betragen iſt roh, ſeine Kleidung wahllos und unreinlich; ſeine Geſellſchaft ein Haufen fanatiſcher Mönche und verdorbner Wüſtlinge.

Julie, und dieſer iſt mein Gemahl!

Am Tage unſrer Vermählung zog mich der Czar zu ſich an ein Fenſter des Verſammlungsſaales, wo der Prinz ſchon ſtand. „Sieh", ſagte er zu ſeinem Sohn: „Du kannſt die alten Gebräuche nicht vergeſſen, und die langen Bärte verdrehn dir noch immer den Kopf. Mir folgſt du nicht mehr. So hoff ich denn alles von der Herrſchaft einer ſchönen, geiſtvollen, tugendhaften Frau über dein Herz. Und gehſt du auch aus dieſer Schule ungebeſſert

hervor, ſo biſt du wahrhaftig für die ganze Welt verdorben."

Ich ſchlug die Augen nieder und fühlte es, wie meine Wangen brannten. Dieſe Anrede, welche alles Zartgefühl ſo tief verwundete, muſte den Prinzen mit Argwohn und Verdruß gegen mich füllen. Ich hatte es ſchon in den erſten Tagen aus tauſend kleinen Zügen bemerkt, daß Alexis mich nicht aus freyer Wahl, ſondern auf Befehl ſeines Vaters zu ſeiner Gemahlin erhoben. Und als ich mit furchtſamer Verlegenheit nun die Augen aufſchlug, zu dem Neuvermählten — o Julie, da las ich in den düſtern Falten ſeiner Stirn, in den finſter vor ſich hinfunkelnden Augen den Schwur ſeines ewigen Widerwillens, und mein entſetzliches Schickſal.

So ward es — ſo blieb es.
Sey verſchwiegen und liebe mich.

---

Die Großfürſtin an dieſelbe.

Kaum hatt' ich, geliebte Julie, den letzten Brief abgeſandt, ſo empfieng ich den deinigen! — Wie bezaubernd iſt das Familiengemählde ſo du mir giebſt, und in welchem du ſelbſt die angebetete Göttin biſt!

Ich ſehe dich auf deinem ländlichen Schloſſe, im Schatten majeſtätiſcher Kaſtanien und Eichen, zu deinen Füßen den lachenden Garten, über welchen ſelbſt der Herbſt noch hundert Blumen ſtreut, und das frohe Dorf im Hintergrunde, deſſen Bewohner dich wie ihren Schutzgeiſt ehren.

Ich ſehe dich, glückliche Mutter, den ſchönen Säugling an deiner Bruſt, wie er tändelnd die Aermchen nach deinen herabfallenden Locken ſtreckt, und den Mann deines Herzens wie er entzückt vor der reitzenden Gruppe da ſteht, bald mit väterlicher Zärtlichkeit dann den flügelloſen Liebes-Gott auf deinem Schoeße küßt, bald ſeine glühenden Lippen mit der Innigkeit des Bräutigams an die deinigen ſchließt.

Ach, was hab' ich verſchuldet, daß ich auf dieſe Freuden Verzicht thun muß! Wie wäre mein Herz ſo ganz für dieſelben geſchaffen; wie geringen Erſatz gewährt mir der Glanz meines traurigen Ranges!

Töchter der Fürſten, unter allen Weibern des Erdbodens die beklagenswürdigſten, beneidet die Tochter eures ärmſten Unter-

thans; denn ſie darf lieben, darf ihre Hand dem geliebteſten der Männer reichen, und an ſeiner Bruſt mit Entzücken ihr Daſeyn verträumen, an ſeiner Bruſt mit ſtiller Seligkeit ſterben. Wie die Sklavinnen des Morgenlandes geſchmückt, werden wir dem Mächtigen dahin gegeben, der uns fodert; die Staatskunſt ſchließt den Vertrag, und unſer gebrochnes Herz iſt das Opfer.

Man heißt uns Götter der Erde, aber nimmt uns unſern Himmel. Wir ſind Menſchen, und man raubt uns das heilige Recht des Willens; wir haben ein Herz, und wir dürfen es nicht bekennen; die Natur iſt unſre Mutter, und wir müßen ſie verläugnen. Mit Thränen ſehn wir von unſerm Thron auf die häuslichen Freuden der Armuth, ſo uns verſagt ſind. Mit

unſern Juweelen und Schätzen können wir die Glückſeligkeit nicht kaufen, die unter dem Strohdach des Landmanns wohnt. Wir ſchmücken unſern Leib mit koſtbaren Metallen und Steinen; wir hüllen uns in prächtige Stoffe, und die Leckerbiſſen fremder Welttheile und Meere zieren unſre Tafeln — aber den tiefern Ständen laſſen wir die höheren Güter des Lebens; unſre Kleinodien erwärmen das Herz nicht; unſre Kronen werben uns keinen Freund; ach, und ob Millionen ihre Knieen vor uns beugen, und die Völker des ganzen Erdballs uns bewundern — dieſe todte Herrlichkeit gilt nicht die Liebe und zärtliche Treue eines Einzigen.

Barbariſche Ordnung, geſtiftet vom Wahnſinn des Ehrgeizes, welche dem Er-

ringſten der Sterblichen alles gab, was das Leben reitzendes tragen mag, und uns zu geldnen Kerkern verdammte! — —

Verzeih mir, Julie, wenn ich einen Augenblick unter dem Elende meines fürſtlichen Standes erliege. Meine Klagen ändern die Einrichtung der Welt nicht ab; das Vorurtheil des Ranges und der Geburt behauptet ſeine Herrſchaft, ſo lange die Völker ihrer Barbarey nicht entbunden ſind. Tauſend bittre, heimliche Thränen benetzten ſchon den Purpur der Fürſten, und werden ihn noch lange benetzen. Ach, niemand verſteht mich, als du — niemandem klag' ich, als dir.

Ich lebe — empfange denn als Gegenſtück des deinigen, auch ein Familien-Gemälde von mir — das einſame Leben

einer Wittwe, ungeachtet des glänzenden Hofstaats, mit welchem die Güte des Czar mich umringt hat, und ungeachtet der Kette von Festtägen, welche er durch meine Zukunft flocht, um meinen Kummer zu zerstreun. Ich steh in diesen feierlichen Versammlungen, bey diesen Lustbarkeiten und Spielen, wie eine fremde Zuschauerin; meine Augen irren suchend durch das schimmernde Gewühl, mein Herz bleibt leer, und meine Sehnsucht nach dem Bessern bewegt es allein.

Zuweilen seh' ich den Czar und seine Gemahlin, die Kaiserin Catharina Alexiewna. Mir ist wohl bey diesem edeln Paar; doch ihre Sorgen um das unermeßliche Reich erlauben ihnen selten einen freyern Augenblick.

Man erzählt in Europa ſo manches von dem wunderbaren Mann, dem ich, wie einem zweyten Vater, mit kindlicher Liebe zugethan bin; ſein Charakter erſcheint in den tauſend Märchen oft ſehr entſtellt. Ich will meinem Briefe eine Anekdote einflechten, die noch zu neu iſt, um dir bekannt zu ſeyn, und einen bedeutenden Charakterzug von ihm und der Czarin giebt.

Es iſt ungefähr ein Jahr, daß der Monarch bey einem hier angeſeſſenen fremden Kaufmann zu Mittag ſpeiſte. Er ſah deſſen Tochter, welche in der That den Namen einer Schönheit verdient, verliebte ſich in ſie, und verſchwendete alle Künſte der Beredſamkeit, ſie zu bewegen, ihrem Gatten die Treue zu brechen, ſo ſie ihm geſchworen. Sie aber, ihren heiligen

Pflichten treu, widerstand mit edelm Muthe seinen verführerischen Anträgen — doch ihre Unruhe war dauernd. Sie zitterte vor den Folgen der Leidenschaft eines in seinen Staaten allmächtigen Fürsten, nahm einiges Geld zu sich, und verschwand noch denselben Tag, ohne ihrer Familie wissen zu lassen, wohin? — Sie flüchtete in ein Dorf, wo ihre Amme lebte, die Frau eines Köhlers, ließ sich in den Wald führen, wo letztrer arbeitete, und derselbe ihr eine Hütte aufrichten mußte. In dieser wohnte sie nun, aller Welt verborgen. Die getreue Amme brachte ihr täglich die nothwendigen Lebensmittel.

Den Tag nach der Flucht kehrte der Czar in das Haus des Kaufmanns zurück. Er wollte die Tochter sehen. Zitternd er-

zählte der Vater wie sie sich entfernt habe. Der Fürst ward wüthend vor Zorn, ließ das ganze Haus und die Häuser aller Verwandten durchsuchen, und sah alle seine Bemühungen fruchtlos.

Es verstrich ein Jahr. Man vernahm nichts mehr von dem schönen und tugendhaften Flüchtling. Man hielt sie für tod, wie denn ihr Gatte ebenfalls in der Zeit gestorben war. Durchs Ohngefähr entdeckte sie ein Obrist, der in demselben Walde jagte, worin ihre Hütte stand. Es gelang ihm, sie wegen der Nachstellungen des Czar zu beruhigen, und sie in das Haus ihrer Aeltern zurückzuführen. Er meldete seinen Fund der Kaiserin. Diese führte ihn selbst zum Czar; hier mußte er alles erzählen, was die tugendhafte Frau

während ihrer Entweichung gelitten. Der Czar, gerührt bis zu Thränen, überhäufte sich selbst mit Vorwürfen. Er gelobte sein Unrecht zu vergüten. Die junge Wittwe ward Gemahlin des Obristen; der Czar machte den Eheleuten die ansehnlichsten Geschenke, und sicherte dem ehmaligen Gegenstand seiner Liebe eine Pension von 3000 Rubeln zu.

So wechseln in seinen Handlungen unaufhörlich Seelengüte und Härte, Achtung für Tugend und rohe Leidenschaft. Er ist ein Sohn der wilden Natur, die ihn umgiebt, stürmisch, wohlthätig und erhaben wie sie, mit unermeßlichen Wünschen und fruchtbarer Kraft.

Die Fürstin von Ostfriesland und die Gräfin von Königsmark sind

meine alltäglichen Gesellschafterinnen. Es ist mir unmöglich, mit jener ein enges, vertrautes Band zu knüpfen. Nur im Hofwesen athmend, nur der Etiquette huldigend, unbekannt mit edleren Gefühlen, sieht sie in mir ewig die künftige Kaiserin Rußlands, nie das leidende Weib. — Interessanter ist die noch immer, unerachtet ihres Leichtsinns, liebenswürdige, zartfühlende Königsmark. Sie schmiegt sich mit unendlicher Gewandtheit an jeden meiner Wünsche, an jede meiner Klagen. Sie ist eins von jenen zarten, gefälligen Wesen, welche, das Gegentheil spröder Selbstständigkeit, tief in die Denkart anderer eindringen, und unwillkührlich den Charakter, die Laune, die Empfindungsweise des andern zu ihren eignen machen.

Unter den Frohen iſt ſie die Muthwilligſte, unter den Ernſten die Philoſophin, unter den Unglücklichen die Beklagenswürdigſte; ſie bildet ſich ſelbſt ein, das Alles zu ſeyn, und iſt doch nur ein zartes Echo, ein liebenswürdiges Chamäleon.

Du kennſt den alten Herbert? Erinnerſt du dich ſeiner noch, wie er uns als Kinder bald im kleinen Wagen durch den Schloßgarten zog, und unſer Pferdchen hieß; bald mit uns über Zaun und Graben gieng, bald unſer Schiffmann, bald unſer Baumeiſter wurde? Dieſer treue Diener iſt noch immer bey mir, noch immer derſelbe, und ſeine Laune noch immer die roſenfarbne, wie ſonſt. Er iſt mir unentbehrlich worden. Wenn ich ihn verlieren ſollte, ich wäre untröſtlich.

Sicke

Siehe da, nun kennſt du die wichtigſten Perſonen, welche mich umgeben. Alle übrigen gleiten vorüber, wie das Schattenſpiel an der Wand; ich ſehe ſie, und vergeſſe ſie. Jedes treibt ſich in ſeinen Sphären umher, macht mit den Hof, um ſich glänzend zu zeigen und kümmert ſich minder um mich, als um die Spieltiſche und Tafeln.

Die einzige Freude, ſo mir gewährt iſt — du biſt Mutter, meine Julie, und erräthſt es voraus — iſt meine kleine Natalie. Wie reitzend iſt der kleine Engel! Wie beklag ich ihn ſchon jetzt, daß er eine Fürſtentochter iſt, daß er einſt das Loos ſeiner Mutter tragen ſoll!

Indem ich dieſen Brief ſchließen will, kömmt Herbert, und meldet die Ankunft

des Großfürſten Alexis, meines Gemahls. O Julie, mit zitternder Hand ſchrieb ich dieſe Zeilen. Herbert, um mir ein Schrecken zu erſparen, bereitete mich lange auf dieſe Nachricht vor, und doch vergebens. Mein Elend erneuert ſich nun. Ach, daß ich den mit Furcht und Beben begrüſſen muß, dem ich mit der Wonne des Wiederſehens an die Bruſt fliegen ſollte!

Leb wohl, und beweine mich.

---

Chevalier d'Aubant an Laurent Belliſle.

Noch immer datiren ſich meine Briefe aus der Hauptſtadt des ruſſiſchen Reichs. Ich bin an dieſen wilden Boden gebannt, wie durch einen Zauber. Während in Frankreich noch alle Lauben grünen, noch

hundert Blumen glänzen, und an den Hügeln der Gesang der Winzer schallt, verkürzen sich hier schon die neblichten Tage; das Laub sinkt welkend von den Bäumen, und von den finstern Tannen glänzt schon der Reif kalter Nächte und verkündet den nahen Schnee.

Dennoch — in dem Augenblick, da ichs verlassen — gefällt mir die rauhe Weltgegend. Auch sie hat ihren Schmuck und ihre Wunder. Die Sonne, wenn sie röthlich durch den grauen Nebel bricht, und melancholisches Licht über die schwarzen Wälder, über die kahlen Ebnen und armseeligen Hütten streut, hat einen Reitz, wie sie kaum zeigt, wenn sie über den üppigen Gefilden der Champagne in voller Glorie schwebt. Die hölzernen Häuser

haben etwas Einladend-Heimliches. Die behagliche Wärme der Stuben lockt zur vertraulichen Geselligkeit.

Lachen Sie immer, mein Bellisle, aber die Welt ist überall weder häßlich noch schön; sie ist nur ein todtes, farbenloses Chaos, das erst von Empfindungen beseelt wird. Erst wir tragen Leben und Anmuth hinein; wir erblicken nicht sie, sondern nur unser Selbst in ihr. Dem sibirischen Nomaden gefällt sein Dorf in der Schneewüste so wohl, als dem Künstler das prächtige Rom. Gewohnheit macht Alles erträglich; aber die Stimmung unsers Herzens ist die Magie, unter welcher eine Sandsteppe zum Feen-Garten verwandelt wird.

Ich bin Ihnen noch die Erzählung von

meiner Vorſtellung bey der Großfürſtin Chriſtine ſchuldig, und die Erklärung des geheimnißvollen Gemähldes. Ich will mich ſelbſt vergeſſen und die fabelhafte Geſchichte ſo einfach erzählen, als wär's ein Ammenmärchen.

Auf meiner Reiſe nach Deutſchland ſtreift' ich am Harzgebürg vorüber. Ich ſchickte Pferd und Wagen in die näch ſte Stadt voraus, um dieſe Gegenden zu Fuß durchwandern zu können. Sie wiſſen, wie ſehr ich die Gebürgslandſchaften liebe.

Eines Tages, die Mittagsſonne brannte heftig, verließ ich die große Straße; ich glaub es war in der Nähe eines Ortes Namens Blankenburg; ich wählte den Fußweg, welcher im Schatten eines Ge-

hölzes neben der Fahrstraße in gleicher Richtung zu laufen schien. Die Landleute, so im Felde arbeiteten, versicherten mich, daß ich in Verfolg desselben nicht fehlen könnte.

Ich gerieth immer tiefer in die Wildniß des Waldes. Der Pfad hatte sich unmerklich unter meinen Füßen verloren. Ich kehrte zurück, fand einen Weg, verfolgte ihn, entdeckte bald, daß er mich ganz von meiner Richtung ableitete, verließ ihn wieder, suchte den ersten, und verirrte mich zuletzt so tief, daß ich selbst nicht mehr wußte, woher ich gekommen sey, oder wohin ich sollte?

Der Abend kam. Noch immer war ich in dem verwünschten Buchenwald; je weiter ich gieng, je unendlicher schien er zu

werden. Ich machte mich schon gefaßt, mein Nachtlager auf weichem Moose zu nehmen, und mit Bären oder Wölfen ein Abentheuer zu bestehn. Indem trat ich aus dem verhaßten Dickicht auf eine vom Walde rings umschlossene kleine Wiese. Das Gras stand hoch. Ich beschloß, sie zu durchkreuzen, in der Hoffnung eine betretne Spur zu entdecken.

Noch stand ich unentschlossen, wohin ich mich zuerst wenden sollte, als auf der andern Seite der Wiese zwey Frauenzimmer aus der Finsterniß des Waldes, wie ein Paar freundlicher Elfen, hervortraten. Sie erblickten mich; sie riefen und winkten. Ich flog, der schönen Erscheinung froh, dahin. Ihre einfache, aber kostbare und geschmackvolle Kleidung ließ mir er-

rathen, daß ſie von gutem Hauſe ſeyen; aus ihrer Verwirrung und Aengſtlichkeit ahndete ich, daß ihnen etwas Unangenehmes begegnet ſey.

O Bellisle, und als ich näher trat — als mir die jüngſte zurief: „Führen Sie uns nach dem Jagdhauſe zurück! wir haben uns verirrt — wir können keine halbe Viertelſtunde weit davon ſeyn!" — Da glaubt' ich die alten Wunderzeiten der Feenwelt haben ſich in dieſer Wildniß verjüngt. Die beglückteſte Fantaſie eines Dichters in den Schäferſtunden ſeiner Muſe ſah kein ſolch Ideal begeiſternder Schönheit, als hier mit unendlicher Anmuth meine Hülfe begehrte.

Ich ſelbſt ein Verlorner in dieſem bezauberten Forſt, vergaß es, daß ich dieſe

unbekannten Gegenden in meinem Leben zum erſtenmal betrat. Das Unmögliche ſchien mir jetzt möglich zu werden. Ich begleitete die jungen Damen in derjenigen Richtung zurück, in welcher ſie hieher gekommen zu ſeyn ſchienen. Sie waren ermattet. Sie ruhten unterwegs. Sie fragten um meinen Stand, Namen und Vaterland. Ich antwortete. „Wie", rief die jüngſte der Grazien lächelnd: „So ſind Sie ſelbſt fremd hier und verirrt? Und Sie wollen uns führen"? Ich ſprach ihr mit einer Zuverſichtlichkeit Muth ein, daß ſie mir zuletzt glaubte. Wir ſetzten unſern Weg fort. Ermüdet lehnten ſich beyde an meinen Armen. Ja, Bellitle, ich war der Glücklichſte aller Sterblichen in dieſen köſtlichen Augenblicken, wo ver-

trauungsvoll das unbekannte, himmliſche Weſen neben mir ſchwebte, welches von nun an der Abgott meiner Wünſche und Träume werden ſollte. Ach, wie ſüß, wie unvergeßlich ſind mir jene Momente, jene Geſpräche, jene kleinen Sorgen, die ich für den wunderſamen Engel tragen durfte. Bald mußt' ich ihr Kleid von einem Dorn befreyen, bald ihr Bahnen durchs verwachſene Gebüſch brechen; und wie ſie dann jedesmal zum Dank mich ſo gütig anlächelte, mit einem Blick, der die reine Wolluſt der Seeligen über mich goß!

Plötzlich ſtanden wir auf freyem Felde, an einem Fahrweg, der neben dem Wald hinzog. Nicht weit von uns ſtand wartend ein prächtiger Wagen. Er fuhr heran. Die Damen dankten mir, ſtiegen ein und verſchwanden.

. Lange wie ein Berauſchter, wie ein Träumender ſtarrt' ich ohne Bewegung dem Wagen nach, deſſen Spur der wolkende Staub bezeichnete. Mir wars, als würde meine Seele mir entriſſen. Ich folgte dem Wege, welchen die Unbekannte genommen. Nur einmal noch wollt' ich ſie ſehn —

Doch nein, ich wollte Ihnen meine Geſchichte mit dürren Worten erzählen. Nun denn, wie in ſtillem Wahnſinn lief ich den Weg hin, und dachte nur ſie. Es ward dunkel. Die Sterne leuchteten am Himmel. Ich ward nicht müde; kam von Weg zu Weg, Gott weiß, wohin, bis ich gegen Mitternacht ein Dorf erreichte. Mein Forſchen nach dem Wagen und den beyden Frauenzimmern war vergebens.

Niemand wußte mir Auskunft zu geben. Wahrscheinlich hatt' ich wieder zehenmal des Wegs gefehlt, und mich mehr von denen, die ich suchte, entfernt, als mich ihnen genähert.

Genug, ich sah die Zauberin des Waldes nicht wieder; erfuhr weder ihren Namen, noch Wohnort, und kehrte mit einer schwärmerischen, hoffnungslosen Liebe im Herzen in mein Vaterland zurück.

In einsamen Stunden versucht' ichs, das liebliche Engels-Gesicht, voll süßer Kindlichkeit und hoher, stiller Würde, aus dem Gedächtniß zu malen. Sie sahn das Bild.

Das ganze Abentheuer war sehr einfach; aber es entschied über den Gang meines Lebens. Oft hat der Untergang eines Reichs nicht so viel Intresse, als die

Geſchichte eines flüchtigen Augenblicks. Ich liebte was ich verloren — einen Traum, ein Ideal — aber genug, ich liebte es, und meine Seele hieng mit unüberwindlichem Eigenſinn daran. Kein Romanenheld konnte lächerlicher ſeyn, als ich mir ſelbſt — aber ich liebte. Ich wagte keinem meiner Freunde eine Sylbe zu geſtehn, um nicht ihr Spott zu werden; aber das ſchöne Geheimniß erfüllte dafür mein ganzes Weſen mit unſterblicher Glut.

Und nun bin ich in Rußland — in die fernſten Zonen folgte mir das zauberhafte Bild. Es gaukelte vor mir in den Schrecken der Schlacht; es gieng mit mir durch die Prunkſäle der Großen; es lächelte, wie ein tröſtender Seraf, vor meinem Krankenlager; es zog den Himmel in meine Fieberträume.

O Bellisle, und diejenige, welche in der feſtlichen Verſammlung zu Peterhof am Arm der Gräfin Königsmark in den Saal trat, — die holde Fee des Buchenwaldes war es wieder — die längſt Verlorne — jetzt — Gemahlin des Großfürſten Alexis, die Erbin des ruſſiſchen Throns.

Fodern Sie nicht, geliebter Bellisle, daß ich Ihnen ſage, wie mir ward? Ich zweifelte an Allem, was ich ſah, an der Wahrheit des Tages ſelbſt. Und während ich mirs tauſendmal rief: „Du biſt dem Wahnſinn nahe, armer d'Aubant; glaub es nicht, du ſiehſt es nicht; es iſt ein wildes Blendwerk deiner Fantaſie"! Vergieng ich in Anbetung und Entzücken.

Die Fremden wurden ihr nach der Reihe vorgeſtellt. Auch ich mußte mich ihr nä-

hern. Mir wars, als trät ich in die heilige Sphäre eines überirrdiſchen Weſens.

Sie bemerkte meine Verwirrung; mich zu ſchonen, ſchien ſie es zu überſehn. Der Haushofmeiſter nannte ihr meinen Namen.

„Wie", ſagte ſie: „Chevalier d'Aubant"? Und ſah mich aufmerkſamer an, und zweifelnd ſetzte ſie hinzu: „Ich erinnre mich dieſes Namens dunkel; auch Ihrer, daß ich Sie ſchon einmal geſehn. Vielleicht in Deutſchland." Und indem ſie dieß ſprach, flog über ihr ſchönes Geſicht eine matte Röthe, wie ein Wiederſchein des Morgenhimmels.

Ich zitterte. Die Antwort ſtarb auf meinen Lippen. Ich ſtammelte endlich eine Lüge. Ich gab vor die nie geſehn zu haben, deren Bild mich ſeit Jahren nicht

verließ. Ich wußte nicht, was ich that und ſagte.

„Gewiß"! ſagte ſie nach einer kurzen Pauſe: „Sie ſinds, der eine meiner Freundinnen und mich einſt aus dem Walde führte, wo wir uns verloren hatten. Sie ſehn, daß meine Dankbarkeit wenigſtens ein treues Gedächtniß hat."

Wie gern geſtand ichs nun, daß jener Tag der ſchönſte, der unvergeßlichſte von allen meines Lebens ſey! — Sie nannte ſich mit einem gütigen Lächeln, womit ein Thron, ein Leben bezahlt worden wäre, meine Schulderin, und wandte ſich zu den übrigen Fremden.

Jetzt, Belliſle, kennen Sie meine Lage! — Und wenn mir die Advokaten daheim den ganzen Reſt meines kleinen

Ver-

Vermögens verſchlängen, und wenn ich daheim ein Bettler würde — ich kann Petersburg noch nicht verlaſſen. Fragen Sie nicht, was ich wolle, was ich hoffe — ſchelten Sie meiner Leidenſchaft nicht — nennen Sie mich nicht einen Raſenden! Nein, Sie irren ſich! Ich liebe die Großfürſtin nicht — dieß wäre Raſerey. Aber ich verehre ſie, wie man ein höheres Weſen ehrt, deſſen Nähe uns über uns ſelbſt erhöht. — In dieſer Fürſtin Dienſt zu ſterben, dieß, Bellisle, iſt mein letzter Wunſch.

---

Die Großfürſtin an Gräfin Julie.

In der That, der Großfürſt, mein Herr und Gemahl, iſt aus den Bädern zurück mit ſeinem ganzen Gefolge. Erſt den

zweyten Tag nach seiner Ankunft in Petersburg würdigte er mich seines Besuchs. Was soll ich dir, meine Julie, von diesem Besuche erzählen? — Er erfüllte keine meiner Hoffnungen, mit denen ich mich so gern schmeichelte, ungeachtet ich die finstre Gemüthsart des Czarwitz kannte.

Alexis kam, nach langer Abwesenheit die Gattin wieder zu finden, welche unterdessen an den Pforten des Todes gestanden. Ach, warum hatten sich ihr diese Pforten nicht geöffnet?

Ich war auf seine Ankunft vorbereitet. Ich hoffte ihm dießmal liebenswürdiger denn je zu erscheinen, denn ich war ja Mutter. Ich schmückte mich mit meinem schönsten Kleinode — Natalien in meinem Arme gieng ich ihm entgegen. Dieß rei-

kunde, holdſeelige Geſchöpf ſollte, mit dem rührenden Lächeln der Unſchuld, ſeiner Mutter das Herz des Vaters gewinnen.

Alexis, als hätte er meine Entwürfe, ihn zu feſſeln vorausgeſehn, als hätte er gefürchtet, durch die Gewalt der Naturſtimme, die zu ihm ſprechen würde, überwunden zu werden, hatte ſich mit aller ihm möglichen Kälte bewaffnet, und um jedem vertraulichern Worte zu entrinnen, den tückiſchen Schmeichler, den General Glebof, zur Geſellſchaft mit ſich genommen.

Was konnten zwey Gatten in der Anweſenheit eines ſolchen Dritten ſich ſagen? Und doch vergaß ich den häßlichen Glebof, ſobald Alexis hereintrat. Ich eilte ihm lächelnd entgegen. Ich bot ihm ſein

Kind dar; ich ſagte ihm, was Liebe und Treue ihm ſagen konnten. Ach, ein Fremdling aus den entfernteſten Weltgegenden würde mehr geantwortet haben, als Alexis. Keine Umarmung belohnte die Gattin; kein väterlicher Kuß ſegnete das Kind. Nicht einmal ein freundliches Lächeln konnte er ſich abzwingen. Er fragte in allgemeinen Ausdrücken nach meinen Geſundheitsumſtänden, nach meinen Beſchäftigungen, beſah meine neuen Gemälde, und überließ es dem Gleboſ, mich mit faden Schmeicheleyen zu quälen. So verließ er mich nach einer halben Stunde wieder; und als er verſchwunden war, weint ich in meiner Einſamkeit bittre Thränen auf mein verlaſſenes, vom Vater ungeliebtes Kind.

Alexis verachtet mich. Auf keinen der Bälle, auf keines der Feste, welche mir die Gnade des Kaisers veranstaltet, erscheint er. Immer hat er Vorwände, sie zu vermeiden; bald ist er unpäßlich, bald fällt auf den Tag eine Jagd, bald hindern ihn andre Geschäfte. Und während ich heimlich traure, oder meinen Gram verschmerzen muß, solltest du es glauben, befindet sich Alexis in der rohen Gesellschaft, so er sich wählte, sehr wohl, und berauscht er sich zum Ueberfluß mit seinen Russen in starken Getränken.

Je mehr ihn sein Vater, der Czar, wegen dieses Betragens mit Vorwürfen überhäuft, je mehr Ursach glaubt er zu haben, mich zu hassen. Ach, wenn er es nur wüßte, wie oft ich den Kaiser mit Thrä-

nen beſchworen habe, ſein zu ſchonen! Wenn er es nur wüßte, wie ich ihn unaufhörlich entſchuldige!

Da bin ich nun wieder ſo einſam, und doch füllt jeder Tag meine Säle mit ſchimmernder Geſellſchaft; ich bin eine leidtragende Wittwe, und doch lebt mein Gemahl mit mir in den Ringmauern einer Stadt; ich bin ſo arm, und doch die Gattin des Thronerben, und die Schweſter einer Kaiſerin.

Niemand verſteht mich; niemand redet zu meinem Herzen. Es iſt kalt, verſchloſſen; es liegt in meiner Bruſt, wie in einem Sarge; nur die Geiſterſtimmen der Muſik durchdringen zuweilen die todte Welt umher und ſprechen verſtändlich zu ſeinem Innern.

Julie, du haſt geliebt, du wurdeſt geliebt; du kennſt ein Glück, deſſen Größe mir Geheimniß iſt; du kennſt die Größe deines Glücks, und alſo auch die meines Unglücks.

Was iſt denn auch alle Herrlichkeit des Lebens, aller Glanz, alle Hoheit, wenn unſre edlern Gefühle darben? Was kümmern und freuen den Todten die Kronen und Fahnen, die Marmorbilder und ſilbernen Ornamente neben ſeiner Aſche? — Ehe ich Fürſtin war, war ich ein Weib. Welch eine traurige Entartung des Menſchengeſchlechts! Es verläugnet die Natur, und will ſcheinen, was es nicht iſt. Es quält ſich von der Wiege zum Grabe im Unnatürlichen, und Millionen hauchen mit Thränen ihr elendes Leben aus, und ver-

dammen eine Welt, die an ſich das Vollkommenſte iſt, worin nur ſie ſelbſt durch eigne Schuld das Unvollkommenſte ſind. Jeder Stein, jede Pflanze, jedes Thier übertrift uns im Preis der Vollendung; denn jedes iſt, was es nach ſeiner Natur ſeyn kann, ſeyn ſoll, und iſt nie mehr, nie weniger, als dies. Nur wir Menſchen, ausgerüſtet mit hohen Gaben, verſtümmeln uns ſelbſt, und ſind und bleiben jammernde Krüppel, häßliche Karrikaturen.

---

Julie, Julie! Meine Knie zittern, mein Herz iſt gebrochen! — O wie elend bin ich!

Es war ein heitrer Sonnentag, eine Seltenheit für dieſes Land. Ich hörte, daß mein Gemahl im neuen Schloßgarten wandle. Ich hüllte mich warm ein, und

flog, ohne alle Begleitung, dahin, ihn zu sehn, ihn zu sprechen, ihn durch freundliche Unterhaltung zu binden.

O Julie, bin ich denn so häßlich? Sagt nicht, wenn auch mein Egoismus und mein Spiegel mich belögen, der Mund derer, die mich nicht lieben, daß ich wenigstens kein Gegenstand des Abscheu's sey? Wußt ich sonst nicht tausenden zu gefallen? Trug mich nicht Alles sonst auf seinen Händen, wie einen Liebling? — Hat mein Geist nicht einige Bildung empfahn unter der zärtlichen Sorgfalt der Eltern? Bin ich nicht tugendhaft gewesen in Wort und Wandel, oder hätte nur mein Gewissen kein Gedächtniß?

Und doch bin ich so tief gesunken, daß ein Geschöpf von schlechter Erziehung und

noch ſchlechterm Wandel, ein Geſchöpf, welches keinen Anſpruch auf Schönheit und hohen Geiſt machen kann — daß ein gemeines Mädchen, ein verworfnes Weſen, kaum gut genug rohe Lüſtlinge zu feſſeln, eine Dirne, auferzogen in den Schulen des Laſters, über mich triumphirt, und das Herz meines Gemahls gewonnen hat!

Ich gieng mit ſchüchterner Ungeduld durch den Garten. Ich ſuchte Alexis, und fürchtete immer, ihn zu finden. Ich hatte ihm unendlich viel zu erzählen und zu ſagen, und war doch verlegen, wie ich ihn anreden ſollte.

Und wie ich um einen Heckengang bog — da ſah ich in einiger Entfernung ihn auf einer Bank ſitzen neben — meiner Nebenbuhlerin. — Ihre Hände lagen vertraulich

in einander. Die Dirne ſchlug ein gellendes Gelächter auf, und hielt ihm die Hand vor den Mund, als weigre ſie ſich, ſeine Zärtlichkeiten oder Scherze zu hören.

Ich ſtand ſtill, wie vom Strahl des Blitzes getroffen, odemlos, vernichtet. Die Dirne bemerkte mich, ſprang auf und wollte davon. Er hielt ſie, ſah nach mir, und lachte bald eben ſo ausgelaſſen, wie ſie vorhin. Unterdeſſen rang ſie ſich von ihm los, und lief den Gang hinunter. Er lachte nach wie vor; rief einige Mal: „Euphroſine! Euphroſine, ſey keine Närrin", und folgte ihr mit behenden Schritten.

Um mich, die da ſtand erniedrigt, verwirrt, vom Schmerz betrübt, um mich, die ihm gern gefolgt wäre, wie ihn jene floh, um mich ſeine Gattin — um mich bekümmerte ſich Aleris nicht.

Nun denn, so will ich mich mit meinen zerstöhrten Hoffnungen verschliefen, und mit meiner unendlichen Sehnsucht. Ach, warum bin ich noch so jung; warum sind meine Kräfte noch so eisern — warum findet mich der Tod nicht, er der so manchen Seeligen mitten in der Freude entführt!

---

Chevalier d'Aubant an Laurent Bellisle.

Breslau, 3 May 1715.

Das erwarteten Sie nicht, geliebter Bellisle, so bald mich auf der Heimreise nach Frankreich zu wissen! — Mich, der noch seinen letzten Brief mit hohen Schmäuren füllte, in Petersburg leben und sterben zu

wollen; mich der Sie noch ersuchte, statt meiner all meine häuslichen Angelegenheiten im Vaterlande zu berichtigen. — Ersparen Sie sich die Mühe nun; ich komme selbst. Sie sagen, der größte Theil meines Vermögens sey verloren; Sie trösten mich! — Wahrlich, die Nachricht hat mich wenig betrübt. Ich kann arm seyn. Ich verliere nur einige Mittel mehr, die ich zum Besten andrer angewandt hätte; für mich selbst bedürft ich dessen alles nicht.

Ich bin ein Flüchtling, habe den größten Theil meiner Equipage in Petersburg gelassen, und rettete, ausser einigem Gelde, nichts, als mein Leben. Das also, und Capitainsrang, ist die ganze Ausbeute mehrerer mühseliger Jahre, die ich in russischen Diensten verbrachte. Andre thaten went-

ger als ich, und ſtiegen von Stufen zu Stufen empor; andre hatten minder Kenntniſſe, und brüſten ſich nun mit Anſehn und Reichthümern. Man rühmte meine Talente und benutzte ſie, und vergaß mich; man überhäufte mich mit Schmeicheleyen, wegen meiner geſellſchaftlichen Tugenden, und jeder wollte mein Freund ſeyn, und keiner ward es. Die Menſchen ſind in ſich ſelbſt verliebt, und lieben auſſer ſich keinen andern. Wer ſich für ſie aufopfert, heißt ein nützlicher Thor.

Glauben Sie aber nicht, daß es dieſer kleinliche Verdruß wegen Vergeſſung und Zurückſetzung ſey, was jetzt meine ganze Seele füllt. Nein, ich würde mich deſſen ſchämen, und ihn wie einen eckelhaften Flecken vor Ihnen verhüllen. — Ich hoffte

von jeher mehr durch die Launen des Zufalls, durch ein gefälliges Zusammentreffen holder Umstände, als durch die Güte und Tugend der Menschen glücklich zu werden. Wer die Bürger dieser seltsamen Welt nicht nimmt, wie sie seyn sollten, sondern wie sie sind, dessen Hoffnungen können nie getäuscht werden. Viele sind ihrer berufen, aber wenige sind auserwählt. Jeder liebt das allgemeine Wohl, in so fern es sein eignes Wohl nicht schmälert, und dies wird Vaterlandsliebe geheissen; jeder liebt und dient dem andern, wenn er sich von ihm geachtet sieht, und Gegendienste erwarten kann; dies heißt in der Sprache des Lebens Freundschaft. Nur Einer steht immer unter Millionen, welcher ohne Rücksicht auf die Meynung der Un-

gen Menge, ohne Rückſicht auf eignen Verluſt und Gewinn, will und handelt, wie er ſoll, wie ſein Sittengeſetz gebeut, und wenn es auch Schmach und Armuth und Tod geböte.

Heiliger Enthuſiasmus der Tugend, mag die rohe Menſchheit dich auch ewig verkennen, dich den zwar tauſend Dichter, tauſend Prieſter, tauſend Philoſophen rühmen, obgleich keiner von ihnen allen oft Muth genug hat, ihn zu nähren in eigner Bruſt — ich bleibe dir treu! — Ich kann verſinken; aber in mir ſelbſt gerechtfertigt, mag mich die ganze Welt verdammen.

Doch zur Sache. Sie ſehn wohl, lieber Bellisle, ich bin allzu bewegt, der Strom brauſet; aber noch kennen Sie ſeine Quelle nicht.

Ich

Ich lebte ſtill und froh zu Petersburg. Mein Gepäck war angekommen von Moskau, doch dacht' ich an keine Abreiſe. Ich wünſchte — doch meine Wünſche ſind Ihnen kein Geheimniß.

Nur die freundliche Gelegenheit erwartet' ich, noch einmal der angebeteten Fürſtin mich nähern zu können, ihr ſagen zu dürfen daß ich in ihren Dienſten zu leben mein höchſtes Glück nennen würde. Aber ſie hatte mein vergeſſen. Umſonſt hofft' ich mit jedes Morgens Anbruch, daß er den ſchönen Tag verkünde, an welchem ich eine Einladung zum großfürſtlichen Pallaſt erhalten würde. Sie hatte ſich ja meine Schuldnerin genannt.

So verſtrichen Wochen und Monden. Meine Unthätigkeit ward mir zur Laſt.

Noch einmal Dienste beym Czar zu fodern schämt' ich mich, da er mir die Entlassung hatte ausfertigen lassen. Und doch war es das einzige Mittel, durch welches ich mich in dieser Weltgegend erhalten konnte, die durch Christinens Gegenwart für mich die reitzendste des weiten Erdenrunds geworden.

Schon war ich, nach langem innern Kampf, entschlossen endlich, bey einer der öffentlichen Audienzen, wo jeder Bittende das Recht hat dem Czar sich unmittelbar zu nahn, den Monarchen um Wiederaufnahme in sein Heer anzugehn, als der unglücklichste Zufall von der Welt mich aus Rußland und für immer bannte.

Ich war eines Abends beym Obrist Larive zum Schmause in Gesellschaft vieler andern Offiziers. Nachdem die Speisen

abgetragen waren, ward auf gut ruſſiſch tapfer gezecht. Jeder ſprach nach ſeinem Sinn und mancher Muthwill ward geübt. Unter andern lenkte ſich auch das Geſpräch auf den ſeit einiger Zeit aus den Bädern zurückgekommenen Großfürſten Alexis. Man redete ziemlich frey von den Urſachen der Spannung, ſo zwiſchen ihm und ſeiner Gemahlin herrſchte. Man nahm Parthey. Viele vertheidigten den Czarewitz, viele die tugendhafte Chriſtine. Ein junger roher Ruſſe, Offizier und naher Verwandter des Marſchall Scheremetoff, verfocht das Betragen des Großfürſten, und ſties die gröbſten Verläumdungen gegen Chriſtinens Tugend aus. Die andern belachten ſeine tollen Einfälle; das gab ihm Muth und er ward in ſeinen Reden gegen die Fürſtin

noch zehnmal ausgelaſſener. Als Verwandten Scheremetoffs widerſprach ihm keiner, und wer es wollte, fürchtete ſich doch vor den trunknen Lachern.

Wenn ein elender Tropf ohne Geiſt und Herz da ſteht, und mit ſeinem armſeligen Verſtand das Erhabne, was er nicht begreifen kann, tadelt; wenn ein unwiſſender Menſch die Thaten und Entwürfe eines Weiſen bekrittelt; dann kann ich auch zu den Lachern treten, oder die Achſel zuken über den ärmlichen Geſellen, der mit ſeinem Urtheil ſich ſelbſt an den Pranger heftet. Aber wenn ein Wicht es wagt, mit ſchadenfrohem Spott, was Gut und Edel iſt, zu läſtern; wenn er die Tugend verdächtigen und groſſe Handlungen verkleinern will: Dann iſts nicht mehr Ver-

ſtandesſchwäche, die uns zum Lachen reitzen kann, dann iſt es Bosheit, die unſer Herz empören muß. Wer gelaſſen lächeln kann, wenn ein Böſewicht mit frecher Zunge der Tugend höhnt; wer gelaſſen lächeln kann, wenn ein Böſewicht den Leidenden zum Gegenſtand des Gelächters macht — der iſt mit ihm verwandt, und ſelbſt ein Böſewicht.

Ich näherte mich dem Ruſſen, und bat ihn ernſt und höflich, daß er ſich zähmen möge; daß er nicht vergeſſen ſolle, Chriſtine ſey die Tochter eines edeln deutſchen Fürſten, die Schweſter einer Kaiſerin, die Schwiegertochter unſers erhabnen Monarchen.

Der Ruſſe, wahrſcheinlich einer von den Anhängern des Alexis, die ſich durch

ihren Haß gegen die Fremden bey ihm einschmeicheln, glaubte hier eine Gelegenheit zu finden, sich seines Herrn würdig zu bezeigen. Er sah mit finsterm, höhnischem Blick mich seitwärts an und antwortete mit einer Grobheit, die man nur dem Mann des Pöbels nachsehn kann. Die andern füllten ihre Becher und lachten mit voller Kehle über meine unsanfte Abfertigung. Dies munterte ihn zu neuen Schmähreden auf. Ich bat ihn zu schweigen — ich drohte. Alles umsonst. Er schimpfte nur immer ärger; die andern lachten immer wilder. Was sollt' ich unter diesen Trunkenen? Ich ergriff Hut und Degen, um mich zu entfernen. Der Elende, stolz auf seinen Sieg, gieng mir gegen die Thür nach, und rief, indem er

mir einen Fußtritt gab: „So ſoll man alle Fremdlinge, Glücksritter und Abentheurer aus unſerm Lande treiben"!

Ich drehte mich, gab dem unverſchämten Laffen eine gellende Ohrfeige, und, als er mit mir handgemein werden wollte, ſchleuderte ich den Wüthenden mit ſtarker Fauſt zu Boden, daß ihm die Luſt vergieng.

Langſam gieng ich meiner Wohnung zu. Aber noch hatt' ich kaum zweyhundert Schritt gethan, als mir der Ruſſe mit bloßem Säbel nachſprang, und mich mit hundert Schimpfreden zum Stillſtehn mahnte. Ich machte mich zur Gegenwehr bereit. Der Mond ſchien hell. In der Ferne blieben einige andre aus unſrer Geſellſchaft ſtehn, um den Verlauf der Dinge abzuwarten. Ich verſprach dem

Ruſſen Genugthuung zu geben auf den andern Tag und bat ihn, ſeinen Rauſch erſt zu verſchlafen. Eitle Müh! Er griff mich raſend an; kaum konnt' ich mich vor ſeinen Säbelhieben decken. Es währte nicht zwey Minuten, ſo lag er entſeelt zu meinen Füßen. Ich beugte mich zu ihm nieder. Er ſeufzte noch einmal und ſtarb. Ich rief die andern herbey. Sie trugen ihn zurück. Ich eilte in meine Wohnung, packte das Unentbehrlichſte zuſammen und verſchwand mit Tages Anbruch aus Petersburg, um nicht nach Sibirien zu müſſen.

Jetzt, mein Bellisle, wiſſen Sie alles. Ich hoffe in wenigen Wochen bey Ihnen zu ſeyn. Hart iſt mein Loos, und doch werd' ichs vielleicht einſt ſegnen. Ich habe mich gewöhnt, daran zu glauben,

daß jedes Uebel die Quelle eines Wohls, und jede Luſt die Mutter eines Schmerzes ſey. Entfernt von der Einzigen, die ich von Allem, was unterm Himmel wohnt, am höchſten ehre, wird mein Herz die alte Stille wieder gewinnen. Sie aber wird von meiner That und meiner Flucht vielleicht vernehmen, und mein Name wenigſtens ſo glücklich ſeyn, wieder von ihr gehört zu werden.

Leben Sie wohl, mein Belliſle, wir ſehn uns bald wieder. Ach, ich habe Ihnen noch ſo Vieles zu ſagen; aber es eckelt mich an, Buchſtaben zu malen. Ich bin mißvergnügt — erbittert gegen Menſchen und Geſchick — ich mögte mir eine wilde, große Zerſtreuung geben, worin ich mich, wie in einem brauſenden

Strom tauchen und Alles — Alles — und mein Selbst vergessen könnte! — Mein elendes, schlechtes Selbst, welches so tief verwöhnt von Vorurtheilen und Erziehung, immer sein Glück noch in äussern Dingen, nie in sich suchen, und immer andern Vorwürfe machen will, und nie sich, da es dieselben doch allein verdient.

Leben Sie wohl!

---

Die Großfürstin an Gräfin Julie.

Ja, Julie, ich will mein Schicksal tragen und deinem Rathe folgen, ob ich gleich nicht die reitzende Hoffnung im Hintergrunde der Zukunft sehe, die du mir verspiegeln willst. Es ist vergebens die Erwartung, daß ich den wilden Sinn

meines Gemahls bändige. Er haßt, er verachtet mich; er iſt nicht fähig mich zu verſtehn; er iſt nicht fähig mich zu lieben. Sein Charakter iſt nun einmal geformt; er kann ſeine Natur nicht ablegen.

Aber auch ich, Julie, kann ihn nicht mehr lieben. Er ſelbſt hat zwiſchen mir und ſich die unzerſtöhrbare Scheidewand aufgebaut. Ich werde es als des Himmels höchſte Gunſt empfahn, wenn mich der Tod von dieſem quaalvollen Zuſtand frey ſpricht, oder wenn der Großfürſt, einſt zu eigner Macht geſtiegen, mich in irgend ein einſames Kloſter verſtoßen wird.

Daß er die Finnländerin Euphroſine mir vorzog — ich konnt es ertragen. Ich fühlte meinen Werth, und beklagte nur den verirrten Mann. Aber — o daß

ichs ſchreiben muß — Julie, ich bin eine Fürſtentochter, ich bin einer edeln Behandlung gewohnt — Julie, er mißhandelt mich, wie eine Sklavin kaum mißhandelt wird von ihrem barbariſchen Herrn.

Geſtern trat er in mein Kabinet, düſter, wie gewöhnlich. Ich nahte mich ihm ſchmeichelnd. Ich hatte mir vorgenommen, ihn zu bewegen, ein Fürwort beym Kaiſer ſeinem Vater für den Chevalier d'Aubant einzulegen. Dieſer d'Aubant, ein Infanterie-Hauptmann, iſt eben der junge Mann, welchen wir einmal im Walde bey Blankenburg fanden, wo wir uns verloren hatten, und der uns auf die Straße zurückführte. Vielleicht erinnerſt du dich ſeiner nicht mehr. Er ſtand ſeitdem in ruſſiſchen Dienſten, gerieth vor

einigen Tagen mit einem jungen Russen in Händel, der zu Petersburg mächtige Verwandten hat, und erstach ihn in einem Duell. Man behauptet, ich sey unschuldiger Weise des Streites Ursach gewesen; der Russe habe schlecht von mir bey einem Trinkgelage geurtheilt, und d'Aubant habe sich meiner mit allzugroßer Heftigkeit angenommen. Genug, d'Aubant ist seit dem Tage unsichtbar geworden. Man vermuthet, er habe sich in Petersburg verborgen; überall wird er aufgesucht; und sollte der Bedauernswürdige ertappt werden, so ist seine Verweisung nach Sibirien unvermeidlich.

Kaum sprach ich den Namen des unglücklichen d'Aubant aus, so warf der Großfürst einen schrecklichen Blick auf

mich, und befahl mir, zu ſchweigen. Ich gehorchte mit Zittern. Nie hatt ich ihn ſo geſehn; nie hat ein Menſch jemals ſo zu mir geredet.

Ich wollte mich entfernen. „Wohin"? ſchrie er, ergriff mich beym Arm und ſchleuderte mich mitten ins Zimmer zurück: „Gewiß wieder zum Kaiſer, um mich bey ihm anzuſchwärzen, daß ich ſeine Vorwürfe überall und vor aller Welt hören muß! Aber, Madame, ich bin dieſer Cabalen ſatt, und verbitte mirs ernſtlich und ein- für allemal, daß Sie nicht ferner dazukommen um den Haß des Kaiſers gegen mich zu vermehren."

Ich konnte nichts antworten. Ich ſchluchzte und ſtreckte meine Arme gegen ihn aus. Er achtete nicht darauf, ſen-

dern fuhr fort mich fürchterlich zu bedrohen. „Wehe Ihnen", rief er: „wenn es Sie gelüſten ſollte, mich noch einmal beym Kaiſer zu verklagen. Ich ſchwör es Ihnen, dann werd' ich anders mit Ihnen ſprechen."

„Wer aber", erwiedert ich: „Wer war boshaft genug mich bey meinem Gemahl ſo zu verläumden? Und hätt ich die gerechteſten Urſachen, wider Sie zu klagen, ſo würde dennoch kein Wort wider meinen Gemahl über meine Lippen gehn."

„Oh"! ſchrie er: „Ich weiß Alles! Sie brennen ſich nicht rein. Ich habe noch der Freunde mehr, als der Kaiſer und ſeine reformationsſüchtigen Ausländer glauben. Das merken Sie ſich. Es werden aber auch einmal andre Tage kommen. Nur Geduld"!

„Ich bitte nur um die einzige Gnade", verſetzt' ich: „Nennen Sie mir diejenigen, welche behaupten, das ich Sie bey Sr. Majeſtät angeklagt habe? Bin ich ſchuldig, ſo bin ich Ihres Haſſes werth; bin ich unſchuldig, o ſo verſtoßen Sie die Liebe Ihrer Gemahlin nicht. — Erlauben Sie alſo, daß ich mich wenigſtens vor Ihnen rechtfertige gegen jeden Verdacht"!

Er befahl mir nun wieder zu ſchweigen, und wiederholte ſeine Drohungen in noch herbern Worten, falls ich dem Kaiſer wieder plaudern würde. Thränen verhinderten meine Stimme. Ich konnte nichts, als ſtumm meine Arme gegen ihn ausbreiten. Ich wollte mich an ſeine Bruſt werfen, und an ſeinem Herzen Zuflucht gegen meine Verläumder ſuchen. — Er ſtieß mich

mit einer Heftigkeit, mit einem Ungeſtüm von ſich, daß ich zu Boden geſtürzt ſeyn würde, hätte ein vorſtehender Seſſel nicht mein Fallen verhindert. Ich ſchlug aber gegen die Wand mit der Stirn, daß ſie verwundet aufſchwoll. Der Großfürſt achtete nicht auf mich, ſondern verließ das Zimmer und ſchmetterte die Thür wüthend hinter ſich zu.

Ich lag lange betäubt im Lehnſtuhl; alle meine Sinne waren in dumpfer verworrener Thätigkeit, wie in einem Fieber. Erſt nach und nach entwebelte ſich alles, und ich überſah das Fürchterliche meines Zuſtandes. Ein Thränenſtrom machte meinem gepreßten Herzen Luft. Ich wollte mich zerſtreun, um meinen Schmerz vor fremden Augen verbergen zu können. Ich

gieng durchs Zimmer; aber meine Kniee ſanken unter mir ein. So auf dem Teppich des Fußbodens daliegend, ſtreckt' ich meine Hände zum Himmel und fleht' ich den barmherzigen Gott um Rettung an, oder um Kraft mein Verhängniß muthvoll zu ertragen.

O Julie, wie groß und ſchön iſt die Kraft des Gebets! — Welche Seeligkeit liegt ſchon in dem Gedanken an Gott allein. Wenn weit umher uns alles verläßt, wenn Menſchen ihre Bruſt verſchließen gegen unſer Leiden, wenn jede Hoffnung unter dem Gewitterſturm des Lebens zuſammenbricht, wenn wir einſam ſtehn mit unſerm Schmerz in der weiten Schöpfung — dann, Julie, ein Blick auf den, der unſern Schmerz verſteht, und es iſt uns ſchon

geholfen. Er wars der uns in seine Welt gerufen; er ists, zu dem allein die gequälte Seele Zuflucht nehmen kann.

Gestärkt erhob ich mich, und muthiger und heiliger, als vorher. Erstorben war in mir nun alle Leidenschaft, und aller Groll um die erlittne Schmach. — Gott klagt' ich sie; — dir nenn ich sie. Aber tröste mich nicht, Julie, denn ich bin schon getröstet!

Ich schellte meinen Kammerfrauen. Sie erschienen. Ich bemerkte, daß sie vor meiner Gestalt erschracken. Ich nannte die Verletzung meiner Stirn eine Folge meiner Unvorsichtigkeit, ließ allen Besuch verbitten und nahm, da mir nicht wohl war, nur den Besuch des Arztes an.

Sieh, Julie, so steh' ich nun da —

fern von dir, von meinen Eltern, in einem fremden Lande, ungeliebt von den Russen, gehaßt und mißhandelt von meinem Gemahl, ohne jemandem, dem ich mich vertrauen darf, ohne Aussicht erträglicherer Tage.

Schreibe mir bald. Schildre mir dein Glück. In dem Gemälde deiner Freuden erhebt sich meine Seele wieder; ich vergesse meinen Gram und lebe dann nur in deinem Himmel. O, wie gern würd ich mit der ärmsten Bäuerin deines Dorfes tauschen, wenn ich nur in Deutschland, nur in deiner Nähe, unter deinem Schutze wohnen könnte!

Der Chevalier d'Aubant an Laurent Bellisle

Villiers. 25 Julv. 1715.

„Den Muth nicht verlieren"? — O mein Bellisle, wie urtheilen Sie von Ihrem d'Aubant? — Schüchtern im Schoos der Fortuna, aber muthvoll wenn Noth und Tod gegen uns im Felde liegen! Das ist so mein Wahlspruch.

Nun ja! — Mein Vermögen ist dahin — rein verflogen, oder vielmehr, ich habe nie Vermögen gehabt! Ich habe gerechnet mit den Gläubigern meines Vaters, allen ganz ausgezahlt. Güter, Heerden, und Mobilien, alles ist verkauft. Der mir bleibende Rest von den glänzenden Herrlichkeiten und Herrschaften meiner Ahnen besteht netto in 36,000 Livres und kein

Sous darüber und darunter. Wenns mir wohl geht, bring ich das Capitälchen zu 5 Procent unter und habe 300 Thaler jährliches Einkommen; — der ärmste Dorfpfaff hat mehr für seine Messen. Ich begreif es wohl, es läßt sich damit nicht figuriren — ich würde wahrlich den Ritter von der traurigen Gestalt machen. — Ich soll meinem Stande gemäß leben, darf kein Handwerk treiben, darf nicht dreschen, darf nicht krämern — zu betteln schäm' ich mich. —

Ich bin inzwischen lange nicht so froh gewesen, als jetzt. Noch vier Wochen darf ich im väterlichen Hause wohnen, dann zieht der neue Eigenthümer förmlich ein. Er läßt schon jetzt überall repariren, sägen, putzt und lärmt in allen Ecken. Dieser neue Eigenthümer ist ein großer,

dicker, guter Mann, Namens Maillard, der ſich als Kaufmann eine runde Summe zuſammenſpekulirt hat, und keinen andern Fehler zu haben ſcheint, als den, daß er weiß, er ſey reich, und nun gern den Großmüthigen, den Gönner und Patron ſpielen will. Er bot mir, auch wenn er eingezogen ſeyn würde, mit recht vornehmem Anſtande Wohnung bey ſich an; ich aber, ungeachtet ich noch nicht weiß, wohin ich mein Haupt legen ſoll, ſchlugs natürlich aus. — Arm ſeyn, Bellisle, thut nicht weh; aber Protektions-Minen begüterter Wichte, denen Gott der Herr das liebe Geld im Schlaf zuſchüttete, Protektions-Minen reicher Wichte, die unterm Himmel kein Verdienſt haben, als den vollen Kaſten — o Bellisle, die

ſchmerzen. Ja Bellisle, ich wollte mir lieber, wenn ein Zufall auch meine Paar tauſend Livres und meine geſunden Gliedmaßen verſchlänge, das tägliche Brod von Haus zu Haus bey unſern Bauern zuſammenbetteln, als Penſionen von Leuten mit Gönner-Mienen nehmen.

Was iſts denn mehr? Ich bin arm, aber mir iſt wohl dabey. Was ich bin, ward ich ohne mein Verſchulden; was ich werden werde, ſoll der Zeuge meiner Kraft — eigne Schöpfung ſeyn.

Nicht die Armuth iſts eigentlich, die den meiſten Menſchen beſchwerlich fällt zu tragen, ſondern der unbefriedigte Wunſch ihres Ehrgeizes. Sie wollen in höhern Sphären ſchimmern. Brod und Waſſer ſchmecken ſo übel nicht; aber darüber ertappt zu werden, das iſt den Leuten bitter.

Armuth ist das Element der großen Geister, die Mutter der Weisheit, die Erzieherin der Menschheit, die Erfinderin aller Kunst und Wissenschaft, die kühne Wegweiserin über Oceane und Gebürge, die Priesterin des bessern Lebens. Reichthum erschlafft Leib und Seele, lähmt den Flug des Geistes, erstickt und tödtet ihn mit Sinnenlust, entartet Völker, zeugt unerhörte Krankheiten, unerhörte Begierden, unerhörte Laster.

Der Arme ist reich an Hoffnungen, an Entwürfen; sein Leben fliegt vorüber unter Genüssen und Ahndungen, die der Reiche nicht kennt. Ihm mangelt die Muße, sich selbst zu quälen. Jede Blume, jede Frucht, jeder freundliche Blick ist ihm ein neues Gut. Die karge, selbstverdiente

Mahlzeit ist ihm eine Schwelgerey; der süße Schlaf mit goldnen Träumen erfüllt. Armuth führt uns an die Brust der Natur zurück; Reichthum leitet uns zur Unnatur, zum Rangstreit, zur Unempfindlichkeit, zu weibischen Gelüsten.

Sehn Sie, Bellisle, ohne daß ichs wollte, macht' ich der Armuth eine Lobrede. Aber mit dieser ists mein ganzer Ernst. Der Reiche fühlt nur was er hat, der Arme aber, was er ist. Auch ich empfinde zum erstenmal lebhaft, was ich bin, und dies Gefühl macht mich stolz und froh. Der von der vornehmen Welt so geheissene „Bettelstolz" ist oft der edelste und ehrwürdigste Stolz, den ein Sterblicher nähren kann. Es ist die richtige Würdigung des wahren und falschen Werths, der we-

sentlichen und zufälligen Güter — Verachtung todter Titel, brodirter und gefranzter Kittel eitler Gecken, gefüllter Kisten wohlgemäsleter Dummlinge, und Hochschätzung der stillen Tugend, ohne Glanz — des Verdienstes ohne Prunken — der Weisheit ohne Charlatanerie.

Sie fragen, was ich anfangen werde? — Ich geh' in einigen Wochen nach Paris. Ich zeige mich meinen Verwandten; zeige mich den Ministern. Ich habe einige Kenntnisse, bin jung, bin erfahren, man kann mich gebrauchen — ich werb' um eine Civil- oder Militairstelle, sey die Einnahme auch noch so gering. Ich will mit Brod und Wasser mich begnügen, aber thätig, nützlich seyn.

Und wenns denn manchmal einen trüben

Tag giebt — nun dann, Bellisle, ſeh ich auf den Abgott meiner Träume — und ich bin wieder froh. Eine Welt, die ſolch ein Engel bewohnt, muß doch die beßte Welt ſeyn.

---

Die Gräfin von Königsmark an Gräfin Julie B.

Petersburg, den 2. September 1715.

So traurig immerhin der Anlaß ſeyn mag, wünſch ich mir doch Glück den Faden der Bekanntſchaft mit Ihnen, Frau Gräfin, anſpinnen zu können, mit einem Frauenzimmer, deſſen Geiſt, deſſen Seelengüte wenige ihres Gleichen haben müßen, da ſelbſt unſre geliebte Großfürſtin Chriſtine nie ohne Bewunderung von Ihnen ſpricht, und bey der Nennung Ihres Namens ſelbſt

auf dem Krankenbett ihre Blicke vom schönen Enthusiasmus der Freundschaft glänzen.

Ja, unsre angebetete Fürstin ist krank. Auf Befehl derselben muß ich die Feder nehmen, um Ihnen dieses, und damit die Ursach anzuzeigen, warum unsre gnädige Fürstin Ihre verschiednen, freundschaftsvollen Briefe nie beantwortete seit einigen Monaten.

Sie hatten das Glück, die Jugendgespielin derselben zu seyn; Sie blieben ihre einzige und geliebteste Vertraute. Ich ward nur durch die schrecklichsten Unfälle zum Rang Ihrer Nebenbuhlerin erhoben, oder zum Mittel die vertraulichen Unterhaltungen unsrer erhabnen Freundin mit Ihnen fortzusetzen.

Die unangenehmen Verhältnisse derselben

mit ihrem Gemahl, dem Großfürst Alexis, sind Ihnen nicht mehr unbekannt. Aber schwerlich werden Sie wissen, welche unendliche Aufopferungen die Großfürstin machte, um sich die Huld ihres Gemahls zu erwerben; mit welcher Engelssanftmuth sie seine unverdiente Härte trug; welche unbeschreibliche Geduld sie seiner unversöhnlichen Grausamkeit entgegensetzte; wie sie ohne Unterlaß immer seine erste Fürsprecherin bey Sr. Majestät dem Kaiser war, wenn dieser dem Sohn mit den Ausbrüchen seines furchtbaren Zorns drohte; wie sie mit rührender Ergebenheit ihren Gemahl mit Wohlthaten überhäufte, während sie von ihm die kränkendsten Mishandlungen duldete. Wohl glich sie der Balsamstaude, welche die mörderische Hand

noch mit ihren Wohlgerüchen bethaut, von der sie geknickt wird.

Aber jede Liebkosung, jede Thräne, jede Wohlthat blieb fruchtlos des Czarewitz Herz zu rühren. Geschenke, welche er aus den Händen seiner reitzenden Gemahlin empfieng, Arbeiten die sie selbst für ihn in einsamen Stunden geschaffen, um ihm eine kleine Freude zu gewähren, gab er in gleicher Stunde an seine Finnländerin Euphrosine, die nicht erröthete mit den schönen Arbeiten der Großfürstin öffentlich geschmückt zu erscheinen. Feste, die sie ihrem Gemahl zu Ehren veranstaltete, wurden entweder von ihm nicht besucht, oder nur Gelegenheiten, diejenige mit schmerzlichen Kränkungen zu beladen, die Alles einzig und allein für ihn war und that.

Wer den hartnäckigen, wilden Charakter des Czarewitz kennt, wer seinen Haß kennt, welchen er theils durch seine vom Kaiser ins Kloster verstoßene Mutter, theils durch diejenigen, welche ihn während der öftern Entfernungen des Kaisers umgaben, gegen alle dessen Unternehmungen zur Cultur des barbarischen Rußlands einsog, wer da weiß, daß er aus eben der Ursach die schöne und geistvolle Prinzessin von Wolfenbüttel haßte, weil sie ihm von der Hand seines Vaters zugeführt ward — der hofft nicht mehr auf Aussöhnung und Vergleichung dieses unglücklichen und erlauchten Ehepaars. Der Czarewitz, täglich in der Gesellschaft des schlechtesten Volks, verdorbner Menschen, ohne Erziehung, ohne Grundsätze, ohne Kenntnisse — täglich seine Geisteskräfte

durch

durch unmäßigen Genuß des Branntenweins zerſtöhrend, wird täglich ausgelaſſner, roher, tyranniſcher. Nichts, als ſeine nur allzu gerechte Furcht vor dem Kaiſer ſeinem Vater, hält ihn von gröſsern Ausſchweifungen zurück.

Unter ſolchen Verhältniſſen bleibt der leidenden Groſsfürſtin keine andre Hoffnung, als durch förmliche Scheidung von ihrem Verfolger getrennt zu werden, oder mit Gelaſſenheit das qualenreichſte Leben ihrem Grabe entgegen zu tragen.

Der Czarewitz hat ihr es ſelbſt mit ſchrecklicher Freymüthigkeit geſtanden, daſs er ſie eben ſo lange verabſcheuen würde, als ſie ſeine Gemahlin wäre. Er deutete ihr ſelbſt an, daſs er die Trennung dieſer Ehe von Herzen wünſche, aber von der

Unbiegſamkeit des Kaiſers nimmermehr die Einwilligung zu erhalten hoffen dürfte.

Die Großfürſtin hatte die Gnade, mir ihr Vertrauen zu widmen. Es ſollte ein leiſer Verſuch gemacht werden, die allfälligen Geſinnungen des Kaiſers über die Scheidung zu vernehmen. Ich wandte mich an den Fürſt Mentzikof, um durch dieſen Liebling des Monarchen denſelben zu erforſchen. Die Gelegenheit dazu erſchien. Mentzikof warf mit ſeiner ihm eigenthümlichen Gewandtheit einige verlorne Worte hin. Dieſe aber reitzten den Jähzorn des Czar in einem ſo fürchterlichen Grade, daß Mentzikof nie wieder einen ähnlichen Verſuch zu wagen Muth behielt.

„Wehe dem Alexis", rief der Kaiſer: „Wenn ich dieſen Ungerathnen, dieſen

Widerſpenſtigen, dieſen Unwürdigen, der täglich tauſend Mal des Vaters Herz bricht, wenn ich ihn bisher mit wohlverdienter Strafe ſchonte, ſo iſts aus Achtung, aus Liebe für ſeine Gemahlin. Weh ihm, wenn dieſer Engel einſt ihm fehlt"! —

Ungeachtet Mentzikof dem Kaiſer feierlich ſchwor, daß der Gedanke von einer Scheidung nie in die Seele des Großfürſten gekommen, daß es nur ſein eigner, flüchtiger Einfall geweſen, ſchien jener doch den Argwohn behalten zu haben. Wenigſtens ſprach dafür die härtere Begegnung ſeines Sohns von jenem Tage an, welche den Großfürſten nur bis zur Raſerey gegen ſeine Gemahlin erbitterte.

Machen Sie ſich nun darauf gefaßt, theuerſte Gräfin, noch das Entſetzlichſte zu

erfahren. Man hat einen Verſuch gemacht, die Großfürſtin durch Gift aus der Welt zu ſchaffen. Zum Glück iſt die Frevelthat nicht ganz gelungen. Die Großfürſtin hat nur ſehr wenig von der vergifteten Suppe genoſſen; die zufällige Ankunft des kaiſerlichen Leibarztes in gleichem Augenblick, da die Fürſtin die Wirkungen des Gifts empfand, die Schnelligkeit mit der er das Uebel entdeckte, und die Kraft ſeiner Gegenmittel, verhüteten das gröſte Unglück.

Alles ward mit dem tiefſten Geheimniß behandelt, und ſoll es bleiben. Die Geſundheit der leidenden Großfürſtin kehrt zurück. Vielleicht genießt ſie ſchon in einigen Wochen das Vergnügen, Ihnen ſelbſt wieder ſchreiben zu können.

Nie erſchien an allen Höfen Europens

eine liebenswürdigere und unglücklichere Fürstin; nie ein Weib, welches durch Schönheit und Tugend und Geistesgröße des schönsten Menschenloofes werther gewesen, und es minder empfangen hätte, als sie. Ich gestehe Ihnen, daß ich in Verzweiflung bin, und rathlos. Der Kaiser läßt sich nicht einreden, der Großfürst sich nicht verwandeln, und die Unschuldigste, die Edelste unsers Geschlechts wird das Opfer der Convenienzen.

Nicht ein einziges Mal hat der Czarewitz seine Gemahlin, während der Krankheit, eines flüchtigen Besuchs gewürdigt; nicht ein einziges Mal den Anstand nur so weit beobachtet, nach ihrem Befinden fragen zu lassen. Denken Sie noch hinzu, daß die Großfürstin in wenigen Monaten ihre abermalige Niederkunft erwartet!

Ich beſchwöre Sie, wenn Sie uns vielleicht durch einen glücklichen Gedanken in dieſer peinlichen Lage rathen können, ſäumen Sie nicht. Ich ſehe keine Hülfe — dieſe Heilige wird früher oder ſpäter durch namenloſe Barbarey zu Grunde gerichtet. — Bereiten Sie ſich daher immerhin vor, einſt das Schrecklichſte erfahren zu müßen.

---

Chevalier d'Aubant an Laurent Belliéle.

Paris, 1. October 1715.

Acht Wochen lang, mein geliebter Belliéle, tret' ich nun ſchon das Straßenpflaſter von Paris; laufe von der Morgenfrühe bis zur Mitternacht; gähne halbe Tage lang wartend in den Vorzimmern der Großen; ſchreibe unterthänige Vorſtellun-

gen und Suppliken; lasse mich mit Hoffnungen und Möglichkeiten, mit Achselzucken und theilnehmenden Mienen abspeisen, bin und bleibe nach wie vor der arme, amtslose Chevalier d'Aubant, und komme keinen Schritt weiter.

Man lobt meine Arbeiten, man findet Talente an mir — und das ist Alles. Kömmts bey einer erledigten Stelle zur Wahl, siehe, da springt ein andrer rüstig vor, und pflanzt sich hin, wo ich sitzen mögte — und immer ein andrer, dem ich an Kenntnissen, an Thätigkeit, an Güte des Willens zehen Mal überlegen wäre.

Ach, ich weiß es wohl, was mir gebricht. Schmücke dich mit Salomons Weisheit, mit des Seraphs Tugend, und vereinige in dir die Gelehrsamkeit aller

Akademien, du wirst nichts mehr seyn und gelten, als eine seltne, kostbare Münze, die aber im Handel und Wandel des Lebens nicht gangbar und bräuchlich ist. Gold ist der magische Firnis welcher der Tugend erst Glanz, der Weisheit erst Ansehn giebt. Gold ist die moralische Universalmontur, unter welcher sich Koth in Perlen, Albernheit in Grazie, Feigheit in Heldenthum, Ignoranz in Geistesgröße verändern.

Nun denn, die Universalmontur fehlt — ich muß mich also ergeben.

„Aber Ihre Verwandten, Ihre Freunde in Paris"! werden Sie sagen. Ach, lieber Heinsle, diese lieben Leute sind unendlich gütig. Sie laden mich zu ihren Festen ein, wo sie mit ihrem Ueberfluß schimmern können; sie würden ein Paar

tausend Louisd'ors in einer einzigen Mahlzeit verschwenden, ohne es sich gereun zu lassen; aber einen reellen Dienst zu leisten, wo es nur um eine einfache, schlichte, biedre That zu thun ist — daran denkt nur keine Seele.

So sind die Menschen; aber wer ändert sie?

Und was nun weiter beginnen? — Ich weiß es nicht. Ich bin so verlassen, daß es mir selbst an Rathgebern fehlt; und guter Rath ist doch das wohlfeilste in der Welt, womit selbst der Geizhals verschwenderisch seyn kann.

Doch nein, ich will nicht ungerecht seyn. Mein alter, treuer Knecht Claude, der mich nie verließ, und den ich nie verlasse, giebt mir alle Tage neuen Rath, und wird

nicht müde damit. Bald meynt er, ich soll bey irgend einem Regiment Obrist, oder wenn auch nur Hauptmann werden, bald in die Lotterie setzen, bald Mitglied des königlichen Staatsrathes werden, bald eine reiche Wittwe mit zehn Landgütern heurathen.

Heut — ich hatte kaum meine schmale Mahlzeit beendet, — kam er vollen Sprungs gelaufen, und rief: „Herr Hauptmann! gute Nachrichten! jetzt wollen wir der ganzen Welt ein Schnippchen schlagen."

„Daraus wird sich die ganze Welt nichts machen"! versetzt ich.

„Wollen Sie ein Marquisat, eine Baronie, ein kleines oder großes Fürstenthum"?

„Wenigstens ein großes"!

„Nun gottlob, Herr Hauptmann, daß

Sie das nur wollen; so ist uns denn Allen geholfen. Machen Sie mich dann zu Ihrem Minister, oder zu was Sie wollen, denn ich bin Ihnen doch immer der nächste gewesen; und einen treuern Menschen finden Sie unter Sonne, Mond und Sternen nicht wieder, als Ihren Claude. Ihre Pferde sollen die prächtigsten seyn tausend Meilen in der Runde. Lassen Sie mich dafür nur sorgen."

„Aber wo ist mein Fürstenthum, Claude"?

„In der neuen Welt, Herr Hauptmann; da — warten Sie — ja, am Missisipi, in dem großen Königreich Louisiana, nicht weit von Amerika. Alles läuft jetzt dahin. Ich habe mit sechszehn Familien gesprochen heut an der Wirthstafel; sie kommen weit her, es sind sogar Schweizer und Deutsche

darunter. Alles geht nach der Louiſiana. Man bekömmt dort ſo viel Land, als man nur will, ohne einen Sous dafür zu zahlen; macht ſich ſo viel Sklaven, als man Amerikaner findet, und kann leben, wie ein König."

„Du biſt ein Narr, Claude."

„Wahrhaftig aber ein Narr, der nicht mit Gold aufzuwiegen iſt. Der Schiffkapitain de Blaizot wohnt in der Straße Richelieu Nummer 595, im zweyten Stock. Er macht Werbungen für die Louiſiana. Bey ihm muß man ſich melden. Er hat die Landcharte auf dem Tiſch, und theilt jedem, der zu ihm kommt, Feſtungen darauf zu. Wenn Sie erlauben, geh' ich ohne anders zu ihm, und nehme für uns eine ganze Provinz in Beſchlag, da es doch

ein Fürſtenthum geben ſoll. Ich bitte Sie! Waſſer, Kalk, Waldungen umſonſt; es fehlt nichts, ſo viel Städte friſch aufzubauen, als ganz Frankreich hat — nichts, als der Wille fehlt."

„Den Willen hab' ich wohl"!

„Nun, Herr Hauptmann, ſo haben wir gewonnen Spiel. Bedenken Sie, Herr Hauptmann, was das ſagen will, eine ganz neue Welt! noch total neu und nicht zum hundertſten Theil ſchon ſo abgenutzt und verbraucht, wie unſre alte Welt, hier zu Lande. In der Erde liegt dort gewiß das baare Gold klumpenweis beyſammen; die Bäume dort ſind ſo groß, daß unſre dickſte Eiche nur ein Aſt an ſolchem Baum ſeyn würde. Das haben mir die Leute ſelbſt geſagt. Hier kann man ſich für ſein

baares Geld kaum satt essen; das Menschengedränge ist zu groß. Dort sind eigentlich noch wenig Menschen; alles muß daher spott wohlfeil seyn. Mit einem Livre stell' ich dort Bankete an; mit zwey Livres bau ich mir einen Pallast, der sich neben den Thuillerien sehn lassen darf. Für einen alten, eisernen Nagel geben mir die dummen Wilden einen Kochtopf voll ungeprägter Ducaten; für eine Pfeife Tobak, für ein Stückchen Spiegel bekomm' ich mehr Leibeigne, als ich will. Sie müßen nur wissen, Herr Hauptmann, die Wilden kennen das alles noch nicht! nur eine alte blinde Fensterscheibe gilt bey ihnen schon für ein Wunderwerk, für ein Juweel. Aber wie gesagt, wir müßen eilen, eh andre kommen, und sie klüger machen. In mei-

nem Leben ſollte man kein Volk aufklären und geſcheut machen, wenn ehrliche Leute dabey einen Schnitt für ſich machen mögten"!

So ſchwärmte mir Claude eine ganze Stunde lang von den Herrlichkeiten in Louiſiana vor, und ich lachte mir faſt Kopfweh an. Es iſt gewiß, daß Capitain de Blaizot Coloniſten für Louiſiana wirbt, und daß die Herrn Werber es nicht an Aufſchneidereyen mangeln laſſen, Menſchen in ihr ödes Canaan zu locken.

Für heut beruhigte ich meinen glückstrunknen Staatsminiſter Claude, mit dem Verſprechen, den Capitain morgen ſelbſt zu beſuchen und mir mein Fürſtenthum mit eignen Augen auszuwählen. Morgen hat Claude aber gewiß ſchon einen andern Plan.

Und ich, wie er! Der Mensch ist nicht froh, durch das, was er besitzt, sondern durch das, was er noch hofft. Und so bin ich froh, wie ein Gott!

Kümmern Sie sich, geliebter Bellisle, meines Schicksals willen nicht. Ein gesundes Herz in gesunder Brust, ein freyer Geist in freyem Körper — diesen gehört die Welt an.

Schon seit langem fehlen mir von Petersburg alle Nachrichten. Umsonst durchblättr' ich alle Zeitungen und suche unter den Artikeln Rußland. Keiner nennt die Nennenswürdigste des Norden; nur meine Träume erzählen mir von ihr.

Nächstens erfahren Sie mehr, von mir; denn bald muß sich mein Horizont erhellen. Der Winter rückt heran, und ich muß wählen!

## Die Großfürstin an Gräfin Julie.

Petersburg 5 October 1715.

Das erste Opfer meiner wiedergekehrten Kräfte wird dir, geliebte Julie, gebracht — vielleicht auch ists das letzte, und wär es das, o so klage nicht, sondern wünsche deiner Freundin Glück, daß sie so bald ihr Ziel errungen. —

Die gute Königsmark hat dir meine Krankheit und deren Ursache gemeldet. Du weißts, daß mir nach dem Leben getrachtet wird — ich aber weiß, daß es mir endlich unmöglich werden wird, den Nachstellungen meiner Meuchelmörder zu entrinnen. Und wer bürgt mir dafür, daß nicht jetzt schon wieder ein geheimes, langsames Gift durch meine Adern schleicht?

Niemand, als die Königsmark und du und meine unbekannten Mörder wissen von dem schrecklichen Ereigniß. Einer meiner Köche ist seitdem unsichtbar worden. Ich will ihn nicht verfolgen; den Bösewicht verfolgt das Gedächtniß seiner That.

Ich ahnde das nahe Ziel meiner Laufbahn. Ich sehne mich nach ihm. Ein solches Leben zu verlassen, ist Gewinn.

O Julie, wie umgewandelt ist das alles, seit wir uns beyde schieden! Ach, hätt' ichs ahnden können damals, ich wär im Schooße meiner schönen Heimath gestorben. Ausgerüstet mit zartem, empfänglichem Sinn für jede Schönheit der Natur, entzückt von jedem kommenden Frühling, begeistert schon durch jene rührenden Schilderungen, welche Reisende uns von der

Majeſtät der Alpen, von dem Zauberlande Italien gaben, ſehnt' ich mich mit unausſprechlicher Begier, nur einmal jenen Wunder-Garten des Erdballs ſehn zu dürfen — mein Wunſch blieb unerfüllt. Die willenloſe Fürſtentochter ward auf ewig in die kalten traurigen Wildniſſe an den entlegenſten Gränzen unſers Welttheils verbannt, wie aus dem Paradieſe in das Land, worauf des Schöpfers Zorn haftete. Mit einem Herzen, welches voller Schweſterliebe ſich an jedes Weſen ſchloß, und immer Liebe forderte, verwies das Schickſal mich zu Halbbarbaren, die nur noch rohe, thieriſche Inſtincte kennen, mich nicht verſtehn. Ich ſehe ſie bey Mord und Hader froh, und nur vergnügt, wenn berauſchende Getränke ihren Verſtand ver-

wirren. Noch ſind ſie von den umherſchweifenden Tartaren durch nichts verſchieden, als daß ſie zur Kenntniß eines geringen Theils vom Luxus des gebildetern Europas gelangt ſind. — Könnt' ich Beherrſcherin dieſer Wilden ſeyn, ich zöge den Stand der ärmſten Unterthanin im freundlichen Deutſchland vor.

---

Ich mußte abbrechen. Meine Kräfte verließen mich. Aber ich nehme die Feder wieder, theuerſte Julie, um dir das Lebewohl zu ſagen. Dieß Blatt ſoll dir der ſtumme Zeuge meiner Treue ſeyn, die mein Herz an dich knüpft, bis der Tod es bricht. Wohl iſts der Zeuge — nur ein letztes, unverſtändliches Stammeln — Zeuge meines Abſterbens, daß ich ſelbſt

davor erſchrecken mögte. Denn in mir glühen noch tauſend Gefühle; ich mögte ſie dir noch nennen; aber ich bin gelähmt. Ich ſtreue nur todte, kalte Worte auf dieß heilige Blatt. Es iſt mein Winter da. So ſteht die ewige Sonne in ſich glühend, dunkel ſchimmernd hinter falben December-Wolken; ſtatt der erwärmenden Strahlen vom Himmel ſtreut ſie nur Schneeflocken auf die erkaltende Welt.

Glaube mir, Julie, ungeachtet meiner Jugend ſcheid' ich ohne Kummer von der Lebensbühne, wo ich überall nur Dornen fand, Mißtöne hörte. Ich klage nicht mit dieſen Worten den Schöpfer an, ſondern die Thorheit der Menſchen, welche die Ordnungen der Schöpfung verwirrten. Aber dieſe Thorheit iſt ſie nicht wieder

eine traurige Nothwendigkeit in der Natur? Führt der Weg zur Wahrheit nicht immer erst durch das Labyrith des Irrthums? Wars nicht Werk und Willen der Natur, daß der Mensch unermüdlich seyn mußte, sein Glück zu erweitern; und wars beym Mangel seiner Erfahrungen seine Schuld, wenn er unter den Mitteln falsch wählte?

Der Mensch, im rohen Stande der Natur, ohne Entwickelung seiner schlummernden Kräfte, Begierden und Leidenschaften, nur noch Thier mit wenigen Erinnerungen und wenigen Hoffnungen — und der Mensch in seiner höchsten Vollendung, wo er mit gebildetem Geist, unermeßlichen Kenntnissen und erhabnen Gefühlen die einfachen Gesetze der Natur

wieder lieb gewinnt, und den Despotismus zerstöhrt hat, welchen die gesetzgebende Leidenschaft übte — nur diese sind glücklich. Alles, was zwischen diesen beyden wandelt, die ungeheure Masse der Halbwilden, — und von den Ufern des Tago bis zum Ladoga, seh' ich nur diese Halbwilden — ist elend durch seine Verirrungen, durch seine Unnatürlichkeiten, durch die Widersprüche seiner Begierden und Ordnungen mit den ewigen, unbeugsamen Geboten der Natur.

Ach, Julie, vielleicht, verstehst du mich nur kaum. Ich deute aus der Ferne nur auf meine Todeswunden.

Erhebe dich mit mir über das rege Getümmel der armen Sterblichen, und beobachte ihr Wirken und Treiben! Was er-

blickſt du? — Sieh, überall Seufzer, überall Thränen, überall Sorge und Kummer? Wie ſind der Glückſeeligen ſo wenig! — Sie leben nur einzeln und einſam, und hüten ſich wohl, der Berührungspunkte mit der Welt zu viel zu haben.

Darin iſt alles nur eine Stimme, daß der Glücklichen wenige ſind; ja, die Leidenden kennen ſogar die Urſach ihres Elends. Aber wer macht die groſſe moraliſche Revolution, welche die Welt von ihrem Jammer befreyt? Wer hat auch nur Muth genug, die Feſſeln abzuwerfen, die ihn hindern einzutreten in ſein Paradies? Wer kündigt dem grauen, allmächtigen Vorurtheil den Krieg an, und ſtiftet die Verſöhnung des entarteten Menſchengeſchlechts mit der Natur?

Muſtre die ſelbſtgeſchaffnen Verfaſſungen und Ordnungen der Sterblichen — ſind es nicht alles Werke der vernunftwidrigſten Begierden? — Muſtre ihre Heiligthümer vor denen ſie anbetend knieen, ſind es nicht mörderiſche Vorurtheile?

Um ihren Göttern angenehm zu ſeyn, trennen ſich Männer und Weiber, entſagen mit blutendem Herzen den heiligſten und ſchönſten Gefühlen, verdammen ſich zu ewigen Kerkern, zu Arbeiten, welche weder dem Himmel frommen, noch der Erde, und die Mächtigen des Erdballs ſchirmen die Barbarey, vor der der rohe Menſch der Natur, wie der vollendete Menſch, der Weiſe, ſchaudert — und nennen es ein heiliges, gottgefälliges Kloſterleben. —

Andre, um ſich Wohnungen in den Gefilden einer beſſern Welt zu bereiten, bezeichnen ihre Bahn zum ewigen Leben mit Strömen Brüderbluts. Den Dolch in der Fauſt und Gott auf den entweihenden Lippen verfolgen ſie den Mitbürger, der ihren Glauben und ihre Hirngeſpinſte nicht theilen will. Selbſt da, wo die Völker ſanftere Sitten angenommen haben, und die Religionskriege verabſcheun, erröthen ſie nicht, mit chriſtlichem Erbarmen Andersgläubige zu haſſen, und ſie von den Rechten der menſchlichen Geſellſchaft auszuſchließen, ſo weit ihr Arm reicht.

Ein unerſättlicher Ehrgeiz erfand den Unterſchied der Stände und die Vorrechte und Nachtheile der Geburt. Menſchen,

aus gleichem Stoff gebildet, in gleiches Vaterland gestellt, zu gleichem Wohl und Weh erkohren, trennen sich in ihrem Wahnsinn, wie Wesen fremder Art, und verachten und verehren sich, als könnt' es nun so nicht anders seyn. Der Edelmann blickt mitleidig auf den Bürger, der Graf auf den Edelmann, der kleine Fürst auf den Grafen, der König auf den Fürsten herab, und jeder nennt es Entweihung, sich mit demjenigen zu verbrüdern, an dessen Wiege weniger Titel hiengen. Und die Königin und die Bäuerin, und der Taglöhner und der Kaiser nennen sich alle Kinder Gottes, und vor ihm gleich; und modern im Grabe auf gleiche Weise und lassen Alle ihre Namen über dem Aschenhügel zurück.

So durch unzählige Schranken, bald durch Meinungssätze, bald durch Reichthum und Armuth, bald durch selbstgeschaffne Vorstellungen von Ehre und Schande, bald durch die weisse und schwarze Farbe der Haut, ist das Menschengeschlecht von einander geschieden, vereinzelt, ohne Liebe, ohne Freuden, stets im Widerspruch, immer wilder entartend.

O, meine Julie, du begreifst nicht, was und warum ich dir dieß sage! — Aber lies es, und lies es wieder und vielleicht steigt dir aus den Trümmern dieser Gedanken eine schöne kühne Ahndung entgegen, wie ein Geist aus dem Grabe, der dich einst tröstet, und dir die Thränen vom Auge trocknet, die ich dir nicht trocknen darf.

Wenn ich nur einmal, ach Julie, nur noch einmal dich sehn könnte! — Es ist mein letzter Wunsch, den keine Hoffnung krönt. Ich wollte meine bleichen Wangen an dein Herz legen, und mit dem Gedanken an die schönen Tage meiner Kindheit sterben und übergehen zur neuen Kindheit des zweyten Lebens. —

Weine nicht, meine Einzige! — Früher oder später, wenn die Gewalt des Himmels nicht meinen Willen bricht, werd' ich wieder vor dir erscheinen — nicht ich selbst, aber mein Geist! Er soll zu dir reden, ach, und vielleicht werd' ich deine Erwiederungen vernehmen! — Zweifle immerhin an dieser Geister-Erscheinung; aber einst will ich dich meines Wortes erinnern.

Leb wohl! — vergiß deiner Freundin nicht.

Der Gedanke an deine Liebe ſoll mir den letzten, ſchweren Kampf erleichtern, und in einem ſeeligern Leben zu den erſten meiner Freuden gehören.

Leb wohl! immer werf ich das Blatt hin, immer nehm' ich es wieder, und die Macht meines Schmerzens hindert mich dir, was ich leide, zu ſagen. Liebe mich ewig! — Geiſter werden nicht getrennt.

---

Noch eins, geliebte Julie, muß ich dir ſagen. Betrachte, was ich dir anvertraue, als ein heiliges Vermächtniß deiner Freundin. — Es ſind nun .....

---

Die Gräfin Königsmark an Gräfin Julie.

Petersburg 9. November 1715.

Wenn ich, was schon ganz Europa durch Trauerboten und Zeitungen erfahren hat, Ihnen jetzt erst melde, meine theuerste Frau Gräfin — o, so verzeihn Sie es meinem traurigen Gemüthszustande, meiner Verwirrung, meinem unermeßlichen Schmerze. Ich will Ihnen weder diesen schildern, noch Sie trösten. Die hochselige Fürstin, die wie eine Heilige lebte, wie eine Heilige starb, und schon längst von den Vorgefühlen ihres Todes umgeben war — sie ist wohl des Opfers unsrer Thränen werth. Nur einige nähere Umstände ihres Todes, dessen Zeuge ich war, darf ich Ihnen nicht verschweigen.

Am zwey- und zwanzigsten Oktober ward ich zur verewigten Großfürstin gerufen. Ihre längsterwartete Niederkunft war schon geschehn. Sie hatte einen Prinzen gebohren, der in der Taufe den Namen Peter, und den Titel eines Großfürsten empfieng. Die Nachricht von dieser Geburth erfüllte ganz Petersburg mit Freude. Nie sah man Se. Majestät den Kaiser so vergnügt. Nur ein einziger Mensch mischte seine Stimme nicht in den allgemeinen Jubel, und dieser einzige Gefühllose war — o, Sie errathen ihn wohl.

Aber die öffentliche Freude ward bald durch die Nachricht vom übeln Befinden der Großfürstin getrübt. Sie ward das Opfer ihrer langen Leiden. Als sie die Annäherung ihres Todes empfand, ver-

langte

langte sie nur noch den Czar zu sehn. Sie dankte ihm für seine väterliche Huld, nahm auf ewig Abschied von ihm und ihren Kindern, die sie mit ihren Thränen benetzte. Sie empfahl beyde dem Kaiser und übergab sie dann dem Czarewitz, ihrem Gemahl. Dieser nahm die Kinder mit sich in sein Gemach, und kehrte nicht wieder zu seiner sterbenden Gemahlin zurück, verlangte sogar nicht einmal Nachrichten von ihrem Befinden, sondern begab sich auf eines seiner Landhäuser.

Die Aerzte wollten die Fürstin noch überreden einige Arzeney zu nehmen, sie aber rief mit heftiger Bewegung: „Beunruhigt mich nicht länger! Laßt mich in Ruhe sterben; ich habe keine Ursach mehr zu leben"!

Sie gab ihren Geiſt auf am erſten November. Auf ihr ausdrückliches Verlangen wurde ihr Leichnam nicht geöfnet und einbalſamirt, ſondern in aller Stille begraben *). Eben dies befahl auch ihr Gemahl der Großfürſt, welchem der Todesfall durch Eilboten gemeldet worden war. Am ſiebenten November wurde die Todtenfeyer in der Hauptkirche begangen, mit all dem Pomp und den Ehrenbezeugungen, welche ihrem erhabnen Range gebührten.

Der ſchreckliche Tag, an welchem ihr Gemahl ſie mit Schlägen und Fußtritten ſo abſcheulich mißhandelt, und ſie ohn-

*) Dieſe Nachrichten vom Tode der Prinzeſſin von Wolfenbüttel, Gemahlin des Czarewitz, ſtimmen wörtlich überein mit demjenigen, welche Peter Heinrich Bruce erzählt hat.

mächtig und im Blute ſchwimmend verlaſſen hatte — ich weiß nicht ob Ihnen die Hochſeelige jemals von ſolchen Ereigniſſen, die leider öfters geſchahen, geſchrieben hat — und jener Vergiftungsverſuch, welcher nur durch die Jugend der Fürſtin und die ſchnelle Hülfe der Aerzte vereitelt ward, haben ohne Zweifel den größten Anlaß zu ihrem frühen Tode gegeben. Sie war kaum ein und zwanzig Jahr alt!

Ich enthalte mich aller Anmerkungen über dieſe Begebenheiten, durch welche die Tochter eines der edelſten Fürſtenhäuſer von Deutſchland der Brutalität eines Unmenſchen preisgegeben, und eine Prinzeſſin von den ſeltenſten Vorzügen des Geiſtes und des Herzens, mit deren Schönheit und deren Tugenden keine an allen eure

päischen Höfen wetteifern durfte, unverzeihlich grausam hingerichtet ward.

O wie elend ist das häusliche Leben der Großen, während, vom Glanz des Aeussern geblendet, die Menge des unwissenden Volks sie, wie beneidenswürdige Halbgötter, anstaunt! — Welche Verbrechen muß oft der Purpur bedecken, welchen Abscheulichkeiten dient oft die fürstliche Krone zum Schilde gegen das rächende Urtheil der Welt! — Könnte das Auge manches frommen Bettlers in die schwarzen Geheimnisse manches mächtigen Hauses dringen, er würde schaudernd sich zu seinen verschimmelten Brodrinden wenden, und mit dankbarem Kusse seinen Bettelstab seegnen!

Unter den nachgelassenen Papieren der

seeligen Großfürstin fand ich noch einen langen, unvollendeten Brief, den sie bey ihrem Leben für Sie, meine theuerste Frau Gräfin bestimmt hatte. Ich lege ihn, als ein köstliches Denkmal der treuen Liebe, Ihnen diesem Schreiben bey.

Wir wollen mit Wehmuth das Andenken der erhabnen Dulderin ehren, und über ihrem Grabe den Bund der Freundschaft schließen.

---

Chevalier d'Aubant an Laurent Bellisle.

Paris, 7. November 1715.

Wie sehr, geliebter Bellisle, rührt mich Ihre beyspiellose Freundschaft! — Wahrlich, eine That, wie die Ihrige, gehört heutiges Tags zu den schönen Fabeln! —

Sie treten mir und meinen möglichen Nachkommen die Hälfte Ihres großen Vermögens ab; schenken mir das prächtige Landgut bey Bordeaux, so Ihnen die letzte Erbschaft zuwarf, und fodern für das alles nichts, als meine Einwilligung.

Ich konnte, denn ich war allzu bewegt, ich konnte mich nicht enthalten Ihren Brief, diese köstliche Urkunde menschlicher Herzensgüte, einigen meiner Verwandten vorzulesen. Alle waren — nicht gerührt — sondern erstaunt. Sie wünschten mir Glück. „Hat der Mann Kinder"? fragten andre. „Allerdings, und zwar einen Sohn und eine Tochter"! erwiederte ich. Nun war die Verwunderung noch größer. Ein alter, kinderloser sehr begüterter Herr Vetter schüttelte bey dem allen den Kopf, als

dürf' er dem Märchen nicht trauen. Er fragte hundert Dinge über Sie, und all die hundert Dinge, wie ich endlich merkte, zielten zuletzt nur dahin, um von Ihnen zu erfahren, ob Sie nicht dann und wann von Geistesschwäche und Blödigkeit des Verstandes litten.

Sehn Sie, mein Bellisle, so unglaublich ist Ihre That den gewöhnlichen Menschen. Alle diese Leute bilden sich auch ein, zu wissen was Freundschaft sey. Es giebt unter ihnen einige Herren, welche poetische Sachen gelesen haben mögen, und die sich sogar über den Mangel wahrer Freude, und die Abwesenheit zarter und großer Empfindungen bey den Menschen beklagen. Aber, daß sie irgend einen, der ihnen lieb ist, beobachten sollten, ob

und wo er leidet? Daß sie einen Theil ihres Vermögens, nur einen geringen daran wenden sollten, den, so sie lieben, in glücklichere Verhältnisse zu setzen, das fällt diesen zarten, frommen Seelen weder wachend noch schlafend ein. Sie schreiben Ihnen die gefühlvollsten Episteln, sie schwören Ihnen Treue in Noth und Tod; sie heissen jeden ihren eignen Feind, der Sie zu kränken wagt; sie vermessen sich, in den feyerlichsten Ausdrücken, ihr Blut für Sie hinzugeben, wenn die Noth es fodert; sie wollen ihres eigenen Lebens nicht achten, wenn es darauf ankömmt, Sie glücklich zu machen — Aber, mein Lieber, nur kein Geld müssen Sie erwarten, und wenn ein Paar hundert Louisd'ors Sie von der Hölle und vom Tode loskaufen könnten!—

Alle bilden sich auch gutmüthig genug ein, wirkliche Freunde zu seyn, und wahre Freunde zu haben; es erinnert sich aber wahrlich keiner von ihnen, weder eine große Freundesthat gethan, noch erfahren zu haben.

Doch kein Wort mehr von diesen armen Sündern, die, wenn sie die Geschichte edler Freunde in einem Buche lesen, oder auf der Bühne dargestellt sehn, entzückt die Hände zerklatschen, oder sich wehmuthsvoll die Augen roth greinen, in der Wirklichkeit aber nicht den hundertsten Theil ihrer Habschaft um die Erhaltung eines treuen Herzens daran wenden mögten!

Ja, mein geliebter Bellisle, ich danke Ihnen. Ihr Geschenk ist mehr werth, wenigstens acht' ich es höher, als wenn

Sie ſelbſt für mich das Leben geopfert hätten. Deuten Sie meine Worte nicht übel. Man wird weit leichter eine Zahl von Menſchen finden, die, hingeriſſen von der ſchönen Schwärmerey der gegenſeitigen Zuneigung, ihr Leben für einander ließen, als eine Zahl ſolcher, die ihr Hab und Gut, oder auch nur einen nahmhaften Theil deſſelben einem Freunde ſchenkten. Aber nichts natürlicher, als das. Aller Enthuſiasmus, und wenn eine ſeiner geheimen Quellen ſelbſt der Egoismus geweſen wäre, vergißt bald ſeines dunkeln Urſprungs und vernichtet in ſeinem Fluge die kriechende, gefräßige Selbſtſucht. Hingegen beym Geldzählen will kaltes Blut ſeyn; da hat der Egoismus wieder ſein Wort, und er wörtelt und kalkulirt ſo

lange, bis die ſchon dem Freunde gewidmeten Geldſäcke in den heimathlichen Kaſten zurückkehren. Dann beſinnt ſich der treue, zärtliche Freund auf irgend eine poetiſche Tirade; weint auch, wenn es nicht zu vermeiden iſt, eine bittre Thräne der Wehmuth an Ihrer Bruſt, und klagt die Grauſamkeit des unerbittlichen Verhängniſſes an.

Und nun, geliebter Belliſle, am Schluß meines ewigen Geſchwätzes noch eine Bitte. Ihre Güte enthob mich aller Nahrungsſorgen, und ſetzte mich in den Stand, meinem Range, meinen Verhältniſſen gemäß, ſogar mit einigem Aufwand, leben zu können. Aber, ich würde im Beſitz dieſes Geſchenks minder glücklich ſeyn, als ichs jetzt bin — erlauben Sie daher, daß

ichs Ihnen zurückgebe, ohne Gebrauch davon zu machen. Ich behalte nichts, als die ewige Verbindlichkeit, Ihnen dankbar zu seyn — ach, daß ichs seyn könnte!

Zürnen Sie mir nicht, daß ich Ihre Gabe zurückweise. Wenn das Bedürfniß mich drückte, ich würde ohne Zaudern mich an Sie wenden, und fodern; ich würde Ihr Eigenthum als einen Theil des Meinigen ansehn, so wie ich nichts besitze, was nicht Ihnen gehört.

Aber ich wandle noch unter den Blüthen meines Lebens; ich fühle meine Kraft, und bin noch nicht aller Mittel beraubt, mir so viel zu erwerben, als ich für die Kummerlosigkeit späterer Jahre bedarf. — Und ein Bäumchen, von unsrer eignen Hand gepflanzt, gewährt uns höheres

Vergnügen, als ein ganzer Wald, den uns der Zufall schenkte.

Und — warum soll ichs Ihnen verbergen? Ich liebe Sie zu sehr, als daß ichs ertragen könnte, von ihnen in den schönsten Beweisen der Freundschaft überwunden worden zu seyn. Ich fürchte, Sie weniger lieben zu können, wenn ich Sie, als meinen Wohlthäter, ehren muß. Nichts darf unser Gleichgewicht stören, keiner erhaben über dem andern stehn, wenn wir nicht die zarten Gefühle verändern wollen, welche bisher unser Herz erwärmten.

Und nun noch ein seltsames Abentheuer!

Vorgestern, als ich durch den Hof des Louvre gieng, — es war schon spät und Dämmerung, — zog mich ein Bekannter mit sich zu einem benachbarten Billiard.

Ich fand groſses Gewühl. In allen Zimmern waren die Spieltiſche beſetzt. Ich gieng von einem zum andern.

„Kennen Sie den Rothrock da"? fragte mein Bekannter, und deutete verſtohlen auf die Seite. Es ſtand nicht weit von mir ein kleiner, breitſchultriger Mann, in ſcharlachnem Ueberrock, deſſen Farbe zu den pechſchwarzen, ungepuderten Haaren, und dem bleichen, ſtarkknochigen Geſicht grell abſtach. Er ſah nur den Spielern gelaſſen in die Charte.

„Ich kenne ihn nicht"! gab ich zur Antwort.

„Er verläßt Sie mit ſeinen Augen nicht," ſagte mein Bekannter.

Ich achtete deſſen weiter nicht, foderte Punſch, und trat ins Nebenzimmer. Da

fand ich den Rothrock wieder, und bemerkte wirklich, daß er mich von Zeit zu Zeit scharf mit seinen vorragenden, großen Augen anblickte. Mir behagte weder der Mensch, noch sein Blick. Ich eilte in den Saal zum Billiard; der Rothrock war auch da. Ich stellte mich vors Kaminfeuer. Mein fataler Beobachter pflanzte sich neben mich. Ich spann ein Gespräch mit ihm an; seine Sprache verrieth ihn als einen Fremdling. Ich würde ihn der Aussprache nach für einen Engländer gehalten haben, wenn er nicht ein so widriges Zigeuner-Gesicht gehabt hätte. Er antwortete mir meistens sehr einsilbig. Nach einer Weile zog er plötzlich die Uhr hervor, drehte sich zu mir, und sagte: „Die Gemahlin des Czarewitz, die Prin-

zessin von Wolfenbüttel iſt geſtorben"! — Ich erſtarrte, indem er dieſe Worte ſprach. Er wandte ſich plötzlich von mir. Ich ſuchte ihn in dem Gewühl. Er war verſtoben. Auch hatte ihn keiner gekannt, von allen ſo gegenwärtig waren; jeder ſagte, er habe ihn dieſen Abend zum erſtenmal geſehn.

Ich eilte ſogleich zum Sekretair der ruſſiſchen Geſandtſchaft, den ich wohl kenne. Ich theilte ihm noch zitternd vom Schreck die entſetzliche Neuigkeit mit; ich fragte um Beſtätigung oder Grundloſigkeit. Er lächelte, und ſagte: „Die letzten Couriers meldeten das Wohlbefinden der Prinzeſſin von Wolfenbüttel, und daß ihre Niederkunft täglich erwartet werde."

O, ich war entzückt bey dieſen Worten,

ten, wie ein Gott. Was konnte auch der Rothkittel für eine Absicht haben, mir das abscheuliche Märchen aufzuheften? Und wenn er mich, wie es doch seyn muß, gekannt hätte; wie wußte er nun das Geheimniß meiner Brust, und was ich für die göttliche Christine empfinde?

Doch der fade Spaß ist schon vergessen. Ich wünsche Ihnen, solchen Zigeuner selbst nicht im Traum zu sehn.

---

Chevalier d'Aubant an Laurent Bellisle.

Paris, 18. December 1716.

Wenn keiner Ihrer lieben Briefe seit sechs Wochen von mir beantwortet wurde, o so verzeihen Sie mir — ich gehörte mir selbst nicht an; — ich war die Beute eines

gränzenlosen Schmerzes, welcher mir endlich mit wohlthätiger Gewalt selbst das Bewußtseyn raubte. Ich rang mit fürchterlichen Fiebern. Heut ists der dritte Tag, daß ich das Bett auf einige Stunden verlassen darf. Mit matter zitternder Hand kann ich Ihnen meine Genesung melden, Dank sey es dem braven Arzt, der mit mir in gleichem Hause wohnt, und dem Beystand meines treuen Claude.

Sie lebt nicht mehr! — O Bellisle, die Einzige, die Göttlichste unter den Weibern — sie lebt nicht mehr!

Tadeln Sie nicht meinen unmäßigen Schmerz — nur, wenn ich mich ihm ganz überlasse, ists mir erträglicher.

Ich mag, ich kann Ihnen nicht erzählen, wie ich litt, seit ich die unglückliche

Zeitung in die Hand nahm, und die ausführliche Nachricht vom Tode der Großfürstin las; wie ich an Claudes Arm bewußtlos über die Straßen nach meiner Wohnung zurücktaumelte, wie ich da entkräftet zusammensank und bald alle Besinnung verlor.

Seit ich Christinen in ihren väterlichen Hainen zum erstenmal gesehen, lebt' ich, athmet' ich nur für sie. In meinem Wesen war eine große, wunderbare Veränderung ergangen; die ganze Welt war mir um dieses ihres schönsten Schmuckes willen reitzender worden, und jede Erscheinung in der Natur umher bedeutungsvoller.

Sie mir zu denken in der Glorie unaussprechlichen Liebreitzes, sie mir gegen-

wärtig zu denken bey den wichtigern Augenblicken meines Lebens, im Hintergrunde aller meiner Hoffnungen auch die beseeligendste schimmern zu sehn, einst wieder in Deutschland oder Rußland mich ihrem Hofe nahen, in ihren Diensten leben zu dürfen — das war mir alles Bedürfniß geworden, und Bedingung meines Handelns und Denkens geworden, wie das Leben selbst.

Liebe — was man nun im Umgang mit Weibern Liebe heißt — war meine Empfindung nicht. Es war ein hohes, unendliches Entzücken in der Erinnrung des Heiligsten und Schönsten, was je in den Wunderkreis der Schöpfung trat.

Und nun mußt' ich alle meine Hoffnungen so plözlich auslöschen, und mit dem

Bilde meiner Heiligen den Gedanken an das Vergängliche knüpfen — an Tod, an Verweſung . . .

Ach, Bellisle, die große Verwandlung mit mir iſt geſchehn. Hinter mir liegt verſchwebend der holde Lenz meines Daſeyns, und vor mir noch der ewige Winter. Glanz und Anmuth ſind aus der Natur gewichen; ich lebe für nichts mehr, als für den verzögernden Tod.

Daß ich dieſe Stunde und dieſen Zuſtand erfahren mußte! Daß meine Täuſchungen von mir geriſſen wurden, wie ein Schleyer der mir meine und des Lebens Elendigkeit bisher ſo wohlthätig verbarg! — Die Schöpfung mit ihren Herrlichkeiten iſt ein entſetzliches, gährendes Chaos, welches Geburten neben Ge-

burten aufwirft, wie einen flüchtigen Schaum, der in sich selbst zusammenfällt. Wo hast du, Natur, im weiten Reiche deiner Geheimnisse einen einzigen Balsam für die ewige Wunde eines Herzens, daß du selbst so fühlend erschufst? Warum nanntest du meinen Namen in die dunkle Welt todter Stoffe und Keime hinein, und riefst du mich aus dem stillen, bewußtlosen Nichts lebend hervor? Kannst du einen einzigen Schmerz, den wir dulden müßen, mit deinen tausend Freuden bezahlen? — Furchtbare, eherne Despotie der Natur, die, weil sie es will, uns zu leben befiehlt, statt nicht zu seyn, zwischen Dornen und Rosen uns wirft, und uns tödtet, wenn sie es will.

Paris, 3. Jenner 1726.

Es kann seyn, lieber Bellisle, wie Sie sagen, daß mein letzter Brief noch sehr fieberhaften Puls hat. — Ihre gute Laune ist unüberwindlich; Ihre Einfälle beleben die meinigen wieder. Ich will alles versuchen, mich in meine ehmalige Heiterkeit zurückzukünsteln; ich will mich mit Gewalt in Täuschungen werfen, und den Rest meines Lebens, wie in einem Rausch, verbringen; denn wahrlich, nüchtern ist dies armseelige Daseyn nicht werth genossen zu werden. Das fühlen alle Menschen, sobald sie dem verworrenen, nebelhaften Kindes-Alter entwachsen sind, und deutlicher zu sehn und zu denken beginnen. Woher entspränge auch sonst wohl der Hang aller Nationen, durch Wein der

Trauben und Palmen, durch Biere, gebrannte Waſſer, Opiate und betäubende Tobacksplanzen ihre Sinne auf längere und kürzere Zeit zu verwirren? Es muß doch eine ſehr allgemein und gleich empfundne Wolluſt ſeyn, die Welt, dieſe ſchlaffe langweilige Proſa, nicht zu genieſſen, wie ſie uns aufgetiſcht ward.

Europa gefällt mir nicht; ich ſuche mir einen neuen Welttheil zur Wohnung; auch wär es mir gleichgültig, wenn ich der neue Robinſon eines unbewohnten Eilands würde. Was iſt am Ende daran gelegen, wohin mein Staub fällt? Ich lebe; und eine Zeit wird kommen, wo ich nicht mehr bin.

Sie werden ſagen: „Aendre dich, aber nicht den Welttheil"! Der alte Gemein-

ſpruch hat an mir ſein Recht verloren. Ich bin frey; warum ſoll ich bey Schlafenden wohnen, wenn ich wachen, bey läppiſchen Buben, wenn ich ernſt ſeyn will? Mich eckelt Europa mit ſeiner halben Kultur an. Ich will unter Weiſen, oder einfältigen Kindern der Natur leben; beyde ſind gleich liebenswürdig, weil ſie einfach, wahrhaft, ungeziert einhergehn. Die poliziertesten Völker unſers Welttheils ſtehn noch in den Knabenſchuhen, und ſind linkiſch, widerſpruchsvoll, und reich an unreifer Schulweisheit, wie Knaben. Jeder *ſcheint*, niemand *iſt*.

Mein Handel mit dem Schiffskapitain de Blaizot iſt im Reinen. Ich verlaſſe Europa und gehe in die *Louiſiana*. An den ſchönen Ufern des Miſſiſippi will

ich meine Wohnung bau'n, und Oberhaupt einer kleinen Kolonie werden, die mich zu ihrem Führer gewählt hat. Es sind sechs Handwerksleute, welche auf eigene Kosten nach Nordamerika gehn wollten; diese treten in meine Dienste. Schon hab' ich ansehnliche Bestellungen in Bordeaux zum Ankauf von allerley Saamen, Vieh, Acker- und Hausgeräth gemacht. Künftigen Monat reis' ich von Paris ab, und im März schiffen wir uns ein.

Glauben Sie nicht, daß ich, wie tausend andre, dahin eile, um Schätze von edeln Metallen zu sammeln, die Ponce de Leon dort gefunden haben soll. Mögen sie für mich in Frieden ruhn noch manches Jahrtausend; ich werde ihrent-

wissen keines Indianers Ruhe stöhren. Keine Leidenschaft, ausser derjenigen, welche Religionseifer zeugt, ist so fürchterlich, alles verheerend, ist grausamer in ihren Mitteln, nichtiger in ihren Zwecken, als der Durst nach Gold. Millionen Menschen wurden ihre Schlachtopfer, Millionen zogen über entlegne Meere, und verdarben elend in den Wüsten fremder Welttheile unter ihren Hoffnungen. Die Unglücklichen! Und wenn sie nun Haufen Goldes zusammengespart und nach Europa zurückgeschleppt hätten, wären sie froher, glücklicher, reicher gewesen? Konnten sie mehr, als ihren Hunger stillen, sich in Kleider hüllen gegen Frost und Hitze, und sanft schlafen? — Was ist eine Tonne Goldes neben einem siechen Körper? Was

ein ganzes Potosi neben einem krankenden Herzen?

Nein, darum verlaß' ich den vaterländischen Boden nicht. Ich sehne mich nach einem schönern Leben. Ich will der Stifter einer glücklichen Gesellschaft werden, welche durch Arbeitsamkeit blühend, durch Unterricht weise, durch bürgerliche und religiöse Freyheit kraftvoll und beneidenswürdig seyn soll. Ich werde mich tief in das Innre des Landes ziehn, von den Pflanzstädten habsüchtiger Europäer und von den beunruhigten Meeresküsten fern. Ich werde Verträge mit meinen indianischen Nachbaren schließen, und unsre einfachen Bündnisse sollen heiliger seyn, als die ewigen Frieden der arglistigen Politik der Europäer.

Civray, 20. Februar 1718.

An den reißenden Ufern der Charente, ſchon neunzig Stunden von Paris entfernt, ſchreib' ich Ihnen. Die erſten Blumen des jungen Frühlings ſollen mich vom Boden fremder Inſeln anlächeln; nichts wird mich zurückhalten, wäre auch ganz Frankreich voller Zauberey, wie eine Feenwelt.

Vielleicht erſtaunen Sie, Geliebter, mich entfernt von der gewöhnlichen Straße in einem armen, unbedeutenden Städtchen raſten zu ſehn. Sie haben recht. Sie werden noch mehr erſtaunen, wenn ich Ihnen ſage, daß ich ſchon ſeit neun vollen Tagen dieſe Gegenden nach allen Richtungen durchkreuze, wie ein Jäger, der die Fährte eines koſtbaren Wildes

verfolgt. Aber — lächeln Sie nur immerhin — Zauberey umgiebt mich überall. Ich weiß nicht mehr, ob ich träume, ob ich wache, ob ich rase? Die unnatürlichsten Dinge werden zur Wirklichkeit; meine Träume verkörpern sich, und Engel, die ich in den Entzückungen meiner Einbildungskraft sehe, schweben mich hier auf Erden als menschliche Wesen an.

Von meinem Claude begleitet verließ ich die Hauptstadt. Meine Seele wandelte schon immer in jenen Gefilden am Missisippi, welche mit Aegypten, dem glückseeligen Yemen, Indostan und China unter gleichem Himmelsstrich ruhn. Ich sah mich dort schon umgeben von meinen Hütten, meinen Pflanzungen, meinen Heerden, in philosophischer Einsamkeit; sah

meinen Garten von allen Blüthen geſchmückt, welche der ewige Lenz zwiſchen den Wendezirkeln ſtreut, und ſah im finſterſten Heiligthum meiner ſelbſtgepflanzten Gebüſche das Monument, welches ich dem Andenken der angebeteten Fürſtin weihen wollte. — Sie iſt nicht mehr, aber ich bin noch, und bin und athme nur für ſie. Ich werde ſie beweinen, ſo lang meine Augen Thränen haben; ich kann das Unvergeßliche nicht vergeſſen, und keine Freude der Welt gilt meinem Herzen ſo viel, als die ſtille, hoffnungsloſe, immer rege Sehnſucht nach ihr.

So kamen wir nach Poitiers. Hier macht' ich Raſttag, um einen alten Kriegsgefährten, den Obriſt Brouin, zu beſuchen im Vorbeygehn. — Es war Morgens.

Ich fand ihn nicht zu Hause. Ein Lehnbedienter führte mich durch die Stadt umher, die Merkwürdigkeiten und Alterthümer derselben zu zeigen.

Die schönste Gegend von Poitiers ist vor dem Thore St. Lazare. Hier erheben sich von verschiednen Seiten Trümmern eingesunkner Römerwerke, auch ein altes, zerfallenes Schloß, und nicht weit davon fällt ein kleiner Fluß in den Clain-Strom.

Die Landschaft hatte ungemein viel Anmuth, und ein romantisches Leben. Ermüdet setzt' ich mich, ohnweit der Burg, auf ein zerfallenes Mauerstück, und, während mir mein wohlunterrichteter Cicerone von der alten Herrlichkeit Poitiers erzählte, und wie Kaiser Augustus sie selbst gebaut habe, wie vorzeiten hier berühmte Kirchen-

Ver-

Verſammlungen gehalten worden wären, und unter Karl VII. ſogar das Parlament von Paris ſich hiehergeflüchtet habe, gedacht ich des Verſtäubens und Verweſens alles Irrdiſchen. Der glückliche Auguſtus und der unglückliche Karl, die frommen Männer der Concilien und die Demoſthene des Parlaments ſind nicht mehr, und ihre Werke ſind vergangen. Alle haderten, ſorgten und litten um Nichts, und ſtarben nach einem freudenarmen, verkümmerten Leben. Und ich gedachte der ſchönen Kirchenlehre von der Auferſtehung und dem Wiederkommen aller Dinge. Da ſchauderte meine Seele froh. Unter den Millionen würde dann auch die Einzige verklärt ſtehn, und ich würde ſie unter den Millionen finden.

Und indem ichs dachte — o Bellisle — trat sie hinter der halbverschütteten Ringmauer des Schlosses hervor, in der Mitte einiger Herrn und Frauen, gieng den Steig hinab gegen den Fluß, wo ein Schifflein sie erwartete, und fuhr mit ihren Gesellschaftern den Strom hin, wo sie mir zwischen den Gebüschen und Uferkrümmungen verschwand, eh' ich mich von meinem Schrecken, von meiner unaussprechlichen Verwirrung erholte. — War sie's selbst? wars ihr Geist? wars ein Wunderspiel der Natur, die ihr schönstes Werk zweymal schuf, um durch den Tod der Großfürstin nicht das edelste Glied in der Kette ihrer Schöpfungen fehlen zu lassen?

Christine ist nicht mehr, und doch sah

ich ſie — ſie wars! Ihre Geſtalt, ihre Grazie, ihr Angeſicht, ihr lichtbraunes üppiges Haupthaar, ihre Bewegung — alles war ſie ſelbſt!

Ich ſprang auf und eilte dem Ufer zu, da es ſchon zu ſpät war. Ich fragte den Lohnbedienten um die Namen der Geſellſchaft. Der Tropf wußte mir nichts zu antworten. Er ſchwatzte mir ſtatt deſſen, mit behender Zunge, viele Märchen von einem großen Steine vor, der bey Poitiers auf vier andern Steinen liegen ſoll, und wollte mich dahin führen. Ich lief das Ufer entlang, um das Schiff noch in der Ferne einmal zu entdecken; allein die Geſträuche hinderten mich vorzudringen.

Wie ein Berauſchter kehrt' ich in die Stadt zurück. Der Obriſt Brouin nahm

mich mit Liebe auf; vergebens forſcht' ich aber nach den Namen der Perſonen, die mich ſo lebhaft intereſſirt hatten.

Urtheilen Sie nicht zu früh über mich ab, Bellisle. Leſen Sie dieſen Brief zu Ende! Was ich geſehn zu haben glaube, iſt mehr, als Wahnſinn.

Am Abend deſſelben Tages — ich weiß nicht, welches Feſt die Leute in Poitiers hatten — gieng ich mit Brouin und ſeiner Familie in die Meſſe. Wir traten in das Innre einer alt-gothiſchen, prächtigen Kirche, deren hohe, kühne Maſſen, Pfeiler, Wölbungen und hundert Altäre vom Glanz unzähliger Lampen und Kerzen erleuchtet waren. Kaum fanden wir noch Raum für uns, ſo groß war die Menge des Volks.

Sey es die Feyerlichkeit des Orts, die Pracht der Erleuchtung, die Gewalt der Musik und der Chöre, zuweilen vom majestätischen Ton der Orgeln unterbrochen — genug ich erlag bald, unter den heftigsten Empfindungen der Wehmuth. Christinens Bild umschwebte mich; meine Sehnsucht ward ungestümer, und ich fühlte all den namenlosen Schmerz wieder, der mich bey der Nachricht von ihrem Tode und Begräbniß fast getödtet hatte. Meine Augen schwammen in Thränen, und ich seufzte mit zitternder Lippe gen Himmel: „O warum gabst du mir dies fühlende Herz und des Jammers so viel"!

Indem ich die Augen wieder senkte, überflogen sie seitwärts die Stühle der Frauenzimmer, und Bellisle — da sah ich

dieſelbe Geſtalt wieder, welche mir dieſen Morgen bey dem alten Schloſſe erſchienen war. Ihre ſeelenvolle Blicke ruhten auf mich! — Bellisle, auf mich! — Sie war es wieder, ganz die Großfürſtin, in allen Zügen, in allen Bewegungen, nur, mögt' ich ſagen, friſcher, blühender, ſchöner, als ich ſie in Petersburg zuletzt geſehn, wo ſchon der Gram ſie dem Tode langſam zuführte. Wie am Morgen, war ſie auch jetzt in ſchwarzen Trauerkleidern, und am Buſen trug ſie wenige Blumen.

Meine ſtarren Blicke hiengen an der Wundergeſtalt. Sie bemerkte es, ſchien betroffen, und zog den ſchwarzen Schleyer ſchnell über ihr himmliſches Angeſicht. Und doch war mirs, als beobachte mich ihr Auge noch durch die Finſterniß des Schleyers.

Ich aber hatte faſt mein Selbſt verlo-
ren in dieſen hohen, lyriſchen Momenten
meines Daſeyns, in dieſen ſeltnen Licht-
und Verklärungs-Punkten meines ſchat-
tenvollen Lebensgemäldes. Wie ſoll ich
Ihnen meinen Zuſtand ſchildern? Ich ge-
dachte nicht des ungeheuern Widerſpruchs,
daß die ruſſiſche Großfürſtin im kaiſerli-
chen Begräbniß zu Petersburg den tiefen
Schlaf des Todes ſchlafe, und zugleich in
einer Kirche zu Poitiers die Meſſe höre.
Ich ſah nicht mehr die Kirche mit ihren
glänzenden Altären und verdämmernden
Schwibbögen und Hallen, ſondern es
war mir, als ſchweb' ich, athm' ich in
einer Vor-Welt des Himmels, wo die
ſeeligen Geiſter, alles Irrdiſchen entklei-
det, ſich ſammeln unter ſüßen Ahnungen,

ehe ſie gerufen werden in das Allerheiligſte. Und die Fülle der Strahlen, die aus der Finſterniß auf mich niederſanken, und die Betenden alle, und das Gewühl heiliger Harmonien aus der Höhe, fügten ſich in meinen Traum oder in meine überirrdiſche Viſion. Ich fand nichts mehr unbegreiflich; und hätte ein Gott mir dieſen Zuſtand verewigt, ich würde unter allen Weſen der Schöpfung das ſeeligſte geweſen ſeyn.

Die Zeit verfloß. Viele verließen die Kirche. Auch das wundervolle Ebenbild Chriſtinens ſchien ſich zum Aufbruch zu rüſten. Da erſt genas ich von meinem Taumel. „Wer iſt die ſchwarze Dame dort"? fragt' ich ängſtlich den Obriſt Brouin neben mir. „Ich kenne ſie nicht"! —

Alſo eine Fremde? — „Sehr wahrſcheinlich, denn ich ſah ſie nie in Poitiers. Die junge Dame neben ihr, mit der ſie ſich unterhält, iſt eine Tochter aus dem Gaſthofe zum goldnen Stern.“ — Kennen Sie dieſe genauer? — „Ich ſah ſie einige Mal auf Bällen. Sie tanzte vortreflich.“ — Ich beſchwöre Sie, lieber Obriſt, fragen Sie Ihre Bekannte um Namen und Vaterland der ſchwarzen Dame. — „Mit Vergnügen“!

Während unſers Geſprächs hatten ſich jene Frauenzimmer ſchon entfernt. Wie gern wär ich ihnen nachgeeilt! aber ich mußte dem Anſtand ein Opfer bringen.

Am folgenden Morgen ließ ich vom Obriſt nicht ab, bis wir mit einander zum Gaſthof vom goldnen Stern giengen.

Die Begleiterin der Unbekannten erſchien. Der Obriſt erkundigte ſich nach der fremden Dame.

„Sie iſt von Lyon", war die Antwort: „Ihr Vater heißt de l'Ecluſe; er ſcheint ein Kaufmann zu ſeyn. Dieſen Morgen ließ er in aller Frühe anſpannen, und reiste er mit ſeiner liebenswürdigen Tochter ab."

„Wohin"? rief ich.

„Wir wiſſen es nicht. Er erkundigte ſich geſtern nach der Route von Sivray", antwortete die Befragte: „Es ſcheint" ſetzte ſie lächelnd hinzu, indem ſie mich ſchalkhaft anſah: „Sie haben ſich einander in Lyon gekannt, und hier bey uns unerwartet zuſammengetroffen. Waren Sie nicht geſtern Abend mit dem Herrn Obriſt in der Kirche St. Euſtache"? —

Ich bejahte es.

„Nun wohl, Mademoiselle de l'Ecluse befragte mich um Sie. Ich konnte ihr nur erwiedern, daß Sie ein Fremder wären."

Dies war nun alles, was wir von der Unbekannten erfahren konnten, die sich mit ihrem Vater kaum zwey Tage in Poitiers aufgehalten hatte.

Vergebens waren Brouins Bitten. Ich reiste noch denselben Morgen ab nach Sivray. Wohin ich kam, forscht' ich nach dem Kaufmann von Lyon und seiner Reisegesellschaft. Man wies mich bald rechts, bald links. Immer glaubt' ich die Spur entdeckt zu haben; immer fand ich mich wieder getäuscht, bis ich die Hoffnung aufgab, jemals das räthselvolle Abentheuer aufklären zu können.

Morgen reis' ich ab von hier. Mögen Sie auch, mein Belliële, immerhin sagen, daß die lebhafte Einbildungskraft mir den Streich gespielt, daß ich ein artiges Mädchen von Lyon, einiger Aehnlichkeiten wegen, für eine Geister-Erscheinung genommen; daß es nichts weniger, als wunderbar sey, wenn ein Frauenzimmer, unaufhörlich von den Augen eines jungen Manns verfolgt, endlich neugierig genug werde, nach dem Namen dieses Mannes zu fragen — den Tag von Poitiers vergeß' ich nicht. Auch ihm bau ich in meiner Einsiedeley von Missisippi ein Monument.

Bordeaux, 23. März 1726.

Nachdem ich kaum meine erſten Beſuche in dieſer blühenden Handelsſtadt abgeſtattet hatte, erſchien bey mir der Banquier Herr Duchat, und fragte, ob ich die in ſeinem Büreau für mich liegenden Geldſummen in Wechſelbriefen oder baar beziehn wolle? — Welche Geldſummen? Herr Duchat hatte, ehe ich nach Bordeaux gekommen, weder mich noch einen meiner nähern Freunde zum Correſpondenten. Nicht einmal eine Charte hatte ich an ihn durch Sie, geliebter Bellisle, erhalten. Ich bezeigte ihm meine Verwunderung; ich behauptete, er irre ſich ſchlechterdings in meiner Perſon. Er wies mir einen Brief, ohne Ort und Namensunterſchrift vor, und fragte mich, ob ich

der darin bezeichnete Chevalier d'Aubant sey? ob ich in russischen Diensten gestanden? ob ich entschlossen sey mit Kapitain de Blaizot in die Louisiana zu gehn? — Ich läugnete es nicht, und er zeigte mir noch einmal an, daß ich bey ihm ein Capital von 150,000 Livres zu beziehn habe. Nähere Auskunft wollte er mir nicht geben. Denn daß die Ordre dazu, wie er vorgab, von London komme, wo ich keine Seele kenne, wo keine Seele weiß, daß der Chevalier d'Aubant im März zu Bordeaux eintreffen werde, um sich nach Amerika einzuschiffen — das ist wohl ein Märchen.

Wer ist mein unbekannter Wohlthäter? — O Belisle, darf ich auf einen andern, als Sie rathen? Nur ein Freund,

wie Sie, iſt fähig ſeinem Freunde ein ſo königliches Geſchenk zum Abſchiede mitzugeben! — Ja, ich nehme die Summe an; aber vermehren Sie mir den Werth derſelben durch das Geſtändniß, daß Sie der Geber ſeyen.

---

Canta Cruz, 8. Julo 1716.

O Bellisle, das ſeltſamſte Schikſal verfolgt mich, welches jemals einen Sterblichen neckte. Der unermeßliche Ocean trennt mich von Europens Küſten, und was ich dort ſah, ſeh' ich wieder hier; und was mich dort bezauberte, übt auch hier ſeine feenhafte Gewalt an mir. Mein Lebenslauf gleicht einem ſchönen Geſpenſter-Märchen; dieſelbe Wundergeſtalt, welche mich in dem deutſchen Hain ent-

zückte, die ich am Hof des ruſſiſchen Kaiſers als Großfürſtin glänzen ſah, die mich an den Ufern des Clain überraſchte, im Tempel zu Poitiers begeiſterte — nennt meinen Namen unter den Palmen von Teneriffa.

Doch ich will Alles in ſtiller Ordnung erzählen, damit Sie nicht wieder auf die Verworrenheit meiner Briefe ſchmälen. Meinen letzten Brief, welchen ich Ihnen aus Funchal in Madera ſchrieb, werden Sie ſchon erhalten haben; denn wir mußten dort, widriger Winde wegen, noch viele Tage liegen bleiben. Der Kapitain de Blaizot ließ endlich die Anker am dritten July lichten in der Frühe; ſchon am vierten gegen Abend konnte man in dämmernder Ferne die Inſel Teneriffa am

Heri-

zont erblicken, die wir jedoch erst am folgenden Tag erreichten.

Der Kapitain wollte sich auf dieser Insel mit Wein versorgen. Wir müßen also auch hier wieder einige Tage verweilen. Ich gieng mit de Blaizot ans Lond, und hatte beym Anblick des majestätischen Picks, der sich kegelförmig in die Wolken emporstreckt, nichts Geringers im Sinn, als diesen berühmten Berg zu besuchen. Doch der Schiffshauptmann hinderte mich daran; ich habe nichts verloren darum, denn ich erblickte dafür die geliebte Ueberirrdische.

Es war gestern ein herrlicher Tag. Ich begab mich am Abend auf den Spaziergang am Ufer, die Almeyde geheissen, wo ich im Schatten hoher Palmen und Ke-

ſtanienbäume eine ſchöne Stunde mit Träumereyen über meine Zukunft genoß. Der Anblick des ewig regen, unendlichen Meers, und dann wieder des ſanft jenſeits der Stadt anſchwellenden Gebürgs, deſſen höchſte Gipfel ein Kranz von gekräuſelten Silberwolken umfloß — die leichtere, reinere Luft, in der ich tiefer und geſunder zu athmen wähnte — der aromatiſche Geruch der mir von unzähligen, wildwachſenden Stauden und Pflanzen und Geſträuchen fremder Geſtalt entgegenſtrömte — das geſchäftige Getümmel der Arbeiter, Laſtträger und Matroſen am Geſtade — Alles war mir ein ſo neues ſchönes Bild, wie ichs nie geſehn, und welches meine Bruſt mit den lieblichſten Ahnungen ſchwellte.

Siehe da! — ich war an den Ausgang der Almeyde gegen die weit in die See hinausgebaute Lastadie gekommen — kömmt odemlos mit einem Päckchen unterm Arm derselbe Mensch gesprungen, den ich Ihnen in meinen Briefen aus Paris nur den Rothrock nannte. Es war dasselbe Zigeuner-Gesicht, nur statt des Scharlachrockes trug er diesmal ein leichtes grünes Reisekleid. Er lief an mir vorüber, sah mich, blieb verwundert stehn, und rief: „Herr Chevalier, Sie hier? Willkommen auf Teneriffa! Wohin geht die Reise"? — Ich antwortete eben so schnell, als er fragte: „In die Louisiana, nach Neu-Orleans."

„Viel Glück"! rief er, und lief davon, die Lastadie entlang. Es verdroß mich

die Eilfertigkeit dieſes Sönderlings. Ich rief ihm nach. Er hörte mich nicht. Gern hätt ich ihn geſprochen. Langſam folgt' ich ihm. Die Seiten der Laſtadie wimmelten von Böten, die landen oder abſtoßen wollten. In eines ſolcher Böte ſah ich meinen Grünkittel ſpringen, es waren darin zwey Frauenzimmer und ein ältlicher Herr. Ich trat näher. Das Boot war ſchon abgelöst vom Ringe, und ruderte ſeewärts. Ich hörte eine weibliche Stimme aus dem Fahrzeuge: „d'Aubant"! rufen. — O mein Freund, und es ward dunkel vor meinen Augen — es war die göttliche Lyonerin, die Großfürſtin, das Mädchen vom deutſchen Walde — nennen Sie es, wie Sie wollen.

Mit Vogel-Schnelle flog das Boot dahin, und verlor sich unter den Schiffen, welche auf der Rhede vor Anker lagen. Ich Elender, alle Besonnenheit hatte mich verlassen, und alle Geistesgegenwart! ich beschloß zu spät, der Wunderbaren nachzueilen, um endlich das unbegreiflichste Räthsel zu lösen. Ich lief die Lastadie auf und ab, und sucht' ein Boot zu miethen um jeden Preis. Ich fand fast alle schon versagt; bey andern fehlten die Schiffer, und wieder bey andern hatt' ich Mühe mich den Leuten deutlich zu machen, die nur spanisch redeten.

Als ich endlich ein Fahrzeug gewonnen, sah ich drey große Schiffe mit aufgespannten Segeln ins Meer gehn. Ein Landwind, der bey Teneriffa zu den Selten-

heiten für Schiffahrende gehört, begünstigte sie. Ich zitterte vor den Gedanken, daß eines derselben die wunderbare Unbekannte entführe. Ich kam zum Ankerplatz und fragte von Schiff zu Schiff, und meine Furcht fand ihre Bestätigung. Die Frauenzimmer waren auf das französische Schiff, der Delphin genannt, am Bord gegangen, welches unter den Absegelnden gewesen. Man wußte mir noch zu sagen, daß der Commandeur des Delphins nur dieser Damen willen die Abfahrt verzögert, und bey ihrer Ankunft schon die Anker aufgewunden gehabt habe.

Es war schon dunkel, als ich wieder ans Ufer trat — ich lief in die Almeyde zurück, wie ein Verzweifelnder, und machte — ich erröth' es nicht zu beken-

ufn — in tauſend Thränen meinen Schmerzen Luft. — Meine Augen fanden keinen Schlummer in dieſer Nacht.

Sobald der Morgen graute, gieng ich aus, zu erforſchen, wo ſich die Frauenzimmer während ihrer Anweſenheit auf der Inſel befunden haben konnten. Es war in Santa Cruz ſelbſt, wo ſie in einem Privathauſe gewohnt hatten. Der Eigenthümer des Hauſes, ein Weinhändler, wußte mir nichts zu ſagen, als daß die Dame, ſo mich intereſſire, die Tochter eines Deutſchen ſey, der nach Weſtindien zu ſeinen Verwandten reiſe. Er heiſſe Walter. Das zweyte Frauenzimmer habe er für die Bediente der Tochter gehalten; und eine andre Mannsperſon, die nach der davon gegebnen Beſchreibung

keiner, als mein Rothrock zu Paris, oder der Zeisiggrüne von Teneriffa seyn kann, schien der Bediente des Herrn Walters zu seyn, der ihm schlechthin nur Paul gerufen habe.

Soweit meine Aufklärungen, wenn ich Aufklärung nennen darf, was meine Verwirrung nur vergrößerte. — Ich erhielt es ohne Mühe, daß mir auch das Zimmer gezeigt wurde, welches die schöne Walter bewohnt hatte. Ich betrat es mit sanftem Schauer, wie das Allerheiligste eines Tempels. Ihr Geist schien aus diesen einfachen Geräthen und Verzierungen mich noch anzusprechen, und jedes schöner und bedeutender zu seyn, weil es von ihrer Berührung geweiht worden. Dieser Boden hatte sie getra-

gen, dieſer Seſſel ſie umfangen, dieſer Spiegel ihre himmliſche Geſtalt zurückgeſtrahlt. Ich durchſpähte alles mit Blicken der Neugier und heiligen Scheue, und ſuchte Spuren und Reliquien, wie ein Pilger, welcher die heilige Erde Jeruſalems betritt und das Grab ſieht, welches der Erlöſer bewohnt hatte.

Auf einem Winkeltiſchen lagen einige zerſchnittene Papiere, von denen noch eins die abgeriſſenen Worte enthielt:

Vergeſſenheit aus Lethes dunkeln Quellen,
Der Hoffnung grüner Feenkranz . . .

Man ſah es den Zügen dieſer Schrift an, daß eine weibliche Hand ſie gebildet hatte. Auch der Weinhändler beſtätigte, daß er die ſchöne Fremde in dieſem Zimmer einmal ſchreibend gefunden. Dies

war genug für mich. Das Blättchen mit den sinnvollen Zeilen ward mein Kleinod.

Bellisle, Bellisle! wer ist diese Wunderbare, die mir unter wechselnden Gestalten und Namen in den verschiedensten Gegenden des Erdballs begegnet? Ist es nicht eine — sind es mehrere? daran glaub' ich nicht mehr, seit ich meinen Namen von ihr ausgesprochen hörte auf der Lastadie. Die Tochter Walters und die Lyoncrin de l'Ecluse sind dieselben. Die Tochter Walters und die Gemahlin des Großfürsten Alexis sind in meinen Vorstellungen wundersam verwandt durch den sogenannten Paul, der ihr Diener ist, und in Paris mir doch — und warum grade mir? — den Tod der Prinzessin von Wolfenbüttel verkündete, ehe

die Gesandtschaft davon unterrichtet war. — Bellisle, hier walten seltsame Geheimnisse! Wer kennt die vor der Welt verhüllte Geschichte manches Fürstenhauses? Die Gemahlin des Czarewiz ist gestorben; ihr Leichnam ist feyerlich in das kaiserliche Begräbniß beygesetzt worden — Aber eben diese Prinzessin wandelt noch lebend unterm Himmel! Die Prinzessin von Wolfenbüttel schwebt in diesen Augenblicken auf den Wellen des Meers zwischen den Wendezirkeln, während Europa sie beweint.

Ich ruhe nun auf Erden nicht, bis ich die Unerklärliche gefunden. Als das schwankende Boot sie übers Meer trug, sprach sie mit süßer Stimme meinen Namen — und dieser Ruf zieht mich ihr nach durch alle Wüsten, alle Paradiese —

und immer tönt er noch vor meinen Ohren, und mein erloschnes Leben flammt wieder mit verjüngter Gewalt auf.

Der Delphin trug sie zu den Küsten Amerikas. Er wird doch zu erforschen seyn. Ich will rastlos und unstät von Hafen zu Hafen, von Land zu Land ziehen, bis ich ihre Spur entdecke — und dann — mir blüht noch ein Arkadien, und diese Ahndung wird mich nicht belügen!

Vielleicht erhalten Sie nun in langer Zeit keine Briefe von mir — senden Sie die Ihrigen für mich immerhin nach Bilaxi, oder wenn Sie lieber wollen nach der neuen Kolonie Neu-Orleans am Missisippi. Dahin werd' ich, von meinen Abenteuern müde, einst gewiß zurückkehren.

# Die Prinzessin von Wolfenbüttel.

Vom

Verfasser des Alamontade.

Zweytes Bändchen.

Zürich, 1805.

Bey Orell, Füßli und Compagnie.

# Die Prinzessin von Wolfenbüttel.

---

Zweytes Buch.

# Zweytes Buch.

Aus den Tageblättern der Auguſtine Holden, der Gräfin Julie von B.** geweiht.

## I.

Die Palme ſtreut ihren leichten Schatten auf das Fenſter meiner Hütte; ein unbekanntes Gebürg ſtrahlt mit beſchneiten Gipfeln vom fernen Horizont; ein namenloſer Bach rauſcht in der Tiefe zwiſchen Felſen und entwurzelten Stämmen; eine ſchöne, fremde Welt umſchwebt mich mit reitzender Farbenmiſchung; ſelbſt jene Bäume, die ihre ungeheuern, finſtern Aeſte durch die Lüfte ſchwingen, jene

Gesträuche am Fuß des Hügels kenn' ich nicht, und aus den Wiesen steigen unbekannte Blumen.

Hier ist mir wohl, und hier beginnt mein neues Leben, hier meine Ruhe, meine Sicherheit.

Sey mir gegrüßt, du schöne, fremde Welt, du wundervolle, freundliche Wildniß; ich will deine Bewohnerin seyn. Ich will eure Schwester heissen, ihr gutmüthigen Wilden, die ihr eure Kinder und eure Todten zwischen den Zweigen der Bäume wieget. So soll mich eure Hand einst in den ewigen Schlaf wiegen unter den kühlen Zweigen. Fürchtet das schwache Weib von Europa nicht. Reichet mir die Hand, ihr Kinder der Natur, lasset mich in eure Hütten treten,

einfach zwischen Pfählen von Reisern geflochten und mit Laub bedeckt; ich will die Gesänge eurer Weiber lernen, und sie die Künste meines Vaterlandes lehren. Ich will die Zeugin eurer Feste, eurer Tänze seyn, und eure Sieger mit den schönsten Glasperlen schmücken, und eure stillen Wohnungen mit nützlichem Geräth bereichern.

---

2.

Julie, o meine Julie! denn du bists, mit der ich immer in meinen Gedanken rede; dir weih ich diese Blätter meines Tagebuchs, diese Früchte der Einsamkeit und süßen Schwermuth — — Julie, die du von mir in unendlicher Ferne wohnest,

und mich beweinst, wie man die Todten beweint — deine Fürstin, deine Freundin wandelt unter einem fremden Himmel und liebt dich noch, und gräbt mit zärtlichem Sinnen deinen Namen in die Cedern eines entlegnen Welttheils.

Ich sehe dich erblassen, und mit zitternder Hand diese Papiere aufschließen, die einst — wenn unser beyden Leben schon zur Neige eilt, und Europa mich längst vergaß und das Gedächtniß meiner nur noch in deiner treuen Liebe einsam dauert — die dann einst dein Eigenthum seyn werden.

Warum bebest du ohnmächtig zusammen? Hast du der Verheissung vergessen, daß mein Geist dir einmal wieder erscheinen werde nach langer Zeit? — Du wankst

und zweifelst? O meine Julie, erkennst du nicht die Züge meiner Hand mehr? Es ist dieselbe, die in den Gärten unsrer Kindheit dir so manchen Blumenstrauß gewunden; es ist dieselbe, die dir mit leisem Druck die ewige Freundschaft schwor; es ist dieselbe, die krampfhaft einst die deinige umschloß, und von dir nicht lassen wollte, als wir uns scheiden mußten.

Ja, Julie, ich lebe, deine Fürstin lebt, und ist nun glücklich. Nein, nicht mehr Fürstin — diese ward in den prachtvollen Todtengrüften von Petersburg verscharrt. Dahinten blieb mein glänzender Hofstaat, meine erhabne Verwandschaft, meine Aussicht auf den größten Thron der Welt. Selbst meinen Namen überließ ich dem Moder des Grabes; Auguſtine Holden ist

ein neugebornes Wesen, nicht mehr die Tochter des hohen Fürstenhauses Wolfenbüttel!

Vor meiner Thür, wo sonst Kammerherren und Gräfinnen Befehlen entgegen horchten, sitzen jetzt Indianerinnen, welche ihre Kinder säugen. Statt der Conzerte und Redouten hör' ich den Gesang eines Wilden, der einsam durch den Wald irrt, oder das Lied unbekannter Vögel, oder ich sehe den Tanz der Eingebornen im Mondenschein. Mooskissen liegen an der Stelle meiner Sammetpolster, und Kräuter, Maiz und die kühlenden Früchte der heissen Zone füllen meinen Tisch. — Und doch, Julie, beklage mich nicht, denn ich bin glücklich! Noch ist keine Thräne der Sehnsucht und des Heimwehs um Europa aus meinen

Augen gefallen, seit ich den Boden Amerikas berührte!

In meiner Brust, o Julie, ist ein Himmelreich, und ein neuer Sinn ist in mir aufgeschlossen für den Werth des Lebens. Ich gehe mit Entzücken durch die stille, grüne Nacht dieser ungeheuern Wälder; sitze mit frohem Schauer am Abhang dieser einsamen Wasserfälle; athme tiefer, heitrer in diesen lauen Lüften unter den balsamischen Gesträuchen, und weine nur Thränen einer schwermüthigen Wollust, wenn Abends des grauen Herberts Flöte durch die horchende Einöde tönt, und das liebliche Bild meiner verwaisten Kinder, ihr Lächeln, ihr anmuthiges Liebkosen, ihre unschuldsvollen Tändeleyen in meiner Fantasie erneuert. — Ach, Julie!

nur dieſe holden Kleinen noch einmal zu ſehn — nur ungekannt, im Gewühl andrer Zuſchauer ſtehn, und aus der Ferne ihre Spiele ſehn zu dürfen — dies iſt mein letzter, mein glühender Wunſch. Aber ſie hatten ihre Mutter kaum gekannt; ſie werden den Verluſt derſelben nie beweinen. Nur ich betraure euer Loos, o meine Natalie, mein Peter — denn ihr ſeyd Fürſtenkinder.

---

## 3.

Nur dir, Geliebte, will ich das Geheimniß meines Lebens entſchleyern. Aber ich beſchwöre dich, ſtreue dieſe Blätter in die Flammen, daß keine ungeweihten Augen ſie durchſtreifen, und die Verrätherey

nie den Gram meiner fürſtlichen Eltern verjünge. Ach, was ſollte ſie tröſten, wenn ſie nun wüßten, daß ihr geliebtes Kind, daß die Schweſter einer römiſchen Kaiſerin unter den Wilden wohne im Innern von Amerika? — Wer würde die Wenigen retten vor dem Zorn der Oberherrn Rußlands, die meine Flucht aus Europa mitleidsvoll veranſtalteten? Würde man nicht, und wär es noch ſo ſpät, mich wieder in die Heimath zurückfordern? Würde man nicht dieſe Einöden durchforſchen laſſen, um mich zu finden? — Mir graut vor der entſetzlichen Möglichkeit — ich würd' entſchloſſen ſeyn, lieber den Tod, als die Küſten von Europa zu ſehen.

Glaub es, Julie, nur die ſchrecklichſten Schickſale konnten mir gebieten, das Auf-

ſerordentlichſte zu wählen. Ich habe einen großen Kampf gekämpft, und habe Blut geweint über der Wiege meiner verlaßnen Kinder. — Verzeih es Gott meinem Gemahl, dem Czarewiz!

Unter Thränen entſchlief ich jeden Abend, mit Bangigkeit erwacht' ich jeden Morgen vom leichten unruhigen Schlummer. Es verlor ſich faſt kein Tag, an welchem ich nicht die bitterſten Beſchimpfungen von meinem Gemahl erlitt, und die peinlichſten Drohungen. Es war mir eine Gnade, wenn er mich mied. Doch wenn er kam, dann ward mein Jammer neu. Meiſtens zeigte er ſich nur, wenn er vom Branntwein berauſcht, ohne Verſtand und Sinn, an mir den Zorn kühlen wollte, welchen die erbitterten Bojaren, Strelitzen und

Popen gegen ſeinen Vater in ihm angefacht hatten; oder wenn er aus dem Kloſter kam, worin ſeine Mutter, die verſtoßene Czarin, mit ihrem abſcheulichen Galan Glebof, Ränk' und Pläne gegen den Kaiſer geſchmiedet hatten; oder von ſeiner Tante, der Prinzeſſin Marie, die gegen ihren kaiſerlichen Bruder den Haß der verſtoßenen Czarin theilte.

„Geduld, Geduld"! ſchrie er dann oft: „Der Czar iſt nicht von Eiſen. Beſteig ich einſt den Thron, Madame, dann hat unſere Ehe ein Ende, und ich jage Sie in daſſelbe Kloſter, worin jetzt meine unſchuldige Mutter ſchmachtet. Den ſchelmiſchen Großkanzler, den Graf Goloſkin, will ich zur Belohnung ſeiner Kuppleren lebendig auf einen Pfahl ſpießen

laſſen; denn er iſt Schuld allein, daß ich eine Wolfenbüttlerin heurathen mußte. Und den Fürſt Menzikoff und ſeinen Schwager will ich ebenfalls lebendig ſpießen laſſen, dem Goloffin zur Geſellſchaft. Die Favoriten des Czar ſollen in Sibirien Zobel fangen lernen, und all die verma-ledeyeten Fremden mit ihren neuen Sitten und Künſten, dieſe Glücksritter, Lungerer und Abentheuerer — ich will ſie mit eiſer-nen Ruthen aus Rußland wegfegen, wie ein läſtiges Ungeziefer, und mit Knuten ſoll man ihnen den Zehrpfennig auf dem Heimweg reichen."

Dies wiederholte er mir oft — dies ſchwor er mir mit den gräßlichſten Flüchen vor. Einſt hieng ich mich liebkoſend, wei-nend an ſeinen Hals, um ſeinen Unmuth

zu beſchwichtigen; da warf er mich, wie eine freche Bettlerin, zurück und gab mir einen Backenſtreich, der mich betäubte. — Ach, Julie, dies iſt die erſte Mißhandlung, die ich in meinem Leben dulden mußte — ich, die von Tauſenden immer nur ſeit meinen Kinderjahren geſchmeichelt worden war, ich, der Liebling meiner Eltern — ich die Fürſtin! — Nein, und wenn ichs könnte, ich würde dir nicht die Empfindungen ſchildern, unter welchen ich damals vergieng. Ich würde jetzt noch leiden.

Aber keiner Seele offenbart' ich meine Kränkung, die nachher nur allzuoft wiederholt ward. Vielleicht hätt' ich mein herbes Loos verſüßen können, wenn ich in die Verwünſchungen meines Gemahls

gegen des Kaisers Günstlinge, gegen die Weisesten und Tugendhaftesten des Landes eingestimmt — wenn ich, wie er, den Czar, der mich so väterlich liebte, gehaßt — wenn ich mit all den Mönchen und ausschweifenden Wüstlingen, die meinen Gemahl umgaben, zügelloses Leben begonnen, und mit seiner schändlichen Buhlerin Euphrosine, die ihn bezaubert hielt, Schwesterschaft geschlossen hätte. — Ich kennt' es nicht, und litt.

Beklagenswürdiger ist kein Geschöpf, als das schirmlose Weib, welches, einem gefühllosen Gatten hingegeben, vor ihm unaufhörlich zittert, von dem es Schutz empfahen sollte. Es ist kein qualenreicherer Zustand zu ersinnen. Die Unglückseelige steht vereinzelt in der Welt, nur mit

und neben ihrem Mörder; sein Name ist der ihrige, seine Ehre die ihrige. Sie muß die Grausamkeit ihres Folterers verheimlichen, um ihren Leumund in der Welt nicht zu entweihn. Sie muß den Mund rühmen, der sie schilt, und die Hand schmeicheln, von der sie geschlagen wird. Durch tausend kleine häusliche Verhältnisse mit ihm zusammengeflochten, wird jedes ihr zum neuen Dorn im Märterkranz.

Lange konnt' ich, lange all mein Elend tragen. Jahre hindurch versucht' ich jedes Mittel, den Unempfindlichen zu rühren. Ich stellte seinem Hasse meine Liebe, seinen Flüchen meine Thränen, seiner Brutalität meine Liebkosungen, seiner Wuth meine Gelassenheit, seinen Niederträch-

lichkeiten oft den edeln Stolz entgegen, mit welchem Unschuld und Bewußtseyn uns bewaffnen — ich siegte nicht. Meine Sanftmuth stärkte nur die Rohheit seines Sinnes, mein Ernst bracht' ihn zur Raserey.

Einst fand mich so, du weißt es, von ihm mißhandelt, die Gräfin von Königsmark. Ihr Mitleid regte meine Kraft auf. Er hatte mir oft die Scheidung angeboten, doch furchtsam vor des Kaisers Zorn nie gewagt, das Wort öffentlich auszusprechen. Ich wagt' es, den Vorschlag zur Trennung dem Monarchen wissen zu lassen. Fürst Menzikof sollte ihm den Gedanken annehmlich machen. Menzikofs Kunst scheiterte an des Kaisers unbeweglichem Sinn. Der Czar, wel-

cher in seinen Staaten keinen furchtbarern Feind kennt, als den ungerathenen Sohn, der überall in der Mitte der Mißvergnügten, des dummen Pöbels und der beleidigten Mönche Liebling, das große Werk seines Vaters zu zerstöhren droht — der Czar hätte eher seine Waffen vor Karl XII. strecken, als sich in einen Wunsch und eine Neigung dieses Sohnes fügen können.

Ich wandte mich flehend in eigenhändigen Briefen an meinen theuern Vater um Einwilligung, und um sein hohes Fürwort zu meiner Erlösung. Mit väterlichem Ernst wies er die unglückliche Tochter zurück. So ward ich für die Ehre meines Hauses hingeopfert — nicht einmal gestattet wurde mir die Gunst, nach Wolfenbüttel auf einige Zeit zurückkehren zu dürfen.

So mir ſelbſt und meiner Verzweiflung überlaſſen, gab ich jede Hoffnung eines frohern Lebens auf. Mein Gemahl verdoppelte ſeine Unmenſchlichkeit. Meine jugendlichen Kräfte vereitelten ſeine Mühe, mich durch Gram und Kummer früher zum Tode reif zu machen. Da ward ich vergiftet, und — gerettet.

---

4.

Düſtrer denn jemals — es war ein melancholiſcher Abend, Wind und Regen rauſchten gegen die Fenſter meines einſamen Gemachs — erwog ich einſt mein Schickſal, muſterte die freudenarme Gegenwart und die furchtbaren Möglichkeiten der Zukunft. Ich verlor mich in verzweif-

lungsvollen Plänen, und beklagte, daß die Kunst der Aerzte mein elendes Leben aus den Gefahren des Gift-Todes gerettet hatten.

„Was hab' ich" — so sprach ich in mir selbst: „Was hab' ich zu hoffen? Ist denn irgend für mich Frieden, als im Grabe? Wird der grausame Czarewitz, den ich Gemahl heissen muß, wird er nicht jedes Mittel wählen, sich meiner zu entledigen? Bin ich nicht in seiner Gewalt? Früher oder später fall ich durch ihn. Wer einmal das Entsetzen vor einer Greuelthat verlernt hat, dem ist kein Verbrechen weiter unmöglich. Er kann mir den Tod in meinen Lieblingsspeisen reichen; er kann ihn in meinen Wein füllen; er kann mich im Schlaf an seiner Seite erwürgen."

„Was hab' ich zu erwarten, wenn dieſer Tyrann einſt den Thron ſeiner Väter beſtiege? — Den Tod, oder den ewigen Kerker? — Wer iſt mein Schutz? Verlaſſen bin ich von Allen."

„Der Schlaf des Todes iſt ſüß. Gott erbarme ſich meines unmündigen Kindes — mein Leben iſt ihm unnütz. Mein Tod wird vielleicht den grauſamen Mann erſchüttern, und ihn zu einem zärtlichen Vater machen, da er kein zärtlicher Gemahl war." —

Schnell reifte der Entſchluß zum Selbſtmord. Ich gieng zu meinem Arzneyſchrank, und zog die Flaſche mit Opium hervor. Ich füllte einen Becher. Ich ließ mir meine Tochter Natalie bringen, um ſie noch einmal zu ſegnen. Ich nahte das

holde Geschöpf an meine Brust; ich weinte bitterlich; es schlief unter meinen Thränen ein.

Als ich das Kind zurückgegeben hatte, befahl ich den Kammerfrauen mich allein zu lassen, und erst am folgenden Morgen zu kommen, denn ich wolle schlafen gehn. — Sie gehorchten. — Ich verschloß das Kabinet. Ich sank auf meine Knieen, um zu beten.

Aber ich konnte die Hände nicht emporheben; meine Seele war, wie vernichtet. „Selbstmörderin und Mörderin des Kindes unter deinem Herzen, kannst du zu deinem Schöpfer reden, während du über Verbrechen brüteſt"? So rieſs in mir. Ich konnte nicht beten. Ich sank weinend zur Erde, meine Stirn berührte

den Boden. „Nein, o mein Gott, mein Schöpfer", ſtammelt' ich: „Ich bleibe dir getreu. Ich will mein Leiden tragen, und den bittern Kelch empfahn — vergieb dem ſchwachen, verzweifelnden Weibe"!

So lag ich da. Es war ſtill und dunkel umher. Ich war ermattet, und ohnmächtig. Es fehlte mir an Kraft, mich emporzurichten; zwiſchen Schlaf und Ohnmacht, in wohlthätiger Betäubung, verlor ſich allmählig mein Bewußtſeyn.

Grüne, ſchimmernde Inſeln ſchwammen, wie in einem heitern Morgentraume, vor mir vorüber. Sie faßten mich auf; ich irrte in unbekannten Hainen, und über pfadloſe, blühende Auen, und von allen Zweigen tönten mir Geſänge der Vögel entgegen, und links und rechts gaukelten

fallende Blüten purpurn und silbern in der Luft um mein Haupt. Ach, mir wars, als weh' und leb' ich wieder in einem der wunderschönen Frühlinge des reitzenden Deutschlandes; und meine Brust erweiterte sich tiefathmend, als mögt' ich den ganzen Himmel mit Einem Zuge eintrinken.

„Aber wo bin ich denn"? fragt' ich einen Greis, der ehrwürdig mit schneehellem Haupt und Bart, und weissen Kleidern, gleich einem der Braminen am Ganges, neben mir wandelte. „Dies ist Amerika"! sprach er: „Und hier sollst du, wie eine Seelige, wohnen."

Da stiegen mir heisse Freudenthränen ins Auge. Also entflohn dem unermeßlichen, winterlichen Kerker Rußlands? Ich bin frey — für mich ist kein Rußland,

kein Czarewitz mehr! — Und hier werd' ich fortan, wie eine Seelige, wohnen." So dacht' ich, und bog mich nieder, und küßte segnend den blühenden Boden Amerika's.

Mein Traum erlosch, und mein Schlaf verflog. Ich erhob mich vom Fußteppich. Schon war es spät um Mitternacht. Ich warf mich in meinen Kleidern aufs Bett, den schönen Traum zu erneuern.

Julie, wenn es noch göttliche Eingebungen giebt — und warum soll ich sie bezweifeln? Warum soll der Vater der Welt nicht mit seinen leidenden Kindern mehr reden, wie einst, er der noch jetzt, wie sonst, ihre Gedanken regiert? — So war dies eine göttliche Stimme die mirs sprach: „Hier ist Amerika, und hier sollst

du, wie eine Seelige, wohnen"! Heiter erwacht' ich ſpät am Morgen; mein Herz aber war voll unnennbarer, tiefer, ſchmerzlicher Sehnſucht nach dem blühenden Boden des fernen Welttheils.

Die Gräfin von Königsmark beſuchte mich. Sie erſchrak über der Bläſſe meines Angeſichts. Ihre Augen wurden feucht. Sie küßte meine Hand mit der Heftigkeit des lebhafteſten Mitgefühls, und ich fühlte ihre warmen Thränen fallen auf meine Hand.

„Nein", rief ſie: „Meine Fürſtin, ich kann es nicht ertragen. Ich kann Sie nicht leiden, nicht ſo hinſterben ſehn unter der Grauſamkeit Ihres Gemahls. Gebieten Sie über mich; und wenn es mein Leben gelten ſollte, ich will Sie erretten.

Flichn Sie nach Wolfenbüttel, in den Schutz ihrer erlauchten Eltern; ich nehm' es auf mich, Ihr Entrinnen zu veranstalten. Keine Seele soll es früher ahnden, bis Sie den deutschen Boden betreten haben werden."

Ich umarmte schweigend das gute, gefühlvolle Weib, und reichte ihr den harten Brief meines Vaters, worin er mir die Heimkehr untersagt.

„Mag er es doch"! rief sie: „Sind Sie nur einmal in Wolfenbüttel, so wird er Sie nicht zurückstoßen."

— Aber er wird mich wieder nach Petersburg ausliefern, und mein ganzes Leben ist mit heilloser Schmach bedeckt. Wie könnt' er dem gebietenden Fodern Sr. Majestät des Kaisers widerstehn?

Ja, liebe Königsmark, Sie verdienen mein Vertrauen. Ich fühl' es, daß ich mein qualenreiches Daseyn nicht lange mehr führen könne. Wär ich nur getröstet um das Loos meines Kindes, und desjenigen, so ich unter meinem Herzen trage — mein Entschluß wäre schon genommen. —

„Was können Sie für Ihre Kinder fürchten? Der Czar wird sie nicht verlassen. Die ganze Liebe des Monarchen, so er jetzt Ihnen weiht, wird sich über seine Enkel ausdehnen. Er wird ihr Loos zu sichern wissen, selbst wenn der Großfürst ein so unnatürlicher Vater wäre, wie er ein unnatürlicher Sohn ist. Und gesetzt, eure Fürstin, Sie bleiben in Petersburg, sind darum Ihre Kinder

beſchützter? Oder wenn Sie die Beute Ihres Kummers werden, und früh aus dem Leben gehn — iſt Ihren Nachkommen damit mehr geholfen? Ich beſchwöre Sie, retten Sie ſich! In Petersburg iſt ihr Leben in täglicher Gefahr."

— Ich weiß es, Gräfin. Ich will mich retten. —

„Und wie"?

— Durch eine neue, freywillige Todesart. Erſchrecken Sie nicht! Ich will keinen Selbſtmord begehn. Aber ſterben will ich für Petersburg, für Europa — ich flüchte mich übers Meer und verberge mich unter fremdem Namen im Innern eines entlegnen Welttheils in unbekannten Gegenden, welche nie der Fuß eines Europäers betrat. Da werd' ich gleichſam in

ein zweytes Leben treten; wie ein Kind anfangen eine neue Sprache zu ſtammeln, neue Verbindungen zu ſchließen, neue Dinge kennen zu lernen. Ich werde in einer neuen Welt, wie auf einem fremden Sterne wandeln, und, gleich einer Abgeſtorbnen, mich der Vergangenheit dunkel nur, wie eines frühern Lebens auf dem Erdplaneten erinnern. Ich werde nichts mehr erfahren von meinen Freunden, von meinen Kindern, meinen Eltern, von Allem was in der bekannten Welt geſchieht. Man wird nichts mehr von mir hören und erblicken; man wird mich, wie eine Begrabne, betrauern und vergeſſen. Ich werde einem abgeſchiednen ſeeligen Geiſte gleichen, ohne den Tod empfunden zu haben. — Sie ſchaudern vor dieſem

Gedanken, liebe Königsmark? Mir gewährt er namenlose Lust. Es ist ein Selbstmord ohne Sünde. Ich erfülle eine heilige Pflicht, und rette mein Leben, ohne die Vorurtheile der Welt, ohne die Begriffe meiner Verwandten von fürstlicher Ehre zu verwunden. Alles hängt nur von der Verheimlichung meiner Flucht ab. Sollte das Geheimniß jemals verrathen werden, wahrlich, untröstlich würden meine Verwandten seyn, vielleicht minder wegen meines Looses, als wegen der vermeintlichen Schande, die ich auf unser Haus werfe. Menschen, unvertraut mit meinem Elende und all den tausend Ursachen des verzweifelten Entschlusses, würden mich in den Rang der Abenteurer setzen, und statt den Muth zu ehren,

mit welchem ich jedes Vorurtheil zertrat, um die verlorne Ruh und Freyheit wieder zu gewinnen, mich verdammen mit hartem Herzen. —

So ohngefähr sprach ich zur Gräfin. Wenig Mühe galt es, sie zum Beystand zu überreden, und manche Besorgnisse um den gewagten Plan zu zerstreun. Sie schwor mir treue Verschwiegenheit und veranstaltete das Nöthige zu meiner Flucht, die nach meiner Niederkunft geschehen sollte, sobald mir die nöthigen Kräfte zur großen Reise wieder gekommen seyn würden.

---

## 5.

Mein alter, treuer Diener, Herbert.

ein Mann von erhabner Tugend und großem Muthe, war der erste, welchen ich in unser Geheimniß zog. Seine Hülfe war uns unentbehrlich; ich wollte mich nicht ohne Begleitung in die weite Welt hineinstürzen. Seit meinen Kinderjahren war er mein Freund, mein Vertrauter; ihm hatt' ich viele meiner bessern Kenntnisse zu danken. Ich ehrte ihn mehr, wie einen zärtlichen Vater, als daß ich ihn wie einen Diener am Hofe behandelt hätte.

Ehmals war er der Zeuge meines Frohsinns, nun seit dem Tage der Vermählung der meines Grams gewesen. Oft stand er von ferne, mit einem Antlitz voller Schmerz, und beobachtete mich; oft, wenn ich ihm klagte, wußte er mir Muth ein-

zuflößen; oft, wenn ich verzweifeln wollte, wußte er durch seine Vorstellungen mir neue Hoffnungen anzuzünden. Mir ward, als sey er die hehre Gestalt des himmlischen Traumes, durch welchen mein Schutzgeist zu mir geredet hatte.

Herbert, als ich ihm das große Vorhaben enthüllt hatte, stand betroffen und sprachlos vor mir.

„Warum schweigst du, lieber Herbert"? fragt' ich ihn.

— Gnädigste Fürstin, der Gedanke ist entsetzlich. Sie, gewöhnt an den Glanz des Hofes, an tausend kleine, unentbehrliche Bedürfnisse, an den Genuß welchen Wissenschaft und Kunst in der gebildeten Welt gewähren, Sie wollen Ihre Wohnung wählen unter den Herden wilder

Indianer, in den unbekannten Wüſten eines fremden Welttheils? —

„Leben, Freyheit, Ruhe und Armuth ſind ſüßer, als der Jammer unter Gold und Seiden. Herbert, ich will, ich muß mein Leben retten. Ich frage dich, folgſt du deiner Fürſtin lieber zum Grabe, oder in eine andre Weltgegend? Wir fliehn, Herbert. Ich höre auf Fürſtin zu ſeyn. Ich will dich Vater nennen; ich will deine Tochter ſeyn. Es wird einen ſchönen Winkel des Erdbodens geben, wo wir verborgen vor den Menſchen in ſeelger Einſamkeit und kummerloſer Muße wohnen dürfen. Ich büſſe meine Kinder ein — du nichts. Was feſſelt dich an die Wildniß von Rußland, daß du ſie nicht gegen die blühende Einöde eines

mildern Himmelsſtriches verwechſeln mögteſt"?

„Nichts"! rief Herbert, und fiel auf ſeine Kniee vor mir hin, drückte meine Hand an ſeinen Mund und ſchwor mir Treue bis in den Tod.

Schon am folgenden Tag mußte er, ſo ward es unſre Verabredung, öffentlich ſeine Entlaſſung fordern, damit er von Petersburg entfernt die Fortſetzung meiner Flucht beſchleunigen könne, ohne durch ſein ſpäteres Verſchwinden bey meinem Scheintode Verdacht zu erregen.

O wie unendlich lang wurden mir ſeit dieſem Tage alle Stunden! Und doch nicht ohne Furcht und Schmerz ſah ich, als flöhen ſie zu ſchnell, die Wochen vorübergehn. — Ich wünſchte und ſcheute zugleich

die große Entwickelung; die Stunde meiner Erlösung war der ewige Verlurst meiner kleinen Natalie.

Holder, stiller Engel, noch seh ich dich auf meinen Knieen, in meinen Armen gaukeln — ach, deinem kindlichfrohen Jauchzen antworteten der Mutter tiefe Seufzer; deinem süßen Lächeln, deinem freundlichen Winken begegneten nur der Mutter thränenschwere Blicke! — Du verstandest, seelge Unschuld, noch nicht die Sprache des Grams — schon gedenkst du nicht mehr der verwaisten Mutter — aber ich, eft irr' ich weinend am Ufer des Meers hin, und strecke die mütterlichen Arme umsonst gegen Abend, und nenne tausendmal mit leiser, schmerzlicher Stimme deinen Namen!

## 6.

Je näher die Zeit meiner Entbindung rückte, je seltner wurden die Besuche meines Gemahls. Mir ward wohl dabey. Ich träumte mir vom Glück der Freyheit — ich rüstete mich geschäftig zur ungeheuern Wanderschaft. Die Gräfin Königsmark versorgte mich mit neuen Kleidern, mit Wechselbriefen und Addressen; ich versah mich mit Gold und Juwelen; auch mein treuer Herbert hatte schon kleine Capitalien ins Sichre gebracht.

Am 22. Oktober ward ich von einem jungen Prinzen entbunden, welcher in der Taufe den Namen seines erlauchten Großvaters erhielt. Wie unverstellt, wie rührend war die Freude des edeln Kaisers!

Nur Alexis, mein Gemahl, blieb sich gle
empfindungslos und kalt.

Ich fühlte mich wundersam stark und
nesen. Ich hätte schon wenige Tage nach
das Bett verlassen können, wenn nicht
gute Königsmark meiner Ungeduld Schr
ken gebaut hätte. So spielt ich nun,
die Welt über mein Vorhaben in T
schung zu erhalten, die Sterbenskra
und, unerfahren in den Künsten des
trugs, half die Begierde frey zu we
meiner Ungeschicklichkeit nach.

Von allen denen, welche mein K
kenbett umgaben, war der Schmerz ke
einzigen so tief, so trostlos, als der e
meiner Fräulein, Namens Agathe
Dienholm. Sie war ein liebenswü
ges Mädchen, meines Alters, aus e

verarmten, adlichen Geschlecht, ohne Eltern, ohne nahe Verwandte. Auf Empfehlung der Königsmark hatte ich das gute Kind aufgenommen. Sie lohnte meine Freundschaft mit einer unbegränzten Dankbarkeit, und einer Anhänglichkeit, die selten ihres Gleichen findet. Es war mir nicht unbekannt, daß sie einen jungen, angesehnen Offizier aus einem der besten Häuser von Petersburg, der um ihre Hand geworben, der ihr sogar nichts weniger als gleichgültig gewesen, mit Unerbittlichkeit von sich entfernt hatte, weil er in einer Gesellschaft andrer Offiziers zum Vortheil des Czarewitz wider mich das Wort geführt haben sollte.

Als man nun an meinem Leben zu zweifeln begann, überließ sie sich dem

wüthendsten Schmerz. Sie erschien nicht mehr vor meinem Bette. Ich erkundigte mich nach ihr, und erfuhr, daß sie selbst erkrankt sey, aus Kummer um mich.

Wie sollt' ich so viele Liebe unbelohnt lassen! Ich beschloß sie zur Vertrauten meines Geheimnisses, und zur Gefährtin meiner Pilgerschaft zu machen. Die Gräfin von Königsmark eilte zu ihr, bereitete sie auf die große Entdeckung vor, und machte ihr meine Gesinnung kund.

Agathe, am Arm der Gräfin gelehnt, trat in mein Zimmer. Sie war bleich und entstellt; aber Lieb' und Entzücken leuchteten mich an aus ihren schönen, seelenvollen Augen. Sie fiel auf ihren Knieen vor mein Bett — ohne Sprache, ohne Thränen; aber ihr Busen flog unge-

ſtüm und verrieth, welch ein Sturm in ihrem Herzen wühlte. Sie ſchloß ihre brennenden Lippen ar meine H-"d; mir ſelbſt war bange um das gute Kind und um die Verborgenheit meines Plans.

„Willſt du, liebe Agathe, künftig meine Schweſter ſeyn"? ſagt' ich ihr leiſe.

Sie ſeufzte tief und laut, und ſah gen Himmel und dann mit Zärtlichkeit auf mich, und ſtammelte halb odemlos: „Treu — ewig! ewig"! Dann nahm ſie vom Tiſch ein Meſſer, und rief: „Ich will mir ſelbſt die Bruſt durchbohren, wenn ich Sie je verlaſſe, meine Fürſtin, je verrathe"!

Ich ließ ſie von mir; und gleichen Tags gieng ſie ſchon geneſen unter den andern umher. Ihr ganzes Weſen ſchien

verwandelt. Sie ſchien veredelter, feyerlicher; ſie trug den Himmel im Herzen und auf dem Antlitz erkünſtelten Schmerz.

Warum genoß ich Liebe von ſo vielen fremden Weſen; warum mußte der einzige mich haſſen, an den mein Schickſal mich gebunden hielt!

---

## 7.

Schon war der Tag meiner Flucht beſtimmt. Die Gräfin von Königsmark, die treueſte Freundin, bürgte für mein glückliches Entkommen, und für die Vollendung der allgemeinen Täuſchung. Herbert hatte für Schlitten überall geſorgt, und harrte mein in einem Walde, nahe bey der Hauptſtadt, während Couriers

bereit ſtanden, meinen Tod durch ganz Europa zu verkünden.

Ich ſagte als Sterbende allen meines Hofes Lebewohl. Ich verweigerte von den Händen der verzweifelnden Aerzte neue Hülfe zu nehmen, und wünſchte nur mit ſehnlichem Verlangen noch einmal den Kaiſer zu ſehn.

Er kam; und mit ihm mein Gemahl. In meinen Armen ruhten zum letztenmale Meine Kinder. — O welch ein herber Abſchied! Der Kaiſer gab ſich den Gefühlen ſeines Schmerzes hin; er wollte keinen Dank von meinen Lippen für ſeine Liebe hören; er ſegnete mich und meine Kinder, und ſchwor mir fortan, ihnen Alles zu ſeyn.

Mir brach das Herz; ich ſchluchzte laut.

O meine Kinder! meine Kinder! — Ich umarmte ſie wechſelweiſe hundertmal und badete ſie mit meinen Thränen, und hundertmal nahm ich ſie wieder. Faſt verlor ich in dieſem ſchrecklichen Augenblick Beſonnenheit und Entſchluß. Ich fand das qualenreichſte Leben erträglicher als die ewige Trennung von dieſen Engeln. Der Kaiſer ſah meine heftige Bewegung; er fürchtete von ihr die Beſchleunigung meines Todes. Er hieß der Gräfin Königsmark die holden Geſchöpfe hinwegtragen. Mein Gemahl begleitete ſie. Noch einmal, eh er gieng, reicht' er ſtumm und düſter mir die Hand. Ach, hätt' ich noch in ſeinen Mienen eine zarte Spur einigen Schmerzes und leiſer Zuneigung gefunden, ich würde meine Rolle verworfen, und

mein altes Leben in Rußland erneuert haben. Aber finſter war ſein Blick. Zeuge meines Todes zu ſeyn, war ihm mehr unbehaglich, peinlich, als ſchmerzlich. Sein Händedruck war kalt, und wie vom Wohlſtand erzwungen. Er ſchien auf ſich ſelbſt zu zürnen, daß ſeine Augen keine Thränen finden konnten, die er ſeinem Vater, dem betrübten Kaiſer, hätte aufweiſen können.

Er gieng, und war von mir vergeſſen, wie er den Rücken wandte. Ach, mein Herz ſchrie nur meinen Kindern nach.

Erſchöpft ſank ich zuſammen. Man ließ mich einſam; nur die Gräfin Königsmark bewachte mich. Ihr Zuſpruch gab mir den verlornen Muth zurück. Ich ſchlummerte einen kurzen Schlummer und fühlte

mich gestärkt. Nach Mitternacht wurde die Anzeige meines Todes verbreitet. Mein Gemahl hatte schon Petersburg verlassen, und sich mit einigen seiner Gesellen auf ein Landgut begeben. Er empfing die Botschaft meiner Auflösung, und gab Befehl, wie ich es selbst befohlen, meinen Leichnam in der Stille zu beerdigen. — Der Sarg erschien. Agatha und die Königsmark legten mich ein und verhüllten mein Gesicht. Viele meines Hofes forderten mich noch zu sehn. Sie umgaben weinend die Baahre. Von Zeit zu Zeit lüpfte die Königsmark den Schleyer von meinem Antlitz, und der Schmerz der Zuschauer ward nur reger, und für jeglichen Verdacht der Zukunft mein Absterben zweifelloser.

Verkleidet ward ich in der Nacht, als mein verschlossener Sarg zur Ruhestätte geführt worden war, aus meiner Wohnung von der Königsmark entführt. Ich blieb verborgen in ihrem Pallast. In der dritten Nacht erschien der treue Vater Herbert am Thore der Stadt. Agathe von Dienholm und ich verließen in männlichen, altrussischen Kleidern Petersburg. Es war ein großer Schnee gefallen; doch schwieg der Sturm. Die Sterne funkelten hell.

Herbert regierte selbst den Schlitten; er flog mit Vogelschnelle über den Schnee hin, sanft wie in Wolken. Keiner sprach. Immer zittert' ich, verrathen und eingeholt zu werden. Oft wünscht' ichs heimlich, um wieder, wär es auch im Kerker,

meinen Kindern nahe zu ſeyn. — Unausſprechliche Angſt und tiefnagender Mutterſchmerz quälten mein Herz. Agathe, die Liebevolle, ſchmiegte ſich ſchüchtern an mich; unermeßlich ſchien ihr das Glück, die Unentbehrliche ihrer Fürſtin zu ſeyn. Ich drückte ihre Hand in der meinen. „O meine Fürſtin! meine Fürſtin"! liſpelte ſie: „Wie lieb ich Sie, wie mögt' ich für Sie ſterben, wie gern"! —

„Ich bin nicht deine Fürſtin mehr! Vergiß deiner Rolle nicht. Nenne mich deine Freundin, deine Schweſter; denn nun bin ichs, und dir gleich"! —

Ich legte meinen Arm um ſie; nur auf meinen wiederholten Willen that die Schüchterne desgleichen. Ich fühlte ihr Erglühen und die Unruh ihres ſchönen

Herzens, worin noch immer die zärtlichſte Liebe mit der gewohnten Ehrfurcht kämpfte.

So dämmerte, nach einer langen ſchrecklichen Nacht, der Morgen. Wir befanden uns in einer waldigen Wildniß. Die ermüdeten Roſſe trabten langſamer. Wir erreichten endlich ein einſames elendes Haus im Gehölz, vor welchem Herbert halt machte. Er führte uns hinein. Ein Paar alter Leute empfing uns mit herzlicher Gaſtfreundſchaft. Herbert nannte Agathen und mich ſeine Söhne.

---

## 8.

Seeligkeit des unbemerkten Einſamlebens, nur gekannt von wenigen Guten, die uns lieben, welches Glük der Welt

darf dir gleichgeachtet werden! — Der alte Russe, mit seiner Frau und einem rüstigen, jungen Burschen, ihrem Sohne, lebten in dieser Hütte schon viele Jahre, ohne sie zu verlassen, als an hohen Festtägen, wenn sie die Kirche eines sieben Wersten von hier entlegenen Dorfs besuchten. Der Alte mit seinem Sohne verfertigte allerley Geräthe von Holz, die dieser dann zum Verkauf austrug, und gegen Lebensmittel, Kleider und weniges Geld austauschte. Wie bezauberte mich die stille Zufriedenheit und Genügsamkeit dieser glücklichen Armen! Alles was ihr Herz wünschte, lag im Umkreis ihrer Hütte. Sie kannten die Herrlichkeit und das Elend der Großen nicht; sie wußten nichts von den Ereignissen, welche rings

umher die Welt erſchütterten, und von dem fürchterlichen Gährungsſtoff, Leidenſchaft, der, in die Bruſt der Menſchen geworfen, frohe Geſchlechter verheert und Thronen in Ströme Bluts ſenkt.

Während Herbert unſre Roſſe beſorgte, ward die liebenswürdige Agathe mein Mundkoch. Sie bereitete uns ein einfaches, reinliches Mahl. Ich bewunderte ihre Geſchicklichkeit, ihren Fleiß. Als wir allein waren in dem engen Stübchen, nahte ich mich ihr, ſchloß ſie in meine Arme, und drückte einen Kuß auf ihre Lippen. Ein reitzendes Roth überflog ihr Antlitz — ſie erwiederte ſchüchtern und glühend den ſchweſterlichen Kuß, und ſank entkräftet, bebend an meine Bruſt hin, ſah mit ſchwimmenden Blicken zu mir auf, und ſtammelte leiſe: „O mein Gott"!

„So wie dieſe Alten"; ſprach ich, „werden auch wir eine Einöde finden, ſchöner als dieſe; wir werden glücklich ſeyn. Das einfache ſtille Daſeyn in der Welt wird von uns wie eine Wolluſt genoſſen werden; wir vergeſſen ab der Liebe einzelner, treuer Nachbaren die Schmeicheleyen fader Höflinge, die knechtiſche Verehrung des unterthänigen Haufens; wir hören nichts mehr von Kriegen, Verrätherеyen, Kabalen, und Allem, was die arme Menſchheit quält, womit ſie voll kindiſcher Begier tändelt, womit ſie ihr flüchtiges Leben vergiftet; nichts von den Geckereyen der Eitelkeit, von dem Streben der Ehrſucht, von den privilegirten Sünden und Albernheiten der Großen, von der Blindheit des rohen Pöbels,

und was ſonſt die Zeitungen füllt. Die Morgen = und Abendröthen ſind unſre Zeitungen, die uns einen heitern oder trüben Tag verkünden; der Wald unſer Opernſaal; Gebürg und Meer unſer Schauſpiel; die Geſundheit unſre Köchin; der unendliche Himmel unſer Kirchen = Gewölb. Ach, liebe Dienholm, kannſt du dich auch herzlich mit mir freuen auf dieſes ſtille Glück"?

Sie lächelte mich an, küßte mich erröthend und ſprach: „Ich freue mich nicht mehr in der Hoffnung; denn was ich nie hoffen durfte, iſt mir ſchon geworden. O wie gern meid' ich die Welt, dies große Krankenhaus, worin faſt alles, groß und klein, an irgend einer Begierde krankt und fiebert, nach Gold,

nach Ruhm, nach Bewunderung, nach Rache, nach Unsterblichkeit, nach hohen Stellen, nach Leckerbissen, schönen Kleidern und tausend marternden Lächerlichkeiten. Wer all dem Tand entsagen kann, der nicht unmittelbar zum Leben nöthig ist, der hat, was er bedarf — im Herzen Ruhe. Und so ist mirs geworden."

Fast den ganzen Tag blieben wir in der Hütte mit voller Sicherheit. Wir schliefen hier so sanft, so fest, als hätte Rußland für uns keine Gefahr mehr. Erst am Abend trennten wir uns von unsern alten Wirthen, und setzten unsre Reise über den Schnee fort.

Herbert war seines Weges vollkommen kundig; er mied überall die großen Strassen; wir reisten meistens nur bey Nacht;

ruhten meiſtens nur in abgelegnen Hütten und elenden Dörfern aus, ſahen wenig Menſchen, und wechſelten bald Kleiderfracht, bald Namen, um immer unentdeckt zu bleiben. Aber alles dies gab unſrer Flucht eine ermüdende Langſamkeit; bald waren die Nächte zu dunkel, bald die Tage zu ſtürmiſch, und alle Wege bis zur Unkenntlichkeit verſchneyt. Vierzehn Tage lang waren wir ſchon in den ewigen Wildniſſen durch unbewohnte Steppen und finſtre Waldungen geirrt, aus deren Labyrinth wir uns, ohne von Dorf zu Dorf mitgenommene Führer, nie gefunden haben würden, und noch immer hatten wir die Gränzen des ruſſiſchen Gebiets nicht erreicht. — Herbert vertröſtete uns von einem Tage zum andern; aber

einen Tag, wie den andern, ward unſre Hoffnung getäuſcht.

Eines Abends endlich ſprach Herbert: „Beruhigen Sie ſich, wir ſchlafen heut im letzten ruſſiſchen Dorf. Es heißt Kwadoszlaw, und kann nicht mehr als zehn Werſte von uns ſeyn. Morgen reiſen wir auf polniſchem Boden.“ Ich jauchzte freudig auf. „Nein“, rief ich: „Noch dieſe Nacht müßen wir in Polen ſeyn. Ich athme nicht eher freyer.“

Wir kamen ſpät in Kwadoszlaw an. Es war finſter und ſchneyte ſtark. — Herbert wollte raſten; aber ich ließ nicht nach, bis er zum erſten Dorf die Reiſe fortſetzte. Er erkundigte ſich nach dem Namen deſſelben. Man nannte es Nieszosperda.

Wir begehrten einen Wegweiſer; aber

die Menſchen waren hier ſo ungefällig, daß keiner ſich dazu hergeben wollte, und, ſo große Belohnung wir auch verſprachen, keinen erhalten konnten.

Dem ungeachtet betrieb ich die Fortſetzung der Reiſe, da wir dieſen Tag nicht weit gekommen waren. Bald ſahen wir uns in einem weitläuftigen Walde; wir hatten bisher das kaum ſichtbare Geleis vor uns gefahrner Schlitten verfolgt, aber es wurde immer dunkler; der Wind warf uns den Schnee entgegen, daß es zuletzt keine Möglichkeit war, eine Spur der Bahn zu finden. Wir waren ſchon zu tief in der Irre, um hoffen zu dürfen, nach dem verlaſſenen Ort zurückkommen zu können. Wind und Schnee hatten unſre Gleiſen verwiſcht. Wir waren vom

Froſt halb erſtarrt, und mußten uns dadurch erwärmen, daß wir von Zeit zu Zeit neben dem Schlitten hintrabten. Ich litt viel; aber noch mehr die gute Agathe, welche nicht, wie ich, durch Hoffnung, Angſt und Furcht Kraft der Verzweiflung empfieng, und ohnedem dieſen Tag die ſchwerfällige Tracht einer ruſſiſchen Bäuerin angenommen hatte.

Einige Stunden lang hatten wir uns im Walde herumgetrieben, ohne ſein Ende zu erreichen. Herbert, da er nirgends einen Ausweg vor ſich ſah, war abgeſtiegen, um die Gegend vor uns zu unterſuchen. Agathe und ich erwarteten im Schlitten ſeine Rückkunft.

Zu unſerm nicht geringen Schrecken erſchien unverhoft neben uns ein fremder

Kerl zu Fuß. Ich redete ihn an; er gab keine Antwort, sondern gieng gegen das Pferd, schwang sich hinauf und jagte, seitwärts in das Gehölz hinein, mit uns davon.

Bestürzung und Angst raubten uns fast alle Besinnung. Wir schrieen Herberts Namen; wir hörten sein antwortendes Geschrey aus der Ferne, und bald vernahmen wir auch dies nicht mehr. Ich sank ohnmächtig in Agathens Arme zurück, und kam nicht eher zu mir, als in dem Augenblick, da der Schlitten still stand.

Ich öffnete die Augen. Wir waren in einer weiten Ebne ausser dem Walde; Schnee und Wind währten fort. Der Kerl, so uns entführt hatte, war vom Pferde gesprungen, und verschwunden.

Vermuthlich hatte er nur, um ſeine Fußreiſe zu verkürzen, und ſchneller aus dem Gehölz zu kommen, ſich unſers Reſſet bedienen wollen.

Es blieb uns nichts übrig, als in den Wald zurückzukehren, um unſern verlornen Freund zu ſuchen. Die tiefen Spuren im Schnee zeigten uns den weiten Weg, welchen wir gemacht hatten. Wir kamen nach einer halben Stunde ins Gehölz. Wir rieſen Herberts Namen unzähligemal; aber unſerm ängſtlichen Geſchrey antwortete nur das Geheul des Sturmwindes in den ſchwarzen Fichten. Noch fuhren wir eine halbe Stunde tiefer in den Forſt; keine Spur, kein Laut von dem armen Herbert. Wo ſollten wir ihn ſuchen? Wir mußten ſelbſt fürchten, irgend

eine falſche Fährte befahren zu haben. Vielleicht war der Unglückliche ſchon, von Kälte erſtarrt, auf dem Schnee erfroren; vielleicht von Wölfen angefallen und zerriſſen — wir ohne Rathgeber, ohne Beyſtand, in der Wüſte allein, an Kraft und Muth erſchöpft.

Nie hatt' ich mich in einer ſchrecklichern Lage befunden. Kaum beſaßen unſre ſtarren Hände noch Macht genug, die Zügel unſrer müden Roſſe zu leiten. Agathe rieth an, in das freye Feld zurückzufahren, in der Hoffnung, irgend eine menſchliche Wohnung zu entdecken, wenn wir die Fußtapfen unſers Entführers verfolgen würden. Von da aus könnten wir am Tage des Waldes kundige Leute ausſenden nach Herbert. — Ich folgte dem

Rathe; und in der That erreichten wir, indem wir der hinterlaſſenen Spur des entwichenen Kerls folgten, mit Tages-Anbruch ein kleines armſeeliges, halb im Schnee vergrabnes Dorf.

---

9.

Wir hielten vor einem alten, aus Backſteinen aufgeführten Hauſe an, welches das anſehnlichſte im ganzen Dorfe war. Eine ganze Koppel Hunde umringte bellend unſer Fuhrwerk, bis ſie ein verlumpter, ſchmutziger Kerl zum Schweigen brachte, der aus dem Hauſe trat, und unſre klägliche Erzählung anhörte, die ich ihm, ſo gut als möglich, in ruſſiſcher Sprache machte. Er verließ uns, ohne

zu antworten, erſchien nach einigen Minuten wieder, und führte uns in eine geheizte Stube, welche einem Stalle glich, wo mehrere Knechte und Mägde auf mürbem Stroh ſchlafend umherlagen.

Wohl eine Stunde mußten wir hier geduldig unſer Schickſal abwarten. Die Schlafenden ermunterten ſich; man führte unſre Roſſe unter Dach, und uns endlich in ein größeres Zimmer, wo ein ſtarker, breitſchultriger Menſch, der einen gewaltigen Knebelbart trug, ſich als den geſtrengen Herrn von Horodok ankündigte.

Er redete zuerſt Agathen auf ruſſiſch, dann auf polniſch an. Das gute Kind, keiner dieſer Sprachen mächtig, antwortete franzöſiſch, dann deutſch, und ward nicht verſtanden. Ich wekte das Wort

für sie führen; er aber gebot mir Stillschweigen: „Du bist keine Russin, trotz deiner Kleider"! sagte er, flüsterte einem seiner Knechte wenige Worte ins Ohr, und ließ Agathen zum Zimmer hinausführen. Vergebens widersetzt' ich mich diesem seltsamen Betragen. „Ich kenne euch wohl"! sagte der schreckliche Mensch zu mir: „Ihr seyt von Petersburg entwischt. Ihr waret mir gleich anfangs verdächtig."

Diese Rede vollendete meine Angst. Schon glaubt' ich mich entdeckt, verrathen, aufgesucht und nach Petersburg ausgeliefert. Ich gab Agathen für meine Schwester aus; erzählte unser nächtliches Abenteuer, und wie sich unser Vater von uns im Walde verloren habe. Ich bat, nur diesen aufsuchen zu lassen. Der Edel-

mann schüttelte den Kopf; er ließ mich in ein Nebenzimmer führen, wohin nach einiger Zeit auch Agathe gebracht ward, die bitterlich schluchzte. Mit Hülfe eines Knechtes, der gebrochen deutsch redete, hatte der Herr von Horodok auch sie wieder ins Verhör genommen; und da sie sich für eine Magd angegeben, die in Diensten meines Vaters stehe, so wurde der Verdacht des alten Dorftyrannen durch den Widerspruch unsrer Aussagen nur vermehrt.

Man behandelte uns, wie Gefangene, brachte uns unsre wenigen Habseligkeiten aus dem Schlitten ins Zimmer, versorgte uns mit Speis' und Trank, und ließ uns bis gegen Abend allein. Wir erfuhren nur, der gestrenge Herr, dem man den

Titel eines Staroſten beylegte, ſey mit andern Freunden auf die Jagd.

Bald nahmen wir uns vor, mit einbrechender Nacht zu entſpringen, bald mit heldenmüthiger Faſſung den Ausgang der Dinge zu erwarten. Ein Plan verdrängte den andern; am meiſten waren wir um unſern Herbert in Sorgen.

Als es dunkel ward, hörten wir die Jagd zurückkommen. Bald war wildes Getümmel im Zimmer, neben dem unſrigen. Wir hörten Becher klingen, und rohes Gelächter. Der Staroſt, deſſen Stimme wir vor allen andern unterſchieden, ſprach auch von uns. Was mich am meiſten beunruhigte, war ſeine Vermuthung, daß wir ſchwediſche Spione, oder Vagabonden ſeyen, die in Petersburg ein

Beutelschneiderstückchen verübt hätten. Er wolle uns, sagte er, und den Alten, den wir für unsern Herrn ausgeben, am folgenden Tage an die Obrigkeit der nächsten russischen Stadt schicken. Also auch Herbert schien sich wieder gefunden zu haben.

Indem ich der armen, zitternden Agathe die Reden des Staresten erklärte, ward die Thür geöffnet. Die Gesellschaft, von Wein und Branntwein begeistert, drängte sich zu uns herein, und musterte uns. Agathe weinte; ich aber überhäufte den Staroſten wegen seines despotischen Verfahrens gegen unschuldige Reisende mit Vorwürfen, und verlangte, zu meinem Vater gebracht zu werden.

Ein wohlgewachsner junger Mann nahte

ſich Agathen, und ſagte, indem er ſeine Hand unter ihr Kinn legte, und ihren Kopf in die Höhe richtete, auf franzöſiſch: „Sie ſind wohl weder eine Bäurin, noch eine Verbrecherin, ſchönes Kind"!

„Und Sie mein Herr", redete ich ihn an, „ſcheinen weder ein Räuber, noch fähig zu ſeyn, Barbareyen gut zu heiſſen, welche man im Gebiet des Königs von Polen gegen Reiſende verübt. Wir kamen, und machten Anſpruch auf Gaſtfreundſchaft und auf die gerühmte Großmuth der Polen, und werden, ſtatt deſſen, allen Mißhandlungen preisgegeben."

Der junge Mann ſah mich lächelnd ſeitwärts an, dann wieder Agathen, die ihre Augen verſchämt zu Boden ſchlug.

„Folgen Sie mir. Ich will Sie frey

machen, wenn Sie wollen", ſagte er endlich; und, indem er ſeine Hand auf Agathens Schulter legte, ſetzte er hinzu: „Weine nicht, ſchönes Mädchen"!

Dann wandte er ſich lachend zum Staroſt, und rief: „Wladislaw, du haſt mir einen ſchönen Streich geſpielt"!

„Wie meynſt du das, Janinsky"? ſchrie der Staroſt.

„Den Maler haſt du verhaftet, von dem mir der Hauptmann Oſterow geſchrieben, und welchen ich ſo ſehnlich erwartet habe. Dieſe beyden jungen Leute gehören ihm an. Wo iſt er? Ich muß ihn ſprechen."

Damit verließ er uns. Die ganze Geſellſchaft folgte ihm. Kaum war eine halbe Stunde verfloſſen, als Janinsky mit ſchlauem Lächeln zu uns hereintrat, an ſeiner Hand unſern Herbert.

„Die Schlitten", sagte Janinsky, „sind angespannt. Sie folgen mir auf mein Schloß, und genießen dort aller Bequemlichkeit, so lange sie bey mir ausruhen wollen."

Ich glaubte mich, nun ich Herbert wieder sah, aller Gefahr auf immer entronnen. Wir erzählten ihm, sobald wir allein waren, unser Abenteuer, unsre Angst, unsre Sorgen um ihn. Er theilte uns seine Geschichte mit, die der unsrigen ziemlich ähnlich ward, sobald er die Spuren unsers Schlittens im Schnee wieder gefunden, und durch sie geführt nach Horodok gekommen.

So ermüdet wir auch alle drey seyn mogten, standen wir doch keinen Augenblick an, diesen verhaßten Ort zu verlas-

sen, und mit dem unbekannten Janinsky zu reisen, dessen freundliches Aeussere uns wenigstens ein besseres Loos versprach.

---

## 10.

Unter empfindlichem Schneegestöber machten wir uns auf den Weg. Janinskys Schlitten fuhr voran. Kurz vor Mitternacht erreichten wir endlich ein weitläuftiges Dorf, Sloboda geheissen, an dessen Seite sich ein hohes, altväterisches Gebäu erhob, mit einigen kleinen Thürmen versehn. Der Mond schien trübe durch die grauen Schneewolken, und warf ein melancholisches Licht auf das Schloß, welches mit seinen Erkern, Thürmchen und engen Fenstern einem großen Gefängnis glich.

Rings um daſſelbe zog ſich ein Graben, über welchen eine Brücke führte.

„Ach"! flüſterte mir Agathe zu: „Mir ahndet auch von dieſer Zuflucht des Guten nicht viel.

Unſer Wirth war ſehr geſchäftig, uns aus dem Fuhrwerk zu heben; dann nahm er Agathen, und führte ſie ins Schloß. Herbert und ich folgten.

In einem großen, mit alten Tapeten bedeckten Zimmer ward ein Nachteſſen bereitet. Ueberall herrſchte Ordnung und Reinlichkeit, welches uns wieder einiges Vertrauen einflößte.

„Wie freu' ich mich", ſagte Janusky, „Sie aus der ſeltſamen Gefangenſchaft des Staroſten erlöst zu haben. Er iſt ſonſt ein guter Kauz, aber etwas roh,

und dabey ein Todfeind des Königs von Schweden. Er ist reich an Land und Leuten; aber, seit er seine Gemahlin verloren, gleicht sein Haus einer Bettelherberge, und er wühlt und wälzt sich nach Herzenslust in seinem Schlamm und Schmutz. Man muß ihm seine sonderbaren Launen zu gut halten, und, weil er von Einfluß ist, freundliche Nachbarschaft mit ihm pflegen. — Vergessen Sie den Schrecken, so Ihnen der wunderliche Kopf verursachte; an meinem Willen soll es nicht fehlen, Ihnen den Aufenthalt bey mir angenehmer zu machen. Ich habe auch Reisen in Europa gemacht, und weiß, wie es wohl thut, ein gastfreundliches Obdach zu finden, zumal in so wildem, unwirthbaren Lande, wie bey uns."

Wir dankten ihm für so viel Verbindliches, und Herbert zog seine Brieftasche hervor. „Hier", sagte er, und zeigte ihm einen russischen Paß: „Damit Sie auch uns kennen lernen. Sie sehn daraus, daß ich ein französischer Edelmann bin, de Laborde heisse, und daß diese beyden meine Töchter sind. Die Verkleidung der einen in Mannskleidern, der andern in russischer Weibertracht, war eine Grille von den beyden Mädchen, die ich ihnen gern ließ. Ich bin von Ihrem Edelmuth überzeugt, mein Herr, und wir schätzen uns glücklich, durch das rauhe Ohngefähr mit einer so angenehmen Bekanntschaft überrascht worden zu seyn."

Janinsky durchsah den Paß, und entschuldigte sich bey mir und Agathen, daß

er, verführt durch unsre Mummerey, uns vielleicht nicht mit der gebührenden Achtung behandelt habe. Auch für Agathen wurde jetzt ein Gedeck auf den Tisch gelegt. Ich bemerkte inzwischen, daß Janinsky, seitdem ihm Herbert die Entdeckung gemacht hatte, um vieles ernster geworden zu seyn schien.

Wir bedurften diesen Tag der Ruhe mehr, als der Speisen. Eine Magd führte Agathen und mich auf ein kleines Zimmer im obern Stock des Hauses, wo wir im Schutz der Ahnen unsers Edelmanns, deren halberloschne Gemälde rings an den Wänden hingen, sanft entschlummerten.

Herbert trug uns am folgenden Morgen die Einladung unsers gefälligen Wirthes vor, einige Tage bey ihm zu ver-

weilen, bis unſre, von ſo vielen Strapazen ermatteten Roſſe ſich erholt haben würden. Auch war das Wetter noch ſtürmiſcher, denn ſonſt; wir ſelbſt hatten der Raſt vonnöthen, neue Kräfte zu ſchöpfen. Niemand kannte uns in dieſer Gegend, welche von Reiſenden höchſt ſelten beſucht ward; und dies fügte zu den Annehmlichkeiten der Ruhe noch das reitzende Gefühl der Sicherheit.

Wir willigten ein. Janinsky ſchien entzückt zu ſeyn, als wären wir nicht ſeine, ſondern er unſer Schuldner. „Ach, wie ſelten wird mirs hier zu Theil", rief er, „Menſchen aus der gebildeten Welt zu ſehn! Hätt' ich nie andre Länder und höhere Bedürfniſſe kennen gelernt, mir würde wohl ſeyn unter meinen Nachba-

ren, deren höchſtes Gut, Jagd, Spiel und Zechgelage ſind. Nun aber bin ich in meiner eignen Heimath nicht mehr heimathlich. Der Tod meines Vaters machte mich zum Erben ſeiner Güter; aber, früher oder ſpäter, werd' ich mich ihrer doch entledigen, und wieder nach Warſchau oder Dresden gehn, wenn der Himmel mir nicht zu guter Stunde eine liebenswürdige Geſellſchafterin zuführt, die meine Einſamkeit belebt."

Janinsky war ein ſchöner Mann; die polniſche Nationaltracht ſeiner Geſtalt ungemein vortheilhaft. Er ſprach polniſch, franzöſiſch und ruſſiſch, und hatte eine kleine ausgewählte Bibliothek von lateiniſchen und franzöſiſchen Schriftſtellern. Er liebte die Muſik; er ſpielte mit Fertigkeit

die Flöte und das Clavier. Die Langeweile konnte uns also in Janinskys Schlosse nicht wohl überraschen. Ich las; Agathe saß am Clavier, Janinsky begleitete ihr schönes empfindungsvolles Spiel mit der Flöte; Herbert schrieb und blätterte in den Landcharten.

Am meisten beschäftigte sich unser Wirth von uns allen mit Agathen. An ihr hingen seine Augen unverwandt; ihr wußte er immer tausend Dinge zu sagen, die eben so viel Geist als Gefühl verriethen; auf ihre Worte horchte er am liebsten, und ihren Wünschen kam er überall am behendesten zuvor.

Agathe nahm diese Aufmerksamkeiten, als eine gewöhnliche Artigkeit; aber sie waren die verrätherischen Zeugen einer leb-

lebhaften Leidenſchaft, welche Janinsky eben dann am meiſten offenbarte, wenn er ſie am geflifſenſten verheimlichen wollte. Bald war er auch dieſes Willens nicht mehr mächtig.

Als er am Abend des zweyten Tages neben Agathen am Clavier ſtand, beyde waren eben im Zimmer allein, hörte er plötzlich auf, ihr Spiel zu begleiten. Sie ſah zu ihm auf. Seine Augen waren voller Thränen. Er wandte ſich ab, und gieng gegen das Fenſter.

»Iſt Ihnen nicht wohl«? fragte Agathe, und ſtand auf.

»Wie kann mir wohl ſeyn«, rief er mit Heftigkeit: »Sie wollen Morgen abreiſen, und mich wieder allein laſſen! Warum erſchienen Sie doch in meiner

Einöde, wie Wesen einer bessern Welt, um mir einen Augenblick lang den Himmel zu geben, damit ich nachher das Armseelige dieses Lebens desto tiefer empfände. O Fräulein, Fräulein, ich bin nun sehr unglücklich"!

Agathe, bestürzt und verlegen, wußte ihm nichts zu erwiedern. Er nahm ihre Hand, drückte sie an seinen Mund, und blickte mit nassen Augen gen Himmel.

„Zürnen Sie mir nicht, Fräulein, und nicht meinem Schmerz"! fuhr er fort: „Hätt ich Sie in einer weitläuftigen Stadt, in den glänzenden Kreisen eines Hofes gesehn, mein Herz würde Sie herausgefunden haben, aus den Tausenden Ihres Geschlechts, und gesprochen haben: Nur du allein bist mir über Alles theuer.—

Und nun wohn' ich hier in der Wüſte, fern von jeder freundlichen, meinem Geiſte verwandten Geſellſchaft. Ich ſehnte mich vergebens nach dem Beſſern. Meine Tage floſſen in ermüdender Einförmigkeit hin. Ich fing an, ein Alltagsmenſch zu werden, und mein warmes, nur zu zart fühlendes Herz, in den Gang des faden gewohnten Herkommens hineinzutragen. — Ach, was ich nicht als Möglichkeit träumte, ward nun ſo plötzlich wunderbare Wirklichkeit. Ich ſah Sie; eine himmliſche Erſcheinung hätte mich nicht tiefer erſchüttern können. Ich bin ein Verwandelter geworden; ich ſehe Sie nur, und kenne Sie nur, und Alles rings umher iſt mir ſo fremd worden, als wär es heut erſt entſtanden. Zürnen

Sie mir nicht, Fräulein, denn ich kann Ihnen nichts gelten, das fühl' ich wohl Ich bin Ihnen zu neu, zu bedeutungslos. Unter den Millionen, die Sie sahn, haben Sie Millionen gesehn, wie mich."

Er führte sie bey diesen Worten zum Clavier zurück, und nahm die Flöte. Agathe zitternd tändelte mit einzelnen Tönen. Sie zürnte ihm nicht, und wußte selbst nicht, daß er ihr wohlgefallen hatte.

Indem trat Vater Herbert ins Zimmer. Janinsky gieng ihm entgegen.

„Sie wollen mich Morgen wieder verlassen"? sagte er: „Aber erinnern Sie sich, daß Sie mein Schuldner sind. Ich zähle auf Ihre Erkenntlichkeit; und ich will den kleinen Dienst für bezahlt halten, den ich Ihnen leistete, wenn Sie mir die

Bitte erhören, noch zwey Tage in Slo-boda zu verweilen. Ich kann mich un-möglich an den Gedanken gewöhnen, Sie schon zu verlieren."

Herbert lächelte. „Wie gern würden wir", sagte er, „unsre Schuld bey Ih-nen vermehren, wenn nicht allzuachtende Familien-Verhältnisse uns die Beschleuni-gung unsrer Reise zur Pflicht machten." — Der liebeathmende Janinsky aber ließ sich nicht zurückweisen; er drang mit so freundlichem Ungestüm auf unser Bleiben, er wußte die Gefahren der Reise bey gegenwärtiger Kälte, die Unsicherheit der Wege durch Wölfe, die der Frost aus den Wäldern triebe, um Nahrung in be-wohntern Gegenden zu suchen, so lebhaft zu schildern, daß Herbert endlich wankte, und wenigstens Bedenkzeit forderte.

Als Herbert mir und Agathen, da wir allein waren, den Vortrag machte, sah ich wohl, daß er bey der herrschenden rauhen Witterung geneigter sey, ein Paar Tage in Sloboda zuzulegen, denn aufzubrechen. Agathe aber gab statt aller Meynung auf meine Frage ein stummes Erröthen zur Antwort.

So bleiben wir wieder in Sloboda.

---

II.

Und aus den versprochnen zwey Tagen wurden ihrer allmählig sechs. Janinsky war der glücklichste Mensch und die Güte selbst. Agathe unterhielt sich gern mit ihm, wenn er ihr von seiner Leidenschaft schwieg; ich bemerkte, daß sie schöner und

gefühlvoller am Clavier ſang, als ſonſt an meinem Flügel; daß ihr ganzes Weſen von einem höhern Geiſte beſeelt zu ſeyn ſchien. Mir ſelbſt kam ſie weit liebenswürdiger vor, denn ehmals; ihre Stimme hatte etwas unnennbar Weiches und Rührendes; ihre Blicke hafteten länger und träumend an allen Gegenſtänden; hätte ſie einen Todfeind gehabt, er würde mit Liebe haben an ihr Herz ſinken müßen.

Nur ich allein war die ewig Raſtloſe, und ſchwebte in unendlicher Furcht. Jede fremde Geſtalt, jeder Reiſende, welcher über die Schneewüſten daherirrte, jagte mir Angſt des Todes ein. — Ach, und meine verlaßnen Kinder, die fürſtlichen Waiſen! Immer war ich nur im Geiſt bey ihnen; immer träumt' ich nur ihre

holdſeeligen Geſtalten — wie gern hätt' ich für einen einzigen Kuß auf ihre Lippen mein freudenarmes Leben dahingezahlt!

Am Abend des ſechsten Tages trat die gute Agathe ins Zimmer zu mir. Ihre Augen waren verweint; doch lächelte ſie. „Ich habe mit Vater Herbert geredet", ſprach ſie: „Er wäre entſchloſſen, Morgen in der Frühe aufzubrechen, wenn Sie in unſre Abreiſe willigen."

„Jeden Augenblick — jetzt — ich bin bereit"!

„Aber Janinsky darf es nicht wiſſen — nicht eher, als bis wir Morgen ihm den plötzlichen Abſchied ſagen. Er würde uns tauſend Schwierigkeiten in den Weg wälzen, um die Abreiſe zu hindern", ſagte ſie, und wandte ſich erröthend von mir.

Ihr Betragen fiel mir auf. Ich schloß sie in meine Arme; ich forschte nach der Ursach ihrer Verwirrung und dem Geheimniß ihrer Thränen. Halb errieth ichs. „Du hast eine Eroberung gemacht in dieser Wilde", sagt' ich lächelnd zu ihr.

„Er hat bey Herbert um meine Hand angehalten", erwiederte Agathe, „in der Meynung daß Herbert wirklich mein Vater sey. Herbert stellte ihm vergebens vor, daß er sich von seiner Tochter nicht trennen würde; daß ich in dieser Wüsteney nicht leben könne. Er will Hab und Gut zu Geld verwandeln, will Polen verlassen, will uns folgen und sich in Frankreich niederlassen bey uns."

„Und du Agathe"?

„Mir thut es leid! Er ist ein so guter

Menſch, aber wilder Schwärmerey fähig. Darum müßen wir eilen, Sloboda zu verlaſſen."

Herbert beſtätigte Agathens Rede. Um Janinsky für immer abzuweiſen, hatte er demſelben erklärt, daß er nirgends anders, als auf franzöſiſchem Boden, über Agathens Schickſal entſcheiden werde.

Sobald am folgenden Morgen Herbert in der Stille alles zur Abreiſe gerüſtet und die Pferde angeſchiert hatte, zeigten wir dem unglücklichen Liebhaber unſern Entſchluß an, ihn zu verlaſſen. — Schon war der Schlitten vorgefahren.

Janinsky ſtand erbleichend, ſprachlos vor uns. Seine Augen irrten abwechſelnd auf uns Dreyen hin, und ſchienen zu fragen: „Scheiden? Könnet Ihr dies?

Wollet ihr Janinsky's Tod"? Wir sagten ihm alles, was Erkenntlichkeit uns zu sagen gebot. Herbert zog einen kostbaren Ring vom Finger und bat ihn, denselben zum Andenken anzunehmen. Er stieß Herberts Hand zurück. Er trat ans Fenster, sah unsern Schlitten bereit stehn — kehrte wieder zu uns, drückte Herbert, dann mir die Hand; dann fiel er vor Agathen aufs Knie, drückte ihre Hand mit Inbrunst an sein Herz, seufzte tief und sprach mit beklemmter Brust das Wort Ewig aus. Dann sprang er auf und verließ jählings das Zimmer. Wir sahen den guten, armen Janinsky nicht wieder.

Alle waren wir tief bewegt. Alle hofften wir, er werde zurückkehren. Bald aber erfuhren wir von einem seiner Knechte,

er habe sich auf sein Roß geworfen und Sloboda verlassen.

Herbert und ich standen beym Schlitten. Agathe war noch im Hause geblieben. Ich gieng zurück, um sie aufzusuchen. Als ich ins Zimmer kam, wo Janinsky von uns gegangen war, fand ich sie schluchzend auf einem Sessel sitzend, mit verhülltem Gesicht. Auf einem Tischchen neben sich hatte sie mit Kreide die Worte geschrieben: „Ewig, Janinsky"!

Ich näherte mich ihr und ergriff ihre Hand. Sie erschrak und suchte mir ihren Schmerz zu verheimlichen. Aber ich hatte jene Worte gelesen, worin sie die Geschichte ihres Herzens beschrieb.

„Willst du hier bleiben"? fragte ich sie.

Sie sprang auf, zog mich zum Schlit-

ten, ohne ein Wort zu reden. Wir setzten uns ein und fuhren ab.

---

12.

Es war ein düstrer Wintertag; der Himmel eine einzige graue Wolke, von welcher Schnee und Regen auf uns troffen. Aus den beschneyten Ebnen erhoben sich die dunkeln Waldungen, wie traurige Inseln. Dann und wann tönte das melancholische Geläut einer Dorfglocke aus der Ferne. Und Wälder und Wolken und Hütten flogen um uns hin vorüber, wie Gestalten eines einförmigen Traums.

Agathe lag sanft an mich geschmiegt. Ich wagte nicht, ihr Träumen und Sinnen zu stöhren. Das arme Kind war

aus dem seltsamen Abenteuer mit einem verwundeten Herzen gegangen. Aus Liebe zu mir hatte sie hingegeben, was sie liebte.

O Julie, wie ist unser ganzes Leben ein so wunderbares, träumerisches Gemisch; mehr Schatten, als Wesen; mehr Ahndung, als Genuß! — Da erscheinen wir, ohne zu wissen, woher? und abenteuern eine Zeitlang zwischen Dornen und Rosen hin, und begegnen und begrüßen manche fremde Gestalt, hätten mit mancher gern den Bund des Herzens geschlossen, aber sehn sie verschwinden, nie wieder kehren, und die Flut der Stunden und das räthselhafte Schicksal führen uns weiter, bis wir müd' und satt zusammensinken, und der Rinde unsers Planeten den erborgten Staub wieder zurückgeben.

Man spottet gern jener Empfindungen von ewiger Liebe, von treuer Freundschaft, in welchen die Jugend sich so wohlgefällt; man heißt sie Romanen-Schwärmerey, Ueberspannung, Verkünstelung und Empfindeley. — Ich aber will Agathens stillen Thränen nicht zürnen.

Die Jugend ist edler, heiliger in allen ihren Thaten und Empfindungen, als das spätere Alter. Sie wandelt noch in freyer Unverdorbenheit, rein, wie sie den Händen der Natur und den frommen Lehren der Schule entstieg; unvertraut mit der Verderbtheit und den Greueln der Menschen; sie will nur das Schöne, das Große, das Gute; ihr Enthusiasmus ist der ehrwürdigste. — Vom Rauch der Leidenschaften geschwärzt geht das spätere Alter ein-

her, ist selbst nicht mehr heilig, und sieht daher kein Heiligthum mehr; wälzt sich in thierischen Lüsten, oder schwärmt mit rasendem Sinn dem Fantom der Ehre nach, oder verkauft um Gold die schönsten Gefühle der Menschheit, und heißt alles andre, was ihm nicht mehr reitzend scheint, Thorheit und Kindertand. Die Tugend, dem Kinde und noch dem Jüngling und Mädchen heilig, ist ihm nur Convenienzenwerk. Es achtet nicht mehr des Schönen sondern nur des Nützlichen, nicht mehr des prunklosen Verdienstes, sondern nur des Geldes und der Macht.

O saget mir doch, da wir nun einmal Menschen sind, und menschlich denken und empfinden müßen, welche Schwärmerey ist die edlere? — Ists das unbändige Stre-

ben

ben nach thierischem Sinnenkützel, nach Gewalt, nach Ruhm des Namens, nach Pracht und Geld? Ists das enthusiastische Streben nach Selbstverläugnung, Großmuth, Freundschaft, Treue und Seelengüte?

Lasset unsern Kindern den erhabnen Sinn für Seelengröße; tödtet ihn nicht muthwilligerweise früher, als ihn vielleicht traurige Schicksale tödten.

Ich aber will nun, sey denn auch meine Bestimmung auf Erden und jenseits des Grabes, welche sie wolle! — ich will dem Tand der entarteten Menschheit auf ewig entsagen; will nicht nach Schätzen geizen, wenn ich nur mein Leben erhalten kann mit dem Nothwendigen; will nicht nach Weltruhm ringen, wenn mich nur eine

Seele herzlich liebt; will nicht den Purpur und den Bettlerkittel, sondern nur die Herzen unterscheiden, und hienieden meine Welt mir schaffen, wie sie nach den heiligen Sprüchen der gebildeten Vernunft seyn soll, nicht wie sie durch die verwirrende Leidenschaft im unglücklichen Europa ward.

Wir leben nur einmal, o Julie! warum soll ich den Grillen und seltsamen Meynungen der Menschen dies kurze Leben hinwerfen; und mir es nicht selbst weihn? Warum soll ich der Sklav ihrer Vorurtheile und ihrer Leidenschaften seyn, da mir der Mächtigste von ihnen keinen Schmerz zu vergüten, und keine Stunde neuen Lebens zu gewähren fähig ist, wenn meine Tage einst abgelaufen sind?

## 13.

Sobald wir nach zwey Tagen das erste Städtchen, sein Name ist mir entfallen, erreicht hatten, fanden wir daselbst einen Reisewagen mit allen möglichen Bequemlichkeiten, der uns, wie der Postmeister sagte, schon längst erwartete.

Auch dies war ein Werk der Vorsicht unsers Herberts, damit wir nirgends allzulange aufgehalten würden. Er hatte, ohne mein Wissen, einen Menschen, Namens Paulowitz, vorausgesandt, unsern Weg zu berichten; einen Menschen, dessen Treue und Klugheit erprobt waren, der schon viele Reisen gemacht hatte, durch Unglücksfälle aller Art verarmt, ohne Anstellung geblieben war, und jetzt sein

Schicksal an Herberts Schicksal unauflöslich knüpfen wollte. Herbert sagte mir, daß uns Paulowiz in Paris erwarte, und daselbst unsre Abreise nach Amerika vorbereite.

So eilten wir unaufhaltsam durch das übrige Polen, und reiseten durch Deutschland, ohne an einem Orte länger zu verweilen, als es nöthig war, durch einen nächtlichen Schlummer unsere erschöpften Kräfte zu verjüngen.

Ich las in den Zeitungen die Geschichte meines Todes und Begräbnisses. Meine Flucht aus Petersburg war ein Geheimniß geblieben. — O ihr meine zärtlichgeliebten Eltern! — Meine einzige Julie! — In den Augenblicken, da ihr noch meinen Tod beweintet, war ich euch so nahe!

Ich breitete ſchluchzend meine Arme nach jenen Gegenden aus, die euch beſitzen, und ſtammelte euch leiſe unter tauſend Thränen mein Lebewohl und meinen Segen zu, was ihr nicht vernehmen durftet. Während ihr euch in Trauerkleider hülltet, betete für euch eure unglückliche Tochter und Freundin um Frieden und Troſt zu dem, der allein Troſt und Frieden verleihen kann. Ich aber bin für euch eine Todte und werde es bleiben — ſo will es mein Verhängniß.

Wir erreichten endlich nach einer unausſprechlich langen Reiſe die Hauptſtadt Frankreichs. Hier hatte uns der gute Paulowiz eine angenehme Wohnung zugerichtet; auch erzählte er uns, daß er mit dem Schiffcapitain de la Bretonne,

der im Hafen zu l'Orient sey, um den Preis einig geworden, uns nebst mehrern hundert Deutschen nach Amerika überzufahren. Diese Deutsche waren mehrentheils verarmte Leute, welche ihr Vaterland zu verlassen gedachten, um ihr Glück unter fremden Himmelsstrichen bey der Gründung neuer Colonien in Louisiana zu finden.

Aber erst im Monat May konnte die Abfahrt geschehn. Ich fürchtete während dieser Zeit, in Paris entdeckt zu werden. Eben das ungeheure Menschengewühl dieser kleinen Welt, in welchem ich anfangs glaubte, am unbemerktesten leben zu können, ward mir um so gefährlicher, da von allen Nationen Europens Reisende hier zusammenströmen. Wie leicht konnte

ich in der Nähe des Hofes von irgend einem Neugierigen erkannt, und verrathen werden, der mich einmal in Petersburg oder Wolfenbüttel gesehn.

Vater Herbert, welcher jetzt den Namen de l'Ecluse angenommen, fand meine Besorgnisse sehr gegründet. Wir verließen Paris, um, nach unsrer Gewohnheit immer unstät und flüchtig, vor der Abreise noch einige Gegenden des Königreichs zu besuchen.

Aber auch auf dieser Irrfahrt war ich noch vor aller Verrätherey nicht sicher — wo ich am geborgensten zu seyn wähnte, war meine Gefahr am größesten.

Als wir nämlich in Poitiers uns befanden, fiel es mir ein, in Gesellschaft unsrer artigen Wirthin auch einer Abendmesse in dasiger Kirche beyzuwohnen. —

Ich betete mit Innbrunſt, o meine Julie! für dich, und für meine Kinder, und für meine fürſtlichen Eltern. — Ein unerwarteter Anblick riß mich von der Höhe meiner Andacht nieder, und feſſelte unwiderſtehlich meine Aufmerkſamkeit.

Nicht fern von mir ſtand in den Reihen der Männer — o wie gern ſchreib' ich ſeinen Namen, der mich an die fröhlichſten Stunden meiner Kinderzeit wieder mahnt! — der Chevalier d'Aubant. — Ich erſchrak, und doch konnt' ich meinen Augen nicht gebieten, ihn zu verlaſſen.

D'Aubant wars, der einſt — ach Julie; mit Wehmuth gedenk ich des Tags, ich feyerte dein Geburtsfeſt, und wir unbeſonnenen Mädchen durchſchwärmten mit kindiſchem Uebermuth die grüne Wildniß —

wie ein Schutzgeist uns erschien in der Verirrung — — d'Aubant, der nachmals im traurigen Petersburg edel genug dachte, für die Ehre einer zum Spott des Pöbels gesunknen Fürstin sein Leben zu wagen — dessen Bild ich mir nie denken kann, ohne es vom rosenfarbnen Himmel meiner Kindheit umstrahlt zu sehn — dessen Namen ich nie ohne Dankbarkeit nenne, da er für den meinigen sein Blut vergoß, ohne Hoffnung einer Belohnung. —

Er wars! — Julie, ich zitterte. In angenehmer wunderbarer Wärme glühte mein halberloschnes Leben auf. D'Aubant glich in diesen Augenblicken einem holden Genius, der mir noch einmal an den Gränzen des vaterländischen Welttheils erscheinen wollte, wie zum Abschiede,

bevor mein Schikſal mich auf immerdar entführt haben würde.

Ich vergas bey ſeinem Anblick mich ſelbſt und meine Gefahr. Er bemerkte mich nicht. Sein Geſicht ſprach männliche Schwermuth. Du errinnerſt dich noch ſeiner hohen Geſtalt, und der zarten, geiſtigen Sprache ſeiner Mienen! Oft hatte uns die Erſcheinung „des ſchönen Waldgottes" wie du ihn gern hießeſt, den Stoff zu tändelnden Neckereyen gegeben. —

O wie war mir zu Muthe! Ein halbes Jahrzehend meines Lebens ſchien nicht geweſen zu ſeyn. Ich irrte wieder in den Hain von Blankenburg mit dir, und du kränzteſt mich wieder zum abendlichen Tanz auf dem Luſtſchloſſe mit wilden Feldblumen.

Plötzlich wandte er sich. Er erblickte mich, und ich glaubte in seinen Augen das tiefe Entsetzen zu lesen, welches seine ganze Seele beym Anblick einer Todtgewähnten füllen mußte. Ich genas von meinen Thränen, und hüllte mein Gesicht in die Falten des Schleyers. Ich war einer Ohnmacht nahe. Wie eine ertappte Verbrecherin sehnt' ich mich nach Flucht und Freyheit. Der Boden glühte unter meinen Sohlen, und die tausend im Tempel Versammelten schienen ihre Augen auf mich allein zu richten, und einander zuzuflüstern: Siehe, dort ist die entwichene Fürstin!

Es war wegen des Gedränges unmöglich, die Kirche sogleich zu verlassen, so sehr ich darum auch meine Gefährtin bat.

Und immer blieben d'Aubants Blicke auf mich geheftet; immer begegneten meine Augen den seinigen wieder — und ein Gemisch von Grausen und Wollust durchschauerte mich, wie Glut und Frost den Fieberkranken.

Sobald ich die Heimath wieder erreicht hatte, ließ ich Herbert rufen. Agathe bemerkte meine Verwirrung, meine Angst; Herbert desgleichen. Ich verheimlichte ihnen nichts. Ich erzählte ihnen von d'Aubant. Er war ihnen dem Namen nach, seit seiner Flucht aus Petersburg, nicht mehr unbekannt. Wir beschlossen einmüthig, die Stadt Poitiers sogleich zu verlassen. Ich hatte in der Nacht keinen Schlummer. Immer wähnt' ich mich verrathen, und das Haus umringt, und mich

den Kerkern von Petersburg zugeführt — und mitten in meiner Todesangst stand wieder die Gestalt d'Aubants voll zärtlichen Mitleids vor mir, und neben ihm blühte das Elysium meines ersten Lebens, und ich konnte dann den Mann nicht hassen, der mich verrathen und ausliefern wollte.

Diese einzige Nacht in Poitiers dünkte mich länger und ereignißvoller, als mein ganzes Leben.

Am folgenden Morgen, eh' es in Osten graute, hatten wir schon Poitiers verlassen.

---

## 14.

Sobald der Mayenmond begann, wurden wir unter dem Namen einer deutschen

Familie, welche in Westindien zu ihren Verwandten reiste, eingeschifft. Paulowitz hieß nun Paul; Herbert, unser sorgsamer Vater, trug den Namen Walter. Jener hatte, während wir andern in Frankreichs Provinzen umhergezogen waren, mit bewundernswürdigem Fleiß alles zusammengekauft in l'Orient, was theils eine langwierige Seefahrt zu verannehmlichen diente, theils uns im fernen Welttheil wohlthun konnte.

Die Kanonen donnerten im Hafen das Lebewohl. Die Winde schwellten unsre Segel auf. Das Schiffsvolk jauchzte. Die Batterien von Portlouis donnerten den Scheidegruß zurück. Das Schiff schwebte, wie geflügelt, über die dunkeln spielenden Wellen des Oceans. Die Ufer Europa's wichen zurück.

Agathe ſtand auf dem Verdeck voll tiefer Wehmuth. Ihre Lippen bebten, wie wenn ſie zu dem verſchwindenden Welttheil reden wollten; Thränen füllten ihre Augen. Die arme Agathe! Ihre Seele irrte in den Wüſteneyen von Polen, und umſchwebte den trauernden Janinsky im winterlichen Sloboda.

Herbert hatte ſich an einen Maſtbaum gelehnt, mit verſchränkten Armen und geſunkenem Haupte, in melancholiſcher Stellung. Meinetwillen ſchied er von der mütterlichen Erde, und ſuchte er in fernen Wildniſſen nun das Ziel ſeines tugendhaften Lebens. Er hörte nicht das Rauſchen des Geſchützes, nicht das fröhliche Jauchzen der Matroſen. Nur dann und wann ſchien ein Seufzer ſeine Bruſt zu heben.

Und aus dem Gewühl und Lärmen des Schiffvolks stieg mit einemmal ein feyerlicher Kirchengesang, von Männern, Weibern und Kindern. Es waren Deutsche und Schweizer, welche sich eingeschifft hatten, um in Louisiana das Glück zu finden, welches ihnen in der alten Welt nicht lächeln wollte. Sie saßen gedrängt beysammen, und sangen mit lauter Stimme ihren Psalmen zum Gott der Väter, und empfahlen ihm das theure Mutterland, so sie nicht nähren konnte. Und Aller Augen starrten nach dem festen Lande hin, und weinten im Angesicht desselben ihre Abschieds-Thränen.

Die Wehmuth übermannte auch mich. Mein leises, glühndes Gebet stieg unter den Liedern dieser Unglücklichen zum Himmel;

mel; und meine Thränen begleiteten die ihrigen.

„Natalie, o Natalie, geliebte Tochter, und du mein unglückseeliger Säugling, dem nicht die zarte Hand der Mutterliebe die Thränen trocknen darf — noch einmal lebet wohl"! So rief ich, und sah die Küsten Europa's vor mir dunkler werden, und am Horizont verdämmern. Wie ein ungeheurer Sarg, gieng der heimathliche Welttheil in die Tiefen des Meeres unter mit allen seinen Schätzen und Foltern, mit seinen Thränen- und Freudenstunden. Nur nach meinen Kindern schlug mein Herz in diesem feyerlichen Augenblick — auch sie giengen für mich auf ewig unter. Ich schwebte einsam auf dem Ocean, wie ein abgeschiedner Geist, der, zu entfernten

Bestimmungen hingerissen, schaudernd die Welt vor sich verschweben sieht, wie einen Dunst, die Welt — welche zwar für ihn der Qualen manche trug, aber auch manches Kleinod.

Ich saß, in meinen Empfindungen verloren, auf dem Verdecke. Der Mond war aufgegangen, denn spät am Tage geschah unsre Abfahrt; weit umher herrschte Todesstille; überall nur Well' und Himmel, Dunkelheit und Glanz. Dies furchtbar-liebliche Schauspiel fesselte mich durch seine Neuheit, und zerstreute meinen Gram.

Da trat Agathe zu mir, und fragte schüchtern: „Meine Augustine, stöhr' ich dich? Du bist betrübt. Verfolgt dich schon so früh die Reue? Verlässest du dein Europa ungern"?

Ich zog das gute Mädchen an mich, und antwortete: „Nein, gern. Denn niemand liebt mich dort, und niemand schirmte mich dort. Und was mich liebt und schirmt, begleitet mich zur neuen Welt. Nur um meine Kinder klag' ich, und um meine Julie. Die sind mir verloren. Und hätt' ich sie nicht verlassen, so wären sie mir dennoch verloren. Nun denn, gute Nacht, Vergangenheit! Sey mir willkommen, schöne, fremde Zukunft! Ich gehe dir entgegen mit einer reinen Seele. Wer nichts zu fürchten hat, hat nur zu hoffen."

Agathe drückte ihr Gesicht an meine Brust und schluchzte heftiger. „Du weinst"? fragt' ich sie: „Sehnst du dich heim"?

Nach einer langen Stille lispelte sie nur den Namen Janinsky.

Meine Augen wurden von Thränen verdunkelt. Ich küßte des Engels heisse Stirn und antwortete nicht. Was hätt' ich erwiedern können auf solch ein vielsagendes Wort? — Agathe liebte. Janinsky war das Idol ihrer ersten Leidenschaft. Treu und ergeben hatte sie mir ihre schönsten Empfindungen zum Opfer gebracht, und es erst damals gestanden, als hoffnungslos sie an der Möglichkeit ihres Glücks verzweifelte.

Ja, es ist das höchste Opfer, sein eignes Herz freudig brechen, indem man seine Liebe tödtet. Unterm Himmel beseeligt nichts so, als dies Gefühl, welches mit dem Gefühl der Unsterblichkeit so ganz

eins ist. Wer seine Liebe opfert, der opfert seine Unsterblichkeit mit dahin. Ohne Liebe ist die Ewigkeit leer und werthlos.

---

15.

Und wir schwammen nun auf dem hellen, immer bewegten Ocean von Insel zu Insel. Wir gewöhnten uns an das unbequeme Leben der Seefahrer; an das betäubende Hin- und Herwiegen des Schiffes; an das rege, wunderbare Einerley des Weltmeers.

Das Bild des stillen rastlosen Lebens und der Ewigkeit giebt uns keine Landschaft mit ihren Blumenfeldern, kein Gebürg mit seinen unermeßlichen Aussichten

in so vollem Maasse, als das Meer. Hier ist alles Bewegung, und unermüdlich. Unter uns gaukeln die Wellen; um uns flattern die bunten Wimpel des Schiffes; über unserm Haupte schwärmen die Gewölke. Die ungeheure Natur ist bald in leiser, bald in furchtbarer Gährung, und der Mensch, welcher diese unbändigen Elemente beherrscht, erscheint nirgends so in seiner gewaltigen Hoheit, wie hier.

Wir sahen die canarischen Inseln — wir wohnten einige Tage auf Teneriffa am Fuße des Pik. Schon umgab uns hier eine neue Welt, eine neue Vegetation, und Menschen von andern Farben. Wir wähnten uns schon weit geschieden von Europa. Agathe klagte leiser um Janinsky, und lächelte wieder, wie sonst.

Ich hatte Rußlands faſt vergeſſen, und Deutſchlands; die Erinnerung ward ſchwächer als Alles, was mich einſt freute und folterte — ich ſah auf die Vergangenheit zurück, wie auf einen langen, düſtern Traum, oder wie der Geiſt eines Verſtorbnen auf die Geſchichte ſeiner irrdiſchen Wallfahrt.

Ich hätt' es nicht geglaubt, daß ich hier noch durch einen dritten ſo unerwartet, ſo überraſchend, an meine ſchönſten Lebensſtunden, an dich, o meine Julie, an meine ferne, reizende Heimath gemahnt werden würde!

Der Schiffscapitain beſchloß plötzlich, mit guten Winden Teneriffa wieder zu verlaſſen. Eilfertig verließen wir das Land. Wir waren ins Boot geſtiegen,

und warteten noch auf die Rückkunft des wackern Paul. Er kam odemlos, stieg zu uns ein, und die Matrosen stießen vom Lande.

Julie, und in eben diesem Augenblick — ich saß mit gegen das Land gewandtem Antlitz — erschien am Ufer ein junger Mann — ganz d'Aubants Gestalt. Ich erschrak — nein, ich kann es nicht Schreck nennen — eine unbegreifliche Mischung von Bestürzung und Freude und Wehmuth war es, die mein Gemüth verwirrte. Ich haschte Agathens Hand — „D'Aubant ists! gewiß d'Aubant"! rief ich. Es schien, als hab' er mich gesehen, mich erkannt — aber sein Betragen war mir doch unerklärlich. Er lief am Ufer ängstlich umher; er streckte die Arme über das Meer aus

nach uns; — ich hätte wünschen mögen, daß ein Unfall unser Boot getroffen und es zur Rückkehr gezwungen hätte. — Wir erreichten das Schiff. Die Anker wurden bey unsrer Ankunft gelichtet. Rasch flogen wir in die weite Wüste des Oceans hinaus; ich stand auf dem Verdeck; ich starrte nach den blühenden Ufern Teneriffas zurück. Und als diese Gestade bläulich verdämmerten, starrt' ich noch immer dahin; und mir war es, als seh' ich noch immer d'Aubants Gestalt, wie sie die Arme ausstreckte gegen uns, und eine innre Stimme sagte mir immer, gegen mich! — Und als wir gegen Abend nichts mehr sahn, als den hohen, einsamen Pik, gleich einer Pyramide aus den Tiefen der Gewässer ragend, war mirs, als stehe

dieſe Gebürgsſäule am Horizont nur da, um noch die Gegend zu bezeichnen, wo d'Aubant traure.

Paul kannte d'Aubant noch aus Petersburg. Paul erzählte mir, daß d'Aubant es in der That geweſen, der am Ufer erſchienen ſey; daß er mit ihm einige Worte geſprochen; daß d'Aubant nach Amerika reiſe, um ſich in Louiſiana niederzulaſſen.

In Louiſiana! — Alſo auch er ein Unglücklicher?

Faſt ſollt' ich erröthen über die Theilnahme, welche dieſer Mann in meinem Herzen erregt. Denn jeder Moment, in dem ich ihn geſehen, hat nun in meinem Gedächtniß einen hohen Werth. Es iſt aber nicht er, von dem ich mit wehmüthiger Ruhe, mit einem Gefühl wie

Sehnſucht, ſo gern träume; es iſt die Zahl meiner Blütenſtunden, in denen er mir zum erſtenmal erſchien, die ich betraure. Jetzt, von meiner ehmaligen Welt geſchieden, iſt mir jede Kleinigkeit von ihr ſo neu, ſo wichtig! — So giebt uns eine am Fenſter blühende Pflanze in den rauhen Wintertagen des Nordens höheres Vergnügen, als eine große Flur voller Blumen im Sommer. Ach, Julie, ich will d'Aubants gern gedenken. Es iſt das einzige, wie mein Herz ſich ſeines Danks entbürdet, welchen es dem edeln Manne ſchuldig iſt, der für meine Ehre einſt ſein Blut vergos. Die Erinnerung an ihn iſt Erinnerung an dich und an mein verlornes Himmelreich.

16.

Dem guten Herbert wollte die Seeluft übel. Er iſt uns erkrankt. Wir trauern um ihn, wie um einen Vater. Mit Freudenthränen dankt' ich Gott, als wir nach der langen, ewigen Fahrt endlich wieder feſtes Land erblickten. Es war die Inſel St. Domingo, die reichſte von allen Weſtindiens, rings von Felſen und gefahrvollen Klippen umgürtet. Unſer Schiff landete. Ich verließ mit den Wenigen, welche mir in die fremde Welt folgen, das Schiff, und wir kehrten nicht wieder zurük. Denn Vater Herbert liegt ſchon ſeit zwölf Wochen krank.

Weh mir, wenn ich ihn verliere! Er iſt mein zweyter Vater, mein Lehrer,

mein Schutzgeist, mein Führer. Ich würde allein stehn in der Einöde der weiten Welt. Agathe ist ein holdes Kind, und bedarf selbst des Rathes und Schirmes.

O, Alexis! Alexis! Dahin triebst du mich, mein Gemahl! Fern von meinen Kindern, fern von meiner Heimath, fern von der gebildeten Menschheit irr' ich, die Tochter Wolfenbüttels, unter fernen Zonen. Meinem Tode konntest du keine Thräne weinen — was würde dein Herz fühlen, wenn du die Verlassene hier erblicktest?

Wir bewohnen ein artiges Landhaus am Meere, nicht weit von der Stadt; es gehört einem begüterten Colonisten. — Er ist ein alter, biederer Mann, immer an

fröhlichen Einfällen reich. Seine an einen jungen Pflanzer vermählte Tochter besorgt die häuslichen Angelegenheiten. Sie ist Mutter zweyer liebenswürdigen Knaben, die dem alten Großvater viele Lust machen. Wir sind in dieser Familie bald heimisch geworden. Wir lieben uns, wie wenn wir uns schon seit vielen Jahren kennten. Besonders hängen die beyden schönen Buben an mir. Auch ich bin Mutter; ach! und die Küsse welche ich an ihnen verschwende, gelten den fernen geliebten Engeln, von denen ich nie den süßen Mutternamen hören darf. — O, Julie, was ist bittrer, als die Wehmuth einer unglückseeligen Mutter?

Man wendet alle Kunst an, uns Pilger in St. Domingo zu fesseln. Täglich

ermahnt man uns, daß wir uns hier niederlaſſen ſollen. Der alte Derby, ſo heißt unſer freundlicher Wirth, will uns in ſeiner Nachbarſchaft eine ſchöne Pflanzung verkaufen.

Nein, wir ſind noch zu nahe an Europa! allwöchentlich erſcheinen hier Schiffe von jenem mir ſo furchtbar gewordnen Welttheil. Die Neugier der Reiſenden durchſpürt die ganze Inſel. Wie leicht könnt' ich entdeckt und verrathen werden!

Ich will nach Louiſiana. Dahin zieht mich meine Sehnſucht. Dort werd' ich im Schatten tauſendjähriger Haine verborgen und vergeſſen leben; dort werd' ich mir ganz ſelbſt gehören. Und vielleicht — o Julie, ſüß iſt mein Wahn — ich bin in jenen Wildniſſen dann ſo einſam

nicht — mir iſts, wie eine Weiſſagung, ſo mir geſchehen — ich werde dort den Mann wiederſehen, der meine frohere Jugend ſah. —

Was hab' ich arme, womit ich meinem dürftigen Leben Reiz gebe, als Träumereyn? Ich will an den bunten Hoffnungen hangen mit kindlicher Begier, und würden ſie auch nie erfüllt.

Sobald Vater Herbert geneſen iſt, ſuchen wir Louiſianas Haine auf.

---

17.

O wunderbare Allmacht der Liebe! — Was kein Menſch glauben, keiner ahnden kann, iſt geſchehn. Julie, ich taumle vor Freuden. Der Geliebte Agathens, der gaſt-

gaſtfreundliche Pole, Janinsky, iſt in St. Domingo. Er hat mit unbegreiflichem Glück unſere Spur durch ganz Europa und über das Weltmeer hin verfolgt, nachdem er ſein Hab und Gut in Geld verwandelt hatte. Es iſt etwas romanhaft. Aber ſey es doch, wenn ſich der Mann nur glücklich fühlt in ſeiner Schwärmerey. Faſt vermuth' ich, daß Agathe mit ihm mehr im Einverſtändniß geweſen, als ſie mir wiſſen ließ; daß ſie vielleicht ihm ſelbſt, ihrem Theſeus, den leitenden Faden durchs Labyrinth gab, wie eine andre Ariadne.

Genug, er iſt da. Aus der Stadt kam ein Bote an den Herrn Walter. Herbert trägt dieſen Namen in St. Domingo. Der Menſch brachte ihm einen Brief.

Herbert war noch zu schwach, ihn selbst zu lesen. Agathe und ich standen vor seinem Bette. Ich öffnete den Brief und las ihn vor. Ehe ich vollendet hatte, sank Agathe bewußtlos nieder. Janinsky kündigte sich selbst in diesem Schreiben an.

Sobald das gute Mädchen von ihrer Ohnmacht genesen war, hielten wir Raths zusammen. Agathe aber sprach nichts. Sie setzte sich, den Brief in der Hand, ans Fenster; stumm und in tiefer Gemüthsbewegung saß sie da; dichte Thränen bewölkten ihr Auge und flossen über ihre Wangen. Sie starrte nur den Brief an, las ihn aber nicht. Ich fürchtete für ihre Gesundheit. Ich wollte sie beruhigen; sie hörte mich aber nicht; sie sah nur das todte Blatt an, und stieß von Zeit zu Zeit einen Seufzer aus.

Ich ſchrieb in Herberts Namen die Antwort an den kühnen Abenteurer, und bat ihn, ſeinen Beſuch noch um einige Tage zu verſchieben, weil Agathe allzubewegt ſey. Noch hatt' ich nicht vollendet, als ſich die Thür öffnete. Janinsky trat ſelbſt herein. Ich erſchrak. Agathe ſprang mit einem Schrey vom Seſſel auf, ward todtenbleich, wankte ihm, mit halbgeſchloſſenen Augen, wie eine Sterbende entgegen, die die letzte Ruhe ſucht, und fiel ohne Bewußtſeyn in ſeinen Armen nieder.

Mit Mühe brachten wir ſie ins Leben zurück. Erſt am folgenden Tage konnte ſie ihren Freund mit Ruhe ſehn und ſprechen.

Der kranke Herbert wollte dem Janinsky

Vorwürfe machen. „Nein", rief Jaminsky: „Es iſt an mir, Ihnen Vorwürfe zu geben. Warum erſchienen Sie mit Ihrer liebenswürdigen Tochter in meiner Einöde, und raubten mir auf immerdar Freud' und Ruhe? — Ich hatte ſie geſehn, ich liebte ſie, und die Ueberzeugung, daß ich Agathen nicht unglücklich liebe, machte mich noch elender. Es iſt mir, aller Ihrer Vorſtellungen und Verheimlichungen ungeachtet, gelungen, Sie auszuforſchen. Ich bin nun da. Wollen Sie noch ferner hartherzig ſeyn? Wollen Sie nicht mein Vater werden, wohlan, ſo verſtoßen Sie mich. Aber ich werde Sie durch alle Welttheile verfolgen, wie Ihr Schatten, bis Sie von meiner Ergebenheit, von meiner Standhaftigkeit

gerührt werden. Verschmähn Sie mich, als Ihren Sohn — nun, so will ich Ihr Sclav werden. Sie winden sich nicht wieder von mir los"!

So ohngefähr sprach der Mann, und wie ers sprach! Seine ganze Miene war Seele. Triumph, Entzücken, Wehmuth und Besorgniß sprachen in gleichen Augenblicken in seiner Stimme, in seinem Lächeln, und in der Thräne die von seinem flammenden Auge fiel, wie ein Lichtfunken.

Herbert war sehr bewegt. Er sah mich an mit einem stillforschenden Blick, und reichte dem Janinsky freundlicher die Hand. „Soviel Treue ist wohl des höchsten Lohnes werth"! sagt' ich. — Janinsky fiel mir zu Füßen, bedeckte meine

Hand mit brennenden Küssen, und rief: „Verlassen Sie mich nicht! verstoßen Sie den unglücklichen Jaminsky nicht"!

Und als Herbert sprach: „Wohlan, Jaminsky, ich gebe Ihnen meine Tochter, wenn meine Tochter Ihnen Liebe geben kann"! sprang Jaminsky auf, und redete wie ein Begeisterter, oder wie einer, dessen Sinne verwirrt waren. Er weinte, er lachte, er erzählte von den Gefahren seiner Reise, er rief Agathens Namen, er bat Sie um ihre Liebe, ungeachtet Agathe nicht mehr zugegen war, er überhäufte Herbert und mich mit Dank und Segen, schilderte einen Sturm, den er auf dem Meer ausgestanden, und faltete dann wieder die Hände gen Himmel, als wollt' er Gott Dank sagen für das erreichte Ziel.

Es war nicht mehr daran zu denken, den hochbeglückten Schwärmer nach der Stadt zurückzusenden. Auch seiner Gesundheit drohte die Heftigkeit der Leidenschaft Gefahr. Wir behielten ihn im Hause.

Am folgenden Tage gab ihm Agathe die Worte der ewigen Liebe, und mit errötheuden Wangen den belohnenden Kuß für so viel unglaubliche Treue.

Wie sie beide nun hochbeseeligt sind! — Ich finde in dem Glücke dieser Liebenden mein eignes Glück blühend. — Janinsky will mit uns sich anbauen in der schönen Louisiana. Unaufhörlich träumen wir von dem Elysium, so unsrer harret.

## 18.

Langsam kehrte Vater Herberts Gesundheit endlich wieder zurück. Schon konnte er, nach sieben peinlichen Monaten, das Krankenlager wieder verlassen — wir beschlossen, sobald er vollkommen hergestellt seyn würde, die Vermählung der beyden Liebenden zu feyern.

O, meine Julie, nun nehm ich die Feder, dir eine der fürchterlichsten meiner Lebensstunden zu beschreiben. —

Auf Erden soll keine Freude reifen; unser Herz sich an keine Lust hängen. Die Hoffnung, welche wie ein neugebornes Kind zartlächelnd an unserm Herzen ruht, wird von dem tückischen Dolch der nächsten Stunde getödtet. — Wir gehören

nicht dieſer Welt an. Sie ſelbſt ſtößt uns mit grauſamem Ernſt zurück, wenn wir ſie liebgewinnen mögten. Ueber den Sternen iſt unſre Heimath, nicht unter denſelben! ſagt der gute Herbert, wenn er mich tröſten will. Ach! und was können wir für unſre Schwäche? Warum tragen wir das fühlende Herz in der Bruſt?

Janinsky, Agathe, Frau Almat, die Tochter des alten Deroy, mit ihren beyden ſchönen Buben Auguſt und Karl, und ich, giengen am Nachmittag durch die fruchtbaren Felder. Nächtlicher Regen hatte die Luft erfriſcht und ein kühler Oſtwind blies über das Meer her. Wir ſtreiften durch die Zucker- und Indigo-Pflanzungen, ſahn den Arbeiten der Sclaven

zu, und kehrten nachbarlich in manche Hütte ein.

Vom langen Wandern ermüdet, ruhten wir auf weichem Rasen aus unter Cacaobäumen und den Ulmenblättrigen Guazumen. Die Sonne war schon hinter den Hügeln niedergesunken, ihre letzten Strahlen flimmerten röthlich an den Gebüschen auf den Felsen. Ein gewürzhafter Duft von tausend unbekannten Kräutern strömte uns im Zuge des Ostwinds an.

Da sagte Janinsky: „Warum ist diese Herrlichkeit so vergänglich? Warum gewährt uns der Himmel hienieden nicht schon ewiges Leben? Wir sind berufen, das wundervollste Schauspiel zu sehn, und ehe wirs noch ganz genießen können, ist der Vorhang schon wieder gefallen."

„Das Leben hienieden iſt nur der Prolog des ewigen Schauſpiels", erwiederte ich ihm: „Er kündigt nur an, und reißt unſre frohe Erwartung auf das Folgende. Iſt der Prolog ſo reizend, wie ſollen wir nicht mit Begier wünſchen, daß der Vorhang bald falle, damit das Schauſpiel ſelbſt beginne"?

Janinsky drückte Agathens Hand an ſeine hochſchlagende Bruſt; und ſie lächelte zärtlich auf den theuern Liebling hin. „Sollen wir wünſchen, daß der Vorhang falle"? fragte ſie ihn.

„Ich habe genug gelebt, Agathe", rief er: „Denn Agathe liebt mich. Und mein höchſtes Ziel iſt errungen; glücklicher kann die Welt mich nicht mehr machen. Früher oder ſpäter, immer aber einmal

müßen wir hienieden enden; geprieſen ſey der Menſch, welcher mitten unter ſeinen Freuden entſchlummert! Und iſt dies Leben nur der Prolog, o meine Agathe, was werden wir uns im Ewigen ſeyn"!

Unter ſolchen Geſprächen verflogen die Minuten und Stunden. Der aufgegangne Mond und die wachſende Dunkelheit mahnten uns an den Heimweg.

Wir wählten den kürzeſten Pfad, der längs dem Meergeſtade führte; die Knaben ſprangen munter voran.

Ein plötzlicher Sturmwind erhob ſich, noch ehe wir die Wohnung erreichen konnten. Geſträuch und Bäume brauſeten wild; der Staub wirbelte in großen Wolken von der Erde himmelan; die Wellen ſchlugen mit dumpfem Geräuſch an die Klippen. —

Der Aufruhr der Natur ward von einer Secunde zur andern entsetzlicher. Wir verdoppelten unsre Schritte; wir waren von der Wohnung sehr entfernt.

„Meine Kinder! meine Kinder"! seufzte die Frau Almas ängstlich.

„Sie sind gewiß schon daheim"! sagte Janinsky: „Denn sie haben uns schon längst verlassen."

„Und sie kennen den Weg", setzte die junge Mutter hinzu, um sich selbst zu beruhigen.

Die Gewalt des Sturmes warf uns schier nieder. Mondenschein, Finsterniß und Staubwolken blendeten uns, daß wir kaum sahen, wohin wir traten. Das Meer brüllte ungestümmer und von den wankenden Bäumen stürzten zerrissene Zweige.

Es war mir, als zittre das Erdreich; als wolle der gewaltige Orkan die Felsenwurzeln St. Domingos vom Grund des Oceans losreiſſen und das Eiland zermalmen.

„Noch eine Viertelſtunde"! ſagte die junge Almas, welche uns den Weg zeigte. Mutterzärtlichkeit machte ſie behend und muthig. Sie flog immer weit vor uns hin durch Nacht und Sturm; kaum konnten wir ſie ereilen. Wenn wir ihr nahe waren, hörten wir ſie nur die Worte liſpeln: Meine Kinder! meine Kinder!

Plötzlich ſtand ſie ſtill, rang die Hände und rief: „O mein Gott, dieſen Weg ſo hart am Meere dürfen wir nicht gehn. Bey der Flut und bey ſolchem Sturm ſtürzen oft große Wellen über den ſchma-

len Fußpfad. Zurück"! — Noch ehe wir einen Entschluß fassen konnten, rief sie wieder: „Doch ich will erst dahin zur gefahrvollen Stelle, um zu wissen, ob meine Kinder hinüber sind.

Sie gieng; wir folgten ihr. Als wir zwischen den Felsen hervortraten, deren Wände uns kurze Zeit gegen die Windstöße geschirmt hatten, öffnete sich vor uns das kochende Meer, welches hoch empor gieng; und von Zeit zu Zeit eine große Woge gegen die Klippenmauer jagte, an welcher sich der Fußpfad hinzog. Die Wellen eilten mit erschütternder Furchtbarkeit vom Meer gegen das Gestade, hundert neben hundert, wie ergrimmte Streiter, welche eine veste Burg erstürmen, und wüthend über die Leichname

ihrer gesunkenen Vorreihen hinrennen. Der bleiche Mond sah durch die fliehenden Wolken des Himmels, und zündete mit Grausen zum Kampf der empörten Elemente. — Ich zitterte an Janinsky's Armen; Agathe weinte, von bangen Ahndungen beklemmt. Janinsky aber tröstete uns liebreich.

Als wir der Stelle nahe gekommen, gebot er uns stille zu stehn. Kaum konnten wir in dem betäubenden Lärmen der Fluten unsre Worte hören.

„Still"! rief die bebende Almas: „Ist das nicht Wimmern eines Kindes"?

Uns allen gieng ein kalter Schauer durchs Gebein. Wir horchten; wir vernahmen undeutlich ein ängstliches Stöhnen; aber wir sprachen zur bangen Mutter:

„Nein,

„Nein, wir hören es nicht. Der Wind pfeift in den Klippen und Büschen.“

„Ich aber muß hinüber“! rief die verzweifelnde Mutter. Janinsky ergriff sie, und, indem die letzte Woge abfloß, trug er sie eilends über den Pfad in die Sicherheit. Dann kam er wieder, haschte den glücklichen Moment, und trug seine Agathe dahin; er kam wieder und nahm auch mich.

Drüben saß der kleine Karl am Felsen und weinte; und seine Mutter lag vor ihm auf den Knieen mit Todesangst, und rief: „Aber wo ist dein Bruder August“? Der Knabe schluchzte und deutete mit der Hand auf die schäumenden Wellen hinaus.

„Allmächtiger Gott“! schrie sie und

ſprang auf und ſtreckte die Arme gegen das Meer, als fordre ſie dem tauben Ocean den koſtbaren Raub wieder ab. Indem trat der Mond abermals aus den Wolken. Da ſahen wir deutlich nicht weit vom Ufer den armen Auguſt im Waſſer. Er hielt ſich mit ſeinen kleinen Armen feſtgeklammert an einen zerbrochnen Baumſtamm, der in den Wellen hieng. Von Zeit zu Zeit rauſchte eine Woge über ihn hinweg.

Als ſeine Mutter ihn erblickte, flog ſie mit ausgebreiteten Armen der daherſtürmenden Woge entgegen, und ſtürzte ſich ins Meer, den holden Liebling ihrer Seele zu retten, uneingedenk ihrer ſchwachen Kraft. Heulend ſchlugen die Wellen über ſie zuſammen. Wir alle ſtanden erſtarrt.

Ich taumelte ohnmächtig gegen die Felswand.

Nur der edle Janinsky behielt seine Geistesgegenwart. Er beobachtete die Flut, bat uns ruhig zu seyn, und sprang, als er die Kleider der armen Almas erblickte über den Wellen, behend ins Wasser.

Agathe schlang schaudernd ihre Arme um meinen Nacken. Alle Kraft verließ sie. Sie sank, einer Entseelten gleich, an mir nieder auf die feuchte Erde. Ich schrie bald den Namen der Almas, bald den Namen Janinskys. Und als ich sah, wie Janinsky, mit den Wellen hadernd, deren Gewalt besiegte, die Kleider der Almas faßte, und seine Beute gegen das Ufer führte, schlug mein Herz wieder hold und freudig.

Indem die bebende Almas von Janinsky aus Land gebracht und zu meinen Füßen niedergelegt ward, erſchienen auch ihr Gatte und ihr Vater, welche ſorgenvoll ausgegangen waren, uns zu ſuchen. Sie hatten mein Geſchrey vernommen, ihre Schritte beflügelt, und eilten nun, die halbtodte Frau und Agathen ins Leben zu bringen.

Janinsky aber ſäumte nicht in ſeiner erhabnen, ſchrecklichen Arbeit. Zum andernmal warf er ſich wieder ins Meer. Noch ſchwebte winſelnd der Knabe mit letzten Kräften am hangenden Zweige. Jede über ihn hinrollende Flut drohte ihn hinwegzuſpülen. — Sein Retter erſchien, riß ihn herab vom Baum, kämpfte ſich mit ihm gegen das Geſtade zurück, und als

er nahe genug war, ſchleuderte er ihn mit unglaublicher Macht aufs feſte Land hinauf, wo ihn ſein Vater empfing.

Aber die Wogen wälzten Janinsky vom Ufer zurück — noch einmal ſtreckte er den Arm empor aus einer Welle — und wir ſahn ihn nicht mehr.

O Julie, wir ſahn ihn nicht wieder. Wir erhoben ein fürchterliches Geſchrey. Sturm und Wellen heulten mit uns. Aber der Edle blieb verſchwunden — unſer Geſchrey, unſer Suchen blieb vergebens.

Man holte Sclaven herbey und Fakkeln, Seile und Leitern. Einige Negern wagten ihr Leben im Meere, den Verlornen zu finden. Der Greis Deroy verſprach dem Sclaven die Freyheit zum Geſchenk, der uns Janinsky bringen würde. Er bot den Preis umſonſt.

Wir Weiber wurden in die Wohnung geführt, nebst den Kindern. Die Männer setzten ihre Nachforschungen fort. Ach! erst am fünften Tage nachher fand man Janinskys Leichnam an einer, von dieser Stelle wo wir ihn zuletzt sahn, weit entfernten Klippe.

So ward der Tod in den Wellen der Lohn seiner heroischen Tugend. So hatte der edle Mann nun Heimath und Alles verlassen, hatte voll treuer Liebe Länder und Meere durchirrt, hatte die Geliebte wiedergefunden vom günstigen Gestirn geleitet, um vor ihren Augen sein Leben zu schließen.

## 19.

Fünf traurige Monden sind verflossen seit Janinskys Tode. In wenigen Tagen sollen wir zu Schiffe gehn, nach Neu-Orleans. Herbert, wiewohl nicht ganz hergestellt, ist doch stark genug, die Mühseeligkeiten einer neuen Seereise zu wagen. Das ungesunde Clima St. Domingo's würde ihn tödten, wenn wir länger verzögerten.

Und meine Agathe, die unglückliche Braut, hat ihren Kampf gekämpfet und obgesiegt. Sie mehr, als ich, sehnt sich in die Einsamkeiten von Louisiana hin, um dort ihren Janinsky mit eben der unüberwindlichen Treue zu betrauern, mit welcher er sie einst liebte. Sie ist ein

ſchönes Bild der Wehmuth, und mir liebenswürdiger, denn jemals.

Gute Nacht denn, Weltgetümmel, aus welchem wir alle ſcheiden mit verwundetem Herzen! — Empfanget mich, ihr ſtillen Wildniſſe der Fremde, und gebet mir die längſt entbehrte Ruhe. Dort hört der furchtbare Wechſel der Schikſale auf. Unſre Tage verfließen dort in milder Einförmigkeit, wie ein ſanftes Träumen, in klöſterlicher Stille, bis ſie unſern Staub in den friedlichen Schooß der Erde ſenken.

Wenn die dunkelrothen Gluten des Morgens durch den Wald brechen und der Geſang der Vögel erwacht, will ich betend meine erſten Stunden dem Vater des Weltalls weihen; dann in kleinen häuslichen Geſchäften Mittel ſuchen, das

Leben derer zu verſchönen, welche mir in die Einöde folgten mit hoher Selbſtverläugnung. Ich werde ſie alle froh ſehen; und was kann meinem Frieden mangeln, wenn ſie lächeln? Ich will die Wunder der Natur ſtudieren; Bildung, Eigenſchaften und Kräfte der reitzenden Pflanzenwelt unterſuchen, von der hohen Ceder bis zum Mooße, von der Palme bis zum Grashalm. So werd' ich Gott ſehen, ſo werd' ich ihm vertrauter werden. Bald will ich ein ödes Feld urbar machen, bald einſame Spaziergänge ſchmücken, um meine Geliebten zu überraſchen; bald die Arbeiten und Tagwerke der Inſecten belauſchen, bald mich an den erhabnen Melodien des donnernden Stromfalles ergötzen.

Und wenn die Nacht mit ihrer begei-

sternden Herrlichkeit die Fluren Louisianas beschleicht, wenn das Firmament seine tausend Sonnen enthüllt, und ein ernster Geist durch die verstummte Welt zieht; dann will ich der Ewigkeit meine Betrachtungen, meine Hoffnungen weihn. Sie wird mir nicht mehr fremd seyn. Mein Auge wird im Tod' einst unter einer Freudenthräne brechen.

Seyd mir gegrüßt, ihr heiligen Wildnisse, die noch der Ehrgeiz, die Wollust und der Golddurst keines Europäers entweihte! Nehmt mich auf in eure kühlen Schatten; ich gehöre nicht mehr dem Getümmel der Welt und ihrer Leidenschaft; ich werde fortan leben in meinem harmlosen Selbst!

# Drittes Buch.

## 1.

### Der Chevalier d'Aubant an ſeinen Freund Belliſle.

Chriſtinenthal, 14. April 1718.

Sie werden glauben, geliebter Belliſle, ich ſey vom Ocean längſt verſchlungen, oder von den Indianern ſeit Jahr und Tag ſchon erſchlagen und verzehrt, daß ich Ihnen ſo lange nicht ſchrieb. Denn ich ſehe aus meinem Tagebuche, es ſind volle fünfzehn Monate verſtrichen, ſeit ich Ihnen meinen letzten Brief von Bilari aus zuſandte. Aber wenn man eine neue Welt erobert und neue Staaten gründet—

wenn in dieſen neuen Staaten noch dazu alle Diligencen, Poſten und Couriers fehlen, ſo werden Sie mich wohl entſchuldigen können. Rechnen Sie dazu noch die kleine Eitelkeit, daß ich Ihnen nicht früher, als aus meinen eignen Beſitzungen, ſchreiben wollte. Doch was ſag' ich meinen? — Nein, ſo großmüthig Sie ſich auch verheimlichen und verſtellen, Ihnen allein bin ich dies alles ſchuldig; Sie machten mich durch Ihr Darleihn zum glücklichſten Mann der Welt — und ſo ſchreib' ich Ihnen nicht aus meinen, ſondern aus Ihren Staaten. Sterb' ich, ſo falle Ihnen Alles anheim, und, wenn Sie wollen, noch früher.

Ungerechnet, daß ich Selbſtherrſcher und König von Chriſtinenthal, Bundesgenoß

eines mächtigen Nomadenſtammes von eingebornen Indianern bin, hab' ich noch dazu die Ehre, Schutzherr einer europäiſchen, und Schutzherr einer indianiſchen Kolonie in meiner Nachbarſchaft zu ſeyn, deren Haupt ſich König nennt. So könnt' ich denn auch wohl mit allem Rechte den kaiſerlichen Titel annehmen, wenn man hier zu Lande nicht über die Albernheiten der europäiſchen Spiesbürger längſt hinweg wäre.

Ich habe Ihnen viel zu erzählen, unter anderm auch, wo dann eigentlich unterm Monde mein, oder vielmehr Ihr berühmtes Kaiſerthum gelegen ſey? Denn auf den Landcharten werden Sie es leider noch nicht finden, ungeachtet es, was die Größe anbetrift, nie verſchwiegen werden

kann, aber dazu muß ich Ihnen nun meine ganze Robinsonade erzählen.

Als wir von Pensacola absegelten, längs den Küsten von Westflorida, erwarteten wir Ausgewanderten alle mit ungestümem Verlangen den prachtvollen Anblick des hochgelobten Louisiana. Wir träumten uns schon die malerischen Ufergegenden, mit ihren grünen Hügeln, reichen Fluren und ungeheuern Waldungen aufs schönste aus, und beschlossen so im Vorbeyfahren die behaglichsten Landungsplätze, und was sonst sich zur Errichtung einer Pflanzstadt eignen würde, sorgfältig zu bemerken. Aber, ach! wir fanden uns abscheulich getäuscht. Von Pensacola hinweg dehnt sich eine lange, kahle, niedrige Küste von fünfzig bis sechzig Stunden

hin; überall nur todter Sand, auf welchem hin und wieder eine verkrüppelte Meerkiefer und magre Gesträuche grünten.

Der Capitain landete endlich in der allertraurigsten und unfruchtbarsten Gegend dieser Küste. Da lagen einige erbärmliche Hütten umher, worin etliche halbnackte, halbverhungerte Menschen wohnten, Ueberbleibsel einer frühern hier angelegten Kolonie. Bey diesem Anblick entfiel uns Allen der Muth; wir sahen einer traurigen Zukunft entgegen; unsre stolzen Erwartungen schlichen demüthig neben der Wirklichkeit hin. Es fehlte wenig, daß nicht viele Ausgewanderte wieder mit einem Schiffe nach Europa zurückgekehrt wären, welches eben von Bilari absegeln wollte zum vaterländischen Welttheil. —

Der Capitain unſers Schiffs ſprach uns indeſſen Allen Troſt zu. „Wartet doch", rief er, „bis Ihr Neu-Orleans geſehn habt! In dem gräßlichen Bilari iſt doch unſers Bleibens nicht." — Was war zu thun? Wir folgten. Ich gab dem zurückkehrenden Schiff meinen letzten Brief an Sie nach Europa mit.

Endlich erreichten wir die Mündung des ungeheuern Miſſiſippi-Stroms, von welchem jetzt alle Zungen Europens ſprechen. Er bietet viele Einfahrten dar; aber die meiſten haben nur wenig Waſſer, vielen fehlt es zu gewiſſen Jahrszeiten ganz daran. Das Ufer iſt überall flach und niedrig und ſcheint weit umher, ſo wie der größte Theil der Küſte, erſt durch das Meer und den Strom gebildet wor-

den

den zu seyn. Man findet dort beynah keinen Stein; sondern alles ist Schlamm, Sand, Schilf und verfaultes Holz, wie es der Missisippi, von seinen entfernten, noch nie gesehenen Quellen, bis hieher, in einer unermeßlichen Strecke aufnahm und gegen den Ocean hinspülte. Dieser sumpfige Boden rings umher trägt nichts, als eine ausserordentliche Menge Schilfrohr, welches sich von Jahr zu Jahr zu vermehren scheint, und undurchdringlich wird. Hierin verwickeln sich die vom Missisippi weggefluteten Baumstämme, welche er, oder die Faust des Sturmes in unbekannten Gegenden abbrach; Schlammerde und Sand setzen sich in die Zwischenräume, und so erweitern sich die seichten Ufer unaufhörlich, oder es formen sich in

dem Ausfluß des Miſſiſippi große Inſeln voll Schilf und Binſen, welche der Aufenthalt von allerley Inſecten und Ungeziefer werden, und in heiſſen Jahrszeiten die Luft weit umher mit ihren abſcheulichen Ausdünſtungen verpeſten.

Dies gab uns auch von dem Paradieſe, Neu-Orleans genannt, keine reitzende Vorſtellung. Wir aber waren noch immer nicht da! — Wir ſegelten in den Miſſiſippi ein; zehn bis zwölf Stunden weit ſahn wir aber noch immer nicht mehr, als das flache, unwirthbare, ſchlammigte Ufer, mit Binſen, Rohr und einigen Stauden beſetzt. Oft hatten wir Mühe uns Bahn durch die ungeheure Maſſe von in einander verwickelten Baumſtämmen zu brechen, welche den breiten Fluß

ganz überdeckten. Um schneller fortzukommen, wurden die Boote ausgesetzt.

Aber auch mit den Booten, die zum Seegeln und Rudern eingerichtet waren, giengs unerträglich langsam. Immer hatten wir mit dem schwimmenden Treib- und Flößholz zu ringen, und die eingetretne Windstille bey einer sehr heissen Witterung leistete uns ebenfalls schlechte Dienste. Indessen verbesserten sich an beyden Seiten die Ufer, denn sonst hätt' ich ganz Louisiana bald für einen Schilf- und Schlamm-Moor gehalten. Rechts und links erhoben sich dicke, finstre Waldungen, die uns ein heiliges Grausen einflößten. Kein Sonnenstrahl durchdringt sie. In meinem Leben hab' ich keine so hohen und starken Bäume in so ungeheurer Masse

beyſammen geſehn. Auch fehlte es nicht an allerley wilden Früchten, an einer Menge unbekannter Vögel, an mancherley Rothwildpret, welches wir von Zeit zu Zeit über die von Gebüſchen umfangnen Wieſen irren ſahn.

Nach zwey Tagen endlich, denn unſre Fahrt gieng immer im Zikzak, gelangten wir durch eine Flußenge, die man die engliſche heißt, nach Neu-Orleans.

Als man uns ſagte, wir ſeyen nun an Ort und Stelle, rieben wir uns ſehr verwundert die Augen; denn aller Mühe ungeachtet, konnte keiner von uns Neu-Orleans entdecken, oder was ſonſt einem ſo berühmten Ort ähnlich ſah. Am öſtlichen Ufer des Fluſſes, wo er eine weite Krümmung bildet, in welcher alle Schiffe lan-

den können, ſtanden überall zerſtreute Hütten, von Holz und Rohr aufgeführt. Hin und wieder zeigte ſich auch wohl ein Gebäude, von Holz und gebranntem Thon errichtet, was etwas europäiſchere Phyſiognomie hatte. Man erklärte mir den Mangel aller großen und maſſiven Häuſer damit, daß der Boden nicht Feſtigkeit genug habe, ſchwerere Gebäude zu tragen. Das war nun die Hauptſtadt von Louiſiana.

Mein treuer Claude wollte das noch immer nicht glauben. Von einer Hauptſtadt erwartete er wenigſtens ein Paar Dutzend Kirchthürme ſchon in der Ferne entdecken zu müßen; antike Thore, Marktplätze und Palläſte, und großes Leben und Getümmel in den Hauptſtraßen. Er

ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Herr, für dieſe Hauptſtadt geb' ich keinen Sous. Das Dorf, worin ich die Ehre hatte, geboren zu werden, wäre, wenns hier ſtände, ein wahres Paris."

Ich dacht' es auch; allein was war zu machen? — Wir wurden alle dem Gouverneur vorgeſtellt. Ich überreichte ihm meine Empfehlungsbriefe. Er war ſehr höflich, und drang darauf, vorläufig in ſeiner Wohnung mich beherbergen zu laſſen, bis ich mir nach Gefallen eine Gegend zu meiner Anſiedelung ausgeſucht haben würde. Ausſchlagen ließ ſich das nicht wohl; denn an Wirthshäuſern fehlte es in Neu-Orleans überall. Die übrigen Emigranten mußten ſich, um Dach und Fach zu haben, Baraken bauen. Die armen

Leute machten saure Gesichter. Es schien ihnen nicht besser, als meinem Premier-Minister Claude, ergangen zu seyn.

Der Gouverneur war sehr gefällig gegen mich. Er ist von einer angesehnen, aber in den Vermögensumständen zurückgekommenen Familie in Frankreich. Er betrachtete seinen Aufenthalt hier, wie ein Exil. Wahrscheinlich hatte er sich auch größere Hoffnungen gemacht, und von den ungeheuern Goldminen von St. Barbara, welche in Europa so berühmt sind, von denen aber hier zu Lande kein Mensch weiß, wo sie liegen mögen, ansehnliche Schätze zu ziehn gemeint. Seine Gemahlin spricht mit Entzücken und mit Thränen unaufhörlich von Paris, und findet das Leben hier zwischen den wilden Einwohnern

des Landes und glücksrittternden Emigranten aller Nationen sehr langweilig. Ihre Tochter Adelaide, eine junge, naive Schönheit von sechszehn Frühlingen, scheint sich im fremden Welttheil am meisten zu gefallen. Sie baut ihren Garten, tanzt mit sich selbst, wenn niemand mit ihr tanzt, will einen alten Neger französische Opernarien singen lehren, und spielt die Guitarre allerliebst. Ich habe das holde Kind nun aber seit einem Jahre nicht gesehn; sie schreibt mir indessen dann und wann einen artigen Brief; zankt und versöhnt sich mit mir; übt alle ihre kleinen guten und bösen Launen an mir aus, wie wenn ich ihre Puppe wäre. Und ich verdenk' es dem lieben Mädchen nicht, und bleib' ihm nichts schuldig.

Gleich die erſten Tage nach meiner Ankunft wendete ich daran, die Gegend zu unterſuchen, um mich irgendwo anzuniſten. Meine Reiſegefährten, die mich als ihren Chef anſehn wollten, quälten mich von Morgen bis zum Abend, daß ich für ſie ſorgen ſolle. Sie waren alle muthlos, ſtanden betrübt umher, und ſtocherten ſich die Zähne.

Mir gefiel es überall nicht; ich begreif' es auch nicht, wie man ſichs einfallen laſſen konnte, den Hauptort Louiſianas, dieſe Niederlage, dieſen Mittelpunkt aller Verbindungen, welchen Frankreich mit ſeinen hieſigen Colonien haben ſoll, in einer ſolchen Gegend zu gründen, dreiſſig Stunden vom Meere entfernt.

Neu-Orleans liegt auf einer großen

Inſel, die ohngefähr fünfzig bis ſechszig Stunden lang ſeyn mag. Sie wird vom Miſſiſippi, vom Meere, vom Landſee Pont Chartam und vom Manchac, einem Abfluß des Miſſiſippi gebildet. Der größte Theil dieſer Inſel aber iſt durchaus uncultivirbar; iſt den Ueberſchwemmungen des Miſſiſippi ausgeſetzt, und eines ſchlammigten, feuchten Grundes. Man hat den Bau des Zuckerrohrs verſucht, allein die zuweilen eintretenden, wenn gleich geringen Fröſte zur Regenzeit, beſonders beym Nord- und Nordweſtwind, verderben die Erndten. Auch mit Baumwollenſtauden werden ziemlich glückliche Verſuche gemacht; am beſten gelingen die Pflanzungen des Indigo, und dieſer kann allerdings einſt ein anſehnlicher Artikel der Ausfuhre wer-

den, ſo wie der Tabak. Für alles, was einen feuchten Boden fordert, iſt das Land ſehr ergiebig. Korn kömmt nicht wohl fort; beſſer gerathen allerley Obſtbäume, ſie blühn in dieſem Klima des Jahrs zweymal; aber der geringſte Theil der Früchte gewinnt Reife, weil ſie meiſtens, von Inſekten angeſtochen, vor der Zeit abfallen. Nur Pomeranzen, Feigen und Pfirſiche, wuchern in auſſerordentlicher Menge, und gedeihn. — Die Pflanzungen liegen auf der Inſel ſehr zerſtreut, und ſind gewöhnlich durch Sümpfe, ſtehende Gewäſſer und Gräben von einander geſchieden.

Ich erhielt vom Gouverneur ohne Mühe die Erlaubniß, auf neue Entdeckungen auszugehn, um für mich, und alle diejenigen,

welche mit mir gekommen waren, eine neue Pflanzstadt anzulegen, wo es mir belieben würde.

Mit fünf und zwanzig bewaffneten Leuten, die alle auf mehrere Tage mit Lebensmitteln versehn waren, setzte ich nach dem rechten Ufer des Missisippi über, und gieng den großen Fluß hinauf. Das Land wurde immer schöner und trockner, je weiter wir zogen; die Ufer hörten auf niedrig zu seyn; sie bestanden meistens aus Kalkfelsen. Von Zeit zu Zeit zwangen uns undurchdringliche Gebüsche, weite Umwege zu machen; bald standen wir in weitläuftigen Waldungen, wo ungeheure Cedern mit Fruchtbäumen in schöner Wilde wechselten; bald wanderten wir über üppige Auen und Wiesen, welche von der Hand

der Natur gebildet worden waren. Während das industriöse, übervölkerte Europa die unfruchtbarsten Landstriche um große Summen feil bietet, liegen hier die reizendsten, ergiebigsten Fluren unbenutzt; blühende Fürstenthümer ohne Menschen und Eigenthümer, nur von einer wandernden Horde wilder Indianer durchstreift, welche sich von der Jagd oder vom Fischfang ernähren. Es würde mir unerklärlich seyn, warum Amerika in seinem Innern noch keine Völkerwanderungen von Norden zum prachtvollen Süden hatte, wenn mir nicht die Rohheit und Dummheit derjenigen Völkerschaften bekannt wäre, welche den rauhen mitternächtlichen Theil dieses unermeßlichen Welttheils bewohnen. Wir begegneten hin und wieder einzelnen

Indianern. Sie hatten noch ihre natürliche Gutmüthigkeit. Wir beschenkten sie mit mancherley Kleinigkeiten, und sie jagten für uns Wild und Geflügel. Der Wegweiser, welchen ich von Neu-Orleans mitgenommen hatte, konnte sich ihnen in ihrer sehr wortarmen Sprache ziemlich verständlich machen. Sie gehörten zu dem weitläuftigen Stammen der Natchitoches.

Wir hatten uns vom Missisippi entfernt, und die Richtung gegen Nordwest genommen, um die Ufer des rothen Stromes zu finden, der in den neumexikanischen Gebürgen entspringt, und seine Gewässer in den Missisippi stürzt. Wir erreichten unser Ziel ohne Hinderniß, und unsre Mühe wurde durch die Entdeckung einer der reizendsten Landschaften angenehm belohnt.

In einem groſsen Kranze von Hügeln und Bergen, die mit hohen Waldungen bedeckt waren, öffnete ſich eine wunderſchöne, fruchtbare Ebne, geräumig genug zehn Dorfſchaften tragen und nähren zu können. Durch den rothen Strom war das Ganze in zwey faſt gleiche Theile geſchieden. Die Einförmigkeit der Ebne unterbrachen viele umhergeſtreute Luſtwäldchen, Bäche, die der Fluren Fruchtbarkeit vermehrten, und in der Mitte der Landſchaft eine ſchrof emporſteigende Felſenhöhe, welche zwiſchen dem rothen Strom und zwey Bächen, ſo ſich in denſelben ergieſsen, das Anſehn einer Inſel empfängt.

Als wir uns durch die Gebüſche Bahn gebrochen hatten bis zum Gipfel der Anhöhe, und wir nun das prachtvolle Land

mit Entzücken übersahen, rief ich: „Hier laßt uns Hütten bauen! — Diese schöne Erde soll einst meinen Staub empfangen; ich heisse das Land Christinenthal. Diese Waldungen rings umher halten uns vor der Welt verborgen; diese fruchtbaren Gefilde werden dankbar unsern Fleiß belohnen; diese Anhöhe, durch Kunst befestigt, wird unsre Kolonie gegen die Streifzüge der Barbaren schirmen, und der rothe Strom giebt uns die beste Verbindung mit Neu-Orleans, wohin wir den Ueberfluß unsrer Früchte senden"!

Alle jauchzten Beyfall. Wir wählten mitten durch die Waldungen den kürzesten Rückweg zum Hauptort, um dort die nöthigen Anstalten zur neuen Niederlassung zu treffen. Da wir aber genöthigt waren,

bald

bald Brücken zu schlagen über Bäche und Waldströme, bald Wege zu hauen durch die Holzungen, welche seit der Schöpfung noch keines Sterblichen Fuß durchwandelt hatte, vergiengen über zehn Tage, ehe wir Neu-Orleans wiedersahn.

Sobald wir angekommen waren, verbreitete sich die Nachricht von unsern Entdeckungen und Entschlüssen bald. Binnen fünf Tagen hatten sich bey mir sieben und neunzig Mann gemeldet, von denen vier und dreissig verheurathet waren, und ihrer achtzehn Kinder hatten.

Der Gouverneur, obwohl er uns gern näher gehabt hätte, konnte doch gegen unsern Vorsatz nichts einwenden. Ich erfuhr, daß eine andre Kolonie nicht weit von unserm Christinenthal, ebenfalls am

Ufer des rothen Stromes, ohngefähr dreiſſig Stunden von deſſen Mündung, und zehn Stunden von dem ſpaniſchen Gränz-Fort Adayes entfernt, im Entſtehen ſey. Wir hatten alſo europäiſche Nachbaren, und die Hoffnung, uns im Nothfalle gegenſeitige Hülfe leiſten zu können.

Zwar hatten wir uns ſchon in Europa mit denjenigen Unentbehrlichkeiten reichlich verſehen, die zur Anlegung einer Pflanzſtätte in ſo unbewohnten Gegenden erforderlich ſind; aber doch fehlten uns noch tauſend Dinge, beſonders Pferde, Maulefel, Schaafe, Rindvieh. Nur gegen große Geldſummen gelang es mir, davon eine anſehnliche Zahl zuſammenzukaufen. Andre von meinen reichern Koloniſten reiſeten nach Adayes, um wohlfeilern Preiſes

Vieh zu erhalten. Alles dies versäumte uns lange, so ungestüm auch unsre Begierde war, die neue Heimath bald zu gründen.

Endlich verließen wir alle Neu-Orleans. Ich machte den Weg wieder zu Land, an der Spitze meiner Kolonie; zwanzig Mann aber von den unsrigen schifften den Missisippi und den rothen Strom in drey neugebauten mit Segeln versehenen Booten hinauf, um diese Flüsse und die Fahrt zu untersuchen.

Sie kamen in Christinenthal vier Tage später an, als wir, weil sie etlichemal genöthigt gewesen waren, ihre Boote, die ohnedem von plumper Bauart waren, den Strom auf zu ziehen.

Unsre Geschäfte wurden getheilt. Die

Ankömmlinge hatten mich von jeher zu ihrem Haupt erkohren; der Gouverneur hatte mich als ein solcher bestätigt, mir obrigkeitliche Rechte ertheilt, und für den König von Frankreich, unsern Souverain, der anderthalb tausend Meilen von uns entfernt lebt, in Eid und Pflicht genommen. Zu allererst sorgten wir für unsre Sicherheit. Die Anhöhe ward unsre Vestung; wir umgaben die darauf befindliche kleine Fläche mit Wällen und Palisaden, und ebneten einen Weg hinauf für Roß und Mann. Dort nahm ich meine Wohnung, die anfangs eine bloße Hütte war. Es fehlte weder an Holz, noch Kalk und Sand. Während die Baumaterialien herbeygeschaft wurden, entwarf ich den Riß zur Anlegung der ganzen Kolonie, nach

das Land, theilte die Felder ein, welche zu allererſt mit Korn, Reiß und Maiz für unſre dringendſten Bedürfniſſe angebaut werden mußten; andre jagten und fiſchten indeſſen; die Weiber beſtellten die Küche.

Alle Arbeiten giengen nach Wunſch von ſtatten; Zufriedenheit und Eintracht herrſchte in unſerm kleinen Staate. Am Ende eines thatenvollen Jahrs hatten wir nicht nur unſre Wohnungen, Ställe und Magazine aufgerichtet, ſondern auch einträgliche Erndten von unſern Feldern gehabt. Freylich mußten wir uns bey der ſchwerſten Arbeit immer ſehr ſparſam behelfen; aber das Vergnügen, welches wir beym Aufblühn unſers Reichs empfanden, verſüßte jedes Ungemach wieder.

Wir knüpften Verbindungen an mit den Spaniern in Adayes, mit der Kolonie Roland am rothen Strom. Auch die Eingebornen des Landes besuchten uns von Zeit zu Zeit und begafften mit Erstaunen und Neugier, was wir auf ihrem vaterländischen Boden trieben. Das Oberhaupt der Natchitoches am sogenannten schwarzen Fluß besuchte mich selbst, von einigen hundert seiner streitbaren Unterthanen begleitet. Ich beschenkte sie alle, und schloß mit ihnen einen freundnachbarlichen Bund.

Aber eben dieser Bund verwickelte uns vor drey Monaten in einen vierzehntägigen Krieg, der, ausser einigen Verwundeten, unsre Kolonie auch zwey brave Männer kostete, die dabey das Leben verloren.

Ein wilder Völkerschwarm von der Nation der Alanfas, warf sich verheerend gegen die Natchitoches am schwarzen Flusse. Die letztern hatten sich ihrer Haut gewehrt, waren aber geschlagen worden, und verlangten unsern Beystand. Gern oder ungern mußten wir uns ihrer annehmen, theils um uns selbst Ruhe gegen die allfälligen Anfechtungen der Sieger zu verschaffen, theils uns unter den Eingebornen Achtung und Furcht zu erwerben.

Die Kolonie, welche ich versammeln ließ, war mit mir übereinstimmend, daß man den Natchitoches helfen müße. Wir zogen achtzig Mann stark über den rothen Strom in das Land derselben, die uns selbst zu Wegweisern dienten, und uns

mit Lebensmitteln verſorgten. Wir fanden ihr Heer auf einer Anhöhe. Ihr König ſchien ſehr muthlos. Die Akanſas hatten den ſchwarzen Fluß überſchritten, und alle Wohnungen unſrer Bundesgenoſſen verbrannt; ſie waren auch, wie man uns ſagte, an Mannſchaft viermal ſtärker, als dieſe. — Den Anlaß zur Fehde hatte ein Todſchlag gegeben, welchen ein Natchitocher an einem angeſehnen Mann von der Nation der Akanſas verübt hatte.

Ich wollte der Vermittler und Friedensſtifter beyder Nationen werden. Ich ſandte einen von unſrer Kolonie, begleitet von zwey vornehmen Natchitoches, an den König der Akanſas, mit der Einladung, über den ſchwarzen Fluß zurückzukehren, und mich als Schiedsrichter des Streites

anzuerkennen. Ich gelobte, gerecht zu richten. Aber beschimpft und verwundet kamen unsre Friedensboten aus dem Lager der Akansas zurück. Ein Sieg mußte erst mein Ansehn unter diesen Söhnen der Wildniß gründen. Ich vertheilte unsre Kolonisten in vier Haufen, sprach ihnen Muth ein, und belehrte sie von der Nothwendigkeit, unsrer eignen Sicherheit willen uns für jede Zukunft unter diesen Nationen achtbar zu machen.

Die Akansas stürmten schon gegen die Anhöhe daher, ehe ich noch alle Anordnungen zum Angriff oder zur Vertheidigung getroffen hatte. Die Natchitoches schlugen sich, wie Verzweifelte, und eilten ihren Feinden mit gräßlichem Geschrey entgegen. Wir folgten ihnen langsam in

verschiednen Richtungen. Plötzlich donnerten unsre Flinten gegen die Akansas aus allen Gebüschen. Der Wilden beyde Heere entzeten erschrocken ihren Kampf; der König der Natchitoches zeigte mir den mit hohen Federn geschmückten König der Akansas, umgeben von seinen Tapfersten. Ich gab den bey mir befindlichen Schützen Befehl vorzurücken, und den König nebst seinen Begleitern wegzuschießen. Es geschah. Ein fürchterliches Schrecken bemächtigte sich der betäubten Akansas. Sie entflohen heulend. Den Natchitoches blieb nichts übrig, als den Feind zu verfolgen, und Todte und Gefangne zu machen. Fliehende und Verfolgende schwammen in mörderischem Getümmel durch die Wellen des schwarzen Flusses. Wir Europäer,

minder gewandt und geübt, als diese Naturſöhne, brachten einen ganzen Tag zu, aus aneinander geflochtenen Flößen eine Brücke über den Fluß zu ſchlagen.

Vereint mit den ſiegtrunknen Natchitoches, gelangten wir nach drey langen Tagereiſen zu den Cabanen der Akanſas. Ihr Eigenthum zu vertheidigen, hatten ſich dieſe hier zum letztenmale geſtellt. Sie fochten mit Raſerey; aber unſer Flintenfeuer war ihnen allzuſchrecklich. Die Natchitoches ſiegten, verbrannten die Hütten ihrer Feinde, metzelten Weiber, Kinder und Gefangne nieder, mit mehr als menſchlicher Grauſamkeit. Die Akanſas baten um Frieden. Ich gewährte ihn gern. Die Nation der Natchitoches huldigte mir als ihrem Beſchirmer und

Oberherrn. Sie machte einen förmlichen Vertrag mit der Kolonie, daß sie uns jährlich für den ihr zu gewährenden Schutz eine beträchtliche Anzahl von Thierfellen geben wolle.

Wir kehrten zu den Unsrigen heim in das lachende Christinenthal. Wir hatten, ausser jenem Vertrage, den Vortheil, von den Natchitoches über zweyhundert Sclaven zu erhalten, die uns wesentliche Dienste bey den Pflanzungen leisten konnten.

Seit dem ist Friedensstille in die Louisianischen Wälder zurückgekehrt. Der gedemüthigte Stamm der Akansas hat sich über dreyhundert Stunden weiter hinauf in die Wilde gezogen, den Quellen des Akansa-Stromes entgegen. Unsre Lände-

reyen ſind rings um von freundſchaftlichen Kolonien und friedlichen Nomaden begränzt. — Nie lebt' ich ſorgenloſer, nie angenehmer, denn in dieſer reitzenden Einöde, wo alles mein Werk iſt, wo jeder mich ehrt und liebt.

Auf der Höhe iſt meine Wohnung gebaut, und von Neu-Orleans aus mit allen Bequemlichkeiten verſehen. Fünf majeſtätiſche Cypreſſen umſchatten mein Haus, welches rings von einem Blumengarten umgeben iſt, worin die Flora der ganzen Gegend blüht und Balſamdüfte gegen meine Fenſter haucht. — Bald beſuch' ich die Wälder, um dort zu jagen; bald meine Pflanzungen am rothen Strom, wo ich ein artiges Haus in der Mitte meines Eigenthums beſitze, und in welchem

mein Lehenmann mit seiner Familie und einigen Sclaven wohnt, die mich wie einen Vater lieben. Mein Claude, der die Tochter eines armen Kolonisten geheurathet hat, besorgt mit seiner jungen Frau meine kleine Wirthschaft.

Ich sehne mich nicht heim nach eurer Welt; mit eigner Kunst hab' ich mein Glück bereitet. Des Lebens stille Freuden wohnen unter meinem Dach; aber die folternde Sorge, das hagre Gespenst der Leidenschaft, hab' ich jenseits des Meers gelassen. Das köstlichste von allen Gütern, welches ich mit mir aus Europa nahm, ist meine kleine Bibliothek. Es sind die sämmtlichen Classiker der Griechen, Römer, Italiäner, Engländer und Franzosen, und die Hauptwerke aus allen Wissenschaften.

Der Gouverneur mit ſeiner Gemahlin und Tochter haben mir ſchon längſt ihren Beſuch verheiſſen. Auch dieſer kleine Wechſel freut mich. Ich werde dann viel Neues von Europa vernehmen.

---

2.

D'Aubant an Bellisle.

Christinenthal, im Jahr 1712.

O Bellisle, Bellisle, beklagen oder bewundern Sie mein Schickſal. Ich bin der Glückſeeligſte und der Elendeſte von allen Sterblichen. Ja, Bellisle, meine ſtolze Ruhe iſt dahin; meine philoſophiſche Faſſung hab' ich verloren auf immer. — Ich liebe ein weibliches Weſen, vor welchem alle Welttheile die Knice beugen —

welches Königin ist überall, wo es erscheint, und durch seine Gegenwart nun diese romantische Einsamkeit zum Zaubergarten macht.

„Schon oft hatten meine Nachbaren, wenn sie sich Abends zu mir versammelten unter meiner Laube, mit gutmüthigem Scherz mich wegen meines ehelosen Lebens geneckt; schon oft hatte Claude mir nach seiner Art sein Glück geschildert, welches er als Gatte genoß, und hatte dabey geflissentlich mir immer von der schönen Tochter des Gouverneurs, von meiner kleinen Freundin Adelaide, geplaudert. Wohl gedacht' ich dann und wann Adelaidens. Aber, ach, lieben konnt' ich sie nicht, so lange noch mein treues Gedächtniß das Bildniß jener erhabnen Fürstin

be-

bewahrte, deren Gestalt mir so fabelhaft im Leben wieder begegnete, deren Namen meine Pflanzung schmückt, und deren Bild unter meinem Spiegel hängt.

Die Kolonie Roland ist zwey Tagereisen von hier. Lange hatt' ich schon beschlossen, sie zu besuchen, und das Band der Freundschaft mit den Nachbaren enger zu schließen.

Vor ohngefähr fünf Wochen macht' ich mich, begleitet von meinem treuen Claude, zwey Kolonisten und einigen Negern, auf den Weg dahin. Wir wählten, der Kürze des Wegs und der Bequemlichkeit willen, die Fahrt zu Wasser.

Erst am Morgen des dritten Tags erreichten wir die Kolonie, welche ungleich größer, reicher und älter, als die unsrige

ist, wiewohl der Boden und die Lage dieser Ländereyen den unsrigen an Güte nicht gleich kömmt.

Als wir die Boote wohl in Schirm gebracht hatten, und ans Land stiegen, strömten neugierig Männer, Weiber und Kinder vom Feld und aus den Häusern herbey, uns zu begaffen. Wir machten uns bald mit allen vertraut, sagten, wer wir seyen, und von wannen und warum wir erschienen. Mit gutherziger Freude drängten sich die Hausväter um uns her; jeder wollte uns gastfreundlich in seiner Hütte beherbergen. Wir waren die gerührten Zeugen des schönsten, freundschaftlichen Haders der lieben Leute, welche endlich nach langem Für und Wider einig wurden, uns Fremdlinge unter sich zu theilen.

Wohin wir kamen, ſtreckte uns Alles die Hand entgegen, und rief: „Seyd uns willkommen! Wir bitten euch, tretet ein in unſer Haus und laſſet euch von uns beherbergen"! Und die Weiber eilten hinein, und brachten uns Erfriſchungen aller Art.

Wir wurden alle getrennt. Ein ehrwürdiger Greis, begleitet von ſeinen Kindern und Enkeln, hatte mich erhalten. Sein Haus ſtand im Schatten hoher Palmen. Dort wurden Sitze bereitet, Wein und Früchte aufgetragen. Die ganze Familie lagerte ſich um mich her. Mir war es, als leb' ich wieder in den heiligen Unſchuldszeiten der morgenländiſchen Urwelt.

Wir ſprachen von unſern Pflanzungen, von unſern Heerden. Eben die anſehn-

liche Bevölkerung dieser Gegend hatte den Preis der Grundstücke und der Sclaven sehr gesteigert. Freylich fehlte es nicht an großen, unfruchtbaren Heiden und Waldstrichen; aber theils ihre Entlegenheit, theils der ungeheure Kostenaufwand zur Urbarmachung derselben, verhinderte diese.

„So werd' ich mich bey euch nicht ankaufen und ansiedeln können"! sprach ich.

Da trat eine Enkelin des Greises, Lucia hieß sie, lächelnd zu mir, und antwortete: „Für dich, lieber Fremdling, wird unser Land noch Raum haben. Ich bitte dich, bleibe bey uns"! Und der Blick, welchen ihre schönen, glanzvollen Augen auf mich senkten, bat noch inniger, als ihre süße Stimme. Ihre Gestalt, so schlank und grazienhaft, die angeborne, kunstlose An-

muth ihrer Bewegungen, die Zartheit und Schönheit ihrer Gesichtszüge, bezauberten mich fast.

„Du könntest mich an diesen Boden fesseln, schönes Kind", sagt' ich, „wenn meine Heimath nicht schon gewählt wäre." — Und ich erzählte von der Fruchtbarkeit und Einrichtung der Kolonie Christinenthal und von den geringen Preisen dasiger Güter.

„So könntest du den deutschen Fremdling mit seinen Töchtern in deine Heimath führen", antwortete Lucie: „Denn Sie dauern mich, weil Sie keine Ländereyen bey uns finden nach Ihrem Sinn."

„Du hast einen glücklichen Einfall, Lucie", sagte der Greis: „Wir wollen den deutschen Fremdling einladen lassen, oder ihn selbst aufsuchen. Ihm würde

geholfen seyn, und die Botschaft würd' ihn freuen. Denn es ist doch hart, daß der alte Mann mit seinen Kindern einen so weiten Weg vergebens zu uns gemacht hat.“

Wir durchwanderten am Nachmittag die Pflanzungen von Luciens Grosvater; zwar lernt' ich viel aus den Gesprächen dieses Greises, dessen Erfahrungen eine Richtschnur für meine wirthschaftlichen Unternehmungen wurden; aber die schöne, naive Lucie zerstreute meine Aufmerksamkeit allzusehr. Meine Augen und mein Herz waren immer nur bey ihr, und ich fühlte, daß sie es seyn müße, wenn ich mir eine Gattin wählen sollte.

Am folgenden Morgen gieng ich mit Luciens Großvater, den deutschen Fremd-

ling aufzusuchen. Mir war es willkommen, unsre Kolonie vergrößern zu können. Der Deutsche wohnte fast eine Stunde weiter, am entgegengesetzten Ende der Niederlassung, bey einem Pflanzer.

Als wir ankamen, war er abwesend. Der Pflanzer führte uns in die sehr geräumige Behausung. Wir sagten ihm die Ursach unsers Kommens. „Wohlan! das wird ihm lieb seyn"! rief der Pflanzer: „Nehmet denn bey uns das Mittagsmahl. Er wird bis dahin zurückkehren; ihr möget inzwischen mit seinen Töchtern reden. Der Herr Holden ist ein kreuzbraver Herr; auch seine Töchter sind höchst liebenswürdig, besonders Auguſtine — wahrhaftig sie ist ein Engel, wie ich in meinem langen Leben noch nie gesehn." Er verließ uns.

Bald darauf erschien er wieder, und sprach: „Folget mir, sie sind bey meinem Weibe draussen unter den Cocosbäumen"!

Wir giengen hinaus; der Weg führte durch eine kleine Wildniß blühender Gebüsche; dann über die Brücke eines Bachs zu einem umzäunten Garten.

Als wir hineintraten, standen zwey junge, einfach gekleidete Frauenzimmer unter den Cocosbäumen, neben einem geschäftigen Mütterchen, welches die Beete jätete. Alle wandten die Gesichter gegen uns. Das eine dieser Frauenzimmer drehte sich jählings von uns ab, wie erschrocken, ergriff den Arm des andern, und rief: „Agathe"! Beyde kamen uns sodann einige Schritte entgegen — o Bellisle, Bellisle! — Ein überirrdisches Blendwerk

gaukelte vor mir — es war die verstorbne Großfürstin von Rußland! Es war dieselbe, die mir im deutschen Hain, die mir im Tempel — die mir auf dem Ocean erschienen war — Bellisle, sie war es!

Ich hatte Besinnung und Sprache eingebüßt — ich verbeugte mich schweigend — sie verneigte sich, und lehnte sich an den Stamm des Cocosbaumes. Luciens Großvater eröffnete die Rede. Ich gewann allmählig meine Geister wieder, und mischte meine Worte, anfangs freylich sehr einsylbig, ins Gespräch. Sie aber schwieg lange. Nur ihre Schwester Agathe führte das Wort.

Die Stunden verflogen wie Minuten. Ich zitterte — ich schwor in mir, diese

Wunderbare nie wieder zu verlassen — ich war, wie ein Träumender — meine Seele war in Entzücken und Zweifeln aufgelöst. Doch wagte ichs nicht, ihr zu sagen, wie ich sie schon mehr, als einmal, wie eine himmlische Erscheinung in den verschiedensten Zeiten und Zonen gesehn zu haben glaubte. Aber in jedem Augenblick überzeugte ich mich mehr, daß sie es selbst wieder, und keine andre sey. Denn auch sie war sehr betroffen — ich bemerkte ihr schönes Erröthen, ihr Erblassen — ihre Unruhe, ihre Verlegenheit, und wie sie nach und nach sich faßte und heitrer ward, je mehr ich meines Selbstes Herr ward, und je fremder ich gegen sie that.

Herr Holden, der deutsche Fremdling, kam. Die Töchter flogen ihm mit zärtli-

ther Ungeduld entgegen. Sie hatten ihn schon längst in der Ferne entdeckt. Sie giengen ins Haus mit einander. Erst nach einer halben Stunde kam Herr Holden allein zu uns.

Ich fand an ihm einen sehr gewandten und geistvollen Mann. Unser Gespräch lenkte sich bald zur Hauptsache. Ich schilderte ihm die Schönheiten unsrer Kolonie; ich erzählte ihm die Geschichte derselben, und als ich ihren Namen: Christinenthal aussprach, verwandelte sich seine Gesichtsfarbe. Vergebens suchte er mir seine Bestürzung zu verheimlichen.

Ja, Bellisle, mein Bellisle! sie ists, sie lebt! Die Prinzessin von Wolfenbüttel lebt, sie ists. Die Geschichte ihres Todes und Begräbnisses ist mir und der Welt

ein unerklärliches Räthsel. Aber Ehrfurcht und Liebe gebieten mir, das Geheimniß ihres Lebens in meiner Brust zu verschließen. — Sie soll es nicht ahnden, daß ich sie kenne. Ich will es ihr selbst läugnen, daß ich Petersburg jemals gesehen; ich will irgend ein Mährchen dichten, und sagen, es sey mein Lebenslauf. So werd' ich sie sichrer machen; so wird sie sich mit meiner Gestalt aussöhnen; so wird sie in mir keinen Verräther fürchten, und Christinenthal zu meinem Himmel machen. — Ich liebe sie, o Belisle, die Fürstin — die Gattin des abscheulichen Alexis von Rußland — o wie unglücklich ist d'Aubant!

Hören Sie endlich, wie weit meine Unterhandlungen mit Herrn Holden, dem

vorgeblichen Vater der unglückſeeligen Fürſtin, gediehn ſind.

„Aufrichtig zu geſtehn", ſagte er eines Tags zu mir: „Ihre Schilderung von Chriſtinenthal iſt anreizend; allein meine beyden Töchter haben faſt eine unüberwindliche Vorliebe für eine Niederlaſſung in der Kolonie Roland. Nur ſcheint mir dieſe faſt übervölkert; wenigſtens ſind Sclaven und bequeme Ländereyen in allzuhohem Preiſe, als daß ich meine Familie ſo von dem Capital, welches mir nach manchen Unglücksfällen in Europa übrig blieb, ernähren könnte, wie ichs wohl wünſchte. Ich erwarte nur die Rückkunft meines Hausbedienten von dem ſpaniſchen Andayes. Dann will ich mit Ihnen nach Chriſtinenthal, und die Sache an Ort und Stelle unterſuchen."

Der Hausbediente kam wirklich nach einigen Tagen von Andayes zurück. — Und wer wars? o Belliſle, wieder das fatale Zigeunergeſicht, welches mir den Tod der Großfürſtin zuerſt gemeldet, und dann mich auf Teneriffa geäfft hatte. Man nennt ihn Paul hier zu Lande. Der Kerl, als er mich ſah, war nicht einmal beſtürzt, mich zu ſehn, nannte mich ganz gleichgültig bey meinem Namen, und meinte, es gefiele ihm in dem ungeheuern engliſchen Park von Louiſiana ſo wohl, als in dem ſteinernen Straßenlabyrinth von Paris.

Auch Auguſtine und Agathe wurden, da wir uns alle Tage ſahn, gelaſſener, minder ängſtlich, ſogar freundſchaftlich. Aber ich — — O, ich!

Am Abend vor der Abreiſe nach der Kolonie Chriſtinenthal — ich war gegangen, um von den Frauenzimmern Abſchied zu nehmen — ſaſſen wir noch beym Scheinen des Vollmonds, im magiſchen Dämmerlicht unter den Palmen. Meine Blicke ruhten auf die Geſtalt der wunderbaren Auguſtine, welche im hellen Strahl des Mondes einer Verklärten glich. — Es war mir, wie Feeren, wenn ich die Himmliſche, welche meine Träume und meine Tage von jeher verherrlicht, welche in den Wettern der Schlacht und in den ſtürmiſchen Stunden meines Schickſals mir, gleich einem Engel, zur Seite geſchwebt hatte, wenn ich dies Ideal meiner Einbildungskraft und meiner Sehnſucht nun ſo in ſchöner Verkörperung vor mir

erblickte — die Tochter eines deutſchen Fürſtenhauſes, erzogen unter den Künſten der Freude und des Luxus, unter den Palmen einer amerikaniſchen Pflanzerwohnung! — Ich hätte mich oft ſelbſt aufwecken mögen, von meinem Traum, von meinem Wahnſinn — ich konnte an die Wahrhaftigkeit des Wirklichen oft nicht glauben. — Wenn ſie mich anredete voller Holdſeeligkeit, erglühte jeder Nerv in mir, und mein ganzes Weſen war Lieb' und Anbetung. Wenn ich aber antworten wollte, ſank ich machtlos in mir ſelbſt zuſammen — dann ſah ich nur die Unglücklichſte aller Fürſtinnen vor mir — meine Liebe ward Ehrfurcht und Demuth.

Als wir nun ſchieden, und die Töchter noch ihren Vater und mich eine Strecke

Wegs begleiteten, lehnte ſich die fürſtliche Auguſtine an meinen Arm. Ich unterdrückte meine Wehmuth.

„Wer gab der Kolonie den Namen Chriſtinenthal" fragte ſie mich leiſe.

„Ich gab ihn", ſtammelte ich.

Sie ſchwieg, und doch ward, als wollte ſie noch eine neue Frage der vorigen anknüpfen.

Nach einer langen Stille lenkte ich die Unterredung wieder auf die Annehmlichkeiten meiner Louiſianiſchen Heimath; ich ſprach von dem Glücke, welches meine höchſten Wünſche erfüllen würde, wenn ihr Vater ſich entſchließen könnte, dort ſeine Niederlaſſung zu wählen. „Und wahrlich", ſetzt' ich mit lebhafter Gemüthsbewegung hinzu, „ſiele ſein Ent-

ſchluß gegen meine Wünſche, ich würde am meiſten zu beklagen ſeyn. Ich würde meine Beſitzungen, dort verlieren, und Ihnen lieber als ein Bettler in alle Wüſte folgen."

Sie lächelte mich mit unbeſchreiblichem Liebreiz an, drückte dann mit ihrer Hand leiſe auf meinen Arm, und liſpelte: „Hoffen Sie"!

Wir alle, und Herr Holden von ſeinem Paul begleitet, reiſeten am folgenden Morgen nach Chriſtinenthal, und zwar zu Schiffe. Ohne Abenteuer erreichten wir das ſchöne Land. Holden wohnte in meinem Hauſe. Er ſchien von der Schönheit dieſer Gegenden entzückt. Hoffnung und Liebe machten mich beredt, um ihn zum Ankauf zu bewegen. Ich bemerkte

endlich, daß er von der Landwirthschaft nur unvollkommene Kenntniſſe beſitze. Ich erbot mich, mein Capital mit dem ſeinigen zu vereinen, die Wirthſchaft für ihn und mich zu führen, den Kauf der Ländereyen und Sclaven zu beſorgen, und mich, ſtatt ſeiner, bey dem Gouverneur in Neu-Orleans abzufinden.

Er nahm meine Vorſchläge an. Wir entwarfen mit einander den Plan zu ſeinem Wohngebäude, welches neben dem meinigen am rothen Strom auf meinen erſten Gütern ſtehn ſoll. Er reiſete zu ſeiner Familie nach Nelands-Kolonie zurück.

Jetzt bin ich alle Tage mit der Errichtung des Gebäudes beſchäftigt, und mit einer groſſen Gartenanlage neben demſel-

ben. Die Natur ſelbſt hat alles ſchon zur Verzierung jener Gegend gethan. Bis zum Frühjahr wird es vollendet ſeyn. Aber früher kommen ſie, nicht nach Chriſtinenthal — eine Ewigkeit für mich. Und doch bin ich ſo ſelig; denn ich arbeite ja für die Einzige! Ihr Fußtritt wird jenen Boden heiligen, den ich für ſie mit den ſchönſten Blumen und Geſträuchen der Landſchaft ſchmücke, und in jenen Zimmern, die ich ihr errichte, in jenen Lauben, die ich für ſie flechte, werd' ich die Wunderbare ſehn!

## 3.

### Auszug eines Schreibens von Herrn Velliste an den Chevalier d'Aubant.

Orleans, 3. September 1718.

— — Soviel von mir! — Und nun endlich noch eine Neuigkeit, die ganz Europa erschütterte, fürchterlich und selten in der Geschichte, und gewiß selbst für Sie, in Ihrer zaubervollen Wildniß, vom höchsten Intresse.

Der russische Kaiser, Peter der Große, der erhabenste Mann unsrer Zeit, hat seinem eignen Sohn, dem Großfürst Alexis, das Todesurtheil gesprochen und ihn hinrichten lassen. Zwar reden alle Zeitungen von dieser eben so ausserordentlichen, als schrecklichen Geschichte; aber durch einen Offizier hab' ich einige nähere Um-

ſtände, die ich Ihnen nicht vorenthalten will. Die Sache verhält ſich folgendermaſſen:

Die Spannung, welche zwiſchen dem Kaiſer und ſeinem Sohn herrſchte, vermehrte ſich mit iedem Jahre. Alexis hatte, ungeachtet, oder vielleicht eben wegen ſeiner düſtern, rohen Gemüthsart, ſowohl beym Volke, als unter den Groſſen und bey der mißvergnügten Geiſtlichkeit, einen zahlreichen Anhang. Alle Feinde der vom Kaiſer zur Gründung und Cultur ſeines unermeßlichen Reichs begonnenen Reformen, erwarteten um ſo zuverſichtlicher nach ſeinem Tode eine allgemeine Gegenrevolution, da der Czarewitz Alexis weder ſeinen Haß gegen den Kaiſer noch den Groll gegen deſſen kühne Neuerungen verhehlte.

Der Kaiſer, um endlich vollkommen wegen der Fortdauer ſeiner Staatsveränderungen beruhigt zu ſeyn, ſchrieb an den Czarewitz einen ſehr harten Brief. Am Schluſſe vieler Ermahnungen zur Beſſerung fügte er endlich die bedeutenden Worte hinzu: „Du haſt nun zu wählen, entweder den Thron oder — das Kloſter"!

Der Czarewitz, von ſeinen Anhängern umgeben, faßte den Entſchluß den gefährlichen Folgen einer Entſcheidung auszuweichen. Der Kaiſer war damals in Kopenhagen. Alexis gab vor, ſich zu ihm zu begeben, reiſte mit ſeiner finnländiſchen Mätreſſe Euphroſine ab, nahm aber den Weg nach Wien, um ſich in den Schutz ſeines Schwagers, des deutſchen Kaiſers

Karl VI. zu flüchten. Hier wollte er bleiben bis zum Tode ſeines Vaters. Allein Alexis fühlte bald, daß auch Wien ihm die nöthige Sicherheit verweigern würde, wenn es zur Entſcheidung käme. Der Unglückliche! was hatte er für ein Recht auf Schirm und Troſt am Thron einer Kaiſerin, die ihn von der Welt, als den gefühlloſen Mörder ihrer Schweſter, der beklagenswerthen Prinzeſſin von Wolfenbüttel, verdammen hörte? — Er floh nach Neapel, um wenigſtens den Wüſteneyen fremder Welttheile näher zu wohnen.

Kaum hatte der ruſſiſche Monarch den Aufenthalt des Prinzen in Wien erfahren, ſo ſandte er ſeinen geheimen Rath den Graf Tolſtoe dahin, einen Mann ver-

wegen und ſchlau, deſſen ſich der Kaiſer immer bedient, wenn es ein gefährliches Abenteuer zu beſtehn giebt. Romanzow, der Befehlshaber der Leibgarde, begleitete ihn. — In Wien hörten ſie, daß Alexis ſchon verſchwunden ſey, und den Weg nach Turin genommen habe. Sie ſetzten ihm nach, entdeckten aber vom Czarewitz keine Spur mehr. In der Hoffnung, ihn, wenn er in Turin auch verborgen lebte, dennoch auszufinden, verweilten ſie einige Monate daſelbſt. Tolſtoe, als Privatmann gekleidet, lebte wie ein gemeiner Bürger, durchſtrich nach und nach alle Gaſthöfe, alle Kirchen, alle Weinhäuſer und öffentlichen Plätze; und immer fruchtlos.

Eines Abends ſaß er bey ſeinem Glaſe

Weins in einem öffentlichen Hauſe, wo mehrere Fremde verſammelt waren, unter andern auch ein Neapolitaner. Man trank tapfer. Toiſtoe ſtellte ſich früh berauſcht, warf ſich auf ein Ruhebett, welches im gleichen Zimmer war, und that, als wär' er in tiefen Schlaf verſunken. Die andern achteten ſeiner nicht. Der Neapolitaner erzählte, daß ſeit einiger Zeit in Neapel ein junger Mann mit einem Frauenzimmer angekommen ſey, die eine Sprache redeten welche niemand verſtände; der Fremdling mache großen Aufwand. daß man muthmaße, er ſey irgend ein nordiſcher Prinz, der geheim reiſe.

Toiſtoe wußte nun genug; er ermunterte ſich wieder, forderte zu trinken, erwies allen Gäſten viele Freundſchaft und

ſchloß ſich beſonders an den Neapolitaner, den er auf den folgenden Mittag bey ſich einlud. Er ward mit dieſem immer vertraulicher, und ließ ihn nicht eher aus den Augen, bis er vollkommen von alle dem unterrichtet war, was er eigentlich zu wiſſen begehrte. Sogleich reiſete er mit dem Graf Romanzow von Turin nach Neapel.

Den Tag nach ihrer Ankunft in dieſer Hauptſtadt war ihr erſtes, dem Gouverneur einen Beſuch abzuſtatten. Nach den erſten Höflichkeiten zog Tolſtoe den Gouverneur auf die Seite. „Seine Majeſtät der Kaiſer von Rußland weiß mit völliger Gewißheit", ſagte er zu ihm, „daß der Czarewitz, ſein Sohn, in Neapel iſt. Der Monarch wünſcht, da ſeine Geſund-

heit so hinfällig ist, die baldige Rückkunft des Prinzen, den er so sehr liebt, und der sein Thronerbe ist. Er wird Ihnen, Herr Gouverneur, vorzüglich verpflichtet seyn, wenn Sie mir mit dem jungen Prinzen eine besondre Unterredung verschaffen wollten. Ich bitte Sie, genehmigen Sie hier die Beweise von dem, was ich Ihnen sagte." Tolstoe überreichte bey diesen Worten, ausser einem prächtigen Diamant, dem Gouverneur die ostensible Instruction, so er vom Kaiser erhalten hatte.

Der Gouverneur versprach eine Zusammenkunft auf den folgenden Tag, und hielt Wort. Tolstoe und Romanzow, indem sie sich dem Czarewitz näherten, warfen sich vor ihm nieder nach russischer Sitte,

und küßten ihm ehrfurchtsvoll die Hand. Der Prinz erkundigte sich ziemlich betroffen nach der Veranlaßung ihrer Reise, und fragte, wie es in Rußland gehe, seit dem er abwesend sey? — Sie überreichten ihm einen Brief vom Kaiser.

Der Innhalt dieses Schreibens war, daß der russische Monarch seinem Sohn vorwarf, Eid und Pflicht verletzt und sich unter einen fremden Schutz begeben zu haben; daß er ihn aufforderte, seinem Willen, wie ihn Tolstoe und Romanzow bekannt machen würden, zu folgen, und daß er ihm versprach, „im Namen Gottes und bey dem jüngsten Gerichte", ihn nicht zu bestrafen, sondern ihn noch mehr, als sonst, zu lieben, wenn er nach Rußland zurückkommen würde; wenn dies aber

nicht geſchehn ſollte, daß er ihn als einen Verräther erkläre, und ihm ſeinen ewigen Fluch gebe.

Der Prinz war ſehr beſtürzt. Tolſtoe ſuchte ihm aber jede Furcht zu benehmen, und wußte ſich ihm ſo ergeben zu ſtellen, daß der Czarewitz und deſſen Beyſchläferin Euphroſine Vertrauen zu ihm faßten.

„Wahrhaftig"! ſagte Tolſtoe einesmals zu der Geliebten des Prinzen: „Wir ſind hier in einem herrlichen Lande; man lebt hier, wie im Himmel. Ich mögte ewig hier wohnen. Aber unangenehm iſts doch, daß es unter dem Pabſt ſteht, und unſre heilige Religion uns verbietet, mit Leuten von der römiſchen Kirche zu leben. Dazu kömmt noch, daß der Kaiſer ſehr ſchwächlich iſt. Stirbt er, ſo beſteigt Alexis den

Thron von Rußland, und Sie, Madame, ſpielen dann in Rußland die glänzendſte Rolle. Es kann nicht anders ſeyn. Aus Liebe zu Ihnen, Madame, und zum Czarewitz, muß ich rathen, daß wir dies italiäniſche Paradies verlaſſen. Iſt Ihnen nun daran gelegen, daß ſeine und Ihre Regierung von glücklicher und langer Dauer ſey, ſo geben Sie um Alles in der Welt wilen den Ruſſen nicht den Argwohn, daß der Czarewitz vielleicht zwiſchen der rechtgläubigen griechiſchen Kirche und der römiſch-katoliſchen Religion einen Augenblick gewankt habe.

Dergleichen Reden verfehlten ihr Ziel nicht. Die Abreiſe ward beſchloſſen, und Tolſtoe führte den 13. Februar dieſes Jahrs den Prinzen in die Thore von

Moskau ein. Noch derselben Tag warf sich der reuige Alexis zu den Füßen seines Vaters. Sie hatten eine lange Unterredung mit einander. Durch die Stadt verbreitete sich sogleich das frohe Gerücht, Vater und Sohn seyen mit einander versöhnt, und alles Geschehene vergessen.

Am andern Tage aber tritt bey Morgenanbruch schon das Garderegiment unters Gewehr; man hört die grose Glocke von Moskau läuten; die Bojaren und Staatsräthe wurden in den Pallast gefordert; die Bischöfe, die Archimandriten und zwey Geistliche von St. Basiliusorden versammeln sich in der Cathedralkirche. Alexis wird ohne Degen vor seinen Vater geführt, wie ein Gefangner. Er wirft sich demüthig vor demselben zur Erde,

und überreichte ihm weinend eine Schrift, worin er ſich ſelbſt der Thronfolge unwürdig erklärt, und ſich nur ſein Leben, als eine Gnade, ausbittet.

Vor dem verſammelten Staatsrath ward nun eine Art öffentlicher Anklage gegen den Prinzen vorgeleſen, worin ihm ſeine genauen Verbindungen mit den Partiſanen der alten Ordnungen und Sitten, die grauſame Behandlung ſeiner verſtorbnen Gemahlin, der unglücklichen Prinzeſſin von Wolfenbüttel, der Ehebruch mit Euphroſine, einer ganz gemeinen Weibsperſon, die Flucht zum römiſchen Kaiſer Karl VI. den er aufgefordert habe, ihn mit gewaffneter Hand zu ſchirmen, und mehrere andre Umſtände, als Staatsverbrechen gerechnet wurden. Der Kaiſer

enterbte ihn darauf feyerlich durch eine besondre Urkunde, erklärte ihn der Thronfolge auf ewig unwürdig, und Alexis unterzeichnete schaudernd mit eigner Hand die Urkunde. — Dann gieng der Zug in die Cathedralkirche. Die Enterbungs-Akte ward dort zum andernmale verlesen, und die Geistlichen unterschrieben sie ebenfalls.

Aber das Schikfal des Prinzen war noch nicht vollendet. Er wurde von diesem Augenblick an verhaftet, so wie alle seine ehmaligen Anhänger, Aufwiegler und Mitschuldige, worunter sich selbst die verstoßene Czarin, seine Mutter, und viele andre befanden, deren Spuren in der Verschwörung zur großen, russischen Gegenrevolution entdeckt oder beargwohnt waren. Der Prozeß ward ihnen gemacht, und das Urtheil gesprochen.

Die Vollziehung dieſes Urtheils ward ohne Gnade vollſtreckt. Glebof, der begünſtigte Liebhaber von der Mutter des Czarewitz, wurde lebendig geſpießt; der Bojar Abraham Lapukin, der Oheim des Czarewitz, Bruder der verſtoßenen Czarin, Alexander Kikin, erſter Commiſſär der Admiralität, der Biſchof von Roſtow, und Puſſinoi, Beichtvater der Czarin, wurden gerädert und ihre Köpfe öffentlich aufgeſteckt; viele von den Theilnehmern an den Ausſchweifungen des Czarewitz, unter denen ſich fünfzig Mönche und Prieſter befanden, wurden enthauptet.

Dies ſchreckliche Blutbad ließ glauben, daß nun alles geendigt ſey. Aber neue Entdeckungen bewieſen, daß der Prinz

noch nicht die Wahrheit überall eingestanden hatte. Der Kaiser versammelte einen hohen Gerichtshof, zusammengesetzt aus dem Adel und der Geistlichkeit, den vornehmsten Offizieren von der Land- und See-Macht, den Gouverneurs der Provinzen und andern Ständen. — Der Prozeß gegen den Großfürst Alexis wurde den 25. Juny angehoben. Am sechsten July war er schon beendigt. Einmüthig ward über ihn das Todesurtheil ausgesprochen. Der Czarewitz, vor seinen Richtern hingeführt, hörte die Sentenz, und ward in sein Gefängniß zurückgebracht.

Den folgenden Tag gieng Se. Majestät der Kaiser, begleitet von allen Senatoren und Bischöfen, nebst andern hohen Personen ins Schloß, und in das Verhaftzim-

mer des Czarewitz. — Ein ewiges Geheimniß iſts, was hier geſchah. Aber nach einer halben Stunde verließ der Kaiſer mit ſeinem Gefolge des Prinzen Gemach wieder. In allen Geſichtern ſah man düſtre Beſtürzung. Man erfuhr nur, daß der Prinz gefährlich krank ſey, daß er von Verzuckungen in Verzuckungen falle. Nachmittags um fünf Uhr hieß es, er ſey unter heftigen Krämpfen geſtorben.

Auf Befehl des Kaiſers wurde der Leichnam ſeines Sohnes einbalſamirt, und mit Feyerlichkeiten in den Todtengewölben beygeſetzt, neben dem Sarge der Prinzeſſin von Wolfenbüttel ſeiner Gemahlin.

Was ſagen Sie, lieber Chevalier, zu dieſer entſetzlichen Geſchichte? — Peter der Große, um ſeine neue Schöpfung zu

retten, verläugnete die Gefühle des väterlichen Herzens. — Alexis, der grausame, zu allem Guten und Großen unfähige Alexis, erndtete schon auf Erden den Sold seiner mannigfachen Verbrechen und Laster, der andern Fürstensöhnen sonst diesseits des Grabes selten zu Theil zu werden pflegt.

Ja, mein Geliebter, es ist ein Gott! Es herrscht ein dunkler, allmächtiger Arm der Vergeltung durch die unendliche Welt, und richtet Thaten und Gedanken!

Ueber die Todesart, welche der russische Prinz erleiden mußte, kann ich Ihnen weiter keine befriedigende Auskunft geben. Man hat ausgestreut, Alexis seye, während ihm das Todesurtheil verkündet worden sey, vom Schlage gerührt, niedergestürzt. Aber andre Muthmaßungen durch-

kreuzen ſich; viele wollen, er habe den Giftbecher trinken müßen; viele wieder, er ſey erwürgt worden.

Wenn es plözlich Tag werden ſollte in den finſtern Geheimniſſen manches Fürſtenhauſes, wenn ein Geiſt der Wahrheit plözlich den Purpur hinwegriſſe, welcher die Verbrechen und das Elend mancher Großen verhüllen muß vor den Blicken der ungeweihten, der unterthänigen Menge, wenn wir ſie ſehen ſollten, die Götter der Erde in ihren Gemächern und Schlafkammern, wo ſie mit abgelegter Krone über ihrem verſohlnen Jammer brüten, wo ſie ungeheuern Leidenſchaften preis gegeben Beute derſelben ſind, und zwiſchen der Rache und Reue, zwiſchen der Wolluſt und dem Eckel, zwiſchen der Vergötterung

und des Meuchelmörders Dolchen taumeln, wahrlich, mein d'Aubant, unsre Bettler würden ihre Lumpen nicht tauschen gegen den hochfürstlichen Hermelin, und ihre Brodrinden dem schwelgerischen Banket der Paläste vorziehn.

Aber so ists mit der entarteten Menschheit. Raserey ist ihre Weisheit, Leidenschaft ihre Tugend; Macht heiliget jeden Zweck, und der Zweck jedes Mittel. Die, welchen Geburt und Zufall mit ungemessener Gunst die Güter der Welt gab, und jedes Mittel, ihr Daseyn zu verherrlichen durch göttliche Thaten, und einen Himmel um sich zu bauen auf der Erde, ahnden oft kaum die hohe Seeligkeit eines reinen Herzens, wähnen Religion und Tugend sey ein Schul-Mährchen und Staatsmit-

tel, den Gehorsam des Volks zu fesseln, kämpfen mit thörigtem Stolze gegen die ewigen Gesetze der Natur an, und verzweifeln endlich unter ihren Unnatürlichkeiten, wo ihnen Alles, und sie sich selbst, zum Widerspruch werden. —

An diesem Allen ist nur die Erziehung der Fürstenkinder schuld. Schon von der Wiege aus sehen sie die Welt mit geblendeten Augen, und statt der einfachen Wahrheit — Zerrbilder der Kunst. — — — — —

---

## 4.

### D'Aubant an Bellisle.

Christinenthal, 3. April 1718.

Nichts mehr, o mein Bellisle, nichts mehr hab' ich zu wünschen, nichts mehr

zu hoffen! Ich ſteh am Ziel und hab' auf der irrdiſchen Laufbahn meine Palme errungen. Und wenn der Genius der Ewigkeit ſchon heute mir erſchiene, winkend, ihm zu folgen, ich würde dieſe Erde ſegnen und lächelnd ihr meinen Staub zurückgeben, und ſtill und freudig dem Genius — vielleicht zu einem ſchönern Sterne — folgen.

Ja, Bellisle, die Einzige, die jemals mich entzückte, die Wundervolle, welche meinen ganzen Lebenslauf in einen Göttertraum, in ewigen Lenz verwandelte, die ſchöne Heilige, deren bloßes ſtilles Anſchaun mich näher führt zur Gottheit und zur Andacht, und zum tiefen, tugendvollen Sinn, als aller Pomp der Kirchen, als aller Prieſter hohe Rednergabe, als aller

Philoſophen Deuten und Enträthſeln — ja, Bellisle, ſie iſt da. Seit einigen Wochen ſchon verherrlicht ſie mein Tempe. Ich darf ſie von Zeit zu Zeit beſuchen.

Wenige Tage nach ihrer Ankunft ſtarb ihr ſeit langem kränkelnder Vater, der gute Herr Holden. Wie gern that ich dem edeln Manne in ſeine ſterbende Hand den Schwur, nie ſeine Kinder zu verlaſſen, an ſeiner Stelle ihr Freund, ihr Beſchirmer, ihr Rathgeber zu werden! — Er ward unter den hohen Cypreſſen in ihrem Garten begraben. Die reitzende Auguſtine und ihre Schweſter Agathe waren untröſtlich. Sie leben ſehr einſam. Fünf junge Sclavinnen ſind ihre Geſellſchafterinnen und ihre Bediente. Der mir einſt ſo verhaßte, räthſelhafte Paul beſorgt

die Geschäfte des Hauses und des Feldes. Er besucht mich täglich, und täglich hab' ich Nachrichten durch ihn vom Befinden seiner Gebieterinnen.

Was mangelt mir zu meinem höchsten Glück? Fern vom Geräusch der Welt, fern von ihren Thorheiten und Leidenschaften leb' ich in meinem selbstgeschaffnen Paradies. Gleich fern vom vergiftenden Luxus und von der entnervenden Sorge der Armuth, bewohn ich meine eigne, schöne Hütte, umrankt von jungen Reben, und übersehe meine Aecker, meine kleinen Heerden mit Zufriedenheit. Der Zauber der Natur, welcher, mit ewiger Jugend und immer wechselnder Pracht, dies einsame Eden verklärt, der Umgang mit meinen freundlichen Nachbaren, die

mich als ihren Rathgeber und Anführer ehren, meine Bibliothek, aus welcher die Weisen aller Nationen und aller Zeitalter zu mir reden und meinen Geist erheben, tragen die höchste Mannigfaltigkeit und Anmuth in mein einfaches Leben. — Und nun ist sie erschienen, die Sonne meiner innern Welt! — Nicht höher schwindelten meine kühnsten Wünsche; ich stehe auf dem glänzenden Gipfel meiner Lebensbahn.

Die Nachrichten, welche Sie mir, mein Bellisle, von den blutigen Auftritten in Petersburg gaben, und die ich im Auszuge auch dem Herrn Holden nach der Kolonie Roland gesandt hatte, waren diesem nicht mehr neu gewesen. Man hatte dort die Zeitungen früher, als ich, von Neu-Orleans empfangen.

Als die Fürstin drey Wochen nach dem Tode ihres vorgeblichen Vaters mein Haus zum erstenmale mit ihrem Besuch beehrte, begleitet von Agathen und ihren Sclavinnen, hatt' ich ihnen ein kleines ländliches Fest bereitet. Ich hatte mehrere von unsern Pflanzern zum Gastmahl eingeladen; und diese, um sich nach ihrer Weise den Tag froher zu machen, hatten wieder mehrere junge Leute und die Töchter der Kolonie bestellt, und Musik dazu zum Tanz.

Ich führte Augustine durch mein Haus, und zeigte ihr meine Einrichtungen.

Als wir in das Cabinet traten, wo meine Bücherſammlung, meine Zeitungen und Charten sind — Agathe hatte uns eben verlassen — warf sie einen flüchtigen

Blick auf Alles, wandte ſich dann zu mir und reichte mir ihre Hand. — Ich wagt' es, dieſe Hand mit Innbrunſt und Ehrfurcht zu küſſen. Auguſtine ſchwieg; ihre ſchönen Augen ſchwammen unter Thränen, und ein zartes Roth flog über ihre Wangen.

„Ich bin eine Waiſe", ſagte ſie endlich, „der Tod meines theuren Vaters ließ mich einſam und ſchirmlos in einem fremden Welttheil. Aber Gott hat mich nicht ganz verlaſſen. Er führte uns zu Ihnen, lieber d'Aubant. Sie ſind ein edler Mann. Was ſie ſchon für uns gethan haben, können wir Ihnen nicht mehr vergelten. Aber, d'Aubant, der ewige Vergelter lebt! — Bleiben Sie uns, was Sie waren; unſer Schutzengel, unſer Vater."

Lange war ich keiner Antwort fähig. Ich gedachte ihres erhabnen Standes, ihrer fürſtlichen Wiege, und des Glanzes, der ſie einſt umgab — und dann wie die ſchöne Schweſter einer europäiſchen Kaiſerin, die Verwandtin der mächtigſten Monarchen, ſie, die vom Himmel beſtimmt geweſen zu ſeyn ſchien, von Thronen herab großer Nationen Wohl und Weh zu entſcheiden, neben mir ſtand in den Einöden einer neuen Welt, voller Demuth und Reſignation, und mit einer Thräne um den Schutz eines Mannes flehte, der einſt kaum den Fuß wagen durfte in die goldnen Vorſäle ihres Pallaſtes.

„Nein", rief ich, „ich beſchwöre Sie, nicht mehr dieſe Sprache! Sie ſind meine Gebieterin. Ich habe keinen Willen;

ich bin Ihr Unterthan. Dieſe Güter, dieſe Heerden, dieſe Hütte — Alles was ich einſt mein nannte, iſt nicht mehr mein, es iſt Ihr Eigenthum. Mein Leben hat nur dadurch einen Werth, daß ich es für Sie leben darf."

In dieſen Augenblicken bemerkte ſie das kleine Gemählde unter dem Spiegel. Sie trat näher, um es zu betrachten. Ich war ihr gefolgt, und meine Unruhe vermehrte ſich, da ich wahrnahm, wie ſie ſich in dem Bilde ſelbſt wieder erkannte, und zwar in derſelben Kleidung, welche ſie im Hain bey Blankenburg getragen, wo ich ſie zum erſtenmale geſehn. Sie ſtand lange ſchweigend und ſtaunend da. Sie trocknete ihre Augen, nahm mit zitternder Hand das Gemählde ab, betrachtete es

wieder, warf ſich entkräftet in einen Seſſel und ſchluchzte laut.

Noch immer wollt ich, um ihrer zu ſchonen, mein ſchönes Geheimniß verhehlen, als kenne ich ſie nicht. Aber als ſie nun ihre verweinten Augen ſchüchtern zu mir aufſchlug, und fragte: „O Aubant, woher haben Sie dies? und ſeit wann"? da konnt' ichs länger nicht ertragen. Ich ſank zu ihren Füßen nieder. „Gnädigſte Fürſtin", ſtammelte ich, „ich ſah Sie einſt im Hain von Blankenburg — der Maler war ich ſelbſt. Es blieb ſeit jenen Tagen mein höchſtes Kleinod. Ich trugs auf meiner Bruſt in mancher Schlacht; ich trug es mit mir übers Meer hieher. Einſt ſoll es mit mir ruhn im Sarge."

Sie reicht' es ſchweigend mir zurück,

verhüllte ihr Gesicht und weinte heftiger. Nachdem sie wieder Gewalt genug über sich selbst gewonnen hatte, befahl sie mir aufzustehn. Sie drückte mir schweigend die Hand. Ein Schauer bebte durch alle meine Nerven. „Ich hab' es längst gefürchtet", sagte sie: „DAubant, ist Ihnen meine Zufriedenheit theuer, so vergessen Sie, daß Sie mich einst unter andern Verhältnissen kannten. Wecken Sie in mir keine von jenen unseeligen Erinnerungen auf. Nehmen Sie, wie Ihr Gemählde, auch das Geheimnis einst mit sich in das stumme Grab. Ich bin nicht Fürstin mehr; ich bin eine arme, aber zufriedne Pflanzerin. Ich selbst habe mir dieses Loos erkoren, und wähle Sie nun zu meinem Vertrauten. DAubant, ver

gessen Sie nicht, daß Sie nun der einzige Sterbliche sind, der mich's bereuen machen könnte, was ich gethan."

So sprach die Edle. Ich schwor ihr freudig das Gelübde der Verschwiegenheit; aber verhehlte ihr auch nicht, daß ich Ihnen, mein Bellisle, schon manche Muthmaßung über die holde Unbekannte mitgetheilt, die mir unter so seltsam verschiednen Verhältnissen im Leben erschienen war. Ich schilderte ihr Sie und unsre Verbindung, und die Folge der Entdeckung war, daß Sie auch diesen Brief, und Alles was ich Ihnen künftig noch über diese Herrliche schreiben werde (denn mich mit Ihnen von ihr im Geiste zu unterhalten, ist ein unentbehrliches Bedürfniß) erst dann erhalten werden, wenn sie es selbst erlaubt.

Und von dieſem Tage an war das Verhältniß zwiſchen ihr und mir beſtimmt. Keiner unſrer Gedanken ſtreifte wieder an das Vergangne. Ich ſah ſie wieder. Ich ſah ſie oft. Wie eine Roſe nach nächtlichem Gewitterregen blühte ihre Schönheit allmählig unter den Thränen der Schwermuth wieder auf, die ſie dem Angedenken ihres verſtorbnen, treuen Dieners Herbert weinte, den ſie, unter dem Namen Holden, als einen zweyten Vater geehrt hatte.

O, Bellisle, wenn Sie ſie ſehen könnten in ihrem häuslichen Weben! Ein wunderbarer, ſchöner Geiſt der Einfalt und der Ordnung waltet dort. Was ſie berührt, ſcheint ſich unter ihren Händen zu veredeln. Alles wird anmuthsvoller

und bedeutsamer, was mit ihr in naher oder ferner Verbindung steht; selbst das Lebloſe wird beredt, und die kleinſte Blume ihres Gartens blüht ſchöner und faßt in das wunderthätige Ganze ein, welches die Gegend umringt, ſo von ihr bewohnt wird.

Mit erhabner Selbſtverläugnung belebt ſie geſchäftig ihren neuen Wirkungskreis, als wäre ſie für ihn geboren, und ſeit der frühſten Kindheit in ihm erwachſen. Nie kannte die ganze Weltgeſchichte ein weibliches Geſchöpf, welches mit ſolchem Heldenmuth und ſolcher Kraft die entgegengeſetzten Lebensloſe zuſammenknüpfte, wie ſie; welches gelaßnern Muthes Thron und Purpur um eine Hütte vertauſchte, und mit einer Religion, wie Heilige ſie

nicht in ihrem Busen trugen, erhaben über ihr Schicksal hinwandelt, und den trüben Strom der Verderbtheit ihres Zeitalters, der verworrenen Begriffe von Hoheit und menschlicher Bestimmung tief unter sich erblickt. Nie sah die Welt eine Fürstin von so rührender Demuth, nie eine Hüttenbewohnerin umstrahlt von so vieler Majestät. Die ganze Kolonie Christinenthal sieht mit Ehrfurcht und Liebe auf sie hin, wie auf ein Wesen, so von bessern Welten kam uns zu beglücken; ihre Sclavinnen vergöttern sie — und ich, o Bellisle! — ob ich sie liebe? — — liebe? — Nein, nur anbeten darf ich sie.

Ach! die peinlichen, die seeligen Gefühle, die mich so oft entzücken und vernichten — sie kennt sie nicht — sie darf sie niemals

abnden. Liebend werd' ich einſt ins Grab ſinken, aber ungeliebt! — Die ich anbetete iſt eine geborne Fürſtin. Es bedarf eines Königreichs, um die Kluft anzufüllen, welche der Zufall zwiſchen ihr und mir gegraben.

---

## 5.

### Aus dem Tagebuche Auguſtinens.

— — Säheſt du nun, geliebte Julie, meine Einſiedeley im Schatten hoher blumentragender Eſchen, und das hehre Prachtwerk der in ſich ſelbſt vollendeten Natur, welches mich, ſo oft meine Blicke es durchirren, mit ſüßer Begeiſterung füllt; ſäheſt du mein einförmiges Tagewerk, und den Frieden und die Freude, ſo auſſer

mir herrscht und in mir, du würdest mich die glücklichste Tochter der Erde nennen.

D'Aubant, der Edle, wetteiferte mit der holden, üppigen Natur dieses Landes, meinen Aufenthalt zum reitzendsten der Welt zu erheben. Wo jene das Anmuthige gab, fügte er das Nützliche hinzu; wo jene den Nutzen bot, knüpfte er daran das Schöne der Kunst.

Mein Daseyn löset sich in dem stillen Strom süßer und heiliger Empfindungen auf; die Wehmuth der Erinnerung, das fröhlichbange Ahnden des Künftigen, und der milde Zauber der Gegenwart, verschmelzen in zarter Uebereinstimmung mit einander, wie die verschiednen Töne eines harmonischen Klanges.

Ich muntre unsre Arbeiter in den Fel-

dern auf, ich besuche die Hütten unsrer Kolonie, werde die Freundin und der Arzt der Kranken, die Friedensstifterin der Entzweyten; oder ich pflanze unsern Garten an, oder theile mit der liebenswürdigen Agathe die kleinen häuslichen Arbeiten, oder wir empfangen Besuche und bewirthen unsre willkommenen Gäste mit dem Besten, was wir vermögen.

Oft geh' ich mit Agathen und einigen meiner Sclavinnen am brausenden Strom entlang, und untersuche die Pflanzen dieses lieblichen Himmelsstriches; oft schwärm ich einsam und furchtlos durch die finstern, feyerlichen Waldungen und ins Gebürg. Die Natur ist das wahre Buch himmlischer Offenbarung, welches gleichsam die Hand des Allmächtigen selbst geschrieben;

und jede Zeile dieſes unendlichen Werkes iſt ein neues Wunder.

Der Theil des Erdballs, welchen ich jetzt bewandle, trägt überall die Spuren einer ſpätern Bildung und Entſtehung. Noch iſt nicht der tauſendſte Theil deſſelben von Menſchen bewohnt oder geſehn. Einſt herrſchte auch hier, wie in den andern Weltgegenden, der unermeſliche Ocean allein, wie die Menge der Verſteinerungen von Meerprodukten dafür bürgen, welche heut zu Tage nur im Schooße des Weltmeers noch geſehn werden. Langſam nur, und im Verlauf vieler Jahrtauſende bildete ſich die Oberfläche des Erdballs aus, wie wir ſie jetzt kennen. Aber was war ſie vor unſrer Geſchichte? — Einſt, wo jetzt in der Nähe des Nordpols von

ewigem Eis die ungeheure Wüſte ſtarrt, wandelten dort Thiere, welche heut zu Tage noch unter den heiſſeſten Zonen wandeln, und manche Thiergeſchlechter ſind ſchon gänzlich verloren gegangen und ausgeſtorben, von denen wir nur noch in verſchütteten Hohlen die großen Gerippe entdecken? — Julie, es war eine Vorwelt, von der unſre Geſchichte nichts weiß; und wir wandeln auf dem Staub und über den Trümmern von Generationen, welche dieſe Erde ſahn, früher, als ſelbſt die Ahndungen Moſis hinaufgehn. Was da geweſen iſt, verweſet; die Thaten jener fernen Geſchlechter ſind vernichtet und verloren. Sie ſchmeichelten ſich vielleicht mit der ſtolzen Hoffnung der Unſterblichkeit ihres Namens! und ſiehe; eine Verrückung

des Erdballs in ſeiner Bahn um die Sonne — und Alles lag im Schutt der Vergeſſenheit verſunken. Denn das feſte Land ſo wir bewohnen, iſt neues Land, und die Meere die wir beſchiffen ſind vielleicht nur Gräber vormals bewohnter Welttheile.

Und ſo, wie jene Verlornen der unbekannten Urwelt, können auch unſre Völker, unſre Thaten einſt durch furchtbare Erdrevolutionen verſchwinden bis zur letzten Spur. Dann war kein Alexander, kein Cäſar, kein Sokrates, kein Homer. Nach Jahrtauſenden findet vielleicht ein neues Geſchlecht unſre verkalkten Gebeine, und Abdrücke unſrer Pflanzen in jüngern Schiefergebürgen, und ſpricht ahnend: „Dieſer Weltkörper trug ſchon einmal Bewohner,

ehe unsre Geschichte sie kannte"! — Aber der Name Griechenlands und Roms ist verschwunden; man weiß nicht, war ein Rußland, war ein Frankreich; blühte einst ein schönes Reich, geheissen Deutschland, welches Helden und Fürsten und Weise zeugte?

So, Julie, sink ich beym Studium der unendlichen Natur schaudernd in meinen Ahnungen unter; die Vergänglichkeit breitet ihren dunkeln Flügel vor mir durchs Weltall zwischen den Gestirnen hin, und ich falle nieder, berühre den Staub der Erde mit meiner Stirn, und bete Gott an.

Und elend, und thörigt, und des menschlichen Geistes unwerth erscheint mir das Treiben und Thun der armen Sterblichen. Ihre Eitelkeit brüstet sich neben dem wel-

kenden Grashalm; ihrer Kühnheit Riesengebäude will prahlen neben dem Gewebe der Spinne und des wunderbaren Seidenwurms.

Julie, es ist nichts ewig, als Gott; es ist nichts unsterblich, als sein Werk; es ist nichts schön, als die Natur; es ist mit dem Menschen nichts verwandt, als die Tugend!

Ich habe die Bande des Vorurtheils zerrissen, und mir ists, als sieh' ich nun wie eine Vollendete, besser und größer da, zwischen der Welt und der Ewigkeit, zwischen Gott und der Menschheit. Ich erkenne an dem Fürstenthron keinen Glanz mehr, an der Armuth keine Schmach. Die Menschen sind nur elend, weil sie nicht den Muth haben glücklich zu seyn

O Julie, wärſt du bey mir in der ſchönen klöſterlichen Welt Louiſianas; könnte ich meine Anſichten, meine Hoffnungen, meine Seeligkeiten mit dir theilen!

Ich beklage das Vergangne nicht mehr und das Verlorne. Was mich quälte iſt vergeſſen; was ich liebte ruht unverloren in Gottes Arm. — Auf meines treuen Herberts Grabe weint das menſchliche Auge nur Thränen der Dankbarkeit; aber ſeinen Tod beklag' ich nicht.

D'Aubant will mir Herbert ſeyn — ich fühl' es, er wird mir mehr. Ich lieb' in ihm meine Jugendwelt; ich lieb' in ihm dich, o Julie! Er giebt dem Irrdiſchen, was mich umfängt, den von mir unter tauſend Leiden verkannten Werth wieder. Ja, es iſt Seeligkeit, ein Menſch zu ſeyn!

---

## 6.

### Mündliche Ueberlieferungen.

Die glücklichen Kolonisten lebten lange in beneidenswürdiger Abgeschiedenheit von der übrigen Welt und vergessen von Europa. Ihre Pflanzungen, meistens Indigo und Tabak, erreichten bald den höchsten Flor. Nichts fehlte ihnen zur hohen Zufriedenheit; und selbst was ihnen zu mangeln schien, vermehrte nur den Werth ihrer Verhältnisse. — Täglich sah d'Aubant Augustinen, täglich lernte sie neue Tugenden an ihm kennen. Gegenseitiger Umgang in der Einsamkeit ward ihnen Bedürfniß. Augustine liebte den edeln, schönen Mann, ohne es zu wissen, ohne es sich selbst zu bekennen; und d'Aubant:

Leidenschaft für die Liebenswürdigste ihres Geschlechts, brannte im stillen, reinen Lichte unauslöschlich. — Selbst die gute Agathe, einst, durch unglückliche Liebe, dem allmähligen Welken nahe, lebte wieder in schöner Jugendfülle auf, und ein französischer Offizier, welcher von Neu-Orleans kam, um die Kolonien zu untersuchen, machte bald in ihr die Erinnerungen an den romantischen Janinsky dunkler. Nach einem halben Jahre der neuen Bekanntschaft war aus Agathen eine Madame Desfontaines geworden, und Herr Desfontaines, von so schönen Banden gehalten, legte seine Stelle nieder und ward Pflanzer in der glücklichen Kolonie.

Der Gouverneur von Neu-Orleans, welcher schon längst versprochen hatte,

das so hochgerühmte Christinenthal zu besuchen, erfüllte endlich sein Wort. Er kam, nebst seiner Gemahlin und der reizenden Adelaide, seiner Tochter, und begleitet von einem großen Gefolge in der Mitte Sommers an, um wenigstens einen Monat in der neuen Pflanzung zuzubringen. Ihm zu Ehren wurden eine Menge kleiner Feste veranstaltet, und die harmlose Freude schien sich aus der übrigen Welt nur in diesen unbekannten Winkel der Erde hergeflüchtet zu haben. — Aber eben dieser Aufenthalt des Gouverneurs in Christinenthal, hatte auf die bisherigen stillen und einförmigen Verhältnisse d'Aubants und der fürstlichen Pflanzerin einen Einfluß, den sie selbst nie erwartet hatten.

Augustinens Heiterkeit verlor sich unver

merkt. Agathe ſowohl, als d'Aubant, fanden ſie öfter, als gewöhnlich, auf dem Grabhügel Herberts gelehnt, und in traurige Betrachtungen verloren. Zwar lächelte ſie, ſobald ein Freund vor ihr erſchien; zwar belebte ſie noch, wie immer, die Geſellſchaften mit ihrem Frohſinn; aber dennoch empfand jeder, der ſie kannte, daß ihr Lächeln und ihr Scherz nur gezwungen ſey. Niemand konnte in das Geheimniß ihres ſtummen Grames dringen.

Inzwiſchen dauerten die Zerſtreuungen fort. D'Aubant hatte weniger Anläße und Gelegenheiten, Auguſtinen zu beobachten. Er war ganz von der Sorge um die Unterhaltung ſeiner Gäſte hingeriſſen. Die muntre Adelaide umgaukelte

ihn unaufhörlich, und der Gouverneur hatte tauſend Dinge mit ihm ins Reine zu bringen. Die Gemahlin des Gouverneurs bemerkte mit innerm Wohlgefallen, wie ſich Adelaide mit jedem Tage vertrauter an Herrn d'Aubant ſchloß. Sie theilte ihre kleinen Entdeckungen dem Gouverneur mit, und dieſer hatte, ſo wie ſeine Gattin, manchen Grund, mit den Entdeckungen ſehr zufrieden zu ſeyn. Denn die kleine, flatterhafte Adelaide hatte ihr Herz ſchon einem Ingenieur, einem jungen artigen Mann, ſchenken wollen; das wußten die Eltern, und waren der Schenkung nicht hold geweſen. Sie hatten Adelaiden ernſtlich die Liebe zum Ingenieur, als einem Manne bürgerlicher Abkunft, unterſagt; das wußte Adelaide, und ſie war

ihrerseits dem Verbot nicht hold gewesen. — Jetzt schien sich dies ganze Mißverhältniß sehr angenehm in einer Verbindung d'Aubants mit Adelaiden aufzulösen, und in der ganzen Kolonie zweifelte kein Mensch weiter daran.

D'Aubant läugnete freylich herzhaft, so oft die liebenswürdige Desfontaines ihn darum befragte; dem ungeachtet wollte er nie die Wahrheit und das Geheimniß all der kleinen Vertraulichkeiten verrathen, so zwischen ihm und Adelaiden herrschten.

An einem schönen Nachmittag war die ganze Gesellschaft der Fremden von Neu-Orleans, nothwendig auch d'Aubant, eingeladen bey Auguſtinen. Auguſtine schien trüber, denn gewöhnlich, so viele Mühe ſie ſich auch gab, ihre Schwermuth zu

verheimlichen. Auch der Gouverneur und seine Gemahlin waren ernster, denn sonst. Der flatterhaften Adelaide sah man sogar rothgeweinte Augen an; d'Anbant war stiller. Mit einem Wort, der Genius der Freude war treulos entwichen; jedes lebte mehr in sich, als mit den andern. Agathe allein hüpfte harmlos von dem einen zum andern, und konnte das räthselhafte Betragen einer Gesellschaft nicht begreifen, in welcher sonst Muthwill und Scherz daheim waren; und mogte sie auch forschen und fragen, wie sie wollte, einer war geheimnißvoller, als der andre.

Augustine ermannte sich. Sie stand im Glauben, daß ihre Niedergeschlagenheit, der sie so wenig Meisterin gewesen, Ursache von der unangenehmen Verstimmung der

übrigen geworden ſey. Ihre Gäſte hatten ſich im Garten und im daranſtoßenden kleinen Parke paarweis zerſtreut. Sie eilte dahin, um die verlornen zu ſammeln.

Indem ſie an einer kleinen, von Gebüſchen umfangnen, Wieſe vorübergieng, ſah ſie Adelaiden mit ausgebreiteten Armen gegen d'Aubant fliegen, welcher mit dem Ingenieur im Geſpräch vertieft zu ſeyn ſchien; ſah wie Adelaide den Chevalier umarmte.

Auguſtine wandte ſich ſchnell ab, um die Glücklichen nicht durch ihr Erſcheinen zu ſtöhren. D'Aubant aber hatte die Fürſtin bemerkt. Er überließ die freudenberauſchte Tochter des Gouverneurs dem Geliebten, und eilte jener nach.

Sie ſtand an eine Cypreſſe gelehnt, und

ſtarrte finſter vor ſich hin. Als ſie ſeine Schritte vernahm und ihn erblickte, ſchien ſie ihm entgegeneilen zu wollen; doch die Kraft gebrach ihr. Sie war ſehr blaß; ſie lächelte ihn an, und ihre Augen waren von vorzitternden Thränen ſchwer.

„Ihnen iſt nicht wohl"? fragte d'Aubant ängſtlich.

„Nicht ganz", antwortete ſie: „Aber es wird vorübergehn." Sie deutete mit der Hand auf einige bemooste Felſenſtücke, welche im Schatten überhangender Geſträuche einen Ruheort bildeten.

D'Aubant führte ſie dahin. Er ſetzte ſich an ihrer Seite nieder. Beyde ſchwiegen lange. Er ergriff ihre Hand plötzlich mit einer Heftigkeit, die ſie erſchreckte, und küßte ſie mit ungewöhnlicher Inbrunſt.

„Machen Sie mich nicht unglücklich, Madame", rief er mit bebender Stimme: „Irgend eine Krankheit, irgend ein Uebel nagt an Ihrem Leben."

Sie ſchlug die Augen zu ihm auf, und bemerkte Thränen in den ſeinigen. „Fürchten Sie nichts"! erwiederte ſie: „Mir iſt wieder wohl. Es war eine Anwandelung — es iſt ſchon vorüber."

Eine neue Stille trat wieder ein.

„Ich habe", ſagte er nach einiger Zeit, „Ihnen frohe Botſchaft bringen wollen. Es iſt mir gelungen, den Gouverneur und ſeine Gemahlin zu bewegen, die Einwilligung in die Verbindung Adelaidens mit dem Ingenieur zu bewirken. Es hielt ſchwer. Aber der Gouverneur war wohl gezwungen ſein Jawort zu geben, da ſich

die beyden jungen Leute aus lieb' und Leidenschaft schon zu sehr vergessen hatten, und dergleichen Schritte nicht wohl zurückgethan werden können. — Kommen Sie, nehmen Sie Theil an der Freude der Glücklichen, die jetzt wahrscheinlich zu den Füßen ihrer Eltern liegen."

Augustine schien von dieser Neuigkeit sehr überrascht. Sie that noch manche Frage, und, am Arm des Chevalier gelehnt, gieng sie, den Gouverneur zu suchen.

Die düstre Stille, welche noch vor einer Stunde in dem freundschaftlichen Kreise geherrscht hatte, war nun plötzlich verschwunden; das drückende Geheimniß von jeder Brust gewälzt. Man gab und empfieng Glückwünsche, und überlies sich unbefangner, denn jemals, der Freude. Au-

guſtine, von dem Vergnügen ihrer Gäſte beſeelt, wollte das Feſt krönen. Sie lud die benachbarten Pflanzer ein mit ihren Familien; auch ländliche Muſik erſchien, und beym Schimmer des Mondes und der Sterne wurde ein fröhliches Abendmahl gerüſtet im Freyen unter den Palmen.

Verſöhnung, Dankbarkeit, Liebe, Hoffnung und Freundſchaft bewegten jedes Herz. Man tändelte, man ſang, man tanzte. Der Klang der Inſtrumente drang weit und melodiſch durch die Stille des Abends hin, lockte die Bewohner und Bewohnerinnen der entferntern Hütten herbey, und vermehrte mit jeder Stunde das liebliche Getümmel beym Schein der wehenden Fackeln und Lampen.

D'Aubant vermißte von ohngefähr Au-

guſtinen. Sie hatte ſich aus dem Gewühl zurückgezogen. Er fand ſie, nicht weit vom Tanzplatze, auf einer Bank im Garten, von wilden blühenden Gebüſchen verdeckt.

„Darf ich mit Ihnen dieſe Einſamkeit theilen"? ſagte er.

„D'Aubant"! ſagte ſie leiſe. Er ſaß ſchon neben ihr. Er wollte reden, ergriff ihre Hand, und vergaß, indem er dieſe Hand an ſeine heiſſen Lippen zu preſſen wagte, ſeiner Worte.

Beyde ſchwiegen. Die Zauberey des ſchönen Abends, die letzten Ereigniſſe, die Muſik in der Ferne ſchienen mächtiger auf beyder Herzen zu wirken, nun in beyder Bruſt die ſchöne Ahndung reger worden, du liebſt, und liebeſt nicht ganz ungeliebt.

Auguſtine, aller Vergangenheit vergeſſend, ſah mit träumenden Blicken in die liebliche, verworrene Abendwelt hinaus. Wohlgerüche athmeten alle Stauden. Geſträuche, Hütten und Tänzer ſchwebten im fabelhaften Halblicht des Mondes; und wie Geſtirne funkelte der rothe Glanz der Kerzen durch das vom leiſem Odem der Abendluft erſchütterte Laub.

Was ſie in dieſem Augenblick an d'Aubants Seite empfand, glaubte ſie noch nie empfunden zu haben; und wie ſehr ſie ihn liebte, ſchien ſie nie ſo deutlich erkannt zu haben, als in dieſen Momenten. Aber dieſe Augenblicke waren auch die erſten, in welchen er, der ſonſt nie ſeiner tiefen Ehrfurcht vor der ſchönen Fürſtentochter vergeſſen hatte, die Schranken der Ehr-

furcht brach. Er ſchwieg, und zitterte und ſeine Lippen glühten auf ihrer Hand. Seine Seele taumelte zwiſchen Entzücken und Furcht. Seine Verwegenheit führt' ihn an die Schwellen des Himmels oder der Vernichtung, und dieſe Minuten wurden für ihn entſcheidend.

Sie wollte ihre Hand ihm entziehn, und vermogte es nicht.

„D'Aubant"! ſagte ſie ſchüchtern. Er drückte ihre Hand an ſeine von einem Seufzer tiefbewegte Bruſt. Sie ſchwieg; ſie wollte den Seufzer unterdrücken, welcher dem ſeinigen antwortete. Aber er hörte ihn, und Hoffnung der Gegenliebe in ihm.

Ein Geräuſch in der Nähe weckte jählings beyd' aus ihren Träumen auf. Er-

schrocken zog Augustine die Hand zurück. zu lange schon die Beute des kühnen Mannes. D'Aubant wich voller Ehrfurcht an die Seite. Der alte Gouverneur, von Lust und Wein beseeligt, stand vor ihnen.

Beyde schienen diese Ueberraschung so wenig erwartet, als gewünscht zu haben; sie konnten ihn nicht anreden, und sah nicht von den Gefühlen entstricken, in denen, wie in einem Garne, ihre Seelen seit einer Stunde und vielleicht länger kämpfend und verloren lagen.

Der Gouverneur sah sie eine Weile an. „Also hier"? sagte er lachend: „Und so stumm? Oh, machen Sie beyde mich nicht blind; ich hab' es längst bemerkt. Hab' ich nun schon gern oder ungern heut eine Verlobung machen müßen, Herr Chevalier,

so

ſo muß es auf der Stelle noch die zweyte, und, wenn morgen oder übermorgen der Miſſionär kömmt, eine Doppelhochzeit geben." Ohne weiter Antwort zu erwarten, bog ſich der Mann über beyde nieder, ſchlug die Arme rechts um d'Aubant, links um Auguſtinen, preßte beyde herzlich und ſo nah zuſammen, das beyder Lippen ſich begegnen mußten.

D'Aubants Kuß brannte auf Auguſtinens ſchönen Lippen — Bewußtſeyn und Beſonnenheit waren erloſchen. Sie fühlte, in der reizenden Betäubung, des geliebten Mannes Mund glühen an dem ihrigen, und unwillkührlich antwortete ihm der ſüße Gegenkuß. Und in dem Wirbel unbekannter Wonnen verſanken beyde, zitternd, ſeelig, wie Verklärte, wenn ſie mit Ent

zücken ſich aus der dumpfen, todten Erdenwelt in das holde Leben von Elyſium verzaubert ſehn, und ſchüchtern noch beym erſten Eintritt zweifeln.

Der Gouverneur lachte laut auf, ob ſeines glücklichen Raths, und gieng mit Recht triumphirend davon. Dies Lachen rief d'Aubants Beſinnung zurück. Er fürchtete die der Fürſtentochter ſchuldige Hochachtung verletzt, Auguſtinens Zorn verdient zu haben — und doch hielt Lieb' ihn immer wieder an des wundervollen Weibes Bruſt. — „D'Aubant"! liſpelte ſie bebend, und erwiederte leiſe den Kuß, der ihre Lippen verſiegelte. Er ſchlug ſeine Arme um ſie. Er fühlte ſich von dem ſchönſten, dem edelſten Weſen, ſo er jemahls in der Welt gefunden, geliebt. Er war ein Gott.

Ein fröhliches Geräusch drang durch die Gebüsche heran, und die Kerzen leuchteten näher. Hand in Hand giengen der Chevalier und Augustine der herbeyströmenden Gesellschaft entgegen. Sie empfiengen, als Neuverlobte, die Glückwünsche aller, und konnten keine Antwort stammeln, und hatten sich selbst noch nicht mit Worten gestanden, was sie fühlten und dachten.

Dem Chevalier floh diese Nacht der Schlaf; er webte, wie im wilden Fieber. Erst am Morgen ziemlich spät erquickte ihn ein leichter Schlummer. Und da er erwachte, war's ihm wie ein Märchen von dem, was gestern geschehn.

Furchtsam machte er sich auf, um Augustinen zu sehn — um, wenn sie vielleicht den schönen Rausch bereuen würde . . .

Doch was dann thun, war ihm ja ſelbſt noch dunkel.

Sie war einſam, noch im ſchlichten häuslichen Gewande; aber ſchöner war ſie nie erſchienen. Einer Unſterblichen glich ſie. Bey d'Aubants Eintritt ins Zimmer flog eine ſanfte Röthe über ihr Angeſicht. Sie erhob ſich vom Stuhl, und wagte nicht zu ihm aufzuſehen. Und doch, ſo ſagte ihr ganzes Weſen, und der ſtille Ernſt der ſie beherrſchte, daß ſie ſich bereitet hatte, ihm ein ernſtes Wort zu ſprechen über das Geſchehene.

Er fiel zu ihren Füßen nieder — er konnte keine Sylbe des Grußes ſtammeln. Sie winkt' ihm aufzuſtehn. Er erhob ſich, und mit ſeinen Augen wollt' er in den ihrigen Gnade oder Fluch leſen. Sie

ſtarrte ihn traurig, zärtlich an; und was geſprochen werden ſollte, ward vergeſſen. Feſt an einander geſunken, ſprachlos, Herz an Herz, vergaßen Sie des ganzen Weltalls; nur in ſtillen, zitternden Seufzern, nur in den Thränen tiefgefühlten Glücks redeten ihre Seelen zu einander.

Und wie geſtern machte auch diesmahl der Gouverneur ihrer Begeiſterung ein Ende. Er trat herein, an ſeiner Hand den Geiſtlichen von Andayes, und hinter ihm ein fröhliches Gefolge: Adelaide mit ihrem Bräutigam, Agathe mit ihrem Desfontaines, und andre von der Begleitung des Gouverneurs und aus der Colonie.

Agathe ſchlang ſich jauchzend um Auguſtinen und küßte ſie mit hoher Inbrunſt und rief: „Wohl hat mirs eine ſchöne

Ahnung flüstern wollen, und ich wagt' es nicht, ihr zu glauben. Du, liebe, göttliche Pflanzerin, 'bist glücklich! ich krône dich hier mit dieser Myrtenkrone; Christinenthal ist deine Monarchie; Liebe, Tugend und Seeligkeit sind deines Hofstaats Erste — vergiß nun deiner Agathe nicht in d'Aubants Armen"!

Wirklich hestete Madame Desfontaines die frische Myrtenkrone auf Augustinens Haupt, von welchem in reizender Unordnung die Locken wallten über Achseln und Nacken. — Der ganze Zug gieng zur nächsten Capelle, und die verwittwete Fürstin ward — vermählt mit dem Geliebten — Madame d'Aubant.

## 7.

### Nachschrift.

Und eine Reihe schöner Monden und Jahre blühte dem hochbeglückten Paare in Louisianas Einsamkeit auf. Die Geburt einer reitzenden Tochter erhöhte die Seeligkeit der fürstlichen Mutter. Sie säugte ihr Kind selbst, und unterrichtete es, so bald es stammeln lernte, in ihrer Muttersprache, der deutschen.

So hatte das erhabne Weib, indem es siegend über die Vorurtheile der Welt, und nur in seine Tugend gehüllt, dahin gieng, das harte Schicksal unter seinen eignen Willen gebeugt. Selbstschöpferin ihres neuen Wirkungskreises in unbekannten Regionen, bereitete sich die muthmaßliche Erbin des größten Reichs der Welt

ihr Elysium in den Hütten stiller, harmloser Pflanzer, und fand sie hier mitten unter wilden Völkerschaften ein himmlischeres Loos, als im kaiserlichen Pallast von Petersburg ihr nie zu Theil werden konnte.

So verfloß der schönste und wichtigste Zeitraum ihres Lebens. D'Aubants Pflanzungen vergrößerten sich mit jedem Jahre. Er herrschte im Ueberfluß.

Zwey Umstände aber trafen späterhin zusammen, durch welche diese Glücklichen veranlaßt wurden, ihren Aufenthalt zu verändern — eine Krankheit d'Aubants, welche ohne Berathung mit geschickten Aerzten in ihren Folgen gefährlich zu werden drohte, und die falsche, golddürstige Politik des neuen Gouverneurs zu Neu-Orleans.

Sie verkauften ihre Pflanzungen mit großem Gewinn, und reisten nach Frankreich zurück. Die Prinzessin glaubte nun in Europa längst vergessen zu seyn. Sie kamen nach Paris und d'Aubant übergab sich den Aerzten, und nahte bald seiner Genesung.

Eines Tages gieng Augustine mit ihrer Tochter lustwandelnd durch den Garten der Thuillerien. Beyde unterhielten sich in deutscher Sprache. Graf Moriz, der Marschall von Sachsen, stand in ihrer Nähe, und bemerkte die Damen. Da sie in seiner Muttersprache redeten, wollte er die Gelegenheit nicht verlieren, mit so liebenswürdigen Landsmänninnen Bekanntschaft anzuknüpfen. Er trat zu ihnen, und erkannte die Prinzessin von Wolfenbüttel,

welcher ſeine Mutter, die Gräfin von Königsmark, vor mehrern Jahren zur Flucht aus Petersburg geholfen. Vergebens wollte ſich die Ueberraſchte ihm verbergen. Sie war einmal erkannt, und der Marſchall bat um die einzige Gnade, ihre Anweſenheit in Paris dem Könige zu melden. — Alle Vorſtellungen der Prinzeſſin waren dagegen fruchtlos. Sie ergab ſich endlich in ſeine dringenden Bitten; doch unter der Bedingung, daß er das Geheimniß nur noch drey Monate lang bewahren ſolle. Er verſprachs und erhielt dafür die Erlaubniß, daß er der Prinzeſſin von Zeit zu Zeit ſeine Aufwartung machen dürfte.

Der Chevalier war inzwiſchen wieder vollkommen geſund worden. Und als der Marſchall am Ende des beſtimmten Vier-

reljahrs die Prinzeſſin noch einmal beſuchen wollte, bevor er dem Könige die wichtige Entdeckung machte, war ſie mit ihrem Gemahl und ihrer Tochter verſchwunden. Doch erfuhr er, daß ſie ſich nach Oſtindien eingeſchifft, und die Inſel Bourbon zum Wohnort gewählt hätten.

Graf Moriz eilte zum König. Dieſer, nicht minder durch die Entdeckung überraſcht, ließ auf der Stelle, durch ſeinen Miniſter, dem Gouverneur der Inſel befehlen, den Chevalier d'Aubant und deſſen Gemahlin mit der ausgezeichneteſten Achtung zu behandeln, und ihnen in allen Wünſchen vorzueilen. Aber damit noch nicht zufrieden, ſchrieb der König eigenhändig einen Brief an die Königin von Ungarn, wiewohl er mit ihr im Kriege

war, und unterrichtete sie von den ausserordentlichen Schicksalen ihrer, längst als todtbeweinten, Tante.

Die Antwort der Monarchin enthielt, ausser den Empfindungen ihres Dankes, ein beygefügtes Schreiben an Madame d'Aubant. Die Königin bat sie, zu ihr an ihren Hof zu kommen; der König von Frankreich werde für ihren Gemahl und für die Tochter, so sie mit demselben erzeugt hatte, auf das glänzendste sorgen. — Aber die Prinzessin, erhaben über den traurigen Pomp der Höfe, und über jene eisernen, unglückseeligen Gesetze der Etikette, unter denen die Heiligthümer der Natur zertreten werden, antwortete ihres hohen Geistes würdig und im stolzen Gefühl ihres Glücks. Sie verwarf alle An-

träge, und blieb in ihrem beneidenswürdigen Dunkel. In der Insel Bourbon war sie noch im Jahre 1754.

Nach dem Tode ihres Mannes und ihrer Tochter begab sie sich wieder nach Europa. Viele behaupten, daß sie sich nach Montmartre zurückgezogen habe, wo man sie noch im Jahre 1760 gesehn haben will.

Andre versichern, daß sie den Abend ihres tugendhaften Lebens in Brüssel gelebt habe, wo ihr eine ansehnliche Pension aus dem Hause Braunschweig ward. Hier ward sie aller Armen Trösterin; jeder Unglückliche fand Hülfe bey ihr, wenn ihn die ganze Welt verlassen hatte. Eine unzerstöhrbare, sanfte Heiterkeit schwebte in ihren Gesichtszügen, wie Wiederglanz ihres

innern Seelenfriedens. Nahe an siebenzig Jahren bewahrte sie noch immer die Spuren ihrer ehmaligen Schönheit; und der hohe, unbesiegbare Geist, und die Fülle reiner und beseeligender Empfindungen, mit denen sie die Tage ihrer Jugend durchwandelte, blieben ihr noch im stillen Lebenswinter getreu.

Und als sie nun, so wird von ihr erzählt, die holde Stunde schlagen hörte, welche ihre Seele wieder vereinen sollte mit dem vorangegangnen Freund ihres Herzens, mit d'Aubant und ihren Kindern — und als aller Augen an ihrem Sterbebette weinten, wandte sie sich noch mit sanftem Lächeln zu den Klagenden, und sprach:

„Ich habe einen ſchönen Traum geträumt; nun laßt mich zum Leben doch erwachen"!

# Neue
# Verlagsbücher
von
# Orell, Füßli und Compagnie,
in Zürich.

Anthologie, lyrische, herausgegeben von Fr. Matthissen 7 und 8r Theil. 8 3 fl. ord.

— Dieselbe — auf geglättet Velin. 4 fl. ord.

Handbuch für Kunstliebhaber und Sammler über die vornehmsten Kupferstecher und ihre Werke, von den Herren Huber, Rost und Martini; 7r und 8r Band. 8 3 fl. 48 kr. ord.

Manuel des curieux et des amateurs de l'art contenant une notice abregée, des Graveurs &c. par Mrs. Huber, Rost & Martini. Vol. 7 & 8. 8. 3 fl. ord.

Militärarchiv, neues; herausgegeben von einer Gesellschaft erfahrner und Schweizer-Offiziere. 1r Band, in 6 Heften. 8. 4 fl. neu.

Prinzessin, die, von Wolfenbüttel; vom Verfasser des Alamontade. 2 Thle. 8. 3 fl. ord.

Sammlung kleiner Landschaften, Titelkupfer und Vignetten, aus dem Verlage von Orell, Füßli und Comp. in Zürich. 7r 8r u. 9r Heft. 4. 6 fl. ne.

— — — von Schweizertrachten, nach den Zeichnungen von König und andern; mit color. Abbildungen. 2s Heft. 12. 2 fl. 30 kr. netto.

Shakespears Schauspiele; neue Ausgabe von J. J. Eschenburg. 10r Band, gr. 8. auf geglättet Velin. 4 fl. auf Schreibp. 2 fl. 15 kr. auf Druckp. 1 fl. 30 kr.

Schweizer, Jakob, Sammlung der vorzüglichsten Sittensprüche Jesu, nach Matthäus V, VI, VII, Neu übersetzt und erläutert. Als Probe einer herauszugebenden Uebersetzung der christlichen Religions-Urkunden mit Anmerkungen, welche das Wissenswürdigste und Bewährtgefundene aus den Schriften der berühmtesten Exegeten ältterer und neuerer Zeit mit eigenen Zusätzen enthalten. Theologen, Religionslehrern und Wahrheitsforschern gewidmet. gr. 8 1 fl. 30 kr. ord.

# Genfer Novellen.

Nach dem Französischen

R. Töpffer.

---

Herausgegeben

von

Heinrich Zschokke.

---

Erstes Bändchen.

---

Aarau 1839.

Im Verlag von H. R. Sauerländer.

54-4768

L

23.2.55

Warum sollt' ich nicht glauben, daß diese kleinen Erzählungen, durch den in ihnen verbreiteten Reiz von Natürlichkeit, Feinsinn und Anmuth, auch noch Andern gefallen werden? Sie gewährten uns, beim Vorlesen im Familienkreise an Winterabenden, so reichen und reinen Genuß, wie selten eine der neueren Gaben der Tagesliteratur. Es sind zarte Abspieglungen des innersten Seelenlebens. Nicht selten erblickt man, überrascht und lächelnd, sich selber darin wieder, mit seinen eignen träumerischen Zuständen, Stimmungen, Verstimmungen, und geheimen Selbsttäuschungen, die man niemandem gestehen mag, und für die das Geständniß auch nicht leicht das richtige Wort findet.

Der Verfasser lebt in Genf; ist an der Akademie daselbst Professor der Rhetorik und schönen Wissenschaften, daneben auch Vorsteher einer zahlreich besuchten Erziehungsanstalt. Er wählte seine Vaterstadt, die ihn achtet und liebt, sammt ihren Umgebungen, am liebsten zum landschaftlichen Hintergrund seiner „Genre-Bilder"; und sein Uebersetzer vermuthlich deswegen den Titel: Genfer-Novellen."

In seiner Jugend wollte unser Erzähler schlechterdings Maler werden; denn sein Vater war es.

Dieser aber, obgleich ein geschätzter und glücklicher Künstler, zog vor, den Sohn in eine wissenschaftliche Laufbahn hinein zu lenken. Der wackere Mann wußte wohl, daß Mittelmäßigkeit des Talents überall in der Welt eine brauchbare und glückliche Rolle spielen könne, sogar oft eine glücklichere, als das glänzendste Genie; aber daß sie nirgends verlassener stehe, als im Gebiete der Kunst. Hier gilt nur: „Aut Caesar aut nihil.“ — Der Sohn war indessen andrer Meinung. Er nahm seine Neigung für Ruf der Natur; für ihre Weihe zum Höchsten. So ging er, als gehorsames Kind, zwar in die Schule; aber die Grammatik in der einen Hand, zeichnete und malte er mit der andern.

Der kluge Vater sah endlich wohl ein, das sei der gradeste Weg zur Pfuscherei in Wissenschaft, wie in Kunst. Er gab also der Neigung des Sohns nach, doch unter der Bedingung, dieser solle zuvor seine Studien vollenden. Er vollendete sie, und warf sich dann mit jugendlicher Inbrunst in die Arme seiner ersten Liebe. Schon fühlte er sich hier selig; schon genoß er die Genugthuung, anerkannt zu werden, und Aussicht, früher oder später in seiner Kunst die Palme der Meisterschaft zu erringen. — Da ward er von einem gefährlichen Augenübel befallen. Nahe daran, gänzlich zu erblinden, mußte er seiner Lieblingsmuse Lebewohl sagen und wieder in die wissenschaftliche Laufbahn zurückkehren. So ward er, es war im Jahr 1822, in einer Genfer Erziehungsanstalt, als Un-

terlehrer, angestellt; zehn Jahr später erhielt er den Lehrstuhl der Rhetorik und im J. 1836 die Professur der schönen Wissenschaft. Jetzt ein Mann von ohngefähr 40 Jahren, glücklicher Gatte, glücklicher Vater, liebt er noch, mit unerloschner Zärtlichkeit, die verlassene Kunst, ohne eben zu bedauern, daß sie nicht sein Lebensberuf geworden. In Mußestunden, statt mit dem Pinsel, schafft er mit der Feder kleine, niedliche Seelengemälde.

Vielleicht dienen diese wenigen Angaben, manchen Zug der folgenden Novellen zu erklären, in denen, mit dem freien, leichten, gefälligen Ton des französischen Schriftstellers, eine nur den Deutschen eigne Gemüthlichkeit herrscht. Fast sollte man glauben, diese sei dem Dichter mit dem germanischen Geblüt angeerbt worden. Denn seine Großältern stammten aus Sachsen; auch seine Mutter noch war eine Deutsche, eine geborne Kaunitz, woraus die französische Schweiz eine Comtesse machte.

In Frankreich selbst sind die Erzählungen des Herrn Töpffer fast unbekannt. Sie erschienen zu Genf vereinzelt, oder in der dortigen Bibliothèque universelle von Zeit zu Zeit, seit dem Jahre 1830, abgedruckt. So entgingen sie einer allgemeinern Aufmerksamkeit. Und doch hat die neuere, französische Literatur nichts Aehnliches dieser Gattung aufzuweisen. Auch wär' es die Frage, ob die einfachen Schildereien, die treuaufgefaßten Züge der menschlichen Natur, die

harmlose Unschuld und Ruhe in den Darstellungen unsers Erzählers, dem überreizten, verbildeten Geschmack der Pariserwelt eben zusagen würden, in der nur die genialischen Zerrbilder, die fantastischen Verrenkungen der Gestalten, wie sie ein Victor Hugo, Al. Dumas, Balzac u. a. m. schaffen, fast allein noch Furore erregen zu können scheinen.

Als Vorredner hab' ich gewiß das Wort schon viel zu lange geführt. Darum sag' ich von der Uebersetzung der Novellen, ich sollte sie richtiger, Nachbildung heißen, selbst nichts, als etwa, sie mag den unvermeidlichen Naturfehler jeder Uebersetzung tragen. Denn die treueste, oder freieste Uebertragung, mag uns zwar die in fremdes Erdreich versetzte Blume nach Form und Farbe unverletzt wiedergeben, wie sie sich im Aurikelbeet des Dichters erschlossen hatte; aber wer kann dabei immer verhüten, daß nicht der duftige Staub vom zarten Sammet der Blumenkrone, bei der Verpflanzung, mehr oder minder verwischt werde?

Heinrich Zschokke.

# Das Pfarrhaus.

Das Leben gibt uns manche Götterstunde; aber wer kann sie beschreiben, wer wieder erzählen? Denn, an besondern Ereignissen leer, ist ihr Genuß selbst das einzige, einfache Ereigniß, was uns beschäftigt. In einer solchen Stunde scheint der Strom der Zeit still zu stehen. Man fühlt nur Gegenwart; es gibt weder Vergangenheit noch Zukunft. Was uns umringt, hat sich das Wort gegeben, in unsre gemüthliche Ruhe nichts Störendes zu werfen. Die Seele ist in der Behaglichkeit ihres Daseins aufgelöst, ohne Verlangen, ohne Besorgniß; gibt sich dem weichen Zuge ihrer Gefühle lässig hin, und vor ihr schwebt das Weltall still und schimmernd, wie ein Regenbogen.

Ich lag in solcher Behaglichkeit am Ufer des Fischweihers. Drei Andre, nicht weit von mir, waren in ähnliche gedankenlose Seligkeit versunken. Nichts verrieth bei ihnen Kummer. Vielmehr ihr leichtes „Sich-in-die-Brust-Werfen", dieser legitime Stolz des Wohlseins; ihr gemächliches Einherwandeln, hatte mir schon ihre Harmlosigkeit, ihren Sinn ohne Arg, ihren Seelenfrieden vorher verkündet. Jetzt gaben sie dem milden Einfluß der Mittagssonne nach. Sie hatten sich gelagert; schliefen ein, und selbst ihr Schlummer war das Bild sorgloser Unschuld.

Recht beneidenswürdig in meinen süßen Träumereien, tändelt' ich mit einem Steinchen in der Hand bewußtlos, und beobachtete das Glück meiner Gesellschafter ohne Neid. Dann schleudert' ich, wie im Uebermuth des eignen Wohlgefühls, den Stein in das ruhige Wasser des Teiches. Plötzlich fuhren alle drei mit ihren Köpfen unter den Flügeln hervor. Es waren, ich hab' es zu sagen vergessen, drei Enten. Sie hielten eben ihre Sieste, während ich, am Ufer hingestreckt, vegetirte.

---

Auf dem Lande ist eine [illegible]ige, sommerliche Mittagsstunde die Zeit des Schweigens, der Ruhe, des Träumens. Während das Tagesgestirn seine Strahlenfülle fast senkrecht herabgießt, hangen Kräuter wollüstigschmachtend; Mensch und Thier gibt das Arbeiten auf; kein Lüftchen seufzt in den Zweigen der Gebüsche. Nur kleine Mücken schwärmen lustig in der goldnen Luft umher. Ihr Summen, wie eine ferne Musik, macht die allgemeine Stille noch stiller.

Und ich, — was weiß ich's, woran ich eben dachte? oder ob ich überhaupt etwas dachte? Ich hörte fernes Zirpen einer Grille. Ich sah, auf dem Rücken liegend, am Himmel über mir die Wolken wandeln und in ihrem stillen Zuge sich verwandeln. Oder, am hohlen, knorrigen Stamm einer Silberweide gelagert, betrachtete ich im Grase die Hälmchen desselben, die mir ungeheure Palmen schienen; das sammetgrüne Moos, mit zarten Blüthenbüscheln; die kleine, wenig

bekannte und doch wunderbare Welt mit ihren Gebirgen, Thälern und schattigen Pfaden, auf denen hier ein Käferchen irrte, dort eine Ameise geschäftig hinlief, einer andern begegnete und still stand, um mit ihr zu reden. Wer Alles verstände! Die ganze Schöpfung ist ein geheimnißvolles Wunder. Ob ich den Blick in den Abgrund des Himmels, oder in den Schatten des Mooses senke, überall begegnet einem Gottes Herrlichkeit.

Zuweilen schweifte mein Auge wieder längs den dämmernden Umrissen der Berge. Dann dacht' ich an das, was dahinter liegen mag; an Städte und Dörfer der Millionen Sterblichen, die sich im Staube, wegen des Staubes, wegen noch Schlechters, gegenseitig quälen; dachte an ferne Meergestade, Ozeane, Inseln. Geschwind kehrt' ich um; das Unermeßliche erregt Schwindel. Ich sehe lieber nach der nahen Wiese, oder — auf meinen Rockärmel.

Manchmal geschah auch, daß ich die Augen seitwärts wandte, wo, etwa fünfzig Schritte jenseits dem Weiher, der Thurm der Dorfkirche über die Bäume hinausschaute. Ich sah ihn immer gern. Er ist in seinem Aeussern ohne allen geistlichen Stolz, einfältig, traulich, altväterisch. Besonders war ich jedesmal sehr aufmerksam, wenn der Zeiger des verblichenen Zifferblatts den nahen Schlag der Thurmuhr voraus meldete, und ich dann, durch die bogenförmigen Oeffnungen, darüber den Hammer erblickte, wie er endlich lebendig ward, sich schwarz am himmlischen Hintergrund aufrichtete und tönend gegen die Glocke niederfiel. Lange

und gern horcht' ich dem allmähligen, immer leisern Verklingen des letzten Tones nach, bis er, mit melodischen Bebungen in der Luft zerrinnend, ausstarb.

Freilich, dann stand auch vor meinen Gedanken das heimathliche Pfarrhaus. Ich dachte an die friedsamen Bewohner desselben; und an die nächste Nachbarschaft; folglich auch an Louisen. Und indem ich meine Stirn auf den Arm legte, wohnt' ich in einer Welt lieber Erinnerungen, ach, die niemand besser kannte, als mein Herz.

Diese Erinnerungen sind nur Wiederschein von kindlichen Freuden, kleinen Spielen, ländlichen Genüssen. Wir hatten Gärtchen gepflanzt, Vögel erzogen, in einem Wiesenwinkel Feuer gemacht. Auf unserm frommen Esel reitend, hatten wir das Vieh zur Weide getrieben; hatten Nüsse abgeschlagen, oder uns im Heu herumgetummelt. Es gab gewiß auch im Obstgarten keinen Kirschbaum, an der Sonnenseite der alten Pfarrmauer keinen Pfirsichbaum, der uns nicht durch tausend Erinnerungen wichtiger gewesen wäre, als alle Cedern von Libanon, als alle Palmen und Pisangbäume der ganzen Welt. Für Louisen hatt' ich — die besten Kinder sind nicht jederzeit fromm — bei den Notabeln in der gesammten Nachbarschaft regelmäßig die Erstlinge aller Fruchtbäume geangelt; für sie mit dem großen Hund, mit dem Feldhüter, mit dem Dorfmagistrat mancherlei Händel gehabt. Sie naschte gern; und ich war ein unverbesserlicher Wildfang. In jener Zeit lebt' ich blos dem Augenblick, wie er eben kam; sann über nichts; sorgte um nichts;

ſprang, kletterte, trieb mich herum, und fürchtete nichts, als etwa Nachts — den lauernden Feldhüter.

---

An dem Tage aber, von dem ich eigentlich hier erzähle, nahm niemand weniger in der Welt, als dieſer Schreckensmenſch, meine Gedanken in Anſpruch. Der Ehrenmann war längſt geſtorben, und ſein Nachfolger hatte die vortheilhafteſte Meinung von mir. Er ſah mich wohl ebenfalls oft einſam am Ufer des Weihers, aber ohne die geringſte Beachtung ſämmtlicher Erſtlinge des Feldes und der Baumgärten, welche der Hut und Obſorge ſeines Amtes anvertraut waren. Dieſe ſehr verſtändige Perſon nahm bald wahr, daß der Vorzug, welchen ich der unwirthlichen Umgegend des Teiches gab, ein andres Gelüſt zum Grunde hatte; er mochte vielleicht glauben, ein poetiſches.

Und wirklich, trotz der Nacktheit des Ufers hatt' ich eine beſondre Vorliebe für den kleinen Sumpf und den alten Weidenſtamm, der ſich darin ſpiegelte. Ich hatte meine kleine Domäne daraus gemacht. Ich war ſicher, hier Mittags keine Seele zu finden, als die drei Enten, deren ſtille Geſellſchaft mir ganz wohlgefiel, und ſich mit meinen Träumereien verbrüdert hatte, als gehörten ſie dazu.

Indeſſen will ich nicht läugnen, es war ſeit einiger Zeit eine ſonderbare Veränderung vorgegangen. Ich mochte an Louiſen Liebes denken, als bei ihr ſein. Wie dies gekommen ſein mag, weiß ich ſelber nicht. Wir beide waren bisher noch immer die Vorigen geweſen;

hatten kein anderes Interesse gekannt, als uns nach den Unterrichtstunden zu suchen, um mit einander zu spielen, zu plaudern, zu hüpfen und zu lachen. Nur dann und wann schien mir dabei ihr Wesen etwas ungewöhnlicher Art. Dann und wann hatt' ich bemerkt, wie über ihr Gesichtchen, durchaus um Nichts und wieder Nichts, eine leichte Röthe flog. Eine gewisse Schüchternheit, ein schwermüthiges Lächeln, ein zurückhaltender Ernst, ein, ich weiß nicht was? hatte sich statt ihrer vorigen, närrischen Fröhlichkeit und kindlichen Unbefangenheit eingefunden. Ich war darüber fast irre an ihr geworden. Unsre Bekanntschaft, wie alt sie auch wirklich schon war, schien mir nun seit Kurzem erst gemacht. Daher zog ich mich zurück und war ihr doch nicht böse. Ich fühlte in ihrer Nähe eine wunderliche Blödigkeit, und hatte mich doch gar nicht vor ihr zu fürchten.

Das begab sich ohngefähr in der Zeit, als ich anfing, dem Weiher öftere Besuche abzustatten, um an sie zu denken. Und wenn ich an sie dachte, vergaß ich all mein Leid. Nichts freute mich so sehr, als mich ins Vergangne zurückzuträumen. Eine Erinnerung um die andre, bis auf die entfernteste, zog ich wieder im Gedächtniß hervor. Es waren kleine, unbedeutende Dinge; Dinge nicht des Namens werth, aber, wie schienen sie mir nun so reizend! — Und nun wars nicht mehr so. Ich weiß nicht, welche unsichtbare Macht mich von ihr wegzog; welche Zauberkraft mich um mein altes Glück gebracht hatte. Das machte mich oft traurig.

Ich bekam Besuch. Ein Sperling war's. Er setzte sich keck und lustig auf den alten Weidenstock. Die Spatzen sind mir lieb; ich war von jeher ihr Schirmherr; und es gehörte bei uns im Dorf etwas Heldenmuth dazu, sich ihrer anzunehmen. Alle Welt war gegen sie und ihre kleinen Diebereien verschworen, weil sie keinen Tag aufhören wollten, Körner zu fressen.

Der da auf dem Baum und drei, vier andre noch, kannten mich wohl; und ich kannte sie. Auch wir hatten unsererseits einen Bund gegen das Dorf, gegen die Selbstsucht der Menschen geschlossen. Das Korn war reif. Da hatte man mitten in den Kornacker einen hohen Pfahl gestellt, ihm einen durchlöcherten Hut aufgesetzt, der den Kopf zu den Schultern eines flatternden, zerlumpten Rocks bedeuten sollte. Meine Spätzchen beäugelten zwar mit Vergnügen die vollen, goldigen Aehren; aber um alle Kornfelder der Welt hätten sie nicht in Gegenwart der würdigen, gestrengen Magistratsperson, die da Schildwacht hielt, die kleinste Aehre berührt. So oft ich nun längs dem Acker zu meinem Platz am Weiher wanderte, pflegt' ich ein Dutzend Aehren abzustreifen, ganz ohne Gewissenskummer, sogar mit heimlicher Freude. Ich streute sie dann um mich her, wo ich lag, und sah vergnügt zu, wie die niedlichen Kameraden, von den nächsten Zweigen her, auf das bescheidne Gastmahl zuflogen, und mir die Körner fast aus den Händen pickten. Ich verhehle es gar nicht; wenn ich nachher heimging, und neben dem grimmigen Popanz vorbei, empfand ich, diesem Repräsentanten des menschlichen

Egoismus gegenüber, jedesmal eine kleine Anwandlung von stolzem Trotz und Hohn.

Der Sperling also, von dem ich vorhin sprach, schwang sich nach einer kurzen Musterung des Bodens, vom Observatorium des Weidenbaumes, nach einer der hingeworfenen Aehren. Sie lag in der nächsten Nähe der Enten. Die Enten bei sich Herrn zu Hause, fanden es etwas zudringlich, wenn sich ein Spatz anmaßte, sie in ihrem beschaulichen Leben zu stören. Also verlängerten sie ihre Hälse und liefen gegen den muntern Springinsfeld Sturm, der indessen mit der Aehre im Schnäbelchen schon wieder seinem Neste, durch alle Lüfte, und dem Popanz an der Nase vorbei, zugeflattert war. Die Enten machten ihrem Aerger darüber gewöhnlich durch ein langes Geschnatter und heiseres Geschrei, Luft. Solch ein Lärmen um eine wahre Kleinigkeit brachte mir unsern Kantor, oder Kirchenvorsänger, in den Sinn; ich glaube aber, es kam nur durch Verwandtschaft der Ideen so; gewiß nicht aus satyrischem Muthwillen. Ich hätte den Mann lieber ganz von meiner Gedächtnißtafel weggewischt; denn so oft ich an ihn dachte, war es um all' meine Lust gethan. Durch ihn, ja nur durch ihn allein hatt' ich Haß und Furcht, Scham und Zorn und andere häßliche Leidenschaften kennen gelernt, die mir ehemals völlig fremd gewesen waren.

---

Die Leute sagten zwar von ihm: „Er ist ein braver Mann; ein Ehrenmann!“ Ich aber dachte: „Ein

Böser ist er." — Sie meinten freilich: „Er mag etwas hart und streng sein!" Ich fand ihn etwas brutal und hatte meine Ursach dazu; eine Ursach die mich persönlich anging. Jedesmal und von jeher hatte er meine kleinen Sünden, und wie er sich einbildete, von rechtswegen, allen Notabeln des Dorfs, dem Feldhüter, ja sogar meinem guten Pflegevater klagend angezeigt und mich dadurch in den Ruf eines durchtriebenen Thunichtgutes gebracht. Seine sogenannte Strenge hatte mich, als ich noch kleiner war, nicht selten mit der plumpen Stärke seines Arms und mit manchem gellenden Klatsch seiner breiten Hand, in Verkehr gebracht. Wie konnt' ich ihn lieb haben? — Es mag sein, hätt' ich mit ihm allein in der Welt gelebt, würd' ich mich an seine Art und Weise gewöhnt, und sie, wie Ausbrüche eines tugendhaften Zorns betrachtet haben, weil ich mich doch nicht immer völlig unschuldig wußte. Allein ich kannte auch andere Personen. Und die gütige Nachsicht, die ich im Herzen eines andern Mannes gefunden hatte, gab der Tugend des Kantors ein rauhes, zurückstoßendes Ansehen. Seitdem pflog ich noch immer zweierlei Tugend und Gerechtigkeit zu unterscheiden; die eine ist herbe, zornmüthig, unbarmherzig; hingegen die andere schonend, freundlich, liebenswürdig.

Aber ich hatte jetzt gegen den Kantor etwas viel Schwereres auf dem Herzen. Ich war nun groß geworden. Er nahm gegen mich nicht mehr, wie ehemals, die Beweggründe des Faustrechts zur Hand wenn er mich bessern wollte, sondern seine düstere Ge-

muthsart machte sich in heftigen, barschen Worten Luft, und in Redensarten, die von Mißtrauen und Verachtung durchbittert waren und mein Selbstgefühl schmerzlich kränken mußten. Es kann sein, vielleicht verdient ich sie in einem gewissen Punkt. Weil ich im Pfarrhause meinen lieben, guten Pflegevater hatte, dem ich all mein Thun und Lassen ohne Hehl, meine Unbesonnenheiten ohne Verschönerung zeigte, so glaubt ich mich nicht gehalten, auch noch dem Kanter Alles zu gestehn. Weil ich mich in meinen Augen vom Vorwurf der Lüge, oder Falschheit, rein wußte, nahm ich mir zuweilen die kleine Bosheit nicht übel, gegen den Kanter den Zurückhaltenden zu spielen. Auf die Art reizte ich seine Galle. Aber dafür hatte er mich vor Kurzem durch ein einziges Wort gezüchtigt, das ihm im Aufbrausen entwischt war; ein Wort, das den Quell seines geheimen Widerwillens, ja seines Eckels vor mir an's Tageslicht brachte; ein Wort, das die ganze Ruhe und Sicherheit vernichtete, worin ich bisher gelebt hatte.

Nämlich, als er wieder einmal gegen mich ausfuhr, und ich seinem Anstürmen gehörig Stirn bieten wollte, hielt' ich ihm, zum Muster, die Milde und Sanftmuth meines Pflegevaters, vor. Er aber wallte noch heftiger auf. „Ja, solch einen Fündling, wie du bist," rief er: „solchen Fündling noch dazu verhätscheln! Er ist viel zu gut gegen einen Fündling, wie dich!"

Fündling! — Also ich ein armes, elternloses, aufgefundenes Kind? Ich konnte nicht eilig genug mit meiner Bestürzung den allereinsamsten Winkel finden,

um mich zu beruhigen. Das Wort hatte mein halbes Leben zu Boden geschlagen.

Seit dem Tage mied ich, so viel ich nur konnte, des Kantors Gegenwart. Mir war wohl, wenn ihn Feldarbeit entfernt vom Pfarrhaus hielt. Erst dann kam, von Morgens an, mein Frieden in mir, meine gutmüthige Zuversicht auf Alles, wieder, die über Alles einen stillen Reiz goß. Dann vergaß ich selbst jenes Wort, welches mich so sehr erschüttert hatte. Seeliger Leichtsinn der Jugend, der das Vergangene für vergangen hält, als wäre es nun nicht mehr wahr, oder vorhanden!

Ja, manchmal, wenn ich dachte, daß eben dieser Mann Louisens Vater war, bemerkt' ich etwas überrascht in mir eine Art kindlicher Verehrung für ihn. Sein barsches Wesen schien mir gar kein Grund, ihn nicht ebenfalls ein wenig lieb zu haben. Je mehr er mich zurückstieß, je mehr ward mir Muth, als müßt' ich die Kluft zwischen ihm und mir durch jedes Opfer wieder ausebnen. War er nicht Louisens Vater? In der Ferne sah ich ihn ohne Furcht und Groll. In meiner Einsamkeit war ich dem furchtbaren Mann wirklich gut.

---

Ich lag also, wie gesagt, — immer verlier' ich den Faden der Erzählung, — ich lag neben dem Weidenbaum am beschilften Teich auf dem Rücken hingestreckt, den Hut übers Gesicht gelegt, um es vor der Sonne zu schützen. Ich dachte an den Kantor.

Da fühlt' ich ein gelindes Jucken, das bei meiner Daumenspitze den Anfang nahm, und langsam gegen den Obertheil der rechten Hand vorrückte, die nachlässig im Grase lag. Ist man einsam, so wird Alles zur Begebenheit. Ich richtete mich mit halbem Leibe auf, um nachzusehn. Es war ein kleiner niedlicher Käfer, schön roth mit einigen schwarzen Punkten auf den Flügeln; einer von denen, die man bei uns „Herrgotts-Käferchen" nennt. Vermuthlich wollt' er die Merkwürdigkeiten meiner Hand mustern. Schon beim ersten Daumen-Gelenk angekommen, wollte der Wißbegierige seinen Weg fortsetzen, als ihm ein Paar Falten Schwierigkeiten machten. Er stand still und überlegte. Um dem kleinen Fremdling in meinem Gebiet Ehre zu bezeugen, nahm ich mit der Linken einen kurzen Strohhalm, und legte ihn so zwischen Daumen und Zeigefinger, daß es für das Mährchen eine artige Brücke gab. Damit der kleine Pilger nicht irre laufe, verrammelt' ich ihm die Auswege und hatte die unaussprechliche Freude, daß er meine Brücke betrat, trotz dem Abgrund darunter, aus dessen Tiefen die von der Sonne beleuchteten Unebenheit der Beinkleider ihm, wie entsetzliche Felsklippen aus einer Unterwelt erscheinen mußten. Er ließ jedoch gar nichts von Schwindel merken. Aber es begab sich zum Glück ein seltenes Unglück in der Welt; nämlich die Brücke drehte sich, sammt ihrem kühnen Bewandrer, das Oberste zu unterst. Mit aller Behutsamkeit stellt' ich das Ganze wieder in Ordnung. Und ohne weitern Unfall gelangte der kleine Gast wohlbehalten ans andere Ufer, von wo

er seine Entdeckungen rüstig bis zur Spitze des Zeigefingers fortsetzte. Hier stieß er auf einen Dintefleck.

Dieser Dintefleck fesselte nun auch meine Blicke, und brachte mich im Gedanken zu meinem einzigen Freund und Beschützer auf Erden.

Das war der ehrwürdige Seelenhirt einer kleinen Christenheerde, deren Wohnungen zerstreut um das alte Pfarrhaus in der ganzen Gegend umherlagen. Als Kind [illegible] ihn [illegible] Vater geheißen. Später, da ich bemerkte, sein Name wäre ein andrer, als der meinige, nannt' ich ihn Herr Prevexe, wie ihn jedermann nannte. Später, wie des Kantors Wort mir ein Geheimniß enthüllt hatte, über welches ich nun öfters nachzudenken anfing, wurde mir Herr Prevere um vieles wichtiger. Er dünkte mich nicht mehr bloß ein Vater, sondern weit Höheres zu sein. Zu meiner herzlichen, vertrauensvollen Liebe fügte sich eine geheime, schüchterne Ehrfurcht. Ich erblickte in dem wenig bemittelten, ja fast dürftigen Pfarrer, den Mann, der voll heiligen Erbarmens meine verlassene Wiege bei sich aufgenommen hatte. Er war es allein, der meine Uebereilungen gern verzieh; als Zuschauer meiner Spiele lächelte; schonend meine Fehler tadelte, und mich durch einen einzigen traurigen Blick, durch eine Miene des Kummers, zur bitterlichsten Reue brachte. Nun erkannt' ichs wohl, wie bemüht er immer gewesen war, durch aufmerksame Zärtlichkeit gewissermaßen das Verächtliche auszugleichen, was meine Herkunft mir in den Augen Andrer gab; was diese nicht jederzeit zu verbergen wußten. Er hatte mir jenes unglückliche Ge-

heimniß so viele Jahre lang verschwiegen, und sich, durch das Aufdecken desselben, nicht einmal ein Verdienst bei mir, einen Anspruch auf größere Dankbarkeit, gewinnen wollen.

Ich hing herzinnig an dem frommen Greis; es ihm aber mit Worten zu äußern, war ich allzublöde. Gern hätt' ich mich manchmal, wenn ich mit Rührung erkannte, was er mir geworden, an sein Vaterherz geworfen; hätte mich da gern satt geweint und ihm Alles gesagt, was ich dankbar für ihn empfand, und wie ich ihn liebte. Es war mir unmöglich. Ich stand dann verlegen und stumm da und betrug mich, wider meinen Willen, kälter, steifer, als ich sonst war. — Das verdroß mich; ich schalt auf mich selber. Ich mußte dann eine Einsamkeit suchen, wo ich still für mich hinweinte. Da sann und spann ich mir allerlei günstige Gelegenheiten aus, in denen ich ihm mein volles Herz ganz aufthun wollte. Da hielt ich laute Anreden an ihn. Aber in seiner Gegenwart, — hätt' ich sie da wohl gewagt?

In diesen Entwürfen meiner Fantasie wünscht' ich sogar, daß ich einmal recht sterbenskrank werden möchte, um den Theuerwerthen an mein Bett rufen zu können. Und da, als würde die Nähe eines frühen Todes meine Worte überzeugender, meinen Ausdruck rührender machen, fleht' ich dann um Verzeihung meiner vielen Unarten; segnet' ich tausendfach seine tausend Mühen um mich; sagt' ich ihm mein heißes Lebewohl. Und wenn mich Wehmuth und Zärtlichkeit überwältigten, glaubt ichs

zu fühlen, wie ſich ſeine Thränen in die meinigen miſchten.

Es fiel mir noch ein anderes, eben ſo ſonderbares Mittel ein, mit dem ich aber auch nie zum Ziel kam. Ich wollte dem lieben Vater, den ich alle Stunden ſehn und ſprechen konnte, einen Brief ſchreiben. Anfangs ſchien mir der Gedanke unvergleichlich gut. Im Kämmerchen verſchloſſen, ſchrieb ich mehrere Briefe und ſteckte den, der mir am beſten gefiel, zu mir, um ihn bei erſtem ſchicklichen Anlaß zu übergeben. Sobald ich ihn aber in der Taſche hatte, gab ich mir alle mögliche Mühe, dem lieben Herrn Prevere auszuweichen. Und traf ich dennoch mit ihm zuſammen, wurd' ich feuerroth im Geſicht. Ich hatte nichts Eifrigeres zu thun, während er mit mir ſprach, als das Papier in der Taſche zu zerknittern und zu vernichten. Und doch ſtand Alles auf dem Papier, was ich ihm ſo gern einmal geſagt hätte.

---

Doch war es eben nicht durch Veranlaſſung eines ſolchen Briefs geſchehn, daß mein Zeigefinger vorn von Dinte ſchwarz geworden. Mir war am Vormittag Louiſe im Sinn gelegen, und meine Bekümmerniß über die unbegreifliche Aenderung, die zwiſchen ihr und mir eingetreten war, hatte mich getrieben, es Herrn Prevere ſchriftlich zu klagen. Ich las nun, am Ufer des Weihers, dieſen Brief noch einmal und noch einmal durch; feſt entſchloſſen, ihn ohne anders dem guten Herrn Prevere ſogleich in die Hand zu drücken.

Er lautete folgendermaßen:

„Ich schreibe es Ihnen, weil mir Muth fehlt, Ihnen mündlich davon anzufangen. Und doch sind Sie immer so liebreich gegen mich. Mehr denn einmal stand ich schon vor Ihnen dazu bereit; wenn ich Sie dann ansah, lieber Herr Prevere, starben mir die Worte von den Lippen weg. Und ich wollte doch nur aus dem Innersten des Herzens reden.

„Seit sechs Monaten schon, mein lieber Herr Prevere, seit dem Spaziergang auf die Berge, von dem ich, wissen Sie? so spät mit ihr heimkam, — seitdem ist sie anders; und bin ich auch nicht mehr derselbe. Nichts macht mir mehr Freude. Ich fürchte, auch Ihnen werd' ich unfleissig und unachtsam vorgekommen sein. Aber gewiß, es geschieht ohne meine Schuld und wider meinen Willen, und Sie glauben nicht, wie ich mir Mühe gebe, anders zu werden. Grade dann aber kommt mir der Gedanke immer wieder und noch tausend Anderes, was ich Ihnen sagen will, und was Sie, ich besorg es sehr, recht albern von mir finden werden. Nun ich Ihnen dies mitgetheilt habe, fühl' ich mein Herz schon leichter, und daß ich Ihnen Alles zu sagen Muth habe, sobald Sie mich fragen."

---

Ich muß noch etwas zum Verständniß des Briefs sagen:

Eines Abends waren wir beide, nämlich Louise und ich, ausgewandert. Wir wollten unsre Kühe besuchen, die den Sommer über bei den Sennhütten am Gebirg

zur Weide gingen. Wir sprangen munter den Fußweg bergauf; plauderten, lachten und trieben allerhand Muthwillen. Bei jeder Kleinigkeit, die uns aufstieß, standen wir still. In einer Waldlichtung riefen wir das Echo des Felsens an. Die geheimnißvolle, fremde Gegenstimme ließ nicht auf sich warten. Sie kam aus dem Buschwerk hervor, als wenn noch ein Dritter da wäre und machte uns Grausen. Wir sahn uns beide eine Weile starr an; dann nahmen wir jählings die Flucht, so geschwind wir konnten. Als wir weit genug waren, lachten wir uns einander tüchtig aus.

So erreichten wir einen Bach. Er war tief genug, um trocknes Fußes den Durchgang schwierig zu machen. Ich schlug Louisen vor, sie auf den Arm zu nehmen und hinüber zu tragen, wie ich es sonst wohl hundertmal schon gethan hatte. Sie verweigerte es. Ich sah sie verwundert an. Eine helle Röthe floß über ihr schönes Gesicht und im gleichen Augenblick erröthete ich ebenfalls unter mir unbekannten Gefühlen und dunkeln Vorstellungen, das schicke sich nicht für uns. Wir schlugen beide die Augen nieder, in Beschämung vor einander, als wenn wir sonst unrecht gethan hätten. Ich dachte nun daran, große Steine in das Wasser zu legen und ihr eine Brücke zu bauen. Allein ich bemerkte an ihren Bewegungen und Verlegenheiten, sie wolle lieber, der Strümpfe los, es baarfuß versuchen. — Ich ging, die Augen vor mir hingerichtet, weg, und stillschweigend voraus.

Bald vernahm ich wieder ihre Schritte hinter mir. Aber ich weiß nicht, ich wagte aus Schamhaftigkeit

nicht, mich nach ihr umzusehn. Und auch sie, als hätten wir uns darin einverstanden, fürchtete, da wir neben einander gingen, nach mir aufzublicken. Stumm, ohne ein Wörtchen, wanderten wir beisammen in verworrenen Empfindungen und Gedanken; vergaßen darüber Sennhütten, Kühe, Alles; ließen den Wiesensteg dahin links liegen und nahmen einen andern rechts, der ins Thal hinunterführte.

So war's allmählig Nacht geworden. Die Sterne funkelten am Himmel. Dann und wann drang ein einsamer Ton aus der Ferne, ein Säuseln des Laubes, durch die Stille. Wo das Gehelz nicht zu dicht stand, ging der Mond glänzend und freundlich hinter den Zweigen mit uns des Weges. Weiter unten traten wir wieder in volle Finsterniß hinein. Man konnte den Weg kaum noch von seinem grasigen Rand unterscheiden. Louise drängte sich dicht an meine Seite. Es rauschte unter einem Gebüsch neben ihr. Sie nahm mich erschrocken bei der Hand. Da trat plötzlich in mir ein Gefühl des Muthes an die Stelle der Unruhe; aber zugleich pochte mir das Herz von fremdartigem Vergnügen.

Jetzt ward uns beiden, als hätten wir für unsere Verlegenheit einen Ausweg gefunden. Wir empfanden alles Süße, was in einer Versöhnung liegt; und hatten uns doch gar nicht beleidigt. Für mich hatte dabei der Gedanke noch einen unnennbaren Reiz, sie sei meines Schutzes bedürftig, ich ihrer furchtsamen Schwachheit Stütze. Ich benutzte die Dunkelheit, in der sie nicht sehn konnte, was in mir verging, und wandte

beſtändig die Augen nach der Seite, wo ſie ging; ließ mich davon auch gar nicht dadurch abhalten, daß ich im Finſtern nichts von ihr erblickte. Aber ich war mir dann ihrer Nähe viel bewußter, und den angenehmen Empfindungen, die mich durchbebten, weit überlaſſener.

An der Waldgränze, wo wir den freien Himmel und den Mond wiederfanden, entſtand neue Noth. Denn nun glaubte ich keinen zureichenden Grund mehr zu haben, ihre Hand länger feſtzuhalten; anderſeits ſchien es mir unfreundlich und einfältig, ſie fahren zu laſſen. Ich hätte den Augenblick etwas darum gegeben, wenn Louiſe die ihrige zuerſt weggezogen haben würde. Die leiſeſten Bewegungen ihrer Finger verleiteten mich zu ſonderbaren Folgerungen, und wenn ſich einer der meinigen unwillkürlich rührte, war ich in Furcht, Louiſen beleidigt zu haben. Zum größten Glück erreichten wir endlich eine Hagſperre, die wir überſteigen mußten. Ich ließ die Hand los, welche mich durch ein wahres Labyrinth von mir nie gekannter Vorſtellungen und ſeeliger und banger Zuſtände geführt hatte.

Einige Augenblicke ſpäter kamen wir ſchon zur Pfarre.

---

Dies war alſo der wichtige Lebensmoment, auf welchen ich in meinem Brief hindeutete. Ich war noch am Leſen dieſes Briefs, als ſich hinter mir, im Pfarrhauſe, ein Fenſter öffnete. Beim Hinſchauen ward ich meinen ehrwürdigen Pflegevater gewahr. Er ſtand in

seiner Stube und betrachtete mich. Geschwind zerriß ich den Brief, wie alle frühern.

Herr Prevere, in der Stellung eines Nachdenkenden, blieb mit untergeschlagnen Armen am Fenster, ohne mich zu rufen, wie es wohl Nachmittags zuweilen geschah, wenn er Louisen und mir eine Unterrichtsstunde geben wollte. Er war angekleidet und mit dem Hut bedeckt, als wollt' er ausgehn. In der Hoffnung, er werde das Fenster bald verlassen, wußt' ich einstweilen nichts besseres zu thun, und setzte mich wieder hin. Seine Gegenwart war für mich beklemmend; was ich ihm doch, durch mein Entfernen, nicht verrathen wollte. Da erschien unversehens ein alter Freund, der mir oft schon wesentliche Dienste geleistet hatte, und riß mich aus der Verlegenheit.

Es war Türk, der Pfarrhund. Man konnte ihm zwar kein hübsches Thier nennen, aber er hatte eine verständige Physiognomie und in seinem Karakter ein rasches, keckes Auffahren, was seiner Freundschaft noch mehr Werth gab. Unter langen schwarzen Haaren, die ihm zottig um den Kopf hingen, funkelten ein Paar Augen vor, deren wilder Blick sich allein gegen mich zum demüthig-schmeichelnden zu verwandeln pflegten. Uebrigens groß und stark und muthvoll, verwickelte sich die Bestie häufig in allerlei böse Händel. Im letzten Herbst, ein Paar Tage nach jenem berühmten Spaziergang, war er glorreich mit allen Schaafen, aber mit einem halben Ohr weniger, von den Sennhütten heimgekommen; was ihm dagegen im ganzen Dorfe

nicht geringes Ansehn und eine Menge von Ehrenbezeugungen eingetragen hatte.

Er also kam zu mir. Ich stand auf, ihn zu liebkosen, und that, als wollt' ich ihm folgen, wohin er mich führen würde. So entfernt' ich mich. Es war mir um irgend einen andern heimlichen Winkel zu thun.

Nicht weit vom Weiher stand ein altes Mauerwerk. Es diente zur Unterstützung einer Terrasse, auf welcher sich das friedliche Pfarrhaus im Schatten walter Linden und Nußbäume erhob. Flechten, Moose, Epheu und andere Pflanzengattungen bekleideten das antike Gemäuer. Der Zugang dahin war ziemlich verwildert, von einem Dickicht in einander verschlungener Bäume und Gesträuche verrammelt, zwischen denen hin und wieder ein grünes Rasenplätzchen offen lag, das im Schatten der Gebüsche kühl und frisch blieb.

In diesen Schlupfwinkel zog ich mich zurück. Der Hund, schnobernd vorangesprungen, hatte einen ganzen Schwarm kleiner Vögel verscheucht, die unter dem grünen Dach des Laubes gesellschaftlich beisammen gewesen waren. Sobald ich mich gesetzt, lagerte er sich neben mir, und schaute mich an, wie zu fragen, was nun weiter zu thun sei?

Daran dacht' ich wirklich selber. Indessen glaubt' ich ein Paar Schritte von uns entfernt ein gelindes Geräusch zu vernehmen. Ich sprang sogleich wieder auf; drückte die biegsamen Zweige auseinander, die mir die Aussicht nahmen, und sah den Kanter, der, im Grase liegend, sein Mittagsschläfchen hielt.

Eine Weile, ich weiß selbst nicht, wie ich zu der

Neugier kam, betrachtete ich ihn, und fand es für mich sehr anziehend, den Mann, der sonst so stürmisch und böse war, hier eingeschlummert, mit der Miene wahren Herzensfriedens und vollkommener Gleichgültigkeit gegen die Welt, zu erblicken. Der Schlaf hatte ihm ein ganz anderes Gesicht gegeben. Ich hatte mich fast selbst in Verdacht, daß ich ihm in meinem Urtheil oft Unrecht gethan haben möge. Die Ruhe in den Zügen seines Antlitzes ward zur Ruhe meines eignen Gemüths. Um ihn auf keine Weise zu stören, ließ ich die Zweige wieder zusammengehn, und war im Begriff, mich lose, leise zu meinem Platz zu begeben; besann mich aber wieder eines andern, und kehrte eben so leise und lose an die Stelle zurück, auf der ich noch eine andere Wahrnehmung gehabt hatte.

Der Kanter trug nämlich eine Jacke von schwarzem, grobem Wollentuch, links und rechts an den Hüften mit breiten Rocktaschen versehn. Aus einer der Taschen ragte ziemlich hoch ein Papier hervor, das, den gewesenen Falten nach zu urtheilen, ein Brief sein mußte. Ich begrife nicht, wie mir der Gedanke durch das Köpfchen fliegen konnte, daß zwischen diesem Papier und der ernsten, nachdenklichen Stellung, in der ich Herrn Prevere gelassen hatte, eine Verbindung sein dürfte. Aber der flüchtige Einfall erregte meine Neugier in hohem Grade.

---

Sachte, und mit dem Herzklopfen eines Sünders, schlich ich vor. Das Geflüster jedes Blattes jagte mir

Furcht ein; bei jedem Schritt hielt ich ſtill, ſah mich um, ſah aufwärts, als wenn mich jemand über den Baumwipfeln belauſche; dann richteten ſich die beſorglichen Blicke wieder auf den ſchlafenden Löwen. Wenn man den gewaltigen Mann ſo da liegen ſah, mit ſeinen großen, knolligten Fäuſten, den harten Zügen des breiten, ſonnenbraunen Geſichts, dem ſtarken Nacken und dicken, kurzgeſchornen Kopfhaar — es konnte wohl gerechtes Grauſen machen. Die bloße Möglichkeit ſchon, er werde jählings erwachen, verurſachte mir Entſetzen.

Unterdeſſen hatte ſich auch Türk, vielleicht durch mein unruhiges, lauerſames Weſen gereizt, in Bewegung geſetzt, die Runde zu machen, und mit gehobener Pfote und vorgeſtreckter Naſe etwas auszuſtöbern. Beim Geräuſch einer Eidechſe, die durch dürre Blätter ſchlüpfte, that er einen mächtigen Sprung auf das raſchelnde Laub hin. Ich fuhr zuſammen, als wär es ein Erdbeben; der kalte Schweiß fing an, mir auf die Stirn zu treten.

Gewiß würd' ich mich auf der Stelle davon gemacht haben, wäre nicht ein anderer Umſtand eingetreten, der wohl jedes andere Adamskind in meiner Lage, ſo gut als mich, feſtgehalten hätte. Ich war nämlich ſchon ſo weit vorgeſchritten, daß ich deutlich zu erkennen im Stande war, das bewußte Papier ſey ein Brief, von Louiſens Hand geſchrieben. Hier galt es alſo Tod und Leben! Ich blieb. Uebrigens, wie ſtark auch das vom Türk geſtiftete Geräſe geweſen ſeyn mochte, viel ſtärker noch bewies ſich des Kanters geſunder Schlaf. Der Mann regte ſich nicht. Ich war

diesmal glücklich mit dem bloſſen Schreck davon gekommen, und beruhigt. Nur der dumme Hund, mußt' ich fürchten, könnte mir wieder einen böſen Streich ſpielen. Ich wandte mich um, ihn entweder fortzujagen, oder wenigſtens zum Schweigen zu bringen; äuſſerte ihm mit ſtummen Zeichen meinen Zorn, drohte, winkte ihm wegzugehn, und ließ es an keiner Art redneriſcher Geſticulationen fehlen. Die Beſtie aber verſtand meine Pantomime ganz unrecht; bildete ſich ein, ich wolle mit ihr Spaß und Poſſen treiben und ſpielen; machte erſt ein Paar Kreuz- und Queerſprünge und bellte mir ſogar fröhlich in's Angeſicht. Da brach ich lieber meine Erklärungen in der Zeichenſprache ſo geſchwind, als möglich, ab.

Weil ſelbſt das Bellen den Kanter nicht geweckt hatte, wagt' ich den letzten Schritt gegen ihn. Der Brief lag nicht in den gewohnten Falten, ſondern ſtreckte ſich, nachläßig zuſammengepackt, aus der Taſche hervor. Vermuthlich hatte ihn der Kanter wohl erſt noch vor dem Einſchlafen geleſen, denn im Graſe lag neben ihm die Brille. Ich bückte mich nieder.

Aber welche Entdeckung! Der Brief war an mich geſchrieben. Ich knieete neben dem Schlummernden und las auf der Auſſenſeite die Adreſſe: „An Herrn Karl.“ Es war Louiſens Handſchrift. Verwunderung, Entzücken, Neugier überwannten mich.

Ich hatte die beſte Luſt, mich des Briefes ſogleich und ohne Umſtände zu bemächtigen. War er nicht mein legitimes Eigenthum; von all meinem wenigen Eigenthum in der Welt, das köſtlichſte? — Wenn ich

aber die möglichen Folgen der Entwendung überlegte, schien mir's mit dem Wagſtück nicht ganz geheuer. Ein leichtes Zucken im Geſicht des Schläfers ſchreckte mich vollkommen davon ab, obgleich das Zucken ihm nur durch eine Fliege verurſacht war, die ſich das Vergnügen machte, am Rande eines ſeiner Naſelöcher ſpazieren zu gehn. Ich jagte ſie fort und begnügte mich mit dem Verſuch, noch etwas vom Innern der zwei Blättchen zu leſen. Doch bewachte ich dabei immer ſorgſam die unbeſcheidnen Fliegen. Denn eine von ihnen hatt' ich kaum von der Schläfe des Kantors vertrieben, ſo ſetzte ſie ſich wieder auf den höchſten Gipfel der Naſe mir zum Trotz; von da auf die buſchigen Augenbrauen. Die tückiſchen Thiere machten mir Angſt und Verdruß, Türk, der mich mit den zudringlichen Gäſten im Gefecht ſah und aus den Bewegungen meines Arms ganz unrichtig folgerte, er könne mir Hülfe leiſten, war in ſeiner Dienſtbefliſſenheit drauf und dran, einen tüchtigen Satz gegen den Kantor zu machen. Ich winkte ihn fort; ließ Fliege Fliege ſeyn; wandte mich dem Briefe zu; ſchielte aber doch vorſichtig auch beſtändig nach dem allzudienſtfertigen Türk hin.

Es gelang mir, durch ſanftes Blaſen zwiſchen den beiden Blättern, ſie zu trennen. Es gelang, einzelne Wörter zu erblicken, die freilich nur am Ende der Briefzeilen ſtanden. Die erſten, welche mir ins Auge fielen, verſetzten mich in die größte Beſtürzung, ſo wenig Sinn und Zuſammenhang auch darin lag, oder vielleicht eben deswegen, da hieß es nämlich: ....

„dieſem Brief“ .... „dann wirſt du ſchon weit von“ .....

Was? weit von? Wer wird weit davon ſein? von wem? Ich vertiefte mich in Muthmaaßungen. Darauf fing ich meine Arbeiten von neuem an und blies ſtärker, in der Abſicht, die folgenden Zeilen an das Licht des Tages zu bringen. Ich blies ganz vergebens. Das Papier war ſchräg zuſammengelegt; die Zeilen wurden immer kürzer; die letzte zeigte von ſich nur ein Paar Buchſtaben. Trotz dem ſtudirt' ich abgebrochne Wörter, unvollendete Gedanken; fand aber keinen Sinn darin. Meine Aengſtlichkeit nahm zu.

Hier mußte auf andere Art Rath geſchaffi' werden. Ich wagte die Finger daran und beg das Gegenblatt um, damit ich die Innenſeite deſſelben ſähe. Da blickten mich die Anfänge folgender Zeilen an: .... „Ja, Karl, ich mache mir jetzt Vorwürfe“ .... „je mehr meine Neigung ſich dir“ .... „ein unüberwindliches Hinderniß wird“ .... „Geringſte vom Geheimniß meines Herzens“ .... „Aber, lieber Freund; heute noch“ .....

O, wie mir dieſe Worte wohl thaten: Nie hatte Louiſe mir ſo geſprochen. Ich zitterte vor Wonne. Wenn auch der Sinn der Zeilen unvollſtändig war, deſto beſſer für mich. Ich wußte genug davon, um das Fehlende mir nach Belieben zu ergänzen. In Allem, was ſchon iſt, bleibt das Unſichtbare, was ſich blos ahnen läßt, das Reizendſte. Ein Paar Augenblicke mußt' ich Halt machen; denn mich hinderte am Sehen eine Thräne. Dann zog ich mit den Fingerſpitzen

beide Blättchen an den Enden mehr aus einander, um noch tiefer hinunter zu schaun und zu lesen. Aber wie ward mir! Ich entdeckte, was ich mit den verwegensten Wünschen nur hätte ersehnen können, wohin nie, nie meine Hoffnung sich gewagt haben dürfte — ich entdeckte zwischen den Briefblättern unten, golden hervorschimmernd, eine Haarlocke Louisens.

Indem warf der Kanter plötzlich den Kopf herum. Ich, wie vom Blitz getroffen, lag eben so plötzlich am Boden neben ihm ausgestreckt, die Augen zu, als schlief' ich ebenfalls. Ich athmete vor Furcht kaum. Türk über meinen Fall bestürzt, kam heran und leckte mir die Wange. Ich gab ihm ärgerlich eins auf die Schnauze, daß er einen lauten Klageton ausstieß. Nun drohten mich Schaam und Furcht zu ersticken. Ich rührte mich nicht und wagte kein Auge zu öffnen.

Aus der tiefen Stille, die sich bald wieder herstellte, bemerkt' ich wohl, der Kanter mache keine weitere Bewegung. Allein ich konnte nicht glauben, daß er schlafe; sondern bildete mir ein, er kniee neben mir, hange, über mich hingebeugt, mit seinem Gesicht rächend über dem meinigen, lauernd, wenn ich etwa die Augen aufschlüge, meine List zu errathen. Mir wars, als hielt er schon die derbe, knotige Hand in die Höhe; als hört ich ihn schon mit seiner rauhen Stimme donnern. Ich blieb still liegen, wie ein Todter; aber in furchtbarer Beklemmung, wie unter Alpdrücken.

Endlich, in Verzweiflung, wagt' ich das Aeusserste, und blinzelte ein wenig seitwärts; aber nur für einen

Augenblick. Er ſchien ruhig. Dann ward ich kühner; ſah auf; ſah mich nach dem Kantor um. Er ſchlief nach Herzensluſt und hatte nur ſeine Lage etwas verändert.

Eben war ich Willens mich leiſe aufzurichten, und, ſo geſchwind ich konnte, das weite Feld zu ſuchen, als beim Rädergerell eines Wagens auf der Landſtraße, Türk auffuhr, einen Satz über den Kanter weg that und durchs Gebüſch ſprang. Ich verfiel wetterſchnell wieder in meinen feſten Schlaf.

Der Kanter, in ſeiner Ruhe ein wenig geſtöhret, fing an wunderlich zu knurren und einige Worte über den ungezogenen Hund vor ſich hin zu brummen. Ich erwartete, die Reihe werde dann an mich kommen. Da ſeine Stimme aber nach und nach immer matter wurde, entwarf ich abermals Pläne zum Entwiſchen. Wie die Ausführung derſelben beginnen ſollte, fiel mir irgend Etwas ſchwer über die Schenkel. Ich war ſtarr vor Entſetzen, und verdoppelte eiligſt meinen Schlaf.

Was mochte das Etwas ſeyn? Ich hatte gute Zeit darüber zu ſinnen, denn regen und bewegen durft ich mich nicht. Aber die Sache ward zu arg. Das Etwas war offenbar ein Unthier von ſehr verſpürbarer Wärme. Ich blinzelte; blickte hin. Ich gewahrte mich mit nichts Geringerm belaſtet, als mit des Kantors Rieſenfauſt und dem dazu gehörigen dicken, knochigten Rieſenarm. Gnade mir Gott: dacht' ich, hier giebts Unglück!

Diesmal war ich gefangen; unerrettbar in der Falle. Da ließ ſich's nicht rückwärts, nicht vorwärts gehn. Und doch, ſüß iſt die Freiheit! Es mußte das Aeuſſerſte

gewagt werden. Der Kantor regte ſich nicht im mindeſten. Ich ſann mit kälterm Blut über allfällige Erlöſungsmittel und Wege des Heils in meiner bedenklichen Lage. Am vortrefflichſten ſchien mir, ſtatt meines Beines dem läſtigen Arm eine andere Unterlage zu geben, mich allmählig aus der Schlinge zu ziehn und ſo Leib und Seele zu retten. Schon war ich, wenigſtens in Gedanken, glücklich auf der Flucht, als von der Terraſſe herab mich unerwartet eine Stimme rief: „Karl!“ — eine männliche Stimme, die Stimme des Herrn Prevere.

Gleichzeitig brach Türk, ungeſchickt genug, bellend ins Dickicht ein, über den Leib des Kantors, grade auf mich zu. Da war nicht mehr ans Schlafen zu denken. Der Kantor ſtand auf; ich auch.

Seine erſte Bewegung war ein inquiſitoriſcher Griff nach der eignen Rocktaſche, worin ein gewiſſer Brief gefangen gehalten wurde. Dann ſah er mich ein wenig verblüfft an; ich ihn auch.

„Du hier?“ fragte er. Und das ließ ſich meinerſeits gar nicht verneinen, ſo gern ich auch Nein geſagt haben würde.

„Karl!“ rief Herr Prevere zum andernmal. Bei dieſem Ruf hielt der Kantor an ſich und ſagte nur: „Fort! das muß unter uns ein Ende nehmen!“

Ich ſprang davon, ſchon jetzt des Endes bei ihm froh.

---

Um mich zu ſammeln, und daß Herr Prevere in meinem vielleicht verſtörten Geſicht nicht leſe, was

mit mir vorgefallen ſey, wollt' ich einen kleinen Umweg nehmen. Aber ſchon beim Austritt vom Buſchwinkel ſtand der liebe Mann vor mir, und ſagte: „Ich ſuchte dich, Karl. Nimm den Hut, wir wollen einen kleinen Spaziergang machen.“

Das war für mich leichter geſagt, als gethan; denn mein Hut lag noch auf dem Schlafplatz des Herrn Kantors, und es koſtete gewiß keine geringe Ueberwindung, von neuem eine Sendung zu der gefährlichen Stelle zu nehmen, welcher ich nur erſt eben entronnen war. Nichts deſto weniger mocht ich keine Furcht zeigen und kehrte um; aber ſtutzte, als ich den Kantor traf, der uns unter den Bäumen ſchweigend, durch die verſchränkten Zweige beobachtet hatte. Er trat gegen mich vor, reichte mir meinen Hut und brummte mit gedämpfter Stimme: „Da iſt er. Nun packe dich.“

Ich nahm ihn und ging, nicht wenig über den milden Ton ſeiner Stimme verwundert, den auch ſogar kein böſer Blick begleitet hatte.

Beim ehrwürdigen Pfarrer angekommen, ging ich ihm begleitend zur Seite. Meine bisherige Unruhe verflog nach und nach. Indeſſen fing jetzt manches Andre an, mir ziemlich verdächtig zu werden. Die ſeltſame unnatürliche Gelaſſenheit des Vorſängers, die ſtille Trauer in Herrn Preveres Mienen, der unerwartete Spaziergang, — Alles das verband ſich auf räthſelhafte Weiſe mit einander. Eine finſtere Ahnung der Dinge, die da kommen ſollten, vernichtete mir alle Gedanken an Louiſens Brief.

Herr Prevere ging lange Zeit ſchweigend vor ſich

hin. Als ich ihn verstohlen von der Seite ansah, glaubt' ich in seiner Miene große Verlegenheit zu bemerken. Dies machte auf mich eine Rückwirkung entgegengesetzter Art. Ich verlor die eigne Verlegenheit, gewann Muth, ihm frei vom Herzen weg zu reden, was ich längst schon im Sinn gehabt. Der Gedanke, dieser jedes Glückes würdige Mann werde von einem heimlichen Kummer gebeugt, er werde sich vielleicht bewegen lassen, mir ihn mitzutheilen, machte mich beherzt.

„Sind Sie traurig, mein lieber Herr Prevere?“ sagt ich und erröthete dabei furchtsam: „Halten Sie Ihren Karl nicht würdig, jeden Kummer mit Ihnen zu theilen?“

„Ja, Karl, ich habe einen Kummer,“ antwortete er: „Ich will ihn dir gern anvertrauen; und ich halte dich für so würdig ihn zu kennen, daß mein eigner Trost nur darauf beruht, daß du selbst ihn ertragen werdest. Doch laß uns mit einander noch ein wenig weiter gehn.“

Sonderbar! Was wollt er damit sagen? Ich rieth her und hin. Doch zu meiner Ungewißheit fügte sich zugleich ein Gefühl von Stolz. Die vertrauensvollen Worte des väterlichen Freundes hatten mir gewissermaassen Achtung meiner selbst eingeflößt.

---

Beim Fuß des Berges angekommen, stand Herr Prevere still und sagte: „Bleiben wir. Hier sind wir allein.“ Wir standen inmitten eines längst abge-

holzten Verwaldes, in lieblicher Verschattung von einigen alten Nußbäumen. Das Auge schweifte von da in entfernte Felder, die bald ein großes Ganze bildeten, bald durch Umhägungen vielfach getheilt, bald hüglicht, bald mit krausem Buschwerk umsponnen waren. Der Strom der Rhone durchschimmerte sie. Da und hier bezeichnete ein Kirchthurm ein fernes Dorf. In der Nähe weidete eine Heerde zerstreut in den Wiesen. Hier war's, wo wir uns niederliessen.

„Karl," sagte Herr Prevere mit ruhiger Haltung: „wenn du vielleicht schon an dein jetziges Alter gedacht hast, wirst du dich um so weniger über das wundern, was ich dir zu sagen habe. Deine Kinderzeit ist vorüber; und wie du nun deine übrige Jugend anwendest, davon wird deine künftige Laufbahn abhangen. Jetzt muß sich dein Karakter durch Bekanntschaft mit der Welt, durch Umgang mit deines Gleichen entwickeln. Andre, höhere Kenntnisse müssen deinen Geist bereichern, deine Anlagen vervollkommnen, damit du nach und nach, deinen Kräften, Talenten und übrigen guten Eigenschaften gemäß, in die Bahn eintreten kennest, welche dir die Vorsehung hienieden anweisen will. — Allein, mein gutes Kind, das ist nicht mehr hier auf dem Lande, bei diesen niedrigen Hütten..."

Ich sah ihn erschrocken an.

„Nein, Karl, nicht mehr bei mir kannst du künftig die neuen, bessern Quellen finden... wir müssen uns trennen."

Die letzten Worte sprach er mit bebender Stimme;

dann ein Weilchen gar nicht. Mir war's, als wär' ich verſteinert, und doch Alles in mir Sturm. Er aber fuhr fort:

„Mich halten Amtspflichten zurück. Ich kann dich nicht, wie ichs gewünſcht hätte, begleiten und deine erſten Schritte in der Welt lenken. Aber es iſt vielleicht gut für dich, daß du aus den Händen eines zu nachſichtigen Freundes in fähigere übergehſt. Da, wo mir größere Einſicht und Kraft fehlen würden, wird ein Andrer für dein Glück die Sorge übernehmen. Es ſoll mich freun, ohne daß ich mir einen Vorwurf mache, es nicht ſelber gekonnt zu haben. Du wirſt dort Beiſpiele des Guten und Löblichen finden, die du hier nicht erblicken kannſt, wo das einfache, ereignißloſe, gelegenheitsarme Landleben die edelſten Eigenſchaften der Seele unbethätigt läßt. Es fällt mir ſchwer, mich von dir, liebes Kind, zu trennen; aber, wie geſagt, mein Kummer wird um ſo leichter ſein, wenn du die Nothwendigkeit dieſer Trennung einſiehſt, wie ich. Täuſche dich ſelber nicht. Verbanne deine gegenwärtigen Neigungen und Wünſche. Vergiß nicht, daß wir dereinſt Rechenſchaft geben müſſen von dem, was wir nach unſrer Stellung und nach unſern Mitteln unterlieſſen, für unſre Vervollkommnung und Andrer Wohl zu thun.“

Während Herr Prevere redete, war mein Herz von hoffnungsloſen Schmerzen beklommen, bis die hohe Demuth ſeiner letzten Worte und der Adel ſeiner Geſinnungen mich innigſt rührte. Sprechen kennt' ich nicht. Schweigend ſucht' ich, doch umſonſt, die Thrä-

nen zu unterdrücken, die meinen zur Erde gesenkten Augen entflossen. Er sah meine Bewegtheit, und sagte:

„Uebrigens, Karl, ist's nur um ein Paar Jahre zu thun, bis du dir deine Laufbahn selber erwählst. Dann, wenn du deine Kräfte erst geprüft hast, steht's dir frei, ob du eine glänzendere Lage vorziehen willst, wie sie dir die Stadt darbieten kann; oder ein dunkles, einfaches Dasein, wie das meinige. Ich hoffe, die Versehung werde uns beide wieder später einander näher führen; und, wenn sie jemals dein Herz zu dem Beruf lenkt, den sie mir gab: so könnte ja wohl eines Tages, die kleine Heerde, wo du so geliebt bist, von mir zu dir übergehn."

Diese Worte zündeten in meiner Brust ein helles, heitres Feuer der freudigsten Hoffnungen an. Ich glaubte im Sinn seiner Rede versteckt den schönsten meiner Wünsche zu entdecken, und statt der Niedergeschlagenheit, erhob mich ein Muth, wie ich ihn nie gekannt. Begeistert durch einen neuen Ehrgeiz, schienen mir Trennung, Entbehrung, Studien nicht nur leicht, sondern wünschbar, wenn ich mich dadurch Louisens werth machen, wenn ich einst heimkehren und ihr mein Leben weihen könnte.

„Hab' ich Sie recht verstanden," rief ich durch diese Vorstellung entzückt: „o lieber Herr Prevere, so kommen Ihre Absichten meinem heissesten Verlangen entgegen. Aber — aber, Herr Prevere, glauben Sie wohl, daß ich das Alles thun und dann Hoffnung haben könne, Louise werde nachher mein Loos mit mir theilen, und mit mir wieder bei Ihnen leben? Ach,

wenn ich nur wüßte, das ſei der Preis meiner Anſtrengungen: ſo würden mir ein Paar Jahre Nichts ſein, um dahin zu gelangen. Da wäre es für mich kein Opfer, nein, von jetzt an ſchon eine ſelige Erwartung."

Ich wollte noch mehr der Worte in meinem Hochgefühl äuſſern, als ich wahrnahm, es lege ſich eine trübe Wolke über Herrn Prevere's Stirn. Er ſchien etwas ſagen zu wollen und den Ausdruck nicht finden zu können. Nach einigem Zögern ſprach er, mit einem Blick voll mitleidiger Trauer: „Nein, Karl, ich will dich nicht betrügen, nein! .... du mußt den Gedanken aufgeben — — — Faſſe Muth, mein gutes Kind — — — auch Louiſe würde ſprechen, wie ich. Könnteſt du verlangen, ſie ſollte zwiſchen dir und dem Gehorſam gegen ihren Vater wanken?"

„Ihren Vater" — — — ſtammelt' ich. Es fiel ein ſchauerliches Licht in meine innere Welt hinein. Herrn Prevere's Traurigkeit, die unnatürliche Ruhe und Gelaſſenheit des Kantors, der Brief Louiſens und die Tücke, mit welcher mir ihr argwöhniſcher Vater ſelbſt den Troſt entzog, mit welchem ſie mich auf das, was mir bevorſtand, hatte vorbereiten wollen — — nun war Alles klar.

„Ihren Vater!" rief ich mit Bitterkeit: „der Menſch hat mich von jeher gehaßt."

„Karl, wir ſollen aber dieſes rechtſchaffenen Mannes väterlichen Willen achten," verſetzte der würdige Pfarrer: „denn ihm gehören über ſeine Tochter heilige Rechte. Hüten wir uns, zumal, aus Leidenſchaftlich-

teit, Unrecht zu thun, liebes Kind, und dem Kanter Gesinnungen zuzuschreiben, die fern von seinem Herzen sind. Verdammen wir nicht die Beweggründe, aus denen er handelt. Sie mögen irrig sein, ohne darum aufzuhören, rechtlich zu sein."

Da fuhr ein andrer Lichtstrahl durch mein Inneres. „Ich weiß, o ich weiß ja!" rief ich: „Mein lieber, mein herzlieber Herr Prevere, o mein Wohlthäter, mein Vater, mein einziger Freund hier unterm Himmel! Ich weiß es ja, ich — bin ein Findelkind!" — Und damit warf ich mich vor ihm auf die Kniee und verbarg schluchzend in seine beiden Hände mein Gesicht und meinen endlosen Schmerz. Da hört' ich bald auch sein leises Seufzen, und fühlte ich seine fallenden Thränen.

---

Wir blieben lange in diesem Schweigen. Meiner Aufwallung folgte mildere Traurigkeit; und ein Aufblick zum Herrn Prevere vollendete, mich über mich selbst zu erheben.

Aber auf dem schönen Antlitz des Greises war die innigste Bewegung seiner Seele, der Kampf eines Herzens wider sich selbst sichtbar; eines Herzens, das sonst so stark war, Alles zu tragen, mit himmlischer Geduld. Es schien, mein letzter Schmerzensausbruch habe ihn mit einemmale um alle Früchte seiner Sorgen und langen Versuche gebracht, mit denen er meine zarte Jugend vor jedem Schatten einer Erniedrigung bewahren wollte. Bitterlich beweinte er das Loos eines Jüng-

lings, deſſen unglücklichem Daſein er ſein ganzes Erbarmen gewidmet, und jene heilige Zärtlichkeit zugewendet hatte, die ihre Weihe von der ſchönſten, aber ſchwerſten aller Tugenden empfängt. Ich erkannte nun wohl aus der Art, wie er ſeine Anrede an mich geordnet hatte, daß er mir die gefährliche Entdeckung gern hätte erſparen wollen, ſelbſt um den Preis jener Freimüthigkeit, die er ſo ſehr liebte. Ich ſah ſeine Ueberraſchung und wie ich ihm in der Heftigkeit meines Aufwallens eine Wunde geriſſen, die ſeinen Mannesmuth brach. Ich fühlte das Wehe der Reue und rief, in der ganzen Bewegtheit meines Zuſtandes: „Ach, verzeihen Sie mir, Herr Prevere, verzeihen Sie! In der einzigen Gelegenheit, die ich je empfing, Ihnen meine innige Liebe auszuſprechen, hab' ich Sie hart betrübt. Wie leid mir's thut, ſoll Ihnen nun immer, und immer, mein künftiges Betragen beweiſen. Ja, ich will ihn lieben, den Kantor, Ihren Freund, — — — will mich bemühen, Louiſen zu vergeſſen, und — — Louiſens Vater zu lieben. Will täglich Gott danken, daß er mich Ihrer Obhut gab, — — mich zum glücklichſten der Kinder machte. Ja, abreiſen will ich, dieſen Abend noch abreiſen!“

Indem ich ſo ſprach, ging der Schmerz meines edeln Pflegevaters ſtufenweis in einen ſanftern über. Ein matter Strahl von Freude glänzte durch das Naß ſeiner Thränen. Ein Erröthen ſeiner bleichen Wangen empfing, mit demuthsvoller Beſcheidenheit, den Ausdruck meiner Erkenntlichkeit. Und, als Wehmuth mir die Sprache raubte, verkündete mir ſein Händedruck

die alte Herzlichkeit, sogar eine Art Achtung. Dann erhoben wir uns schweigend und nahmen traurig den Heimweg zum Pfarrhaus.

---

Gern wär ich in dieser Stimmung Louisen begegnet. Ich hätte ihr gelassen mein Lebewohl gerufen. Wir sahn sie nirgends. Der Kantor zeigte sich nicht. Der Hof lag einsam. Ich sah, daß ich nur allein nicht im Geheimniß dessen gewesen sei, was über mich verhängt worden war, und alle Andre kannten. So ging ich denn in mein Kämmerlein, um ein Bündel von meinen kleinen Habseligkeiten, nur vom Nöthigsten, zu machen; das Uebrige, hieß es, sollte mir in die Stadt nachgeschickt werden.

Auch ein Bildchen nahm ich von der kahlen Wand; eine Zeichnung, die Louise entworfen und mir überlassen hatte. Es war erst einige Tage her. Der Weiher mit seiner Umgegend, mit dem Weidenbaum und der Vogelscheuche, machten den ganzen Inhalt aus. Ich faltete das Papier sorgfältig zusammen, um es in die Bibel legen zu können, die mir Herr Prevere am Tage meiner ersten Communion geschenkt hatte. Bibel und Bild, das waren meine besten Kostbarkeiten! Nun sollten sie bei mir die Stelle derer vertreten, ausser denen mein Leben nichts Theures mehr hatte.

Herr Prevere trat herein. Er, wie ich, war so wehmüthig gestimmt, daß wir, wie in stillschweigender Uebereinkunft, zögerten, uns das Lebewohl zu sagen und von ganz gleichgültigen Dingen redeten. Endlich

gab er mir etwas eingewickelt in Papier. Es waren zwei Louisd'or und einige kleine Münze. Dann breitete er die Arme gegen mich aus. In Thränen vergehend blieben wir lange Brust an Brust, ohne Worte.

---

Es mochte sieben Uhr sein, als ich das Pfarrhaus verlies. Der strahlende Abendsonnenglanz umgab es, wie mit einem Heilgenschein und vermehrte meine Betrübniß. Ich trat, ein Verstoßener, aus dem freundlichen Eden meiner Kindheit, in die dunkle Wüste des Lebens hinaus. Ich ging am Weiher vorüber. Er lag öd' und verlassen. Ich sah nur die drei Enten, die sich der Abendsonne freuten auf ihrer Erdscholle, wo sie sicher waren, ungestört bleiben zu können. Beneiden hatt' ich sie mögen. Ich durfte nicht bleiben. Wie glückliche stille Stunden hatt' ich in ihrer Gesellschaft genossen! Lebt wohl! Ich eilte im Doppelschritt fort und kam zur Landstraße.

Nun erst stand ich vom Pfarrhause ganz geschieden. Ich fühlte mich im Weltall allein. Aber den heftigen Bewegungen des Gemüths, dem Seelenschmerz und den Thränen, folgte jetzt innere Ermüdung; eine Abspannung, die noch bittrer war, als das Leiden der Trennung selbst. Die ganze Jugend mit ihrem wunderhaften Zauber, der auch den Strohhalm in ein Juweel verwandeln kann, war von meinem jugendlichen Herzen abgerissen; von einem Herzen, das nur durch Liebe leben konnte; Alles von ihm losgerissen, was es geliebt hatte. Es blutete still? Wer mochte es beach-

ren? — Das Ziel meiner Reise war eine große, volkreiche Stadt; warum denn nicht lieber eine große, menschenlose Wüste? Konnte mir denn die Stadt mehr gewähren, als die Wüste?

Es schien rings, was ich sah, nicht mehr das Gleiche, wie sonst. Wiesen, Häge, Gebüsche, Hütten, Hügel, lagen kalt und tod umher; jetzt nur noch Leichname einer schönen Vorzeit. Ich eilte düster vorbei, und statt durchs Dorf zu gehn, wo einige Bauern vor ihren Häusern der Abendkühle zu genießen pflegten, schlug ich einen Feldweg ein, der mich, jenseits der Häuser, wieder zur Landstraße führte. Auf einer Wiese weidete der Esel vom Pfarrhause.

Der Anblick dieses alten Dieners, der Louisen so manchmal unter meiner Leitung getragen hatte, regte, im Verein mit der Lieblichkeit des Abends, angenehme Erinnerungen an, anfangs verworrene, matte, dann immer bestimmtere und klarere. Das füllte die Leere wieder in mir aus; führte die Begebenheiten des ganzen Tages wieder an mir vorüber, die harmlose Träumerei am Ufer des Teiches, den guten Herrn Prevere am Fenster, den Kantor, Louisens Brief, worin sie ihr Herz offenbart hatte. Beim Gedanken aber an diese Zeilen leuchtete wieder Freude in mir auf; ich fühlte mich wieder beglückt und vergas, daß mich jeder Schritt von ihr, in der ich lebte, weiter entfernte.

---

Endlich erreicht' ich den Gipfel einer Anhöhe. Noch einmal, eh' ich von der andern Seite niederstieg, warf

ich den Blick auf das Pfarrhaus, das ich nicht mehr ſehn ſollte. Die Sonne, dem Untergang nah, goß durch eine Purpurwolke, über die Lindenwipfel und die gothiſchen Spitzbögen des Pfarrhauſes, ihr luſtiges Gold, während ſchon das Thal, welches mich von jenen Stellen trennte, in bläulichen Schatten ſchwamm. Die Gräſer richteten ihre Halmen in der Abendfriſche neu auf; die Inſekten verſtummten; einige Nachtvögel flatterten ſchon um die finſtern Gehölze her und hin. Aus der Ferne die Stimme eines Liedes, das Geräuſch von einem Wagen, das Brüllen einer Kuh, kündeten den Schluß der Tagesarbeiten an, und bereiteten das erhabne Schweigen der Nacht vor. Unmerklich entzog ſich die milde Thalbeleuchtung. Die hellen Farben des Gefildes erloſchen in falber Dämmerung. Vom rührenden Zauber des Schauſpiels angezogen, ließ ich mich am hohen Rand der Landſtraße nieder. Mir ward, als redeten die ſtillen Umgebungen mit Geiſterzungen zu meiner Seele von verblichenen Paradieſen.

Da ſchlugs im Kirchthurm unſerer Pfarrei acht Uhr. Der ferne, mir ſo gut bekannte Ton verſetzte mich ganz und gar in die Nähe des Pfarrhauſes. Wir pflegten um dieſe Zeit auf der antiken Terraſſe beiſammen zu ſitzen, und die ſchönen Abende des Sommers in traulichen Plaudereien zuzubringen. Herr Prevere adelte ſie durch eingemiſchte Bemerkungen, in ſeiner einfachen, erhabenen Weiſe. Oder wir ſchauten ſinnig, fragend, ahnend zu den Sternen und den Tiefen des Himmels auf. Solche Augenblicke hatten für mich etwas Heiliges, beſonders ſeitdem ein neues Ge-

fühl in mir laut geworden war, und ſich darin, auf geheimnißvolle Weiſe, Verſtellungen von Gottes unendlicher Liebe und von einem weiblichen Weſen voll himmliſcher Reinheit verbanden. In ſolcher Stunde, wenn wachſende Dunkelheit die Geſichtszüge verhüllte, wich meine und Louiſens gegenſeitige Schüchternheit einem freieren Benehmen; eins neben dem andern auf der Bank, verrieth die Nacht weder unſere Verlegenheit, noch unſer Vergnügen. Ich konnte mir nichts Köſtlicheres denken, als wenn der Odem von ihren Lippen manchmal meine Wangen anhauchte, oder auch nur die Falten ihres Kleides meine Hand berührten.

---

Ein Wagen kam den Berg aufwärts und weckte mich. Es war ſpät; ich erhob mich, und verfolgte meinen Weg. Nun lag das theure Pfarrhaus hinter mir verſchwunden. Wehmuth übermannte mich. Ich ſchritt am Wagen vorüber. Als ich mich aber wieder nach ihm umwandte, ſah ich auch ihn hinter der Berghöhe verſchwinden. Ich wandelte unter Thränen durch die Nacht. In einer Wieſe warf ich mich ſchluchzend in's Gras. Ich ſtammelte die mir theuren Namen, Louiſe, Prevere, Louiſe. Warum zoget Ihr denn mein Herz an Euch, um es wieder von Euch zu verſtoßen? Was hab' ich denn Böſes gethan, daß Ihr mich von Euch bannet? Ich bin arm, elternlos, unbekannt, vergeſſen, und Ihr nehmet die letzte Freude von mir!

Erſchöpft blieb ich liegen im Thau des Graſes. Ich entwarf ausſchweifende Pläne, die zwar meine

Thränen stillten, aber an dem unüberwindlichen Hinderniß der Hochachtung für diejenigen Personen scheiterten, denen sie galten.

Nacht deckte die ganze Landschaft schon längst. Man hörte nur noch das Rauschen des Stroms aus der Ferne. Ich hatte noch zwei Stunden bis zu dem Dorfe zu machen, wohin ich, zum Uebernachten, von Herrn Prevere an einen Freund empfohlen war. Vielleicht fand ich keine Seele mehr wach; mußte die Leute wecken. Es war mir aber jetzt nichts widerlicher, als Menschen zu sehn. Ich konnte ja die Nacht im freien Felde bleiben, wo ich nun einmal war, und vor Tagesanbruch weiter gehn. So konnt' ich künftigen Abend die Stadt erreichen, ohne jemanden sprechen zu müssen.

Nichts sagte meiner schwermüthigen Stimmung besser zu, als das. Ich ging zu einem Haggebüsch, mein Obdach zu wählen. Indem ich suchte, fiel mir bei, ob ich nicht lieber mich dem Pfarrhause etwas näher betten könnte? — Aber die Furcht, Herrn Prevere damit in seinem Glauben getäuscht zu haben, ließ mich das Vorhaben verwerfen. Und doch war ich während des Ueberlegens richtig wieder bis zur Höhe des Berges gekommen. Da fing ich an mit mir neuerdings zu unterhandeln, aber immer weiter vorwärts wandelnd; und ob mich gleich Furcht und Gewissensbisse drängten, still zu halten, fügt ich doch einen Schritt zum andern. Ich befand mich wieder am Ufer des Pfarrteiches.

Aber wie war hier Alles anders! Statt auf Augenblicke nur jene ſüße Zufriedenheit wieder zu finden, die ſich meine Einbildungskraft vorgeſpiegelt hatte, ſah ich mich zum Fremdling geworden; Alles kalt, leer, reizlos. Gegenſtände, die mich ſonſt am meiſten freuten, ſchienen mich abzuweiſen; beleidigten mich. Ich beſchloß, mich wieder zu entfernen.

Schon hatte ich einige Schritte des Rückwegs gethan, als mir durch die Linden ein Licht zuſtrahlte, welches die einzelnen Zweige matt beglänzte. Ich näherte mich langſam dem hellen Fenſterlein. Das Licht war in Louiſens Stübchen. Ich blieb unbeweglich, die Augen auf das ſchlichte Getäfel der Wand geheftet, an der ſich ihr Schatten malte. Da ging in mir, und auſſer mir, neues Leben auf.

Sie ſaß am Fenſter neben einem kleinen Tiſche. Ich vermuthete ſie ſei mit Schreiben beſchäftigt; die Hoffnung, ihre Zeilen ſeien mir beſtimmt, hellte das Dunkel meines Kummers auf. Indem ich aber noch mit gierigem Blick die geringſten Bewegungen ihres Schattens beobachtete, ſtand ſie auf und ich erblickte ſie ſelbſt. Als hätte der rührende Anblick ihrer Schönheit mein Auge zum erſtenmal getroffen, erbebt ich. Wie ſchlug mein Herz! Ich las in ihrem trauervollen Antlitz, daß uns noch gemeinſamer Kummer vereinigte. Darauf trat ſie vor den Spiegel, der über ihrem Tiſche hing. Sie zog den Kamm aus ihren Haaren, die in Fülle über ihre Schultern niederwallten. Ich hatte ſie noch nie in dieſer anmuthsvollen Nachläſſigkeit geſehen. Eine innere Verwirrung von Vergnügen und

Schaam, ſie in dieſer Stellung belauſcht zu haben, ergriff mich, und ich zog mich unter die Zweige der Linden zurück.

Im gleichen Augenblick hörte ich die Thür des Hauſes öffnen; gleich danach erſchien der Kantor, mit einem Licht in der Hand. Ich wollte fliehn; aber der Schreck hatte meine Kraft gelähmt, ich konnte mich nur bis zur niedrigen Mauer bewegen, die den Kirchhof umgab. Ich kletterte hinüber und verbarg mich hinter ihr, ungewiß, ob man mich ſehen könne? —

Der Kantor war eine Weile unter dem Fenſter ſeiner Tochter geblieben, als wollte er ſich verſichern, daß ſie noch nicht ſchlafen gegangen ſei. Dann, vielleicht durch das von mir gemachte Geräuſch aufmerkſam, ging er vorwärts. Ein Schein vom Licht, der ſich gegen den Obertheil der Schwibbögen warf, verkündete mir ſeine Annäherung. Ich kroch im Graſe bis zur Kirchthür; ſchlüpfte hinein und ſchloß ſie leiſe hinter mir.

Da nun fing ich wieder an, zu athmen. Indem ich durch eine Spalte der alten Pforte ſah, um zu wiſſen, wie es drauſſen ſtehe, ward ich den Kantor gewahr, der das Licht ausgelöſcht hatte, und im Finſtern ſachte unverſchlich, den Kopf nach allen Seiten wendend, lauernd und horchend. Er entfernte ſich wieder langſam; und kurz darauf erkannt ich aus einem Geräuſch von der Seite, wo ſeine Wohnung neben der Kirche lag, daß er bei ſich heimgekehrt ſei. Dann weite Todtenſtille. Ich hoffte, mich gerettet, vielleicht der einzig Wachende hier.

Doch war mein Schreck zu neu, als daß ich's sogleich gewagt hätte, die Kirche zu verlassen; übrigens wußte ich auch nicht, wohin mich wenden? Ich entschied mich, zwei, drei Stunden hier zu verweilen und dann vor Tage abzureisen. Ich setzte mich auf einen der Kirchenstühle, auf Louisens Platz. Im Thurme schlugs ein Uhr. Uebermäßig ermüdet, kämpfte ich umsonst gegen den Schlaf an. Ich streckte mich auf die Bank und entschlummerte.

---

Erst unterm Glockengeläute über mir im Thurm erwacht' ich. Es war Sonntag. Der Feierklang rief die Gemeinde zum Gottesdienst. Jach fuhr ich auf, und drümmelte, schlaftrunken, verwirrt, ich wußte nicht wohin? durch die Kirche. Schlüsselgerausch und Gekreisch eines Thürschlosses bei der Sakristei jagte mich eine Stiege hinauf zur Orgel, hinter der ich mich verbarg. Der Kantor war's, der die Verse an den schwarzen Tafeln zum Gesang anzeichnete. Durch die von ihm offen gelassene Pforte hörte ich draussen Stimmen der Pfarrangehörigen, welche schon anfingen, sich unter den Linden zu versammeln. Ich erinnerte mich jetzt, daß die Orgel an diesem Sonntag nicht gespielt werden konnte, wegen einiger daran zu machenden Ausbesserungen. Ich versteckte mich also in einer Höhlung, welche der Vorsprung des Klaviers und eine Orgelseite bildete. Davor zog ich den Sitz dessen, der die Orgel zu spielen hatte. So schickte ich mich mit Ergebung in das Loos, das mich erwartete, und bereute

tausendmal, die innere Stimme nicht beachtet zu haben, die den Abend vorher mich gewarnt hatte, nicht zurückzukehren.

Bald traten Leute in die Kirche. Das Orgelchor füllte sich an. Zu meiner größten Angst war die Versammlung zahlreicher, als gewöhnlich. Eins beruhigte mich etwas, das mir im Nothfall günstig werden konnte. Ich vernahm im Geflüster meinen Namen; und meine Angst ward für den Augenblick durch Neugier gemildert. Man sprach nämlich von meiner Abreise; von Herrn Prevere und dem Vorsänger. Keiner tadelte den Letztern; einige bedauerten Louisen; andere fanden es unrecht, daß der Herr Pfarrer mich bei sich erzogen habe. Einer fügte noch hinzu: „Seht Ihr wohl, wer nicht ehrlichen Herkommens ist, dem läuft's zuletzt immer schlecht zu Ende." — „Wohl wahr," sagte ein Anderer: „Vagabunden und Gauner setzten ihn da aus, weil sie mit dem Buben nichts besseres anzufangen wußten! Herr Prevere hätte wohl erfahren können, wenn er gewollt hätte, was für Gesindel es gewesen? Klaus, der von den Sennhütten kam, hatte die Mutter im Wald von oben herab gesehen. Aber der Herr Pfarrer verbot, man solle den Leuten nicht nachsetzen. Nun hat er's. Das Findelkind ist ihm auf dem Hals geblieben." — „Nun, nun!" erwiederte ein Dritter: „Er hat's gut gemeint. Der liebe Gott hat mir, sagte damals Herr Prevere, das Kindlein zugeschickt, sollte ich es nun den Taugenichtsen wiedergeben, daß sie es vielleicht in einen Brunnen werfen? Er hat's bei sich behalten. Ist das unrecht? Nein, sag ich. Nun hat

der Bursch weder Vater, noch Mutter; und, ja, meine Tochter möchte ich ihm freilich nicht geben, um aller Welt Schätze nicht, — aber gleich viel; ist doch durch seine Erziehung ein Landstreicher weniger in der Welt. Und, hört, man muß Alles sagen, er ist ein guter Bursch, der Herr Karl!" — Sogleich stimmten die nämlichen Bauern, deren Vorurtheil erst so grell und herbe zum Vorschein gekommen war, einer ums andre, in mein Lob ein und mit einem Wohlwollen, das mir nicht verdächtig scheinen konnte. Es überraschte mich, daß in einem und demselben Gemüth, so rohes Vorurtheil mit so vieler Gutherzigkeit gepaart wohnen konnten. Doch that es mir wohl. Es war einiger Balsam auf meine Wunden.

---

In diesem Augenblick trat Louise in den ländlichen Tempel; bald hernach Herr Prevere. Sogleich verstummten die Gespräche; in der ganzen Kirche ward ungewöhnliche Stille. Indem Herr Prevere die Kanzeltreppe hinaufstieg, richteten sich alle Augen auf ihn, dann zum Kantor hin, und wieder auf Louisen zurück. Das junge Mädchen, immer schüchtern, hielt die Blicke zur Erde gesenkt. Ihr Strohhut verbarg den Beobachtern ihr Erröthen, ihr verlegnes Wesen, ihre Unruhe.

Herr Prevere las das schöne Gebet vor, welches bei uns jedesmal den Gottesdienst eröffnet; dann begann der Gesang der andachtsvollen Gemeinde. Gegen seine Gewohnheit vereinigte Herr Prevere diesmal seine

Stimme nicht mit den Stimmen der Menge. Er ſetzte ſich und ſchien traurig und matt. Manchmal warf er auch die Augen nach dem Platz, wo er mich ſonſt zu finden gewohnt war, und der nun leer geblieben; und, ſoviel er's wagen durfte, ohne es ſeiner Gemeinde merken zu laſſen, wandt' er das Geſicht ſeitwärts gegen Louiſen. Der Pſalm war zu Ende. Nach dem zweiten Gebete, in welchem einige Ausdrücke beſonders die Aufmerkſamkeit der Zuhörer angeregt hatten, öffnete Herr Prevere die Bibel und las die Worte: „Wer ein ſolches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf.“ Matth. 18, 5.

---

Dann ſprach er:

„Erlaubt mir heute, geliebte Pfarrkinder, die gewohnte Weiſe unſrer frommen Unterhaltungen zu verlaſſen. Ich möchte Wahrheiten lehren, die Euch zu wiſſen nöthig ſind. Ich wünſche, daß Ihr ſie in Demuth des Herzens vernehmet, und daß ſie ohne Bitterkeit von meinen Lippen kommen.

Es ſind nun 16 Jahre, da uns um Mitternacht einſt das Schreien eines Kindes weckte, hier im Pfarrhof. In Lumpen gehüllt, ſtarr vom Froſt, ward es von einigen unter Euch aufgehoben. Wir erbarmten uns ſeiner; ſuchten ihm unter den Müttern dieſer Pfarrei eine Mutterbruſt. Keine ward dem kleinen Unglücklichen gewährt; und ſeit dieſer Nacht, o meine Brüder! — nährte ihn mit ihrer Milch — eine Ziege.

Durch Gottes Güte ſchöpfte, aus der Bruſt

eines Thiers, das zarte, von Menschen verschmähete, Menschenkind, Kraft und Gesundheit; doch entbehren musst es die freundlichen Sorgen, welche man sonst gern einem so zarten Alter, auch mitten unter wilden Völkern und Heiden, widmet. Statt der Schmeicheleien, mit denen Ihr die Wiege Eurer Kinder umringet, drängte sich nur bösartige Neugier an die seinige; kaum ins Leben getreten, traf schon der Fluch eines barbarischen Vorurtheils sein unschuldiges Haupt. Wie war's so schwer, inmitten einer christlichen Gemeinde, auch nur Christen zu finden, die dem elternlosen Säugling ihren Namen geben, und ihn aus der heil. Taufe heben wollten!

Es nahm zu an Kräften; und des Kindes Anmuth und tugendlicher Sinn musste Gnade bei Euch finden. Ihr habet es auch geliebt, mit Güte behandelt, in Eure Häuser aufgenommen. Mein Herz segnete Euch. — — — Ach, wie hab' ich mich betrogen! Ihr liebtet ihn zwar, aber verabscheutet den Knaben, wegen seiner Geburt. Ihr musstet ihn ehren, und doch nanntet Ihr sein Dasein unehrlich. Ihr habt ihn im Stolz Eures Herzens verachtet, als einen armen Findling. Mit unverschuldeter Schmach habt Ihr seine Jugend verbittert; seine ersten, schönen Lebenstage mit Kränkungen vergiftet. Ihr habt ihn geliebt und doch verachtet! — Jesus spricht: „Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf." — Wer von Euch hätte ihn aber aufgenommen? Wer würde ihm Vater oder Mutter geworden sein, oder hätte ihm seine Tochter gegeben?

So hab' ich ihn denn jetzt aus Eurer Mitte entfernt. Ich, den Stufen hohen Alters nahe, habe die Hoffnung, die Freude und den Stab meines Alters dem unchristlichsten Vorurtheil aufgeopfert. Ich, der ich meine fromme Gattin verlor; ich, der das einzige Kind, welches mir Gott gegeben, sterben sehn mußte — ich mußte die letzte meiner Freuden noch, für falsche Einbildungen, **unter diesen Christen** schlachten.

Aber genug! Ich schweige von mir, von ihm, von dem Geschehenen. Meine Hoffnungen sind im Himmel; die seinigen richten sich auch dahin. Doch wo bin ich? — Was hab' ich seit zwanzig mühseligen Jahren unter Euch gethan? Wohin hab' ich Euch geleitet? Welche Rechenschaft soll ich, o mein Gott, vor Dir ablegen, wenn diese Christengemeinde, die du mir anvertraut hast, in **solchem** Zustand ihrer Seelen ist, daß ihr Vorurtheil mehr, als dein heiliges Wort gilt; daß ihr die Herkunft eines Mitmenschen mehr, als sein tugendlicher Wandel gilt; daß ein thörichter und grausamer Hochmuth des Herzens die leichtesten aller Pflichten, ja selbst die Freuden des natürlichen Mitleidens in ihr erstickt? — Wie dürfen wir, o Welthelland und Erbarmer! aufblicken zu Dir? Wo ist unter uns jene Liebe, der du Alles verheißest, und ohne welche man dich nicht kennt? Du hattest uns einen von jenen Kleinen, welche du denen empfiehlst, die dich lieb haben, **uns Allen** anvertraut; ach, und er fand unter uns keinen Vater, keine Mutter, keine Familie! Er mußte von hinnen, beladen mit Verachtung, Schmach und Hohn; und bei unbekannten Men-

schen soll er suchen, was man ihm in unserer Mitte versagt. Wird er unter Fremden finden, die ihn nicht kennen, was Ihr ihm verweigert habt, die Ihr sein reines Herz lieb hattet? Werden die Reichen und Großen den Unglücklichen aufnehmen, den Ihr, die Ihr meistens arme Landleute seid, dennoch, in der Hoffahrt Eures Wesens, nicht für Eures Gleichen halten wolltet? —

Heilige Demuth, fromme Christenmilde, ihr schönsten Tugenden, seid ihr denn zu schön für diese Welt? Seid ihr mit meinem Erlöser wieder in die himmlischen Wohnungen emporgestiegen? — Nein, hab ich doch auch in Städten, unter den Reichen und Großen, Milde und Demuth, wenn auch nur zu weilen, erblickt. Ich hoffte und glaubte in den bescheidenen Hütten des Landmanns würden sie häufiger zu finden seyn. Bittre Täuschung! — Auch da sind sie unbekannt und vergessen. Sogar der Ackersmann, der Hirt, der Arbeiter und Taglöhner, die alle dem Staube der Niedrigkeit so nahe stehn, meinen sich durch ihre Geburt geadelter. — Lieben Freunde, nicht die Geburt kann einem Säugling die Krone des Verdienstes und wahren Adels verleihn, sondern, erst am Ende einer guten vollendeten Lebensbahn, ertheilt sie ein froher, heiliger Tod." —

Nach diesem Eingang sprach der Greis — er schien ein höheres Wesen — mit rührender Herzlichkeit Vieles über seinen Text zur Bekämpfung herrschenden Aberglaubens. — Es herrschte Grabesstille in der Kirche und Wehmuth. Viele sah ich still weinen. Der Kantor saß mit auf die Brust gesenktem Haupte. Auch er trocknete Thränen. Ich selbst war zerknirscht und

doch in mir erheben. Ich schämte mich, Zeuge dieses Tages in meinem Schlupfwinkel zu seyn, und dankte doch Gott, es wider meinen Willen geworden zu seyn. Nun hatt' ich in Wahrheit erkannt, was Jesussinn, Gemüthsheiligkeit, und Selbstopferung sey. Ich that feierliche Gelübde zum Himmel, mit Starkmuth meinen Leidenschaften und verstärkten Neigungen den Kampf zu bieten, und Alles, selbst die theuersten meiner Wünsche, selbst die Hoffnung auf Louisen fahren zu lassen, um ein Mensch Gottes in Sinn und Art des ehrwürdigen Prevere zu werden.

Die Kirche ward leer. Rings umher Schweigen. Ich verweilte lange noch, ehe ich mich hinaus wagte. Endlich unternahm ichs um die Mittagsstunde, unbeobachtet zu entkommen. Es gelang. Sonntagsstille war auf den Feldern. Nach einigen Stunden empfing mich der Freund des Herrn Prevere in dem Dorfe, wohin ich schon vorigen Abend sollte; andern Tags sein Freund in der Stadt.

---

Die kleinen Einrichtungen des neuen Hauswesens waren bald getroffen und mir durch die Sorge der edeln Familie erleichtert, der ich empfohlen war. Eben sobald begann ich mit Eifer die wissenschaftlichen Vorbereitungen zu meinem künftigen Lebensberuf. Zugleich erhielt ich die im Pfarrhause von mir zurückgelassenen Sachen, nettgepackt im Reisekoffer. Darin lag eben auf zu meiner Ueberraschung eine silberne Uhr, und zu noch größerer Ueberraschung ein Brief von Louisens Vater.

Hier ist er:

„Karl,

„In letzter Predigt des Herrn Prevere erlitt ich großen Kummer. Er hat auch darin von Euch gesprochen. Nachher hab ich ihn unter den Acacien gefunden, ihm die Hand geboten und ihn anreden wollen. Es ging kaum damit, denn mir war das Herz sehr beschwert. Da sagte Herr Prevere: Redet, redet, alter, lieber Freund. Nicht so, ich bin doch zu hart in meiner Predigt gewesen? — Da sagt ich: Es ist nicht Rede davon. Aber es lag mir schon am Abend auf dem Gewissen, da Karl fortgegangen war. Und ich konnte den Gram meines armen Kindes nicht aushalten; und dann hört ich dazu Ihre Predigt. Es geht nicht mehr. Kurz, mag ihm doch Louise gehören, und wenn er sie ernähren kann, sein werden."

„Darauf haben wir uns umarmt; ich fühlte mich wieder leicht und ganz froh. Ich dankte Gott, daß er mich zu rechter Zeit noch erleuchtet hat. Herr Prevere hat mir dann noch allerlei gesagt. Und ihr müsset trotz dem da unten bleiben in Eurer Stadt, um für Euern Beruf zu studiren. Er wird Euch selber noch schreiben und Louise auch."

„Zur Beglaubigung dessen, Karl, will ich dich nun wieder du nennen, wie ich Louisen nenne, und dir meine silberne Uhr schenken, die noch so gut ist, als ich sie von meinem Vater seel. erhalten habe. Jean-Renaud hat sie wieder geputzt, und er schreibt vor, du sollst sie des Nachts nicht legen, sondern aufhängen."

„Damit gehab' dich wohl, Karl, werde rechtschaffen, und geschickt."

# Die Erbschaft.

Leser, die größte Noth in der Welt ist — Langeweile. Mich hat sie geplagt überall und immer; zu Hause und auswärts; am Tisch, sobald ich satt war; auf dem Ball, wenn ich in den Saal trat. Nichts spricht mir Geist, Herz und Sinn an; nichts dauert mir so unendlich lang, als ein — ganzer Tag.

Und doch bin ich einer von denen, welche man in der Welt glücklich nennt. Nur 24 Jahre alt, weiß ich von keinem Unglück, als meine Eltern verloren zu haben. Der Schmerz darum ist noch die einzige Empfindung, die ich gern in mir nähre. Uebrigens bin ich reich, gehätschelt, gefeiert, gesucht, ohne Sorge wegen heut und morgen; Alles steht mir offen. Dazu kommt noch ein steinreicher Oheim, mein Pathe, der mich lieb hat und mir sein ungeheures Vermögen, als Erben, einst hinterlaßt.

Inmitten alles Glücks muß ich dennoch gähnen, daß mir fast die Kinnladen ausgehen. Ich hab' es meinem Arzt geklagt. Er behauptet, das sei nervös und läßt mich Morgens und Abends Baldrian trinken. Ich hatte wahrhaftig nicht vermuthet, daß es eigentlich so schlimm stehe. Allein, weil ich vor dem Tod gewaltigen Respect habe, ward ich auf meinen Leibzustand und auf ein Uebel in mir aufmerksamer,

das man mir vielleicht blos verheimlichen wollte. Ich laſſe mich nicht leicht hinters Licht führen. Durch Beobachtung mancher Symptome, des Pulſes, äuſſerer und innerer Gefühle, des zeitweiſen Kopfwehs, mit dem ſich das ſtärkere Gähnen einſtellt, war ich zu einer Ueberzeugung gelangt, — zu einer Gewißheit, die ich für mich behielt. Erführe ſie der Doktor und wollte nicht daran glauben, könnte mich der Schreck tödten.

Ich habe einen Herzpolypen; deß bin ich ganz gewiß. Zwar weiß ich nicht, wie ein Polyp ausſieht; mags auch nicht wiſſen, denn das würde mir Grauſen machen. Aber ſoviel iſt ſicher, der Polyp iſt da, und zwar im Herzen. Das erklärt, was in mir vorgeht. Er iſt die Urſach meines Gähnens, der Grund meines Ueberdruſſes an Allem. Ich habe alſo meine Diät geändert. Keinen Wein, kein Geflügel mehr; der Kaffee iſt geächtet, er verurſacht Herzklopfen, nichts Starkes, Schweres, Saures, was die Verdauung erſchwert, die Nerven reizt! Was den Blutumlauf hemmt; ſieh da, es nährt nur meinen Polypen. Er dehnt, ſtreckt und verzweigt ſich. Ich ſtelle mir ihn im Grunde, wie einen dicken Champignon, vor.

Ganze Stunden lang denk' ich an das fatale Ding. Schwatzt man mit mir, hindert's mich am Zuhören; walz' ich eine Galoppade, fürcht' ich, der Polyp nehm' es mir übel. Ich kehre heim, ändre geſchwind die Wäſche und nehme eine geſalzene Suppe. Ich lebe in der Welt zuletzt nur für dieſen verdammten Polypen.

Mit unter nehm' ich wohl ein Buch zur Hand.

Ist's ernsten Inhalts, hat man Noth, es zu begreifen; Noth es genießbar zu finden; Noth es zu bewundern. — Neuigkeiten der Literatur? Ich habe soviel gelesen, daß mir nichts mehr neu scheint. Eh ich das Buch öffne, kenn' ichs; dem Titel seh ich die Geschichte, der Vignette die Entwickelung an, und zudem, mein Pelvy will keine zu starken Gemüthsbewegungen.

Tiefere Studien? — Ich hab's damit auch versucht, das Anfangen ist leicht, aber das Fortsetzen — —. Und dann frag' ich: wozu? Meine Bestimmung ist, von Renten zu leben, auszureiten, etwa noch zu heirathen und Geld zu erben. Ohne mir die Mühe des Lernens zu geben, hab' ich schon, was ich verlange, und mehr, als ich verlange; bin in den Rath aufgenommen, bin Oberst in der Nationalgarde. Es ergnen Ehrenstellen. Und dann, mein Pelvy will von Geistesanstrengungen nichts wissen.

---

„Nun, was gibt's, Jakob?"

— Die Zeitungen.

„Her damit!"

Die Blätter sind nicht ganz übel. Ich liebe Neuigkeiten; Stadtneuigkeiten nämlich. Denn die Geschichten von Spanien werden fade; die von Belgien sind zum Umkommen.

Was das erbärmliches Zeug ist! Die Zeitungsschreiber prellen offenbar uns Abonnenten ums Geld. Nichts von Wichtigkeit; nicht einmal ein Unglück; keine Feuersbrunst, kein Selbstmord, kein Todtschlag! —

Die Cholera gewährte doch schöne Tage! Damals waren die Zeitungen anziehender; sie hielten wenigstens meine Angst recht in Odem. Ich sah das Ungeheuer vorwärts — rückwärts schreiten, bis vor meine Thür kommen; und den Rachen aufsperren. Freilich, sehr lustig war's nicht. Allein zwischen Hoffnung, es werde nicht kommen, und schrecklicher Furcht, es komme doch heran, blieb kein Platz für Langeweile; ungerechnet den Flanell, der nur die Haut zerrieb, daß ich beständig irgendwo zu kratzen hatte. Und — — —

„Was willst schon wieder, Jakob?"

— Der Herr Reter möchte — — —

„Sag', ich sei nicht zu Hause."

— Gut' — — da ist er aber schon.

Herr Reter, ich kann Sie nicht empfangen, meine Geschäfte — — —

— Nur zwei Minütchen.

„Ich habe nicht eine einzige zu verlieren.

— Ich wollte Ihnen blos diese Tabelle der allgemeinen Weltgeschichte vorlegen.

„Wohlan denn! (Hol' ihn und seine allgemeine Weltgeschichte der Kukuk!)"

— Sehn Sie, Herr de Baur, keine Tabelle dieser Art hat je solche Vollendung erreicht, wie diese. Hier die vier verschiednen Chronologien, auf die christliche Zeitrechnung und das Alter der Welt reducirt; hier die genaueste Reihenfolge der alten Könige von Babylon und Aegypten; hier — — —

„(Daß er doch mit seinen vier Chronologien längst am Galgen der alten Könige hinge!) Herr Reter, ganz

ſchön iſt's; aber ich gebe mich nicht mehr mit Geſchichte ab."

— Sie finden hier den Kaiſer Kan-Tien-Si-Leng — — —

„Ich glaub's gern, Ihre Tabelle iſt vortrefflich."

— Erlauben Sie, gnädiger Herr, daß ich Ihnen zwei Exemplare davon — —

„Was ſoll ich damit. Ich beſitze ſchon die von Hocquart."

— Von Hocquart? Sie wimmelt von Fehlern. Gönnen Sie mir nur ein halbes Stündchen Aufmerkſamkeit um vergleichen zu können — — —

„Nichts! Ich will nichts. Sie und Ihre Tabellen, Herr Peter, bringen mich um Zeit und Geduld."

Hier entſteht eine lange Pauſe, während der Mann ſchweigend und langſam ſeine Sachen zuſammenrollt und ich ihm zuſehe, ungeduldig, ihm Adieu zu ſagen.

— Ihre Gnaden hätten vielleicht keine Neigung — —

„Nein."

— Eine Encyclopädie zu kaufen — — —

„Nein."

— Dreißig Bände in Folio — — —

„Noch weniger!"

— Mit Kupferſtichen — —

„Nichts!"

— Mit umſtändlichen Regiſtern — — —

„Nein, nein, nein!"

— So hab' ich die Ehre, Sie — — aber Ihre Gnaden würden mich ſehr verpflichten, ein bei mir befindliches prächtiges Gemälde von — — —

„Sind Sie noch nicht fertig?“

— Herr de Vaur, ich bin ein Hausvater — — —

„Es iſt nicht auszuhalten!“

— .... ſieben Kinder — — — es iſt Winter — — — Holzmangel — — —

„Meinethalben!“

— Und für 5 Francs, ſtatt um 10 könnt' ich Ihnen die Tabellen — — —

„(Zuletzt kommt mir noch jeder und muß ich von jedem eine Tabelle der allgemeinen Weltgeſchichte kaufen.) Da, Herr Peter, ſind 5 Francs, und nun leben Sie wohl!“

Ich ſchlieſſe die Thür hinter ihm und ſetze mich wieder. Ueble Laune, Galle und Langeweile, Alles vom Polypen! Der Polyp bringt mich wahrhaftig noch um. Wenn ich einen Blick auf die Tabelle der allgemeinen Weltgeſchichte werfe, die der Bücherkrämer mir auf dem Tiſch liegen ließ, iſt unter allen Namen drin, von Adam bis Kan-Tien-Si-Leng und Nectanebus, keiner, der nicht gegen mich ein perſönlicher Feind wäre. Fort, ins Kaminfeuer mit der Tabelle! — Halt! das hieſſe, 5 Francs ins Feuer werfen, und die Tabelle könnte doch künftig einmal für meine Kinder taugen. Ich bin zwar noch nicht verheurathet. Wär ichs, ſo hätt' ich vielleicht minder lange Zeit; wenigſtens würden wir unſrer zwei ſeyn, die in Geſellſchaft gähnen könnten. Das ginge erbaulich! — Doch kenn' ich keine Hausväter, die lange Weile haben. Sie ſind gewöhnlich immer im Zug; geſchäftig, luſtig; haben Kinder um ſich; Lärmen, ein Weibchen, das ſie anbetet. — — —

Eine Frau, die meine Anbeterin wäre, — ein Jahr, ja auch zwei Jahre, ließ ichs noch gelten — — aber wollte ſie zwanzig, dreißig, vierzig Jahr meine Anbeterin bleiben, müßt ich wahrhaftig aus der Haut fahren. Und dann hinterher Kinder über Kinder, die eins ſchreien, heulen, balgen, auf Stöcken reiten, Möbel zerbrechen, ſeitwärts ſchneuzen — — — und zum Erſatz ſoll ich ihnen noch dazu Geiſt und Herz mit meinen Tabellen der allgemeinen Weltgeſchichte bilden! — Das läßt ſich wohl überlegen, eine Frau und nebenbei den Herzpolypen haben!

Ich kenne freilich eine junge Perſon, die mir in jeder Hinſicht nicht übel anſtünde; hübſche Figur, artiges Vermögen, ein Charakter, der zum meinigen paßt. Nur hat ſie einen Vater, eine Mutter, fünf Tanten, zwei Oheime, wer weiß, wie viel Vettern und Baſen! Seit man von dieſer Heurath ſpricht, kommt mir jeder zuvor; trägt mich auf Händen; löchelt, hätſchelt, liebelt mit mir. Das wäre, auch ohne Polyp, ſterbens langweilig. Gähn' ich ihnen ins Geſicht, ſo werden ſie alle noch zärtlicher. Das iſt für unſer eins nichts. Ich bleibe Junggeſell; Altgeſell hoff ich nicht zu werden.

Denn es liegt mir eine Andre im Sinn, die ich vorher zurückgeſetzt hatte, um nicht zwei Liebesflammen zu gleicher Zeit füttern zu müſſen. Sie hat feines Profil, ſchöne Augen, natürlichen Witz dazu, und das iſt das beſte, keine Verwandte. Man muß das Mädchen lieben, gern oder ungern. — Und doch macht ihm Keiner den Hof. Am Ende bin ich mit

meinen Seufzern der Einzige. Warum soll ich denn aber eine Blume pflücken, die sonst niemand will, so schön sie auch sein mag? Und grade ich, — ich, der sich doch auch ein wenig auf seinen Geschmack zu gut thun darf?

Vor einiger Zeit traf ich sie auf dem Ball. Sie tanzte eben mit einem hübschen Officier; sehr anmuthig, lachend, glühend; sie schien mich kaum zu bemerken, als ich in den Saal trat.

Sie, oder keine zur Lebensgefährtin! dacht' ich. Flugs ich, wie sie niedersaß, zu ihr hin, und bitte sie zum ersten Contretanz. — „Mit Vergnügen!" — zum zweiten Walzer: — „Mit Vergnügen!" — Zur fünften Galoppade. „Mit Vergnügen!" — Nicht ein einzigesmal war sie widerspenstig. Das mußte mich schlechterdings abkühlen. Ich ließ sie mit Recht sitzen, und aß den ganzen Abend zum Zeitvertreib kleine Kuchen im Nebenzimmer.

Seit dem Tage brachte' ich meine Huldigungen einem andern Fräulein; nicht weil diese Schöne mich gleich beim ersten Blick entflammte, sondern weil mir alle Welt sie anrühmte, und besonders mein Oheim. Sie ist Cousine der Frau de Luze; das heißt, sie gehört in die vornehmsten Familien, in die ersten Salons der Stadt; ist wohlgewachsen, mit juneischer Haltung; wegen ihrer Reize, ihres Geistes, ihrer Familienverbindungen und Einkünfte von allen unsern Herrn angebetet. — Gewiß wär ich mit ihr schon vermält, wenn nur mein Taufpathe und Oheim nicht allzuhastig daran triebe.

Letzten Montag kam ich etwas spät zum Ball. Ich sah sie umschwärmt! mußte mich glücklich preisen, sie zum sechsten Contretanz zu haben und einen Russischen, mit drei Cavalieren getheilt, zu erhalten. Das reizt; Hindernisse müssen seyn; sie entflammen. Schon andern Tags hätt' ich um sie angehalten, wenn nicht das Beifall-Winken und Nicken des Oheims, wie niederschlagendes Pulver gewirkt hätte.

Ob meine Göttin gleich nichts, als Ballsachen besprach, riß mich doch ihr Witz unwiderstehlich hin, um so mehr, weil sie zu meinen besten Einfällen nur sehr leichthin lächelte. Und ich mache doch, wenns darauf ankömmt, keine übeln Witzsprünge. Wir unterhielten uns köstlich. Mochte sie reden, oder schweigen, es gab dabei beständig etwas zu denken, zu errathen. Ich entführte sie, mit wahrer Trunkenheit, zum russischen Wirbelflug, und mir ward, als hielt ich das Ideal geist- und gefühlvoller Schönheit verkörpert in den Armen. Und drückten meine Finger den Satin ihrer zarten Taille, dann, dann steigerte sich die Liebe in mir zum süßen Wahnsinn.

— Genug, die Sache war bei mir entschieden; mein sollte die Göttliche seyn, und wenn sich Himmel und Erde widersetzten. Ich war berauscht, entzückt. — Da kömmt unglücklicher Weise, wie ich vom Ball gehe, mein wohlmeinender Herr Oheim, der auf mich gewartet hatte. „Bist du endlich da?“ sagt er: „Hast deine Sache brav gemacht. Sie betet dich an.“

— Wirklich?

„Nur ein Wörtchen, und du hast ihr Ja weg.

Die Familie findet dich allerliebst. Alle wollen dich; keinen Andern, als dich."

— Sind Sie denn deſſen ſo gewiß, Onkel? — fragt' ich, wie einer der ſich ganz verrechnet hat.

„Es iſt ſchon," raunt' er mir ins Ohr: „ſchon Rede von einem Hotel, was der jungen Dame ſehr gefallen haben ſoll. Du Schelm, du biſt mit dem Glückshäubchen auf die Welt gekommen. Laß mich machen. Es ſoll ſchon gehn! — — —

Je mehr mir der gute Mann ſagte, und wie herrlich Alles ſchon von ihm angebahnt wäre, je mehr ließ Amor bei mir die Flügel hängen. Verblichen war das verkörperte Ideal, und die Satin-Taille, und der ſüße Wahnſinn dazu.

„Onkel," ſagt ich zu ihm etwas freſtig: „Ich werde mir doch die Sache erſt überlegen."

Und weiter dacht ich nicht mehr daran.

---

Da ſitz ich nun, und bin ſo unentſchloſſen und ungewiß, wie vorher — — —

„Warum kömmſt du ſchon wieder, Jakob? Fort!"

— Werden Ihre Gnaden zu Mittag ſpeiſen?

„Fragt der Narr noch, ob?"

— Hier?

„Wart' ein wenig; nun ja, hier."

— So will ich decken.

„Laß gut ſeyn! Wohlerwogen, ich will heut in der Stadt ſpeiſen."

---

Wozu ſchrieb ich die Plapperein und Lapperein auf's Papier? Ich wollte meine tödliche Langeweile tödten. Es war umſonſt. Ich ſchwer keine Zeile weiter zu ſchreiben. Jetzt haben ſich die Umſtände geändert. Es kann einen vollen Folianten geben.

Ich ſpeiſete alſo in der Stadt, bei einem meiner Freunde; einem jungen Manne meines Alters. Er iſt vermält; iſt Vater; iſt glücklich, und die Kurzweile wächst ihm zu, wie mir die Langweile. Er und ſeine junge Frau ſind ein allerliebſtes Paar. In Allem offenbart ſich die innige Verzweigung ihrer Gemüther, in hundert kleinen Aufmerkſamkeiten, in tauſend dem Scheine nach wahren Kleinigkeiten, im zärtlichem Wechſel der Blicke, im Ton jedes Worts. Was er von Speiſen wählte, forderte auch ſie; wenn ſie nicht trank, wollte er auch nicht. Ließ er beim Teller ein Stückchen Brodrinde liegen, haſchte ſie es ſchadenfreh und verzehrte es.

Ich ſpielte bei den loſen Neckereien der beiden Leutchen, ſchien mir's, eine alberne Rolle: Ich ſcherzte aus langer Weile mit, und hatte vom Scherz lange Weile, wider meinen Willen, wider alle Vorwürfe, die ich mir im Stillen ſelber machte. Lerne doch, ſagt ich zu mir, unter Frohen fröhlich ſein, und das Glück eines liebenswürdigen Pärchens beneiden. Lerne die ſelbſt endlich dies Glück verſchaffen; ſtehts nicht ganz in deinem Willen? Lerne — — — Mit Erlaubniß, erwiederte ich im Gedanken dieſer gar hochachtbaren innern Stimme: Lerne du ſelbſt ſchweigen! Ich glaube gar, hinter dir ſteckt mein Herr Oheim

und Pathe. Lerne dich still halten, wenn ich Coteletten esse; die, und nur die sind, für den Augenblick, mein einziger Lebens-Genuß.

Der Einfluß, den unsere innerlichen Verwürfe auf uns haben, hängt, glaub ich, nicht wenig vom Klang und Ton der Stimme, oder von der besondern Art des Ermahnens ab, die wir ihnen in unserer Verstellung beilegen. Ich, zum Beispiel, habe die innere Stimme meines Gewissens immer, wie die meines alten Professors reden hören, bei dem ich, als Knabe, in Pension war. Auch so oft mich mein Gewissen mahnte, glaubte ichs im schwarzen Rock, mit obrigkeitlich-ernster Gebehrde, und einer Brille auf der Nase, zu sehn. Es schien mir, wie er, aus Gewohnheit zu predigen; zu thun, was seines Amtes war, um die Besoldung zu verdienen. Das war Schuld, daß ich, sobald es mit mir zu schulmeistern anfing, ich anfing gegen dasselbe zu maulen, zwar im trotzigen, aber achtungsvollsten Ton von der Welt, immer entschlossen, mich unabhängig zu erhalten. Ich habe mir daraus eine Maxime gefolgert, die ich einst in Anwendung zu bringen denke. Meinen künftigen Kindern will ich nämlich einen so liebenswürdigen Lehrer geben, so voll natürlicher Milde, so fern von aller Schulfuchserei und steifer Affectation, daß, wenn später ihr Gewissen die Rolle des würdigen Hofmeisters übernimmt, sie seinen Winken aus wahrer Anhänglichkeit folgen sollen.

Doch zurück zur Cotelette! Als ich sie verzehrt hatte und die Eßlust vorüber war, wünschte ich, das ganze Mahl wäre vorüber gewesen. Meine lieben Wirthe

kennten aber weder mit ihren Keſereien noch den Naſchereien des Nachtiſches fertig werden. Hilf Himmel, dachte ich, welche Einmüthigkeit ſogar im Appetit, und noch dazu welch' ein Appetit! Iſt es möglich, daß man ſo viel eſſen kann, wenn man liebt? Oder iſt das ein Attribut der Zärtlichkeit im Eheſtande? Wie verſchieden davon iſt jene leidenſchaftliche Liebe, die in ihrer reizenden Unruhe bloß von Seufzern und Hoffnungen lebt!

„Wo bleiben Sie denn mit Ihren Gedanken, lieber Philoſoph?“ ſagte die junge Eva meines Freundes zu mir mit einer ſüſſen Stimme, die mich, oder meinen Geiſt vielmehr, plötzlich wieder zum Teller zurückzauberte, auf den ſie ein Confect warf.

„Er iſt verdrießlich, murrköpfig, wie es alte Junggeſellen ſind,“ antwortete in meinem Namen der Adam dieſer Eva: „Aber ſag doch, Eduard, wie ſtehts mit Deiner Liebſchaft?“

„Ich bin noch nicht ſo weit gekommen, wie Du, in Deiner,“ erwiederte ich.

„Den Henker auch, das will ich hoffen!“ rief er.

„Ich auch.“ Verſetzte ich trocken.

Wie ich zu einer ſo dummen, unartigen Antwort gekommen bin, weiß ich ſelber nicht. Sie ärgerte mich. Mein Freund ſchwieg. Sein Weibchen ſpann ſogleich Geſpräch von etwas Anderm an. Ich blieb unzufrieden mit mir; ſchämte mich; rollte Brodkügelchen zwiſchen den Fingerſpitzen und bereute bitterlich, daß ich nicht bei mir zu Hauſe geſpeißt hatte, wo ich mir wenigſtens eine Albernheit erſpart hätte. Auch machte ich mich,

ſobald ich ſchicklicherweiſe konnte, davon, und eilte in meine Wohnung zurück.

Hier brannte ſchon, durch Jakobs Sorgfalt, ein ſchönes Kaminfeuer. Ich pflanzte mich davor und nahm den Zahnſtocher. Es gibt in der Welt nichts Edleres, als dies kleine Inſtrument, ſich in Augenblicken der Gedankenloſigkeit zu unterhalten, das heißt, Gedanken, ſogar wider ihren Willen aus ihren Schlupfwinkeln hervorzutreiben. Ohne Zahnſtocher wüßte ich wenigſtens ſchlechterdings nicht, was mit dem langen Zeitraum anſtellen, der doch naturnothwendig zwiſchen Mittagsmahl und Abendgeſellſchaften eintreten muß. Es iſt in jedem Fall ein Zeitvertreib, der ſich in ſeinem Werth beſſer fühlen, als beſchreiben läßt.

Genug, mir kamen dabei Gedanken an meinen Freund, bei dem ich gegeſſen; an ſeine niedliche Eva; an ſeine Querfrage nach meinen Liebſchaften; an meine querköpfige Antwort darauf und zuletzt ſchien mir dieſe nichts weniger, als querköpfig. Zwiſchen jungen Ehemännern und alten Knaben gibt es immer geheimen Krieg; oder wenigſtens ſtimmen ſie nicht recht zuſammen. Ein junger Ehemann hat mit dem alten Knaben gewöhnlich eine Art Bedauerns, das aber, von einem gewiſſen Lächeln begleitet, wie Neckerei ausſieht. Der Junggeſell ſeinerſeits findet das Loos des Ehepärchens ſehr ſchön, aber dies Schönfinden iſt von einer luſtigen Satyre um kein Haar verſchieden. Und ſo fand ich nun, ich habe ganz wohl gethan, die Quodlibets kurz abzubrechen bei Tiſche. Geſchah das

etwas unfein, ſo war ich in meinem Recht, als der Schwächere; ich war Einer gegen ihrer Zwei.

---

Jakob kam haſtig zur Thür herein, mit einer Miene voller Schreckens, und rief: „Ach, Herr de Vaur!“

„Nun, was ſoll ich?“

— Ach, Herr de Vaur!

„Was haſt du?“

— Man ſtürmt. Es iſt Feuer!

„Es wird ſo arg nicht ſein.“

— Vier Häuſer ſind im Brand.

„Wo das?“

— In der Vorſtadt.

„Bring mir doch warmes Waſſer, Jakob. Ich will mich raſiren.“

— Hören Sie den Lärmen, hören Sie das Geſchrei in den Gaſſen?

„Freilich, ſehr gut.“

— Muß ich denn warmes Waſſer bringen?

„Warum nicht, du Einfaltspinſel? Weil man Feuer ſchreit, meinſt du, ſoll ich kaltes Waſſer für mich brauchen?“

Jakob ging. Es iſt, dachte ich, indem ich das Halstuch abzog, es iſt bei alledem eine ſchöne Sache um die Feueraſſekuranzen. Da können die Leute ganz ruhig, mit untergeſchlagenen Armen, zuſehen, wenn ihre Häuſer brennen. Sie tauſchen nur alte Neſter gegen beſſere Gebäude um; das iſt Alles. Freilich iſt

dabei auch manche Unannehmlichkeit; und für die Versicherungsgesellschaften ist es ein Glück, wenn der Wind nicht zu stark geht.

„Nun, Jakob, bringst du das Wasser endlich?"

— Hier, hier!

„Ich glaube, Bursch, du hast das Zittern?"

— Ach, gnädiger Herr, sechs Häuser schon — — alle in hellen Flammen — — man fürchtet für das ganze neue Stadtviertel — — meine Mutter wohnt gar nicht weit davon.

„Und du weißt nicht einmal, daß, ungerechnet die guten Feueranstalten, alle diese Häuser assekurirt sind?"

— Ja wohl, aber, gnädiger Herr, meine Mutter besitzt nur ihre Mobilien. Werden Sie vielleicht — — —

„Auch hinlaufen? Was fällt dir ein? Mir dünchte, du brennest schon ebenfalls. Meinethalben, gehe hin; komm aber bald zurück und sage, wie es dort aussieht. Halt, auf dem Rückwege kaufe mir kölnisches Wasser. Hörst du?"

Er ging oder richtiger, er sprang davon. Ich machte mich an meinen Bart und mit um so viel mehr Interesse, weil ich diesmal von der neuesten, parfümirten Seifensorte versuchte. Der Schaum war ziemlich flockig und markig; auch der Duft fein und angenehm; nur das Wasser nicht heiß genug. Daran war die verdammte Feuersbrunst Schuld, die mich beinah zum Fluchen trieb. Indessen heulten die Sturmglocken. In den benachbarten Gassen hörte man das Rufen der Menschen, das dumpfe Gerassel der Feuerspritzen.

Ich trat an das Fenster. Ein solcher Aufruhr und Lärmen erregt immer einen angenehmen, geheimen Schauer. Es war schon ziemlich dunkel. Ich konnte die Leute nicht mehr recht erkennen; aber am Himmel stand eine helle, breite Röthe, gegen welche die Dachgiebel und Schornsteine der Häuser schwarz abstachen. Einiger Wiederschein fiel auf den riesigen Thurm der Kathedralkirche, deren in Bewegung gesetzte Glocken mir bald einen gellenden, bald einen leisern Klang zuschickten, je nachdem die Hämmer, oder der Wind, ihre Richtung änderten. — „Prächtig!“ sagte ich, und trat wieder zum Spiegel.

Es ging mit meiner Bart-Arbeit nicht rasch; und besonders dadurch mußte sie schwierig werden, daß ein schon halb vernarbter kleiner Schnitt am Kinn die äusserste Vorsicht erforderte. Ohnehin ging ich von Zeit zu Zeit wieder ans Fenster, das Zunehmen der dunkelrothen Beleuchtung zu sehen, die immer größer und blendender wurde. Zuweilen flogen schon Funken und zarte, glühende Streifen, wie Hälmchen, hoch durch die Lüfte, und senkten sich dann anmuthig, wie Strahlengarben, in einem großen Feuerwerk, zur Erde. — Das muß, dachte ich, wahrhaftig in der Nähe ein imposantes Schauspiel sein. Wenn ich ins Kassino gehe, will ich doch dort vorbei.

Ich tummelte mich also mit der Toilette, brachte den Mantel in gehörigen Faltenwurf, zog die weißen, glasirten Handschuh an, und machte mich, in der Richtung zur Vorstadt, auf den Weg. Kein Mensch war in den Straßen, alle Gewölbe und Kaufläden

ſtanden geſchloſſen. Blos zwei oder drei Equipagen rollten an mir vorbei, in denen Perſonen, ich glaube von meiner Bekanntſchaft, wahrſcheinlich zum Kaſſino fuhren. Ich kam in die Vorſtadt.

---

Das Unglück war ſchauderhaft; der Anblick aber erhaben. Vier bis fünf Gebäude ſchleuderten Flammen- und Rauchwirbel gen Himmel, während bei dieſem düſtern Zerſtörungsſpiel, wie zum Feſt, alle Laternen und Lampen am Ufergang längs dem Fluß und auf den Brücken leuchteten. Tauſende von Menſchen bewegten ſich rührig und lärmend durch einander. Die Hausbewohner neben der Brunſt warfen Geräthſchaften aus den Fenſtern; andere trugen ihre beſten Sachen mitten durch das Gedränge der Leute nach einer deswegen geöffneten Kirche. Lange Reihen von Männern, Kindern, Weibern, von der Brandſtelle bis zum Fluß, reichten ſich Eimer um Eimer. Die taktmäßige Stoßarbeit der Feuerſprützen ließ ſich durch alles Gelärm der Haufen hören. Männer, mit Stangenhaken bewaffnet, mitten im Feuer ſtehend, riſſen anbrennende Balken nieder; andere, auf den Giebeln angränzender Häuſer, wie Zauberzwerge, ſitzend, richteten den Waſſerſtrahl der Sprützenſchläuche in die Gluten.

„Weiß man, wodurch das Feuer angegangen iſt?“ fragte ich einen ſehr geſchäftigen Mann.

— Geh' der Herr in die Eimer-Reihe! antwortete er.

„Ganz gut; aber antwortet doch: weiß man, wie es — — —

— Gehorsamer Diener!

Damit ließ mich der grobe Kerl stehn. Ton und Benehmen der untern Volksklassen ist heutiges Tages so platt und ungeschliffen, daß sich ein Mann von Stande kaum an einen Vorbeigehenden mit einer Frage wenden darf, und wäre sie noch so höflich angebracht. Dies oder Aehnliches dacht' ich, als mich ein Anderer anrief: „He da, Weißhandschuh-Herrchen! hieher! helft ein wenig! Man macht Euch Platz!" — Ich wandt' ihm den Rücken, und ging beleidigt durch die unverschämte Zutraulichkeit, nach einer andern Gegend.

„Hier! hier!" schrie nun wieder Einer: Schildwacht dort, stoßt doch das Zuckermännchen in unsere Reihe her!„

Ich war empört und schlug mich gleich links durch, nach einer andern Seite.

„Holla!" brüllte mir abermals Einer zu: „der müssige Baron, oder Graf da muß hier nicht faulenzen!"

Ich nahm den Weg rechts ab.

„Du da im Mantel!" rief wiederum eine wahre Sakträgerkehle: „Hier spaziert man nicht. Willst du nicht schaffen, so bekömmst du einen Wassereimer voll zu trinken!"

Aufgebracht, mit tiefverletztem Ehrgefühl, beschloß ich diese abscheuliche Gesellschaft, dies Pack und Gesindel, zu verlassen und ins Kassino zu gehn.

„Hier gehts nicht durch!" rief eine Schildwacht und versperrte den Weg mit dem Gewehr.

— Ihr seht mir doch wohl an, guter Freund, daß sich Eure Consigne nicht auf mich beziehn kann. Ich geh ins Kassino."

„Tausend Donnerwetter, ins Kassino? Sieht der Herr nicht, daß es hier an Händen zur Arbeit fehlt. Fort in die Eimer-Reihe! Marsch!"

— Bester Freund, Eure etwas grobe Manier könnte Euch übel bekommen und bald gereuen. Ich schone Eurer und will Euch nicht um Euern Namen fragen. Aber auf der Stelle Platz gemacht!

„Ich bin, damit es der Herr weiß, Ludwig Marchand, Chasseur im Leibregiment, Kapitän Ledru, und fürchte mich gar nicht. Fort, Schuft, in die Reihe, wie die Andern dort! Oder meint Ihr, die braven Leute arbeiten zu ihrem Vergnügen da im Wasser? Ihr ins Kassino, Ihr! Nicht wahr, tanzen, während die Weibsbilder hier in Nässe, Kälte, Strapatzen vergehn und — — —

Da stürzte ein hochauflohendes Dach mit Giebeln und Ziegeln zusammen, rasselnd und prasselnd. Es ward dann einen Augenblick tiefe Stille. Denn die ungeheure Menschenmenge, den Blick auf das Schauspiel hingerichtet, stellte das Arbeiten ein. Man hörte deutlich Knistern und Flackern der Flammen; und dazwischen das dumpfe Rumpeln einer frischanfahrenden Spritze. Zu Pferd ein Mann rief: „Muthig, muthig, Leutchen; wir werden des Feuers bald Meister seyn; doch sind wirs noch nicht!" — Mehrere Personen umringten ihn sogleich. Ich hörte ihn sagen: „Das neue Stadtviertel ist schon angegriffen; die Heu-

magazine brennen. Es fehlt uns an Arbeitern. Drei Mann sind umgekommen!“ Drauf sprengt' er im Galopp davon.

„Ans Werk! ans Werk!“ schrie nun Alles. Im Gewühl ward ich mit fortgerissen, und befand mich, wie? weiß ich selber nicht, in einer Menschenreihe eingegliedert, wo Eimer um Eimer von Hand zu Hand lief. Anfangs hatt' ich nicht einmal Zeit, meine Umgebung zu erkennen. Es ging mit dem Eimer-Reichen so schnell, und ich, aus Mangel an Uebung und Gewandtheit bei solchem Geschäft, benahm mich so ungeschickt, daß ein guter Theil vom Wasser immer, und wahrlich keineswegs zum Vortheil meiner Toilette, über mich hinströmte. Gelegen kam mir das gar nicht; denn mein Vorsatz, ins Kassino zu gehn, war noch nicht aufgegeben. Gern hätt' ich die glasirten Handschuh ausgezogen, aber sie waren schon so fest angekleistert, daß ich den Versuch aufgeben mußte. Auch blieb mir keine Zeit dazu vergönnt. Mein Stand war in der Nähe des Uferdamms, wo die Menschenkette auf den steinernen Treppenstufen bis zum Fluß reichte. Da füllten drunten, beim Schimmer von Pechfackeln, Männer in bloßen dünnen Staubmänteln, bei scharfer Kälte, bis ans Knie im Wasser stehend, die Eimer, und hoben deren Last denen zu, die in der Höhe warteten. Um mich her in den Reihen befanden sich weibliche Gestalten jedes Alters, aber nicht jedes Standes, emengt mit Handwerksleuten, Taglöhnern und einzelnen Herren bessern Ansehns. Obwohl ziemlich entfernt von der Feuersbrunst, blies uns doch von Zeit

zu Zeit der Wind einen wahren Funkenregen zu, und hauchte uns mit einer Gluthitze ins Geſicht, daß es zum Erſticken war.

Ich dachte gar nicht mehr ans Kaſſino gehen. Erſt vor wenigen Augenblicken im höchſten Grad geärgert und mißhandelt, und beinah mit Gewalt mitten in dieſe Scene und in die ungewohnte Rolle hineingeſtoſſen, hatten bald meine Gedanken einen vollkommen veränderten Gang erhalten. Trotz Froſt und Näſſe, Rauchſchwall und Stößen links und rechts, war ich in die allgemeine Regſamkeit, und in das Gefühl von Rettungsluſt, Beſorgniß, Mannhaftigkeit und Menſchlichkeit hineingezogen, welches hier, in der ſchauerlichen Umgebung, allein Platz finden konnte. — Das Bewußtſeyn zu nützen, eine gewiſſe Verbrüderung und Gleichheit Aller in gemeinſamer Thätigkeit zu gemeinſamem Zweck, ſtellte, möcht ich ſagen, hier das geſellſchaftliche Urverhältniß auf dem Grund des gegenſeitigen Bedürfniſſes her, und ward von einer herzlichen Munterkeit begleitet, die ſich in allerlei Redensarten und Einfällen, ohne Roheit, und in Handlungen voll edler Hingebung äuſſerten! „Laßt mir Euern Platz, Frau'chen, und tretet zu den leeren Eimern!“ — Bin's wohl gewohnt, bin Wäſcherin; die Arme im Waſſer, das iſt mein Gewerbe!“ — „Ach, die weißen Handſchuh! Nicht wahr, junger Herr, Sie zogen ſie nicht für dieſen Ball hier an. Wollen Sie Ihren Stand mit mir Tauſchen?“ — „Dank; braver Mann, ich fang eben erſt an.“ — Munter ihr Leute, das macht Rückgrath und Hand geſchmeidig! Und die Hemden

werden hier, ohne Zuthun der Wäscherin dort, tüchtig gewaschen. Mein Jabot ist ganz ausgelaugt. Mir einerlei! Eins, zwei, drei, rechts." — Ein Mann tritt mit den Worten zu mir: „Willst eins trinken? Nimm hier!" — „Gern. Aber erst die gute Frau nebenan. Sie hilft länger schon, denn ich." — „Nein, nein, sie muß auch haben. Aber trink, mach' keine Umstände!" Ich nahm's an. In meinem Leben hat mir kein Wein so herrlich geschmeckt. Alles war mir neu hier.

Indem ich mich so ganz fremdartigen Bekanntschaften und Empfindungen hingab, erfüllte mich unwillkührliche Hochachtung für die Männer, die, in ihren Blousen, rastlos die rauheste Arbeit verrichteten, als müßten sie nicht fremdes, sondern eignes Gut, vor den Flammen retten. Und nun gar die, welche beim Fackelschein im Fluße Wasser schöpften, nicht einmal Zeit hatten nebenbei zu plaudern, oder an der geselligen Heiterkeit in unsern Reihen Theil zu nehmen, sie hatten stundenlang keine Erholung; kein Mensch achtete auf sie und ihren menschenfreundlichen Eifer. Sie opfern, dachte ich, für Andrer Bestes auf, was sie haben, Kleidung, Bequemlichkeit, einen fröhlichen Abend, vielleicht die Gesundheit; niemand dankt, niemand vergilt; morgen am Tage verlieren sich die heldenmüthigen Retter wieder in der unbeachteten Menge ihrer Kameraden; man nennt und kennt sie nicht. — Wahrhaftig, es ist doch ein Großsinn in diesem „gemein"

genannten Volke, der in der sogenannten „feinen, gebildeten Welt," zu den größten Seltenheiten gehört; kaum gefunden wird, und, wäre er wirklich einmal gefunden, Bewunderung erregen würde. Und jene Wackern dort, nur ihrem natürlichen Pflichtsinn gehorchend, ahnen nicht einmal, wie groß sie handeln.

Unwillkührliche Ehrfurcht erfüllte mich für sie; und ich selber fühlte mich geehrt, gleich ihnen, an ihrer Seite, ohne Eigennutz und Selbstsucht, wie sie, gegen das furchtbarste Element zur Rettung nothleidender Mitmenschen arbeiten zu können. Ich hätte viel darum gegeben, ich wäre, eben so freiwillig, wie sie, zur Hülfe herbeigeeilt. Statt dessen war ich ja eigentlich nur gekommen mich mit kindischer Lust am Flammenspiel zu ergötzen; nur meine Fantasie ein wenig zu kitzeln, und dann einen Abend im Kassino zu verfaseln und zu verfaulbadern, gleich andern alten und jungen Gecken. — Ich schämte mich meines Unwerthes und verdoppelte meine Anstrengungen in der Arbeit, um das vergessen zu können.

Wahrhaftig, nirgends findet man in zivilisirten Ländern mehr Gemüthskraft, Erhabenheit der Denkart und ächte Humanität, als beim gemeinen Mann, im Bürgerstande. Auch ist es nicht mehr gedenkbar, daß ein Volk, mit Talent, Kraft, Tugendmuth, schlichtem Wahrheitsgefühl, mit Einsicht und unverdorbenem Sinn für das Menschlichgroße und Menschlichschöne, daß ein solches Volk, sag'

lich, noch Achtung hege für die entnervten, ſelbſtſüchtigen Weichlinge in den höheren Ständen, bei denen nicht ſelten alberner Eigendünkel den geſunden Menſchenverſtand, Hochmuth den Mangel nützlicher Kenntniſſe erſetzen oder verbergen will oder ſoll; wo man die Tugend nur noch, von Theaterſtücken her, kennt; Romanenſchwindelei für Geiſteszierde hält; wo die Kunſt des Schneiders und Goldſchmids den Mann machen müßiges, wollüſtelndes Umhertreiben ein wichtiges Geſchäft des Mannes von Welt wird; das Laſter, mit geſchminkten Wangen, liebenswürdig heißt, und ein verſchrobener Ehrbegriff die Ehrlichkeit mit Füßen tritt.

Der Himmel weiß, wie ich hier, im düſtern, von den Häuſerflammen beleuchteten Menſchengewühl, zu ſo weltbürgerlichen Ideen kam. Aber das großartige Schauſpiel der von Menſchlichkeit bewegten Menſchenmenge, und die Erinnerung an jene eleganten Equipagen, welche zum Kaſſino an mir vorbeigefahren waren, als ich mich auf dem Weg zur Vorſtadt befand, wirkten ſchwer auf mich ein. Ich überlies mich bei meiner Arbeit dem Gedanken, der von da an in mir haftete; der mir geblieben iſt; der mein ganzes Gedankenreich umwälzte und auf mein Leben großen Einfluß übte. So kann ein einziger Funke zur Feuersbrunſt werden, und eine einzige Wahrheit die Welt verändern.

Meine Ideen, während des ewigen Einernehmens und Einergebens, eigentlich nur noch aufwallende,

mächtige Empfindungen, hinderten mich gar nicht, an den Ermunterungen, scherzhaften Aufrufen und Bemerkungen meiner Nachbaren thätigen Antheil zu nehmen. Aber auch das, was ich sagte, trug schon das Gepräge der Liebe, der Bewunderung und Achtung für diese Menschen.

„Heran doch, mit in die Reihe!“ rief ich einem gaffenden Zuschauer, einem geputzten Müßiggänger zu: „hier ist noch Platz. Sehen Sie nur jene braven Männer, die seit sechs Stunden im Wasser stehen. Er schleicht sich davon. Schildwacht, zeigt ihm den Kolben! — Nicht wahr, gute Frau, solche Flitterlappen sollten hier auch in die Wäsche genommen werden! — Und Sie dort, Mademoiselle, ich bitte Sie, ziehen Sie sich zurück aus unserer Linie. Sie zittern vom Frost; Sie sind zu jung und schwach für diese Arbeit!“

---

Das Zuletztgesprochene galt, mir gegenüber in der Reihe, einem ganz jungen Mädchen. Im Anfange, während der Verwirrung und Dunkelheit, hatte ich das arme Kind nicht bemerkt. Als aber die zunehmende Helle der Flammen Gestalten und Gesichter unterscheiden ließ, hatte die Jugend der Arbeiterin, die Anmuth ihrer Bildung und die Zartheit ihrer, so rauher Geschäfte ungewohnten, Hände, nach und nach meine Aufmerksamkeit angezogen: mehr noch die mitleidsvolle Aengstlichkeit, die ihr in den Augen zu lesen

war, so oft sich diese nach der entsetzlichen Flammenverwüstung hinwandten. Es gehörte zur Vollendung des Eindrucks, welche die ganze Scene auf mich gemacht hatte, diese rührende Gestalt, welche ihre schwachen Arme zu den stärkern Kräften derber Fäuste vereinigte, um ein furchtbares Element durch ein anderes zu überwältigen. Ja, ich will es bekennen, vielleicht hätte das ungeheure Nachtstück, ohne ihr Bild in demselben, einen guten Theil des Zaubers verloren, der mich so tief erschütterte. Und doch bewegte mich das Mitleiden mit ihr, daß ich sie bat, sich zu entfernen.

„Sie antwortete nur ein Paar schüchterne Worte, aus denen ich verstand, sie erwarte ihre Mutter, um in deren Begleitung nach Hause zurückzugehen. Indessen schien sie immer mehr zu ermüden; und schon bemerkten ihre Nachbarn, daß ihre matten Hände nicht mehr hinreichten, der raschen Thätigkeit der Andern genügend zu sein. Einer jener Nachbarn, — es war, glaub ich, der gleiche, der mich vor einigen Stunden „Weißhandschuh-Herrchen“ titulirt hatte; aber die durchwelchten, zerrissenen, glasirten Geschöpfe waren mir von selbst schon von den Händen gefallen, — also er, oder ein Anderer, sagte zu dem jungen Frauenzimmer: „Sie taugen hier nichts, liebes Kind, oder Mamsell. Das ist kein Schaffen für Sie. Machen Sie sich fort, nach Hause; wärmen Sie sich dort wieder ein wenig. Soll ich Sie nach Hause begleiten? Heda? Wer will meinen Platz einnehmen?“

„Das will ich schon!“ rief ich: „Führt nur das Frauenzimmer fort; es sieht übel und bleich aus.“

„Basta, schöner Herr!“ entgegnete der Mann: Beim Licht besehen, scheint Ihr mir besser zu der Jungfer, als zum Löscheimer zu passen. Nehmt Ihr nur das arme Ding hin! Fort! Glückliche Reise mit einander. Halleh, wir Andern, Achtung! Links, rechts, links! Brave, Mutter Bäbi, Ihr verdient das Ehrenkreuz! Wenn der Teufel einmal platzt, hat ihn keine andre, als Mutter Bäbi aufgeblasen!“

Während Gelächter die Witze des lustigen Mannes begleiteten, hatt' ich die eiskalte Hand der armen Zitternden genommen, die sich von mir geduldig durch die arbeitenden Schwärme zu den stillern Gassen führen ließ, wo der Lichtschein der Feuersbrunst aufhörte. Es war mir ein angenehmes Gefühl, diesen Abend sogar noch der Beschützer einer so interessanten, mir überlassenen Unbekannten geworden zu sein. In der ersten Ueberraschung vergas ich sogar nach ihrer Wohnung zu fragen, wohin ich sie doch bringen wollte. Anfangs ging sie ziemlich eilig neben mir her; allmählig wurden ihre Schritte jedoch langsamer; endlich blieb sie sogar, wie erschöpft, stehn. Es ließ sich nicht unterscheiden, ob es Uebelbefinden aus voriger Anstrengung, oder Wirkung der nächtlichen Jänner-Kälte war. Ich unterstützte sie mit meiner Linken, und riß mir mit der Rechten den zurückgeschlagnen Mantel ab, den ich ihr umlegte.

„Ihnen ist nicht wohl?“ fragte ich besorgt. Nach einigen Augenblicken strengte sie sich an und sagte mit einer weichen, bebenden Stimme, die mich selbst durchbebte: „Weil ich meine Mutter nicht finde und be-

gegne, erlauben Sie gütigst, daß ich mich allein nach Hause begeben darf." —

„Unmöglich, selbst auf die Gefahr hin, daß Sie mir zürnen!" sagt' ich: „Sie sind leidend. Ich kann Sie unmöglich verlassen, bis ich Sie bei den Ihrigen weiß. Vertraun Sie sich wenige Augenblicke meiner Sorge an, die Sie so sehr verdienen. Ihre Jugend, wie Ihr Leiden machen mich bekümmert."

Sie antwortete nicht. Wir gingen weiter. Ich fühlte ihren Arm auf dem meinigen zittern, und wie die Furchtsamkeit ihre Schritte beschleunigte. Als wir an den schmalen Durchgang zwischen zwei Hausmauern kamen, zog sie ihren Arm zurück, und lispelte: „Hier ist's; ich bin Ihnen verbunden."

— Aber werden Sie Ihre Frau Mutter, oder sonst Jemanden antreffen?

„Meine Mutter wird nicht lange ausbleiben. Ich danke Ihnen."

— Vergönnen Sie mir wenigstens, so weit mitzugehen, daß ich mich überzeuge, Sie seien wohl aufgehoben. Denn ich sehe nirgends in der Nachbarschaft Licht; vielleicht ist keine Seele bei Ihnen zu Hause. Es scheint mir viel anständiger, daß ich Sie an Ihre Frau Mutter persönlich übergebe, als daß sie erfahre, ein unbekannter Mensch hätte Sie begleitet. Ich bitte, gehn Sie voran.

Während ich so redete, trat sie, beim Gewahrwerden einer vorbeiwandelnden Person, ängstlich in den Durchgang, wohin ich ihr folgte. Um sie nicht noch furchtsamer zu machen, wagt' ichs nicht mehr, ihr in der

Finderniß den Arm anzubieten. Allein, wie ſie beim Antritt zur Treppe unſicher ſchwankte, ſtreckte ſie in unwillkührlicher Bewegung, die Hand nach mir, ſich zu halten, und ich — wie ich ſie hielt — was war es, das mich ſo wunderbar und ſelig durchſchauerte? Nie hatt' ich Aehnliches empfunden. Ich fühlte ein Glühen im Geſicht, wie in der Nähe der verlaſſenen Feuersbrunſt, und doch dabei ein kaltes Durchrieſeln meiner Nerven. — War es das erſte Erwachen der Liebe? Und doch hatt' ich ſchon in der Huld mancher Schönheit gewähnt, mein Herz wiſſe, was Liebe ſei.

Wir ſtiegen langſam im Dunkeln bis ins dritte Stockwerk hinauf, wo meine Geführtin mich losließ und eine Thür öffnete. Sie ſchien mir zu meinen. „Iſt Ihnen nicht wohl?“ fragte ich beklommen.

„Das nicht, mein Herr, antwortete ſie zögernd: „Aber, ich weiß nicht, wie Sie bitten, ſich nicht ferner zu bemühen. Sie können zu dieſer Zeit nicht wohl hier hineintreten.“

„Ich werd' es auch nicht!“ erwiedert' ich, „geſtatten Sie mir einzig, hier die Ankunft Ihrer Frau Mutter abzuwarten. Gehn Sie hinein; zünden Sie Licht an; ruhen Sie aus, und, ich beſchwöre Sie, bleiben Sie meinetwillen unbeſorgt. Ich kann leicht ein halbes Stündchen Schildwacht draußen ſtehn, wo Alles leer iſt, während ſchlechtes Geſindel gar leicht die Verwirrung einer Feuersbrunſt benutzt und in die Häuſer ſchlicht.“

Darauf ging ſie hinein, nachdem ſie den Mantel bei mir niedergelegt hatte. Einige Minuten nachher

ward es hell; das Licht einer Kerze ließ eine bescheidne Wohnung erblicken, worin einige zierliche Mobilien seltsamen Gegensatz zu wirthschaftlichen Geräthen bildeten. In diesem Augenblick kennt' ich durch die halb offengebliebene Thür zwar nicht das junge Mädchen selbst, aber seinen Schatten am Umhang eines Alkovens sehn, in welchen es sich mit der Kerze zurückgezogen hatte. Lieblichstes chinesisches Schattenspiel, wie ichs noch nie gesehn! — Der Umhang zeigte mir alle Bewegungen des biedren Kindes; ließ mich seine feinern Formen und die jugendliche Grazie der Gestalt errathen. Dem Schatten nach zu urtheilen, war sie beschäftigt, ihr Haar, das in dichten Locken um ihre Schläfen niedergefallen war, wieder mit dem Kamm auf dem Scheitel zu befestigen. Aber während dem verkürzte sich ihr Schattenbild plötzlich. Sie schien auf einen Sitz gesunken, oder gefallen zu sein, auf welchem sie sich bewegte. Anfangs schrieb ich das Schwanken der ganzen Figur dem Zittern des Lichtes, oder des Umhanges zu. Aber bald empfand ich etwas Unruhe, als ich bemerkte, wie sie im Schatten seitwärts hing, und sich mühsam aufrichten zu wollen schien. Ich hörte ein unterdrücktes Stöhnen. Voller Schrecken und Angst blieb ich meiner nicht länger Meister. Ich eilte rasch hinein und fand die Ohnmächtige bleich, mit erloschnen, halboffnen Augen, und erschöpft von Anstrengungen des Gemüths und körperlichen Kraftanstrengungen. Schnell raft' ich die Unglückliche auf; trug sie zum Bett des Alkovens, bedeckte sie mit meinem Man-

tel, und Wasser suchend, fand ich ein Essigfläschchen. Ich befeuchtete sanft ihre Stirn und Schläfe.

Ihr Zustand fing an mir ernsthafte Sorge zu machen. Nicht minder beunruhigend ward mir meine eigne Lage. Ich wußte nicht, was beginnen? Fliehen, das liebenswürdige Kind seinem Schicksal überlassen, konnt' ich nicht; aber mein Bleiben hinwieder setzte mich und die Unschuldige der Gefahr aus, unrichtig beurtheilt zu werden. Allmählig ward sie, unter meiner fortgesetzten Sorgfalt, ihrer jedoch wieder bewußt. Ihre kleine Hand machte ein Zeichen, welches mir, wegen meiner Anwesenheit, ihre Bestürzung und verschämte Unzufriedenheit andeutete. Sogleich entfernt' ich mich vom Bett, verließ das Zimmer und erwartete, im Gang vor demselben, die Ankunft der Mutter mit steigender Angst und Ungeduld. Mehrmals glaubt' ich dumpfen Geräusch der Fußtritte von Kommenden zu hören. Aber immer in der Erwartung getäuscht, verfiel ich in die vorige Noth. — Ich horchte. Es war ringsum todtenhaftes Schweigen. Ich erschrak. Die Unbekannte, deren Schutzengel ich zu sein wünschte, konnte in die Ohnmacht zurückgesunken sein, konnte — — ich verlor fast die Besinnung, — ich dachte sie mir, als entseelte Leiche. Mein Gott, woher in der Eil einen Arzt rufen? — Ich schlich mit geheimem Entsetzen durchs Zimmer. Mit bebender Hand zog ich den Vorhang zurück.

Da lag sie im friedlichen grünen Schlummer. Welch ein rührender Anblick, diese schlafende Unschuld! Sie hatte den ihr fremden Mantel etwas zurückgezo-

sen. Wie schön sie da lag, in nachlässiger Anmuth, leise aber ruhig athmend; die jungfräuliche Stirn von einer Locke des Hauptes halbverdunkelt. Blässe bedeckte die Stirn, Blässe die Wangen; nur die rothen, halbgeöffneten Lippen des kleinen Mundes, wie eine immerblühende Rose im Frühschnee liegend, verkündeten jugendliches Leben und Frische.

---

„Spitzbübischer Kerl, was habt Ihr hier zu thun? Wer seid Ihr!“ Schrie, zu meinem nicht geringen Schrecken, die Stimme eines Weibes hinter mir.

Ich drehte mich ganz verblüfft um, und sagte stotternd, denn ich hatte, bei dem unerwarteten Ueberfall und rohen Gruß, fast alle Besonnenheit verloren: „Ich bin — — — ich komme nicht in böser Absicht, — — — Sie werden es von Ihrer Tochter selbst hören, wenn sie vom Schlaf nach ihrem Unwohlsein — — —“

„Unwohlsein? Was? Woher? Fort! Was hat der Kerl hier herum zu schnüffeln? Ich bin nicht ihre Mutter. Aber ich werde hier bleiben, bis sie selber kömmt; dort ist die Thür. Keine Umstände gemacht!“ — So, in einem Odem fort, überschüttete mich das keifende Weib mit Höflichkeiten, wie ich in meinem Leben noch niemals empfangen hatte.

Endlich unterbrach ich sie. „Wenn Sie nicht ihre Mutter sind,“ sagt' ich: „was für Recht haben Sie, mich so anzufahren? Ich habe mich des Kindes angenommen, das mir durch Zufall — — —“

„Geht mir, geht!“ erwiederte sie mit einer wahren Drachenmiene, mit funkelnden Augen, vorgestrecktem Hals und geballten Fäusten: „Ihr und annehmen! Ich kenne Euch Zeisige. Schleicht man sich so in anständige Häuser? Sucht Euch andre Nester auf, wo Ihr finden könnt, was Ihr suchet. Fort, oder ich rufe Wache! Wird's bald?“

„Gute Frau, Ihr unverschämter Argwohn beleidigt mich mehr, als Ihre Grobheit. Ich wäre längst gegangen, hätt' ich's nicht für Pflicht gehalten, für das gute Kind zu wachen, bis ich es sichern, und, am liebsten, den mütterlichen Händen, übergeben könnte. Jetzt aber bleib' ich. Ihr Ton, Frau, Ihr Betragen gibt mir schlechtes Zutrauen.“

„Es ist unser Nachbarin, mein Herr,“ sagte die vom Lärmen Erwachte mit zitternder Stimme: „Sie weiß nicht die Güte, welche Sie für mich hatten. — — Ich bitte, lassen Sie sie bei mir. — Ich denke Ihnen Ihre Gefälligkeit lohn.“

„Ich gehorche Ihnen. Leben Sie wohl!“ sprach ich zu ihr hingewandt: „Möge dieser Abend Ihrer zarten Gesundheit nicht nachtheilig werden. Könnt' es Ihnen vielleicht dienen, daß ich noch Ihre Frau Mutter suche, die etwa Ihretwillen — — —“

„Die wird sich finden, ohne Euch. Geht nur Euren Weg!“ fiel die Nachbarin, mit den ihr eignen Kraft-Phrasen, dazwischen. Ohne dem Weibe etwas zu erwidern, nahm ich von dem jungen Frauenzimmer Abschied und entfernte mich schnell.

Ich war empört über die Furie, und ärgerlich über mich, oder daß sie mich im Alkoven und am Bett des liebenswürdigen Mädchens überrascht hatte, mit so schuldlosen, ja mit so heiligen Empfindungen ich auch davor gestanden war. In der Eil des Davongehens hatt' ich noch dazu meinen Mantel vergessen; aber ich mochte nicht wieder umkehren. Mir graute vor dem Cerberus, der das Elysium bewachte. Und dann, — es war, als hätt' ich mehr noch etwas Anderes, als meinen Mantel nur dort zurückgelassen. Wenigstens spürt' ich vom Herzpolypen nicht das Geringste mehr. Und das war nicht übel.

Je weiter ich, verloren in Gedanken, dahinschlenderte, je mehr schien das romantische Ereigniß die Färbung eines vergangenen Traums anzunehmen, dem ich kaum selber recht Glauben schenken konnte. Und je mehr ich seinen Eindruck vor der Gewalt neuer Eindrücke der Gegenwart bewahren wollte, je mehr verirrt' ich mich in den Straßen, ohne an meine Wohnung, an die späte Stunde und an den Nachtfrost zu denken. Nur, wenn mir ein Mensch begegnete, fuhr ich zusammen, und glaubt' ich die Mutter meines schönen Pflegekindes erkennen zu müssen, die ich doch nicht kannte. Ich wußte nicht einmal den Namen des frommen Kindes, und wußte von diesem doch mehr, als mir vielleicht wohl that.

Nachdem ich lange herumgeirrt war, sah ich mich wieder in der Vorstadt und bald in der Nähe der Brandstätte. Das Feuer, durch die Anstrengungen der Löschmannschaft ausgelöscht, ließ seine Rauch nur noch in

Wirbeln schwarzer Rauchwolken ausbrachen. Verkohlte Balken, Schutt und Mauertrümmer lagen im weiten Raum dampfend durch einander, wo am Morgen vorher viele Familien ihr friedliches Obdach gehabt hatten. Wachten standen umher. Eine der Feuerspritzen ließ ihren Wasserstrahl da und hier auf Stellen fallen, wo ein Luftzug Glut und Lohe unter der Asche wieder aufdeckte. Aber meine Namenlose stand da nicht mehr in den Reihen, die kleinen weißen Hände an den Eimern, ihren Blick des Erbarmens auf die Flammen der Häuser gerichtet, während dieser Blick andre Flammen entzündete. Doch eine Erinnerung um die andre ward wieder dabei lebendiger, wie ich sie durch die Finsterniß heimführte; wie ich meinen Mantel um ihre Schultern schlug; wie ich ihre Hand im Dunkeln hielt; wie ich sie, die liebe Bürde, in meinen Armen zu ihrem Bett trug.

Es war zwei Uhr nach Mitternacht, als ich zu Hause bei mir ankam.

---

Ich fühlte mich zu aufgeregt. Ans Schlafen ließ sich nicht denken. Im Kamin glimmten noch Kohlen und halb verbrannte Scheiter; ich ließ das helle Feuer frisch von neuem lodern und setzte mich im Lehnstuhl daneben, um zu träumen.

Seltsam, wie sich die kleinen Dinge, die uns umgeben, zum Theil in unsern Gedankengang vermischen und dessen Art und Richtung annehmen müssen. Indem ich vor mir hinträumte, lag mein Rasirzeug

noch ohne Ordnung da, wie ich es auf dem Kamin-sims verlassen hatte, und dabei auch die neueste Sorte parfümirter Seife, die mir ihren feinen Rosenduft zu-hauchte. Dieser Geruch, den ich nicht verlangt hatte, berührte meine Nerven, wie eine aristokratische Emanation. Er leitete mich bis zu dem Augenblick zurück, da ich an der nämlichen Stelle meine Person in Stand setzte, inmitten der fashionablen Welt, unter den Augen der Damen im gewähltesten Modeschmuck, durch die Kaffeesäle zu wandeln.

Ich verbannte geschwind diese Bilder des Luxus und der Hoheit, um im Geiste wieder zu der demüthigen Einfalt des Zimmers von meiner schönen Namenlosen zurückzukehren. Ich bekenne jedoch ehrenherzig, es schien mir da nicht mehr so zauberhaft, wie vorher. Die Wände jenes Stübchens waren gar zu nackt und kahl; die Möbeln sahn auch gar zu dürftig aus; und Küchen-geruch, sogar in der Stube, that meinem Augen weh. Dann der Conversationston der plaudernden Frau Nach-barin dazu, harmonirte freilich mit einander sehr gut; aber mit meinem Geschmack sehr schlecht. Ich hatte die größte Mühe, die zerstörende Wirkung, welche dies Alles in meine Götterträume brachte, durch ideelische Gegengewichte aufzuheben. Ich mußte mir immer die rührende Heldenlichkeit meiner kleinen Unbekannten, ihre Haltung, ihre seelenvollen Gesichtszüge, ihre Stimme, selbst ihren Anzug, vergegenwärtigen, worin die stolze Anmuth, die lieblichste Würde lag.

Endlich, bei diesen Unterhaltungen, überfiel der Schlaf mich. Bald wieder durch Takt geweckt, der

hereintrat, entfernte ich mich und ging halbschlummernd zu Bett.

---

Man kann sich wohl denken, daß ich übermüde war. Auch schlief ich bis zwei Uhr Nachmittags fest. Im Augenblick, da ich die Augen aufschlug, machte das blendendhelle Tageslicht, das mir entgegenströmte, einen widerlichen Gegensatz zu den Scenen und Bildern der Mitternacht, unter welchen sich meine Einbildungskraft eingeschläfert hatte. Es that mir um diese Mitternacht wirklich leid, und besonders um die Feuersbrunst, die schwerlich wieder am Abend von vorn anfangen konnte.

Indessen ich stand auf, und lernte zu meinem Erstaunen etwas, das ich schon längst wußte, daß die ganze Welt am Tage, beim vollen Sonnenlichter, völlig anders erscheint, als des Nachts beim männerischen Sternenlichte. Ich dachte wohl daran, die schöne Handhaberin der Löschimer, wenn auch nur aus Höflichkeit, oder des Mantels wegen, zu besuchen, damit man ihn zuletzt nicht für einen Mantel Josephs halte. Aber ich hatte heimliche Furcht, sie selber könne am Tage ganz anders aussehn, nach einem guten Schlaf, bei der Mutter und der Nachbarin und in Hausarbeiten oder Küchengeschäften. Weggeblasen war alle Romantik und die ewige Liebe! — Ja von Seligkeiten des ehelichen Lebens hatt' ich mir schon vorgeschwärmt. Gedanken, die mir in den gestrigen Abend- und Nachtstunden hier natürlich und gesund vorge-

kommen waren, trugen jetzt einen Anstrich von Trunkenheit, oder Fieberhitze und Albernheit. Und doch wollte sich meine Eigenliebe nicht darin ergeben, daß ich ganz und gar, unter den wunderhaften Nachtgebilden, Narr geworden wäre. Ein verständiger Mann, wie ich, bei völlig nüchternem Muthe, kann nicht Knall und Fall aus dem Sattel gehoben werden, daß er das Unterste zu oberst sieht. Es muß Grund zu meiner Stimmung vorhanden gewesen sein; der Grund muß noch verhanden sein.

Ich nahm mein gutes Gedächtniß, ich nahm die ganze Kraft der Fantasie zu Hülfe, mir Stück um Stück die nächtlichen Begebenheiten wieder vorzuführen. Aber, wie ich's auch anstellen mochte, es blieben halberblichne Bilder; der Verstand schüttelte allfling den Kopf dazu. Ich war nicht mehr derselbe, der ich noch vor wenigen Stunden gewesen, sondern unverändert wieder der Gewöhnliche, der Mensch von vorgestern. — Ich ließ also Alles fahren und bleiben, wie es sein mochte. Der Polyp war wieder leibhaftig da; er selber vielleicht an der ganzen, nächtlichen Spiegelfechterei Schuld gewesen.

Die Hände auf dem Rücken, ging ich ein Paarmal Abwend im Zimmer auf und nieder, und überflog mit unempfindlichem Blick die meisterhaften Gemälde, welche in ihren Goldrahmen, an dicken Seidenschnüren, längs den Wänden hingen. Ich bemerkte in der Ecke des Spiegels eine Karte. Es war Einladung zur Abendgesellschaft bei Frau de Luze. Ich schnellte das Blättchen mit Widerwillen, ich stellte

ſagen, mit Empfindung von Ekel, von mir weg. Die weiblichen Zudringlichkeiten ſind die widerwärtigſten. Ich ſah im Geiſte Frau de Luze mir ſchon, in ihrem eleganten Saal, mit der artigſten Schmeichelei entgegen kommen, Alles ihrer jungen Couſine zum Heil und Nutzen, die mir mein Oheim zur Auserwählten beſtimmt hatte.

„Jakob!“

— Haben Sie gerufen, gnädiger Herr?

„Frühſtück, oder Mittags- oder Nachteſſen! Ich weiß ſelbſt nicht, was? Es ſcheint ſchon ſpät. Und vergiß nicht, daß ich für niemanden zu Hauſe bin.“

— Ganz wohl. Doch hat zum Beiſpiel Ihr Herr Onkel ſo was wollen laſſen, er werde bei Ihnen vorfahren, um Sie zur Frau de Luze abzuholen.

„Wohlan, ſo bin ich mit einer Taſſe Chocolate zufrieden. Ich gehe aus.“

— Soll ich alsdann — — —

„Nichts.“

— Wenn er aber kömmt, — — —

„Schweig.“

— Gewiß wird er dann — — —

„Du biſt doch ein unerträglicher Schwätzer!“

— Halten's zu Gnaden, das hat noch niemand — —

„Gelt, du biſt ſelber nicht der Meinung?“

— Wahrhaftig, nein. Aber wenn — — —

„Kein Wort mehr. Laß mich! Fort! Verſchwinde!“

Auf der Stelle nahm ich meine Stiefeln, und warf ich mich in die Kleider, um fortzugehn. Der Onkel-Despotismus iſt nicht auszuhalten, der uns,

in den Harem, zum Glück hinschleppen will; und die reichste Erbschaft wird zu theuer erkauft, wenn man dafür zeitlebens zum willenlosen Mündel, oder Sklaven werden muß. Ich wäre gern bei mir zu Hause geblieben; nein, fort mußt' ich, und mich selber aus dem Hause verbannen.

Indessen ich hastig mein Frühstück oder Abendessen verzehrte, überlegte ich, wohin fliehn, um den Zärtlichkeiten des Herrn Vathen und der Frau de Lage und ihren Verkuppelungs-Plänen für diesmal zu entwischen. Mir fiel die namenlose Schöne ein; und der zurückgelassene Mantel konnte auf jeden Fall bei ihr, oder ihrer Mutter, und, im schlimmsten Fall, sogar bei der entsetzlichen Nachbarin, meine Zudringlichkeit bemänteln, wenn man die gemeinste Höflichkeit und Theilnahme, unter solchen Umständen, für Zudringlichkeit hätte gelten lassen wollen. Zudem war ich der Mutter des jungen Mädchens, sowohl zur Ehre ihrer Tochter, als zu meiner eignen Ehre, beruhigende Aufklärung über die gestrigen Vorfälle schuldig. — Genug, ich mußte dahin. Ich hatte eine Pflicht, eine heilige, zu erfüllen. — Ich zog an der Glocke.

„Jakob; mach' ab! Ich gehe."

— Ich hätte gern — — sehn Sie — — Ihr Herr Onkel ist da.

„Dinsel, du! Fängst du das alte Lied an? Bin ich denn zu Hause? Nein, sag' ich dir noch einmal; ich bin längst fort! Hörst du?"

Jakob erschrocken, machte sich ohne ein Wort zu sagen, aus dem Zimmer. Eh' er die Thür hinter sich

schliessen konnte, stieß sie mein Herr Pathe schon auf und naß breit und groß, strahlend in seiner Freudigkeit herein mit schallender Stimme: „Auf, auf, Eduard! Bist du fertig? Wir wollen nicht die letzten sein? Du mußt deine verliebte Ungeduld zeigen. Tummle dich; thu' deine Sachen geschwind ab; ich wärme mir unterdessen die Füße an deinem Kaminfeuer.“

Und damit pflanzt' er sich vor dem Kamin hin. Ich hasse das allzu vertrauliche, zuthuige Wesen der Leute, die sich ohne Umstände bei Einem einheimisch machen; sich in unserm Lehnstuhl ausstrecken, oder unter den Papieren herumstöbren; Bücher aufschlagen und wieder hinwerfen; oder ein Bild von der Wand nehmen, es besser zu sehn; oder sich eins pfeifen, — und sich einbilden, sie machen, als gute Freunde, blos von ihrem Recht Gebrauch. Das war leider eine der Kardinaltugenden des Oheims, und das allein meistens hinlänglich, mich bei seinen Besuchen etwas trockener zu machen. Jetzt aber, da ich ohnehin schon durch sein Erscheinen übler gestimmt war, sträubt' ich gegen Zaum und Gebiß an, und gerieth in Versuchung, ihm kurz und derb die Meinung zu sagen. Nur, aus Hochachtung für die Erbschaft, hielt ich, wie gewohnt, zurück, und zwang' ich mich zur sittlichen Selbstüberwindung an.

„Ich glaube, lieber Oheim,“ sagt' ich leicht hingeworfen, aber im artigsten Ton: „Ich glaube, ich werde Sie heut allein gehn lassen, wenn Sie mir erlauben — — —“

— Nichts erlaubt! wenigstens diesen Abend nicht.

Gnade diesen Abend machen mir die Sache ab, und sagen Amen! Achte ein wenig auf dein Aeusseres; sei ein bischen liebenswürdig und hold; mehr sag' ich nicht. Geschwind aber! Ich habe versprochen, wir würden frühzeitig kommen; du liessest dich nicht halten.

Das ward mir doch zu arg. Also man hatte, mir nichts dir nichts, schon Verfügungen über meine Person getroffen. Man muthete mir die Verpflichtung zu, geschwind den Liebenswürdigen zu machen, und zwar in einem Augenblick, da mir's durchaus nicht darum zu thun war. Mein männlicher Stolz fühlte sich schwer verletzt. Ich wagte eine bestimmtere Ablehnung des Antrags und sagte: „Lieber Oheim, ich glaube nicht, daß ich Sie heut begleite."

Der Oheim drehte sich auf seinem Stuhl um, mir ins Gesicht zu sehn. Er wußte anfangs nicht, was sagen? Denn meine Widerspenstigkeit hatte alle seine Ideen von der Gelehrigkeit eines künftigen Eheu über den Haufen geworfen.

Nachdem er mich lange angestaunt, ließ er sich die Worte vor: „Nun, laß sehn; warum glaubst du nicht?"

— Mein bester Oheim, ich habe bei mir überlegt — — —

„Ach, wenn's nichts weiter ist, sei unbekümmert. Folge meinem Rath. Da muß man nicht überlegen, sonst heirathet man niemals! Siehst du, blos das Bedenken und Ueberlegen ist Schuld gewesen, daß ich zur Stunde ein alter Junggesell bin und es zeitlebens bleibe. Machst du's auch so, wahrhaftig, so geht dein

und mein Vermögen in dritte Hand über, und der Name unſrer Familie ſtirbt aus. Alſo, nicht mehr überlegt! Es iſt ohndem ſehr überflüſſig. Wo bedeutende Verhältniſſe, Rang, Reichthum und Schönheit beiſammen ſind, iſt's offenbare Tollheit, zu überlegen. Handeln, abſchlieſſen muß man. Alſo, mach' dich bereit. Wir gehn."

— Unmöglich, theuerſter Oheim. Ich will, Ihnen zu gefallen, das Ueberlegen beiſeite laſſen. Aber um zu heirathen, ſollt' ich doch dazu auch Neigung haben.

„Was denn? Alle Teufel! Biſt du entſchloſſen, gar nicht zu heirathen? Laß ſehn. Erkläre dich. Sag's doch!" — — —

Er nahm bei dieſen Worten einen ſehr bedeutenden Blick und Ton gegen mich an, und ſchien mir gleichſam die Erbſchaft vor Augen zu legen, ob ich ſie annehmen wolle, oder nicht? Eben dieſer ſchrecklichen Wahl wär' ich gar zu gern ausgewichen; wußte nur nicht, wie es machen? Zum Glück fiel mir die geſtrige Geſchichte ein, und ſie gab mir, wenn auch keinen beſtimmten, doch allgemeinen, Vorwand an die Hand.

„Nun denn, junger Herr?" rief er wieder. —

— Und wenn nun, zum Beiſpiel, mein Herz ſich halb und halb ſchon wo anders hin gezogen fühlte? — ſagt' ich etwas lächelnd.

„Tartſari! Sprich dich lieber frank und frei aus; ſprich gradezu: Ich will nicht heirathen! dann weiß ich, woran ich bin."

— Und wenn Sie ſich wirklich in mir täuſchten, allerbeſter Oheim? Wenn ich nun wirklich eine Andre

liebte, würden Sie mir noch rathen, die Cousine der Frau de Luze zu nehmen?

„Je nach dem, Eduard! Sag, wer ist sie denn?“

— Ich liebe wirklich eine junge, sehr schöne Person — — —

„Ist sie reich?“

— Dem Anschein nach, nicht.

„Ist sie von Rang?“

— Ich weiß nicht.

— „Und ihr Name?“

— Ich kenne ihn noch nicht.

„Nun, das ist doch etwas stark. Was, Teufel, wo hast du den Kopf?“

— Wie arm, oder von wie dunkler Herkunft das junge Frauenzimmer sein mag; wenn ich an Vermählung denken soll, wird' ich's lieber, als jedes andre, wählen.

„Ha, ha, ha! Also arm, von geringer Geburt und schön! Das wäre, meiner Treu, einmal Roman- oder Narrenstreich, ganz in der Regel.“

— Narrenstreich? nein, mein Oheim, nichts weniger, als das, darf ich Sie versichern.

„Aber spasse doch mit mir nicht.“

— Glauben Sie mir, ich habe auch nicht Lust dazu.

„Schwatze doch, ich bitte um Gottes willen, nicht dergleichen Zeug! Du, von altem Adel, prächtig gestellt, von einer der besten Familien, schon jetzt reich, — und an ein Geschöpf ohne Vermögen, ohne Geburt, denken! Was fällt dir ein? Man kann mit dergleichen

Personen wohl Verbindungen haben, so und so; aber man heirathet sie nicht."

Diese allzu-enkelhaften Worte trieben mir vor Zorn das Blut ins Gesicht. Es war Entheiligung eines unschuldigen Wesens, das mich eben durch seine verschämte Blödigkeit gerührt und bezaubert hatte. Sie stand urplötzlich in ihrer schönen Demuth und Glorie wieder vor meiner Seele, wie sie gestern war; und um so tiefere Verachtung regte sich in meinem Innersten gegen einen Greis, der nur für Geld und Rang Sinn hatte; kein Gefühl aber für das Hochwürdige weiblicher Tugend, die er ohne Gewissensbisse zu entweihn, mir anzurathen schien.

„Was denkst du davon, Eduard?" fragte er wieder.

— Ich denke, Oheim, Ihre Worte entehren ein edles, liebenswürdiges Mädchen, ein frommes, reines Kind, das wahrlich höhere Achtung, als die junge Dame verdient, die Sie mir vorschlagen. Und tausendmal eher, als die Unschuld verführen, würd' ich ihr meine Hand vor dem Altar bieten.

„Nun denn, so laß das Verführen, und nimm eine Andre."

— Eine Andre, wenn ich keine Neigung für die Andre hege? — Sie weisen mich auf meinen Rang hin, er ist mir ziemlich lästig; auf meinen Reichthum, wohl, er sollte mich unabhängiger, als jeden Andern, in der Wahl der Gattin machen. Wie, wenn ich in dieser Person ohne Namen und Vermögen, in dieser Heirathswürdigen, in diesem, „Geschöpf," nannten Sie es, Tugend, Anmuth, hundert Vorzüge fände,

die meiner Liebe, meiner Verehrung würdig wären, — wer könnte mich wohl tadeln, falls ich mit meinem Reichthum ihre Dürftigkeit tilgen, mit meiner ganzen Kraft ihre Schwäche unterstützen, und ihr meinen Namen geben wollte, weil sie keinen hätte? Wahrhaftig, eine Vermählung aus so reinen, edelmüthigen Beweggründen würde mir größeres, und sichereres Glück gewähren, als eine Verbindung aus selbstsüchtigen Rücksichten und faden Convenienzen. Oheim, wollte Gott, ich wäre nicht zum Theil schon von dem sogenannten feinen Weltton, und den einbildnerischen Ansichten des Ranggelzes von jeher verwöhnt; nicht schon so verstrickt in die gleisnerische, unnatur, langweilige, öde Lebensweise der großen Häuser, — wäre ein freier, natürlicher, wahrer Mensch! Nichts sollte, könnte mich einen Augenblick abhalten, sogleich mein Glück an der Seite jener mir wünschbaren bescheidnen Lebens-Gefährtin zu genießen, die ein Gegenstand Ihrer Verachtung, Ihrer Vorwürfe ist.

„Du predigst ganz vortrefflich, Eduard, aber wie ein Tropf ohne Gleichen. Das sind Ideen, von denen man endlich seiner Zeit zurückkommt; im Roman ganz brauchbar, im Leben aber albern. Und begingest du jemals, sag' ich dir, einen so tollen Streich, — todschämen würd' ich mich! — so denke daran, du thust es auf Unkosten deines Namens und Vermögens, nicht des meinigen. Ich habe nicht, was ich besitze, zusammengehaßt, gespart, gemacht, um es einer Grisette in die Hände fallen zu lassen, und damit

einen Haufen gemeinen Packs zu füttern, das du in unsre Familie einschwärzen möchtest."

— Einstweilen ist's noch nicht um Hochzeit zu thun, Herr Oheim! — versetzt' ich. Denn was er und wie er es gesagt hatte, war durchaus nicht geeignet, mich zu belehren: Aber ich verlange, mir soll frei stehn, mich zu vermählen, wenn, wie und mit wem mir's gefällt, und wär's selbst mit der jungen Person, gegen die Sie sich ereifern, ohne sie zu kennen. In dem Fall ist's ganz billig, daß ich auf Ihre Erbschaft verzichte. Verfügen Sie darüber; aber über meine Person will ich verfügen. Darum ist kein Bruch unter uns nöthig. Glauben Sie wenigstens, Sie werden mir darum nicht minder lieb bleiben, wenn ich auch nicht mehr in Ihnen eine Art Vormund sehn, und mich aus Schonung nach Ihren Ansichten fügen muß, die nicht die meinigen sind; kurz, wenn ich nichts mehr, als Ihr Neffe, und nicht Ihr präsumtiver Erbe bin.

Sein Gesicht verwandelte sich, als ich so erwiederte, mehrmals. Man las darin Bestürzung, Bitterkeit und Lust, gegen mich aufzufahren. Seine schönen Pläne in Nichts verwandelt, sein Ansehn zurückgesetzt, seine Gunst ausgeschlagen, war zuviel für den guten Mann. Er ward roth und blaß. In Zorn oder in seiner Rathlosigkeit konnt' er lange das Wort nicht finden.

„Ha, so, so," sagte er endlich: „dahinaus also möchtest du? mein Joch war dir zu lästig, meine Güte zu ermüdend? Du möchtest also, und zwar in bester Freundschaft, mich mit meinen guten Räthen, Sorgen

und Wohlthaten, verabſchieden und ſchicken? So, ſo! Ich verſtehe. Aber, Herr de Baur, meine Freundſchaft kann Ihnen ſo wenig, als mein Vermögen nüchtig ſein; weder dies eine noch das andre wird Ihnen künftig gehören, und mich verlegen machen, was damit anzufangen ſei. Ich empfehle mich höflich!“

Damit ging er davon. Ich begleitete ihn einige Schritte und kam in das Zimmer zurück.

---

Wie leicht ward mir doch das Herz! Ich athmete tiefer und freher; hatte eine Sklavenkette geſprengt; fühlte mich als freien, unabhängigen Mann. Die Welt umher ward heller und weiter, und ich darin größer. Ich war mit meinen gegebnen Antworten innig zufrieden, ja beinah ſtolz; und, über meinen eignen Muth, erſtaunt. Obſchon ich, in Betreff des jungen Frauenzimmers, gar keine Vorſätze hegte und hegen konnte, empfand ich doch eine gewiſſe Achtung für mich ſelbſt, eine ſo ſchuldloſe Perſon gegen rohe Aeuſſerungen in Schutz genommen zu haben. — Nun ſtand ich, als eigner Herr meines Schickſals da. Wie weiter? —

Mein Vermögen, das ich bisher nur, als vorläufiges Mittel behaglichen Lebens und Aufwandes angeſehn hatte, nun vom erwarteten, großen Zuwachs abgeſchnitten, wurde mir jetzt wichtiger und theurer. Ich überſchlug in Gedanken geſammte Kapitalien, Zinſen, Renten, Liegenſchaften. Es ließ ſich damit ohne Mühe die bequemſte Haushaltung einrichten; und nun bekam

ich Interesse, es zu vergrößern. Statt der gedankenlosen Ohnesorge und Gleichgültigkeit, in der ich erzogen, und bis zur Stunde, wie ein Mündel behandelt worden war, macht' ich mir Hoffnungen auf einträgliche Stellen; dacht' ich, ohne Widerwillen, an Arbeiten; sann ich auf bessere Ordnung und Sparsamkeit im Hauswesen. Maschinenmäßig, wie vom Instinkt des Sparens und Erwerbens geleitet, den diese Vorstellungen geweckt hatten, trat ich zum Kamin; legte die Feuerzange an den gehörigen Ort; rückte die Stühle zurecht und warf einen prüfenden Blick durch das Zimmer. Jeder Gegenstand darin besaß für mich nun neuen Werth. Zum erstenmal schmeckt' ich die Lust des „Bei-sich-Behaglichseins." Ich sah den ehrlichen Jakob jetzt mit andern Augen an, und beschloß ihn zu bilden und mir seine volle Ergebenheit zu gewinnen.

Inmitten der ungewohnten und angenehmen Sorgen für mein künftiges, häusliches Stillleben, kam mir zwischenein dann auch wohl der Sinn an eine Gefährtin, die meine Einsamkeit mit mir genießen und sie verschönern könnte. Gewöhnlich schlich mir dann das Bild der schönen Unbekannten durch das sonderbare Gewühl aller Vorstellungen. Aber, am Ende freute mich doch, vom Ganzen, nichts so sehr in meiner neuen Lage, als die Beruhigung, diesen Abend nicht zum Thee der Frau de Luze gehn zu müssen.

Vermuthlich lächelt man über mich und was ich trieb und was wahren Kindereien ziemlich ähnlich sieht; man denkt, ich habe mich selber nicht verstanden, nicht

tief durchblickt; Leidenſchaft für die kleine Namenloſe habe im Hintergrunde geſpielt und die Scenen in Bewegung geſetzt. Nein, nein! Der erſte Rauſch war ja längſt verflogen; die Fantaſie längſt abgekühlt. Aber ich will's nicht läugnen, ein freundliches Wohlgefallen an dem Kinde war mir geblieben. Es würde wahrſcheinlich Alles ohne Folgen für mich geblieben ſein, hätte mein Oheim mich nicht durch ſeine Läſterungen empört und in Harniſch gejagt. Er war an Allem Schuld; er die Schuld, daß die Namenloſe mir wieder in vollem Reiz ihrer jugendlichen Verſchämtheit vor die Seele trat und mich von neuem entzückte.

Völlig hatte er indeſſen nicht unrecht gehabt. Ich hatte ſie nur in der Beleuchtung von einer Feuersbrunſt, nachher beim Licht einer Kerze geſehn. Ich kannte ſie nicht. Es kam noch ſehr darauf an, ob ihre Gemüthsart, ihre Geiſtesbildung, Erziehung, Ton und Umgangsweiſe ſo beſchaffen waren, daß ſie mit meinem Weſen und meinen Anſprüchen im Einklang ſtanden. Denn ich hatte keine Luſt, mich lächerlich zu machen; und noch weniger, mir in aller Eile eine lebenslange Plage aufzubürden. Die Sache ließ ſich überlegen; ich wollte dem Onkel keinen Triumpf über mich bereiten.

Wenn ich inzwiſchen Alles, was ich von ihr wußte, zuſammenrechnete, ſchien mir das Ergebniß einſtweilen, wenigſtens für ſie nicht, unvortheilhaft. Mir fielen ihre weißen Hände ein, deren Zartheit keine tägliche, oder gemeine Handarbeit verrieth. Ich rief mir ihren Zuſtand in der Reihe der Eimergeber, ihre An-

ſtrengungen zurück, für ihre ſchwachen Kräfte zu groß, daß ihr zuletzt dabei unwohl wurde; ein Beweis, wie ſie, milderer Lebensart gewohnt, unmöglich die Rauheit ſchwerer Dienſte ertragen und grobe Verrichtungen beſorgen könne. — Der Kleidung nach, — ich bin freilich ſehr ungeſchickt, einen weiblichen Anzug zu beurtheilen, — aber er ſchien mir, wenn auch einfach, doch anſtändig und geſchmackvoll gewählt. Und die niedlichen kleinen Füße, mit den kurzen Halbſtiefelchen von grauem Stoff, auf den Seiten zugeſchnürt, lagen mir noch viel zu gut im Gedächtniß.

Auch, ſoviel ich geſehn hatte, enthielt ihr Zimmer mancherlei, das nicht auf allzugroße Niedrigkeit der Zuſtände ſchlieſſen ließ. Es befanden ſich da auch einige Gegenſtände von Werth, die, wie Ueberreſte ehmaligen Wohlſtandes, wie Zeugen einer gewiſſen Liebe zur Eleganz, ausſahn. Zum Beiſpiel, es lag ein weiblicher Mantel über den Stuhl geworfen, von ſchwarzem Seidenzeug, mit Pelzwerk von derſelben Farbe verbrämt. Vermuthlich gehörte er der Mutter an, was mir von ihr, und ihrer Art und Haltung, die Vorſtellung eines einfach würdevollen Benehmens und Seins gab. Auf dem Tiſch hatt' ich, als ich den Eſſig ſuchte, ein Paar ſchöngebundene Bücher wahrgenommen. Eins lag aufgeſchlagen; es zeigte mir im Vorbeigehn den Titel: „Thomſons Jahrszeiten“ in engliſcher Sprache.

Kurz alle dieſe kleinen Anzeigen, und dazu des Mädchens Stimme, Betonung, Wahl der Ausdrücke und edle Zurückhaltung, ergänzten mir das Bild,

welches sehr unvollständig in mir zurückgeblieben war, auf die reizendste Art. Es entsprach vollkommen den Bedürfnissen, welche mir, durch Erziehung, Geschmacksbildung und aristokratische Gewöhnungen, nun einmal zur Natur geworden waren.

Und dennoch kennt' ich mich garstig betrogen, und der Oheim am Ende sogar recht haben! — Eine Grisette! eine Näherin! eine ästhetische Kammerjungfer! — Himmel und Hölle, wenn das wäre! — — Man muß sich mit seinen Augen des Bessern überzeugen; die volle, reine, trockne Wahrheit sehn.

Ich blickte nach dem Zeiger der Uhr hinauf. Zwar schon etwas spät schien mir's; doch ich nahm den Hut und ging.

---

Als ich durch die Straßen der Stadt wandelte, brachten Abendstunde, Dunkelheit und Stille mir alle jene wunderbaren Gefühle zurück, die mich Abends zuvor berauscht hatten. Ich nahm den Weg wieder durch die nämlichen Gassen, wie zuvor und befand mich bald in der Nähe der Behausung, die ich besuchen wollte. Aber nun stockten meine Schritte. Mir pochte das Herz stärker. Ich verhehlte mir nicht, daß ich kein ruhiger Beobachter wäre, und mich den wahnsinnigsten Verblendungen hingeben könnte. Im dunkeln Durchgang zwischen den Hausmauern stand ich still, mich zu sammeln. Ich ward unentschlossen, ob ich hinaufgehen solle, oder ob es nicht gerathner sei, für diesmal vom Versatz abzustehn?

Im Hof angekommen, sah ich im dritten Stockwerk kein Licht. Ich konnte daraus schlieſſen, daß ich niemanden antreffen würde. Allein grade, was mich hätte zurückhalten sollen, weiter zu gehen, trieb mich vorwärts; gab mir wieder Muth und Ruhe; regte auch ein wenig Neugier an, denn die Dunkelheit droben kam mir unerwartet. Es war erst nach sieben Uhr; die Personen konnten unmöglich schon schlafen gegangen sein.

Also stieg ich die Treppe hinauf, nicht ohne eine gewisse Engbrüstigkeit. Ein Paarmal blieb ich stehn, und fand das Haus wie ausgestorben. Endlich kam ich zu der bekannten Thür. Ich wagte nicht eher, leise anzupochen, bis ich mich lange genug durch Warten und Horchen überzeugt hatte, daß wahrscheinlich niemand vorhanden sei, der mir antworten könne. Kaum aber hatt' ich angeklopft, ließ mich meine Ueberzeugung im Stich; ich hielt den Odem an; ich war auf dem Sprung, mich davon zu machen, wenn sich das Geringste gerührt hätte. Alles blieb stumm und still. Nun pocht' ich etwas stärker, bald darauf noch kräftiger an. Zur Gewißheit gelangt, daß niemand vorhanden sein könne, ließ ich mir's sogar beifallen, die Klingel zu ziehn und zu läuten. — Sogleich hört' ich im untern Stockwerk eine Thür aufgehn. Ein schwaches Licht warf den Schein zu mir herauf.

Die Person drunten regte sich nicht, sprach nicht, und der Lichtschein änderte seine Stelle nicht. — War's die Schüchterne vielleicht selbst. Ich bebte in mir zusammen. Was beginnen? Bleiben konnt' ich nicht,

wo ich ſtand. Noch eine Treppe höher flüchten? Lächerlich wär' ich geworden. Hinuntergehn? — Ich bekenne offenherzig, dazu fehlte mir aller Muth. Ich drehte mich um und läutete noch einmal.

„Da iſt er wieder!“ rief die Stimme einer heraufkommenden Perſon. Doch die Stimme der Namenloſen war's nicht. Vor mir ſtand die Nachbarin, mit dem Drachenblick, von geſtern. „Alſo ſchon wieder da!“ ſchrie ſie, und ihr kupfriges Geſicht glühte vor Wuth und Zorn: „Seht doch! Der unverſchämte Menſch läßt ſich nicht abweiſen! Was wollt Ihr, Burſch? Gelt, den Mantel? Nicht wahr? — Er iſt nicht mehr hier. Er iſt beim Herrn Pfarrer unſers Stadtviertels. Schert Euch ſelbſt dorthin und holt ihn ab. Er weiß Alles, und wird Euch den Kopf zurechtſetzen. Marſch!“

Ich hörte die rohen Ausfälle weniger mit Unwillen, als Erſtaunen. „Frau,“ ſagt' ich: „wer Sie ſind; weiß ich nicht; aber daß Sie unverſtändig genug ſind, mir Schlechtigkeiten zuzutrauen, und dadurch ein ſittſames Frauenzimmer in verdächtiges Gerede zu bringen, das merk' ich.“

„Was, liederlicher Geſell, verdächtiges Gerede? Was, Nachtſchwärmer, ich unverſtändig? Niederträchtiger Finke, hab ich's nicht mit meinen eigenen leibhaften Augen ſehen müſſen, dem Himmel ſei's geklagt! — Hab ich Euch nicht ſelbſt geſtern im Alkoven ertappt? — Hab ich nicht ihr Weinen und Schluchzen geſehen? — He? Redet, Menſch! — Hab ich nicht ſelbſt den

Mantel aufgehoben, der neben ihrem Bett lag? He, redet!"

— Frau, ich verstehe Sie nicht. Ich bin nicht hier, mich herumzuzanken. Auch ist mir nichts am Mantel gelegen. Ich verlange blos zu erfahren, zu welcher Zeit ich das Frauenzimmer und seine Mutter am sichersten antreffen könne? Dies ist das Einzige, was ich zu wissen wünsche.

„Nein, hört mir doch den Menschen an! Das ist zu lästerlich! Er fragt noch sogar! Meint, unser eins wolle bei ihm den Kuppelpelz verdienen! Nun denn, sperrt die Ohren auf: Nie, nie, nie werdet Ihr sie hier im Hause wiedersehn; und wo sie ist, laßt Euch nicht belgehn, sie zu suchen. Damit ists vorbei! Nun trollt Euch fort, oder Ihr kommet ungesegnet die Treppen hinunter. Versteht Ihr mich? Nun und nimmermehr betretet mir die Schwelle dieses Hauses wieder, oder ich will für Euch andern Rath schaffen; verlaßt Euch drauf!"

Mit diesen Worten ging das Weib, mir voran, die Stiegen hinunter und sah sich, einen Augenblick stillstehend, um, ob ich ihr nachfolge? Im Hof bemerkt' ich an einem Fenster mehrere Köpfe, die, durch den Lärmen gelockt, schauen wollten, was es gäbe? Da meine Bestürzung, oder mein Schweigen, mir in den Augen der Leute ein schuldiges Ansehn verleihn konnten, wollt' ich's beim Abschied nicht dabei bewenden lassen.

„Frau," sagt' ich zu der wüsten Xantippe, „wegen der Leute die uns hören, muß ich Euch noch sagen,

mit wem Ihr's zu thun habt. Ich heiße Eduard de Vaux, Oberst in der Nationalgarde. Hütet Euch, wie Ihr könnt, von dem Frauenzimmer ein schlechtes Wort zu sprechen; es dürfte für Euch die schlimmsten Folgen haben. Schon durch Euer dummes, pöbelhaftes Geträtsch habet ihr dem jungen Frauenzimmer vielleicht unersetzlichen Schaden gestiftet. Eure Grobheiten berühren mich nicht. Ihr seid ein zu gemeines Weib.«

So stieg ich die letzten Stufen hinab und ging. Ich vernahm durch die Stille das leise Flüstern der Nachbarleute am Fenster. Bald befand ich mich wieder auf der Straße.

Das war mir gar zu schlimm abgelaufen; nicht wegen der Lästerzunge der heillosen Xantippe, sondern, weil ich das junge Mädchen nicht wiedergesehn, nicht einmal erfahren hatte, wohin es, mit seiner Mutter, Zuflucht genommen hatte. Denn daß beide dies Haus, wegen der gestrigen Scene, also nur meinetwillen, schleunig verlassen haben mußten, konnt' ich nicht mehr bezweifeln. Ich war voll tiefen Verdrusses; sah links und rechts alle Häuser an, wo ich etwa Erkundigungen einziehn konnte, fand aber nichts Bekanntes. Um jede Hoffnung gebracht, blieb mir nichts, als die Gunst des Zufalls anzuflehn. Aergerlich, mißmuthig begab ich mich nach Hause.

Nichts desto weniger hatte dies Alles auf mich die Wirkung, weit entfernt meine Empfindungen zu dämpfen, sie zur wahren Leidenschaft zu steigern. Das Schicksal wälzte mir unerwartete Hemmungen in den Weg. Sei es doch! sagt' ich entschlossen, oder trotzig,

zu mir selber: Du mußt die Dame des Herzens erringen, wer, und wie, und wo sie auch sein mag. Die schnelle Flucht der Mutter und Tochter hatte für mich etwas Seltsames, Geheimnißvolles; — Romanhaftes würde mein Oheim gesagt haben. Die Mutter, die ich mir in ihren Thränen dachte, erregte mein Mitleiden, meine Ungeduld, sie durch Erzählung der wahren Umstände zu beruhigen; und die Tochter, diese zarte kaum entfaltete Blüte, einen Augenblick lang vom Gifthauch der Verläumdung getroffen, ward mir um so rührender und theurer. Beide, ohne mich zu kennen, litten meinetwillen; es ward meine Pflicht, ihre Ruhe und ihres Namens Ehre zu schirmen. Diese Aufgabe, die nebenbei mein Ehrgefühl schmeichelte, fachte, was noch Funke in mir sein konnte, was unter andern Umständen wieder hätte verglimmen können, zur lichterlohen Flamme an.

---

Wie ich in mein Zimmer trat, erschien alsbald der treue Jakob. Er meldete, es erwarte mich im Besuchsaale schon seit geraumer Zeit ein Fremder. Ich begab mich dahin. Ein mir unbekannter Herr, vor dem Kaminfeuer sitzend, erhob sich und ging mir mit einer Verbeugung entgegen. Dem Aeussern nach, hielt ich ihn für einen Geistlichen. Was wollt' er? Vielleicht war es der Pfarrer jenes mir so wichtig gewordnen Stadtviertels.

„Sie werden kaum errathen," sagte er etwas beengt: „was mich bewegen kann, Ihnen so spät noch

beschwerlich zu sein. Ich selbst bin wirklich verlegen, wie ich es Ihnen sagen soll.“

— Wären sie vielleicht zufällig der Inhaber meines Mantels? — unterbrach ich ihn lächelnd.

„Der bin ich; der Pfarrer La Tour.“

— In dem Fall sind Sie mir ungemein willkommen. Ich bin bereit Sie zu hören. Setzen wir uns.

Wir liessen uns vor dem Kamin nieder. Dann hob er nach einer Pause an, in der er mich beobachten zu wollen schien: „Ich hatte bisher nicht die Ehre, Sie persönlich zu kennen. Würd' ich nicht auf der Agraffe des Mantels Ihren Namen gelesen haben, ich hätte den Eigenthümer schwerlich errathen. Uebrigens, Herr de Vaux, der Titel, unter welchem ich es wage, Sie zu belästigen, beruht auf der Gewissenspflicht, die mir gegen die Angehörigen meiner Pfarrgemeinde obliegt; ich werde diesen Titel aber nicht gegen Sie geltend machen, sobald sie irgend Bedenken tragen, ihn anzuerkennen.“

— Reden Sie, ich will ihn gern anerkennen.

„Wohlan, so darf ich freimüthig sprechen. Ich komme zu Ihnen, und ich gesteh es, nicht ohne eine Art Vorurtheil gegen Sie, welches der Schein, das Geschrei einer gewissen Frau, und mehr noch der Schmerz einer achtungswürdigen Mutter, erweckt hat, die zum erstenmal sieht, wie böse Zungen den jungfräulichen Namen ihres Kindes besudeln, der ihr einziger Stolz und Reichthum ist. Ich weiß wohl, daß der Neid seine Galle, die Verläumdung ihr schwarzes Gift, am liebsten auf die reinste Denkart, auf die edelmüthigste

Handlungsweise zu ſprützen pflegt. Allein, Herr de Baux, verzeihen Sie mein Intereſſe für zwei Damen, deren einſames Daſtehn in der Welt mich ganz beſonders zu ihrem Schutz auffordert. Es iſt nothwendig, daß ich beſtimmt wiſſe, welche Gefahr jene Frauenzimmer erlitten haben, oder noch erleiden können. Ich geſteh Ihnen übrigens, daß ich die geheime Hoffnung mit mir bringe, wie ſchuldvoll, oder wie unbeſonnen, Sie vielleicht gehandelt haben mögen, die Stimme eines, in der Sache ſelbſt, unbefangnen Greiſes werde von Ihnen nicht ſtolz verachtet werden; Ihnen wenigſtens doch Mitleiden gegen die beiden Unglücklichen einflößen."

— Ich kann, — erwiederte ich ihm ſogleich — weder Ihre Vorurtheile, noch Ihre Beweggründe mißbilligen. Aber es bedünkt mich, es wäre wohl ein weit beſſerer Zeuge vorhanden, als ich ſelber bin, — ich meine das junge Frauenzimmer! Wenn dies unverdorbene Kind mich anklagt, die ihm ſchuldige Achtung im Leiſeſten verletzt zu haben; wenn es etwas Anderes erklärt, als daß ich ihm die ehrerbietigſte Sorgfalt bewieſen habe; wenn es ahnen läßt, ich hätte irgend die Sittſamkeit beleidigt, — — dann, wozu dann mich noch hören wollen? Müſſen Sie nicht dieſer jungen, wohlerzognen Tochter einer ohne Zweifel edeln Mutter höhern Glauben beimeſſen, als einem Manne, der ſchon durch den Schein der Umſtände, für Sie zweideutig daſteht? — Ich verberge ihnen nicht, hochwürdiger Herr, bei aller Achtung für Ihre wohlgemeinte Abſicht, iſt mir in ihrem Benehmen etwas

Schielendes, was auffallen muß. Noch einmal, ich appelliere an die junge Dame. Und kann mich ihre Aussage verurtheilen, so erklär' ich, bin ich nicht, weder der Dame noch Ihrer Achtung werth.

„Ihre Worte," versetzte der Geistliche: „beweisen eben so vielen Gradsinn, als reines Bewußtsein. Mehr noch: das Zeugniß, auf welches Sie sich berufen, spricht zu Ihren Gunsten, und doch ist es für uns am wenigsten genügend. Denn es stammt von einer jungen Dame, deren Unerfahrenheit und Herzensreinheit man durch unbescheidnes Forschen nicht verletzen mag und darf. Sie versteht nicht einmal, was man wissen will; ist in Unruh über Alles, was sie hört und weint unaufhörlich, indem sie doch Ihr gütiges, anständiges Betragen rühmt. Meinerseits würd' ich unbedingt an das richtige Gefühl glauben, welches der Unschuld eigen ist. Allein, Herr de Vaux, Sie werden zugeben, daß Sie auch hätten, ohne Wissen des Fräuleins, gegen die Regeln strenger Sittsamkeit handeln können. Wenn aber dazu noch ein Augenzeuge gegen Sie anklagend auftritt; Schrecken in die Brust einer Mutter wirft, die, durch den Schein der Umstände bewogen, das Schlimmste zu glauben geneigt ist: so werden sie mein Benehmen, und daß ich zu Ihrer eignen Aufrichtigkeit Zuflucht nehme, weder so schielend finden, wie Sie zu sagen beliebten, noch ganz grundlos. Meine Stellung, ich darf es nicht erst versichern, ist sehr peinlich. Es ist für mich eine grausame Aufgabe, Offenheit, Zartgefühl und Absichten verdächtig zu halten, und den Versicherungen eines

Mannes, wie Sie, Einwürfe und Zweifel entgegensehen zu müssen."

— Sie haben recht darin, — antwortete ich ihm trocken: Da Sie aber zwischen meiner Erklärung und der Aussage eines ziemlich argen Weibes noch schwankend sind, will ich darum weder ungehalten werden, noch schweigen. Sie sollen jetzt den ganzen Hergang des Verfalls hören. Aber ich sag es Ihnen voraus, mein Herr, wenn ich Ihnen Alles aufrichtig erzählt habe, wird mich jeder Zweifel, jedes Schwanken, von Ihrer Seite, sehr beleidigen.

Ich theilte ihm darauf die gestrige Geschichte in aller Umständlichkeit mit. Ich verheelte ihm dabei weder meine Dienstbeflissenheit gegen die junge Person, noch den Eindruck, welchen sie auf mich gemacht hatte. Denn wenn solche Geständnisse, für gemeine Seelen, Nahrung des Argwohns werden, sind sie für Leute, von Bildung und edler Denkart, die sicherste Gewährschaft einer sittlichen Reinheit und Handlungsweise. — Er hörte mich mit gespannter Aufmerksamkeit an. Ich glaubte in seinen Mienen schon Zeichen wahren Mitgefühls und Beifalls zu lesen. Sein Blick schien mich von allem Verdacht loszusprechen; seine Hand bereit, sich mir entgegen zu strecken. Als ich aber geendet hatte, blieb er unbewegt und schweigend vor mir sitzen. Das empörte mich. Ich war schon daran, gegen ihn hart aufzufahren, als er das Wort nahm und sagte:

„Werden Sie nicht böse. Ich habe Ihren Bericht mit Vergnügen gehört. Ueber die Angaben jenes Wei-

ges und den Werth der Ihrigen kann bei mir kein Zweifel mehr statt finden. Verzeihn Sie mir jedoch, wenn ich sogar noch meinen eignen Ueberzeugungen widerspreche, und Ihnen noch die Hochachtung, oder Ehrenerklärung, verweigern muß, die ich Ihnen zu geben wünsche. Allein gegen Sie spricht noch ein anderes, ein weit stärkeres und beachtenswertheres Zeugniß. Es rührt von einer Person her, die sich für Sie sogar interessirte, Sie rechtfertigen wollte; die aber, indem sie suchte, alle Schuld von Ihnen abzuwälzen, mehr, als jede andere Klagestimme, bewirkte, meinen Glauben an Sie zu erschüttern."

Ich horchte mit Bestürzung hoch auf, während Aerger und stolzer Unwillen in mir kochten.

„Hören Sie mich gefälligst an!" fuhr er fort: „Ich will Ihnen nichts verhelen. Die junge Cousine der Frau de Luze ist meine Verwandtin. Vor wenigen Tagen erst gab ich, von der Familie berathen, meine Zustimmung zur Verbindung des Fräuleins mit einem Manne, den, meiner Meinung nach, Karakter und Sittlichkeit mehr noch empfahlen, als sein Vermögen und Rang, — zur Verbindung mit Ihnen selbst, Herr de Vaux. Sie selbst hatten Ihren Herrn Oheim beauftragt, für Sie die erforderlichen Schritte zu thun. Er ists, der auch vor wenigen Stunden, beunruhigt über die gegen Sie verbreiteten Gerüchte, bei mir war. Er wußte, daß ich Kenntniß von der Sache und zugleich den gegen Sie Zeugniß gebenden Mantel besaß. Er hatte Ihr Eingeständniß des leichtsinnigen Vergehens empfangen; er bat um meine Nachsicht; bat

mich, den äusserst ärgerlichen Handel, der Ihnen schaden könnte, zu unterdrücken; er beschwor mich, Alles zu versuchen, Sie von dem unerlaubten Umgang mit dem jungen Mädchen abwendig zu machen. — — — — Jetzt, Herr de Vaur, denken Sie sich an meinen Platz! Urtheilen Sie selber nun, wie schwer es ist, die volle Wahrheit zu erblicken, selbst für den, der solche mit aufrichtigem Herzen sucht. Werden Sie also nicht ungehalten, wenn ich nicht sogleich Ihre Schuldlosigkeit anerkennen darf."

Tausend sich in mir widerstreitenden, stürmischen Empfindungen preisgegeben, empört im höchsten Grade gegen den schmutzigen Charakter des Oheims, der meine Aeußerungen für künstliche Ausflüchte geheimer Liederlichkeit gehalten hatte; von Achtung für den Mann erfüllt, der vor mir saß und Antwort von mir erwartete, blieb ich eine Weile völlig sprachlos. Ich wollte, ich mußte eine Antwort geben, gegen die sich nichts mehr einwenden ließ, und die zugleich den Forderungen meiner schwer gekränkten Ehre und Unschuld Genüge leistete. Endlich fand ich wieder Worte, und ich sagte, so ruhig, als es die Aufwallung meines Gemüthes gestatten mochte: „Nein, Sie beleidigen mich nicht, hochwürdiger Herr; denn wenn mich selbst ein Blutsverwandter, n[illegible] seinem Belieben, brandmarkt, wie könnte ich von einer fremden Person bessere Meinung von mir hoffen?"

„Allein es steht bei mir, auch den scheinbar gegründetsten, schwersten Zweifel bei Ihnen zu zerstören; und so soll es geschehen. — — — Ja, hören Sie es,

ich liebe wirklich das liebenswürdige Fräulein, das mich kaum kennt; ich liebe es mit reiner, treuer Seele. Aber eins wissen Sie nicht, was mein Oheim Ihnen weislich verschwiegen hat, daß er, wegen dieser Liebe, gegen mich erbittert ist; und daß ich, wegen eben dieser Liebe, seine mir bestimmte Erbschaft ausgeschlagen, seine bisherige Herrschaft über meine Person zurückgewiesen, und — mag es Ihnen, hochwürdiger Herr, auch nicht schmeichelhaft sein, — dieser Liebe willen, die Hand Ihrer Verwandtin, der Cousine der Frau de Luze, abgelehnt habe. Aufrichtig gesprochen, als ich dies that, hatt' ich auf Ihre junge Pfarrgenossin noch keine bestimmte Absicht gebildet. Ich kenne sie ja seit gestern erst. Aber heut und jetzt, da die Schuldlose meinetwillen leidet, da ihre Ehre den Lästerzungen preisgegeben ist; heut, da einerseits giftiges Weibergetratsch, anderseits unverlangte Dienstbeflissenheit eines schwachen Mannes, wetteifern, den Namen der Schuldlosen zu besudeln, — ja, nun verlang ich, erfleh' ich die Hand derselben, wenn sie mich ihrer nicht für unwürdig hält." — Schon ehe Sie zu mir gekommen sind, hatte ich den Entschluß gefaßt. Würden Sie selbst," fuhr ich mildern Tons in meiner Rede fort: „meine Wünsche mit Ihrem Beistand begünstigen, wollten Sie selbst der Ueberbringer meiner Anträge, mein Vermittler werden, — ich hoffe es von Ihrer Güte: so würde ich daraus erkennen, daß Sie von meiner Redlichkeit überzeugt sind, und mir volle Gerechtigkeit widerfahren lassen."

Hier entstand unter uns ein kurzes Schweigen.

Dann reichte mir Herr La Tour mit innerer Rührung die Hand. „Herr Oberſt,“ ſprach er: „ſchon ehe Sie mir dies Alles ſagten, ließ Ihnen mein Herz Gerechtigkeit widerfahren. Nun aber gehört Ihnen meine ganze, aufrichtige Verehrung. Ich muß ſelbſt das Aufwallen eines Edelſinnes bewundern, der Sie aber auch leicht zu weit führen kann. — Ich habe keinen Auftrag, für die Sache meiner Verwandtin bei Ihnen das Wort zu führen; ich möchte es lieber für meine eigenen Wünſche in dieſer Hinſicht führen, ſo lieb und ehrenwerth ſind Sie mir geworden. Ich möchte Sie bitten, nicht zu raſch über das Schickſal Ihrer ganzen Zukunft zu entſcheiden. Sie ſtoßen, mit Ihrem Entſchluß, tauſend bedeutende Vortheile von ſich; — Sie entſagen einer liebenswerthen, Ihrer ganz gewiß würdigen Perſon; — Sie entfremden ſich das Herz eines nahen Blutsverwandten, Ihres Oheims; verlieren ein anſehnliches Vermögen, das er Ihnen beſtimmt hatte, — und, mein theurer Herr Oberſt, was finden Sie von der andern Seite dafür zum Erſatz? — Allerdings, freilich, Schönheit der Geſtalt und des Geiſtes und die reinſte Tugend; aber eine bürgerliche Perſon, ohne angeſehene Verhältniſſe, ohne Glücksumſtände; ein Kind, unbeachtet von derjenigen Welt, die Sie zu ſehen gewohnt ſind, und, in die es einzuführen, eiſerne Vorurtheile hindern. — Uebrigens, es wolle mich Gott bewahren, daß ich von denen, die mir anvertraut ſind, ein Glück abwenden wolle, welches ihnen vielleicht die Vorſehung, als Vergeltung ihrer Leiden und Tugenden vorbehalten hat! Sehen

Sie selber zu, Herr Oberst. Ich wollte Ihren Edelmuth nur aufklären; Sie zum ernsten Ueberlegen führen; nicht abschrecken. Sollten Sie aber in Ihrem großmüthigen Vorsatz beharren: so befürchten Sie ja nicht, daß ich einem Andern die angenehme Sorge überlassen werde, Ihren Antrag zu überbringen und der wärmste Fürsprecher desselben zu sein. Nein, wie überraschend mir auch das Ganze ist, ich sende die heissesten Gebete zum Himmel, um seinen Segen für eine Verbindung zu erflehen, die unter so ausserordentlichen Ereignissen Ursprung nahm."

„Länger hielt ich mich nicht. Ich sprang auf und schloß den guten Greis in meine Arme; enthüllte ihm mein Innerstes; zeigte ihm, daß meine Ueberlegungen, seiner Mahnung schon vorangegangen waren; daß mein Entschluß, trotz scheinbarer Raschheit, auf das mir wahrhaft Angemessene, auf das Bedürfniß gegründet sei, sowohl reinen Neigungen, als schuldigen Pflichten Genüge zu thun und mir ein Lebensglück zu bauen, das ich bisher, in allzubequemlichen Verhältnissen, voll glänzenden Müßiggangs und leeren Geräusches, entbehren mußte.

Diese Aeußerung von mir überwand seine letzte Bedenklichkeit, und er schloß sich bald mit Wärme des Herzens meinen Entwürfen für die Zukunft an. Wie es immer zu geschehen pflegt, wenn wirklicher Einklang von Grundsätzen und Ansichten zwischen Personen den Unterschied der Jahre, des Ranges und Standes verschwinden macht, küßte mir der ehrwürdige Mann, den ich in meinem Leben zum ersten Male sprach,

kindliche Hochachtung, wie gegen einen Vater, und Zuversicht ein, wie gegen einen alten Freund.

Ich erfuhr nun, meine schöne Namenlose hieß Adele Senars. Der Name, ich gesteh es, entzückte mich; denn ein angenehmer Name, ich weiß nicht warum? umkleidet eine Person mit größerer Anmuth für mich, als das reizendste Gewand; es klingt darin geheimnißvoll das Wesen dessen an, der ihn trägt; und gewiß hätte ich einen Namen, der mir gefällt, allen Vortheilen der Geburt und der Glücksgüter vorgezogen. Aber an dem lieben Namen Adele hing dazu noch eine gar holde Erinnerung aus Jugendtagen; und wie ihn der freundliche Greis nannte, ertönte meine ganze Kindheit laut, mit allen Seeligkeiten darin.

Was mir der Pfarrer noch ferner berichtete, vermehrte meinen innern Jubel. Der Vater der guten und schönen Adele war aus der Schweiz gebürtig, wie der meinige. Früh in britische Seedienste getreten, hatte er einen ehrenvollen, wenn auch nicht hohen, Grad erlangt, und sich, während seines Aufenthalts in England vermählt. Das erklärte mir den Fund von Thomsons Jahreszeiten auf Adelens Tisch, und schien mir dem jungen Mädchen jenen Reitz der Gesichtszüge gegeben zu haben, der uns an Engländerinnen so sehr gefällt; den feinen, blendenden Teint; die verführerische Schwermuth des Blicks der blauen Augen; das Unschuldsvolle, Helle ihrer Stirn. Ihre Mutter hatte sie einige Jahre lang in der Schweiz gelassen, um ihr, mit geringerm Aufwand, eine Erziehung zu verschaf-

sen, die, als ein dereinstiges letztes Hülfsmittel ihres Kindes, dienen konnte. Seit dem Tode des Herrn Semars, der vor zwei Jahren erfolgt war, fanden sich die beiden Frauenzimmer auf den Genuß eines äußerst mäßigen Jahresgehaltes beschränkt, den das britische Gesetz der Wittwe eines im Dienst gestorbenen Offiziers zusichert. Seitdem wohnten sie da, wo mich der Zufall zu ihnen geführt hatte.

Soll ich noch sagen, wie alle diese Verhältnisse, in denen ich Adelen jetzt erblickte, mich wunderlieblich ansprachen? Hätte ich sie mir erdichten sollen diese Verhältnisse, um mich noch inniger zu rühren und an das gute Kind zu fesseln, ich würde mit allem Aufwand der Einbildungskraft nicht geschaffen haben, was die Wirklichkeit mir in solcher Einfalt darbot. Ja, unter diesen Umständen dürft' ich mich ihr nahen; dürft' ich vielleicht Gegenliebe hoffen; doch leider, nur vielleicht.

Auch darüber suchte ich noch den neuen Freund zu erforschen. Er zuckte die Achseln.

„Rechnen Sie vorerst," sagte er: „nur auf das, was Sie von diesen Damen allerdings verdienen und empfangen werden, nämlich bloß auf Achtung derselben. Der Gewinn einer höhern Zuneigung läßt sich nicht weissagen; er hängt, wie der Ursprung aller Gefühle, von Zufälligkeiten, Stimmungen des Gemüths, unbemerkbaren Kleinigkeiten ab, über die es schwer ist, sich selber Rechenschaft zu geben. Ich fürchte für Sie, lieber Oberst, zweierlei; nämlich den Stolz ehrwürdiger Armuth; dann, diesem gegenüber, Ihren anspruchs-

vollen Rang und Wohlstand oder Reichthum. Die Mutter ist eine Britin, und damit habe ich Ihnen Alles gesagt. Im Mißgeschick des Lebens ist ihr Gemüth zwar duldend und sanft, aber nicht schwach, sondern fester, gleichsam gestählter, geworden. Sie will, Adele soll ihr Glück in einer bescheidenen Stellung, in einer unbeachteten Lage des Lebens suchen; vielleicht, als Erzieherin, in einer tugendhaften Familie. Dazu ist die junge Tochter gebildet worden. Sie besitzt ungemein viele Kenntnisse. Sie ist musikalisch, zeichnet zierlich und dabei treffliche Haushälterin. Sie ist, was die herrliche Mutter; nur daß der Geist der letztern in der Schule des Leidens und der Erfahrung erhabener geworden ist. — Ich nannte sie eine herrliche Mutter; sie ist's. Ich weile in keiner Gesellschaft lieber, als in der ihrigen, und verlasse sie nie, ohne zu bewundern, wie viel zarte Geselligkeit, Anmuth, Arbeitsamkeit, Einsicht, — welch' ein Chor von Tugenden den kleinen Heerd dort umringen, der so nahe — an Dürftigkeit grenzt; an eine Dürftigkeit, die selbst ich, der einzige Freund, keine Erlaubniß empfange, mildern zu dürfen. Stolzer Unabhängigkeitssinn, — das ist ihre einzige Untugend, wenn ich ihm einen so harten Namen geben darf."

Was mich betrifft, als Herr La Tour so erzählte, trug ich nicht das geringste Bedenken, den Stolz der Britin eine wirkliche und zwar Cardinal-Untugend zu nennen, weil er die unerwartete Klippe der schönsten meiner Hoffnungen und Entwürfe werden konnte. Der Schatten im mütterlichen Charaktergemälde dünkte

mich um so dunkler, je glänzender daneben für mein Auge alles Uebrige war, was Herr La Tour „Chor der Tugenden um den kleinen Heerd“ genannt hatte.

Zu früh entfernte sich der würdige Mann von mir, abgerufen durch andere Pflichten. Indessen versprach er, in aller Frühe des folgenden Tages sich auf sein kleines Landgut, eine halbe Stunde von der Stadt zu begeben, wo er den beiden Damen, aus Furcht vor meinen Anfechtungen, eine Zuflucht eröffnet hatte. Er versprach, sie noch diesen Abend durch ein Billet zu beruhigen; Morgen mein Fürsprecher zu werden, und wenn Alles wohl gelänge, vielleicht mich selbst dahin abzuholen.

---

Mir war, wie ich wieder einsam am Kamin saß, als fing ich jetzt erst an, zu leben, als zöge ein frischer Frühlingsmorgen über mein Dasein hin. Ich sah noch ungern in meine öde Vergangenheit zurück, wo unter erkünstelten Befriedigungen erkünstelter Bedürfnisse die natürlichen Gefühle erstorben lagen; unter Ueppigkeiten des Ueberflusses der Genuß mir selbst zum Ekel geworden war; und, unter Tändeleien vornehmen Müßiggangs, sich eine lange Reihe von Tagen und Jahren verloren hatte, die mir nun sagten, sie wären vergebens für mich in der Welt gewesen.

Als ich andern Morgens erwachte, war es in demselben frischen, erquickenden Lebensgefühl, mit dem ich mich am Abend dem Schlummer hingegeben hatte. Weg war der alte Polyp aus dem Herzen! Ich quälte

mich nicht mehr mit Fragen, was ich mit der langen Kette von Stunden anzufangen habe, die einen Tag ausmachen. Aber die Erinnerung an Adelen, an ihre stolze Mutter und an die zweifelhafte Verheißung des ehrwürdigen Pfarrers, und der Gedanke: heut ist der Tag der Entscheidung! durchbebten mich mit kaltem Schauer. Der Tag lag an der Grenzscheide meiner künftigen Seligkeit, oder Vernichtung. Ich versank, wie in einen Abgrund der Muthlosigkeit, aus dem ich die Hände zum Himmel emporstreckte und Hülfe von dem erflehte, der das Verhängniß der Welten, wie des ärmsten Wurms ordnet. — Ja, ich betete. — Seit den Tagen der Kindheit hatt' ich dazu kein Bedürfniß gefühlt, und selbst das öffentliche Kirchengebet nur für eine liturgische Amtsform der Geistlichen gehalten. Ich betete mit Inbrunst, mit Herzensungestüm; vertrauensvoll auf die Weisheit des Allweisen und Alliebenden; mit demuthsvoller Ergebung in seine Beschlüsse. — Ich stand beruhigt, gestärkt, und entschlossen, jedes Verhängniß furchtlos zu erwarten. Nie hatt' ich mich größer gefühlt, als in diesen Augenblicken.

Widerliche Störung in der frommen Stimmung verursachte mir ein Brief, den Jakob brachte, als ich beim Frühstück saß. Ich erkannte an der Aufschrift die Hand meines Oheims. Ich erbrach das Siegel und las:

„Ich will gern Alles vergessen, mein lieber Eduard. Als ich dich gestern verließ, erfuhr ich deinen lustigen Jugendstreich, bei dem du sogar den Mantel im Stich lassen mußtest. Ich habe auf der Stelle am rechten

Orte meine Maßregeln genommen und das Stadtgespräch erstickt, das schon mächtige Verbreitung drohte. Am dringendsten war, den Pfarrer Latour mit Liebkosungen zu besänftigen; denn er ist ein Verwandter deiner Zukünftigen. Es gelang mir. Noch ist also nichts verdorben.

„Da du nun einmal jenes andre Mädchen angeführt hast, läßt sich darüber nichts mehr sagen. Man muß das Ding mit einem Stück Geld beruhigen; ich übernehm' es und will mich in deinem Namen mit ihm abfinden. Nun aber, lieber Junge, nicht ferner gewankt und gezögert. Noch heute muß Verlobung sein, und um diesen Preis (du bist darum nicht zu beklagen) erhältst du die Zusage der Erbschaft und der Freundschaft wieder von deinem ergebenen Pathen und Oheim."

Noch nie war mir der aristokratische Hochmuth und Uebermuth, das verbrecherische Vorrecht, die gewissenlose Sprache der sogenannten „vornehmen Welt" und der lächelnde Thiergeist, der sie beherrscht, scheuslicher entgegengetreten, als aus diesem Brief. Ich ließ ihn mit Ekel aus der Hand fallen; nahm ihn endlich wieder mit den Fingerspitzen und schleuderte ihn ins Kaminfeuer. Lange unentschlossen, ob ich antworten solle, ergriff ich die Feder und schrieb:

„Sie halten mich, mein Herr Oheim, für einen Bösewicht, für einen gewissenlosen Wüstling. Ich bin's nicht; ich war's nie. Könnt' ich Gesinnungen hegen, wie in Ihrer Zuschrift ausgesprochen sind, ich wäre der Achtung jedes ehrlichen Mannes unwürdig. Stel-

len Sie Ihre mir unerwünschten Bemühungen für ein vermeintes Glück ein, welches ich weder in mir zugedachten Reichthümern, noch in Verbindung mit einer Familie finden würde, der ich übrigens meine vollkommene Hochachtung weihe."

Der Brief ging ab. Ich vergaß das widerliche Intermezzo bald über die lange Unruhe, welche sich meiner bemeisterte, wenn ich an Herrn Latour dachte, der jetzt mit den Damen Senars im Gespräch sein mußte. Von Zeit zu Zeit blickte ich auf den Zeiger der Pendeluhr. Ich ging das Zimmer rastlos auf und ab. Ich stellte mir den Pfarrer vor, wie er voll milden Ernstes zu den Frauenzimmern von mir sprach. Ich hielt selber in seinem Geiste die Reden, wie er sie halten sollte; und erwiederte ihm im Namen der Mutter, der edeln Frau „mit dem gestählten Gemüthe", wie er sie genannt hatte, was sie erwiedern sollte. Und Adelen sah ich, befangen und scheu, aus dem Winkel eines Fensters ihre Augen zu Beiden hinwenden. Unter diesen unabwehrbaren Spielereien der Fantasie, und der Ausfertigung einiger Briefe, verstrich der Vormittag. Meine Beklemmung und Furcht nahm nach den ersten zwei Nachmittagsstunden fast überhand. Er kömmt nicht! Alles ist fehlgeschlagen! — Ich verließ das Fenster nicht mehr, aus dem ich seine Ankunft schon in der Ferne entdecken konnte. Er kam nicht! Jedesmal aber fuhr ich erschrocken zusammen, wenn von weitem eine ihm ähnliche Gestalt erschien.

Da hielt eine offene Chaise vor der Pforte meines Hauses. Niemand stieg aus. Der Kutscher sprang

herab und läutete an. Er hielt mit dem Hausknecht Unterredung. Meine Zimmerthür ward geöffnet. Jakob meldete, Herr Latour habe seinen Wagen geschickt, mich auf sein Landgut abzuholen. — „Allein," fügte der treue Diener hinzu, indem er mich ängstlich ansah: „Sie werden die Einladung nicht annehmen."

Ich war wie betäubt; wankte mit unsicherm Schritt durchs Zimmer; trat dann vor den ehrlichen Burschen hin, dessen letzte Worte mir, wie ein furchtbares Omen, tönten, und sagte: „Jakob, warum die Einladung nicht annehmen?"

„Mein Gott und Herr!" stammelte er: „Ihnen ist unwohl. Sie sehn einer blassen Leiche im Sarge ähnlich."

„Nur ein Glas Wassers, Jakob!"

Er brachte es. Ich erholte mich von der heftigen Gemüthserschütterung und ging, freilich noch mit klopfendem Herzen, die Stiegen hinunter, zur Chaise. — Fort gings.

---

Es war ein schwermüthig-schöner Wintertag; die Luft lau, zuweilen von einem kalten Windzug durchschnitten. Eine bleiche Sonne beleuchtete mit mattem Silberlicht die Felder, die erstorben und ohne Grün dalagen, die Bäume, ihres Laubwerks entkleidet. Von den Bergehöhen schimmerte schwach der Schnee hinter dünnem Nebel und Dunst. Aber ich fühlte mich in der frischen, freien Luft wunderschnell erquickt und gestärkt, und der Frühling der Hoffnung, des

Glaubens und der Liebe zog wieder mit ſeiner ganzen Pracht in mein Herz ein.

Bald erblickt' ich das Landhaus am Abhang eines Hügels, und von den Zweigen alter Kaſtanienbäume halb verdeckt. Es herrſchte die tiefſte Stille in der Umgebung. Nur zwei offne Fenſterladen im Erdgeſchoſſe des Hauſes lieſſen vermuthen, daß es bewohnt ſei. Nach einer Wendung um einen hohen, dürren Gartenhag, zeigte ſich der Haupteingang des Gebäudes; und das Gebell eines Hundes vermengte ſich mit dem Geraſſel des Wagens über das Steinpflaſter des Hofes. Das Fuhrwerk hielt, und die alte Stille trat wieder ein.

Eben war ich aus der Chaiſe geſtiegen, als Herr La Tour unter der alterthümlichen Pforte erſchien. Eine Dame, von ohngefähr fünfzig Jahren, lehnte ihren Arm auf den ſeinigen. Sie war geſchmackvoll, einfach gekleidet, und ungeachtet einer leichten Beſtürzung, welche die ruhige Würde ihres Antlitzes auf einen Augenblick minderte, ſchüchterte mich der durchdringende Blick, den ſie auf mich heftete, ein wenig ein, indem er zugleich mein Herz gewann. Ich konnte im erſten Augenblick kein Wort ſagen. Sie ſelbſt beobachtete Schweigen. Aber der gute Pfarrer richtete ſich an mich und ſprach: „Mein Freund, ich habe dieſer Dame Ihre Wünſche vorgetragen. Sie ſchien gerührt zu ſein und geneigt, Sie bei ſich zu empfangen. So hab' ich mein Verſprechen erfüllt. Ich denke, das Uebrige zu thun, ſteht Ihnen oder Ihrem Werth und

Verdienſt zu, das beſſer ſprechen wird, als es mein Mund vermag.“

„Herr Oberſt,“ ſagte ſie mit ungewiſſer, zitternder Stimme: „es iſt eine etwas ſonderbare Weiſe, wie wir uns kennen lernen. — Indeſſen die Erklärungen, welche mir Herr La Tour gegeben hat, konnten ihre Wirkung nicht verfehlen, mir für Sie die gröſste Achtung einzuflöſsen. Ich weiß ſogar, Sie denken an die Hand meiner einzigen Tochter. Es iſt die ſchwerſte Forderung, welche man in der Welt an ein Mutterherz richten kann. Ich wage darüber nichts zu entſcheiden. Wir müſſen uns kennen lernen, bis wir einander vollkommen erkennen. Ich geſtatte Ihnen Zutritt. Adele weiß um Ihre etwas raſche Bewerbung nichts. Darum ſag' ich Ihnen dies Alles ſogleich beim Empfang. Sie erinnert ſich Ihrer Perſon nur dunkel, wie aus einem Traum. Indeſſen“ — — Hier ſtockte ihre Stimme, während ſie verlegen den ehrwürdigen Pfarrer anblickte.

„Alles, Alles, bitt' ich, laſſen Sie ihm wiſſen,“ ſagte dieſer zu ihr: „Wir wollen gegenſeitig vor einander offen ſtehn, damit wir einander, wie Sie ſich ausdrückten, vollkommen erkennen und bälder erkennen. Entziehn Sie ihm nicht, durch Verſagung einer geringen Hoffnung, jede Hoffnung. Sehn Sie ihn an; er verdient wohl das Wenige.“

Die edle Frau warf einen ſonderbaren Blick auf mich, worin ein geheimes Fürchten und doch ein unverkennbares Wohlwollen für mich lebte. Dann ſprach ſie mit einem Lächeln, das um ihre Lippen ſchwebte:

„Herr Oberſt, ich geſtatte Ihnen Zutritt. Damit hab' ich Ihnen meine Hochachtung für Sie ausgeſprochen. Meine Tochter theilt dieſelbe mit mir. Sie erinnert ſich Ihrer, wie ich ſagte, nur ungewiß, traumartig, — ich will ſagen fiebertraumartig. Denn fieberhaft war ſie nach den ſchrecklichen, ihr ungewohnten Ereigniſſen jenes Abends. Und es mag Ihnen wenigſtens nicht unangenehm ſein, zu wiſſen, daß ſie ſich einbildete, ein Engel habe ſie aus dem Gewühl der Flammen und Menſchen geriſſen und zu ihrem Lager geführt. Auch denkt ſie ſich heut noch den Engel lieber, als den Oberſt de Vaux. — Nun wiſſen Sie Alles. Jetzt laſſen Sie uns ins Zimmer gehn, da, was zuvor abgefertigt werden mußte, nun abgethan iſt.“

Ich war ſo bewegt, daß ich ihr meine Dankbarkeit, meine Ehrfurcht nur in zuſammenhangloſen Worten ausdrücken konnte, indem ich ihre Hand mit einer Innigkeit an meine Lippen preßte, die ihr nicht zu mißfallen ſchien. Kaum bemerkt' ich in ihren Geſichtszügen dies günſtige Zeichen, verſchwand, wie ein Nebel im Sonnenſtrahl, meine Befangenheit. Ich bot meinen Arm, um den ihrigen zu empfangen, und fühlte mich an der Seite dieſer edeln Geſtalt ſelig, wie neben einer Mutter wandeln.

Beim Eintritt in den Geſellſchaftsſaal ging uns, vom Sofa aufgeſtanden, eine mir fremde, junge Grazie entgegen. Ich kannte ſie nicht mehr; und doch war ſie es, aber unendlich ſchöner, als ich ſie geſehen und in meinem Gedächtniß bewahrt hatte. Ein glühendes Erröthen verklärte ihr Antlitz, da ſie meiner gewahr ward; aber, als ſie an meinem Arm die Mutter erblickte, gewann ſie ihre Faſſung ſchnell, und begrüßte

mich mit einer Verbeugung', zu der ſie einige Worte flüſterte.

Die Unterhaltung wandte ſich ſogleich, nach den erſten Fragen, um ihr Befinden, ſeit dem ſchreckenvollen Abend, auf die Geſchichte der Feuersbrunſt und alle Umſtände derſelben. Wird man wohl glauben, daß ich, in der Fortſetzung des Geſprächs, des ſchönſten Umſtandes vergeſſen hätte? — Adele war lange in ſich verſchloſſen und einſilbig. Doch, als Herr La Tour, mit einer heitern Laune, deren ich ihn kaum fähig gehalten hätte, ſcherzendes Leben in unſer geſelliges Geplauder trug; und Adelens Mutter mich immer traulicher behandelte; ja wie mit mütterlichem Wohlgefallen; und ich ſelber, dadurch zum Frohſinn angeregt, mich den Eingebungen des ſeligen Augenblicks überlies: ward auch ſie, die ich anbetete, muthiger zur Mittheilung, und immer liebenswürdiger, je mehr ſich der Reichthum ihres Geiſtes vor mir aufſchloß.

Ich mag und kann nicht dieſe Unterhaltungen, noch weniger den Himmel ſchildern, der ſich darin für mich öffnete. Es iſt ja in der Eigenthümlichkeit menſchlicher Natur, daß niemand gern von dem, was ihm das Heiligſte und Höchſte, was ſeine ſüſſeſte Luſt, ſein tiefſter Schmerz iſt, Worte macht; weil Worte Entweihung und Verrath am theuerſten Geheimniß der Bruſt werden. — Noch weniger iſt nöthig, zu ſagen, daß ich von der Erlaubniß, die Bewohnerinnen des Landgutes zu beſuchen, allwöchentlich mehr, als einen Tag, Gebrauch machte, anfangs nur in Geſellſchaft des Herrn La Tour, nachher auch ohne dieſen.

Schon jenen erſten Tag empfing man den Fremd-

ling mit zarter Höflichkeit; — den zweiten Tag, wie einen guten Bekannten; — den dritten, wie einen lieben Gesellschafter; — den vierten, wie einen Hausfreund; — den fünften hatte man seine Ankunft schon erwartet; — den sechsten sein langes Ausbleiben mit zärtlichen Vorwürfen bestraft; — den siebenten waren die Freundinnen dem Freund, trotz Schneegestöber und Frost zum Empfang entgegen gegangen; — den achten beichtete ich Adelen, was sie wohl wußte, wie, seit der Feuersbrunst, aller Welt Herrlichkeit zur todten Kohle für mich geworden, und nur in ihr allein mein Licht und Leben sei, und sie gestand, eben so ehrlich, was ich schon wußte, daß ich ihr in der Schreckensnacht, als Schutzgeist und Engel, im Fiebertraum erschienen wäre, und — das Fieber sei noch nicht ganz vorüber. Sie aber erhob mich, im ersten Kuß der reinsten Liebe, wirklich in den Rang der Engel und Heiligen. Meine Canonisation durch Adelens Lippen stand weit über jede päpstliche erhaben, wenn schon darum mein Name nicht in den Kalender kam. Den neunten Tag bekannten wir der gütigen Mutter Alles, was sie schon wußte; und ihr segnender Kuß vereinte sich mit dem unserigen.

Im folgenden Frühling vermählte uns Herr La Tour in der Kirche eines benachbarten Dorfes. Der treue Jakob ward Verwalter meines neuen Landgutes, eine Stunde Weges von der Stadt entlegen. Aber mein Pathe und Oheim blieb unversöhnt, starb endlich unversöhnt. Seine Erbschaft ward, in Folge seines Testaments, unter entferntere Verwandten vertheilt, die solcher Glücksgaben bedürftiger waren, als ich.

# Ein Buchliger.

Vorzeiten kannt' ich einen Knaben, der die glänzendsten Eigenschaften für den Militärstand besaß; unglücklicherweise aber war er bucklig. Ich, zu jener Zeit auch noch Kind, begleitete ihn zu Musterungen, Wachtparaden, Exerzierplätzen; überall hin, wo man Trommeln hörte und Uniformen vorbeizogen. Für mich hatten eigentlich dergleichen lärmerische Schauspiele nichts, was mich besonders angezogen hätte. Aber ich hing nun einmal an meinem Kameraden; ich verbrachte meine Zeit gern in seiner Gesellschaft.

Der Bucklige ward Feuer und Flamme beim Schall von Trommel und Pfeife. Wenn aber, nach dieser geräuschigen Musik, die ausdrucksvollere Harmonie der Blasinstrumente einfiel, dann fühlt' er sich, ich weiß nicht wie, ergriffen; aus seinen Gesichtszügen strahlte Kriegerstolz und Heldengeist. Wenn dann durch die Ebne das Rottenfeuer und der Donner des schweren Geschützes tobte; wenn die Regimenter gegen einander rückten und, in Nachbildung eines Gefechts, Angriff, Kampf, Sieg, Rückzüge zur Schau stellten, dann warf sich der Knabe, begeistert durch den Anblick, in die wirbelnden Rauchwolken. Er lief unter die Plänkler; begleitete die Artilleriestücke; rannte an der Seite der Reiterei-Geschwader, und setzte sich der Ge-

fahr aus, jeden Augenblick unter die Füße der Schaaren zu gerathen, oder von den Soldaten mißhandelt zu werden, denen er, bei ihren Bewegungen, in die Quere kam. Waren die Manövres vorbei, marschirte er, gemeßnen Schrittes, neben einem Bataillon, die Augen stets auf den Kommandanten gerichtet, und machte, was dieser befahl, mit Geberden taktfest nach, wie irgend ein Soldat. Dies Benehmen zog die Augen der Menge auf ihn. Die Leute belustigten sich über den Kleinen. Er aber, vom höchsten Ernst beherrscht, marschirte in fester Haltung fort; bekümmerte sich nicht um die Lacher; war vom Entzücken des Ruhms, des Vaterlandes, der Schlachten trunken.

„Wenn ich einmal," sagte er zu mir, indem wir Abends einsam ausserhalb der Stadt umher lustwandelten: „wenn ich einmal groß bin, laß ich mich anwerben. Hast du den Obersten gesehn, wie er so durch die Ebne hinsprengte? — O, eine Eskadron anführen! Wie der Blitz einschlagen in die Linien der Infanterie, von Bajoneten umgürtet! Ehre ärnten, nicht um den Tod zu erwarten, sondern ihn im Fluge zu suchen, oder zu geben; durchzubrechen, Alles zu werfen und zu verfolgen! — Ludwig, die Kavallerie ist meine Sache."

Durch seine Begeisterung ein wenig aufgerüttelt, trieb ich's mit; fing in der Einbildung an, ebenfalls durchzubrechen, zu werfen und zu verfolgen. Er seinerseits fuhr aber fort: „Und das ist noch nichts! — Sie fliehn, siehst du; lassen Verwundete, Todte, Alles im Stich. — — — Nun samml' ich meine Dragoner

wieder, ganz bedeckt von Staub und Schaum und Blut; und wir ziehn uns in die gerettete Stadt wieder zurück. Die Wälle ſind ſchon, und die Dächer der Häuſer ſogar, von Zuſchauern in ungeheurer Menge bedeckt. Man rückt näher, man defilirt. Der Befehlshaber, an der Spitze ſeiner Tapfern, verwundet, voran auf ſeinem Pferde, und läßt es in allerlei Wendungen und Schwenkungen tanzen. Alle Blicke ſtrahlen ihm Bewunderung zu; alle Herzen jauchzen ihm entgegen. — Ludwig, die Kavallerie iſt meine Sache!“

Ich hörte ihm gern zu. Seine Reden waren ganz Gefühl, ganz Leidenſchaft. Uebrigens einmal daran gewöhnt, in dieſem Kinde eher den Spielgefährten, als den Buckligen, zu ſehn, konnte die Vorſtellung von einer ſolch wunderlichen Figur auf einem hohen, edeln Rappen, durchaus nicht den Glanz ſeiner kriegeriſchen Schilderungen trüben. Alſo weit entfernt, dabei zu lächeln, horcht' ich begierig; und bald von der Gewalt überflügelt, die ein feuriger, kräftiger Charakter zu üben pflegt, ward ich ſogleich Soldat, er mein Generaliſſimus; und, nach manchem glücklich vollzogenen Manöver unter ſeinem Oberbefehl, traten wir, bald im gezählten, bald im Geſchwindſchritt, bald im Sturmmarſch, bei Pfeife, Trommel und Feldmuſik den Heimweg zur Stadt an.

---

Recht offenbar bemerkt' ich in Art und Weiſe dieſes Knaben, immer den Beweis des großen Unterſchiedes, der, wie man ſagt, zwiſchen Leib und Seele

beſtehen ſoll. Wie verſchoben und verſchroben dieſer Gliederbau! und doch welch ritterliches Gemüth darin, vom Traum des Ruhms und der Siegestriumpfe berauſcht! Dieſer Glückloſe war durch ſeine Geſtalt verurtheilt, ſich aus den Vorderreihen der menſchlichen Geſellſchaft zurückzuziehen, zu ſchweigen, allen Aufſchwung der Gefühle, Begeiſterungen und Leidenſchaften niederzuhalten, — — und doch trug er ein Herz, groß und edel, wie irgend eins, jedes herrlichen Wagſtücks, jeder Selbſtaufopferung fähig. Iſt das nicht ein ſchlagendes Beiſpiel von Zuſammenkuppelung zweier Naturen, die gar nicht zuſammen gehörten; einer irdiſchen, groben Hülle, in der ein reines, ſchönes Weſen gefangen lag?

Es iſt übrigens gar nicht nöthig, nur auf Buckligé hinzudeuten, um dieſen Mißklang in der Natur fühlbar zu machen. Seht euch nur um; wie manche harte, düſtre, häßliche Geſichter, deren Blicken dennoch die heiterſte Milde, die zärtlichſte Güte des Innern entſtrahlt! Wie manche ſchwächliche, gebrechliche Geſtalten mit eiſernem Charakter des Gemüths! Und hinwieder wie manche aus dem groben Holz gehobelte Koloſſen, ganz und gar Knochen und Muskel, die das Gehäuſe eines feigen, weichlichen Geiſtes ſind! — Aber, auch ohne auf Andre hinzuſchauen, wer fühlt nicht in ſich ſelbſt oft den Gaſt, der mit ſeiner Wohnung nichts gemein haben mag; den edeln Gefangenen, welchen die Mauern ſeines Kerkers beengen? Wer weiß nicht, wie er oft für ſich allein in Trauer oder Freude ſchwelgt, in Luſt

und Entzücken bebt, während der Körper zu schlummern scheint.

Wenn die schuldreine, sanfte Desdemona auf der Bühne erscheint; wenn Othello mit ihr das offne, sich hingebende Vertrauen theilt; wenn dann die Schlange Jago um diese seligen Geschöpfe kriechend schleicht; wenn dann das Gift des Argwohns in die Adern des Mohren dringt, sein Blut entflammt, aus seinem Auge Wuth blitzt und die Hölle der Eifersucht in seiner Brust glüht, — — seht dann, im Amphitheater, die Tausend Zuschauer in Reihen an Reihen dasitzen, stumm, unbeweglich, wie leblos: das sind die irdischen Leiber, die todten Hüllen! Und während sie, der Entwickelung des Schauspiels fremd, mit ihrem Umfang nur die Bänke füllen, ist die Seele nicht mehr in ihnen; sie irrt bewegt, empört, vor Entsetzen schaudernd, oder mitleidig weinend, auf der Bühne; flucht dem Jago Verwünschungen zu; schreit dem Mohren zu, er sei betrogen. In Wehmuth und Bangigkeit umschwebt sie, als könnte sie retten, die unschuldige, bedrohte Desdemona. — Seltsames Schauspiel im Schauspiel! Todesstille und Erstarrung herrscht im weiten Raum des Hauses, während Alles Bewegung, Leidenschaft, Sturm in der unsichtbaren Region der Seelen ist.

---

Ich komme auf meinen kleinen Freund mit dem Höcker zurück. Es lag in seiner Bestimmung, daß jede der süßen Täuschungen, denen sich das arme Kind

ſo willig hingab, vor dem rauhen Stoß der allzufrühen Erfahrungen vergehn mußte. Auch waren ſeine militäriſchen Seligkeiten von kurzer Dauer. Je älter er ward, je empfindlicher traf ihn das Spötteln und Lächeln über ſeine Kriegsluſt. Verſchüchtert und ſcheu, mußte er ſeinen Neigungen Gewalt anthun. Er bemerkte mit Schmerz, die Kavallerie ſei nicht ſeine Sache.

Doch es braucht Zeit, ehe ſich eine Gemüthsart ändert. Wenn Heinrich, ſo hieß mein Kamerad, auch nicht mehr die Heerſchauen beſuchte, ſo hatte er darum doch der Luſt nicht abgeſchworen, ſich auszuzeichnen; ſich einen von der Menge gefeierten Namen zu erobern. Seine Sehnſucht änderte nur den Gegenſtand. Eines Tags Zeuge vom glänzenden Sieg und Triumpf eines beredten Advokaten vor dem Gericht, ſah er den Stand des Rechtsanwalts vor dem Tribunal ſich aufgethan. Die Hoffnung, hier einſt zu glänzen, ließ ihn leichter den blutigen Soldatenruhm vergeſſen. Obgleich noch jung, gab er ſich in der Schule den Studien mit einem maasloſen Fleiß hin, deſſen geheime Veranlaſſung ſeinen Lehrern nicht ahnete. Tief von der Wichtigkeit und Würde ſeiner künftigen Laufbahn durchdrungen, war von nun an Schutz der Unſchuld und des Rechts ſein Höchſtes. Bei jedem Anlaß übt' er ſich in Schöpfung und Durchführung von Rechtshändeln. Das ward nun der Gegenſtand unſrer Plaudereien; das unſer Treiben und Spielen, wenn wir Spaziergänge machten.

„Alſo, du biſt der Angeklagte!“ rief er dann plötz-

lich, wenn wir etwa in abgelegner Gegend einsam waren: „Dein Verbrechen sollst du schon erfahren. Setz' dich. Hier sitzen die Richter: hier die Geschwornen; dort hinten drängen sich die Zuhörer! Ich fange also an.“

„Ihr Richter!“ begann er dann feierlich, auf einer kleinen Erderhöhung dastehend, während ich mich lang und breit im Grase hinstreckte, und gutherzig meine Vertheidigung anhörte: „Ihr Richter. Beim Anblick dieses Unglückseligen, den ein blutiges Ereigniß auf diese Bank der Schmach geführt hat, ist mein Herz von Kummer und Besorgniß zerrissen. Und doch ist seine Sache schön. Allein ich vertraue meinen schwachen Kräften nicht. Wenn ich daran denke, daß das Schicksal, ja, das Leben meines Klienten vom Eindruck der Worte abhängt, die mir für wenige Augenblicke gestattet werden, so kann ich mich nicht einer unwillkührlichen Verwirrung erwehren, die — — —.“

— Die Sonne bratet mich ganz durch, — unterbrach ich ihn, und stand auf, um das Plätzchen zu ändern.

„Halt dich doch still, sonst vertheidige ich dich gar nicht!“ rief der Advokat im vollen Ernst über mich aufgebracht. Dann fuhr er fort:

„Ich will die Thatsachen erzählen. Fern von mir ein Verhüllen oder Entstellen derselben; denn in treuer Darlegung der Wahrheit beruht die ganze Stärke der Sache, die ich zu führen habe. Höret mich, Ihr Geschwornen, ich rufe Eure Aufmerksamkeit, Eure Einsicht, Euer Gewissen mir zur Hülfe, und fürwahr,

die Ueberzeugung, aus der ich jetzt meinen Muth schöpfe, wird übergehn in Euch, und läßt mich mit Ruhe Eurer Entscheidung entgegen sehn.“

„Mein Klient, Ludwig Desprez, hier,“ (wirklich war das mein eigner ehrlicher Name, der nun in einem Prozesse figurirte,) „hatte sich vor 12 Jahren mit Eleonore Kersains vermählt, der Tochter eines Advokaten, dessen Stimme oft in diesem Saale erscholl. Die ersten Jahre dieser Verbindung waren sehr glücklich; und fünf Kinder — — —

Ein schallendes Gelächter brachte hier den Redner jählings zum Verstummen. Von unsern Schulkameraden hatten sich einige beim Herumlaufen zu uns verirrt und gehorcht. Der kleine Bucklige verließ seinen Erdhaufen. Ein Anderer trat statt seiner hinauf um ihm nachzumachen, und ließ die zusammengezogne Gestalt und Stellung und die eckigten, stoßweisen Handbewegungen des bisherigen Redners, auf komische Art, mit dessen emphatischen Wortgetön im Contrast erscheinen. Mein armer, kleiner Freund, erblassend und verdutzt, zwang sich zwar selber, über die lächerliche Carrikatur mitzulachen, die ihm im Innersten weh that. Aber seine schönste Hoffnung war ihm nun, von Stund an, entrissen. Er erkannte in dem Gelächter, welches das verkrüppelte Aeussere eines solchen Redners erregte, wie er war, den Eindruck, den er warscheinlich einst auf Richter und Volk machen würde. Er versank in Entmuthigung. Er dachte seit diesem Augenblick nicht mehr an Lorbeern, die durch gerichtliche Beredsamkeit zu gewinnen waren. Er hatte sich längst schon Recke-

reien gefallen laſſen müſſen, zu denen, unter Kameraden, eine gewiſſe Vertrautheit verführt, die nur allzuoft Mangel alles Zartgefühls und der gemeinſten Schonung iſt.

Doch brachte der Hohn über ſein körperliches Gebrechen, weder diesmal, noch andere Male, jene Wirkung in ihm hervor, die ſonſt bei Buckligen nicht zu fehlen pflegt, und ihren biſſigen Gegenhohn und beshaften Witz, ſprüchwörtlich gemacht hat. Unaufhörlich mit ihrem Höcker die Zielſcheibe der Luſtigmacher, raffen ſie die ihnen zugeſchleuderten Pfeile auf und ſchicken ſie, in das kalte, ätzende Gift der Bosheit getaucht, rachluſtig zurück. Beſtändig in dieſer traurigen Uebung, gewinnen ſie Leichtigkeit, auf den erſten Blick hin, die verwundbare Stelle ihres Gegners zu erſehn, und mit fertiger, ſichrer Hand dahin ihren treffenden Wurf zu thun. Beſonders empfangen, unter ſolchen widerlichen Verhältniſſen, meiſtens die Buckligen aus der untern Volksklaſſe, die ſich durch nichts geſchützt und durch nichts gebunden ſehn, jene tückiſche Schadenfreude, jenen beshaften Tick, jenes hämiſche Lächeln und den neidiſchen, ſcheelen Blick, womit ſie zu Feinden des Menſchengeſchlechts werden.

Auch Heinrich war beſtändig, trotz allem Republikanismus der Schülerwelt, den Hecheleien und Sticheleien des Muthwillens ausgeſetzt. Aber ſein Herz verlor darum nichts an Güte und Adel. Er verbarg die Wunden, die man ihm ſchlug, unter einem Schein von Gleichgültigkeit, oder ſtummer Ergebung, und mochte den Pfeil nicht zurück, auf die Angreifer ſchleu-

dern, weil er darin keinen Troſt fand, Andern den Schmerz zu verurſachen, den man ihm ſo freigebig erregte. Er wollte lieber von ſeinen Jugendgeſpielen gefoppt, und dabei von ihnen gern geſehn, vielleicht geliebt ſein, als, wenn er Gleiches mit Gleichem vergelten hätte, gefürchtet und verlaſſen. Dieſer Edelmuth prägte ſich in ſeiner ganzen Phyſiognomie aus, deren ſanftes, ſchwermüthiges Bild ſogar die Mängel ſeiner Geſtalt vergeſſen ließ.

So näherte ſich Heinrich, nach einem freudenarmen Knabenalter, den Blüten-Tagen des Jünglings, denen im voraus ſchon aller ſie ſonſt begleitende Zauber abgeſtreift war. Er ſah wohl, er müſſe die beſten Anſprüche aufgeben, und ſich mit einem beſchränkten Kreis des Lebens und Wirkens begnügen, worin er ſich, ohne große Gefahr der Verſpottung, bewegen dürfe. Er unterdrückte mit aller Kraft die lebhafte Begier nach Auszeichnung in ſeiner Bruſt und zähmte, wie er's nur konnte, ſein von Natur aufſtrebendes, vielthätiges Weſen. Es war allerdings weiſe von ihm gethan; doch glücklicher war er darum nicht. Selbſt was ihm bisher die meiſte Freude gewährt hatte, die Liebe der Wiſſenſchaften, ließ er nach und nach hinſterben. Wozu konnte ſie ihn führen? Zu einem unfruchtbaren Beſitz von Kenntniſſen. Alle Bahnen des öffentlichen Lebens waren ihm, wegen ſeiner Figur, verſperrt. Nachdem er einige Jahre in muthloſer Abſpannung hingebracht hatte, ergab er ſich in ſein Schickſal, das ihn zur Dunkelheit eines ganz gemeinen Daſeins verdammt hatte. Er ließ ſich von ſeinen Eltern

bereden, den Stand des Handelsmanns zu wählen, wogegen er ſich bisher immer geſträubt hatte. Der junge Menſch, von nun an zwiſchen Rechnungen, Tratten und Hauptbüchern einer dunkeln kaufmänniſchen Schreibſtube vergraben, verwendete ſeine herrlichen Geiſtesgaben und Einſichten, die ihm zu nichts Beſſerm für die Welt taugen ſollten, auf das Geſchäft, Geld zu gewinnen und Profit zu machen.

---

Er ſtarb ſich dabei faſt ſelbſt ab. Heinrich trat nun in das Alter, wo eine andere, und mächtigere Sehnſucht, als die des Ruhms, das Herz füllt. Lieben und geliebt zu werden, die Seligkeit ſein eignes Leben mit einem Andern zu verſchmelzen, das iſt Ruf der Natur. Den ſtillen, gewaltigen Zug des Herzens lenkt Niemand irre, ohne ſich ſelber zu verſchlechtern; bekämpft und überwindet Keiner, ohne tiefe Wunden davon zu tragen, deren Schmerz endlich das Alter wohl mildern, aber nur der Tod ganz enden kann. Und doch iſt dies das Loos, welches dem mißgewachſenen Jüngling droht, eben ihm, deſſen Bedürfniß nach Gegenliebe, durch lange geduldete, geheime Bitterkeiten des geſelligen Lebens, nur geſchärft wurde. — Wer ſollte nicht die unfreiwillige, ewige Wittwerſchaft bemitleiden?

Ein Fremder beſuchte eines Tags eine Manufactur. Unter andern Arbeitern ſtand da ein ehmaliger Soldat. Das Geſicht des Mannes war durch furchtbare Narben gräßlich entſtellt. Der Fremde ward bei

dieſem Anblick innigſt bewegt. — „Iſt er verheurathet?“ fragte er. — Man bejahte es. Seine Rührung ſchien ſich nun plötzlich zu legen. Er ging weiter und ſagte: „Nun, ſo wollen wir das Mitleiden für Andre ſparen.“ Ich war dabei zugegen. Lange blieb mir dieſe ſonderbare und hartherzige Aeuſſerung im Andenken. Heut find' ich ſie eben ſo menſchenfreundlich, als wahr.

Es iſt gar nicht ungewöhnlich, daß ein hochſinniger, junger Mann, nach Auszeichnung vor dem groſſen Haufen ringend, endlich den Gegenſtand ſeines Strebens plötzlich vertauſcht und in der Achtung und Liebe einer Lebensgefährtin das ſucht, was er verzweifelt, auf anderm Wege zu finden. Mancher Heros in den zwanziger Jahren, verlaſſen von ſeinem Traum hoher Beſtimmungen, oder ſchiffbrüchig in ſeinen Hoffnungen unſterblichen Namens, verſöhnte ſich mit ſich ſelber wieder in einer glücklichen Ehe, die ihm ein unbekanntes, aber um ſo beneidenswürdigeres, Leben gab. Er hatte ſich nicht zu beklagen. Liebe finden, ſich wieder verjüngt erblicken, ſeine Alters-Tage am häuslichen Heerde in Ruhe genieſſen, heißt, von den köſtlichſten Gütern, die uns unter dem Himmel verheiſſen werden, ſeinen Antheil erhalten haben. — Aber dieſe Güter halb und halb ſehn, ſie allenthalben um ſich her verbreitet ſehn, mit ganzer Seele danach verlangen, und ſie nie erlangen können; mitten unter liebenswürdigen Geſchöpfen wohnen müſſen, denen man gefallen möchte und von deren Huld man ausgeſchloſſen ſteht; für ein weibliches Weſen nichts, gar nichts

ſein, als etwa eine Art Ungeheuer, dem man ausweicht, oder deſſen Zärtlichkeit man mit einem Gelächter erwiedert, — — ja, das iſt bitter! Das erklärt, warum der Fremde, von dem ich vorhin ſprach, ſein erſtes mitleidiges Gefühl wieder fahren ließ und weiter wanderte, und doch, am rechten Ort, ein würdiger, menſchenfreundlicher, tiefempfindender Mann war.

Zum Glück zeigt ſich die Ausſicht auf ein ewiges, ſchreckliches Einſamſtehn nicht plötzlich, nicht als Gewißheit für den Unglücklichen, den es erwartet. Er hofft und geht, und hofft und läßt ſich nach und nach von dem Druck krümmen, den er das ganze Leben ertragen muß. Als mein Freund Heinrich in die Welt hinaustrat, kam ihm nicht in die Gedanken, wie oft ſie ſich auch ſchon betrogen hatten, daß ein Herz, wie das ſeinige, gradezu verworfen werden, und ihm die Bahn des ehelichen Lebens verſperrt werden könnte, wie die wiſſenſchaftliche, oder militäriſche. Doch, falls er ſich wirklich in dieſer Hinſicht Täuſchungen machte, hatte er ſich doch ſchon zu oft verrechnet, als daß er nicht in Geſellſchaft von Frauenzimmern hätte beengt und ſchüchtern ſein ſollen. Er wußte wohl, daß er nur durch Eigenſchaften des Herzens und gebildeten Geiſtes Gefallen gewinnen konnte, ohne je mehr wagen zu dürfen. Aber eine ſolche Lage iſt äuſſerſt verfänglich. Man duldete ihn; man hatte ihn im Umgang gern; man ſuchte ihn ſogar auf; aber immer unter der harten Bedingung, ſeine eigne Stellung nicht zu vergeſſen. Und er, um in ihr zu bleiben, um nie ein verlautes Wörtchen zu

äußern, das gewiſſe Empfindungen verrathen konnte, mußte ſich in ſich ſelber verzehren; oder ſich der Gefahr einer grauſamen Demüthigung ausſetzen, wenn er in ſeinen Reden, in ſeinem Weſen, das Mindeſte von zärtlicher Neigung durchblicken ließ.

---

Ich war damals ſein Vertrauter. Er weinte oft im Stillen. Ich wußte die Urſach wohl; aber verlangte von ihm nicht, mir eine Wunde zu zeigen, die ich nicht heilen konnte. Er ſelbſt wollte, aus einer Art Widerwillens, zur unedeln Quelle ſeines heimlichen Leidens nicht zurückzublicken, mich dieſe lieber errathen laſſen, als ſich darüber offen ausſprechen. Und doch entſchlüpfte es ihm ein l, zu ſagen: „Die Einzige, die ich verehre, iſt ſchön, iſt liebenswürdig vor allen Andern! Aber ich gebe dir mein Wort, Ludwig, lieber, als allein leben, will ich Herz und Hand einer Minderſchönen, Minderliebenswürdigen hingeben, wenn ich wüßte, daß die mich lieben könnte, die von Andern verſchmäht wird.“ Ich beſtärkte ihn in ſolchen beſcheidnen Vorſätzen, und benutzte gern ſeine kleinmüthige Stimmung, um eine aufkeimende Leidenſchaft in ihm zu bekämpfen, welche ihn zu einer Wahl leiten wollte, die, unter ſolchen Umſtänden, etwas Unmögliches war. Ich gab ihm zu bedenken, daß wenn er ſeine Anſprüche beſchränkte, und keine Rückſicht auf äußere, zwar verführeriſche, aber ſehr vergängliche Weibesſchönheit mache, es ihm gewiß nicht fehlen würde, einmal ſehr glücklich zu ſein.

Dergleichen Troſt freilich war ein wenig niederſchlagend und ärgerlich; in deſſen Heinrich hatte allzu geſunden Verſtand, um den von mir gegebenen Anſichten nicht Rechnung zu tragen. Sein öffentliches Benehmen war übrigens ſo, daß er nicht das Leiſeſte vom Daſein irgend einer Zuneigung ahnen ließ, die ihn lächerlich machen konnte. Allein, wenn der gute Heinrich auch den Spötteleien einer hartherzigen Welt entging, entkam er doch nicht ſeiner eignen trüben Laune, die ihn endlich zu Allem entmuthigte. Er hatte ſich ſchon im Betrieb ſeines Handelsverkehrs entſchieden ausgezeichnet, und ſtand allgemein geachtet. Vor ihm lag die Zukunft eines glänzenden Vermögens; und beßer, als irgend ein Andrer, verſtand er ſein kaufmänniſches Gewerbe, durch Erhabenheit des Karakters und große Dienſtleiſtungen, zu adeln. Aber je mehr er von Tag zu Tag die Unmöglichkeit wahrnahm, dieſes Anſehn, dieſe Güter mit einer Gefährtin, nach der Wahl des Herzens zu theilen: je geringer ward in ſeinen Augen der Werth alles Habens; und unmerklich erloſch in ihm auch die Luſt, in einer Laufbahn weiter zu ſchreiten, die er mit ſo vielem Glück begonnen hatte. Er ließ von ſeiner Thätigkeit nach: begnügte ſich, ſeinen Handel und Verkehr nur ſo weit fortzuſetzen, daß er dabei bequemlich leben konnte; zog ſich freiwillig aus großen Geſellſchaften zurück, die er bisher beſucht hatte, und blieb ſchweigſam und einſiedleriſch für ſich. Doch mit mir brach er den Umgang nicht ab.

Ein Zug von ihm, den ich hier, wegen ſeiner

Seltsamkeit erzählen will, bezeichnet, glaub' ich, besser denn sonst etwas, die eigenthümliche Seelenstimmung, in der sich mein Freund um diese Zeit befand; und stellt die heftigen Bewegungen dar, die sein Inneres zerrissen. Als ich eines Tags mit ihm spazieren ging, hörten wir in einiger Entfernung zwei weibliche Stimmen, deren Gesang eine Harfe begleitete. Heinrich, auf welchen von jeher Musik mächtige Einwirkung hatte, blieb stehn; horchte und zog mich endlich nach der Gegend, von wannen die Klänge tönten. Es war der geräumige, stille Hof eines Pallastes, wo wir zwei umherziehende Sängerinnen fanden. Sie stimmten eben eine alte Ballade an. In ihrem Anzuge, in ihrem Wesen lag eine gewisse Anständigkeit und Artigkeit. Eine von ihnen, ein junges Mädchen, schien die Tochter der Andern zu sein. Ihr blaßgelbes Seidenhaar war um die sonnengebräunte Stirn zusammengeschlungen. Lange falbe Wimpern verschatteten ihren bescheidnen Blick. Ihre Züge trugen eine Mischung von zarter Anmuth und herber Rohheit, wie man dergleichen poetische Reize gewöhnlich nur bei Weibern von fahrender, abentheuernder Lebensart antrifft. Wenn man diese jugendliche Gestalt so dastehn sah, den Augen des großen Haufens ausgestellt, konnte man sich kaum eines mitleidigen Gefühls erwehren. Wir betrachteten das junge Geschöpf mit einer gewissen Schwermuth, wie es der Unbill der Witterungen, den rohen Einfällen der Vorübergehenden hingegeben, fern von seinem heimathlichen Boden, früher welkt, als abblüht.

Aber, was für jeden andern nichts, als flüchtiger

Eindruck iſt, kann oft genug ſein, um ein krankes Gemüth in ganzer Tiefe aufzuregen. Unbeweglich, an meiner Seite ſtehend, betrachtete der gute Heinrich dies Kind mit dem Blick zarten Mitgefühls. Seine Geſichtszüge belebten ſich unter den Tönen einer ſanften und einfachen Melodie; ſeine Augen wurden naß. Er ſchien unter dem Zauber jener bunten Träumereien, jenes durch nichts verurſachten Rauſches von Empfindungen, zu liegen, wie es zuweilen beim Hören eines Geſanges voller Ausdruck, geſchieht. Sein Herz ſchien erkenntlich für das junge Mädchen zu ſchlagen, deſſen Stimme ihm dieſen flüchtigen, aber lebhaften Genuß gewährte. Ich wußte, dergleichen Gemüthszuſtände pflegten ſpäterhin ſeine Verſtimmung zu mehren; ich wollte kurz abbrechen und fort. Er hielt mich weder zurück, noch folgte er mir nach. Nach einer Ballade, fingen die beiden Frauenzimmer eine zweite an. Das junge Mädchen näherte ſich und empfing erröthend unſre Gabe. Dann begaben ſich die Sängerinnen hinweg, um anderswo wieder zu beginnen. Wir folgten ihnen nach, von Platz zu Platz, bis es ſpät ward.

Nachdem wir ſie verlaſſen hatten, blieb Heinrich lange Zeit ohne Worte, und in Ueberlegung verſenkt. Endlich fuhr er auf und machte ſeinen Gedanken, oder Empfindungen, Luft: „Wer wird dieſe Weiber ihrem verworfnen, traurigen, elenden Gewerbe entreiſſen?“ rief er: „Wer ſtellt das verlaſſen umherirrende junge Mädchen auf den Platz, deſſen es jetzt noch, ich bin davon überzeugt, vollkommen würdig

iſt? — — Nein, nein, wer nicht tugendhaft und rein iſt, kann nicht ſo erröthen, wie dies Kind, und blickt nicht ſo ſchüchtern auf!“

Und indem er das mit leidenſchaftlichem Ausdruck rief, heftete Heinrich ſeinen Blick feſt auf mich, wie um die Wirkung ſeines Worts in meiner Seele zu erforſchen. Ich mochte den Augenblick nichts entgegnen, weil mir undeutlich war, was er eigentlich ſagen wollte? Er bemerkte es. „Nun denn, ja!“ rief er mit Heftigkeit: „Ja, ich ſelbſt möchte die Glückloſe hinſtellen, wohin ſie in der Geſellſchaft gehört. Aber — aber — ſie — ſie würde mich verſchmähn, denkſt du, Ludwig, und willſt es mir nur nicht gern geſtehn!“ — Hier bebte ſeine Stimme gebrochen. Ihm drangen Thränen in's Auge.

„Nicht doch, Heinrich, ſagt' ich: „Lieber Heinrich, kennt' ich dich denn verſtehn? Gewiß glaub' ich auch, Mutter und Tochter mögen unbeſcholtene, achtbare Perſonen ſein und ein beſſeres Loos verdienen. Doch, was würden bei uns die Leute von einer ſolchen Verbindung denken.“

Dieſe Bemerkung verſetzte ihn in wahren Aufruhr: „Die Leute! die Leute!“ ſchrie er und ward vor Zorn und Aerger blaß: „welche Rückſichten bin ich den Leuten, bin ich der ganzen Welt, ſchuldig? Warum ich? ſoll ich mich ihnen zum Opfer bringen? Welche Rechte haben ſie auf — Ihre Meinung von mir? Sie iſt mir durchaus gleichgültig; ich verachte dieſe Meinung; ich haſſe ſie; biete ihr Trotz! — — Nein, ich will für ſie nicht Dulder werden, nicht für ſie

ſterben; verſtehſt du mich, Ludwig? — Immer die Leute und was ſie von einer ſolchen Verbindung denken würden! Ach, wenn das nur die einzigen Hinderniſſe wären! Aber, nein, Ludwig, rede nur offenherzig, ſprich's nur aus; nicht wahr, ein Mädchen, von der Gaſſe aufgerafft, wäre für mich noch eine viel zu gute Parthie, als daß ich darauf Anſpruch machen dürfte! Geſteh' es nur, auch das Gaſſenmädchen würde mir noch einen Korb geben; es ſei mein Loos, unbeglückt und ungeliebt zu leben und zu ſterben, und du ſelber, bekenn' es, würdeſt dich nicht enthalten können, dergleichen Verdammungsurtheil über mich zu fällen."

Mehr konnt' er nicht ſagen. Er ſchluchzte laut. So endete unſre Unterredung.

---

Von da an fiel unter uns kein Wort mehr über Frauenzimmer. Der arme Heinrich überließ ſich wieder gänzlich einer ſtillen Niedergeſchlagenheit; zog ſich von aller Welt zurück. Ja, ſeit jenem Tage war er, ſelbſt mit mir, nicht mehr, wie ſonſt. Unſre Unterhaltungen wurden nach und nach minder vertraulich; ganz gleichgültiger Natur. Wir ſahen einander ſeltner. Er hatte meine Worte, und mehr noch mein Schweigen grauſam gefunden. Als wär' er über meine Freundſchaft blos in Selbſtverblendung geweſen, erkaltete die ſeinige gegen mich.

Einige Monate ſpäter warb er um die Hand einer Perſon, die weder Schönheit, noch Vermögen beſaß.

Auch sie lehnte seine Anträge ab. Er hatte mir weder vom Einen noch vom Andern ein Wort äussern mögen. Ich vernahm es zufällig.

Bald darauf hörte man, er bringe seine Handlungsgeschäfte in Ordnung; ziehe seine ausstehenden Gelder und Schulden ein; verkaufe sein Besitzthum, ohne daraus ein Geheimniß zu machen, und gedenke die Stadt zu verlassen. Was er beginnen, und wohin er wolle, erfuhr aber niemand. Es dauerte nicht lange, so war er schon abgereist.

Von niemandem seiner alten Bekannten hatte er Abschied genommen; auch von mir nicht, was mir weh that. Ich liebte ihn, wie sonst. Er hatte mich zurückgestoßen; ich hatte lange gehofft, er werde sich mir wieder nähern, aber irrte mich. Ueber seine heimliche Abreise verbreiteten sich allerlei Gerüchte. Man sprach davon, er sei hiehin, dahin gegangen. Niemand wußte Bestimmtes; ich noch weniger, als jeder Andre.

Vor Kurzem, — es sind, seitdem er die Stadt verlassen hatte, mehr denn sieben Jahre, — empfing ich von ihm endlich einen Brief. Ich theile denselben hier mit. Was ich bisher erzählt habe, dient eigentlich nur dazu, ihn verständlicher zu machen. Er lautet, wie folgt:

---

„Erinnerst du dich noch, lieber Ludwig, eines armen Buckligen, den du geliebt, geduldig ertragen, getröstet hast? — Er ist jetzt verheirathet, ist Vater, ist zufrieden, wie — wie es nie ein Mann ohne

Höker in dieſer Welt geweſen ſein mag. Der iſt's, der dir dieſe Zeilen ſchickt."

„Unglück erbittert und verblendet. Als ich abreiste, verabſcheut' ich mich ſelber; und dich hatt' ich nicht mehr lieb. Heut aber kann ich nicht ohne Thränen daran denken, wie ich dich und deine langmüthige, ausharrende Freundſchaft verkannte. Ich bin gegen dich ſehr undankbar geweſen; ich verzeih' es mir nie."

„Ich habe, mir zur Seite, eine Lebensgefährtin, Ludwig. Jenes Glück, von dem ich ſo viel mir vorgeſchwärmt habe, ich genieß es in Fülle. Gott hat mich vom Rand eines Abgrundes hinweggezogen, an den mich die Verzweiflung geſchleppt hatte. Er hat mich zur naturgemäßen Stellung des Mannes und Vaters erhoben, deren Glückſeligkeit dem Allen, was ich davon träumte, entſpricht. Um uns wachſen und blühn drei Kinder, deren bloßer Anblick mich ſchon überſelig macht, und meine Liebe und Verehrung für das Weib täglich verjüngt. Sage, Ludwig, ſage den Mädchen in deiner Stadt, ſie ſollen Bucklige heirathen. Ein Buckliger iſt, glaub' ich, wenn auch nicht der Schönſte, doch gewiß der zärtlichſte, treu ergebenſte aller Ehemänner. Für ihn iſt ſeine Gattin weit mehr, als nur eine Frau; ſie iſt ein liebender Lebens-Genius, der ihn rettet. Der Mann hält ſich nicht für der Gattin Gleichen, ſondern für ihr dankbares Werk. Und beſonders, und vor Allem — indem ſie ihm eine Zuneigung gewährt, auf die er nie Anſpruch machen, die er nie hoffen konnte — kann er nie vergeſſen, daß ſie es iſt, die ihm Freuden ſchenkt, von denen er ent-

erbt war. Sein Herz, sein Leben genügt nicht, sie zu lieben, wie sie verdient."

„Als ich von Euch wegreiste, sagt' ich dir kein Wörtchen von meinen Plänen. Natürlich, denn ich hatte selber keine. Nichts wußt' ich, nichts wollt' ich damals, als weit weg von dem Ort flüchten, wo ich so viel geduldet hatte; so weit, als immer möglich. Als mir daher, während eines kurzen Aufenthaltes zu Paris, der Antrag gemacht wurde, nach Amerika zu reisen, um dort für ein Handlungshaus ein Geschäft auszurichten, welches mit den höchsten Intressen verbunden war, nahm ichs mit Freuden an. Einige Tage später schwamm ich schon auf dem Ocean."

„Das Schiff hatte viele Passagiers. Unter ihnen befand sich ein junger Mann von etwa 25 Jahren. Sein ernstes, stilles, zugleich trauriges Wesen, regte gleich in den ersten Tagen mein Mitgefühl an. Ich machte mich an ihn; wir plauderten mit einander. Er schien von einer Krankheit verzehrt, die er mit ruhigem Muth ertrug. Das Uebel verschlimmerte sich während der Ueberfahrt, die lang und beschwerlich war. Wir befanden uns endlich schon im Angesicht des Landes, und man hatte wenig Hoffnung, ihn noch lebendig dahin zu bringen. Seine junge Gattin verließ ihn keinen Augenblick. Ich war Zeuge der unendlichen, rastlosen, zarten Sorgfalt, die sie an ihm verschwendete; ich hätte den Sterbenden fast beneiden mögen; hätte mit tausend Freuden Alles, Alles hingegeben um das Glück, in eines solchen Engels Arm mein Leben auszuhauchen."

„Der junge Mann war ein Geiſtlicher, der ſich fromm und uneigennützig in die entfernten, weſtlichen Diſtrikte der nordamerikaniſchen Vereinſtaaten begeben wollte, um dort einer neugebildeten Kirchgemeinde vorzuſtehn. Sein Bruder war in daſiger Gegend ſeit einigen Jahren angeſiedelt und hatte ihn berufen. Er erzählte mir dieſe Dinge ſelber, aber fügte eines Tages, als ihn ſeine Frau nicht hören konnte, hinzu: „Ich zweifle ſehr, daß ich bis dahin gelangen werde! Das Einzige, was ich von Gott erflehe, der mich abruft aus der Welt, iſt: er wolle mir nur ſo viel Friſt geſtatten, um meine Jenny der Sorgfalt meines Bruders anvertrauen zu können.“ Die letzten Worte ſprach er mit einer ſchmerzlichen Bewegtheit, die er vergebens in ſich bekämpfen wollte, indem er halblaut betete. Aber er betete mit einer Inbrunſt und Glaubensſtärke und Ergebung, daß es mich gar nicht befremdete, wenn er, inmitten unſrer Unterredung, plötzlich Blick und Stimme gen Himmel richtete.“

„Er lebte lange genug, um ans Land gebracht zu werden. Das einzelne Daſtehn des Paars hatte mich ihm einigermaßen nothwendig gemacht in dieſer Fremde. Ich ſelber vergaß meinen eignen Kummer über den Gedanken, für zwei Unglückliche in der Welt nicht ganz unnütz zu ſein. Um mich nach ihrer Lage zu richten, welche die ſtrengſte Oekonomie für ſie erforderte, wählte ich unter den Gaſthöfen in New-York den beſcheidenſten, und miethete mich ebenfalls da ein. Ruhe, und beſonders die Behandlungsweiſe des Kranken durch einen geſchickten Arzt, minderten einige Tage

die Fortſchritte des Uebels, ohne jedoch Hoffnung zur Heilung und Rettung des Leidenden zu geben. Da ſeine Gattin und ich abwechſelnd an ſeinem Bette ſaßen, benutzt' ich die Gelegenheit mit ihm allein zu ſein, um ihn über die quälende Furcht und Sorge zu beruhigen, wie es ſeiner verlaſſenen Frau gehn werde. Ich verſprach ihm, ſie zu ſeinem Bruder zu bringen, ſobald ich die Geſchäfte abgethan haben würde, derentwillen ich nach New-York gekommen wäre, und fände ſie nicht gut, in Amerika zu bleiben, woll' ich ſie nach Europa mit zurücknehmen und ſie den Händen ihrer eignen Familie wieder übergeben. Dieſe Verſprechungen beruhigten ihn. Er beſchäftigte ſich nur noch mit ſeiner Gemahlin, um ſie auf eine nahe Trennung vorzubereiten; und, bis zum letzten Augenblick durch die Hoffnung des Glaubens emporgehalten, erloſch ſein Lebenslicht ſanft nach wenigen Wochen."

„Ich blieb alſo einsweilen der Beſchützer der Witwe. Unſer beider Verhältniß, mocht' es auch vielleicht der Welt etwas zweideutig ſcheinen, war unter uns doch ſcharf und klar beſtimmt. Denn Jenny, ſo hieß die junge Dame, wußte durch ihren verſtorbnen Mann, was ich verſprochen, und ſeinerſeits er genehmigt hatte. Ich ſah ſie alle Tage. Du, Ludwig, kennſt meine damalige Gemüthsſtimmung. Es mag dir ahnen, welche Empfindungen der Umgang mit einem ſo liebenswürdigen Weſen endlich in mir wecken mußte. Aber, wie immer, ſo auch damals, unterdrückt' ich in mir die Gefühle. Kein Blick verrieth mein Innres. Ich beſchränkte mich, einfach die Verpflichtungen zu

erfüllen, welche ich eingegangen war. Ich nahm es, als die höchste mir gewährbare Gunst des Schicksals, daß ich die, welche ich mit verschwiegner Liebe verehrte, wenigstens beschützen und ihr dienen dürfte."

„Wir lebten in diesem Verhältniß zu New-York ein volles Jahr lang. Die Abreise mußte von Monat zu Monat verschoben werden, bis meine Geschäfte zu Ende gebracht waren. Dann endlich traten wir einen Weg von mehr, denn 900 Meilen, zu den unbekannten westlichen Gegenden an. Jenny, durch meine Aufmerksamkeit für sie gerührt, bezeugte mir oft ihre lebhafteste Erkenntlichkeit. Wir sprachen dann von ihrer Zukunft, von ihrer Familie, von den Gegenden, durch die wir reiseten; und es entstand eine gewisse Vertraulichkeit gegenseitig, die für uns angenehm, ohne Beunruhigung, war. Jenny vereinigte mit einem gebildeten Geiste ein kindlich-frommes Herz. Auch fand ich in ihrem Umgang Genuß genug, um, so lange ich bei ihr war, den fatalen Gedanken zu vergessen, daß ich am Ende für sie doch nichts gelte. Sie errieth indessen das Vorhandensein von etwas, das mich im Geheimen mühe. An der Vorsicht, die sie in Gesprächen beobachtete, sich bei gewissen Gegenständen nicht aufzuhalten, bemerkt ich, daß sie anfing, mich zu kennen."

„Die Stelle, wo sich Jenny's Schwager niedergelassen hatte, ist eine von den kleinen Ortschaften, die sich überall an den Gränzen der Einöden des Landes erheben, um bald wieder von andern hinterwärts gelassen zu werden, welche durch die Hand kühn ver-

schreitender Kolonisten entstehn. Bei unsrer Ankunft wurden wir von den Einwohnern dieser, in einer malerischen Landschaft, äußerst reizend gelagerten Ortschaft umringt. Nach Stillung ihrer ersten Neugier, stillten sie auch die unsrige und zeigten uns die Wohnung, welche wir suchten. Aber zugleich vernahmen wir, daß wir ihren bisherigen Eigenthümer nicht mehr finden würden. Dieselbe Krankheit, deren Opfer sein Bruder gewesen, hatte auch ihn vor zwei Monaten hinweggenommen. Zum Erben seiner Güter war Jennys Gatte von ihm eingesetzt. Allein der Tod von diesem hatte nun zur Folge, daß das Vermögen einem andern Bruder zufiel, der in Europa lebte."

„Nachrichten, wie diese, waren nur allzusehr geeignet, die arme Jenny in große Muthlosigkeit zu stürzen. Sie stand da auf fremdem Boden; tausend Meilen weit von Verwandten und Freunden getrennt, und unter unbekannten Gesichtern. In einer Art von Verzweiflung warf sie sich in meine Arme und zerfloß in Thränen. O Ludwig, diese Bewegung des jungen Weibes, das meinen Schutz anzuflehn schien und sich mir, gleichsam, wie dem letzten der Sterblichen, hingab, der für die Verlaßne in der Welt noch wohne — — — Ludwig, denke dir, wie mir zu Muthe ward! Es schwamm mir dunkel vor den Augen; ich verlor die Stimme; ich athmete kaum noch."

„Nach dem ersten Sturm aber kehrten die kräftigen Erinnerungen an den Zustand meiner Persönlichkeit und deren Verhältniß zum weiblichen Geschlecht zurück. Ich fühlte, Jenny könne mich nicht lieben

und ich würde mich verabscheut haben, hätt' ich die Verzweiflung der schönen Unglücklichen zu meinem Vortheil benutzen wollen. Ich beruhigte die Leidende und gab ihr die Versicherung, daß ich mein Gelübde am Sterbebette ihres Gatten erfüllen, sie nach Europa zurückbegleiten und, wenn es nöthig wäre, sie auch dort nicht verlassen werde."

„Es war für sie, nach einer so langen, mit manchen Entbehrungen verbundenen, Reise, einige Erholung und Ruhe unentbehrlich; auch eben nicht so leicht, wie in angebautern Gegenden, auf der Stelle die Rückfahrt nach New-York anzutreten. Während ich aber doch zu dieser alle Vorkehrungen traf, wohnten wir im schönen Hause ihres verstorbnen Schwagers. Wir machten uns mit den Familien der Kolonisten vertraut, beobachteten ihre Arbeiten, ihre neuen Anlagen und durchwandelten in mancher Stunde die reizende Gegend, welche von den Händen der Natur mit jeder Pracht geschmückt, wild und schweigend um uns herlag, und dennoch auf einzelnen Stellen, durch die Bewegung einer beginnenden Civilisation, angenehm belebt wurde."

„Welche schöne Einöden!" rief Jenny oft mit Entzücken: „Selbst in Europa werd' ich sie nie vergessen können; vielleicht ihrer sogar mit Heimweh gedenken." Jenny war wieder in aller Heiterkeit blühend; aber vertraulicher, minder zurückhaltend gegen mich, als sonst; ich möchte sagen, zärtlich. Dies war zuviel für mein armes Herz. Je selbstvergeßner ihre Freundschaft wurde, je mehr zog ich mich in mich

ſelber zurück. Ihr kam keine Ahnung davon, wenigſtens glaubt' ichs, wie elend mich ihre unſchuldigen Liebkoſungen, ihre Aufmerkſamkeiten und freundlichen Sorgen, machten."

„Die Koloniſten hatten mich mehrmals bereden wollen, mich bei ihnen anzuſiedeln. Sie glaubten, ich ſei ihnen nothwendig. Und da ich ihre Anträge, wegen meiner gegen Jenny eingegangenen Verpflichtungen ablehnte, die ich zurück in die alte Welt führen müſſe, wandten ſie ſich an Jenny."

„Und warum," ſagte ſie eines Tages, indem ſie ſchmeichelnd meine Hand in die ihrige nahm: „warum wollen Sie dieſe liebe Heimath des Friedens verlaſſen? Doch nicht meinetwillen?"

— Allerdings. Was würde aus Ihnen, liebe Jenny, ſich ſelbſt überlaſſen, auf einer ſo weiten Land- und Seereiſe nach Europa, werden? Wem könnt' ich Sie dort überlaſſen? — Wie wollten Sie — — —

„Würden Sie," unterbrach ſie mich: „würden Sie mir denn nicht erlauben, hier zu bleiben? Ich könnte ja in Europa nicht ſo glücklich ſein, und" — hier ſtockte ſie; ihre Augen ſenkten ſich zur Erde; mit zitternder Stimme fügte ſie hinzu: „nicht ohne Sie."

— Jenny! rief ich beſtürzt und mit verworrenen Sinnen: Sie werden tauſend Andre finden — — —

„Aber keinen Edlern, Würdigern, Liebern unter Tauſenden, als Sie. Laſſen Sie mich hier! — Nehmen Sie mich an, als Ihre Schweſter, Ihre Tochter, Ihre treuſorgende Haushälterin — — —"

— Oder Gattin? — — ſtammelte ich und ſchlug

meine Arme um sie. Jenny sank an meine Brust und sagte: „Ich will! Könnten Sie in mir nur eine Ihrer Tugenden würdige Lebensgenossin finden. Das ist der heiße Wunsch eines Herzens, das sich Ihnen mit Freuden hingiebt.“

„Von diesem Augenblick an beginnt in meinem Leben eine andre Zeitrechnung. Frei von den schweren Ketten der Furcht und Schaam und Selbstverachtung, die ich durch so viele Jahre mit mir geschleppt hatte, athmete ich, wie ein andrer Mensch. Ich segnete die Vorsehung, die mich, auf Dornenwegen, dem höchsten Erdengut entgegengeführt hatte, in welchem mir jetzt, eben aus allen meinen frühern Aengsten und Leiden, ein um so süßerer Genuß des Daseins erspriest.“

„Da hast du meine Geschichte, Ludwig. Ich habe Haus und Güter des verstorbnen Schwagers meiner Frau in mäßigem Preise erkauft. Ich gründe eine neue Stadt. Ich bin eine von jenen geschäftigen Ameisen geworden, die herumlaufen, suchen, zusammenschleppen, und mit ihrem unmerklichen, aber anhaltenden Schaffen, die weite Oberfläche des jungen Welttheils verwandeln. Ich bekleide in der Niederlassung alle politische Aemter; ordne an; mache Wahlen; richte, schlichte; lasse Wälder ausstocken, Land aufbrechen, Straßen bauen, und bin ich von des Tages Last und Hitze müde; dann sind' ich daheim meine Jenny und meine drei kleinen Kroaten; und ich kenne in der Welt keine bessern Einrichtungen der

bürgerlichen Gesellschaft, als da, wo ich eine Frau und drei Kinder habe.“

„Es befinden sich in unsrer Kolonie noch drei andre Bucklige! Wünsche mir Glück, daß ich auch meines Gleichen sehe; aber beklage sie nicht, Ludwig. Ihr Heker ist ihnen nicht schwerer, als mir jetzt der meinige, obgleich von ihnen zwei noch keine Weiber haben. Sie erhalten dieselben, sobald sie wollen. Hier sind die Arbeitsscheuen und Müßiggänger allein verstossen. Ein Mann von Thätigkeit, Gewandtheit in Geschäften und guter Gesundheit, und wär' er im Aeussern noch so unliebenswürdig, kann unter den hübschesten Mädchen des Landes wählen und trägt den Sieg über den schönsten Adonis davon, der nicht versteht, seinen guten Kauf zu schliessen, Grund und Boden zu bearbeiten und auf Vortheile zu spekuliren. Wär' ich in diesem Winkel der Welt geboren, ich würde, bei meiner Behelfenheit in allerlei Geschäften, die reichste Erbin erobert haben. Aber, du glaubst es mir wohl, ich habe mich gar nicht zu beklagen. Hab' ich sonst unverdient Vieles erdulden müssen, so genieß' ich jetzt desto inniger; und, ohne jenes Dulden, würd' ich nun tausend kleine Seligkeiten entbehren müssen, die mein irdisches Dasein verschönern.“

„Ludwig, schicke uns alle Bucklige bei Euch zu. Jeder, der irgend anstellig, gewerbig und brav ist, kann ohne Hinderniß seinen Weg machen; kann glücklicher Gatte, Vater, Vorsteher, Richter, Präsident und, was weiß ich, Alles werden. Bilde dir aber darum nicht ein, daß Amerika von Philosophen bevöl-

kert sei, die aller Vorurtheile entbunden sind. Menschliche Narrheit ist daheim hier, wie in Europa; nur eine andre Kappe trägt sie."

„In diesem Lande, so stolz, so begeistert von Demokratie, Freiheit, Menschenrecht, staatsbürgerlicher Gleichheit, wird ein Mann, der schön, wacker, rechtschaffen, aber von schwarzer Farbe ist; ein Mann, edel, muthig, liebenswürdig, aber ein Mulatte; ein Mann thätig, kenntnißvoll, gewandt und unternehmend, aber ein Quarteron, — ein solcher Mann, sag' ich, wird zurückgestoßen, verachtet, von den Gesellschaften und Familien der Weißen ausgeschlossen. Er kann keine ihrer Töchter heirathen, keine ihrer Stellen bekleiden. Er ist ausgesiebt und eingepfercht für sich in ihren Städten, in ihren Theatern, in ihren Kirchen, überall. Siehst du, und das findet die allgemeine Meinung hier, die freie, die republikanische, ganz vernünftig, recht und natürlich!"

„Doch still davon! Ich möchte lieber von Angenehmerm reden, wenn ich nicht endlich an einen Schluß dieses langen Briefes denken müßte. Wärst du doch bei uns! Wie köstlich wäre für mich noch der Umgang mit einem Freunde, wie du mir immer warst, und ganz besonders in einem Lande, so reich an wunderbaren Schauspielen; wo das Menschengeschlecht, erst gestern angekommen, schon eine große, glänzende Zukunft bereitet; wo sich unter unsern Augen neue Staaten entfalten; wo Fragen, über die sich Eure grundgelehrten europäischen Professoren, Diplomaten und Schriftsteller seit einem Jahrhundert den Kopf zer-

brechen, und ſtreiten und verfolgen, ohne anders praktiſch, und mit Erfahrungen, entſchieden ſind; wo ſich ans Ende einer Idee ſogleich eine Thatſache anſpinnt, die den Gedanken ins Leben, als Wirklichkeit, zur Schau ſtellt! Wenn wir beide hier unſre alten Uebungen erneuern und unſre einſamen Luſtwandeleien wieder beginnen könnten, wie viel unbekannte Herrlichkeiten würde uns aus dieſen Landſchaften entgegen treten, wo die Natur allein noch, ſeit Entſtehung der Welt, ſchafft; in dieſen grünen, dämmernden, ſchweigenden Einöden, voller Geheimniß und Majeſtät, wo der Blick durch ein Labyrinth von Wundern irrt; wo der Gedanke des Geiſtes erhabner, reiner aufſteigt; wo der hinfällige Sterbliche, im Anblick der Werke ewiger Allmacht, mit religiöſem Schauer ſich bang und ſelig, unter die Flügel der ewigen Güte und Liebe flüchtet und verbirgt! Ach, mein Freund, wenn ich dieſe ſtillen, menſchenloſen Paradieſe durchirre, was würden ſie mir erſt ſein, wenn du ſie mit mir durchſchweifteſt. Alles iſt mir Jenny jetzt, die geiſtvolle, ſinnige, tiefempfindende Jenny. Sie iſt nun auch, ſtatt deiner, mein Ludwig geworden."

„Was die Leute betrifft, die mich hier umringen, ſie ſind, für das Herrlichſte des großen Gottesgartens, ohne irgend einen Sinn geblieben. Sie ſind Umherſtreifer ohne Gefühl, religiös, ohne Poeſie; durchaus nichts, als ächte, reine Yankies, die da gehen, kommen, ſpekuliren; in den erhabenſten Gegenſtänden der Natur umher lauſchen, ob's dabei für ſie etwas auszubeuten gibt; und, in Betrachtungen, die ihr Gemüth

erheben ſollten, den unfehlbarſten Weg ſehen, ſich die tödtlichſte Langeweile zuzuziehn.“

„Ich vermiſſe vom geſammten Europa durchaus nichts, als das Vergnügen, das ich dort hatte, dich täglich zu ſehn. Der Advokatenſtand, ſeit ich ihn näher kennen lernte, ward mir längſt reizlos; auch „die Kavallerie iſt meine Sache nicht mehr.“ Jene junge Harfnerin ſchwebt nur dunkel noch in meinem Gedächtniß. Aber ſo lang ich lebe, wird es mir weh thun, von dir getrennt zu ſein. Und mach' ich je noch, mit meiner Jenny und den Kindern, eine Reiſe nach Europa, ſo biſt du es, du allein, der mich dahin zieht.“

# Julius

oder

## die zwei Gefangenen.

Ich habe Leute gekannt, die an der Thürschwelle ihres väterlichen Kramladens erzogen worden sind. Sie hatten auf dieser eine ganz eigenthümliche Gattung praktischer Menschenkenntniß erworben; daneben einen gewissen Pflastertreter-Karakter; einen sonderbaren Straßen- und Markt-Geschmack; etwas Ideen-Plattheit und Maximen und Vorurtheile ihres Stadtviertels. Man mochte nachher aus ihnen, meinethalben, Advokaten, oder Minister, machen; immer brachten sie in ihre Wirkungskreise von den guten oder schlechten Eigenheiten etwas hinein, die sie von der Kramladenschwelle mitgenommen hatten.

Andre in ihrer Jugend, das heißt bis gegen ihr fünfzehntes Jahr, hatten ein Kämmerchen zum Aufenthalt, mit Aussicht auf einen stillen Hofraum und über einsame Dächer. Da führten sie, unbekannt mit Gassengeschichten, rein beschauliches Leben, reich an gründlichen Beobachtungen einer kleinen Anzahl von Nachbaren. Sie gewannen dadurch zwar keine ausgebreitete, aber um so tiefere Menschenkenntniß. Oft jedes Schauspiels beraubt, blieben sie auf ihr Selbst beschränkt; während jene, vor dem Kramladen, beständig von neuen Vorfällen ergötzt, weder Zeit noch Lust behielten, Bekanntschaft mit ihrem Selbst zu ma-

chen. — — Advokat oder Minister, wer zweifelt, daß der Zögling der Krambude ein durchaus andrer Mensch im Leben werden müsse, als der Zögling des Dachstübchens?

Ja, wahrlich, es pfuschern gewisse Dinge in das Erziehungswesen hinein, von denen unsre Pädagogen und ihre Bücher kein Wort wissen. Während Ihr in weiser Absicht, oder nach Rath eines Freundes oder Buches, Geist und Herz des Kindes dahin zu leiten meint, wohin es Euch am angemessensten scheint, halten hundert Kleinigkeiten, tausend gleichgültige Sachen, ihrem geheimen Bund und begünstigen, oder verderben Euch das Spiel, ohne daß Ihr den Einfluß derselben verhüten, oder entbehren könnet.

Späterhin, im zwanzigsten, fünfundzwanzigsten Jahr, thun freilich weder Ladenschwelle, noch Dachkämmerlein viel zur Sache. Der Wohnort sei düster, oder heiter, verfallen oder gemächlich, er ist nicht mehr die Schulstube, sondern überall nur Gastzimmer, wo der junge Mensch auf der Lebensreise Einkehr hält. Er steht dann wandernd schon da, wo er sonst blos noch Nebel einer weit entfernten Zukunft gesehn hatte. Er ist nicht mehr, wie sonst, sinnig und gelehrig. Die Gegenstände haben um ihn her wohl noch ihre Sprache; aber was sie ihm sagen, hört er nur mit halbem Ohr.

---

Was mich betrifft, ich wohnte, als Knabe, in einer sehr stillen Gegend von Genf, hinter der St. Peterskirche, ohnweit dem Bisthums-Gefängniß. Durch

Zweige und Laub eines Akazienbaums ſah ich die gothiſchen Spitzbögen des Tempels, den Untertheil ſeines mächtigen Thurms, und gegenüber, ein Luftloch des Gefängniſſes; dann weiterhin, in einer Durchſicht zwiſchen Häuſern etwas vom See und ſeiner Uferlandſchaft. Welch eine lehrreiche Schulſtube; hätt ich ſie beſſer benutzt! Wie hatte mich das Schickſal vor vielen andern Buben beglückt! Und doch, — wenn ich eben auch nicht den rechten Gewinn davon zog, bin ich dennoch ein wenig ſtolz, aus einer Schule hervorgetreten zu ſein, die edler, als die Thürſchwelle eines Krämerladens, behaglicher, als ein todtes Dachkämmerlein war. Ich hätte gewiß Dichter werden müſſen, wenn der Urſtoff in meinem Köpfchen ſich auch nur im mindeſten dazu gefügt haben würde.

---

Aber deſto beſſer! — Ich bezweifle noch, daß irgend ein Dichter glücklich war. Kennt man wohl einen Einzigen, auch unter den günſtigſten Verhältniſſen, den nicht ewiger Durſt nach Ruhm aufzehrte? einen Einzigen, und beſonders unter Dichtern erſten Ranges, der jemals mit ſeinen Arbeiten zufrieden, die Zauberpracht der Bilder anerkennen konnte, die ſein Genius ihm enthüllt hatte? Nichts, als ein Leben voller Anlockungen, Enttäuſchungen und bittern Unmuthes! Und das iſt nur nach Auſſenſeite und Oberfläche geurtheilt, die man ſieht, aber vielleicht noch ſchmerzlichere Unruhen das Innere verbirgt. Dergleichen Köpfe erträumen und bauen ſich Feenſchlöſſer voll übermenſchlicher Selig-

keit, die ihnen jeder Tag, jede Stunde wegbläst und über den Haufen wirft. Sie schweben über allen Himmeln, und finden sich zuletzt immer an der alten Erdscholle festklebend; verlieben sich in Göttinnen und haben, wenn sie genauer nachschaun, ein höchst gewöhnliches Geschöpf angebetet. — O Tasso, Petrarka, Racine, ihr kranken Seelen, ihr immer zerrissenen, blutenden Herzen, gesteht offenherzig, wie viel euch ein Nachruhm kostete, von dem ihr nichts mehr erfahret!

Ursach und Wirkung bringen sich hier gegenseitig hervor. Weil sie Poeten sind, ist Trübsal ihr Loos; weil Trübsal ihr Loos ist, werden sie Poeten. Aus diesem ewigen Kampf ihres Strebens und Lebens, springt aber, wie aus finstrer Wolke, der Lichtstrahl, der uns in ihren Gesängen glänzt. Sie lernen den Kummer durch die Freude, die Freude durch den Kummer kennen, in steter Bethörung und Sehnsucht. Von diesem reichen Chaos, von diesen fruchtbaren Schmerzen entbinden sich, steigen jene erhabnen Sänge empor, deren Wohllaut noch das Gemüth der Nachwelt berauscht. So entlockt der zerstöhrende Sturmwind den Saiten der Harfe die süssesten Töne.

Ich wundre mich denn also ganz und gar nicht, wenn ein sonst verständiger Mann erklärt, er wolle lieber Gewürzkrämer in einem Winkel der Stadt, als der berühmteste Dichter in der Welt, sein.

Uebrigens, wenn ich von „fruchtbaren Schmerzen" rede, will ich damit nicht gesagt haben, daß jeder große Dichter in seinen Versen nothwendig immer weinen und seufzen müsse; im Gegentheil seine lachendsten Bilder verbergen den innern Gram. Verzaubert er uns in eine schönere Welt, so zählt darauf, die Armuth der kahlen Wirklichkeit um ihn her treibt ihn zum Aufschwung in höhere Regionen. Er malt die Gesundheit, weil er krank ist; den Sommer weil er Schneefelder sieht; Wasserquellen, weil er in dürrer Haide wohnt. Der Unglückliche füllt uns den Becher. Wir schlürfen den Nectar; die Hefen behält er.

Aber, sieh da, ich ertappe mich selber über einen garstigen Einfall, der sich in ein Fältchen meines Gehirns versteckt hat! — Ich bin nämlich gar nicht übel zufrieden, daß andre geduldet und gelitten haben ihr Lebelang, um mich in müßigen Stunden zu ergötzen. Häßlicher Egoismus des Menschenherzens! — Man denke nur, Racine ein Gewürzhändler, Virgil ein Bürstenbinder!

Das sind Gedanken, die sich aus Schaam vor sich selber verbergen müssen und nicht wagen dürfen, über die Lippen in die Luft zu springen. Wenn sie kaum nur versuchen, aus ihrem Schlupfwinkelchen vorzukriechen, überzieht Wangen und Stirn schon helle Glut, die sie zurückjagt.

Ein gewisser Herzog stellte ein Treibjagen in seinem eignen Gehirn an; spürte die feinsten Falten aus; suchte drüber und drunter; kein Winkelchen blieb ununtersucht. Was er gefunden, schrieb er in einem

Buch auf. Dies iſt ein treuer Spiegel, worin ſich der Menſch leider viel häßlicher ſieht, als er zu ſein meint. — Der Herzog befolgte dabei nur den Rath des alten Sokrates, deſſen Γνῶθι σεαυτὸν. (Es iſt griechiſch, bedeutet: erkenne dich ſelbſt.) Ich meinerſeits könnte nicht ſagen, daß bei einer täglichen Selbſtbeſchauung viel zu gewinnen wäre. Es iſt beſſer, auch die ſchönſte Roſenwange eines Mädchens nicht zu genau mit der Lupe zu beſichtigen. Mancher wird ſchlechter, je beſſer er ſich kennt. Mancher, wenn er ſieht, ſein Land will keinen Waizen tragen, denkt, ſo will ich vom Unkraut Vortheile ziehn.

---

Darum ſah ich nicht viel in meinen Gedankenſitz hinein; ich beäugte lieber andre. Nimmt man dazu ein gutes Mikroſkop, ſo iſts unglaublich, was für kleine, wunderliche Seltſamkeiten man da findet, ungerechnet die größern, die man auch mit unbewaffneten Augen erblickt; oder die ungeheuern, welche ſchon in guter Entfernung auffallen. Gall iſt wohl ein Narr, daß er von der Schale den Kern, vom Beutel die Geldſorten errathen will. Ich thue vorher auf und ſchaue hinein.

---

Doch wozu das? Ich wollte eigentlich von meiner Wohnung erzählen, in der ich die Knabenzeit zubrachte, nicht viel in Geſellſchaft des Lehrers, deſto mehr in meiner eignen und noch öfter mit Eucharis und

Galathea und besonders Estelle. Es gibt ein Alter, in der That nur das einzige und das vergänglichste, wo Florians Schäferromane ungemeinen Reiz haben. Ich war in dem Alter. Nichts schien mir liebenswürdiger, als diese eleganten Schäferinnen; nichts köstlicher, als ihre Reden voll Rosenduft; nichts ländlicher, als ihre Blumenkränze, bebänderten Schäferstäbe und die Flöten der Hirten. Ich fand kaum halb so viel Anmuth, Geist und Gefühl unter den artigsten Töchtern unsrer Stadt, als bei meinen lieben Heerdenhüterinnen. Aber diesen gehört' ich dafür auch mit Leib und Seel; ihnen gelobte meine kindliche Fantasie ewiges Angehören. Es war das die Liebe in der Knospe; erstes Anglimmen des Funkens, der später aber um sich greift, auflodert, und verzehren wird!

---

Mit ganzer Sicherheit durft' ich mich jedoch dem Zuge jener Neigungen keineswegs preisgeben, was mir sehr leid that; und zwar in Folge eines höchst ernsten Gespräches, das ich ganz neulich mit meinem Lehrer geführt hatte. Der Anlaß dazu war das Betragen des Prinzen Telemach auf Calypso's Zauberinsel gewesen, als er, aus Tugend, die schöne Eucharis verließ.

„Und den Telemach stürzt' er ins Meer“ .....

Was ich in schlechtes Latein zu übersetzen hatte, mit: Et Telemachum in mare de rupe praecipitavit.

Hier kam Herr Ratin, mein Lehrer, auf den Gedanken, mich zu befragen, was ich zu dem Ver-

fahren des Mentor dächte? Die Frage setzte mich in einige Verlegenheit. Soviel wußt' ich schon, daß es sich gar nicht schicke, einen Mentor vor dem Lehrer zu tadeln. Indessen fand ich, Mentor habe sich doch im Grunde bei dieser Gelegenheit brutal benommen, und sagte: „Es scheint mir, Telemach könnte sich glücklich schätzen, diesmal mit einem Paar Schluck bittern Seewassers davon gekommen zu sein."

„Sie begreifen meine Frage nicht!" entgegnete Herr Ratin: „Telemach liebte die Nymphe Eucharis. Nun ist Liebe aber die gefährlichste, die verächtlichste, die der Tugend feindseligste Leidenschaft. Ein junger Mensch ergiebt sich der Verweichlichung, sobald er liebt, und taugt zu nichts mehr, als, wie Herkules zu den Füßen der Omphale, vor einem Weibe zu seufzen. Das Verfahren des weisen Mentor war also trefflich, bewundernswürdig, um den Telemach vom Rand des Verderbens zurückzuhalten. Sehn Sie, so hätten Sie mir antworten sollen!"

Auf die Art kam ich dahinter, daß mein eigner Fall äußerst bedenklich sei und ich schon ein gutes Stück Wegs von der Tugendbahn abgewichen wäre. Denn, meiner Ansicht nach, liebt ich offenbar Florians schöne Schäferin Estelle so sehr, wie Telemach die Eucharis. Um weise zu sein und nicht in den Abgrund des Verderbens zu stürzen, macht' ich meiner unschuldigen Liebe den Vertilgungskrieg und strengte mich nebenbei an, ganz in den Sinn von Herrn Ratins Unheil verkündenden Worten einzudringen.

Diese „lateinische Stunde" war damals ein wahres

Ereigniß für mich, und drückte noch in spätern Zeiten meinen zärtlichern Neigungen einen eigenthümlichen Zug auf, an den Meister Natin wohl schwerlich gedacht haben mag.

---

Das Gefängniß, von dem ich schon gesprochen habe, hatte nur ein einziges Fensterloch, mir gegenüber. Gefängnisse sind überhaupt selten reich an Fenstern.

Dasjenige, mir gegenüber, war in einer wüsten, russigen Mauer. Eisenstangen hinderten den Gefangnen, den Kopf herauszustrecken; und ein unterhalb, von aussen, angebrachtes Brettergehäuse macht' es ihm unmöglich, ausser dem Himmel, etwas auf der Straße zu sehn. Der Anblick dieses Luftloches, das kaum Licht von oben herein fallen ließ, erregte mir immer Grausen und Unwillen gegen Kerkerbewohner. Es schien mir abscheulich, daß sich jemand in einer Gesellschaft tugendhafter Leute erlauben konnte, Räuber und Mörder zu sein. Die Justiz, welche, gegen dergleichen Ungeheuer, die Gesellschaft beschützt, betrachtete ich, wie eine ernste Matrone, die mit ihrer heiligen Strenge nicht fruchtbar genug sein konnte. In spätern Tagen ändert' ich die Ansicht etwas ab. Die Justiz däuchte mir da minder heilig; die Gesellschaft der tugendhaften Leute sank bedeutend in meiner Hochachtung, und in jenen Ungeheuern erkannt' ich häufig nur Opfer der Verführung, verderblicher Staatseinrichtung und der Justiz selber. Da ward mein Zorn vom Mitleiden gemäßigter. Doch dies beiläufig.

Der Verſtand des Kindes will und ſieht überall nur Unbedingtes; nicht, weil er beſchränkt iſt, ſondern weil er noch nicht die Beſchränkungen kennt, die ſich in der Wirklichkeit den unbedingten Ideen der Vernunft, bei deren Anwendung, entgegenſtellen. Jede Frage hat daher für Kinder nur eine Seite; jede ſcheint höchſt einfach zu löſen. Das ſanfteſte Kind kann deswegen zuweilen das grauſamſte Urtheil ausfällen, was auch mir begegnete, ob ich gleich nicht zu den ſanfteſten gehörte. Sah ich Jemanden ins Gefängniß führen, war meine Sympathie vollſtändig auf Seiten der Gendarmen und Polizeiwächter, und mein Abſcheu gegen den Verhafteten gerichtet. Es war das nicht Luſt an Grauſamkeit, ſondern Gefühl des Rechtlichen.

Eines Tags führte man einen Kerl vorbei, über den ich mich heftig erboſte. Er war Mitſchuldiger an einem ſchrecklichen Meuchelmord. Ihrer zwei hatten einen wehrloſen Greis getödtet, um ſeines Goldes habhaft zu werden; dann auch ein Kind, von dem ſie bei der That geſehen worden waren. Der eine von beiden Miſſethätern wurde darauf zum Tode, der andre zu ewiger Gefangenſchaft verurtheilt, weil ihm entweder Milderungsgründe zu ſtatten kamen, oder größere Gewandtheit in ſeiner Vertheidigung. Im Augenblick, da er, zum Gefängniß, unter meinem Fenſter vorbeigeführt ward, blickte er mit Neugier zu den benachbarten Häuſern auf, und ſeine Augen begegneten den meinigen. Der Böſewicht lächelte mich an, als wenn er mich gekannt hätte.

Gräßliches Lächeln! den ganzen Tag konnt' ich's nicht vergeſſen. Es machte auf mich ſchauerlichen Eindruck. Ich beſchloß, es Herrn Ratin zu erzählen, der dabei aber Anlaß fand, mir Zurechtweiſung über das Verſchwenden der edeln Zeit zu geben, die ich mit dem vielen Hinausſchaun auf die Straße verlöre.

---

Ein wunderlicher Kauz, mein Herr Ratin, wenn ich noch an ihn denke! Redlich und pedantiſch-ſteif; achtbar und Lachen erregend; ehrwürdig und komiſch zugleich! — Trotz dem, und das iſt die Macht der erſten Grundſätze, die wir empfangen, und des Gefühls vom Schicklichen, hatte Herr Ratin auf mich weit größern Einfluß, als jeder andere Lehrer gehabt haben würde, bei dem ich, und wär' er zehnmal gewandter und feiner geweſen, zwiſchen ſeinen Lehren und Handlungen Widerſprüche bemerkt hätte.

Er war ungemein züchtig und ſchaamhaft. Wir überſprangen ganze Seiten im Telemach, die ihm den Sitten zuwider ſchienen. Er trug die größte Sorge, mich vor einer Neigung zur verliebten Calypſo zu bewahren; und meinte, ich werde in der Welt noch einen Haufen gefährlicher Weiber antreffen, die ihr ähnlich wären. Dieſe Calypſo war ſein Greuel; dieſe Calypſo, wenn auch eine Göttin, ein wahrhaftiges Unthier, eine Wehrwölfin. Lateiniſche Klaſſiker laſen wir nur in wohlcaſtrirten Ausgaben des Jeſuiten Jouvency, und überhüpften doch noch viele Stellen, die ſogar dem keuſchen Jeſuiten nicht anſtößig geweſen waren. Da-

her hatt' ich von mancherlei Dingen entſetzliche Vorſtellungen, und gewaltige Furcht, Herrn Ratin auch nur von fern den unſchuldigſten Gedanken in mir wahrnehmen zu laſſen, der einigermaßen an Calypſo mahnen konnte, an das Unthier.

Es wäre viel darüber zu ſagen. Eine Erziehungsart, wie dieſe, regt mehr an, als ſie dämpft; drängt mehr in ſich zuſammen, als ſie vorbeugt; pflanzt mehr Vorurtheile, als Grundſätze, und gefährdet beſonders die Sinnesreinheit, dieſe zarte Blüthe, die ein Nichts zerſtört und nichts wieder aufrichtet.

Uebrigens, mein Herr Ratin, vollgeſtopft von Latinität und altem Rom, war dabei ein guter Mann, der lieber hart predigte, als hart handelte. Gab's einen Dintefleck, citirte er mir den Seneca; eine Eulenſpiegelei, ſtellte er mir den Cato von Utica zum Beiſpiel vor. Nur eins konnt' er nicht verzeihn, mein Närriſch-Lachen. Der würdige Mann ſah in dieſem Lachen die ſonderbarſten Dinge, den Geiſt des heutigen Zeitalters, vorreife Sittenloſigkeit, Vorzeichen einer beweinenswürdigen Zukunft. Ueber den Punkt ward er leidenſchaftlich, und konnt' er nie das Ende finden, wenn er einmal zu reden angehoben hatte. Ich ſchreibe das einer Warze zu, die er auf ſeiner Naſe feierlich herumtrug.

Dieſe Warze, von der Größe einer Erbſe, war oberhalb mit einem Büſchel feiner Härchen beſetzt, die offenbar hygrometriſche Eigenſchaften beſaßen. Denn ich hatte bemerkt, daß ſie, je nach dem Zuſtande der Atmoſphäre, bald ſteifere, bald gekrümmtere Stellung

annahmen. Das kleine Gewächs war für mich oft, in den Lehrstunden, Gegenstand ſtiller Betrachtungen, aber ganz unwillkührlich und ohne alle Spottluſt. Aber dann gab's über mein zerſtreutes Weſen eine derbe Strafrede. Manchmal wollte ſchlechterdings eine zudringliche Fliege Platz auf der Warze nehmen, trotz der zornigen Gegenwehr meines Lehrers. Er ließ mich gewöhnlich dann, um meine Aufmerkſamkeit beſſer ans Buch zu feſſeln, ſcharf fort überſetzen, damit ich dem ſonderbaren Kampf nicht zuſchaun ſollte. Grade das war für mich immer aber ein Wink, es gehe etwas vor, und unwiderſtehliche Neugier zwang mich, verſtohlen in die Höhe zu blicken. Je nach Verhältniß der Dinge, wandelte mich ſogleich der gottloſe Lachkitzel an. Wenn die Fliege nur im mindeſten eigenſinnig auf ihrem Willen beſtand, war bei mir kein Haltens mehr und ich brach in das ärgſte Gelächter aus. Dann donnerte Herr Ratin gewaltig, als könnt' er nicht die mindeſte Urſach zu ſolchem Scandal begreifen, und ſchilderte mir die erſchrecklichen Folgen meiner Thorheit.

Das arge, ungereimte, unmäßige Auflachen iſt, ich muß es geſtehn, für den Lacher etwas höchſt Angenehmes; noch dazu, als verbotene Frucht, köſtlich. Die Strafpredigten des Herrn Ratin haben mich nicht ſo ſehr davon geheilt, als die Jahre. Man muß für ſolche frohe Sünde Schüler ſein, und, wo möglich, einen Profeſſor haben, der auf der Naſe eine Warze, und drei ſpäſſige Härchen drauf, trägt. Im Schulalter iſt man ohne alle Barmherzigkeit.

Ich vermuthe beinah, Leute, die leicht empfindlich und gereizt werden, haben irgend einen phyſiſchen oder moraliſchen Uebelſtand, eine ſichtbare, oder geheime Haar-Erbſe an ſich, daß ſie ſchnell argwöhnen, man halte ſich über ſie auf. Vor ſolchen Perſonen muß man alles Lachen verbeißen; denn ſie glauben, es gelte ihrer Warze.

---

Es war um die Maikäferzeit. Zwar macht' ich mir aus Maikäfern nicht mehr ſoviel, als ſonſt, — wie man doch altert! — indeſſen, wenn ich in meinem Stübchen die Aufgaben, unter tödtlicher Langeweile, bearbeitete, ſperrt' ich mich doch nicht dagegen, eins oder anders dieſer kleinen Geſchöpfe neben mir zu ſehn. Es war mir freilich nicht mehr darum zu thun, ſie am Faden fliegen, oder an einem Papierwäglein ziehn zu laſſen; über dergleichen Kindereien war ich ſchon hinweg. Aber meint Ihr, das ſei Alles, was ſich mit einem Maikäfer thun läßt? Weit gefehlt. Zwiſchen jenen kindiſchen Spielwerken und den ernſten Studien des Naturforſchers gibts unzählige Abſtufungen.

Ich hielt einen Maikäfer auf dem Tiſch bei mir, unter einem umgekehrten Trinkglas. Das Thierchen kletterte an der glatten Fläche auf, um bald wieder herabzufallen und dann wieder von vorn anzufangen. Zuweilen fiel es auf den Rücken; und das iſt, wie jeder weiß, für einen Maikäfer wahres Unglück. Eh' ich ihm Hülfe brachte, beobachtete ich gern, mit wie unermüdlicher Langmuth er ſeine ſechs Arme nach den

Seiten ausstreckte, in Hoffnung, an irgend einen Körper zu häkeln, wo keiner war. Ein Maikäfer, dacht' ich dann: ist doch ein dummes Thier!

Zuweilen zog ich ihn mit dem hingehaltnen Ende der Schreibfeder aus der Noth; und dies führte mich zur wichtigsten und glücklichsten Entdeckung, so, daß ich wohl sagen konnte, wie es in meinem „Kinderfreund" zu lesen war: eine gute Handlung bleibt nie unbelohnt! Mein Käfer klammerte sich an den Federbart; ich ließ ihn daran zur Besinnung kommen, während ich eine Zeile schrieb, und dabei doch achtsamer auf seine Entwürfe und Thaten, als auf die des Julius Cäsar war, den ich eben übersetzte. Es entstand Frage, ob er davon fliegen, oder herunterklettern werde? Im erstern Fall wär's um meine Entdeckung geschehn gewesen. Glücklicherweise entschließ er sich, abwärts zu steigen. Als er sich der Dinte näherte, hatt' ich schon dunkle Ahnung, hier werde etwas Ausserordentliches erfolgen. So ahnete dem Columbus Amerika's Nähe, eh' er noch die Küste gesehn hatte. Wirklich rückte mein Käfer bis zur Spitze der Feder und tauchte die Vorderpfötchen in die Dinte ein. — Geschwind nun ein weißes Blatt her, — es war ein Augenblick hoher Erwartung. — Der Käfer kömmt auf's Papier, und schreibt mit den Dinte-Täzchen wunderbare Zeichnungen darauf. Manchmal, sei es blos Laune, oder weil der Vitriol seine Gang-Werkzeuge beunruhigte, hob er die Pfote sehr hoch, setzte sie nieder und wanderte weiter. Dadurch entstand eine punktirte Zeichnung von ungemeiner Zartheit. Dann

und wann änderte er den Sinn, kehrte sich; änderte wieder, wendete sich in andrer Richtung, und zu meinem größten Erstaunen sah ich auf dem Blatte ein lateinisches S. Da ging mir ein neues Licht auf. Man kann Maikäfer zum Schreiben abrichten!

Ich setze das Thierchen sogleich auf die erste Seite meines Uebersetzungsheftes, mit wohlgenetzten Vorderfüßen; bewaffne mich mit einem Strohhalm, um den kleinen Künstler in seiner Arbeit zu leiten und zwinge ihn, meinen Namen zu schreiben. Er brauchte dazu wohl ein Paar Stunden Zeit; aber auch welch' ein Meisterwerk!

„Die edelste Eroberung, welche der Mensch je gemacht hat, ist wahrlich," — — — sagt Büffon, (und ich ergänzte) „der Maikäfer."

---

Die Arbeiten besser zu leiten, macht' ich mich näher ans offne Fenster. Wir waren eben an Vollendung des letzten Buchstabens. Da flüsterte eine Stimme: „Liebes Freundchen!" — Ich wende mich um. Niemand vorhanden. Ich schaue in die Straße; auch niemand. — „Hier, hier!" sagt' leise die nämliche Stimme. — „Wo denn?" antwort' ich. — „Im Gefängniß!"

Nun merkt' ich, die Worte kamen vom vergitterten Kerkerloch und von demselben Bösewicht her, dessen Anlächeln mir Grausen gemacht hatte. Ich prallte zurück.

„Fürchten Sie ſich nicht!“ ſagte die Stimme: „Es iſt ein braver Menſch, der mit Ihnen ſpricht.“

„Schurke!“ rief ich: „hörſt du nicht auf, mich anzuſprechen, ſag' ichs einer Schildwacht!“

Eine Weile ſchwieg er. Dann fing er wieder an: „Als ich neulich durch die Straße unten ging, ſah ich Sie, und meinte, Sie hätten ein Herz, wohl fähig, einen Mann zu bedauern, der das Schlachtopfer menſchlicher Ungerechtigkeit geworden iſt.“

„Schweig!“ rief ich: „du abſcheulicher Kerl, haſt einen alten Mann und ein unſchuldiges Kind ermordet.“

— Ich ſehe wohl, Sie ſind verblendet, junger Herr, wie die Andern! — tönte die Stimme zurück: — ſehr jung noch, um ſchon an das Böſe zu glauben.

Er ſchwieg plötzlich, weil er Fußtritte auf der Straße hörte. Es war ein Mann in ſchwarzen Kleidern; ein Leichenträger, wie ich nachher wußte.

Sobald dieſer vorbei war, hob Jener wieder an: „Da iſt der Herr Gefängniß-Prediger ein ganz Andrer! Der weiß, Gottlob! daß mein Herz rein iſt und meine Seele ohne Schuld.“ — Er verſtummte abermals. Es war diesmal ein Gendarme, der die Straße entlang kam. Ich bedachte mich, ob ich dieſem nicht das Reden des Gefangnen melden wollte? Aber meine leichtgläubige Gutmüthigkeit war ſchon erregt genug, um meinen Vorſatz zu unterdrücken. Dazu ſchien mir's, es wäre im Grunde etwas verrätheriſch, weil der Gefangne ſich doch, nur auf die Ehrlichkeit meines Geſichts hin, blos gegeben hatte. Ich konnte ſeinen guten Glauben von mir unmöglich

Lügen strafen. — Der Kerl schwieg nun aber, und ich kehrte wieder zu meinem Maikäfer an den Tisch zurück.

---

O Himmel, welches Unheil! — Gewiß ward ich todtenbleich. Das Uebel war groß, war unvertilgbar. Ich ergriff sogleich den Urheber des Unglücks und schleuderte ihn zum Fenster hinaus; dann betrachtete ich mit Entsetzen den verzweifelten Stand der Dinge.

Man sah über Julius Cäsars gallischen Krieg, vom vierten Kapitel an bis zum Rande links, den punktirten Fußweg des Maikäfers; und von da, weil das Thier den Weg hinab zu steil fand, war es wieder gegen den Rand rechts, dann nordwärts gezogen, das Dintenfaß hinauf, und an der glatten Kante des Innern hinunter gestürzt, in die Gehenna, in den Abgrund des Verderbens, in die Dinte.

Das einfältige Thier hatte wohl jetzt erst bemerkt, es habe sich verirrt; hatte sich wieder auf den Rückweg gemacht, und vom Kopf zu Fuß im schwarzen Trauergewande, war es aus dem Dintefaß vorgekrochen, um wieder ins vierte Kapitel de bello gallico zu kommen. — Aber welche abscheuliche, schwarze Malerei! — Da gab's monströse Pasteten, wahre Elephanten-Fußtapfen, Seen und Flüsse, eine ganze Verkettung von Unglückssonnen, ohne Genie, ohne Zartsinn, hingesudelt. Und das schöne Buch, es war eine Elzevir-Ausgabe des Herrn Natin! ein Elzevir in Quarto! ein kostbarer, seltener, unwiederfindbarer Elzevir, der

mir, unter schwerer Verantwortlichkeit, mit wiederholten Mahnungen, Sorge dafür zu tragen, g'liehen, anvertraut, auf die Seele gebunden war. — Und nun, — verloren war ich! — Unterdessen tilgt' ich das Verbrechen, einstweilen mit Löschpapier, so viel sich's thun ließ. Das Uebel ward nur ärger.

Ich empfand bei dem ganzen Spektakel mehr Angst, als Gewissensbisse. Besonders quälte mich's, daß ich die Existenz des Maikäfers eingestehn mußte. Mit was für Augen mußte der gute Herr Rath die neue Art Zeitvertreibs ansehn, oder vielmehr Zeitverderbs, in meinem Alter der Vernunft, zu dem ich, wie er sagte, jetzt schon gelangt wäre!

Ohne allen Zweifel war's der Satan, vor dem ich mich eben jetzt nicht recht in Acht nahm, welcher mir Hülfs- und Ausflucht-mittel anbot; denn in Stunden der Prüfung ist Satan immer bei der Hand! Er gab mir geschwind eine ganz kleine Lüge ein, um mir zu helfen; die gottlose Katze des Nachbars sei mir, während ich fortgewesen, ins Zimmer geschlichen, und habe das Dintegeschirr über den gallischen Krieg gestürzt. — Weil das Ausgehn zwischen den Lernstunden untersagt war, mußte nothwendig beigefügt werden, ich hätte mir nur Federn kaufen wollen. Da ich aber Federn genug im Wandschränkchen hatte, mußt' ich noch vorgeben, gestern hätt' ich den Schrankschlüssel verloren, als ich ins Bad gegangen wäre. Zwar, das Baden war mir verboten, und ich wirklich nicht dahin gegangen; also eine neue Lüge. Indessen das reuige Eingeständniß des letzten Fehlers konnte allem Uebri-

gen deſto mehr Wahrſcheinlichkeit verſchaffen, und mich, weil ich offenherzig doch einen Fehler bekannte, den ich — — —

So weit war ich in meinen Noth- und Hülfsplänen, da hört' ich ſchon die Tritte des Lehrers auf der Treppe.

In der Herzensangſt ſchlug ich das Buch zu, und geſchwind wieder auf, und wieder zu, und wieder auf, und ließ es endlich offen, damit die ganze Paſtete für ſich ſelber reden und mir die Noth meiner Selbſtanklage erſparen ſollte.

---

Herr Ratin, der mir eine Stunde geben wollte, trat herein. Er legte den Hut ab, ohne das Buch zu bemerken; ſtellte ſeinen Stuhl hin; ſetzte ſich; zog das Schnupftuch zum üblichen Gebrauch. Ich, um etwas Faſſung zu bekommen, zog gleichfalls mein Schnupftuch, und, wie er, zum üblichen Gebrauch. Herr Ratin ſah mich etwas argwöhniſch an; denn hier handelte es ſich um das Kapitel der Naſe.

Anfangs begriff ich nicht, daß Herr Ratin mir übel deutete, gleichzeitig mit ihm das Schnupftuch-Exercitium zu machen. Ich bildete mir ein, er habe die Maikäfer-Malereien geſehn, und ſchlug furchtſam die Augen zu Boden. Sein ſtillſchweigendes Anſtarren und Forſchen brachte mich mehr aus der Haltung, als wenn er gefragt haben würde. Für Fragen hatt' ich ſchon Antworten fertig. Mit feierlichem Ton hob

er endlich an: „Julius, ich lese in Ihrem Gesicht, daß — — —“

— Nein! stotterte ich.

„Ich lese, sage ich, daß — — —“

— Nein, die Katze ist's, die — — unterbrach ich ihn.

Hier veränderte sich seine Gesichtsfarbe. Er schien auffahren zu wollen. Solche Unterbrechung, solche Entgegnung, überschritt alle bekannte Gränzen der Ehrerbietung. Da fiel ihm plötzlich Julius Cäsar mit der monströsen Malerei in die Augen. Das schlug bei ihm dem Fasse nun gar den Boden aus. —

Der Augenblick war da; ich mußte den Sturm beschwören: „Ach, Herr Ratin! als ich fort war — — die Katze — — — Federn zu kaufen — — — und die Katze — — — weil ich den Schlüssel verloren hatte — — — und die Katze — — —.“ Je mehr ich stammelte, je fürchterlicher stierte mich Herr Ratin an. Ich verlor die Besinnung und machte mich lieber gleich ans Geständniß meiner Verbrechen. — „Ich lüge, Herr Ratin — — — ich — — ich habe das Unglück gestiftet.“

Es entstand ein langes Schweigen.

„Julius!“ sagte er endlich mit der feierlichsten Stimme: „Es ist kein Wunder, wenn das Uebermaß meines Aergers und Zorns mir fast Wort und Stimme raubt. Ja, der Ausdruck fehlt mir zur Bezeichnung einer solchen — — —“

Da kam eine Fliege, und — er wehrte sich. Sie aber, wie besessen, immer gegen sein Gesicht zu. —

Mich wandelte das verwünschte Lachen an; aber ich unterdrückte es, wie ich nur vermochte. Es entstand von neuem ein großes Schweigen. Endlich erhob sich Herr Natin: „Julius, Sie sollen zwei Tage hier im Zimmer bleiben; keinen Schritt hinaus! Sie haben Ihre Aufführung zu überlegen. Ich will indessen nachdenken, was unter so bewandten Umständen zu verfügen sein wird.“ Dies gesprochen, ging Herr Natin, ohne Gruß, davon; schloß die Thür hinter sich ab, und nahm den Schlüssel mit.

---

Es tröstete mich, daß ich offen eingestanden, und also gar keine Unwahrheit gesagt hatte. Die Entfernung des Lehrers ersparte mir die schmerzlichste Beschämung, so daß die ersten Augenblicke meiner Gefangenschaft einer glücklichen Befreiung glichen. Und ohne den ausdrücklichen Befehl, über meine Fehler zwei volle Tage nachzudenken, wär ich seelenvergnügt gewesen, wie man es nach einer großen Crise gemeinlich zu sein pflegt.

Also setzt ich mich hin, und wollte Herrn Natins Befehl gemäs nachdenken. Aber mir fiel nichts ein. Der Kerl im Gefängniß drüben, und der Teufels-Maikäfer, waren an Allem schuldig. Ich sah in meiner Sache eigentlich auch nichts Böses, als die Lüge; und ich hatte sie durch mein Bekenntniß wieder gut gemacht. Indessen, guten Lehren gemäß, sucht' ich doch den Verfall ernstlich zu bereuen. Es gieng mir dem Bereuen auch nicht recht von statten. Das machte

mich faſt bange, ich ſei wirklich ſchon ganz grundverdorben, wie Herr Natin ſagte; und nahm, mit wahrer Zerknirſchung, den feſten Vorſatz, das unſinnige Lachen künftig ganz aufzugeben.

So weit war ich mit meiner Beſſerung gekommen, als ich auf der Straße kleine Zuckerkuchen ausrufen hörte. Der Burſch kam damit gewöhnlich um dieſe Zeit. Natürlich ſtellte ſich Luſt zu den Kuchen ein. Aber ich trug Bedenken, der fleiſchlichen Verſuchung nachzugeben, weil mir eben geheißen worden war, mein Seelenheil zu bedenken. Mocht' er alſo rufen; ich blieb ſtill ſitzen.

Wer aber die Kuchen-Burſchen kennt, wird wohl wiſſen, wie hartnäckig ſie bei ihren Kunden ausharren. Obſchon mich der Bube nicht ſah, ließ er ſich doch gar nicht dadurch irre machen, ſondern ſchrie, im felſenfeſten Vertraun zu meiner Naſchluſt, ſeine Waare anhaltend unter dem Fenſter aus; fügte dem Wort „Zuckerkuchen" endlich aber auch noch: „ganz friſche!" bei. Ich wills nicht läugnen, das Beiwort verurſachte in meiner Moralität etwas Unordnung. Ich ward es noch zu rechter Zeit inne, und ſtellte ſogleich Frieden her. — Den Kuchenburſchen nicht länger in eitler Hoffnung zu laſſen, wodurch er für ſeinen Induſtriezweig koſtbare Zeit verlor, trat ich ans Fenſter und ſagte: „Ich nehme heut nichts. Packe dich!" — Allein, der drunten hatte, wie ſchon geſagt, mehr Glauben an mich, als ich ſelber, und rief herauf: „Machen Sie doch! Ich kann mich nicht aufhalten."

— Geh! ich habe kein Geld! — war meine Antwort.

„Credit!“

— Ich habe keinen Appetit.

„Iſt nicht wahr.“

— Und habe viel zu thun.

„Drum, geſchwind doch!„

— Und dann — ich bin eingeſperrt.

„Das währt mir ewig lang!“ rief er ärgerlich, und hob den Korb auf, wie wenn er damit fort wollte. — Dieſe Bewegung machte entſcheidenden Eindruck auf mich. „Warte!“ rief ich.

Ein Paar Augenblicke nachher wurden an einer Schnur in meinem Käppchen zwei Zuckerkuchen zum Fenſter aufgehißt, — ganz friſche!

Der einfältige Maikäfer! dacht ich und ließ mirs ſchmecken. Er hat doch vier Flügel, um davonfliegen zu können, und geht hin, fällt ins Dintefaß. Ohne ſeine unbegreifliche Dummheit hätt' ich meine Aufgaben ruhig ausgearbeitet, wäre artig geweſen, Herr Ratin zufrieden und ich auch; keine Lüge, keine Einſperrung! — Der erzdumme Maikäfer!

Da hat' ich unvermuthet für mich einen Sündenbock gefunden! Ich konnte nun alle Mißethaten auf ihn abladen. Mein Gewiſſen erhielt vollkommen die alte Ruhe wieder. Ich vermuthe, es trug dazu auch bei, daß Herr Ratin im hohen Verdruß davongegangen war, ohne mir Aufgaben zur Arbeit hinterlaſſen zu haben. Wahrlich, zwei Tage und keine Aufgaben! ich ſelber hätte mir ja von allen Strafen in der Welt keine prächtigere wählen können.

Mit meinem Gewiſſen im Reinen, und zwei müſſige Feſttage vor mir, wollt' ichs mir im Zimmer einmal machen nach Herzensluſt. Das erſte war, ich ſchaffte ſogleich den wüſten Elzevir beiſeite; dann Wörterbuch, Bücher und alle Schreibhefte. Dies gethan, hatt' ich eine Empfindung, ſo behaglich, ſo neu, als hätte man mir Ketten und Bande abgenommen. Auf die Art lernt' ich zum erſtenmal, in der Gefangenſchaft, den Reiz der Freiheit kennen.

Wonne des Freiſeins! Schlafen können, wenn man dazu Luſt hat; nichts thun, träumen! und das in dem Alter, wo man mit ſich ſelbſt gern allein iſt; wo Unterhaltung und Vergnügen ſo wohlfeil ſind; wo Mauer, Himmel, Tiſch und Stuhl, Alles mit uns plaudert; wo ein Akazienbaum mit wehenden Zweigen eine Welt, wo der Maikäfer ein guter Kamerad iſt! — Jugend iſt das Lebensalter der Poeſie.

Als die Bücher weggeräumt waren, entſtand Frage: Was nun weiter? Ich wollte darüber eben ſinnen, als ſich, in einer Kammer neben an, Geräuſch vernehmen ließ. Ich geſchwind ans Schlüſſelloch. Ich ſah die Katze unſrer Nachbarin im Gefecht mit einer großen Katze. Sogleich nahm ich für die Katze Parthei, denn wir beide waren immer gute Freunde geweſen; und mein Beiſtand mußte ihr ſehr gelegen ſein, weil ſie ſchon an der Schnauze eine Wunde bekommen hatte und den trotzigen Gegner nur noch furchtſam angriff. Hingegen, nachdem ich ein Weilchen Zeuge des Kampfs geweſen war, erregten Muth und Gewandtheit des kleinen und ſchwächern Gegners dennoch meine Theil-

nahme. Ich beſchloß daher ſtrenge Beobachtung der Neutralität.

Allein es war keine Kleinigkeit für mich, zwiſchen Katze und Katze neutral zu bleiben, beſonders als ich bemerkte, die Katze und ich wären, in Elzevir-Sachen, Leutchen einerlei Schlages. Sie hatte ſich nämlich zur Gegenwehr in einen am Boden liegenden Folianten, und zwar in ein von ihr ſelbſt darin ausgehöltes Loch, gegen die Katze verſchanzt. Nun wollt' ich die Belagerte retten, und ſtieß, um Schrecken zu erregen, mit dem Fuß gegen die Thür, aber ſo kräftig, daß ſie, die von innen verriegelt und verſchloſſen war, plötzlich aufſprang.

Ich trat hinein. Der Foliant lag noch da; aber Freund und Feind hatten ſich aus dem Staub gemacht, und ich mit Sprengung der Thür war übel dran. Das Gemach mochte eine Plunderkammer von der Bibliothek meines damals abweſenden Oheims ſein; eine ſtaubige Zelle; an den Wänden alte Scharteken, in Reihen ſtehend, oder träg ſich über einander lehnend; in der Mitte eine invalide Electriſirmaſchine; einige Schubladen voller Mineralien; gegen das Dachfenſter zu, ein veralteter Großvaterſtuhl. Wegen der Bücher hatte man vermuthlich die Kammer immer verſchloſſen gehalten, damit ich nicht hineinkomme. Wenn Herr Ratin von ihr ſprach, geſchah es mit geheimnißvoller Miene, wie von einem verdächtigen Ort. Meiner kleinen Neugier kam nun der Zufall ganz wunderbar zu Hülfe.

Anfangs wollt ich die Phyſik verſuchen, aber die

Maſchine ſpielte nicht; dann Mineralogie; zuletzt machte' ich mich an den durchbohrten Folianten. Die Ratze hatte darin großartig miniert. Auf dem Titelblatt las ich das angefreßne Wort Dictio ..... Alſo Dictionaire, dacht ich, das iſt kein gefährliches Buch. Was für ein Wörterbuch aber? Ich ſchlug auf. Oben an ſtand ein Frauenname; dann allerlei Zeug's dazu mit Latein geſpickt; drunten eine Anmerkung über die andre geſchichtet. Es ward da von Liebe gehandelt. — Seltſam, in einem Wörterbuch, von Liebe! ich konnte mich von meinem Erſtaunen kaum erheben. — Folianten ſind aber ſchwer zu halten. Ich nahm daher beim Dachfenſter im Großvaterſtuhl Platz. Ich las.

Der Name hieß Heloiſe. Sie war ein Mädchen und ſchrieb Latein; war Aebtiſſin und hatte einen Geliebten. Die Widerſprüche machten mich durch ihre Seltſamkeit ganz verwirrt. Ein Mädchen und lateiniſch lieben; eine Aebtiſſin und einen Liebhaber dazu! — Ich ſah wohl, ich hatte da mit einem erzſchlechten Buch zu ſchaffen bekommen. Schon der Gedanke, daß ſich ein Lexikon mit dergleichen Geſchichten abgebe, hätte mir für dieſe, ſonſt ſo ehrenwerthe, Art Bücher, alle Achtung rauben können. Es war ja nicht beſſer als wenn Herr Natin, oder Mentor ſelber, plötzlich von Liebe und Wein, von Wein und Liebe trillern würden.

Doch eben deswegen legte ich das Buch nicht fort, wie ich wohl gewollt hätte, ſondern las den Artikel, und, immer mehr angelockt, auch die Noten, und das Lateiniſche dazu. Es ſtanden hier wunderliche Sachen.

Manches war rührend; Manches unverständlich; und ein Theil der Historie verschwunden, nämlich weggefressen. Auch meint ichs nun nicht halb so gut mehr mit der Katze. Die Katze schien, in einiger Rücksicht, Unterstützung von meiner Seite verdient zu haben.

In alten verstümmelten Büchern möcht' ich jedesmal am liebsten die fehlenden Blätter lesen. Ein Buch aufzuthun, das mir gehört, bin ich selten neugierig genug; aber Düten, von gedrucktem Papier gemacht, falt' ich jedesmal auf, um zu lesen. Ich finde das Lebensschicksal der Bücher viel erträglicher, wenn sie in einen Krämerladen wandern, als im Buchladen vor Alter gelb werden.

---

Heloise lebte im Mittelalter. Also dacht' ich, die Zeit der Abteien und Klöster, der Zellen und Glocken, mit den artigen Nonnen, den langbärtigen Mönchen, den waldigen Hügeln über See und Thal!

Sie war Nichte eines Oberherrn; ein schönes, frommes Kind; in meinen Augen eben so interessant durch sich selbst, als durch ihre Ordenskleidung, in der ich sie mir vorstellte. In Chambery hatt' ich einmal die Schwestern vom Herzen Jesu gesehn. In dieser Form stellt' ich mir jetzt alle Nonnen, und, wenns sein mußte, auch die Päpstin Johanna vor.

Zur Zeit, da sich Heloise, in tiefer Zurückgezogenheit mit ihr selber unbekanntem Reiz verschönte, sprach man überall von einem berühmten Gelehrten, Namens Abälard. Er war jung, ungemein kennt-

witzreich, und von durchdringendem Scharfsinn. Seine Gestalt fesselte so sehr, als sein Wort; die Schönheit kam bei ihm dem Ruhm gleich, vor seinem Ansehn verblich jedes andre. Wenn er in den Schulen über damalige Streitfragen disputirte, hob er in solchen Gelehrten-Tournieren alle Gegner aus dem Sattel, Angesichts der ganzen Menge von Zuschauern, und unter den Augen der Frauenzimmer, die sich im Amphitheater drängten, nicht ohne Aufmerksamkeit für die Grazie des schönen Kämpfers. — Wahrhaftig, solch ein Gelehrter mußt du werden! sprach ich zu mir selbst. Das verlohnt sich der Mühe!

Auch die Nichte des Oberherrn war oft unter den Zuschauerinnen. Das junge Mädchen, mit hoher Geistesbildung, mit brennendem Herzen, die Augen auf den jungen Mann geheftet, verschlang gleichsam seine Reden; kämpfte in Gedanken an seiner Seite; warf mit ihm seine Gegner zu Boden; berauschte sich in seinen Triumphen, und, ohne es zu vermuthen, auch in unvertilgbarer Leidenschaft für ihn. Sie bildete sich ein, nur die Gelehrsamkeit zu lieben. Ihr Oheim berief den Abälard, sie in höherer Wissenschaft zu unterrichten. Die glücklichen Liebenden, — — — der unverständige Oberherr — — —

Hier fing die Arbeit der Ratze an.

Ich blätterte um. Hilf Himmel, wie sah hier Alles verändert aus! Heloise hatte den Schleier genommen. Wie bedauerte ich sie! Denn sie war mir lieb geworden; ich hatte ihre Schwärmerei mitgefühlt; ich sah sie in ihrer Traurigkeit nun viel schöner; unter

den hohen Schwibbögen und alten Kreuzgängen des Klosters Argenteuil viel jünger; zu den Füßen der Altäre viel rührender in ihrem Gram. Selbst die veraltete Schreibart des Buchs, worin ich dies las, rückte mir die Gegenstände weit näher. Ein Hauch des längst verschlossenen Jahrhunderts wehte mich noch daraus an und vermischte sich mit dem frischen Schlag meines jugendlichen Herzens. —

Umsonst bemühte sich diese Heloise in der stillen Zelle, die Glut mit ihren heiligen Thränen zu löschen. Die Religion, ohne Balsam für die Wunden der leidenden Seele, vergrößerte nur deren Schmerzen. Gewissensvorwürfe und Sehnsucht, Reue und wiederkehrende Liebe, Selbstverdammung und Erinnerungen an Tage des Ruhms und Entzückens, erfüllten nun die Stunden der schönen Sünderin.

Ich las, ich übersetzte mir einen der Briefe, welchen sie an Abälard geschrieben, um ihm Trost zu verleihen. „Abälard!“ seufzte sie: „wie ist der Kampf so bitter, mein verirrtes Herz zurückzuführen vom Abweg! Es ist nur Erhebung, um tiefer zurück zu fallen; nur Sieg, um wieder überwunden zu sein; nur Abschwörung des Gewesenen, um die süsse Trunkenheit zu erneuern. — Selige Zeiten! Holde Erinnerungen! Sie brechen meine Kraft, vernichten meinen Muth. — Zuweilen lieg ich, aufgelöst in Thränen der Reue, vor dem Altar hingeworfen, und fühle den Sieg der Gnade meinem Herzen nahn, — und dann — dann erscheint mir dein Bild, Abälard! Ich möchte ihm entrinnen; es verfolgt mich, raubt mir den Frieden, stürzt mich in den ver-

haßten und geliebten Wahnſinn zurück. — Unüberwindlicher Zauber! Ewiges Ringen ohne Sieg! — Mag ich weinen über Gräbern, beten in der Zelle, in den Schatten der Nacht wandeln, Dein Bild weicht nicht; iſt immer gegenwärtig; bethört mein Auge; erfüllt es mit Zähren, und die Bruſt mit Unruh und Verlangen. Wenn heilige Geſänge ertönen, Weihrauchwolken zum Gewölbe des Tempels aufſteigen, oder Schweigen des Todes waltet, — immer iſt dies Bild vorhanden, ſtört das Schweigen, entweiht die Feierlichkeit der Andacht; feſſelt mich; zieht mich hinweg aus den gottgeweihten Hallen. — So bleibt deine Heloiſe, in der Mitte der frommen Jungfrauen, die Alleinſchuldige, von Stürmen Getriebene, in der Flut glühender, irdiſcher Leidenſchaften Verſunkene.“

Nachdem ich aus Heloiſens Zeilen all' ihre ſchwärmeriſche Wehmuth in mich eingeſogen hatte, ſuchte ich im Dictionnaire nun auch Abälarden. Wie fand ich ihn? ach, den einſt Hochgefeierten ſah ich verſtoßen, geächtet, von einer Zufluchtsſtätte zur andern irrend; angeklagt von den Heiligen, verdammt von den Mönchen, von den Kirchenverſammlungen ſeine Schriften verbrannt! — Kummerbeladen rettete er ſich in eine rauhe Einöde.

„In Tagen Glücks hatt' ich,“ ſo ſchrieb er ſelber: „einſt eine den Sterblichen unbekannte Einſamkeit geſehen, nur von wilden Thieren bewohnt, nur vom wüſten Schrei der Raubvögel erfüllt. Dahin bin ich geflüchtet. Da hab' ich mir von Zweigen ein Bethaus ge-

baut und mit Schilf gedeckt. Heloiſen zu vergeſſen, ſucht ich den Frieden in Gott — —“

In dieſer Wüſte, die, durch Abälards Brief, mir lebendig vor Augen lag, macht' ich Halt. Das Fremdartige des abentheuerlichen Alterthums, die poetiſche Verſchmelzung der Liebe und Andacht, des Ruhms und der Verachtung, bewegte mich tief. Wie es aber gewöhnlich bei entzündetem Mitgefühl eines jungen Herzens geht, die Leiden der beiden Unglücklichen traten für mich weit in den Hintergrund ihrer treuen unvergänglichen Zärtlichkeit zurück. Ich pries ſie trotz ihrer Schmerzen ſelig.

Wie konnt' ich anders? Ich mußte weiter leſen.

Abälard wohnte alſo in ſeinem wilden Aſyl, der Andacht geweiht. Die Welt beklagte ſein Unglück, entbehrte ſein mächtiges Wort. Das Gerücht von ſeiner Flucht und ſeinem Verſchwinden ging von Land zu Land. Aber die eifrigſten der Freunde entdeckten endlich ſeine Spur; einige Pilgrime, alte Schüler von ihm, gelangten zu ſeiner Bethütte. Bald wallfahrteten fromme Schaaren zu dem Einſamen, mit ihren reichen Gaben und Geſchenken. Abälard erbaute aus dieſen die ſchöne Abtei Paraclet auf der Stätte, wo ſeine ärmliche Einſiedelei geſtanden war. Da vernahm er, die Mönche von St. Denys hätten ſich des Münſters von Argenteuil bemächtigt und die Nonnen, alſo auch Heloiſen, daraus vertrieben. Sogleich entäußerte er ſich ſeines eignen Aſyls, und lud die geliebte Heloiſe zur Bewohnung von dieſem ein.

Die junge Aebtiſſin kam mit ihren Begleiterinnen

an. Abälard zog ſich aber vor ihr zurück, und die Abtei St. Gildas de Ruys, im Kirchſpiele Vannes, empfing ihn in ihren Mauern. Dieſe Abtei lag auf einem Felſen des Meerſtrandes, gegen welchen die Wogen unaufhörlich anbrandeten. Nirgends umher ein Wäldchen, eine Wieſe; ſondern weite, kahle Ebenen, wo auf dürrem Boden Steine zerſtreut lagen. Nakte Klippen, zerriſſene graue Felſen längs der Küſte und ihren Buchten, brachen einzig Abwechſelung in das weite Einerlei. Von ſeiner Zelle aus ſah der gelehrte Mönch den langen Klippen- und Felſenſtreifen, der ſich mit den Ufern zurückzog, oder vorſprang, die fernen Geſtade umgürtete, und im unabſehbaren Horizont ſchattenhaft zerfloß.

Die abgeſtorbene Gegend ſchien Abälarden aber nicht zu traurig; ſeine Seele war viel trauriger; ihm jeder Tropfen Freude verſiegt; der Weihrauch des Ruhms verweht. Selbſt Heleiſens Bild konnte dem düſtern Gram nur neue Nahrung gewähren. Durchdrungen und bezwungen endlich von dem Gedanken der Eitelkeit irdiſcher Dinge, und bewegt durch Heleiſens Unbußfertigkeit, die noch immerdar in liebeathmenden Briefen laut ward, gab frommes Schrecken ihm noch einmal Kraft. Der erlauchte Büßende übernahm ſelbſt die herbe Aufgabe, ihre Seele zu reinigen; die Ketten zu brechen, welche ſie noch am Erdenland feſthielten; ihre Sehnſucht nach den himmliſchen Wohnungen zu lenken. Da ſchrieb er jenen berühmten Brief, in welchem er der leidenden, wankenden Heleiſe noch einmal die Hand reicht, ſie aufzurichten, und, über dem Staube

des Grabes; ihr Strahlen himmlischen Trostes schimmern zu lassen.

„Dich, Heloise, werd' ich," so schloß er seinen Brief: „hienieden nimmer wieder erblicken. Wenn aber der Ewige, in dessen Händen unsere Tage sind, den Faden meines unglücklichen Lebens abgerissen haben wird, was, ich hoff' es, vor dem Vollenden deiner irdischen Laufbahn geschehen wird, — dann, ich bitte dich, laß meine Asche, wo ich auch gestorben sein möge, nach Paraclet bringen, um bei dir zu ruhn. Dann, Heloise, werden wir nach so langen Leiden endlich wieder für immer vereinigt sein, ohne Störung und ohne Sünde. Dann sind Furcht und Hoffnung, Reue und Erinnerung verschwunden, wie der Rauch, der in den Lüften zerfließt; und keine Spur unserer vergangenen Verirrungen bleibt nach. Dann, Heloise, wann du meinen Leichnam betrachtest, wirst du selber in dich einkehren, wirst du erkennen, wie thöricht es ist, mit ungezügelter Neigung, ein wenig Staub, einen vergänglichen Leib, eine Beute der Würmer, dem Allmächtigen, dem Unwandelbaren vorzuziehen, durch den allein wir Seligkeit ohne Aufhören genießen können."

---

Längst hatt' ich das Lesen dieser Geschichte beendet; aber ich weilte und lebte noch immer darin fort. Ich, das Buch auf den Knieen, den Blick auf die Landschaft im Abendgold gerichtet, war im Kloster Paraclet; wandelte inner seinen stillen Mauern; sah Heloisens finstere Gänge, und verehrte, mit Abälard, die geliebte Dul-

derin. Mit den Bildern meiner innern Welt vermirrten ſich träumeriſch die Dinge der äußern; der milde Hauch der Abendluft; die vor dem Dachfenſter im Sonnenglanz ſchwebenden Ufer und Wellen des See's und die Silberkronen der Alpen. Durch das Leben der Straßen und das Getöſe der Arbeiter einer volkreichen Stadt, trug der Wind mir aus der Ferne die ſüßen, ſterbenden Laute einer Leier-Orgel zu. Der Schatten Heloiſens, unter alten Buchen und Kloſtergemäuern, verging unmerklich vor meiner Fantaſie, in die ſich nun nähere Erinnerungen eindrängten; und das Verſtummen der Orgelklänge führte mich vollends in die Wirklichkeit zurück. Das dicke Buch ward mir zu ſchwer auf den Knieen. Ich legte es an ſeinen Platz.

Wie doch nach Täuſchungen und Rührungen des Gemüths die erſte Stunde dann ſo arm und trocken iſt, und das Landen am dürren Strande der Wirklichkeit, nach einer Schiffahrt durch den Ozean der Dichtungen, ſo widrig! Der Abend ward mir nun höchſt unbehaglich; die Gefangenſchaft verhaßt; mein Nichtsthun langweilig. Ein dunkles Sehnen zog mich zurück, nicht zu den Idealen; nicht ins trübe, gothiſche Mittelalter; ſondern zu einer andern Heloiſe; nicht, wie die abälardiſche, leidend, ſondern heiter und zärtlich; keine Sünderin, wie dieſe, aber eben ſo ſchön. — Da ward ich wieder Flamme. Seit acht Tagen erſt kannt' ich ſie; aber ſeit ſechs Tagen hatt' ich die Eucharis, die Eſtelle meines Herzens nicht geſehen. Ich nannte ſie jetzt Heloiſe. Ich ſprach jetzt, wie Abälard, zu ihr; aber durchaus nicht, daß ſie mich

vergessen und sich über das Irdische erheben sollte. So weit war ich noch nicht. Hätt' ich sie jetzt nur sehen können; nur auf einen Augenblick; nur aus der Ferne; nur im Bilde! Unmöglich wäre das jetzt nicht gewesen. Sie war ja im Zimmer über dem meinigen. Ich befand mich freilich durch meines Lehrers Zorn eingesperrt. Aber der weit nähere Weg konnte über das Dach, und zwar hier durchs Dachfenster, zu ihrem Fenster genommen werden.

---

Die Versuchung war unter diesen Umständen zu mächtig; und, sieh da, ich saß draussen auf dem Dach. Ich blieb ein Weilchen, um Muth zu fassen und zu überlegen; denn der Anfang des Wagstücks machte mir solche Bangigkeit, daß wenig fehlte, ich wäre wieder umgekehrt.

Man denke sich mein Entsetzen! Unten in der Straße sah' ich Herrn Ratin ganz ehrbar daherschreiten. Ich streckte mich lang aufs Dach hin, nur mit dem Kopf soviel in der Höhe, daß ich über den Vorsprung der letzten Ziegel wegschauen konnte. Da verschwand er. Vermuthlich kömmt er ins Haus; in weniger, als einer Minute kann er die Treppe herauf sein, mich auf meinem Abentheuer ertappen. Ach, wie bald fühlt' ich nun die Vorwürfe des Gewissens über meine jetzige Unbesonnenheit; die Größe meines Fehlers, die bittere Reue! —

Nein, Herr Ratin kam wieder zum Vorschein und ging gemächlich seines Weges, die Straße entlang,

immer mehr ſich entfernend. Mit ihm gingen, und geſchwinder noch, Reue und Gewiſſensvorwürfe davon. Bald verlor ich ihn ganz aus dem Geſicht.

Bleiben konnt' ich aber auf meiner Stelle nicht, ohne von dem Gefangnen drüben, durch ſein in die Höhe ſchauendes Luftloch entdeckt zu werden, in das ich mit Grauſen niederſah. Alſo machte ich mich haſtig auf den Weg, und, nach einigen Schritten auf allen Vieren, war ich beim Fenſter, das ich ſuchte. Es ſtand offen. — Mir klopfte das Herz. Ich athmete ſchwer. Vielleicht war ſie nicht mehr drinnen; oder nicht allein. Ich zauderte und zitterte. Plötzlich hört ich jemanden ſagen:

„Nur hinein! nur hinein doch, junger Herr. Fürchten Sie ſich nicht. Sie werden nicht verrathen!"

Es war die Stimme des Eingekerkerten. Er erſchreckte mich damit ſo gewaltig, daß ich mit einem einzigen Satz in die Stube ſprang, wo ich mich aber unvermuthet auf den Schultern einer reich gekleideten Dame befand, die mit mir zu Boden ſtürzte.

Was in den erſten Augenblicken vorging, kann ich nicht ſagen. All meine Beſinnung war dahin. Als ich mich aufrichtete, lag das Frauenzimmer mit dem Geſicht auf dem Fußboden; ohne Laut, ohne Seufzer; regte und bewegte ſich nicht mehr. Ich war halb des Todes. „Madam!" ſagt' ich mit leiſer, ängſtlicher Stimme. Keine Antwort. „Madame!" — Nichts.

Entſetzliche Geſchichte! Eine angeſehene Frau ums Leben gebracht; — ein Schüler ihr Mörder! — Ich ſprang auf. Ich richtete die Unglückliche, mit leichter

Mühe, in die Höhe. Ein etwas dummes Lächeln schwebte um ihre zinnoberfarbnen Lippen; nur ihre Nase hatte stark gelitten. Ich stellte diese, so gut ich konnte wieder her. Es war ja nur eine große Gliederpuppe, in köstlicher Drapperie, zum Behuf eines Malers, dessen Werkstätte hier war.

Allein diese Schöne hatte, bei dem Allen, Unheil, mehr, als genug, gestiftet. Sie war, als sie das Gleichgewicht verlor, mit der Nase gegen Palette und Oelkrug gefahren. Nun lagen Farben, Pinsel groß und klein, Schachteln und Blasen am Boden zerstreut, während sich zwischen allem, trägen Laufs der Strom des Oels ergoß. — Das Unheil zu vollenden, war dazu noch der umgeworfene Oelkrug, fortrollend, gegen den Fuß eines Staffelgestells gelaufen, das vom Stoß sogleich taumelnd, sich zuletzt, so gut wie ich und die zinnoberlippige Dame, lang an den Boden gestreckt hatte. Ungeschickterweise hatt' es sich im Fallen noch an die Brust eines schönen Herrn geworfen, der in effigie, an der Wand hing und dem Spektakel, mit seinen himmelblauen Augen, zusah. Auch der hatte noch Lust bekommen, dem allgemeinen Beispiel zu folgen; war niedergestürzt, hatte noch eine Lampe unter sich mitgenommen, das Glas gebrochen, und einen Kochkessel umgeschlagen.

Ich stand verblüfft im Greuel der Verwüstung, und wußte nicht, ob hier der Teufel daheim, oder ich, oder die Stube behext wären? Und die Dame saß da, und lächelte beständig dazu.

Das Verhängniß, soviel sah ich wohl ein, hatte

mich dem Untergang geweiht. Erſt Elzevirs übel illuminirter Julius Cäſar; dann die ſündliche Lüge; dann Einrennen einer Thür; Leſen verbotner Bücher; Entweichung aus dem Verhaft; dann Herumklettern auf Hausdächern; zu guter Letzt noch Verheerung einer Künſtler-Werkſtatt; Verſtümmelung einer Gliedergruppe; Bruſtdurchbohrung eines gemalten Herrn mit blauen Augen!

Ich kratzte hinter den Ohren. Was fellt' ich anfangen? Alles an Ort und Stelle ſetzen? Abmalen? Ausbeſſern? Es ging nicht; das Unglück war diesmal auch allzuarg. — Eine Lüge erſinnen? — Ich hatte erſt beim Maikäfer erfahren, wie das nichts weniger, als leichte Sache ſei. — Bekennen? nein, Alles in der Welt, nur dies nicht! Dann hätt' ich meine Liebe entdecken müſſen; und nur der Argwehn von einer ſo ungeheuern Immoralität hätte dem Herrn Ratin die dunkelſte Schaamröthe ins Geſicht treiben müſſen. Sein Blick allein hätte mich getödtet.

So beſchloß ich einfach den Rückzug nach meinem Zimmer anzuſtellen und da eifriger, denn in meinem Leben, zu ſtudieren; ſei es, um mich ſelbſt und Alles zu vergeſſen, oder Herrn Ratin für mich zu erobern, der gewiß mit meiner Moralität zufrieden ſein würde, wenn ich ihm eine große Menge Arbeiten vorlegen könnte, fleißig gemacht, ſchön geſchrieben. Ich mußte aber doch noch ein Paar Augenblicke warten, bis es dunkler geworden. Ich fürchtete, daß der Gefangene mich abermals auf dem Dach beobachten würde.

Im erſchrocknen Umhergaffen bemerkt' ich ein ver-

kehrt an die Wand gelehntes Gemälde. Ich nahm's und dreht' es um. Sie war's, die ich eigentlich gesucht hatte! Es war die junge Miß! Lucy war's, die schöne Engländerin, wie sie in anmuthsvoller Stellung neben dem Vater saß, ihre Hand nachlässig auf den Hals des schönen spanischen Hundes gelehnt; im Schatten alter Buchen, durch deren Aeste, aus der Ferne, ein pallastartiges Schloß am Meere sichtbar wurde. — Das Bild, beinah vollendet, spiegelte zum Theil den vollen Liebreiz von Lucy's seelenreicher, lächelnder Schwermuth wieder. Ach, daß sie sich nun sobald wieder entfernen wollte, und daß ich ihr so gar nichts galt! — Warum, du liebe Böse, seufzt' ich, warum bist du nicht meine Schwester? Wie wollt' ich dein zärtlicher, treuer Bruder sein, und mit dir diesen Greis erheitern! Und wär's in einer Wüste, o Lucy, Lucy! öde, wie Abälards Wüste in St. Gildas, wie würd' ich dir gern darin dienen mit meinem Leben und mit meinem Tode!

Ich trennte mich traurig von dem Bilde. Hinaus aufs Dach! Bald stand ich wieder in meinem Stübchen, als man mir eben Licht und Nachtessen brachte.

---

Vielleicht versteht man nicht, warum mich das Bild so sehr in Anspruch nahm. Es ging damals in dem jungen Kopf und Herzen vielerlei vor, das der Knabe selber nicht ganz verstand. Er war noch Schüler in Allem. Ich will's erzählen.

Ueber meinem Zimmer befand sich eine Malerwerk-

ſtatt. Der Künſtler beſaß das groſſe Talent, ſeinen Gegenſtand jedesmal von der ſchönſten Seite aufzufaſſen, ohne die Treue darüber aufzuopfern. Kein Wunder, wenn er viel beſchäftigt wurde und man ſeinem Zauberpinſel ſogar dem Spiegel ſelbſt vorzog. Denn wer ſieht ſich nicht lieber im gelungnen Bilde, als in einem ehrlichen Spiegel? — Vor ſeinem eignen Bilde ſteht man, wie jeder andre Fremde, und betrachtet das Portrait, wie das eines Andern, mit heimlicher Luſt und Verwunderung. Ja, man geht in dieſer Luſt, aus ſich ſelber, in die Seele andrer Perſonen über, und urtheilt in ihrem Namen über ſeine eigne intereſſante Perſon viel unbefangner. Und bei dieſer Unbefangenheit ſieht man ſich, an der Wand, in Goldrahmen, ſtattlich prangen, im Feſtreck, in bedeutſamer Stellung, immer gleichmüthig, edel, unveraliet, geiſtvoll, liebenswürdig, ehrwürdig. Das Bild überzeugt uns, daß, gegen andre Geſichter gehalten, das unſrige allerdings etwas Ausgezeichnetes, Beachtungswerthes habe. Der Spiegel iſt hingegen zuweilen ſehr unhöflich, ja man kann ſagen, grob mit ſeiner Wahrheitsliebe.

Es gingen ſelten Tage vorüber, daß nicht vor unſerm Hauſe ein eleganter Wagen hielt, deſſen Inhaber ſeine fashionable Phyſiognomie dem Künſtler eine Stunde lang zur Schau bieten wollte. Ich genoß dabei den köſtlichen Zeitvertreib, die ſchönen Roſſe zu betrachten und wie ſie die Fliegen von ſich abtrieben; die Livreen; die Kutſcher, wie ſie pfiffen, oder die Peitſche handhabten.

An einem Montag, acht Tage vor der jämmerlichen Zerſtörung des künſtleriſchen Arbeitskabinets, fuhr ebenfalls ein Wagen vor. Ich ſogleich auf meinen Poſten am Fenſter. Eine glänzende Equipage; vier Pferde; prächtiges Geſchirr; Bediente hinten auf. Ein ſchwächlicher Greis ſtieg aus, von zwei Lakaien behutſam unterſtützt; ſein Schädel halb kahl, von dünnem Silberhaar umweht. Nach ihm verließ auch ein junges Frauenzimmer das Fuhrwerk. Die Diener traten dann ehrerbietig zurück; der Greis lehnte ſich auf den Arm des Mädchens. Sie gingen ins Haus. Ein großer Hund, von ſpaniſcher Race, folgte beiden.

Der Anblick der jungen Schönheit, und wie ſie die Stütze des ehrwürdigen Alters ward, rührte mich; begeiſterte mich, ließ mich in ihr die einzige Sterbliche erblicken, die ſich dem hohen Ideal näherte, welches ſeit einiger Zeit in meiner träumeriſchen Einbildungskraft ſchwebte; Gefühle in mir ohne einen Gegenſtand weckte, und mein Herz bewegte, das ſich von ſeiner Unruhe keine Rechenſchaft geben konnte.

Ein andrer Umſtand wirkte nicht minder. Es war der einfache beſcheidne Anzug des Mädchens inmitten des übrigen ſie umgebenden Prunks: ein feiner Strohhut, ein weißes Kleid; ohne andern Schmuck; aber Alles zierlich und die zarte Geſtalt zierend. Man hätte ihren Stand, ihren Reichthum, ihre höhere Erziehung, auch wenn man ſie für ſich einzig angetroffen haben würde, ſchon an ihrem Gang, in ihrem ganzen Weſen erkannt. Ich verheel' es gar nicht, verwöhnt durch die Geſellſchaft, die ich unter meinem Fenſter

zu ſehn pflegte, wo Rang, Glanz, edler Anſtand, feiner Geſchmack, gewählter Anzug, gefälliges Benehmen, für mich unwiderſtehliches Intereſſe gewannen, hatte ich keinen Sinn mehr für irgend etwas, das gemein war. Die Schönſte der Schönen, in niedrigern Verhältniſſen, würde mich ohne Eindruck gelaſſen haben.

Kurz, die liebliche, neue Antigone hatte mich bezaubert; mich mit einem Gefühl verwirrt, das ich nicht kannte. Ich dachte nicht einmal daran, mich zu fragen, ob ſie vielleicht eine der Calypſo's ſein könnte, von denen Herr Natin ſo oft geſprochen hatte. Ich hätte für ein einziges Lächeln des jungen Mädchens die vier Elzevirs des Vaticans in's Feuer geworfen.

Als die Fremden nun zu meinem Stockwerk heraufgekommen waren und von da die Treppe, zum obern des Malers, hinaufſtiegen, öffnete ich leiſe die Thür. Der ſpaniſche Hund fuhr in mein Zimmer, freudig, ſchmeichelnd, allerliebſt. Ein prachtvolles Thier! Ungerechnet ſeine Schönheit und die hohe Sauberkeit des Seidenhaars, verkündeten ſein Gang, ſeine Manieren, ſeine Wendungen eine gewiſſe Vornehmheit. Ich ſah den Spanioler faſt mit einer Art Beneidung an. Er war vornehmer Gattung; Geſellſchafter hoher Perſonen, die mich kaum eines Blickes würdigten; Liebling des ſchönen weiblichen Weſens, welches in ſeiner Erhabenheit mein armes Daſein nicht bemerkte. Ein auf dem Halsband ſtehender Name beſtätigte, was ich ſchon vermuthete. Die Fremden waren Engländer.

Sobald der Hund davon war, legt' ich mich mit

zum Fenster hinaus, etwas von dem zu erforschen, was über meinem Zimmer vorging. Der Maler und der alte Herr sprachen mit einander; das junge Mädchen schwieg.

„Sie haben an mir," sagte der Greis: „eine traurige Figur für Ihren Pinsel. Und da die Copie bestimmt ist, das Original bald zu überleben, so ist mir's ganz recht, wenn es so wenig, als möglich, meinen kleinen Enkeln Furcht macht. Ich hätte wohl ein früheres Lebensalter wählen sollen, um Ihnen zu sitzen."

— Wir nichten, Mylord, versetzte der Künstler: einer ehrwürdigen Gestalt, wie der Ihrigen, begegnet man seltner und mit weit höherm Interesse, als vielleicht jugendlichern Gesichtern.

„Ein Compliment. Ich nehm' es gern an; denn es bleibt mir nicht mehr viel Zeit, dergleichen zu empfangen. — Werde nur nicht traurig, Lucy! warum siehst du der unvermeidlichen Zukunft nicht so gelassen, wie dein Vater, entgegen? Wer verliert denn von uns beiden einst bei der Trennung mehr, du, liebes Kind, oder ich? Ich will den Herrn hier zum Schiedsrichter nehmen."

— Um Verzeihung, Mylord; es scheint mir, wie dem Fräulein, man soll von einem, für beide gleich traurigen Moment, das Auge lieber abwenden.

„Nein; eben das nenn' ich Schwäche, Herr! Ja, wenn das Schicksal irgend eine eben aufgegangene Blüte vom Lebensbaum abpflückt, das ist betrübend. Aber wenn der Arbeitsmüde am Abend vom Schlum-

mer befallen wird, und er sich sehnt, im Arm einer theuren Tochter entschlafen zu können, — warum soll man da das Auge wegwenden? — Lucy, ich bitte dich, keine Thränen! — Ich möchte dich an den Gedanken gewöhnen."

Mehr vernahm ich nicht.

Ich fehlte keinen der folgenden Tage, wenn Mylords Wagen kam, oder abfuhr, am Fenster zu stehn. Meine Blicke begleiteten freudetrunken das edle Paar. Späterhin machte Lucy den Besuch beim Künstler allein. Also auch sie ward gemalt. Wie mochte der Maler aber doch vor ihr den Pinsel halten, ohne zu zittern, ohne zu vergehn?

Als sie das zweitemal sich allein bei ihm eben befand, lag ich, wie gewöhnlich, horchend unter dem Fenster.

„Sie hatten die Güte, mir zu versprechen," sagte der Künstler: „einen Umriß vom Schlosse und Park mitzubringen, weil Ihr Herr Vater die Gegend im Bilde angebracht wünscht."

— Ich habe daran gedacht, sagte die junge Miß; aber die Mappe ist mir auf dem Wagensitz liegen geblieben.

Dann lehnte sie sich ins Fenster und rief: „John! bring me my album, if you please. — Aber ich sehe, John ist fort!"

In der That, ihre Bediente hatten sich in das nahe Kaffehaus begeben, und einen armen Teufel bei den Rossen gelassen. „Ich will's holen," sagte der Maler. Zu spät. Im Sprung war ich selbst die

Treppe hinab, und mit dem Album, das ich verſtohlen küßte, ſchon wieder die Treppe hinauf, als der Maler mir entgegen kam und freundlich dankend die Mappe nahm. Ach, ich hoffte bei der Gelegenheit in das Zimmer gelangen, und ſie in der Nähe ſehen zu können! So kehrt' ich gelaſſen, oder vielmehr verdrießlich, wieder an mein Fenſter zurück. Ich hätte aber doch, ohne dieſen kleinen Unfall, nie die Worte vernommen, die ſie nun über mich ſprach.

„Ein liebenswürdiges Kind! Alſo verſteht er engliſch?“ ſagte ſie.

— Vollkommen! verſetzte der Maler. Er iſt bei Ihren Landsleuten zuweilen mein Dolmetſch. Ein trefflicher junger Menſch! Schade, daß er nicht Künſtler werden darf, wozu ihn Talent und Neigung eignen. — Sehn Sie, Miß, da liegt von ihm eine Skizze, die er eines Tags vom Fenſter aus entwarf: der See; ein Theil des Gefängniſſes drüben; der von da herabhangende alte Hut, um darin Almoſen von Vorbeigehenden zu erhalten, die der Gefangne ſo wenig, als draußen die prachtvolle Natur, gewahr werden kann.

„Eine niedliche Compoſition und ſo fein gefühlt!“ ſagte die Miß: „Aber warum hindert man ihn, einem Hange zu folgen, den er ſo offenbar hat?“

— Seine Vormünder wollen, er ſoll Rechtsgelehrter werden.

— Vormünder? Alſo iſt er eine Waiſe.

— Schon lange Zeit. Er hat nur noch einen alten Oheim, der für ſeine Erziehung ſorgt.

„Der arme junge Menſch!“ ſagte in mitleidigem Ton die junge Miß.

Ihre Stimme, ihr Klageton, ſteigerten meine Freude aufs höchſte. Sie hatte mich bedauert. Das war genug, mich ſtolz zu machen, eine Waiſe zu ſein; war genug, mein größtes Unglück in ein Glück umzuwandeln. Aber die Freude hatte flüchtige Dauer. Ich hörte ſie auch von ihrer nahen Rückkehr nach England ſprechen. Was ſollte dann aus mir werden? aus mir, dem Herrn Ratin gegenüber? — Ich war troſtlos.

Folgendes Tags fuhr ihr Wagen nicht wieder vor. Nur einmal hätt' ich ſie gern noch geſehn. Darum hatte mich am gleichen Tage Abälards Schickſal ſo ſehr ergriffen. Nur noch einmal, wenn auch nur im Bilde ſie ſehn wollt' ich. Wer kann mir's verargen, daß ich, als der Maler ausgegangen war, die Gelegenheit benutzte und über das Dach hinausſtreckt? — Wer konnte aber einem ſo ſchmäligen Ausgang meines Wagſtücks voraus ſehn? Und wenn ihn Herr Ratin erfuhr? — — —

Ich arbeitete alſo, nach dem fürchterlichen Abentheuer, am Schreibtiſch unermüdet fleißig, um Herrn Ratin zu überraſchen, und ihn von meiner vollkommenen Sinnesbeſſerung zu überzeugen. Erſt überſetzt' ich aus Cäſar, dann aus Virgil bis tief in die Nacht hinein.

Bei Tagesanbruch, am andern Morgen, weckte mich, zu meinem Erſtaunen, ein mit lauter Kehle geſungner Pſalm. Ich horchte. Es war der Gefangne gegenüber. Ich kleidete mich an und öffnete das Fenſter. Dieſe fromme Uebung gab mir beſſern Begriff von dem Kerl. Der Geſang verſtummte endlich. Ich wollte wieder zu meiner Arbeit.

„Sie haben lang ſtudirt dieſe Nacht,“ ſagte er halblaut herüber.

— Singt Ihr alle Morgen ſo? fragt' ich.

„Von Jugend auf ſo. Glauben Sie denn, ich könnte ohne den Troſt der Religion mein ſchweres Schickſal ertragen?“

— Nein, aber ich wundre mich, daß Ihr durch die Religion nicht von dem begangnen Verbrechen abgehalten ſeid.

„Ich bin unſchuldig. Aber Gott hat zugelaſſen, daß die Augen meiner Richter in Verblendung blieben. Der Wille des Herrn geſchehe! Ach, hätt' ich zu meinem Thränenbrod noch Nahrung für die Seele; aber ich habe keine Bibel!“

— Wie? Man verweigert Euch eine Bibel?

„Einem Unglücklichen verſagt man Alles.

— Ihr ſollt, Ihr müßt zu Eurer Beſſerung eine Bibel haben. Seid ruhig. Ich bring' Euch die meinige.

„Ach, mein lieber, junger Herr, Gottes größter Lohn dafür! Zu mir aber wird niemand eingelaſſen; und ich möchte nicht einmal, daß Sie meinen ſcheußlichen Aufenthalt ſehen würden. Allein mir fällt ein, als Sie geſtern das Zuckerbrod an einer Schnur auf-

zogen, wie ich's durch den Spalt des Brettes bemerkte, da ſeufzt' ich in meinem Herzen: giebt's denn keine barmherzige Seele, die mir auf gleiche Weiſe das Brod des Lebens zukommen läßt?"

— Aber Ihr habt ja keine Schnur dazu.

„Wohl hat mir die himmliſche Vorſehung eine bewahrt, ich glaube, blos für dieſen heiligen Zweck."

— Gut! die Bibel müßt Ihr bekommen! — rief ich, und froh, einem Unglücklichen wahrhaft nützlich zu werden, ſucht' ich auf der Stelle die Bibel unter den Büchern, die ich am vergangnen Tage im Wandſchrank über einander geſchichtet hatte.

Während ich ſuchte, hört' ich vom Kerker her ſchmerzliches Aechzen, dann leiſeres Wimmern. — Ich horchte ängſtlich.

„Seid Ihrs, Gefangner?" ſagt' ich hinüber. Er gab keine Antwort; aber das Gewinſel, oder Stöhnen, wurde lauter.

„Was giebt's? was fehlt Euch?" rief ich erſchrocken.

— Ach, mein vortrefflicher, junger Herr, ein erſchreckliches Uebel, — — — eine Quaal, ohne Ende, ohne Hülfe — — — eins der Eiſen an meinem Fuß iſt für ihn zu eng; das Bein iſt davon geſchwollen; nun drückt das Eiſen und ſchneidet in's Fleiſch — eh! eh! — —

„So ſagt doch, ſagt doch!" rief ich zitternd.

— Die Folterſchmerzen rauben mir alle Ruhe allen Schlaf. Drum ſah ich, daß Sie in Ihrer Arbeit dieſe Nacht ſo lange — — eh!

Armer Mensch! warum verlangt Ihr nicht, daß man Euch das Eisen erweitert?"

— Ach, man kömmt ja alle fünf Tage nur einmal zu mir, — — — eh! eh! muß nun noch drei Tage zuwarten, dann freilich werd' ich verlangen — — eh! — — —

„Ihr thut mir leid. Aber wenn ich nur — —"

— Nein, nein, junger Herr. Dazu müßte ich — — aber Ihr Mitleiden ist mir schon genug! — — Hätt ich nur eine — — eh! eh! — —

„Was eine — —?"

— Weh, um Gottestwillen! Das Blut läuft mir über den Fuß! — — — Könnt' ich nur — — — eh! mein Eisen nur ein wenig erweitern.

„Eine Feile!" rief ich in Angst und Schrecken: „Eine Feile! Wartet in die Bibel!"

Ich hatte eine Feile; legte sie in die Bibel; band alles zusammen. Aber — — ich besann mich, daß ich selber Gefangner und eingeschlossen war. Ich rang die Hände. Jeder Schrei des armen Gefangnen zerriß mein Herz. Ich wollte schon das Schloß meiner Thür auffprengen; da sah ich zum Glück auf der Straße einen Bettelbuben.

„Du, da!" rief ich: „binde dies hier an die Schnur, die du drüben, an der Mauer dort, herunterhangen siehst. Geschwind, geschwind! es ist zur Beruhigung eines Elenden."

Der Bettelbube befestigte das Päckchen, welches drüben schnell in die Höhe ging.

Bald nachher hört' ich Jemanden mit dem Schlüſſel an meiner Stubenthür. Es war Herr Ratin.

---

Er fand mich eifrig am Tiſch bei der Arbeit. Das verſteht ſich.

„Im Unwillen, mit dem ich mich geſtern entfernte," ſagte Herr Ratin: „Vergaß ich Ihnen für zwei Tage Arbeit aufzugeben."

— Ich habe indeſſen doch etwas gearbeitet. Sagt ich zitternd.

Er durchmuſterte, was ich ihm hinreichte, ziemlich argwöhniſch; überzeugte ſich indeſſen bald, daß das während meiner Gefangenſchaft geſchrieben ſei.

„Es freut mich, Julius," ſagte er: „Daß Sie aus ſich ſelber die Gefahren des Müßiggangs meiden. Ein junger Menſch, ohne Beſchäftigung, iſt den gefährlichſten Dingen, den verdammenswertheſten Gedanken blos geſtellt. Denken Sie an die Grachen, an dieſe edeln Jünglinge, die ihrer Mutter Cornelia dadurch ſo hohe Freude machten, weil ſie früh ſehen, und aus eignem Triebe, den Studien unerſättlich oblagen."

— Ja, Herr Ratin! ſagt ich.

„Da ſteht ja noch Ihr Nachteſſen von geſtern unangerühret. Haben Sie ſich nicht einmal Zeit genommen zum Speiſen?"

— Nein, Herr Ratin.

„Julius, es iſt mir lieb zu ſehn, wie empfindlich Ihnen der Verdruß über ihre geſtrige Aufführung war."

— Gewiß, Herr Ratin.

„Haben Sie ernste Ueberlegungen deswegen angestellt?“

— Ja, Herr Ratin.

„Haben Sie endlich eingesehn, wie Ihr närrisch-einfaltiges Lachen höchst unehrerbietig war?“

— Ja, Herr Ratin. Sagt' ich, demüthig, halblaut und hörte in dem Moment über meinem Zimmer die Werkstätte des Malers öffnen. Es rieselte mir kalt durchs Mark.

„Und jene Lüge noch dazu — — — Was ist da oben aber für ein entsetzliches Geschrei und Toben?“ Setzte er voller Bestürzung hinzu, indem er mit der Hand über sich hinauf wieß, wo die Zimmerdecke, unter Flüchen, Fragen, Ausrufungen, und Verwünschungen, zu beben und einzubrechen drohte. Ich, war einer Ohnmacht nahe, und stammelte:

„Ja, Herr Ratin.“

Ich stellte mir in diesem Augenblick die Wuth und Raserei des unglücklichen Malers vor, der sein Kabinet in einer Verwirrung erblickte, als wäre das wüthende Heer da eingekehrt gewesen. — Mir aber lag jetzt Alles daran, die Aufmerksamkeit des Herrn Ratin von dem Tumult über unserm Haupte abzulenken.

„Seit Sie mich gestern verlassen hatten — — —“ sagt' ich.

„Warten Sie, Julius — — — unterbrach er mich, immer aufmerksamer auf das, was in der Werkstätte vorging. Er trat zu dem Ende ans Fenster. — Der Maler schrie ganz besessen: „Verloren! Verloren! Es muß mir Jemand über das Dach hineingekom-

men sein!“ Und indem er sich zu seinem Fenster oben hinauslehnte, rief er mich einigemal bei Namen, und fragte: ob ich gestern Abend zu Hause gewesen wäre? — Ich hätte in meiner Verwirrung und Bekümmerniß die Frage, die mir äußerst verfänglich und bedenklich vorkam, aus dem Stegreif beantworten können. Zum Glück übernahm Herr Ratin die Mühe für mich.

„Allerdings war der junge Mensch zu Hause,“ sagte er: „und zwar auf meinen ausdrücklichen Befehl.“

— Nun wohlan, Herr Professor! schrie der Maler: denken Sie sich, meine Arbeitsstube — — — Alles ist durcheinander geworfen. Meine Gemälde sind verderbt; die Staffelei liegt am Boden, die Lampe zerbrochen! — — — und Ihr Zögling muß Alles gehört haben.

---

„Wollen Eure Gnaden einen armen Gefangnen vernehmen?“ Sagte darauf eine dritte Stimme, die sich aus dem Luftloch des Bisthumsgefängnisses in das Gespräch mischte! „Ich habe Alles mit angesehn; ich kann Ihnen Alles erzählen.“

— Sprechet! sagt, was Ihr wißt — — — rief der Maler.

„Gut!“ erwiederte der Unsichtbare: „gestern Abend befand sich große Gesellschaft auf dem Dache und zwar eben vor dero Fenster. Ich zählte nicht weniger, als fünf Katzen oder vielleicht Kater. Nun wissen

Sie wohl, wenn sich solche Gesellschaft Zärtlichkeiten erzählt — — —

— Macht's kurz! Was gehört das hieher! — schrie Herr Ratin.

„So sind die Mitglieder der Versammlung, die Anbeter der Schönen, gewöhnlich überlaut. Das Kätzchen zunächst dem Fenster that sehr kokett — — —"

— Man will das nicht wissen. Man komme zur Hauptsache! schrie Herr Ratin wieder, dem dergleichen höchst anstößig sein mußte.

„Ich bitte Eure Gnaden demüthigst um Verzeihung, denn ohne diese Koketterie und ohne die Eifersucht der vier Galans — — —

Herr Ratin trippelte ungeduldig und verlegen mit den Füßen; drehte sich nach mir um, und sagte, ich solle ein Paar Augenblicke hinausgehn und draußen bei der Treppe warten. Ich ließ mich nicht lange bitten; ließ aber die Thür halb offen.

„Alles wäre noch," fuhr der Gefangne fort: „Alles gut abgelaufen. Sie miauten ihrer Dame Rührendes vor, die aber auf keinen von Ihnen hörte, sondern sich mit ihrem Sammetpfötchen das Gesicht streichelte."

— Nun doch! Geschwind doch! — rief der Maler.

„Nun denn, mitten in der Unterhaltung, versetzt ein Kater seinem Nachbar eins mit der Klaue auf die Nase. Den nimmts übel. Die Andern mengen sich in den Streit. Und, wie auf's Zeichen, geht die Schlacht an. Krieg auf Leben und Tod! Das Ganze wird plötzlich zu einem Klumpen von Fellen, Krallen, Zähnen durch einander. Während die aber im besten

Kratzen und Beißen sind, springt flüchtend das Kätzchen vom Fenster in die Stube hinein und der ganze Schwarm ihm nach. Ich konnte nichts mehr sehn. Am Gepolter kennt' ich ohngefähr errathen, daß sie im Zimmer schlechte Ordnung hielten. Es mochte acht Uhr Abends sein."

So sprach der Gefangene. Mich aber demüthigte und verdroß der Dienst, den mir der Kerl erweisen wollte, aufs äußerste. Seine dreiste Lüge, nach so großer Frömmigkeit, als er gegen mich geäußert hatte, sein freches Spassen, nach so schmerzlichen Leiden und Seufzen, machten mich staunen. Alle Theilnahme die mir der Mensch für sich eingeflößt hatte, verschwand mit einem Male. Ja, wäre Herr Natin nicht anwesend gewesen, ich hätte den Niederträchtigen augenblicks Lügen gestraft und dem Maler die reine Wahrheit gestanden. Aber Herr Natin war da, und in meiner Unglücksgeschichte das Verbrechen der Liebe! Herrn Natins Grausen davor war für mich die Klippe, an der ich ohne Gnade und Rettung zu Grunde gehen mußte.

---

Unterdessen dies Alles verging, hielt ein Wagen auf der Straße. Ich hörte den alten Engländer und seine Tochter die Treppe heraufkommen. Den Maler hört' ich eben schreien: „Mein Gott, die Herrschaft kömmt zur letzten Sitzung! Und Ihr da, gefangener Schurke, habt mir abgeschmakte Dinge erzählt. Da ist ein an die Wand gelehntes Bild. Ich hatt' es

mit der Farbenseite an der Wand hin gestellt; nun find' ich's umgedreht, mit der Farbenseite auswärts! Das kann keine Katze so gestellt haben. Man ist bei mir eingebrochen; ist durchs Fenster eingestiegen! — — — Lieber Julius, reden Sie, was haben Sie gestern etwa bemerkt?"

„Julius, jagen Sie den Hund fort!" rief mir Herr Ratin im nämlichen Augenblick zu. Der schöne Spaniel war in mein Zimmer gelaufen, und schnoberte neugierig um Herrn Ratins ganz neuen Regenschirm herum.

Ich beeilte mich, den Hund bis zum obersten Estrich hinauf zu verfolgen, um dem Maler Zeit zu lassen, seine fatale Frage zu vergessen. Als ich vom Estrich wieder zurückkam, war der unglückliche Künstler vor seiner Werkstatt eben im Geschäft, seinen Besuch zu empfangen. Ich hörte ihn die Unordnung des Kabinets entschuldigen und sagen: „Wenn Sie nicht morgen abreisen wollten, würd' ich Sie ersuchen, diese letzte Sitzung auf einen andern Tag zu verschieben." — Der alte Herr entgegnete: „Leider ist's unmöglich, unsere Abreise zu verzögern; aber ich bitte, lassen Sie sich durch unsere Gegenwart gar nicht abhalten, die ersten, frischen Spuren vom Urheber dieser Revolution ausfindig zu machen." — Der Maler, in seinem Zweck zu eifrig, stieg darauf selber vom Fenster aufs Dach, um zu sehen, von wannen ein Unheilstifter in sein Heiligthum habe gelangen können?

Zu meinem Glück war Herr Ratin hundert Meilen weit davon, mich im Verdacht zu haben. Er steckte

sorgfältig seinen seidenen Schirm in das Futter desselben; trat dann zu einem Tisch; blätterte in den Büchern herum; zeichnete darin die Stellen an, wo, und wie weit, ich daraus übersetzen sollte und sagte: „In Betracht der Arbeit, die Sie mir schon vorgelegt haben, und des Beweises von Besserung Ihrer Sinnesart" —

Hier trat der Maler herein, und seines Geschäfts voll, sagte er: „Hätten Sie nicht, — ist nicht vielleicht bei Ihnen irgend eine Kammer, ein Nebenzimmer — — — Ha, sieh da! ja! hier eine Thür — — — Ich bitte sehr, machen Sie sie mir doch gefälligst auf. Nur von da aus ist es die einzige Möglichkeit, zum Dache zu kommen. Es gibt keinen andern Weg!"

Herr Ratin schüttelte zwar etwas ungläubig oder verwundert den Kopf; war aber doch sogleich willig; suchte in einer Schublade, die ihm allein zur Verfügung stand, den Schlüssel, und steckte ihn ins Schloß, das ich bestmöglich hergestellt hatte. Ich ward, ohne Zweifel, vor Furcht und Schrecken, blaß und roth; in meiner Brust schlugs, wie ein Hammer. Ich bückte mich über den Tisch, als wär ich ganz im Studium vertieft.

Während die beiden Herrn nebenan Hausdurchsuchung hielten, entstand trüben im Gefängniß erschreckliches Getümmel. Ich hörte heftige Männerstimmen laut durcheinander reden. Einzelne unglückweissagende Worte von „Entwischen" und „Sichlesmachen" drangen zu meinem Ohr.

„Hier ist die Spur!" rief eine Stimme.

— Die Feile! seht! unter dem Stein hier, die Feile! schrie eine andere.

Mir ward ganz übel. Im Nebenzimmer sagte Herr Ratin mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens in demselben Augenblick: „Ei, ei! das ist wirklich sein Schnupftuch! Wie? wär es denn auch möglich? — — — He! Julius!“

Ich stand vom Tisch auf. Zitternd vom Schreck floh ich zum Zimmer hinaus, die Treppe hinunter, ohne andere Absicht, als mich auf eine Weile den Foltern des Geständnisses, der Angst und der Beschämung zu entziehen.

---

Als ich etwa hundert Schritt weit in der Straße gegangen war, und zurück sah, erblickt' ich den dienstgefälligen Bettelbuben, der einer Magistratsperson eben mit der Hand mein Zimmer zeigte. Ich verstand. Ich verdoppelte meinen Schritt, und kaum war ich um die Ecke eines Seitengäßchens, so lief ich aus Leibeskräften bis zum Stadtthor, und hinaus, nicht ohne Schrecken vor den Gendarmen, die dort freilich auf ihrem Wachtposten plauderten.

Immer weiter wandernd, hatt' ich Zeit genug über meine Lage zu denken, die mir verzweifelt schien. — Umkehren? — Nimmermehr! ich hatt' es nun nicht mehr blos mit Herrn Ratin zu thun, sondern mit der Polizei, mit den unbarmherzigen Gendarmen. Ich hätte von Sinnen kommen mögen. Furcht gab mir Kraft und Muth, in einem Zuge, bis über die nahe

Gränze der Genfer-Republik zu laufen. Da, in einer Wieſe, nahe bei Coppet, ſetzt ich mich endlich ins Gras, um mich zu erholen.

Auch hier, in der abgelegenen Gegend, glaubt' ich mich noch nicht gegen die Nachſtellungen der Obrigkeit wegen des entwiſchten Gefangenen in voller Sicherheit. Ich warf die Augen, links und rechts, nach allen Seiten der großen Landſtraße. So oft ſich Staub erhob von einer Kuh, einem Eſel, einem Wagen, fuhr ich hoch auf, und meinte, die geſammte Gendarmerie ſei mir auf den Ferſen. Todesangſt, welche immer mehr und mehr überhand nahm, trieb mich endlich zu dem Entſchluß, grades Wegs nach Lauſanne zu laufen, wo mein Oheim, wegen einer Verſteigerung ſeltener Bücher, Aufenthalt machte. Ich erhob mich und ging.

In die Verbannung zu wandern, iſt wohl für jedes Alter ſchmerzlich; aber für ein Kind, das ſo gern noch in der Nähe des väterlichen Hauſes ſein möchte, welch ein bitteres Schickſal! Kaum ſah ich mich drei Meilen weit von meiner Geburtsſtadt geſchieden, ward mir's, als ſtünd' ich im unermeßlichen Weltall einſam und verlaſſen, ohne Hülfe, ohne Zuflucht. Mit ſchwerem Herzen ging ich an den Ufern des ſchönen Sees hin, die mir, wenn ich ſie aus meinem Fenſter ſonſt ſah, ſo freundlich lachten. Je weiter ich kam, und je mehr die Furcht vor nachſetzenden Polizei-Agenten abnahm, je inniger ward meine Traurigkeit. Zwei- und dreimal ſetzt ich mich neben der Landſtraße nieder. Gram und Heimweh quälten mich ſo ſehr, daß ich auf dem

Sprung ſtand, umzukehren und die Verzeihung meines Lehrers anzuflehn.

Es war aber zu ſpät. Ich befand mich ſchon ohngefähr ſo nah bei Lauſanne, als bei Genf; nicht weiter vom Oheim, wie vom Herrn Ratin. Der Gedanke machte mich wieder herzhafter. Ich ſchritt fort; ward allmählig ruhiger; fing ſchon an mich der jungen Miß zu erinnern, und den Faden jener Träumereien friſch anzuknüpfen, die mich geſtern ſo ſüß unterhalten hatten. Inmitten der herrlichen Seegegend, die mich umringte, ſchien mir die Liebenswürdige viel liebenswürdiger. Des Himmels reines Blau, der Glanz des weiten Waſſerſpiegels, der Duft, in welchem das Gebirg ſchwebte, umhüllte Lucys Bild mit einer Gloria. Das Exil verlor ſeine Düſterheit.

Bei einbrechender Dämmerung wandt' ich mich von der Straße ab, über die Wieſen, Obdach bei den Bauern zu ſuchen. Sie nahmen mich gutmüthig auf, mit dem einzigen Geldſtück zufrieden, das ich bei mir trug und ihnen anbot. Ich theilte ihre Suppe mit ihnen und ihr Nachtlager. Bei Anbruch des Morgens verließ ich ſie wieder und ſetzte die Reiſe fort.

Ich war von der Heimath ohne Käppchen, im bloßen Kopf, davongelaufen. Die Sonnenſtrahlen brannten mir das Geſicht. Auch verweilt' ich unterwegs mehrmals unter den überhangenden Verdächern der ländlichen Gebäude und erquickte mich in ihrem kühlen Schatten, bis die Blicke der Einwohner, oder Vorbeigehenden, mich verſcheuchten. Denn in der That glaubt' ich, daß nur Verdacht eines Verbrechens,

das ich begangen, ihre Neugier auf mich zog; während es blos meine Jugend und Kleidung war.

Jenseits des ſtillen Dorfes Allaman erſcheinen links der Landſtraße hohe, prachtvolle Eichen, welche den Saum eines großen Gehölzes bilden. Von ihnen hinweg ſchweift der Blick über den breiten Waſſerſpiegel des Sees hin, bis zum Wallis und dem maleriſchen Vorgrund der Hochalpen; oder irrt rechts, gegen Genf, über eine bis in die Ferne aufſchwellende Ruhe von ſanften Höhen und Hügeln, deren die letzten, wie Duft, im Duft des Himmelsgrundes verrinnen. Ich konnte nicht widerſtehen, und lagerte unter der grünen Bedachung der breiten Eichenzweige, mich zu erquicken. Während ich ein ſchwarzes Stück Brodes behaglich verzehrte, welches mir die Bauern auf den Weg mitgegeben hatten, dacht' ich voller Freuden an meinen Oheim, und daß ich mich bald in ſeine Arme werfen könne. Die geringſte Muthloſigkeit verließ mich, wenn ich an ihn dachte. „O mein guter Oheim!“ ſeufzt' ich mit Thränen der Rührung: „mein lieber Oheim! könnt ich ihn nur ſehn, nur ſprechen; — — — wär ich doch erſt bei ihm!“

---

Indem fuhr auf der Landſtraße ein Reiſewagen vorüber, mit ſechs Poſtpferden beſpannt, die hohe Staubwolken aufwarfen. Der Poſtillion ſchwang die klatſchende Peitſche, während die Bedienten in ihren Aufſenſitzen nachläſſig ſchliefen. Der Wagen war ſchon ein Paar hundert Schritte vorbei, als er plötzlich ſtill

hielt. Es sprang ein Bedienter herab und nahm die Richtung gegen mich. Ich war im Begriff, Reißaus zu nehmen, als ich den John, den Diener der jungen Miß, zu erkennen glaubte.

„Sind Sie der junge Mensch, der gestern aus dem Hause des Herrn Dr. Toms verschwunden ist?“ fragte er.

— Ja.

„Dann folgen Sie mir nach.“

— Wohin?

„Zum Wagen. Ihr Lehrer ist in schöner Noth. Verlassen Sie sich drauf.“

— Wo ist er denn?

„Kleiner Spaßvogel, er sucht Sie noch in allen Winkeln.“

Diese Worte machten mir Furcht, Herr Ratin sitze im Wagen bei den Reisenden. Ich hatte nicht die geringste Lust, John dahin zu begleiten. Aber siehe, aus dem Wagen stieg eine weisse, weibliche Gestalt. Schnell stand ich auf und eilte der jungen Miß entgegen, damit sie nicht den weiten staubigen Weg zu Fuß gehn müsse. Als ich näher war, zögert' ich; Schaam und Verwirrung hielten mich zurück. Ich blieb endlich stehn.

„Nicht so? Sie sind Herr Julius?“ sagte sie mit gütigem Ton: „Kommen Sie nur näher. Nicht so, Sie sind's.“

— Ja, mein Fräulein.

„O, wie die Sonne Sie doch verbrannt hat! Steigen Sie, ich bitte Sie, geschwind zu uns in den

Wagen. Ihr Lehrer iſt Ihretwillen im größten Kummer. Ich freue mich auſſerordentlich, daß wir Sie antreffen."

Jetzt ſah auch der alte Herr zum Kutſchenſchlag heraus. „Nur eingeſtiegen, mein junger Freund," ſagte er: „wir wollen miteinander von Ihrer Geſchichte plaudern. Sie ſind gewiß ermüdet."

Ich ſtieg ein, und der Wagen rollte davon. Ich war in einem unbeſchreiblichen Zuſtand. Ich konnte in der Verwirrung keine Silbe hervorbringen. Ueberraſchung, Freude, Schaam beſtürmten mich gleichzeitig. Mir ſchlug laut das Herz; mir glühte das sennengebrannte Geſicht. In der Hand trug ich noch mein Stückchen ſchwarzen Brodtes.

„Sie haben keine gute Mahlzeit bekommen, wie ich ſehe." Sagte lächelnd der Greis: „welchen Gaſthof haben Sie denn heut verlaſſen?"

— Ich bin von Bauersleuten über Nacht beherbergt worden.

„Wo denken Sie heut Abend einzukehren?"

— Ich bleibe in Lauſanne, Mylord.

Das Fräulein rief: „Wie, ſo weit und im bloſſen Kopf?"

Mir traten die Thränen in die Augen. Ich fühlte mich in meiner Verlaſſenheit und ſagte: „Ach, liebe Miß, noch weiter vielleicht, bis ich meinen guten Oheim gefunden haben werde."

„Sehn Sie," ſagte ſie zu ihrem Vater: „Er hat niemanden mehr, als ihn in der Welt!" Dann ſenkte ſie einen Blick des Mitleids auf mich. Sie war ganz,

wie ich sie mir, in den Träumereien an meinem Fenster, gedacht hatte.

„Liebes Kind," sprach der alte Herr: „Sie bleiben bis Lausanne bei uns, wo wir Sie den Händen Ihres Oheims übergeben wollen. Sie haben da einen sonderbaren Streich gemacht. Wovor fürchteten Sie sich denn?"

— Ach, Mylord, ich hatte dem Gefangnen die Feile zukommen lassen. Ich versichere Sie, er hatte außerordentliche Schmerzen ertragen. Er wollte nur ein einziges Eisen am geschwollenen Bein etwas erweitern — — —

„Was ists also anders, mein junger Freund, als daß Sie durch Mitleiden bewegt waren. In Ihrem Alter ist man noch nicht gehalten, zu wissen, daß ein Gefangner die Feile auch zu andern Dingen brauchen kann. Aber Sie sagen mir nichts von des Malers Stube? Nicht so, Sie sinds denn wohl doch am Ende gewesen?"

— Ja, Mylord, freilich. Ich hätt' es gewiß dem Maler selbst gesagt, auch meinem lieben Oheim; auch Ihnen, — — — aber, ich fürchte mich gar zu sehr vor Herrn Ratin.

„Ei, das muß ja ein ganz schrecklicher Mann sein, der Herr Ratin! Aber, sagen Sie, was wollten Sie denn eigentlich in der Werkstätte? Sie hatten also das Bild meiner Tochter umgedreht?"

Ich fühlte, daß ich bis über die Ohren roth wurde. Wie konnt' ich da antworten?

Er lachte herzlich und sagte: „Ja, ja, nun fängt

die Sache an, ernſthafte Wendung zu nehmen; denn ſicherlich iſt das blos geſchehen, um meine Figur zu bewundern. Lucy! nun iſt's an dir, recht böſe zu werden!"

— O gar nicht! — erwiederte ſie und lächelte mich dabei ungemein freundlich an: Sie wiſſen ja, beſter Vater, ſo gut, wie ich, daß er ſelber mit Talent zeichnet. Was iſt nun natürlicher, als daß er die Arbeit eines geſchickten Künſtlers ſehn wollte?

„Lucy," bemerkte der Greis mit boshaftem Scherz dagegen: „Es ziemt ſich doch nicht ganz von dir, wenn ein junger Mann dein Bild umdreht, das Umdrehn vollkommen natürlich zu finden, denn" — — — (Hier ward er meines Schämens gewahr.) „Nein, liebes Kind, werden Sie nicht roth. Ich achte Sie darum gewiß nicht minder, und meine Tochter verzeiht Ihnen ja dergleichen Sünde höchſt gern. Nicht wahr, Lucy?"

Dieſe Worte verurſachten mir eine kleine Verlegenheit, die aber nur bei mir allein von längerer Dauer war. Ich mußte nun allerlei Fragen beantworten, welche von dieſen vortrefflichen Perſonen an mich gerichtet wurden. Der alte Herr äuſſerte ſich immer traulicher und herzlicher, während die junge Miß, wenn ſie auch an meiner Lage nicht mindere Theilnahme bewies, doch etwas zurückhaltender geworden zu ſein ſchien. Ich aber konnte nie zu ihr den Blick wenden, ohne daß mich jedesmal ein angenehmer Schauer durchbebte.

„Wir ſind ſchon nahe bei der Stadt!“ ſagte Mylord: „Wird der Oheim vielleicht ſchmälen?“

— O nein, Mylord! — antwortete ich: Und dann, wenn auch! ich freue mich viel zu ſehr, wieder bei ihm zu ſein, als daß es mich kränken würde.

„Liebenswürdiges Kind!“ ſagte Lucy leiſe auf engliſch.

Ich fürchtete einzig, als der Wagen vor dem Hauſe hielt, das ich, als Wohnung des Oheims bezeichnet hatte, der Oheim werde nicht anweſend ſein. Wir ſtiegen aus. Ein kleiner Knabe ſagte: er wohne im erſten Stock und ſei wirklich in ſeinem Zimmer.

„Bitt' ihn, herunter zu kommen.“ Sagt' ich zu dem Knaben.

— Nein, wir gehn hinauf zu ihm. Entgegnete der Greis. Und die junge Miß unterſtützte den Vater, wie ſonſt beim Maler, und führte ihn ins Haus.

Mein Oheim war eben von einem Beſuch nach Hauſe gekommen. Wie ich ihn ſah, warf ich mich ihm in die Arme. „Biſt du's, Julius?“ rief er. Ich konnte nicht antworten; ich überhäufte ihn mit Liebkoſungen. „Kömmſt du denn ohne Hut?“ fuhr er fort: „aber, ich ſehe, in guter Geſellſchaft. Mein Herr, mein Fräulein, darf ich Sie bitten, ſich niederzulaſſen?“

Geſchwind trug ich Stühle herbei.

„Wir wollten Ihnen nur dies liebe Kind ſelber übergeben.“ Sagte der alte Herr: „Er hat etwas unbeſonnene Sprünge gemacht; aber beſitzt dabei ein treffliches Herz. Er wird Ihnen ſelber erzählen, wie

wir zu dem Vergnügen gekommen ſind, ihn als Reiſegeſellſchafter zu erhalten, und die Ehre zu haben, Ihnen vorgeſtellt zu werden. — Nun denn, adieu, mein junger Freund!“ fuhr er fort, und reichte mir die Hand: „Da, nehmen Sie die Karte hier, mit meinem Namen, damit Sie wiſſen, wer ich bin, falls Sie mir je die Freude machen möchten, irgend einmal meine Freundſchaft in Anſpruch zu nehmen.“

„Leben Sie wohl, Herr Julius“ — — — ſagte das liebenswürdige Mädchen und gab mir die Hand.

Ich ſah ihnen mit naſſen Augen nach.

---

So fand ich meinen guten Oheim Tom wieder. Nach einigen Tagen kehrten wir zurück nach Genf. Er entließ den Herrn Ratin und nahm mich zu ſich.

# Inhalt des ersten Bändchens.


| | Seite |
|---|---|
| Vorwort | 3 |
| Das Pfarrhaus | 7 |
| Die Erbschaft | 63 |
| Ein Buckliger | 145 |
| Julius oder die zwei Gefangenen | 181 |

# Genfer Novellen.

Nach dem Französischen
von
R. Töpffer.

Herausgegeben
von
Heinrich Zschokke.

Zweites Bändchen.

Aarau 1839.
Im Verlag von H. R. Sauerländer.

# Julius

oder

## die Bibliothek des Oheims.

Mein Oheim hat mir gerathen, die Tage der akademiſchen Ferien wohl zu benuzen, den Grotius zu leſen, dann den Puffendorf, dann den Burlamaqui. Darum bin ich alle Morgen früh auf; geh' an den Arbeitstiſch; lege Alles in vollkommner Ordnung zurecht; ſchlage die Beine über einander; öffne das Buch an ſeinem Ort, — — — aber, was geſchieht? — Keine halbe Stunde dauert's, ſo bin ich mit meiner Aufmerkſamkeit, und mit den Augen, aller Orten und Enden, nur nicht beim Puffendorf. Ich ſeh' am Rand des Quartbandes ein gelbes Fleckchen; und kratz' es aus. Ich blaſe ein Härchen fort. Ich ſpalte einen Strohhalm mit ſinniger Kunſt und Geſchicklichkeit. Dann kömmt der Stöpſel des Dintefaſſes an die Reihe, an dem ich hundert wunderliche Kleinigkeiten bemerke, die ich, eine um die andre, muſtern muß. Oder ich lüpfe mit der Federſpule einen Ring und laſſe ihn um ſie im Schwung tanzen, daß er zum ſchwebenden Lichtkreis wird. Es iſt gar ergözlich anzuſehn. Dann werf' ich mich mit ausgeſtreckten Beinen auf's Sopha, und lege die Hände über den Kopf zuſammen. In dieſer ganz angenehmen Lage kann ich mich nicht enthalten irgend ein Liedchen zu pfeifen, indem ich nebenbei, mit unwillkührlicher Be-

harrlichkeit, einer Fliege zuſchaue, wie ſie mit aller Gewalt Anläufe gegen das Fenſterglas nimmt, das ſie vermuthlich für verzauberte, oder verſteinerte Luft hält.

Werden mir vom Liegen endlich die Gelenke ſteif, ſo ſteh' ich auf, und gehe, die Hände in den Taſchen, nachläſſig das Zimmer entlang. Da find' ich aber überall nur Tapetenwand. Alſo kehr' ich natürlich wieder um, und an's Fenſter; trommle mit den Fingerſpitzen an der Scheibe einen Wirbel, worin ich's zu einer gewiſſen Fertigkeit gebracht habe. — Da fährt ein Wagen vorüber; oder es bellt ein Hund; oder es geſchieht auch keins von beiden. Man muß indeſſen ſehn, was es drauſſen Neues gibt? — Ich öffne das Fenſter und einmal da, komm' ich nicht ſobald wieder hinweg.

Ja, das Fenſter! Kein beſſeres Obſervatorium und Auditorium für einen Studioſus! nämlich für einen Studioſus, der fleißig bei den Büchern ſitzt, das heißt, ſich nicht in Kaffeehäuſern, oder mit Taugenichtſen herumtreibt. — Ein trefflicher, junger Mann! heißt's dann von ihm; die Hoffnung ſeiner Eltern, die ihn ſo geſetzt, ämſig und ordentlich ſehn! Und die Herrn Profeſſoren, wenn ſie ihn weder überall auf Spaziergängen treffen, oder an Spieltiſchen, oder wie er zu Pferd herumgaloppirt, rühmen dann: „Aus dem jungen Mann wird etwas! er bringt's gewiß einmal weit!“ — Der hoffnungsvolle Jüngling ſchaut unterdeſſen fleißig zum Fenſter hinaus.

Und, — ohne mich rühmen zu wollen, — ein Solcher bin ich, ich rede von mir! Da kann ich Tage

lang herumſchaun, und, wenn ich's ſagen darf, habe ich in der That weder von Profeſſoren, noch von Grotius und Puffendorf, in meinem Leben ſoviel gelernt, als vom Beobachten der Straßenſchauſpiele.

---

Man gelangt aber, wie in Allem, nicht im Sprung zu dieſer wichtigen Kunſt, ſondern nur ſtufenweiſe. Anfangs iſt's bloße Gafferei, zur Zerſtreuung. Man ſieht in's blaue Leere; betrachtet einen Halm, ein Steinchen, ohne Gedanken dabei zu haben; bläst eine Flaumfeder umher, die in den Weg kömmt; bemerkt einen Spinnenfaden; oder ſchnellt mit dem Finger ein Kalkſtückchen vom Fenſterſims nach einem beſtimmten Punkt des Gaſſenpflaſters. Das ſind Dinge, die, wegen ihrer Schwierigkeiten, ganze Stunden wegnehmen können.

Es iſt mir damit gar kein Spaß. Man ſtelle ſich nur einen Menſchen vor, der dieſe Schule nicht durchgemacht hat. Was iſt er? Was wird aus ihm werden? Ein ganz gemeiner, materieller Menſch, der nichts kennt, als das Gegebne; ohne Gedanken, ohne Poeſie. Er wandert durchs Leben, ohne einen Augenblick ſinnig zu verweilen; ohne die breite Heerſtraße zu verlaſſen; ohne über, unter, und um ſich zu blicken. Ein Automat iſt's, der maſchinenmäßig von der Wiege zum Grabe ſeinen Weg macht, wie das Dampfſchiff von Genf nach Lauſanne.

Ich bleibe dabei, es iſt nöthig; man muß einmal im Leben Träumerei und Gafferei treiben; wenigſtens ein-

mal, und besonders im achtzehnten Jahr, wenn man die Schulen verlassen hat und, als Jüngling, die höhern Sprossen der Wissenschaftsleiter beklettern will. Dann ist der Moment, wo die Seele, nachdem sie über zerrissenen Schulbüchern schon halb zusammengetrocknet ist, wieder auflebt; sich wieder fühlt und erkennt, und ein ihr untergeschobnes Leben zurückschiebt, um ein eignes leben zu können. Für sorgfältige Ausbildung des jungen Menschen, scheint mir, ein ganzer, voller Sommer dazu angewendet, noch gar nicht zu viel. Ein einziger Sommer ist wahrscheinlich unzureichend, einen großen Mann aus ihm zu machen. Socrates gaffte manches Jahr, denk' ich; Rousseau träumte bis in sein vierzigstes; Lafontaine hörte damit nie auf.

Sonderbar! man findet in keinem Werk über Erziehung kaum ein Wort von diesem wichtigen Grundsatz gesagt. — Er ist aber, behaupt' ich, Fundament alles soliden, wahren Unterrichts. Während die Sinne dabei eine harmlose Beschäftigung finden, nimmt der Geist die erforderliche ruhige Stimmung an; gewinnt Hang zum stillen Beschauen, und, ohne daß er es merkt, Gewohnheit und Uebung, Vorstellungen zu trennen, zu verbinden, zu ordnen und in ihrer Allgemeinheit aufzulösen. Sieh da, ist er ganz von selbst auf den einzig richtigen Weg zur Weisheit angelangt, den uns Baco empfiehlt und Newton praktisch benutzte. Man weiß ja, als dieser in seinem Garten herumgaffte und einen Apfel fallen sah, entdeckte er die Anziehungskraft des Erdballs, das Gesetz der Gravitation.

Wenn auch der Student am Fenster eben nicht die Gesetze der Gravitation entdeckt, fliegt ihm doch, bei ohngefähr ähnlicher Verfahrungsart, und nur beim Umhergaffen, eine Menge fremder Ideen durch den Kopf. Mögen sie an sich alt, oder neu sein, wenigstens für ihn sind sie insgesammt neu, und liefern den Beweis, daß er seine Zeit gehörig zu Rathe gehalten hat. Fahren diese Ideen an die bisherigen, die er aus der Schule erborgt hat: so sprühen von dem Stoß neue Lichtfunken aus. Er kann unmöglich zwischen ihnen, zumal wenn sie mit einander im Widerspruch sind, auf gleicher Stelle bleiben. So bildet ihn zuletzt ein Sonnenstäubchen, dem er mit den Augen nachläuft, zum Denker. Das ist offenbar. — Und welche leichte Art das ist, zu arbeiten!

---

Mag auch, streng genommen, ein fliegendes Stäubchen in der Luft dazu schon vollkommen genug leisten, gesteh' ich doch, daß ich es meinerseits nicht ganz dabei bewenden lasse. Mein Fenster, zum Beispiel, gibt mir eine großartige Aussicht; einen interessanten Orbis pictus.

Gegenüber liegt das Hospital, ein weitläuftiges Gebäu, wo nichts aus- und eingeht, was meiner Wissenschaft nicht seinen Zoll entrichten muß. Ich denke über die Absicht der Leute nach, die das Haus besuchen, oder verlassen; errathe ihre Triebfedern; ahne die Folgen. Selten täusch' ich mich ganz. Die Physiognomie des Pförtners kömmt mir bei jedem neuen

Fall zur Hülfe; ich lese darin hundert merkwürdige Dinge, die Personen betreffend. Sein Gesicht ist ein veränderlicher, aber treuer Spiegel. Man sieht darin, auf den ersten Blick, alle Abstufungen der demüthigsten Unterthänigkeit, bis zur stolzen Protektionsmiene und der brutalsten Gefühllosigkeit, je nachdem der reiche Herr Spitaldirektor, oder ein untergeordneter Angestellter, oder ein armes Findelkind davor hintritt.

Im zweiten Stockwerk ist einer von den Sälen des Hospitals. Von meinem Arbeitsplatz seh' ich die dunkle Saaldecke oben; manchmal den mürrischen Krankenwärter, wenn er seine Nase an die Fensterscheibe drückt und in die Gasse hinabschaut. Steig' ich aber auf den Tisch, so übersehe ich das ganze Innere des traurigen Aufenthaltes, wo Schmerz und Tod ihre Opfer, in zwo langen Reihen von Betten, ausgestreckt halten. Ein klägliches Schauspiel! Dennoch zieht es mich zuweilen mit seinem düstern Wesen an, wenn meine Fantasie, indem ich einen Sterbenden gewahr werde, dessen Hauptkissen umschwebt. Dann schau' ich bald in das Leben zurück, das nun erlöschen will; bald nach den Pforten einer unbekannten Zukunft, die sich eben öffnen wird. Es wohnt für mich in dem Geheimniß, welches das Dasein der Sterblichen umhüllt, ein schwermüthiger Reiz.

Links, unten in der Straße, steht die Kirche; durch die Woche sehr einsam; angefüllt Sonntags und dann von frommen Gesängen ertönend. Da seh' ich die Aus- und Einwandrer ziemlich gut und fälle mein Urtheil über sie; freilich mit schwacher Sicherheit. Denn

das Mienenſpiel des Pförtners fehlt. Und wär' er da, ſo würd' es wenig helfen; für ihn gilt nur das Kleid; hinter demſelben iſt ſonſt nichts für ſeines Gleichen. Sonntags geht Alles geruht. Ich möchte am liebſten Charakter und Seele der andächtigen Kirchengänger kennen lernen. Allein oft iſt die Seele unter Sonntagsrock, unter Weſte, Hemd und Haut, überall gar nicht vorhanden. Ich gehe dann nur, auf's Gerathewohl, meinend, vermuthend, zu Werk, und befinde mich dabei endlich auch nicht ſo gar übel. Denn eben das Ungewiſſe, Zweifelhafte, Schwankende wird in der Gafferei der ſüßeſte Honig.

Zur Rechten ſteht der Brunnen, um deſſen klare Waſſerſtrahlen ſich Mägde, Stallknechte, Köchinnen, Gevatterinnen u. ſ. f. aus der lieben Nachbarſchaft, geſellig zuſammenfinden. Während ſich plätſchernd Zuber und Eimer füllen, neckt man einander; klagt über den Dienſt; ſchimpft auf die Herrſchaft; erzählt von Familien-Ereigniſſen und Familien-Geheimniſſen. Das iſt meine Zeitung, die um ſo anziehender wird, wenn ich die Hälfte errathen muß, weil ich nicht Alles verſtehn kann.

In der Höhe, zwiſchen den Dächern ſeh' ich den Himmel, bald hell, bald dunkelblau, bald grau, bald voll ſchwimmender Wölkchen. Manchmal zeigt ſich ein langer Streif von Vögeln, die nach fernen Geſtaden, über Stadt und Land hin ziehen. Vermittelſt des Himmels ſteh' ich mit dem Weltall, mit der Unendlichkeit in Verbindung; ein großes Loch, worin ich mich, das

Kinn auf Faust und Ellnbogen gestützt, mit Augen und Gedanken versenke.

Laß' ich mich wieder aus den ätherischen Höhen auf die Erde nieder: so berühr' ich die Dächer zuerst. Da sind Katzen, im Wonnemond der Liebe mager, zärtlich, grimmig; oder, im August, lang in der Sonne ausgestreckt, sich leckend. Unter dem Dach hausen Kolonien der Schwalben mit ihren Jungen; im Frühling gekommen, um im Herbst zu verschwinden; immergeschäftig, immerfliegend, suchend und der zwitschernden Nestbrut Futter zum Gelbschnabel bringend. Ich kenne sie alle; sie kennen mich auch, und sind so wenig scheu vor meinem Kopf, als vor dem Geschirr mit Kapuzinerblumen unter mir am Fenster.

Und dann in der Straße selbst, immer wechselndes, mannigfaltiges Leben; artige Milchmädchen; ehrbare Rathsherrn; ungezogene Schulknaben; Hunde, die spielen, andre die bellen; Ochsen die Heu kauen, während ihr Meister im Wirthshaus trinkt. — Und, wenn's regnet, glaubt man, da sei für mich Alles vorbei? Umgekehrt, nie mehr Augenlust, als eben dann, wenn hundert kleine winzige Bäche sich, über die Straße, mit dem schlammigen Hauptstrom vereinen, der heftiger anschwillt und braust und schäumt. Ich sehe, ich verfolge seine Sprünge. Da hemmt etwa ein alter Topfscherben seinen Lauf. Dem Scherben schlieffen sich herbeigeflutete Knochen, Steine, Holzspäne als Hülfstruppen an, zum Widerstande gegen den Strom. Dieser steht erstaunt still; sammelt seine Macht; wird zum See, und der Kampf beginnt. Jetzt

wird die Geſchichte dramatiſcher. Ich nehme Partei, gewöhnlich für den zerbrochnen Topf. Ich zittre für ſeinen rechten Flügel; durch den linken dringt ſchon ein kleiner Waſſerfaden, während der tapfre Veteran, umringt von ſeinen Kerntruppen, noch Stand hält. Er wankt nicht, obgleich die Flut des Siegers über ihn zuſammenzuſchlagen droht. — Aber, wer kann gegen den Himmel ſelber ſtreiten und deſſen Macht? Der Regen verdoppelt die Gewalt der Fluten, und der Damm bricht! Allgemeine Niederlage, Flucht und Untergang! Man kann ſich nicht ſatt ſehn, auſſer etwa, wenn Frauenzimmer, um über den Bach zu ſchreiten, die weißen Strümpfe, oder den feinen Umriß der Beine zeigen. Da verfolg' ich mit den Augen ihre vorſichtig gewählten und doch unſichern Schritte.

---

Noch eins! Im Zimmer über mir wohnt mein lieber Oheim Toms. Gewöhnlich und ſo lange das Tageslicht am ſilberweißen Haar ſeines Hauptes glänzt, ſitzt er bequem in ſeinem Lehnſtuhl, der ſich auf Fußrollen ſchieben läßt; und iſt über irgend ein Buch hingebückt. Er lieſt; zeichnet an; ſchlägt nach; vergleicht; macht Auszüge und hat in ſeinem Kopf den Fünftelſaft von einigen tauſend Bänden, die rings alle Wände ſeines Zimmers bedecken. — Ganz im Gegenſatz mit ſeinem Neffen, weiß der Oheim Alles, was man aus Büchern, nichts von dem, was man aus dem Straßenleben lernt; glaubt auch mehr an ſeine Wiſſenſchaft, als an die Wirklichkeit ſelber. Er könnte an der eig-

nen Existenz zum Zweifler werden; und dennoch dabei, im Nebel irgend eines philosophischen Systems, der strengste Dogmatiker sein. Ist übrigens herzgut, und naiv, wie ein Kind, als hätt' er nie unter den Menschen gelebt.

Ich erkenne an dreierlei Art des Geräusches über meinem Kopf fast Alles, was er in seiner Bibliothek macht. Steht er auf, so schrein die Stuhlrollen; holt er ein Buch, so verkünden es die Räder der Bücher-Leiter; und zerstreut er sich mit einer Prise Tabak, so setzt er die Dose mit einem vornehmen Schlag auf den Tisch. — Diese drei Signale seiner Thätigkeit pflegen in der Regel jedesmal auf einander zu folgen; und ich bin daran so gewöhnt, daß sie mich gar nicht in meinem Nachdenken stören können.

Eines Tags hingegen schrien die Stuhlrollen zwar, allein die Leiterrädchen liessen sich nicht hören. Ich horchte, ob die Tabaksdose — — —? nichts. — Ich kam dadurch vollständig aus meinen Gaff-Träumereien heraus, wie der Müller aus dem Schlaf, wenn das Mühlrad still steht. Ich spitze die Ohren. Mein Oheim Toms plaudert; mein Oheim lacht, ei, ei! — Eine andre Stimme — — —. „Dacht' ich's doch!" sagt' ich und ging unruhig im Zimmer herum.

Man muß wissen, seit ich mich am Fenster zu beschäftigen pflegte, war ich nicht mehr bei allgemeinen Betrachtungen stehn geblieben, sondern hatte, seit manchem Tag, all meine Aufmerksamkeit einem einzigen Gegenstand zugewendet, der mir das Uebrige ziemlich gleichgültig werden ließ. Diese abgeänderte

Richtung in meinen Arbeiten veränderte auch die ganze bisherige Tagsordnung. Von Morgens an bin ich auf dem Observatorium. Zwei Uhr Nachmittags fängt mir an das Herz zu klopfen. Ist die Beobachtung vorüber, hat mein Tagwerk sein Ende.

Vormals fiel mir gar nicht ein, daß ich in der Welt vater- und mutterlos, so gut, als allein sei. Waren nicht ich, mein Oheim, der Bach, die Schwalben, die Brunnengesellschaften, kurz, alle Welt vorhanden? Nun aber war ich einzig, ganz einzig und allein unter dem Himmel; ausgenommen gegen drei Uhr Nachmittags. Dann trat wieder das lebhafteste Interesse in alle Umgebungen; das Universum bekam wieder Seele! — Sonst vergingen mir, wie gesagt, die Tage äusserst leicht und flüchtig; nun aber wußt' ich nicht mehr, was mit ihnen anfangen? Ich mochte weder studiren, noch müßig gehn, noch in's Blaue hinausgaffen. Es ging damit so weit, daß mir eine große Feder, nur zwei Zoll vor der Nase, herumtanzen konnte, und mich kein Gedanke anwandelte, sie fortzublasen. So könnt' ich hundert andre merkwürdige Fälle anführen.

Statt dessen träum' ich mit wachen Augen; träume, sie kenne mich; sie lächle mich an; sie fühle — — —; oder auch, ich suche Mittel und Wege, sie kennen zu lernen; begegne ihr unterwegs; bin auf Reisen; nehme sie in Schutz, vertheidige, rette sie in meinen Armen. Ich möchte sie in einem düstern Wald sehn; von Räubern angefallen, die ich dann, auch wenn ich schwer verwundet bluten müßte, in die Flucht treibe.

Aber ich muß mich näher erklären; es verſteht mich ſonſt niemand. Nur weiß ich nicht, wie mich dabei benehmen? Denn Worte ſind viel zu hölzern und ungelenk, als daß ſich damit ſagen ließe, wie uns zu Muthe war, wenn das erſte weibliche Weſen erſchien, das alle Pulſe des Jünglings ſchneller jagen machte. Man ſollte für ſo etwas eine neue Sprache erfinden. Ich wundre mich mit Recht, daß noch keine Akademie der Wiſſenſchaften den geſunden Einfall hatte, deßhalb eine Preisfrage auszuſchreiben. Ohne Zweifel ſind doch wohl die meiſten Akademiker ſelbſt in dieſelbe Verlegenheit gerathen, wie ich.

Alſo beſchränk' ich mich darauf, einfach zu erzählen. Sie ging alle Tage gegen drei Uhr, aus einem Hauſe der Nachbarſchaft, unter meinen Fenſtern durch, die Straße hinab. Ihr Kleid war einfach, von blauer Farbe; niemand würde, ſo wenig, wie ich ſelbſt, zwiſchen dieſem, und andern ebenfalls blauen Kleidern vorbeigehender Frauenzimmer, Unterſchied bemerkt haben; nur daß jenes mit beſondrer Grazie um den ſchlanken Wuchs der jungen Geſtalt ſchwebte. Und dieſer Wuchs ſchien ſeine ganze Anmuth einer ſittſamen Blödigkeit des artigen Mädchens zu danken. Man konnte das Auge nicht wieder von ihm zurückziehn. Es war mir faſt undenkbar, daß die geſchickteſten Schneiderinnen und Putznacherinnen, hundert Meilen weit in der Runde, im Stande geweſen wären, ein ſchöneres blaues Mädchenkleid zu verfertigen, als das Ihrige. So lange dies Gewand in meinem Geſichtskreis wandelte, verließ ichs mit keinem Auge. Und

war es verſchwunden, mußt' ich die Augen erſt zum blauen Himmel erheben, um mich allmählig an andre Farben zu gewöhnen.

---

Am oben erwähnten Tag alſo, da die Reihenfolge in den Bewegungen meines Oheims die alte Ordnung verlor, hatte ich die gewohnte Erſcheinung in gewohnter Tageszeit geſehn. Sie war aus dem Nachbarhauſe hervor getreten, und war bis unter meine Fenſter gekommen, von wo ſich meine Augen anſchikten, ſie noch die Straße hinab zu begleiten. Statt deſſen machte ſie aber eine halbe Wendung links, und unter mir zur Hausthür hinein. Ich war ſo beſtürzt, daß ich den Kopf zurückzog und mich umſah, als wenn ſie hinter mir ins Zimmer hereintrete. Doch bedacht' ich, daß unſer Haus, von einer Straße zur andern, einen öffentlichen Durchgang habe. Nun aber fielen, in der Bibliothek des Oheims oben, die ungewöhnlichen Dinge vor, von denen ich ſchon erzählt habe. — Was? Sie mit dem Oheim ſprechen? — Ich ſpannte meine Gehörnerven an, um nur ein einziges Wort aufzufiſchen. Aber ein unvorhergeſehenes Ereigniß ſtürzte das ganze Reich der Möglichkeiten über den Haufen, das ſich ſchon anfing, vor mir auszugeſtalten.

Das wichtige Ereigniß war an ſich ſelber unerheblich. Nämlich die Bücherleiter rollte, und ich hörte meinen Oheim hinaufſteigen, während er ſprach, und ich glaubte im Sprechen von ihm zu hören, daß er ſagte: „Hebräiſch!“

Hebräiſch? — — — Nein, was kömmt ihm auch zu Sinn bei einem jungen Mädchen? Offenbar hatte er es wohl nicht mit dieſem zu thun, ſondern mit irgend einem gelehrten Herrn, mit einem Orientaliſten, der da einen philologiſchen Lappen herumzerren wollte. Nein, ihr niedliches Köpfchen hatte ſich um Beſſeres zu bekümmern, als um dergleichen gelahrte Kindereien; und ihre Händchen waren gewiß nicht dazu gemacht, in einem ſtaubigten Folianten von Schweinsleder zu blättern. Kein Gedanke daran!

Mechaniſch trat ich alſo wieder ans Fenſter, und ſah, ohne zu ſehn, hinaus, wie immer, wenn man mit dem Geiſte wo anders zu Hauſe iſt. Indeſſen ſtanden auf der Straße zwei an den gleichen Hacken feſtgebundne Eſel philoſophirend beiſammen. Nach einem großen Augenblick, machte einer von ihnen eine Reflexion, wie ichs am unmerklichen Schütteln ſeines linken Ohrs wahrnahm; dann, den Kopf vorgeſtreckt, zeigte er dem Andern zärtlich ſein altes Gebiß im Maul. Dieſer, der ihn ſogleich verſtand, that das Nämliche, und nun gings ans Werk. Sie rieben einander mit ſo gegenſeitiger Dienſtwilligkeit den Nacken, aber ſo läßig, ſo nichts denkend, ſo vor ſich hinträumend, daß ich bei ihnen hätte der dritte ſein mögen. Es giebt in der natürlichen Einfalt gewiſſer Dinge etwas Sympathetiſches, das unwiderſtehlich zum Nachahmen, zum Mitmachen treibt, und die Seele zur Untreue an ihren beſten Gedanken verführt. So das Lachen, Weinen, Gähnen u. ſ. w.

Aber, ſieh da! Aus dem Gang unter meinem Fen-

ſter ſchwebte ein blaues Mädchenkleid. Sie war's! — Unwillkührlich fliegt ein lautes „Ach!“ aus meiner Bruſt. — Sie hört etwas; hebt den Kopf ein wenig, aber doch genug, daß, unter ihrem Hut hervor, ihr Blick mich finden konnte, der mich mit der Glut der Schaam und des Entzückens übergoß. Auch ſie erröthete und ging davon. — Es iſt ein Reiz dieſer Jugendzeit, über ein leiſes Lüftchen, über ein Hälmchen feuerroth zu werden. Aber daß ſie, und eben ſie, es meinetwillen ward, war unausſprechliche Gunſtbezeugung; ein Umſtand der Vieles in meiner Lage veränderte; es war das Erſte, was ſich zwiſchen ihr und mir begab.

Was mich jedoch bald wieder nüchtern machte war, daß, als mir mein „Ach!“ entfuhr, ich ſie mit offnem Munde, und verblüffter Miene, wie ein Tölpel, angegafft hatte, dem etwa der Hut in den Bach gefallen iſt. Es ärgerte mich bitterlich.

Aber denkt! was trug ſie unterm Arm? Einen dicken pergementnen Octavband, mit Silberhäfteln geſchloſſen; einen elenden, alten Schmäucher aus der Bibliothek meines Oheims; ein Buch, das ich unzählige Mal geſehn hatte. Und nun, da ſie es im Arm, ſanft an ihre Seite gedrückt, dahin trug, kam es mir erſt wie das Buch aller Bücher vor. Ich begriff ich vollkommen, daß ſogar ſolch eine Scharteke noch zu etwas gut ſei. Heil dem weiſen Oheim, der ſein Lebelang dergleichen zuſammengehäuft hatte! Ich Pinſel, daß mir dies prächtige, beglückte Buch nicht gehörte, von dem ich nicht einmal den Titel wußte!

Sie trippelte über die Gaſſe, und in gerader Richtung zum Thor des Hospitals, wo ſie dem Pförtner ein Paar Worte ſagte. Er ſchien ſie zu kennen, und ihr nur ſo viel Protection zu zeigen, daß ſie es wagte, hineinzugehn. Ob mich dies gleich an dem Automaten verdrieſſen mußte, war mirs doch auch heimlich lieb, zu wiſſen, die Schöne meines Herzens ſei nicht allzuhohen Ranges, ich könne meine Blicke zu ihr erheben, ohne lächerlich zu werden. Und beſonders freute michs, daß ſie jetzt noch in der Nähe athmete, und ich ſie vielleicht wieder würde herauskommen ſehn. Ich wartete vergebens, bis es finſter ward. Nun mir keine Hoffnung weiter blieb, flog ich eiligſt zum Oheim Toms hinauf.

---

Man hatte ſchon die argandſche Lampe bei ihm angezündet. Er ſaß am Tiſch und beſchaute mit groſſer Aufmerkſamkeit in einer Phiole eine blaue Flüßigkeit. „Guten Abend, Julius," ſagte er: „ſetz dich. Ich bin bald fertig."

Alſo ſetzt' ich mich, ſehr ungeduldig ihn wegen des Beſuchs zu befragen. Ich beſah die Bibliothek: ſie ſchien mir ganz verwandelt. Ich betrachtete die Reihen von ehrwürdigen Bänden, insgeſammt Brüder desjenigen Buchs, das ſie unterm Arm getragen. Sogar die Luft hatte etwas Eignes an ſich; als wenn das junge Mädchen, ſeit es darin geathmet, ſie in feinere, friſchere, reinere, umgeſchaffen hätte. Wenigſtens athmete ich darin leichter und tiefer.

„Ich habe jetzt verſucht," ſagte der Oheim: „Höre, Julius weißt du nicht — — —

— Nein, beſter Oheim — — —

„So verdank' es einem jungen Frauenzimmer, das bei mir war" — — — Hier ſtand er vom Tiſch auf, that einige Schritte, und kehrte ſich wieder nach mir um. „Nun, ſo errathe doch einmal!" rief er, als wenn er ſich an meiner Verwirrung weiden wollte. Ich wußte in der Welt nichts zu rathen.

— Sie hat vielleicht von mir geſprochen? — Stammelt' ich.

„Nein, weit beſſeres noch!" verſetzt' er und machte eine feine Miene dazu.

— So ſagen Sie doch, Herzens-Oheimchen, ſagen Sie doch, ums Himmelswillen!

„Denke nur! Sieh nur; ich habe meinen Burlamaqui für dich wieder gefunden!"

Ich war über den ſonderbaren Aufſchluß, wie aus den Wolken gefallen; wußte nicht, was erwiedern? Wie gehörte auch Burlamaqui dahin?

„Du biſt erſtaunt," fuhr er fort: „und mit Recht. Sieh', Kind, indem ich ihr den Burtorf ſuche, fällt mir der alte Burlamaqui in die Hand. Ich hatte ihn ſchon verſchätzt. — Eins, Julius, kann ich dir noch nebenbei bemerken, das junge Frauenzimmer iſt ein höchſtliebenswürdiges Mädchen. Auf Ehre, dieſe beſcheidene, blöde Kleine iſt in meinen Augen mehr werth, als ein ganzes Dutzend deiner Profeſſoren!"

Ich war in dieſem Punkt vollkommen der Meinung des Oheims. Die Bemerkung, übrigens, wenn er

ſie auch nur als „Nebenbei“ gab, machte mir ihn ſelbſt zehnmal lieber und achtungswerther; er war, ſah ich, offenbar mehr, als bloßer Stubengelehrter; er war, gegen mein Erwarten, wirklicher Menſchenkenner, und gegen das Schöne nicht unempfindlich.

— Sie muß ein Engel ſein! — ſagt' ich, um noch Weiteres zu erfahren.

„Ja, ein wahrer Engel, Julius! Denke doch, ſie lieſt Hebräiſch! und zwar ſo geläufig, ſo zierlich, wie man es irgend im Paradieſe geſprochen haben mag.“

— Nicht doch, lieber Oheim! Hebräiſch? Sie wollten gewiß etwas anders ſagen, oder nur ſcherzen. Wie wäre denn ein Frauenzimmer, und ein ſolches, ans Hebräiſche gerathen?

„Meiſterhaft lieſt ſie! Du hätteſt hören ſollen, wie ſie mir den XLVIII Pſalm, nach der Edition von Buxtorf, vortrug. Es lag Muſik in der Sprache Davids! Doch fiel mir auf, daß ſie das hebräiſche Ajin ganz eigen betonte; es, wie zum Beiſpiel im Worte „Gnamat“ nicht ſo, wie ich, ſondern „Njamat“ ausſprach. Darüber muß ich morgen die Meinung des Profeſſors Orientalium, meines alten, gelehrten Freundes, vernehmen.

— Beſter Oheim, Sie ſehn, ich kann mich nicht vom Erſtaunen erholen.

„Ich glaub's wohl. Mir ging's anfangs nicht beſſer. Nachher aber zeigt' ich ihr, daß der Text von Buxtorf weit vorzüglicher, als der vom Cröſius ſei. Ich verglich ihr die Varianten von beiden.“

— Aber, nein! Und wirklich haben Sie mit ihr über dergleichen hebräiſche Dinge geſprochen?

„Ganz gewiß hab ich.“

— Allerſchönſter Oheim, ſie war alſo hier im Bibliothekzimmer; ſie ſtand alſo vor Ihnen da, — — und Sie haben ihr nichts, als Das geſagt? Welche Miene machte das arme Kind zum Crösius und Burtorf? Verſtand ſie etwas davon?

„Und warum nicht? als ein Mädchen von ſo ſorgfältiger Erziehung, wie ſelten eine Jüdin genießt, mußte ſie mich wohl verſtehn.“

— Wie ſagten Sie? eine Jüdin? — rief ich erſtaunt.

„Allerdings, eine Jüdin.“ Erwiederte der Oheim ſehr gelaſſen.

Ich war anfangs etwas überraſcht. Allein — ich weiß nicht, ob's Andern, wie mir ergeht? — Das einzige Wort „Jüdin“ ſteigerte die Schönheit dieſer zarten Jungfrau in meinen Augen ins Unendliche. Ich liebte plötzlich ſchwärmeriſcher, als vorher. Vielleicht klingt das ein wenig unchriſtlich. Was kann ich dafür? Sie war nun durchaus nicht mehr die Vorige; und was mich bisher an ihr entzückt hatte, war nicht mehr das bisherige, ſondern Höheres, Lieblicheres geworden. Sie war keine ſchöne Chriſtin; nein, eine der herrlichſten Töchter Iſraels, folglich — — — Vielleicht findet man in dieſem „folglich“ keinen folgerechten Schluß. Ich geb es zu, jeder Schüler in der Logik hätte mir das beweiſen können, geſchweige mein Oheim. Ich hütete mich auch,

ihm eine Silbe davon zu sagen. Aber sei es Irrthum, oder nicht, daß sie, als Jüdin liebenswürdiger, denn als Christin, dastand, — der Irrthum war mir lieber, als alle Logik. Ich frage aber: Liebt man wohl eine Schwester mit demselben Feuer, wie ein andres Mädchen? Nein! — Aber, zum Beispiel, irgend eine Landsmännin? Weit zärtlicher! — Und eine Engländerin, eine Russin, kurz eine Fremde? Viel heftiger! — Nun denke man gar eine Jüdin, umgeben von jedem Zauber, der die Seelen fesseln kann; eine schöne Verlassene, eine von den Menschen unbeachtete! — — — das rückte sie mir näher ans Herz.

„Wie denn, allerbester Oheim," fragt ich weiter: „sie wird sich doch nicht auf das Studium morgenländischer Sprachen legen wollen?"

— Das nicht; ich munterte sie aber dazu nach allen Kräften auf. Doch da drüben ist im Hospital ein alter Mann am Verscheiden. Er gehört zu ihrer Religion. Sie wollte eine hebräische Bibel von mir leihn, um ihm zu seinem Trost daraus vorzulesen. Ich gab ihr die Ausgabe von Buxtorf, als die richtigste.

„Sie kömmt also vielleicht wieder zu Ihnen?"

— Morgen Vormittag versprach sie das Buch zurückzubringen! sagte der Oheim und setzte sich ruhig zu seinem Fläschchen mit der bläulichen Flüssigkeit.

Ich wagte nicht, ihn mit neuen Fragen in seinen merkwürdigen Untersuchungen zu stören. „Aber," dacht ich: „Morgen Vormittag erscheint sie wieder; kömmt in dies Zimmer; kömmt zu dem guten, glück-

lichen Oheim, und ich, — ich habe keine Bedeutung für sie. Die Phiole dort ist ihr interessanter, als ich's sein kann." — Ich verließ die Bibliothek nicht ohne einige Niedergeschlagenheit.

---

Mit Verwunderung sah ich mein Zimmer matt erleuchtet, als ich hinein trat und ich eben läuten wollte, damit man die Kerzen anzünde. Es war nichts, als Wiederschein vom hellen Licht, das durch die Saalfenster des Hospitals gegen die meinigen herüberfiel. Um diese Zeit pflegte es sonst drüben finster zu sein. Das lockte mich ans Fenster; die Fenster gegenüber waren ebenfalls offen. Ich sah nichts. Wozu die Beleuchtung? Ich trat auf einen Stuhl und bemerkte drüben einen gegen die Wand fallenden menschlichen Schatten. Ich lüpfte mich auf den Zehenspitzen und entdeckte, an der nämlichen Wand hangend, den Obertheil eines weiblichen Strohhutes. Ich kannt' ihn.

„Da haben wir's! Geschwind! Sie ists!" rief ich. — Den Stuhl sogleich auf den Tisch, Grotius und Puffendorf auf den Stuhl, mich auf den Puffendorf stellen, war Sache einer Sekunde. Die Augen zu erweitern und zu schärfen, hielt ich den Athem zurück.

Da saß sie neben dem Sterbebett eines kranken Greises; fromm und andachtsvoll in sich gesammelt; von allem Glanz jugendlicher Anmuth umflossen; Nacken und Haupt etwas vorgesenkt; die schönen Wimpern auf das offne Buch gerichtet, aus dem sie dem Sterbenden heilige Tröstungen las. Nur zuweilen

blickte sie auf, als schwiege sie, um den müden Geist des Hörenden ausruhn zu lassen; oder sie unterstützte sein Haupt; oder nahm gütevoll seine Hand, indem sie ihn, voll himmlischen Erbarmens betrachtete.

„O, du schon im Todeskampfe Seliger!“ sagt' ich: „Wer doch, wie du, von hinnen scheiden könnte, indem ihn noch eines Engels heilige Worte erquicken!“

Als wenn sie mich hörte, mich in meiner dunkeln Stube sähe, hob und wandte sie rasch den Kopf nach dem Fenster, nach mir hin! — — Ich, ganz erschrocken, fuhr zurück, daß mein Gerüst unter mir ins Wanken gerieth. Ich lag am Boden. Stuhl und Tisch und Grotius fielen über mich her, und Puffendorf versetzte mir eins auf den Kopf. Ich lag unter dem höllischen Gerumpel eine gute Weile still, um mich zu besinnen. Als ich wieder aufstand, trat, mit dem brennenden Licht, Oheim Toms zur Thür herein.

„Was hast du gemacht, Julius?“ fragte er ängstlich und sah bald auf die Zerstöhrung am Boden, bald auf mich.

— O nichts, gar nichts! — — — Da oben, sehn Sie, an der Decke — — — (der Oheim leuchtete hinauf;) ich wollte etwas aufhängen — — — (Der Oheim warf die Augen umher und suchte, was da wohl aufzuhängen wäre;) und während dem bin ich gefallen, — — — und hernach — — — bin also nur gefallen.

„Du sprichst etwas unzusammenhängend; der Fall hat deine Gehirnnerven wahrscheinlich stark erschüttert.

Es kann Cephalalgie daraus erfolgen. Erhole dich; ſtrenge dich nicht mit Reden an.“

Auf ſein Verlangen mußt' ich mich niederſetzen und ruhen. Er hob indeſſen Tiſch und Stuhl auf; dann auch die beiden Folianten, die er, nachdem er ſie ſorgfältig beſichtigt und abgeblaſen hatte, an ihren Ort ſtellte. Endlich trat er wieder zu mir, und fragte: „Aber was wollteſt du denn an die Zimmerdecke hängen, und ſogar noch im Finſtern?“ — Bei der Frage nahm er meine Hand, und ſchob verſtohlner Weiſe den Zeigefinger bis zu meinem Pulſe. Er ſchien mehr auf dieſen, als auf eine Antwort von mir acht zu haben; drum ſchwieg ich. Die wahre Veranlaſſung zum Bau des zuſammengeſtürzten Obſervatoriums hätt' ich Ihm ohne Furcht entdeckt; er war ſo gut und liebevoll! Er hätte vielleicht am Ende herzlich gelacht. Aber eben dies Lachen, — es würde auch das Allerheiligſte meines Herzens mitgetroffen und es entheiligt haben.

„Alſo, lieber Julius, was gab's denn aufzuhängen?“ fragte er von neuem, indem er Hand und Puls, mit einer Miene, fahren ließ, als wüßt er nun, woran er wäre.

— Nichts aufzuhängen! — Erwiederte ich: Es war ein Narrenſtreich. Im Krankenſaal machte mich die helle Beleuchtung neugierig, und ich dachte — — — O Gott, ſchon ſo bald! ſchon jetzt! — — —

Der plötzliche Ausruf, mit dem ich mich ſelbſt im Erzählen unterbrach, kam mir ſehr unwillkührlich. Doch im Saal des Sterbenden drüben erloſch in dem

Augenblick das Licht, und mit dem Licht auch meine Hoffnung, ſie noch einmal in der Glorie ihrer Andacht zu erblicken.

„Was gibts wieder?“ rief der Oheim, und betrachtete mich forſchend: „Was iſt dir zu bald?“

— Laſſen Sie es gut ſein, lieber Oheim. Es iſt nun vorbei, alles vorbei. Ich bin ruhig. Es iſt vorbei!

„Was wäre denn vorbei?“

Ich ſchwieg. Mein Zuſtand ward ihm bedenklich. Er nöthigte mich, ſo früh es auch noch an der Zeit war, ins Bett zu gehn. Ich gehorchte dem Oheim nicht ungern. Er verließ mich, während ich mich entkleidete.

---

Des Oheims letzter Einfall kam mir erwünſcht. So blieb ich mir und meinen Gedanken überlaſſen. Der Menſch iſt nur in ſeinem Bette, ſonſt nirgends, ganz vollſtändig zu Hauſe. In dieſer bequemen Einſamkeit zwiſchen den Kiſſen; in dieſer weichen Heimath der Träume, muſtert man das Treiben des Tags und der Welt nur noch aus der Ferne, wie der Schiffer im Hafen, das Spiel der Stürme, im Meer draußen. Sind wir nicht, vom Morgen bis zur Nacht, gleichſam beſtändig auf Reiſen, und allerlei Menſchen, Umſtänden, Ereigniſſen anheimgefallen? Erſt, wenn wir Abends in die kleine, liebe Herberge einkehren, gehören wir durchaus uns allein an; ſind wir, in uns geſammelt, der übrigen Welt, wie fremd und von ihr losgeſagt.

Ich legte mir ein Buch auf den Nachttisch, zum Bett: Moses Mendelssohn Phäden, oder über die Unsterblichkeit der Seele. Ich hatte eigentlich weder Sterbegedanken, noch einen Anfall von Philosophie. Das Buch, schön in grünen Marequin gebunden, lag schon lange aus der Bibliothek des Oheims bei mir, ohne daß ich hineingesehn hatte. Ich nahm es, weil mir der Name Moses Mendelssohn durch eine Art Ideenverwandtschaft plötzlich interessant ward. Diese Verwandtschaft stellte sich mir in Gestalt einer mystischen Verbindung, zwischen dem weisen Israeliten von Berlin und der schönsten seiner Glaubensgenossinnen, dar. Es lag in der Vorstellung vom Weltweisen, wie er über Unsterblichkeit der Seele sinnend, dasitzt, und ihm so im Bilde der frommen Psalmendeterin am Sterbelager des hebräischen Greises viel Gemeinschaftliches. Beider Geschäft war, die Seele zu stärken, zu heben, wenn sie die Banden ihres Leibes bricht.

Also nahm ich das Buch und las, — einstweilen aber nur den Titel. Der sagte schon genug. Im bloßen Worte „Unsterblichkeit" entfaltete sich vor mir die ganze Ewigkeit mit ihrem geheimnißvollen Reichthum und ihren unbekannten Wonnen. Ich verlor mich darin und in dem Gedanken von Seligkeit eines endlosen Beisammenseins mit ihr, der Heiligen in ihrer Verklärung. Ich ließ das Buch sinken, ohne selbst den Titel weiter anzuschauen. Das Beste jedes Buchs ist nicht der Gedanke, den es enthält, sondern den es in uns erweckt; so wie der Zauber der Musik nicht in ihren eignen Tönen, sondern im Gegenklang unsrer Em-

pfindungen wohnt. Ich finde immer ein Buch, eine Musik, dann vortrefflich, wenn ich beide über sie selbst vergesse.

Den Aufflug meines Geistes über Welt und Grab, und Raum und Zeit, schildre ich hier nicht. Wie könnt' ich's auch? Das Erhabenste, was wir denken, ist das Unaussprechbare. —

Ich würde in diesem großen und seligen Moment meine Seele mit Entzücken ausgehaucht haben. Man stirbt in der Jugend leichtmüthig und freudig, mit dem Bewußtsein, aus einem Himmel in den andern überzugehn. — Und, in diesem andern, Ihr wieder begegnen! — ich Verklärter, der Verklärten Gottes! Ihr, die jetzt vielleicht kaum eine Ahnung meines Daseins hatte! — Uebermannt von Wehmuth und sehnsüchtiger Inbrunst, nahm ich das Reisblei und schrieb auf ein weisses Blatt hinten am Buche:

Der Psalmen-Beterin.

Droben möcht ich dir mich nahn,
Heil'ge! wo die Heil'gen wohnen,
Wo nicht Rang, Religionen,
Stolzes Tagwerk, frommer Wahn,
Seelen, die in Lieb' entbrannt,
Von einander scheiden können, —
Droben laß mich dir sich nahn!

Meine Augen wurden unter einer Thräne dunkel. Ich warf Buch und Reisblei hin, und überließ mich lange dem stillen Strome von Gedanken, Gefühlen und Bildern, bis sich, im leisen Uebergang vom Wachen zum Schlummer, das Verworrene meiner Vor-

ſtellungen in beſtimmtern Umriſſen traumhaft von einander löſete und geſtaltete. In dieſer Abenddämmerung der Innenwelt, wo der Sonnenblick des Bewußtſeins, halb verſchwunden, noch die letzten, matten Strahlen auf die höchſten Gegenſtände des Gemüths durch die Seelennacht wirft, ſah ich mich in einem Labyrinth helldunkler Gänge verirrt. Ich war allein, doch ohne Graun und Furcht. Da hört ich leiſes Schreiten, wie auf Stufen aus tiefen Gewölben herauf. Eine weibliche Geſtalt, die ich nicht kannte, nahte mir. In ihrem Blick ſchwamm das Halblächeln ſchwermüthiger Zärtlichkeit. Sie ſchien mir immer bekannter, bis ich in ihr die anmuthigſte der verſtoſſenen Töchter Zions, meine Blume von Saron, fand. Ich wankte ihr in banger Seligkeit entgegen. Aber ſie wandte ſich, um mir zu entfliehn. „Verweilen Sie,“ rief ich: „nur einen Augenblick.“ — „Den ich ſuche find' ich nicht.“ Sagte ſie und wich noch mehr zurück. — „Ach, Fräulein, wenn man immer fände, was man ſuchte!“ ſeufzt' ich mit ſtiller Traurigkeit. — „Oft findet man,“ erwiderte ſie: „auch Beſſeres, als man ſucht! Leben Sie wohl.“ — Mit dieſen Worten trat ſie in der Finſterniß zu einer dunkeln Pforte, die ſie nicht öffnen konnte. Ich eilte ihr zu Hülfe. Im beiderſeitigen Bemühn, aufzuſchlieſſen, ſchloſſen ſich unſre Hände unabſichtlich zuſammen. Ich brannte, wie in heiſſen Fieberſchauern. Sie entfloh, und ſie ſprach: „Wir werden uns wiederſehn!“ — Ich ſank weinend auf die Erde nieder im herben Schmerz. Da kehrte ſie zurück. Und es ward Dämmerung um ſie her,

endlich heller Glanz: Es ſchien nicht, als wär es fremdes Licht, ſondern, wie wenn von ihrem Weſen die Klarheit ausgehe, die uns umfloß. Ihr ſchönes Angeſicht war blaß, doch unausſprechlich liebevoll. Ich ſah ſie ihr Haupt holdſelig gegen meine Stirn neigen; ich fühlte das leiſe Wehen ihres Athems: und ihre Hand fand endlich die meinige. Ich verging in einem ſeligen Aufruhr des Gemüths, oder vielmehr mein Traum verging in ihm. Die Bilder wurden dämmernd und verſchwammen; und von Geſtalt in Geſtalt zerfließend, ſah ich zuletzt mit Verwunderung die meines Oheims. Er hatte meine Hand ergriffen, mir den Puls zu fühlen, und ſein Geſicht über mich hingeneigt, das meinige, durch die Brille genau zu beobachten.

---

Wenig fehlte, ich hätte im erſten Entſetzen laut aufgeſchrieen, ſo geſpenſtiſch und grauſenhaft erſchien mir im Erwachen der Kopf des Oheims. Die Größe dieſes Kopfes war, wegen ſeiner allzugroßen Nähe, rieſenartig, faſt unüberſehbar; und die Brillengläſer hingen, wie zwei ſtarre, gefrorne Seen, über mir, in deren Grunde ſich fantaſtiſche Ungeheuer bewegen wollten.

„Laß dich nicht ſtören, Julius," ſagte er mit gewöhnlicher Gutmüthigkeit: „ich bin dem Uebel bei dir auf der Spur. Morgen iſt es vergangen. Fürchte dich nicht. Wozu deine hypochondriſchen Grillen? Wozu

dieſe Vorbereitungen zum Tode? Du haſt noch zu fünfzig Jahren Lebenskraft.“

— Ich Vorbereitungen zum Tode, Oheim? Ich wüßte wahrhaftig nicht, weswegen? Ich bin geſund, wie ein Fiſch.

„Mag ſein. Aber das Leſen taugt dir nichts im gegenwärtigen Zuſtande; am wenigſten Beſchäftigung mit Mendelsſohns ſpeculativer Philoſophie. Es vermehrt nur dein Fieber.“

— Ich habe weder Fieber, noch philoſophirt, noch ſpeculirt.

„Deſto beſſer. Drum laß den Phädon beiſeite; er gehört nicht auf den Nachttiſch eines Kranken. Ich hab ihn dir weggenommen. Du bedarfſt nur der Ruhe.“

Indem er ſo mit mir ſprach, fuhr er immer fort, mich mit Forſcherblick zu betrachten. Dann ging er ſeitwärts und blätterte am Tiſch in einem alten Quartband, vermuthlich um zu den wahrgenommenen Symptomen die anzuwendenden Heilmittel zu ſuchen. Wirklich ſtand neben dem dicken Buch ein Arzneifläſchchen bei einem ſilbernen Löffel. Mich wandelte gerechte Furcht vor dieſen Zurüſtungen an.

„Machen Sie ſich meinetwillen, ich bitte Sie, keine Sorge, Oheim. Sie täuſchen ſich. Ich bin nicht krank. Ich ſchlief ſchon ſehr gut, und glaube, ich habe die angenehmſten Träume von der Welt gehabt.“

— Wirklich, Julius? angenehme Träume? Schön! ſchön! — Auf des Oheims Geſicht malte ſich heimliche Freude mit einem Schimmer von zufriednem Stolz,

indem er vor sich murmelte: „Recht so! das Mittel wirkt rasch und kräftig!“

— Was haben Sie mir denn schon gemacht? — fragt' ich.

„Sollst seiner Zeit Alles erfahren. Siehst du, hier hab' ich, Pagina 64 des Hippokrates, in der Haager Edition, deinen ganzen Zustand. Sage mir noch, wovon hast du angenehm geträumt? Die Art der Träume in Krankheiten ist zuweilen ein sicheres Indicium über den wahren Sitz des Uebels. Besinne dich.“

Ich mochte mich besinnen, wie ich wollte, der Traum war bis auf die letzte Spur verwischt.

„Strenge dein Gedächtniß nicht an.“ Sagte er; goß vorsichtig zählend einige Tropfen seiner Mixtur in den silbernen Löffel, und trat damit zu mir ans Bett. „Nimm, Julius, die Paar Tropfen werden dir wohl thun. Trink, lieber Freund!“

Es überfiel mich ein unüberwindlicher Ekel beim Anblick des silbernen Löffels. In meiner Kindheit war ich regelmäßig alle Frühjahr einmal, wie gesund ich auch sein mochte, mit einem Abführungsmittel geplagt werden, das mich jedesmal einen Tag lang sterbenskrank gemacht hatte. Ich bat, ich protestirte dagegen; umsonst! Der gute Oheim beschwor mich, bei Allem was mir lieb sei, so dringend und rührend, daß ich ihm die Freude unmöglich versagen konnte, mich seiner Arzneikunst gehorsam zu unterwerfen. Ich nahm den Löffel; die heilsamen Tropfen flogen aber zwischen Wand und Bett nieder, und das leere Werkzeug kam von

meinen Lippen wieder zu ihm. Er war zufrieden mit mir, und verhieß schnelle Genesung, an der ich auch nicht im mindesten zweifelte.

„Behorche dein Inneres!“ hob er nach einer Weile abermals an: „Fühlst du irgend in dir wo einen Druck, einen linden Schmerz, eine ungewohnte Empfindung. Horche dich ganz aus in tiefster Stille. Es liegt in der Macht der Seele, den Zustand ihres kranken Leibes vollkommen durchzufühlen; es ist, wie bei den Thieren der Instinkt.“

— Ich bemerke nichts, als es beißt oder kützelt mich in der Herzgegend, oder da umher.

Sein geheimnißvolles Lächeln, bei diesen Worten, schien mir anfangs satyrischer Art, als wollt er sagen: Bei jungen Leuten gehört ein solches Kützeln in der Herzgegend zum normalen Zustand. — Als er aber dazu mit dem Kopf sehr wohlgefällig nikte, ward mir die Sache verdächtig. Ich fuhr mit der Hand hin und fühlte mit den Fingerspitzen ein großes Pflaster, das mir, während des Schlafs, daselbst angebracht worden war.

„Halte dich still, liebes Kind. Stöhre das Kataplasma nicht in seiner Lage; es hat schon trefflich gewirkt. Die Tropfen werden dir langen wohlthätigen Schlaf bringen. Darum verlaß' ich dich. Morgen bist du gesund. Gute Nacht.“

Er, den dickleibigen Hippokrates unterm Arm, verließ mich. Doch eben so schnell flog auch das Kataplasma den heilsamen Tropfen hinters Bett nach. Zufrieden nistete ich mich wieder in meins Kissen ein.

Hier war kein Kranker in der Einbildung gewesen; nur ein Arzt in der Einbildung. Die im Deckel der Nachtlampe durchbrochenen Figuren von Sternen und Schlangen, erschienen in verworrenen, bleichen Lichtgestalten an der Zimmerdecke, und verbreiteten eine matte Helligkeit, die mich an den Wiederschein von den Saalfenstern des Hospitals erinnerten. Kein Wunder, daß ich im Geiste sogleich die holde Bekennerin des mosaischen Gesetzes wieder erblickte, wie sie neben dem sterbenden Glaubensgenossen lesend saß, in unendlicher Anmuth und wie vom Heilgenglanz umgeben. Das erste Erwachen unschuldsvoller Neigungen in der Brust eines Jünglings hat Alles vergöttlichende Kraft in sich. Es ist ein magischer Sonnenaufgang über den Nebeln der Kindheit. Das Weltall wird zum ungeheuren Prachttempel, in welchem man mit Gott und der Geliebten einsam wandelt. Alles Andre ist nur durch ihre Gegenwart herrlich; hat nur Beziehung auf sie, predigt nur sie. Das Alles ist nicht Schöpfung der Fantasie, nicht poetischer Erkünstelung, nicht Wahnsinn; es ist Natur, Wirklichkeit, Leben und Wahrheit.

So mag es nicht befremden, wenn ich mich mit der jungen Israelitin in das tiefste Gespräch verwickelte, und Worte für Dinge fand, für welche allen Sprachen der Welt sonst der Ausdruck fehlt. Ich hatte nicht vergessen, daß sie vielleicht am künftigen Morgen wieder in der Bibliothek des Oheims mit dem geliehenen Buche erscheinen würde. Dies „Vielleicht" stand vor mir, als zweifellose Gewißheit. Nur der erste Schritt, nur die erste Anrede, war bei meiner Blödigkeit das Schwie-

rigste; dies überwunden, mußte das Uebrige sich wohl von selbst ergeben. Ich versuchte diese Anrede, dieses Anknüpfen und Einfädeln einer geist-, einer herzreichen Unterhaltung. Nie war ich reicher an trefflichen Einfällen gewesen.

In solchen angenehmen Beschäftigungen, die immer unzusammenhängender wurden, entschlummerte ich.

---

Schon fiel blendend der Sonnenglanz des vollen Tags durch die großen Glasscheiben des Fensters, als ich erwachte. Die Schwalben waren in voller Arbeit um die Dächer; auf der Straße Geräusch und Leben von Menschen, Thieren und rollenden Wagen. Ich war im Begriff, von meinem Lager aufzuspringen, als mich ein verdächtiges Geräusch zurückhielt. Ich hörte die Tritte des Oheims auf einer verborgenen Wandtreppe, welche aus dem Schlaf-Kabinet neben seiner Bibliothek zu meinem Zimmer niederführte. „Helf Himmel!“ seufzt' ich: „er kömmt zuverläßig mit dem silbernen Löffel und ich soll den Rest seiner Mixtur verzehren!“ — Geschwind schloß ich, um der Gefahr zu entkommen, beide Augen, und stellte mich, als läg' ich noch im tiefsten Schlaf.

Leise öffnete sich die Tapetenthür. Bald spürt' ich seine Nähe am Bett. Nach einer Weile fühlt' ich ein Wehen seines Odems an meinen Wangen. Ich blieb unbeweglich, wie ein Todter. Es erfolgte eine lange Pause. „Gut, gut! er liegt noch so ruhig wie beide Male verhin!“ murmelte er für sich: „Frische Farbe!

Es trifft richtig ein, wie geschrieben steht.“ — Es trat abermalige Stille ein. Dann fühlt ich an der Hand, die auf der Bettdecke ausgestreckt lag, von seinen Fingern ein leises Beschleichen des Pulses. Fast wandelte mich eine Lachlaune an; doch überwand ich sie glücklich. — „Regelmäßig!“ — murmelte er. Nun glaubt' ich der heimlichen Inquisition entlassen zu werden. Ich irrte mich. Er legte, kaum fühlbar, die Handfläche mir auf die Stirn. Nachdem er sich über den Stand ihrer Temperatur vergewissert hatte, zog er die Hand zurück, mit Gemurmel des Beifalls. Nun aber gerieth ich in nicht geringe Angst, er werde noch in der Herzgegend das verwünschte Kataplasma suchen wollen. Mir war, als fühl' ich schon auf der Brust die annähernde Wärme der Hand und ein gelindes Schauern und Kützeln in der bedrohten Gegend. Ich war im Begriff die Augen zu öffnen und ihn lachend über meinen Schlaf zu enttäuschen. Da vernahm ich Töne, welche seinerseits eine andere Bewegung verriethen. Ich hörte das leichte Geklapper von Ringen, Uhrschlüsseln, Gemmen, Petschaften und einem Dutzend andrer goldnen Kleinigkeiten, welche eine beträchtliche Last am Ende seines Uhrbandes bildeten. — Ich vermuthete nicht mit Unrecht, er erkundige sich nach der Zeit. „Erst neun und ein Viertel!“ sprach er halblaut vor sich hin: „Also muß er, laut Vorschrift, bis eilf Uhr und ein Viertel nicht aufwachen. Bis dahin bin ich längst zurück.“ — Wahrscheinlich hatte sein Hippokrates mir vorgeschrieben, nicht früher zu erwachen; allein ich war keineswegs gestimmt, ihm Folge

zu leiſten. — Ein leiſes, ſich vom Bett entfernendes Knarren der Schuhe verkündete darauf den Abzug des Oheims. Ich blinzelte mit den Augen, und ſah ihn, an der Zimmerthür, vollkommen gekleidet, um Beſuche zu geben; im kaffeebraunen Frack, Nankin-Pantalons, den runden Kaſterhut und das ſpaniſche Rohr in der Hand. Nichts kam mir erwünſchter. Wahrſcheinlich war er auf dem Wege, vom Profeſſor Orientalium den wichtigen Zweifel über die Ausſprache des Ajin's der Hebräer löſen zu laſſen.

Sobald er das Zimmer, und wie ich hoffen konnte, das Haus hinter ſich hatte, ſprang ich fröhlich auf; warf mich in die Kleider, und befahl das Frühſtück, welches ich ſonſt in der Regel mit dem Oheim geſellſchaftlich zu nehmen pflegte. Nebenbei erfuhr ich zu größerer Beruhigung von der alten Köchin, daß mein Oheim den Morgen keinen, weder männlichen, noch weiblichen, Beſuch erhalten habe. Alſo war die liebenswürdige Iſraelitin noch zu erwarten; vielleicht, ach, nur vielleicht zu erwarten, und vielleicht führte ſie mein guter Stern mir, noch in Abweſenheit des Oheims, entgegen. Ich eilte, wie geflügelt, in das Bibliothekzimmer hinauf, und verzehrte dort in Haſt mein Frühſtück, das auf dem gewohnten Tiſchchen unter dem großen Spiegel bereit ſtand. Dann ohne Säumen trat ich ans Fenſter. Es war geſchloſſen. Ich wagte es nicht zu öffnen, aus Furcht, ſie könnte zufällig ſchon auf der Straße daherkommen.

Aufrecht hinter den Scheiben des Fenſters, hielt ich die Augen unverwandt gegen das äuſerſte Ende

der Straße gerichtet, von woher sie zu erscheinen pflegte. Je länger ich in ungewisser, ängstlicher Erwartung dastand, je unbehaglicher ward mir zu Muth; besonders, da mich das, was noch gestern Abend ein Leichtes schien, in die bitterste Verlegenheit versetzte, nämlich Art und Weise sie anzureden, und schon durch die Einleitung des ersten Gesprächs einigermaßen ihr Vertrauen, ihr Wohlwollen zu gewinnen. Ich besann mich vergebens auf die prächtigen Gedanken und Redensarten von gestern. Sie waren mir entflogen, und was ich davon noch stückweis erhaschte, hatte keinen vernünftigen Zusammenhang. So sah ich die herrlichste Gelegenheit verlorem, ihr um einen kleinen Schritt näher zu treten. Ich verzweifelte im Stillen, und fing in Verzweiflung sogar an zu pfeifen, um mich gewaltsam zu zerstreun und mein fatales Ungeschick zu vergessen. Ja, ich wünschte, sie möchte heut nicht zu Oheim Toms kommen. —

Im Thurm der benachbarten Kirche schlug es zehn Uhr. Ich fing zu glauben an, einmal zehn Uhr vorbei, erscheine sie nicht mehr. Ich zählte die Schläge der Glocke; und von Schlag zu Schlag ward meine Zuversicht größer. Endlich tönte der letzte von allen. „Gottlob!“ sagt' ich mit leichterm Herzen: „diesen Tag bleibt sie aus.“ Froh macht' ich ein Paar Gänge durch die Bibliothek; ich hatte meine Fassung vollkommen wieder.

Allein es ward mir schwarz und bleu vor den Augen, als ich wieder ans Fenster trat; denn ich sah ein blaues Kleid in der Ferne; — sie war's! — Ich wünschte,

ſie möchte dieſen Morgen in andrer Abſicht ausgegangen ſein, und erwartete mit großer Seelenangſt, ob ſie, in die Gegend unſers Hauſes angekommen, vorübergehn, oder hereintreten werde? — Aus jeder leichten Biegung ihrer Richtung zog ich Folgerungen, die mich wechſelsweis beruhigten oder zittern machten. Eins tröſtete mich, daß ſie auf der jenſeitigen Straßenhälfte ging, und jenſeits des Baches. — Da kam aber eine kleine Brücke: und ſie herüber. Das Fenſterglas hinderte mich, den Kopf vorzuſtrecken. Ich verlor ſie aus den Augen.

Meine ganze Geiſtesgegenwart war dahin. Ich lief zur Thür, um zu entrinnen; blieb wieder ſtehn und ward anders Sinnes, weil ich ihr auf die Art ſchnurſtraks entgegen gelaufen wäre. Ich kehrte um. Da hört' ich die Hausglocke läuten. Mich überfiel ein kalter Schauer. Aber konnte nicht auch jemand anders läuten? Und warum eben davon laufen, ſelbſt wenn ſie es wäre? Welches Unglück könnte mir zuletzt daraus erwachſen, wenn ich ſie mit der kälteſten Höflichkeit empfinge? — Die Hausglocke ward zum zweitenmal angezogen. Ich nahm vor Schreck einen drei Schritt langen Satz durch das große Zimmer. Dann ſchalt ich mich ſelber, ärgerlich über dies Unmaß von Feigheit. Ich hätte mir eine Ohrfeige geben mögen. „Haſenherz!“ ſagt' ich zu mir: „Haſenherz, vor einem ſanften, liebenswürdigen Kinde Reißaus zu nehmen! Sie kömmt ja nicht einmal eigentlich zu dir, ſondern nur zum Oheim. Er iſt nicht zu Hauſe. Man wird ihr ſchon, beim Oeffnen der Thür unten, ſagen,

er sei ausgegangen, und sie nicht hieher bemühn. Also vergebliche Angst! du wirst sie nicht einmal sehen. Und vielleicht ist's zu guter Letzt blos der Oheim selber, der zurückkehrt."

Ich setzte mich nieder, um wieder einige Haltung zu bekommen. Ich sprang auf, es dünkte mich, als hört' ich Schritte. Setzte mich dann; stand abermals auf. Endlich um die Höllenpein meiner Ungewißheit los zu werden, ob es der Oheim, ob sie es wäre? schritt ich zur Thür, öffnete sie, und sah niemanden. Nun vollkommen beherzt, schritt ich weiter vor. Ich erblicke, im Halblicht der Treppe, an der Wand, den Umriß eines weiblichen Schattens. Sie war's! — Sie schwebte, leicht wie ein Schatten, herauf. Sie stand vor mir.

„Ist Herr Toms zu Hause?" fragte sie mit ihrer weichen Stimme; mit einer Stimme, wie ich sie im Leben zum ersten Male hörte; mit einer Stimme, worin eine Melodie lag, die man im Leben nicht vergißt. Ihre Frage hatte durchaus nichts Dunkles und Verwickeltes für mich; aber wahrhaftig, die Antwort war bei mir nicht so leicht zu finden. Mit stummer Verbeugung, und einer zum Eintritt ins Bibliothekzimmer einladenden Handbewegung, ging ich ihr voran, öffnete die Thür, und folgte ihr darin nach. Es war dies Alles von meiner Seite weniger Wirkung seiner Lebensart und Höflichkeit, als der unsäglichsten Bestürzung. Es brauſete mir im Kopf; durchaus kein Gedanke war mehr darin lebendig. Aber es mußte geredet sein. Die bisherige Stellung war unhaltbar.

Erröthend bot ich ihr einen Seſſel, und ſagte, ohne ſie anzuſehen: „Sie wünſchen — — — Sie wollen — — —“ und damit blieb ich im Reden ſtecken. Denn ich ſah zu ihr auf und ſah das ſchönſte Erglühn ihres Geſichts.

„Verzeihn Sie, — — —“ ſtammelte ſie, ihre eigne Verlegenheit beſiegend: „Ich werde wieder kommen, falls Herr Toms nicht zu Hauſe iſt.“

„— Leider, — — — aber — —“ ſagt' ich, oder ſtammelt' ich, oder ich glaube faſt, ſeufzt' ich.

Und indem ſie ſich gegen mich leicht verneigte, wandte ſie ſich und ließ mich ſtehn, der ich in der Verwirrung nicht wußte, was ſagen oder thun, und nicht eher daran dachte, ſie zu begleiten, bis ſie ſchon über die Thürſchwelle war; dann eilte ich ihr nach. „Verweilen Sie nur einen Augenblick!“ ſprach ich endlich halblaut zu ihr, als wir draußen in dem halbdunkeln Gang zur Treppe ſtanden.

„Den ich ſuche, find' ich nicht, — — —“ antwortete ſie noch leiſer.

„Ach, Fräulein, wenn man immer fände, was man ſuchte!“ — — — ſeufzt' ich, und während ich die Worte ſprach, ward mir, als wäre das ſchon einmal da geweſen, wie jetzt, und ich dachte mir ihre Antwort voraus: „Oft findet man auch Beſſeres, als man ſucht.“ Doch dacht ich dies nur flüchtig und unklar. Aber ſie entgegnete, was ich gedacht hatte: „Oft findet man Beſſeres, als man ſucht.“ Damit ging ſie zur Thür der Treppe, und ſuchte das Schloß daran, in der ſchwachen Beleuchtung des ent-

fernten Gangfensters. Ich wollt' ihr behülflich werden. Unsre Hände berührten sich zufällig, und statt der Thürklinke hielt ich in der Hand ihre zarten Finger. Es zuckte mir elektrisch durch alle Nerven. In viel zu seliger Verwirrung, um den glücklichen Mißgriff sogleich aufzugeben, stand ich, und viel zu blöde und verlegen stand sie da, um der unerwarteten Schlinge ihr Händchen schnell zu entziehn; sie und ich sprachlos; wie viel Sekunden, weiß ich nicht. Leider weiß ich, sie ging ohne ein Wort zu äussern, die Treppe hinunter. Sie verschwand endlich. Ich kehrte halbentgeistert, oder, als hätt' ich eine Geistererscheinung gehabt, zur Bibliothek zurück.

Da warf ich mich ins Sopha, aber mit Schaam und Aerger über mein linkisches Betragen, über meine unverantwortlichen Tölpeleien, über — — —. Doch, wenn ich sie mir vorstellte, ihren schüchternen, verlegnen Blick, ihre eigne Unruhe, ihr Erröthen, dann fing ich an, mich ein wenig mit meiner eignen Verwirrung zu versöhnen. Ich hatte dabei das sonderbare, dunkle Gefühl, dies Alles sei nicht zum erstenmal geschehn; ich hätt' es schon irgend einmal erlebt; die Begebenheit habe sich blos wiederholt, und zwar von Wort zu Wort wiederholt. Ich ward fast an meinem Verstande irre, denn ich konnte mir selber nicht glauben, und doch war ich mir bewußt, Alles, wie es gekommen, gewußt zu haben; ihre Reden vorher gekannt zu haben. Da fuhr plötzlich in meiner Seele der Traum auf, dessen ich mich gestern Abends schlechterdings nicht mehr erinnern konnte. Das schien mir fast Teufelei

zu ſein. Darum glaubt' ich, ihn nicht geträumt zu haben, ſondern er ſpinne ſich erſt gegenwärtig in meiner Fantaſie an. Ich ſprang vom Seſſel auf, als müßt' ich, voll abergläubiger Furcht, vor mir ſelber die Flucht ergreifen.

---

In dieſem Augenblick hört' ich drauſſen des Oheims laute, derbe Stimme; dann das Zufallen der Treppenthür. Ein Sprung, und ich war in das durch Jalouſien verdunkelte Nebenkabinet; drückte die Glasthür deſſelben hinter mir zu, und ſtand ſchon, als der Oheim in die Bibliothek trat, an der geheimen Treppe in der Wand.

„Aber, aber, mein ſchönes Kind!“ rief der Oheim: „es iſt nicht möglich, was Sie mir da ſagen — —“

Dieſe Worte bannten meinen Fuß. — Alſo wäre ſie mit ihm zurückgekommen? — Ich ſchlich zur Glasthür mit lindem Katzenſchritt zurück, und beobachtete, hinter dem Umhang von grüner Serge verborgen, die beiden Sprecher. Sie war's; und erwiederte dem Oheim:

„Ich verſichre Sie, Herr Tomis, ein junger Herr.“

— Ein junger Herr? und der hier in meinem Zimmer? Ein ziemlich frecher Menſch, das! Sie kennen ihn nicht? Wie ſah er denn aus, der Menſch?

„Er war — — — er hatte — —.— nein, in ſeiner Miene fand ich wenigſtens nichts Freches; vielmehr — — —“

— Erlauben Sie, damit iſt nichts geſagt, mein liebes Kind. Sich, mir nichts, dir nichts, in ein

fremdes Zimmer einzudringen, wo er doch niemanden fand; und Sie sogar darin zu empfangen, als wär' er Herr im Hause — — — das ist ein sehr verdächtiger Bursch! Ich will meine Leute rufen.

„Vielleicht, daß irgend einer Ihrer Freunde, ein guter Bekannter, jemand aus dem Hause — ——"

— Unmöglich, sag' ich Ihnen; aus dem Hause Niemand! Ich war nicht hier; mein Bedienter mit mir, der jetzt zur Post ist; und Julius, mein Neffe — —

„Ich glaube — — — vielleicht — — — der könnte es doch sein." Sagte sie mit niedergeschlagnen Augen.

— Wiederum unmöglich, schönes Kind! Er schläft; muß bis eilf Uhr schlafen; denn er hat Medicin genommen. Das fehlt nicht. Er wohnt hier im Zimmer unter mir. Kennen Sie vielleicht zufällig meinen Neffen?

Hier entstand eine Pause. Sie währte für mich ein Jahrhundert.

„Nun, nun! mein schönes Kind, werden Sie wegen der Frage nicht so roth. Er ist ein guter Junge, ein liebenswürdiger Junge; brav, sehr fleißig, sehr eingezogen. — Aber, sagen Sie, wie haben Sie ihn kennen gelernt?

— Ich habe — — — Sie sagen, Herr Toms, er wohne unter Ihrem Zimmer. Einigemal glaub' ich ihn am Fenster bemerkt zu haben, — — — nämlich den jungen Herrn, der mich hier empfing.

„Nein unmöglich, meine Beste! Sie mögen wohl meinen Neffen etwa an seinem Fenster gesehn haben;

denn er hat seinen Arbeitstisch daneben. Aber daß er hier gewesen, Sie hier empfangen haben sollte, daran ist mein armer Julius offenbar unschuldig. Und ich kann Ihnen sagen, warum? Gestern Abend, ich glaube gegen acht Uhr war's, baut sich der unbändige Brausekopf, mitten im Zimmer, ein Gestell, und steigt hinauf; ich kann jetzt noch nicht begreifen, weswegen? wenn es nicht ein Eulenspiegelstreich, wegen der Lichter drüben im Hospital war." (Hier wandte das junge Mädchen, dessen Unruhe immer mehr zunahm, das Köpfchen nach meiner Seite, um dem guten Oheim das Erröthen zu verbergen.) Und sieh da! „Holter, polter! ein fürchterliches Getöse. Ich hör' es; laufe hinunter; finde ihn noch am Boden und in einem Zustande, daß ich ihn sogleich zu Bett gehn lassen mußte. Er ist noch darin und gewiß noch im besten Schlaf. — Aber, sehn Sie, was ich mir von Ihrer Geschichte denke. Ein junges Frauenzimmer, von Ihrer Gestalt, findet immer junge Flatterer, wo sie es will. Einer war vielleicht keck genug, — — Sie verstehn mich — — — und konnte Ihnen vorauseilen, um — — — Nicht doch, schämen Sie sich nicht, liebes Kind. Man hat sich darüber nicht zu schämen, daß man hübsch ist. — Gut! Lassen wir das, wenn Sie es ungern hören. Also von andern Dingen. Sie haben mir das Buch wieder gebracht. Was sagen Sie zum Burtorfischen Text?"

— Ich danke Ihnen auf's verbindlichste für Ihre Güte, Herr Toms.

„Aber warten Sie ein Augenblickchen. Setzen

Sie ſich, ich bitte, ſetzen Sie ſich ein wenig nieder. Es fällt mir ein, — — — ich beſitze noch etwas für Sie. — Nun, wo hab' ich's denn hingeſtellt? Sie müſſen ein kleines Andenken von mir mitnehmen. — Kennen Sie vielleicht den Moſes Mendelsſohn? den Philoſophen? Der Name ſagt Ihnen ſchon, daß er von Ihrer Religion iſt."

— Er iſt mir unbekannt.

„Glaub's wohl! Sie würden ihn kennen, wenn er ſeinen Phädon hebräiſch geſchrieben hätte. Von einem Manne, wie ihm, war es ein Uebelſtand, deutſch zu ſchreiben. Aber, das iſt ein Buch für Sie, und von einem Glaubensverwandten! Für meinen Julius iſt das nichts; ich hab' es ihm geſtern wegnehmen müſſen; er macht ſich damit Grillen. Ihm gehört Puffendorf, Burlamaqui — — Doch warten Sie ein Augenblickchen!"

Damit ging er ſeitwärts zu den Büchergeſtellen.

Sie blieb indeſſen ſtehn, voll anmuthiger Beſcheidenheit, in ſich ſelbſt gekehrt. Keinen Blick der Neugier wagte ſie im Zimmer umher zu werfen. Es war das erſtemal, daß ich ſie ſo nahe vor mir ſah und ſie ohne Furcht, in aller Ruhe betrachten konnte. Wie möcht' ich ſie in ihrer Schönheit, in der ſtillen Majeſtät ihrer Unſchuld malen! In ihrer Stellung, in ihren ſeelenvollen Mienen, in der geringſten ihrer Bewegungen lag Grazie. Die ehrwürdige Bibliothek meines Oheims erſchien mir jetzt, wie eine wunderbare Einfaſſung der lieblichſten Schöpfung, die aus der Hand der Natur jemals hervorgegangen war. Jene

dunkeln Reihen neben einander ſtehender Schriftwerke, vor welchen, durchs Fenſter, ein breiter Lichtſtrahl mit darin gaukelnden Sonnenſtäubchen, ſchwebte, wie ein aus Glanz gewobner Schleier; jene Folio- und Quartbände, Stellvertreter vergangner Jahrhunderte; die im Studierzimmer herrſchende Stille; der ganz eigne, hier herrſchende Hauch und Duft von Alterthümlichkeit, — und dann, inmitten von dem Allen, die junge, blühende Pflanze dahingeſtellt in voller Friſche und Pracht des Lebens; — — — das ſind Dinge, die ſich nicht in Wörter einklammern laſſen. — Während meine Augen trunken ſchwelgten, zitterte meine Seele unter verworrenen Ahnungen. Augenblicke voll Geheimniſſes! Augenblicke ſeliger Selbſtvergeſſenheit, wer kann euch verſtehn?

Sie ſchien zu ermüden, ſah nach dem Oheim, der noch immer unter Büchern ſuchte, und ſetzte ſich am Tiſche nieder. Indem ſie ihre Wange auf ihre artige Hand lehnte, blickte ſie nachdenkend, faſt ſchwermüthig aufwärts; dann ſchwebte ein leichtes Lächeln über ihre Lippen hinweg; dann ſah ſie gleichgültig auf ein kleines Buch, das neben ihr aufgeſchlagen lag. Nach und nach ſchien ſie vom Inhalt des Buchs angezogen zu werden; ſchlug es aber nachläſſig zu; öffnete ſpielend wieder den Deckel, wo ſie blos weißes Papier fand. Aber ſie betrachtete dies mit ungewöhnlicher Aufmerkſamkeit, und lehnte ſich ganz hinüber. Ihr ſchönes Antlitz verrieth eine ſeltſame Unruhe. Sie ſah, wie ungewiß, wo ſie ſich befinde, nach allen Seiten des Zimmers um; ſchlug das Buch zu und ſtand jäh-

lings auf. Ich war erſchrocken. Mein Odem ſtockte. Sie hatte gewiß die Verſe geſehn, und war empört über meine Anmaßungen.

„Wahrhaftig," rief der Oheim, der vom Suchen zurückkehrte: „ich weiß nicht, wohin ich's geworfen habe? Aber Sie ſollen es haben; es iſt ein ſehr gutes Buch, glauben Sie mir, und von einem Ihrer Glaubenspartei. Auch der grüne Maroquin-Band ſchickt ſich für Ihre niedlichen Finger beſſer, als der — —"

Hier war er bis zu ihr an den Tiſch gekommen, und verwundert unterbrach er ſich ſelber, indem er ausrief: „Me hercule, bin ich mit Blindheit geſchlagen? Breit liegt er da ſeit geſtern, wohin ich ihn im erſten Augenblick warf, als ich von meinem jungen Patienten kam. Wohl mocht' ich etwas verſtört geweſen ſein. Nehmen Sie, liebes Kind, nehmen Sie das Büchlein. Einen beſſeren Platz, als bei Ihnen, weiß ich Ihrem gelehrten Religionsgenoſſen nicht zu geben. Nehmen Sie, und erinnern Sie ſich des alten Doktors Toms, der Ihr Freund iſt."

Sie nahm den Phädon, etwas zögernd, aus ſeiner Hand, indem ſie auf das ehrliche Geſicht des Oheims einen ſonderbaren, ernſten Blick richtete, der den Ausdruck einer Frage, oder Verwunderung enthalten mochte. Dann verneigte ſie ſich auf verbindliche Weiſe gegen ihn, und ſagte: „Ich weiß, daß ich Ihre Güte nicht verdiene; und weiß, daß ich durchaus keines Mittels bedarf, mich Ihrer zu erinnern. Aber ich nehme das ſchöne Buch dennoch mit Vergnügen von Ihnen an. Sie loben die Weisheit des Verfaſſers. So ſoll

es bei mir von nun an der Stellvertreter eines weisen und gütigen Mannes werden."

Der Oheim begleitete sie beim Abschiede mit grosser Höflichkeit zur Thür, und sagte: „Ich hoffe aber, Sie werden über den Stellvertreter mich selber nicht vergessen; und so oft Sie meiner Dienste bedürfen, frei über mich verfügen. Verlassen Sie sich darauf; ich bin für Sie stets zu Hause; es soll mir kein Andrer wieder, wie heut, in meinem Hause zuvorkommen." — — —

Mehr verstand ich nicht; denn er führte sie durch den Gang zur Treppe. Geschwind flog ich die geheime Wandstiege hinab in mein Zimmer und ans offne Fenster, um die Verschwindende noch einmal zu sehn.

---

Da trat aber auch der Oheim zu mir herein. „O, ho! schon aufgestanden? Seit wann?" fragte er in heiterm Ton, zog hastig seine Taschenuhr, und sah nach der Stunde.

„Noch nicht seit lange. Ich habe einen erquickenden Schlaf gehabt, wie längst nicht."

Hier malte sich die höchste Selbstzufriedenheit in seinem Gesicht. Er nickte lächelnd mit dem Kopf, vergnügt über die Macht der Kunst, und über die Ehre, welche aus der Art, wie er meine Krankheit behandelt hatte, für die Wissenschaft des alten Hippokrates erwuchs. Dann nahm er einen feierlichen Ton an, und sagte: „Jetzt, Julius, bist du ausser Gefahr. Dein Zustand war bedenklich."

— Bedenklich? Glauben Sie das im Ernſt, lieber Oheim?

„Ich glaube nicht, Julius, ich weiß und weiß es genau. Ohne ſchleunige Anwendung prophylactiſcher Mittel ſtand dir durch die gewaltige Gehirnerſchütterung, Cephalalgie, Semicephalalgie, Hirnentzündung, alles Unglück bevor. Weißt du, in welchem Zuſtand ich dich geſtern Abend fand? Heftiger Puls, ſtierer Blick, vollſtändiges Delirium! Aber mein Kühltrank, die Mixtur, das Zugpflaſter, ſie haben nach Vorſchrift ihre Dienſte geleiſtet.“

Den guten Oheim die Wahrheit erblicken zu laſſen, wäre jetzt faſt allzu grauſam geweſen. Alle Freude hätt' ihm die Enttäuſchung geraubt. „Ich danke Ihnen, beſter Oheim, für Ihre Fürſorge, aber — — in der That — — ich fühle mich vollkommen geſund.“

„Geſund? Nichts weniger, als das. Reconvaleſcent biſt du!“ erwiederte er mit dem Ton der Entſcheidung. Es iſt noch zu verhüten, daß du keinen Rückfall bekommſt. Ich werde dir einen leichten Sinapismus applicieren. Heut arbeite nicht; ruhe; beobachte Diät; kein Frühſtück; ich werde für dich in der Küche das Nöthige anordnen — — —“

— Aber, liebſtes Oheimchen, ich habe ſchon mit ganz unvergleichlichem Appetit gefrühſtückt.

„Du haſt übel daran gethan, ſehr übel! wo? in der Bibliothek eben? Ich glaubte, man habe aus Nachläſſigkeit die Ueberbleibſel meines Frühſtücks wegzunehmen vergeſſen. Du alſo? Gottlob! ſo hat ſich kein Fremder angemaßt, bei mir den Herrn vom

Hauſe zu ſpielen. Alſo du haſt die ſchöne Hebräerin empfangen?

— Freilich, ſie verweilte aber kaum wenige Minuten.

„Wie recht und billig! Ich kenne übrigens in der ganzen Stadt kein liebenswürdigeres Geſchöpf. Schönheit, Sittſamkeit, jede weibliche Tugend iſt in ihr perſonificirt. Aber vor allen Dingen, Julius, hebräiſch mußt du ſie leſen hören! Auch in Betreff des Ajin iſt das Recht auf ihrer Seite. Unſer Profeſſor Orientalium ſtimmt mit ihr wegen der Leſeart vollkommen überein. Jetzt laß' mich. Du haſt mit deinem unzeitigen Frühſtück vielleicht ſchwer geſündigt. Ich werde in der Küche Befehle geben.

---

Er überließ mich in erwünſchter Einſamkeit dem Genuß meiner ſeligſten Erinnerungen. Welchen Himmel kann doch der enge Raum weniger Viertelſtunden umfaſſen, die den Werth eines ganzen Lebens aufwiegen. Ich wiederholte mir, was ſie gethan; was ſie durch ihre Gegenwart verherrlicht, geheiligt hatte. Jedes ihrer Worte, jeder ihrer Blicke, jede ihrer Bewegungen ward nun von mir geprüft und enträthſelt; jede Viertelſtunde in ihre Minuten, jede Minute in Augenblicke aufgelöst, um langſamer in allen Einzelheiten die Schwelgerei des Herzens zu begünſtigen. Sie hatte mich alſo am Fenſter bisher nicht unbemerkt gelaſſen; wußte, oder ahnete, was ſie mir galt. Ihr Erröthen, und ihre Finger in meiner Hand, und

ihre Unruhe am Tiſch, als ſie im Phädon meine Zeilen fand! O wunderbares Verhängniß! und der gute Oheim Toms ſelber war der Vermittler zwiſchen ihr und mir geworden. Ich glaubte deutlich die unſichtbare Hand der Vorſehung zu erblicken, welche die Schickſalsfäden der Sterblichen hält, ordnet, verwickelt und löst. Ich erkannte in den unerwarteten Fügungen einen freundlichen Wink des Himmels: der Bund unſrer Seelen ſei auf überirdiſche Weiſe geweiht, und meiner Liebe neige ſich die ihrige unwillkührlich entgegen.

Der Tag verlor ſich in meinem Rauſche. Oheim ſchüttelte mehrmals den Kopf; fühlte mehrmals meinen Puls; fürchtete Rückfall in mein geſtriges Delirium und hatte Recht. Nur irrte er in der Gattung des Deliriums, und vermuthete auch dann noch nichts, als ich ihn wiederholt um Aufenthalt, oder um Namen ſeiner „ſchönen Hebräerin“ fragte, obſchon er wiederholt erklärt hatte, daß er beides ſelber nicht wiſſe.

Folgendes Tages beſchloß ich, dieſe unverzeihliche Unwiſſenheit meinerſeits nicht länger zu ertragen, ſondern mit möglichſter Umſicht und Vorſicht nachzuforſchen, wer ſie ſei, wo ſie wohne? — Ich verließ das Haus, und wanderte die lange Straße mehrmals auf und ab; betrachtete ſorgfältig jedes Gebäude, jedes Fenſter. Nach vergeblichen Mühen erweiterte ich die Ausflüge in andern Gaſſen, welche an das Ende der Straße ſtießen, von der ſie gewöhnlich kam, wenn ſie am Hauſe des Oheims vorüber ging. Endlich wandt' ich mich in meinen Unterſuchungen entferntern Thei-

len der Stadt zu; aber eben so fruchtlos. Ich hoffte, ihr irgend einmal zufällig zu begegnen; wollte dann wagen, sie anzureden, sie im Namen meines Oheims ersuchen, seiner nicht zu vergessen. Ich hatte Alles nach meiner Art vortrefflich ausgedacht. Doch mein Tichten und Trachten blieb eitel. Statt um drei Uhr Nachmittags am Fenster ihr gewohntes Erscheinen abzuwarten, eilte ich ihr alle Tage mit Ungeduld auf der Straße selbst entgegen. Aber sie erschien nicht. Tage lang hatt' ich meine Entdeckungsreisen fortgesetzt. Da kehrt' ich traurig wieder zu meinem Fenster zurück und verließ es nicht mehr. Auch am Fenster ward mir ihr Erscheinen nicht zu Theil. „Vielleicht hat sie dich schon vergessen," sagt' ich zu mir selbst: „vielleicht mißfiel ihr dein albernes Betragen in der ersten Zusammenkunft; vielleicht zürnt sie wegen der Verse im Phädon."

---

Spät Abends einmal, beim frugalen Nachtessen in des Oheims Bibliothek, brachte der Bediente ein versiegeltes Paket, welches ein Unbekannter übergeben hatte.

„Oeffne es, Julius!" sagte der Oheim.

Es war das Buch im grünen Maroquin-Einband. Ich erblaßte. Drinnen lag ein Zettel, auf welchem die Worte standen:

„Wenn ich sterbe, bitt' ich, dies Buch dem Herrn Dr. Toms zuzustellen, von dem ich es erhalten habe."

Und tiefer unten las man noch:

„Wenn Herr Toms mir ein Vergnügen machen

will, wird er das Buch seinem Neffen zum Geschenk geben, zum Andenken an diejenige, die er in der Bibliothek seines würdigen Oheims empfing!"

Ich suchte nach meinem Vers hinten am Buche. Darunter standen von ihrer Hand die Worte geschrieben: „Wir werden uns wiedersehn."

„Um Gotteswillen!" schrie ich: „wenn sie stirbt! — Sie sterben können! Es ist unmöglich! Was schreibt sie vom Sterben?"

— Das gute, arme Kind! sagte der Oheim erschüttert: Was mag ihm denn begegnet sein?

„Wo wohnt sie, lieber Oheim?"

— Ich will morgen Erkundigungen einziehn. Wir wollen zu ihr und über ihr Befinden Nachfrage halten.

Der Oheim hielt Wort. Er kam am andern Morgen mich abzuholen. Es regnete. Wir gingen allein in den Straßen. Indem wir in eine andre Gasse einbogen, sahen wir Leute beisammen. Mein Oheim blieb plötzlich stehn.

„Was giebt's, Oheim?" fragt' ich mit pochendem Herzen: „Wollen wir nicht weiter?"

„Armer Julius, wir kommen zu spät."

Wir sahn einen Leichenzug, der uns entgegentrat. Seit zwei Tagen war sie durch die Kinderpocken hinweggerafft worden.

Heil'ge, wo die Heil'gen wohnen,
Droben laß mich Dir sich nah'n!

# Julius

oder

# die Manfarde.

Wie ſchlägt doch das Herz ſo treu, wenn es jung und rein iſt, wie zärtlich und wahr! Wie liebt' ich dieſe Jüdin, deren Anblick, kaum halb genoſſen, mich berauſcht hatte! Welch ein Himmelsbild blieb mir von dieſem gebrechlichen Weſen, dieſem reizenden Verein von Anmuth, Schönheit und Demuth!

Der Gedanke des Todes reift langſam. In den erſten Lebensjahren iſt das Wort arm an Sinn. Für die Kindheit iſt Alles ſeit geſtern erſchaffen, blühend, ſproſſend; für den Jüngling Alles Fülle, Kraft und Ueberſtrömen. Der und dieſer zwar verſchwindet; aber ſtirbt nicht. — Sterben! alſo auf immer von der Freude, vom lachenden Anblick der Natur, von allen glänzenden Erwartungen ſcheiden, die ſo lebendig, ſo nahe ſind; — ſcheiden von ſeinen eignen Gliedmaſſen, die jetzt Lebenswärme röthet, dann kalt und ſtarr werden, im Schoos der Verweſung zerfallen ſollen; — ſich im Grabe drunten, im Leichentuch, den Staub, die Gebeine denken — — das ſind Vorſtellungen, die dem Greiſe begegnen können, der ſie aber verjagt; dem Jüngling erſcheinen ſie nicht einmal. Er lacht mit dem Leben und verlacht den Tod.

Und es ſtirbt, die er liebt; er weiß, nie wird er ſie wieder ſehn; er ſah ihren Leichenzug, ihren Sarg,

ihr Grab; — aber sie bleibt für ihn dieselbe; unverändert, immer schön, rein, und, mit ihrem verschämten Lächeln, ihrem schüchternen Blick, ihrer rührenden Stimme, seine Seele fesselnd. — Er verliert sie, die er liebt; sein Herz bricht; sein Auge wird von Thränen wund; er sucht, er ruft sie, er redet zu ihr, sieht sie noch gegenwärtig, gibt dem Schatten sein eignes Leben, seine Liebe, — unverändert steht sie vor ihm immer schön und rein, mit dem verschämten Lächeln, dem schüchternen Blick, der rührenden Stimme. Er verliert die er liebt; nein, er ist von ihr nur getrennt; sie ist nur anderswo, und verklärt dort. Ihre Umgebungen, und Alles dort ist von mildem Licht, Reiz und süssem Geheimniß umfangen. Und doch, wo der schöne Leib ruht, ist's Nacht, kalt, feucht, und das wüste Gefolge des Todes in der Arbeit.

Langsam reift der Gedanke an's Sterben; aber einmal eingedrungen, haftet er für immer; nichts bannt ihn. Ehemals war des Jünglings Zukunft nur Leben; und nun ist, aller seiner Entwürfe Gränzstein, der Tod. Dieser winkt dem Manne, wenn er seine Scheuren füllt; er ist da, wenn er das Haus baut, das Gut kauft, Jahresrechnungen abschließt, wenn er tanzt, wenn er betet.

Die Jugend ist gefühlvoll, freigebig, kühn, und die Alten nennen das unbesonnen, verschwenderisch, frech. — Das Alter ist sparsam, häuslich und umsichtig; und die Jünglinge nennen das filzig, mürrisch und feig. — Aber wie mögen sich beide richtig beurtheilen? Sie messen nicht mit einerlei Maasstabe. Die

Einen berechnen Alles auf Leben, die Andern Alles aufs Sterben.

---

Es iſt etwas Köſtliches, der leichte Sinn, wenn auch nicht immer der Leichtſinn, der armen Sterblichen! Wie möchten ſie ſonſt den Schmerz des Lebens tragen? Ich zerſtreute mich; wanderte gern an Sonntagsabenden in der Nähe ſchattiger Weinlauben, wo beim Klange der Gläſer und Lieder der ſogenannte „gemeine Mann“ die Sorgen und Mühen der Werkeltage verſcherzt. Oft trat ich ſelber hinzu. Ich gehöre gern dieſer Bürgerklaſſe an, in welcher die meiſten Tugenden des Volks daheim ſind, die in den oberſten und unterſten Ständen ſchon zu Seltenheiten gehören. Oder ich ließ Grotius und Puffendorf liegen, weil mich Teniers und Oſtade mehr anlockten.

Mein guter Oheim hatte ein Vorurtheil gegen den Stand des Künſtlers. Er hielt Griffel, oder Pinſel, unwürdig eines denkenden Weſens, zumal eines ſolchen, das auch eſſen, trinken und ſich verheirathen will. Wunderlich genug, ehrte er, während er den Künſtler verachtete, die Kunſt ſehr, beſonders in ſo fern ſie zur Domäne der Gelahrtheit gehört, Stoff zu Unterſuchungen und Denkſchriften liefert. Mein Oheim hatte zwei Bände über die Glyptik der Griechen geſchrieben.

Ich bekümmerte mich um die griechiſche Glyptik wenig. Mich ſprach mehr das friſche Grün krauſer

Wälder, das Blau der Gebirge, der Adel menschlicher Gestalt, die Anmuth der Frauen, der Silberbart des Greises an. Das entzückte mich mit geheimnißvollem Zauber; und ich stand, von Bewundrung und Lust trunken, vor gelungenen Nachbildungen der Natur, da. Ich selber kritzelte, schon als Knabe, in meinen Büchern und Heften, wie es die Verse Virgils eben brachten, bald Dido, bald Jarbas, bald sogar Venus.

Oheim Toms hatte anfangs zu meinen Figuren gelächelt; fand aber, das lenke mich von den Studien zu sehr ab. Doch, ohne es zu wollen und zu ahnen, war er's, der mich immer mehr zur Kunstliebe verführte. Wenn ich ihn an Sonntagsabenden auf seinen Lustwanderungen in der Nähe jener Weinlauben begleiten mußte, wie konnt' ich da bei dem reizenden Wechseln des Lichts und Schattens, den belebten, malerischen Gruppen der Menschen, gleichgültig bleiben, wo sich, in tausenderlei Stellungen und Zügen, Fröhlichkeit, Freundschaft, Trunkenheit, komischer Ernst, kindische Schalkheit, und Karrikatur aller Gattung darstellte. Als der Oheim gewahr ward, daß den Didonen und Jarbassen auf meinen Heften nach und nach Figuren gemeinerer Art folgten, hörten jene Gänge zu den Lauben auf. Er führte mich, wider seine Neigung, und ungeachtet seines hohen Alters in entferntere Umgebungen der Stadt, oft bis unter die Felsen des Saleve-Berges, wo sich der Arvestrom durch das grünende Thal schlängelt, einsame Inseln formt und umarmt, und seine Wellen spiegelnd dem milden

Abendſchimmer entgegenhält. Von unſrer Ruheſtelle ſah man eine alte Barke, wie ſie, mit einigen Landleuten, zum andern Ufer ſchwamm; oder wie durch den Fluß, von den Inſeln hinweg, eine lange Reihe von Kühen langſam zum feſten Lande watete. Der Hirt, auf ſeinem alten Roß, ein Paar ungeberdiger Kindlein feſthaltend, folgte. Das Gebrüll der Rinder verlor ſich endlich in der Ferne, und der lange Zug verſchwamm in bläulicher Dämmerung.

Dieſe Schauſpiele freuten mich über Alles. Immer ging ich bewegten Herzens, das Gedächtniß voll reizender Bilder, in die Stadt zurück, und voll Sehnſucht das Wunderbare auf's Papier hinzuzaubern. Ich verwendete die Abendſtunden dazu; füllte meine ungeſtalten Umriſſe mit den blendendſten Farben und zitterte bei ihrem Anblick von Seligkeit.

Obgleich mein Oheim über Glyptik ſchrieb, die Arbeiten des Phidias, und die drei Manieren Raphaels auswendig wußte, verſtand er doch blutwenig von Zeichnung und Malerei. Er rühmte das ſchöne Zeitalter der Wiederherſtellung der Kunſt; hatte aber ſeine eigenthümliche Vorliebe für die Medaillons von Le Prince und die Hirtenſcenen von Boucher, mit denen er ſeine Bibliothek geſchmückt hatte. Doch hing da bei ſeinem Bette ein Bild in ganz wurmſtichigen Rahmen, das uns beide gleich ſehr anſprach; ihn, weil es älter, als Raphaels Zeitalter, neues Licht über die Frage von Entdeckung der Oelmalerei warf; mich, weil es mir, mehr denn Alles, die geheimnißvolle Macht des Schönen enthüllte.

Es war eine Madonna mit dem Jesuskindlein. Ein Heiligenschein von Gold umgab Mariens keusche Stirn; ihre Haarlocken fielen auf die Schultern; und eine blaue Tunika, mit langen Aermeln, verhüllte weder eine Stellung voll naiver Anmuth, noch die zärtliche Haltung einer jungen Mutter. Das Bild war übrigens ohne Kunst der Composition und trug das harte Gepräge eines andächtigen Jahrhunderts. Aber die jugendliche Madonna ward der Gegenstand meiner Bewunderung, meiner Liebe, meiner Anbetung. Und wenn ich zum Oheim hinaufstieg, hing mein erster und letzter Blick an ihr. Der Oheim aber, der zwischen meinem Rechtsstudium und dem Bilde gar keinen Zusammenhang finden konnte, ließ es abnehmen und verschwinden.

---

Es ging darum mit der Jurisprudenz um kein Haar besser. Und, als nachher meine Jüdin gestorben war, da starb ich aller Arbeit, allem Ehrgeiz, aller Lust ab. Ich nahm keinen Pinsel, kein Buch zur Hand; nur ein einziges blieb mir lieb — das Buch im grünen Marequin. Wochen, Monden, Jahre verflossen so. Mein armer Oheim fühlte Kummer darum, ohne mir aber einen Vorwurf zu machen.

Eines Tages kam ich zu ihm und nahm meinen gewöhnlichen Platz am Tisch ein. Er war bei seinen Büchern, eben daran ein Citat abzuschreiben. Ich sah, wie seine Hand mehr, als sonst, zitterte, und den Buchstaben ungewisse Züge gab. Diese Merk-

male des hohen Alters erschreckten mich, und ich hätte aus vollem Herzen weinen mögen.

---

Er war meine Versehung auf Erden, und soweit meine Erinnerungen zurückreichten, zeigten sie mir nur ihn und seine väterliche Zuneigung, als meine alleinige Stütze. Es sei mir erlaubt, ihn näher zu bezeichnen.

Er ist unter den Gelehrten, besonders denen nicht unbekannt, die sich mit griechischer Glyptik und der Bulle Unigenitus beschäftigen. Sein Name steht in den Katalogen öffentlicher Bibliotheken; seine Werke sieht man in beiseite gestellten Bücherschränken. Unsre Familie, ursprünglich aus Deutschland, ließ sich im Anfang vorigen Jahrhunderts, ums J. 1720, in Genf nieder. Hier ward mein Oheim in einem alten Hause bei Puits-St. Pierre, einem ehmaligen Kloster, geboren, von dem man noch den Eckthurm sieht. Das ist Alles was ich vom Herkommen des guten Oheims und seinen ersten Kinderjahren weiß. Er wiedmete sich, nach vollendeten Studien, glaub ich ganz den Wissenschaften, und aus Liebe zu ihnen, dem Cölibat; bezog auch bald das Haus von der französischen Börse, ebenfalls ein ehmaliges Kloster, wo er den ganzen Lauf seines langen Lebens vollendet hat, ohne Verbindung mit der Stadt, nur in Gesellschaft seiner Bücher.

Sein Name, einigen auswärtigen Gelehrten, besonders in Deutschland, bekannt, ward kaum in dem

Stadtviertel genannt, wo er wohnte. Seine Behausung ohne Geräusch, seine altmodische Tracht ohne Abänderung, seine Gewohnheiten ohne Wechsel, sah man ihn, wie Alles, was immer das Eine und Gleiche bleibt, wie Häuser, Bäume, Thorwege, ohne ihn zu bemerken. Nur zwei oder dreimal ward ich von Vorbeigehenden gefragt, wer der alte Herr sei? Es waren aber Fremde, die sein Gang und Anzug ganz verschieden von andern befremden mochte. Ihre Neugier machte mich stolz. „Es ist mein Oheim!“ gab ich zur Antwort.

Diese Lebensweise bestimmte auch den Gang seiner Geistesweise. Der Tageswelt, ihren Interessen, ihren Leidenschaften fremd, hielt er nur zu seinen Büchern; nahm ihre Lehrmeinungen und Behauptungen vor, nicht mit den argwöhnischen Zweifeln eines Philosophen, sondern mit jener Gemüthsruhe, die sich weder zu Widerlegungen noch Beistimmungen übereilen mag. Er trieb sich mit den spitzfindigsten Fragen der Theologie um, ohne daß man im Grunde wußte, was er eigentlich in Religionssachen glaube? Er wog alle Moralprinzipe ab, ohne daß er zeigte, welches er im Leben eigentlich befolge? Nichts erschütterte, nichts gewann ihn in Systemen und Meinungssachen. Waren seine Ueberzeugungen gering: seine Toleranz war deste größer.

Es wäre mir gewiß leid, wenn man meinen Oheim, wegen seiner Neutralität, wegen seines kalten Scepticismus in Glaubenssachen und Moralprinzipien, minder schätzen wollte. Er war in seinem Wesen so natür-

ſich gut und wohlwollend, daß er vielleicht nie in den Fall gekommen war, ein Hülfsmittel zur Tugend, und noch weniger, zur Beſiegung des Böſen anzuwenden. Ein angebornes Zartgefühl des Schicklichen bewahrte ihn vor allem Unanſtändigen; das einſame, ſchüchtern machende Leben erhielt ihn in herkömmlicher Einfachheit der Sitten; während ſein Gemüth, mehr human, als empfindſam, reicher an Würde, als Reizbarkeit, ohne Arg, nicht durch Täuſchungen in ſich zurückgeſchreckt, eine gewiſſe Jugendfriſche behalten hatte, die ſich in Thaten und Geſinnungen äuſſerte. Und, wie immer, wenn Tugenden keine Anſtrengung koſten, ohne Stolz, ohne Kälte, ſchmückte den trefflichen Greis wahre Beſcheidenheit, reine Seelengüte, und ein rührender Zauber der Unſchuld.

War ihm die Woche in ſeiner Arbeit verfloſſen, weihte er den Sonntag dem Genuſſ der Ruhe und Erholung. Früh trat ein alter Barbier, ſein Zeitgenoſſe, herein, ihm Bart und Perücke in gebührende Ordnung zu bringen. Dann begab er ſich im neuen, kaſtanienbraunen Rock, von altväterlichem Schnitt, zur Kirche; geſtützt auf ſein ſpaniſches Rohr mit goldnem Knopf; unterm Arm ein ſauber in Chagrin gebundnes Pſalmenbuch, mit ſilbernen Haften geſchloſſen. Da hörte er auf gewohntem Sitze und mit gewiſſenhafter Andacht die Predigt; miſchte ſeine etwas unſichre Stimme in den Geſang der Chriſtenmenge; legte ſein Almoſen, ein reichliches, aber immer ſich gleiches, in den Opferſtock, und gieng wieder nach

Hauſe. Wir ſpeiſeten zu Mittag; Abends machten wir die ſtillen Spaziergänge.

Unſre alte Magd hatte dreißig Jahre bei ihm gedient. Rüſtiger, als ſie, half er lieber ſelber, bei kleinen Unterlaſſungsſünden der Hochbetagten, nach, als daß er ihr eine Nebenbuhlerin gegeben hätte. Statt über ihre Vergeßlichkeiten mürriſch zu werden, pflegte er ſie mit einem neckenden Scherz zu erheitern. Allerdings, manchmal that er böſe, wenn ſie ſich nicht den Vorſchriften des Hippokrates geduldig unterziehn mochte. Der gute Oheim, während er ſie mit dem Hippokrates tranniſirte, war er in der That ſelbſt ihr eigner Diener. In den letzten Krankheiten der Alten Magd gab er ihr ſeinen Rollſtuhl, und ich ſah, wenn wir ſie dahin gebracht hatten, wie er ſelber das Bett der Kranken machte, und ihren blaſſen Lippen damit ein Lächeln entlockte.

Als ſie eines Abends ungewohnte Schmerzen litt, prüfte er ſorgfältig alle Symptome; berieth ſein Buch; erdachte eine ſiegreiche Medicin, und begab ſich dann, um ſie unter ſeinen Augen bereiten zu laſſen, ſelbſt in die Apotheke. Es war beinah Mitternacht. Er kam nicht wieder. Ich mußte ihm nach; hörte aber in der Apotheke, er ſei ſchon zurückgekehrt. Ich nahm den Weg, den er zu nehmen hatte; ſah in der Finſterniß eine menſchliche Geſtalt, die etwas Schweres in den Armen forttrug, in einen Straßenwinkel hinlegte, und ſich mit dem Stock verſicherte, daß es feſt lag. — Es war mein Oheim, der ſich verwunderte, mich da zu ſehn. Ich erzählte ihm den Grund.

„Nun, ich wäre ſchon lange heim," ſagte er: „ohne den ungeheuren Stein da mitten auf der Straße, über den ich faſt gefallen wäre." — Ich glaube, dieſer Zug charakteriſirt ganz den trefflichen, alten Mann. So eilig und ſo ſchwächlich er war, hatte er allein den großen Stein auf die Seite geſchleppt, damit ſich niemand daran beſchädige.

---

Nun wird man wohl begreifen, wie mich ſein Händezittern ſo erſchrecken konnte, beſonders, wenn ich damit ſeine verminderte Eßluſt, ſeine kürzern Spaziergänge und Sonntags in der Kirche ſeine ſichtbare Erſchöpfung in Verbindung brachte, die er doch nicht bemerken laſſen wollte.

Indem ich mich traurigen Gedanken überließ, ſah ich, mit Erſtaunen, die Madonna wieder an ihrem vorigen Platz. Ich hatte geglaubt, der Oheim habe ſie einem Juden verkauft, der ſie ſchon längſt gern erhandelt hätte. Ganz maſchinenmäßig ſtand ich auf und ging ich zum Bilde.

„Dieſe Madonna," — — — ſagte mein Oheim mit weicher Stimme, und ſchwieg einen Augenblick, von ſeinen Gefühlen überraſcht. Ich wußt' es ja wohl, der unendliche Werth, den er darauf legte, daß ein Sprößling der Familie ſich im Glanz der Gelahrtheit verherrliche, hatte ihn allein vermocht gehabt, das alte Bild wegzunehmen, welches mich von der Wiſſenſchaft zur Kunſt zu verführen drohte. Und gewiß

hatte er sich selbst über seine That, wie über eine Hartherzigkeit, Vorwürfe gemacht.

„Diese Madonna," fing er wieder an: „ich hatte sie weggestellt, damit, — — weil — — ich hätt' es wohl nicht thun sollen — — ich will sie dir schenken. Nimm sie nur hinab in dein Zimmer."

Indem er es sagte, gewann er seine gewöhnliche Gemüthsruhe wieder; ich hingegen, gerührt durch seine Großmuth, verlor die meinige nun ganz.

„Aber gieb du mir dafür meine Bücher wieder," fuhr er lächelnd fort: „Mein Grotius hat drunten bei dir Langeweile, mein Puffendorf schläft da nur. Unsre Alte sagt, es ziehen lange Spinnfäden von einem zum andern. In Gottes Namen, jeder gehe, wohin ihn die Natur zieht. Allerdings, die Rechtsgelahrtheit bietet eine ehrenreiche Laufbahn. — Aber, ja, die Kunst hat auch ihr Gutes; man macht sich in ihr auch einen Namen, wenn sie auch schlecht lohnt. Indessen bei einiger Sparsamkeit, zurathehalten des Gewonnenen, und bei einiger Nachhülfe — — — bald auch, wenn ich nicht mehr bin, ist mein kleines Vermögen — — —

Hier war ich meiner nicht länger mehr mächtig. Ich weinte bitterlich. Er schwieg; betrachtete mich; trat endlich zu mir, und sagte, indem er sich über den Grund meiner Thränen gänzlich täuschte: „Wohl, sie ist der Thränen werth. Sie war ein gutes Kind, — — so schön und noch so jung und doch — — —"

— Nein, mein lieber Oheim, ich weine nicht um die Judin, nein! Aber Sie sagen mir so Schmerzli-

ches. Was würde aus mir, wenn Sie nicht mehr da wären! —

Diese Worte zogen ihn aus seinem Irrthum und erleichterten sein Herz so, daß er gleich seine alte Heiterkeit wieder gewann.

„Nun, nun, armer Julius, also meinetwillen weinst du?“ rief er: „laß dir's nicht so stark zu Herzen gehn, man lebt noch! Bei vier und achtzig Jahren versteht man sich aufs Metier; und mein Hippokrates ist ja auch noch da. Tröste dich, liebes Kind. Es ist nur Rede von den schönen Künsten, von nichts Anderm, und von — von einem kleinen Unrecht. Siehst du, das Alter kömmt, wie für mich, auch für dich. — Du magst keine Jurisprudenz; — nun gut, mache dich an die Malerei. Man muß seinem Hang folgen. Du nimmst die Madonna. Wir suchen eine Künstler-Werkstätte. Du fängst hier an, und vollendest dich in Rom. So ists am Besten; nur nicht vegetirt! Weiß man sein Ziel einmal, so eilt man vorwärts, erreicht es, nimmt eine Frau — — —“

— Nein, rief ich: das niemals!

„Gut; auch das kann sein, Julius. Aber warum willst du nie heirathen?

— Ich habe, sagt' ich stotternd: ich habe es mir selber gelobt.

„Ja, ja. Sie war ein gutes Kind, so schön und noch so jung! Du hast recht. Thu wie du willst. Allein du mußt einen Stand wählen: das ist die Hauptsache.“

Ich that mir Gewalt, recht freudig zu scheinen,

daß ich das Studium der Rechte mit dem Kunststudium vertauschen dürfe; aber es war mir unmöglich. Ich umarmte den Oheim und zog mich zurück in meine Einsamkeit.

---

Hier muß ich nothwendig eine Schilderung sämmtlicher Miethsleute in unserm Hause einschalten; denn ausser meinem Oheim und dem Maler, dessen Werkstätte ich einst, als Knabe, toll genug verwüstet hatte, wohnten auch noch andre da. Ich will vom untern Stock anfangen, bis zum obersten, dessen einsamer Bewohner, dem Himmel am nächsten, wirklich zu diesem seinen Weg genommen und mir in der schönen Mansarde Platz gemacht hatte, um mich da als Künstler einhausen zu können. Man mag vielleicht fragen, was all die Miethsleute mit meiner einfachen Geschichte zu schaffen haben? — Vielleicht gar nichts. Aber Jugenderinnerungen haben für mich ein wunderbar erfrischendes Etwas. Sie durchwehen mich, wie Frühlingsluft. Und, warum soll ichs nicht offenherzig sagen? ich erzähle zunächst für mich und mein Vergnügen; dann erst etwa für Andre, wenn sie es wollen. Des erstern bin ich gewiß; des letztern nicht.

Also, im nämlichen Stockwerk, wie wir, wohnte ein alter Professor emeritus, ein gutmüthiger, jovialer Mann, der sein Gnadenbrod durch vierzigjährige Mühen im Schulstaub ehrlich verdient hatte. Regelmäßig begoß er morgens die Blumen eines kleinen Gartens; nachmittags hielt er seine Siesta; abends

öffnete er alle Fenster, um in Gesellschaft seiner Kanarienvögel kühlere Luft zu schlürfen. Vom Schulstaub hing ihm noch eine Fülle lateinischer Phrasen an, die er bei jedem Anlaß ausschüttelte, besonders gegen seine Kanarienvögel und die regierende Frau Gemalin; schmeichelhaft für jene, nicht so ganz für diese. Zum Glück verstanden jene so wenig davon, als diese, bei deren Toilette er gewöhnlich murmelte: Dum comuntur, dum moliuntur, anus est.

Ein Stockwerk höher, lebte ein alter, mürrischer Rathsherr der Republick, von allen Geschäften zurückgezogen; ein Genfer Cato. Zur Sommerzeit saß er am Fenster; sah das Leben auf der Straße und ärgerte sich, mit wahrem Vergnügen über seinen eignen Aerger, wenn er neu angestrichne Häuser, oder statt der kurzen Beinkleider, Pantalons, statt der Zöpfe und Haarbeutel, kurzes Haar, statt dreispitziger, runde Hüte sah. Am meisten schimpfte er auf die Jugend der jungen Leute. In all den Dingen sah er den Verfall der Sitten, den nahen Untergang des Staats. Im Winter saß er, die Füße in Pelzstiefeln, am Kaminfeuer, und las, um sich ärgern zu können, Zeitungen, die er dann, nachdem er sie wohl viermal gelesen, aus Zorn über die Thorheit der Welt, über die Menge begangner Staatsfehler der Kabinete, in die Flammen schleuderte. Zur Erholung trat er monatlich an einem bestimmten Tage vor die Hausthür. Da theilte er einigen alten Bettlern Almosen aus; Zeitgenossen von ihm; verwitterten Ueberbleibseln der alten, guten Zeiten der Republick.

Ueber ihm wohnte, still und zurückgezogen, die zahlreiche Familie eines Geometers, der beim Catasterwesen angestellt war; bis Nachts über seine Pläne und Tabellen calculirte, und sich und den Seinigen nur selten eine kleine Zerstreuung, oder eine Lustpartie vergönnte. Aber auch dann genoß er die Freude mit einem Gesicht, so ernst und trocken, wie die Mathematik selbst.

Desto lebhafter und lauter gings neben seiner stillen Familie zu. Da war das Zimmer eines Baßgeigen-Virtuosen, der den ganzen Tag Musikunterricht gab. Links und rechts waren der Kämmerchen und Stübchen eine Menge von Studenten in Miete oder Aftermiethe genommen, welche beim Musikus zur Kost gingen. Die Herren waren große Raucher; lernten ihre Aufgaben laut; sangen Romanzen; ließen Waldhorn und Flageolet ertönen, so daß, in dieser Region, die himmelschreiendste Symphonie vollkommen heimisch war, und selbst der Professor emeritus oft rief: Quousque tandem!

Man gelangte endlich aus diesem Reich der Töne hinauf zur geräumigen, luftigen Mansarde, wo auch der Geometer noch, für seine Arbeiten, ein besonderes Zimmer besaß. Das meinige stieß dort an das seine; war, hell und licht, fast in gleicher Höhe mit den großen, gothischen Rosenzierrathen unterhalb den Kuppeln der Kathedralkirche. In dieser erhabenen Gegend überflog der Blick die öden Dächer der Stadt, deren Geräusch ersterben war, eh' es bis da hinauf kommen

kennte. Ich ſah den weiten, prächtigen See, die Berge, die Gletſcherkulmen. Aber — — —

Aber ich war nicht mehr in dem Alter der glücklichen Knabenzeit, da dergleichen noch ausſchließlich magiſche Gewalt über das Herz übt. Der Jüngling, ſchon Jahr um Jahr mit dem Palett vor der Staffelei, warf dorthin nur Nebenblicke. Nicht ihn beherrſcht das Schöne; er will es in der Nachahmung beherrſchen; nur Färbungen und Umriſſe und das beobachten und erlauern, wodurch der Zauber der Schönheit entſpringt. Ich fühlte dabei mein Herz leer. Es lag in Allem etwas Kaltes, Todtes. Ich dürſtete nach warmem Leben, und meine Sehnſucht irrte ohne irgend beſtimmte Richtung, umher. Oft warf ich, matt und verdroſſen, den Pinſel weg und überließ mich ſtundenlang düſtern Träumereien; oder verließ das Haus und ſuchte im Freien, in Wieſen und Wäldern, andre Stimmung des Gemüths.

---

Eines Tages, da ich von ſolchem Ausflug zurückkam, ſtand unter der großen Linde, ohnweit der Hausthür, eine glänzende Equipage. Ich war kaum einige Schritte vorüber, klang mir eine Stimme, eine wohlbekannte, eine ſüße, ins Ohr, die mich mit freudigen Schrecken durchdrang. Ich wandte ſchnell den Kopf. — „Herr Julius!“ rief die Stimme wieder, rührender, bewegter, denn vorher. Ich ging zurück. Die Wagenthür ſprang auf. Vor mir ſah ich die liebenswürdige

Lucy. Sie war in Trauerkleidern. In ihren Augen ſchimmerte eine Thräne.

„Ach!“ ſeufzt' ich: „Wie war Er doch des Lebens ſo würdig! Wie viel haben Sie, mein Fräulein, o wie viel an ihm verloren!“ — Denn nun ſchwebte ſie mir wieder vor, wie einſt, in ihrem weiſſen Kleide, in ihrer kindlich-ängſtlichen Beſorgniß um den greiſen Vater, den ſie ſtützte. Ich gedachte ſeiner Worte, ſeines Wohlwollens für mich. Meine Augen wurden naß. Lucy, noch zu bewegt, konnte nicht antworten, und drückte nur meine Hand mit einer Innigkeit, die bloß von anmuthiger Zurückhaltung gemäßigt ward.

„Ich hoffe,“ ſagte ſie endlich; „Sie werden, glücklicher denn ich, Ihren Herrn Oheim noch beſitzen!“

— Wohl, mein Fräulein, er lebt; aber er neigt ſich unter der Bürde des Alters zur Erde. — Wie hab' ich ſo oft an Ihren Herrn Vater gedacht, und — — — und jeden Tag verſtand ich ſeitdem Ihre Unruhe, Ihre Bangigkeit beſſer.

Lucy wandte ſich jetzt zu einem neben ihr ſitzenden Herrn, dem ſie auf engliſch mit wenigen Worten erklärte, durch welchen Zufall ſie mich und meinen Oheim vor etwa fünf Jahren kennen gelernt, und wie mein Anblick ſie aufgeregt habe, der ſie an den Tag erinnerte, da ihr Vater ſo fröhlich und liebenswürdig geweſen. Sie fügte einiges Schmeichelhafte für mich und den Oheim hinzu; und als ſie von meiner Verwaistheit ſprach, lag in ihren ſchönen Geſichtszügen, in der ſeelenvollen Betonung ihrer Worte,

daſſelbe Gefühl tiefen Mitleids, das mich einſt ſo ſehr gerührt hatte. Der Herr, welcher der franzöſiſchen Sprache nicht mächtig ſchien, reichte mir darauf ſeine Hand, mit dem Ausdurck wohlwollender Achtung.

„Dieſer Herr,“ ſagte Lucy zu mir: „iſt mein Mann; der Beſchützer und Freund, den mir mein Vater ſelbſt gegeben hat. Seitdem Sie meinen Vater ſahn, behielt ich ihn nicht lange mehr. Achtzehn Monden ſpäter nahm ihn Gott zu ſich. Er lächelte noch manchmal, wenn er ſich Ihrer Geſchichte erinnerte. Wenn Sie, lieber Herr Julius, früh oder ſpät, ein Unglück, wie das meinige, erleben, ſchreiben Sie mir doch. Ich muß Ihren Oheim noch einmal ſehn. — Sagen Sie mir, ich ließ eigentlich hier halten, um den Maler zu ſprechen, der das Bild meines Vaters gemacht hat, — glauben Sie wohl, daß ich ihn ohne Geſellſchaft antreffe?“

— Ohne Zweifel, gnädige Frau. Er wohnt zwar nicht mehr hier; aber Sie haben mir nur Ihre Befehle zu geben und ich überbringe ſie meinem Kunſtgenoſſen.

„So? Alſo haben Sie doch Ihrer Neigung folgen dürfen? — Wohlan, Herr Julius, ich nehme Ihr Anerbieten mit Dank, und will die Zeit beſtimmen — — —. Aber geſtatten Sie, daß mein Mann und ich zuvor auch Ihre Arbeiten ſehn dürfen? Wohnen Sie noch hier, im gleichen Hauſe?“

Ich beantwortete ihre Frage, nicht ohne ein wenig Verlegenheit. Wir ſprachen noch manches. Dann trat ich zurück, und der Wagen entfernte ſich.

Dieſe Erſcheinung gab, mit allen Erinnerungen früherer Tage, meinem Gemüthe die ganze Spannkraft zurück, die ich ſeit mehreren Monaten unter dumpfem Hinbrüten verloren hatte. Aber, darf ichs geſtehn? wenn ich auch ſchon meine Jüdin immerdar in zärtlicher Wehmuth bisher geliebt hatte, das Bittre dieſer Wehmuth war von jetzt an verflogen, und meine Seele, wie losgebunden vom Vergangnen, wandte ſich wieder an Gegenwart und Zukunft. — Und doch war bei der Zuſammenkunft mit der ſchönen Lucy, die frohe Ueberraſchung nicht ganz lauter geweſen. Es ward mir gleich anfangs, als ich den fremden Herrn neben ihr erblicken mußte, etwas unheimlich; und dann, da ſie ſagte, es ſei ihr Gemahl, fühlt' ich mein Herz, wie von eiskalter Hand, zuſammengepreßt. Was gings mich denn an? Ich hatte an Lucy ſonſt wenig mehr gedacht. — Doch das war nur ein leiſer Anflug von Mißmuth und ſchon vorüber, eh der Wagen abfuhr. Ich ſah in Lucy nur die liebenswürdige Gattin eines Mannes, der mir achtungswürdig ſchien.

Ich lebte nun die folgenden Tage in dieſer Erinnerung und in der Hoffnung, Lucy bald bei mir zu ſehn. Ich ordnete für ſie meine Arbeiten; einige Copien, darunter auch die der Madonna; zwei oder drei Portraits; dann etliche Compoſitionen von eigner Erfindung, nicht ganz übel ausgeführt, wie mir meine Eigenliebe ſagte. Alles war in vortheilhaftes Licht aufgeſtellt und vorbereitet, als Lucy kam, von ihrem Gemal begleitet.

Kennt' ich nur dieſe holde Geſtalt, dieſe Züge

voller Milde ſchildern, deren Reiz der Glanz ihres Ranges, und ihres Reichthums erhöhte; dies natürliche, gemüthliche Weſen, welches weder Ton noch Vorurtheil der ſogenannten großen Welt verfälſcht und verderben hatten! Lag auch in ihren Geſichtszügen der Ausdruck einer gewiſſen Schwermuth, verklärte er ſich doch, wenn ſie ſprach, in einem gütigen Lächeln; und ſelbſt wenn ſie ſchwieg, war ihr Blick allein ſchon eine Liebkoſung. Sobald ſie in meine beſcheidene Manſarde eintrat, wurden ihre erſten Worte zu ermunternden Glückwünſchen. Sie betrachtete meine Arbeiten mit einer ganz beſondern Theilnahme; ſie ſprach davon mit Wärme zu ihrem Mann; doch nur einmal, als ſie ſich beide flüſternd unterhielten, ſagte mir Lucy's Ton und Miene ein Errathen ab. Ich fühlt' es, ſie würdigte mich zu hoch.

Während dem hört' ich draußen die Schritte meines Oheims. Ich flog zur Thür und öffnete ſie. Lucy, wie etwas ahnend, war vom Sitz aufgeſtanden; eilte, als ſie den Greis ſah, ihm entgegen; dann, wie in ſich ſelbſt zurückkehrend, konnte ſie es nicht verheelen, wie erweicht ſie bei ſeinem Anblick wurde. Mein Oheim aber, immerdar heiter, und ſeiner alten Galanterie getreu, nahm die Hand der jungen Frau, beugte ſich hinab und drückte ſie an ſeine Lippen. „Erlauben Sie, meine Gnädige," ſagte er; „daß ich Ihnen den Beſuch erwiedre, mit dem Sie mich vor fünf Jahren beehrten, als Sie mir den böſen Burſchen da wieder brachten. — Ich weiß, ich weiß!" fuhr er fort, als er Lucy's Thränen fließen ſah: „Sie ſind ſchwer be-

traut. — Der edle Greis war Ihr Vater. Ich weiß auch, dieser Herr hier ist Ihr Gemal, und werth es zu sein, weil Er ihn für Sie erkor."

Lucys Gatte drückte ihm herzlich die Hand und bot ihm einen Stuhl dar zum Sitzen. — Lucy ihrerseits bat, wegen ihrer zu großen Rührung, um Verzeihung. „Als ich Sie zum erstenmale in Lausanne sah," sagte sie: „Sie und meinen Vater im gleichen Zimmer, beide im ohngefähr gleichen Alter, beide zum Glück weier Andern gleich nothwendig, wandelte mich eine Ahnung an, die mir Ihre Gegenwart in diesem Augenblick zu lebhaft zurückruft. — Ich danke dem Himmel, Sie so wohl erhalten zu sehn. — Hätte der Zufall mir nicht Herrn Julius zugeführt, ich würde Genf nicht verlassen haben, ohne mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen. Wie leid thuts mir, daß Sie meinetwillen, so weit heraufgestiegen sind!"

— Gute, Liebe, Gnädige! sagte der Oheim: Sie sind ein Engel! Wie gern hört man Sie. — Ihr Vater — in Lausanne stieg er wohl auch hoch — ward aber nicht mit solchem Empfang belohnt, wie ich; und wie Sie ihn allein nur mit Ihrer Stimme, Ihrem Herzen, Ihrer Anmuth gewähren können. — Meine Liebe, möchten Sie doch glücklich sein, sehr! — Ich, bald, bald werd' ich noch viel höher hinaufsteigen, wenn — da nicht mein armer Julius wäre, der mir immer Einwendungen macht.

So gingen die Gespräche in Molltöne über, die unsern Augen Thränen entlockten. Wahrscheinlich bewog unsre Stimmung den guten Oheim, uns früher

zu verlaſſen, als er ſelber gewollt hatte. Wir drei begleiteten ihn noch, voll von jenen Empfindungen der Ehrfurcht und Zärtlichkeit, welche ein liebenswürdiger Greis einflößt, und in die ſich ein ſchwermüthiger Gedanke eindrängt.

Als er ſich entfernt hatte, ſprachen wir noch lange von ihm. Lucy glaubte zwiſchen ihm und ihrem Vater große Aehnlichkeit zu finden, beſonders in der reinen Heiterkeit beider und in ihrer ächten Artigkeit und Geſelligkeit, unter ein wenig alterthümlichen, oder vertraulichen Formen. Dann änderte ſie plötzlich den Gegenſtand der Unterhaltung. „Lieber Herr Julius,“ ſprach ſie, nicht ohne ein leichtes Erröthen, das über ihre Wangen hinflog: „Wir haben meines Vaters Bild mitgebracht. Wir wünſchen zwei Copien davon zu beſitzen, und zwar, um ſie uns noch werther zu machen, von Ihrer eignen Hand. Wollen Sie? Ihr Talent iſt uns für das Gelingen Bürge, obgleich mir das Andenken, welches Sie meinem theuren Vater bewahrt haben, Sie mir noch werther, als jedes Talent macht.“

Man denke ſich meine Freude! Ich mußte mich mit aller Macht halten, ſie nicht zu ſehr zu zeigen. Aber Lucy und ihr Gemahl konnten ſie leicht aus meiner erſten Verwirrung errathen. Und das Selbſtbewußtſein, die Arbeit überſteige meine Kraft nicht, vermehrte meine Luſt.

---

Sogleich, noch denſelben Tag, macht' ich mich ans Werk. Welch ein begeiſterndes Geſchäft, den grei-

ſen Briten, und dann neben ihn den Frühling der Tochter auf die Leinwand hinzuzaubern; ihren Blick; den weichen Umriß ihres edeln Bau's und die liebliche Haltung des Ganzen.

„Das Herzensweibchen!“ ſagte mein Oheim, als ich ihm mein Glück erzählte: „Es reute mich bei ihr, daß ich nicht, ſtatt des Hebräiſchen, engliſch verſtand. — Nun, Julius, es freut mich aber; du biſt wieder im Himmel; — das iſt dir erlaubt. — Aber mach' dir mit den Bildern Ehre! Beobachte beſonders genau die Geſetze vom Clair-Obſcur, die Geſetze der Luft- und Linear-Perſpective, und dann die richtige Anordnung der Lichter, der Schlag- und Halbſchatten, — und dann, — — — das Herzensweibchen, das! ſo ſchön; ja ſchön, wie gut; die perſonificirte Kalokagathie!“

Die Erſcheinung der glänzenden Equipage vor unſerm Hauſe, die Livreenpracht und die Wappen an den Kutſchenſchlägen, hatten indeſſen bei ſämmtlichen Miethsleuten nicht geringes Aufſehen verurſacht, und zu hundert Conjecturen Anlaß gegeben. Endlich erfuhr man, was keinem beigefallen war, daß der vornehme Beſuch mir einzig gegolten habe. Der Ruhm meines Namens, um ſo größer, je überraſchender, ſtieg alſobald von Stockwerk zu Stockwerk umher. Der alte Profeſſor that ſich nicht wenig darauf zu gut, mir in meiner Künſtlerbahn einmal Glück geweiſſagt zu haben, und rief:

— Non ego perfidum
Dixi sacramentum.

Anderſeits war der Baßvirtuoſe, ſammt ſeiner ganzen

muſikaliſchen Schaar in gewaltige Bewegung gerathen. Studenten lieben das Fenſterleben. Wenigſtens fünfzehn Köpfe hatten ſich da, einer über den andern vorgeſtreckt, als die Lakaien vom Wagen ſprangen, den Schlag öffneten, den Tritt niederſchlugen und das junge Frauenzimmer, auf den Arm ihres Gemahls gelehnt, ausſtieg und in's Haus trat. „Sollt' es vielleicht, dachte der Virtuoſe, ein Dilettant ſein, den mir die Vorſehung endlich — — " Und Alles flog nun nach den Fenſtern, die hinten aus, den Hof und die Treppe ſehn ließen. Lucy war heraufgegangen, von Stockwerk zu Stockwerk, und — richtig, eine ſolche Schönheit zu dem jungen Künſtler! Mein Ruhm ſchwang ſich zu den Sternen.

Nur der Geometer und ſeine Familie bekümmerten ſich wenig um das auſſerordentliche Ereigniß. Er war aufs Land hinaus, um Winkel zu meſſen; die Mutter ſorgte für die Haushaltungsgeſchäfte, und die älteſte Tochter blieb im Manſardenzimmer, neben dem meinigen, unbeweglich vor den Tabellen und Rechnungen ihres Vaters.

Unterdeſſen rückte meine Arbeit vor. Frühmorgens ging ich in meine Werkſtätte, um da con amore bis Sonnenuntergang thätig zu ſein. Dieſe anhaltende Regelmäßigkeit führte mich auch zu etwas näherer Bekanntſchaft mit dem Geometer. Er nebſt ſeiner Tochter, ging ſo früh, ſo regelmäßig zur Manſarde hinauf, wie ich. Während er in ſein Arbeitszimmer trat, um der Tochter, für den Tag, ihr Geſchäft zu übergeben, ging ich an das meinige. Dieſe Nachbarſchaft,

dieſe Gleichförmigkeit von Gewohnheiten, brachte uns unvermerkt zuſammen, ſo daß der Mann, trotz ſeines Wucherns mit der Zeit, ehe wir uns vor den Thüren trennten, ein Paar Minuten dran wandte, mit mir zu plaudern. Die Tochter pflegte die Treppe hinauf, mit dem Thürſchlüſſel voran zu gehn. Sie war von angenehmem Wuchs, mehr von edler, als niedlicher Geſtaltung; immer höchſt einfach gekleidet, ihre ſchönen Haare leicht um den Kamm geſchlungen; Friſche und Jugendlichkeit in ihrem ganzen Weſen. Obwohl, wie bei ſtrenger Erziehung der Fall iſt, unterwürfig und ſchüchtern, trug das junge Mädchen doch in ſeinen Zügen eine gewiſſe ſtolze Keckheit, die im Geſicht des Vaters noch ſchärfer ausgeprägt ſtand. Mit den Artigkeiten der feinen Welt unvertraut, hatte ſie ihre eigenthümliche und doch einnehmende Weiſe zu ſein; eine Würde und Milde, die, wie beſcheiden ihr Stand ſein mochte, ihn in ihrem Benehmen gar nicht verrieth. Am meiſten rührte mich die Aufopferung des jungen Mädchens, im Alter der Freuden, dieſer vergeſſend, ohne Raſt, ja beinah ohne Erholung, ſich mit, ſonſt dem zarten Geſchlechte ganz fremdartigen, Geſchäften abzumühn, um, gemeinſam mit ihrem Vater, für den Unterhalt der Familie zu ſorgen.

---

Von nun an gewöhnt' ich mich gar regelmäßig, früh zu ſein, um nicht Gefahr zu laufen, die Treppe ganz allein hinaufgehn zu müſſen. Aber manchmal geſchah es, daß der Geometer ſchon Tags vorher ſei-

ner Tochter, Henriette hieß ſie, vorgeſchrieben hatte, was ſie zu thun habe. Dann ging ſie Morgens allein zur Manſarde. Das waren dann verdorbne Tage für mich. Denn aus Furcht, Henrietten in dieſelbe Unruhe und Verlegenheit zu ſetzen, in der ich zuweilen mich fühlte, wußt' ich mir nicht beſſer zu helfen, als mich zu tummeln und voran zu laufen, oder, langſamer mich auf den Weg zu machen, wenn ſie ſchon auf der Treppe war.

Saß ich aber einmal vor meiner Staffelei, hatt' es für mich ganz ungemeinen Reiz, die unſichtbare Arbeitsgenoſſin ganz nahe zu wiſſen. Jedes Geräuſch, von neben an, vergegenwärtigte mir ihre Perſon, ihren Schritt, ihre verſchiednen Bewegungen. Auch ward's mir unerträglich einſam zu Muth, wenn die Mittagsſtunde ſie zur Mahlzeit rief. Ich konnte, mochte nicht mit meiner Arbeit fortfahren, und fing nach und nach an, um die gleiche Zeit aufzubrechen und fort zu gehn.

Eins war mir aber aufgefallen. In den erſten Tagen, eh' ich meine Morgengewohnheiten angefangen, hatte ſie zuweilen mit ihrer weichen Stimme eine kleine Ballade geſungen; und grade, als ich mit größerer Luſt anfing dieſem Geſange zu lauſchen, hörte er auf. War das Zufall? War es meinetwegen? Hatte ſie ein Vermuthen, ich würde horchen? War's ein Zeichen, ſie beſchäftige ſich im Stillen mit mir, wie ich mich mit ihr? Da gab es hundert Fragen, und hundert Dinge zu überlegen und zu erwägen. Nach Vollendung der Copien für Lucy, wollte mir nichts

mehr gedeihn. Ich ließ die Leinwand unberührt und Farben und Pinsel liegen, wo sie lagen.

Es war nicht mehr bei mir, wie sonst, ein fantastisches Gewirr unbestimmter Träumereien; nein, Lucy war vermählt, und warum ich noch nicht? Und Henriette! — Nach der Hochzeit liesse sich, ohne große Mühe, in der Scheidewand zwischen unsern Arbeitszimmern eine Thür durchbrechen. Das ihrige wäre dann zum Wohnzimmer eingerichtet. Im meinigen hätten wir beisammen arbeiten können; sie vor ihren Papieren und Rechnungen, ich vor meinen Bildern sitzend. Wie einfach das Alles! Es war ja Alles, wie von selbst, gegeben.

Glückliches Alter! Letzter Goldanflug des Himmels vom Morgenroth des Lebens, das bald vom Strahl der heissern Mittagssonne verzehrt werden soll! Ja, ich dachte in vollem Ernst, Henrietten zu meiner Lebensgenossin zu machen, eh' ich mit dem jungen Mädchen nur eine Silbe gewechselt hatte. Ich sah in der Ehe, die bei Dichtern das Grab der Liebe, bei Moralisten eine schwere, doch heilige Bande, heißt, den im ewigen Lenz blühenden Gottesgarten, den irdischen Vorhimmel. — Wovon eine Haushaltung lebe, welche neuen Bedürfnisse sich eindrängen, wie man Kinder erziehe und versorge? — dergleichen war mir in meinem Leben nicht eingefallen, auch jetzt nicht, und in der That gar zu prosaisch.

Eines Morgens, als ich, in mein Fenster gelagert, an besagten Vorhimmel dachte, und dem Professor zusah, der in seinem Gärtchen drunten die Tul-

pen begoß, rauſchte es neben mir. Henriettens Fenſter ward geöffnet. Sie ſah hinaus. Wir hätten uns bequem die Hand geben können. Daß ſie da meine Perſon eben nicht vermuthet hatte, bemerkt' ich wohl; denn ſie ward feuerroth. Um nicht zu zeigen, daß mein Daſein ihr mehr Beſtürzung verurſacht habe, als es weiblichem Stolz gezieut, zu verrathen, konnte ſie ſich nicht gleich wieder zurückziehn. Alſo blieb ſie im Fenſter liegen; aber ſah abgewandt nach den Dächern, nach den fliegenden Wolken, um ihre Verwirrung zu verbergen. — Ich ſah erſchrocken nach der andern Seite. Doch jetzt, oder nie war der Augenblick, ſie zum erſtenmal anzureden, die doch meine Lebensgefährtin werden ſollte; das ſah ich ein. Ich öffnete die Lippen ein Paarmal; aber die Stimme ging mir aus. Endlich macht' ich die äuſſerſte Anſtrengung und ſagte, indem ich die Augen niederſchlug, gegen den Profeſſor gewandt: „Dieſe Tulpen — — —“

Ich hatte die zwei Worte kaum geſprochen, zog Henriette ſchon das Köpfchen zurück und verſchwand neben mir, eh' der Profeſſor zurückſchaun konnte.

„Aha! Sehn Sie mir in meiner Gärtnerei auf die Finger?“ rief er: „Purpureos spargam flores!“

Mir war am Latein des Profeſſors nichts gelegen.

„Freilich, et carduus florem mittit,“ fuhr er fort: „aber Diſteln, wenn ſie auch noch ſo ſchön ſtechen, ſind darum noch keine Roſen, geſchweige Tulpen. Sie, mein allervortrefflichſter Artiſer, ſollten Blumenmaler werden; und, ſehn Sie das bunte

Tulpchen hier, im reinſten Farbenglanz, es mit Ihrem Pinſel für die Poſterität verewigen. In Holland würde ſie ihre zwanzig Dukaten unter Brüdern — — "

Was kümmerte mich Poſterität und Holland? Der Profeſſor ſetzte, auf ſein Beet hingebückt, das Deutſchlatein ohne Zweifel noch lange fort, als ich mein Fenſter ſchon längſt zugemacht hatte, und verdroſſen und ärgerlich daſaß.

---

Der ſchlechte Ausgang meines erſten Verſuchs, mit Henrietten zu ſprechen, raubte mir jede Luſt ihn zu erneuern. Ich war beſcheiden genug, mich am Genuß der bisherigen Uebungen und Bräuche auf der Treppe zu begnügen. So verfloſſen wieder mehrere Wochen ſtumm und ſtill.

Selten empfing Henriette Beſuche. Dann und wann nur kam ihre Mutter, wenn die Hauswirthſchaft ein Paar freie Augenblicke geſtattete, und arbeitete bei ihr plaudernd. — Eines Nachmittags, da ich am Fenſter lag, merkt' ich, daß auch das ihrige offen ſei; denn ich verſtand Wort um Wort. Ich lehnte mich beklommen ein wenig vor, und lauſchte.

„Der Vater kömmt gegen ſechs Uhr heim," ſagte die Mutter: „Ich richt' es mit den Kindern ein, daß wir ein wenig ausgehn können."

— Mütterchen, ich werde wohl hier bleiben müſſen; denn, wenn ich von meiner Arbeit gehe, ſeh' ich nicht vor, wie ſie bis morgen beenden? Du weißt es, Donnerſtags muß ich fertig ſein.

„Gutes Kind, daß du dich doch ſo für uns hingeben mußt! Ich freue mich, wenn dir deine Brüder einmal helfen können.“

— Ich auch, und Vaters wegen.

„Der Vater iſt, Gott ſei Dank, kräftig und noch jung; erſt im ſpätern Alter, oder in Krankheitsfällen, würd' ich für ihn Kummer haben. Du aber, du könnteſt uns noch früher abgehn.“

— Ich bin geſund und hoff' es zu bleiben.

„Ich hoff' es auch; aber, liebes Kind, die Zeit wird nahn, wo du daran denken wirſt, dich anders verſorgt zu wiſſen.“

— Mütterchen, ich bin bei dir und dem Vater wohl verſorgt. Ich gehöre Euch, ſonſt niemandem an; und beſſer, wir leben etwas beſchränkt beiſammen, als daß ich Euch im mindeſten fremd würde. Das wäre doppelte Noth.

„Du möchteſt alſo einen reichen Mann?“

— Nein, gar nicht; ich wäre nicht mehr ſeines Gleichen. Aber es wird mir nie in Sinn kommen, für einen Andern, und nicht für unſre Familie, zu arbeiten.

„Du haſt darin völlig recht, Henriette, keinen Reichthum zu begehren. Ich bin, troß unſrer beſchränkten Umſtände, ganz glücklich, und bins durch den Vater und bins durch Euch Alle. Doch bedenke, Kind, in noch größerer Beſchränktheit zu leben, ſie aber mit einem wackern Mann zu theilen und zu tragen, iſt beſſer, als unverehlicht zu bleiben.“

— Es gibt aber wenige Männer, liebes Mütterchen, die so gut sind, wie der Vater.

Die Plauderei dauerte fort; hatte für mich aber den Geschmack von Bittersüß. Der tugendhafte Stolz des jungen Mädchens steigerte meine Hochachtung zwar, und daß es, seinen Aeusserungen nach, noch das Herz frei habe, beruhigte mich nicht wenig; aber dies Herz verfügte auch gar zu kalt und ruhig über sich, und zeigte gar zu wenig Weichheit und Reizbarkeit, um einen jungen Mann meines Schlages zu ermuthigen. Was mir noch Trost ließ, waren die Worte der Mutter. Indem die würdige Frau das Lob einer mit Edelsinn getragenen Armuth sprach, lag für mich darin etwas Begünstigendes. Auch ich, des war ich mir bewußt, war wacker, und dabei nichts weniger, als reich.

Leider hing jedoch Henriette nicht von der Mutter einzig ab. Der selbstständige, stolze Karakter aller Glieder dieser Familie vereinigte sich, sonderbar genug und doch ganz naturgemäß, in jedem Einzelnen, mit der unbedingtesten Unterwürfigkeit und Hingebung in den Willen des Familienhauptes. Der Geometer, trocken, entschieden, ernst, in seinem Benehmen ohne Umständemachen, in seinen Formen schroff ohne alles Gefällige, übte, durch Beispiel von Selbstaufopferung und tadellosen Wandel, die unbegränzteste Herrschaft in seinem häuslichen Kreise. Seine Gattin liebte ihn mit einer willenlosen Verehrung; und Henriette, die ihn über den größten Theil aller Männer stellte, hing ihm mehr mit einer innigen, als sichtbaren, mehr

ehrfurchtsvollen, als ſchwärmeriſchen Kindlichkeit an. Weder ihr Herz, noch ihre Perſon konnte jemals einem Andern angehören, als dem ein Vater, wie er, ſelber den Rang vor Jedem gab.

Je länger ich dieſe wenig gekannte Familie in ihrer dunkeln Zurückgezogenheit beobachtete, um ſo mehr fand ich ſie der Bewunderung würdig. Wie reich durch all' ihre Tugenden ſtand ſie, bei aller Dürftigkeit, neben den Vornehmſten der Stadt! Wie wahrhaft groß erſchien der, in ſeinen beſcheidnen Verhältniſſen, kaum beachtete Mann! — Aber mir war mit dieſer Lebensſtrenge und dieſer Unterwürfigkeit und ſämmtlichen Tugenden der Familie wenig geholfen. Was hatt' ich davon, wenn ich nicht Gnade vor den Augen des Vaters und Gebieters fand? Was hatt' ich davon, daß der Geometer ein trockner Verſtandesmenſch, karakterfeſt, arbeitſam, von rauher republikaniſcher Tugend war, wenn ich wohl einſah, daß dieſe Eigenſchaften, die er ohne Zweifel auch vom künftigen Eidam forderte, bei mir eben am wenigſten hervorſtachen? Es kam darauf an, ihm die meinigen wahrnehmen zu laſſen; ſie als Erſatz für die fehlenden zu bieten. — Das war aber nicht ſo ganz leicht. Denn ſchon der abgemeſſene, kalte Empfang dieſes Mannes, ſein ſtolzes, durchſpähendes Auge, ſein barſcher, entſcheidender Ton, gaben ihm, wenn wir zuſammentrafen, eine geheime Macht, eine Ueberlegenheit, die mich jedesmal verwirren und linkiſch machte. Das war nun eben für mich nicht am einladendſten, ihm meinen eignen Werth zu zeigen.

Wie es so geht; je mehr Hinderniß, je mehr Reiz, es zu besiegen. An den Vater wagt' ich mich nicht; ich wollte es aber gegen die Tochter wagen, und ging es dabei ums Leben. Ich trug mich mit wahrhaft riesigen Entwürfen. Es kam nur darauf an, die vortheilhafteste Gelegenheit zu erhaschen, um mein Unternehmen ritterlich durchzusetzen. Ich spürte also aus, lange, und so lange, und so vortrefflich, daß mir immer eine Gelegenheit um die andere entwischte, eh' ich eine Erklärung machte.

Des Morgens, wenn wir uns mit einander nach den Mansardenzimmern ganz allein begaben, war ich schon so vertraut mit Henrietten, daß ich sie grüßte, um Nachrichten von ihrem Vater fragte, ihr auch meine Meinung bald über das schöne Wetter, bald über den anhaltenden Regen mittheilte. Wenigstens zehnmal stand ich auf dem Punkt, ihr noch etwas Anderes zu gestehen; aber wenn mir dann die heisse Glut in das Gesicht stieg, und ich in der Verwirrung kein Wort hervorbringen konnte, verschob ich das heillose Geschäft, bis ich mich einmal ohne Rothwerden, ohne Verlegenheit in ihrer Nähe befinden würde. Unterdessen machte der Geometer wieder Parthie mit uns, und Henriette ging nicht mehr allein treppauf.

Doch, jedermann weiß, Liebe macht erfinderisch. Zur Mittagsstunde wanderte Henriette gewöhnlich allein hinunter und kam wieder unbegleitet zurück. Ich richtete mich ein, ihr Reisegefährte zu werden. Die Sache ging herrlich von statten. Es war mir noch um das Einzige zu thun, mich über die Hauptangelegenheit

auszusprechen. Da änderte die Familie aber plötzlich die Stunde ihres Mittagsessens ab. So mußt' ich nun Morgens, wie Abends, allein wandern.

Noch blieb ein letztes Mittel übrig, freilich ein sehr verwegenes, aber ganz unfehlbares. Ich mußte mich, unter irgend einem Vorwand, in Henriettens Zimmer begeben, und da mein Herz aufschließen. Ich war schon einigemal auf dem Weg dahin; alles würde gut gewesen sein, wär' ich nur nicht immer wieder zurückgekehrt, bis Henriettens Mutter nach und nach die leide Gewohnheit annahm, bei ihr in der Mansarde zu arbeiten.

Ich verdanke es dem züchtigen Herrn Ratin und seinen Lehren, daß ich es nie wagte, irgend einem Frauenzimmer ein Wort zu sagen, das im leisesten an Zärtlichkeit streifte. Ich erkenne jetzt erst den Werth dieser kindischen Blödigkeit. Der Jüngling bewahrt durch sie ein frisches, reines, jugendliches Herz; eine edle Wärme des Gemüths, die er verbirgt und darum stärkt; ein Zartgefühl, eine Verschämtheit, die, einmal verloren, nie wieder erlangt wird. Aber freilich damals dacht' ich in der Mansarde nicht so. Ich machte mir die herbesten Vorwürfe über diese unheilbare Schüchternheit, welche mir die Pforten des Paradieses verriegelte; ich schalt mich, unter uns gesagt, selbst einen Dummkopf von Hause aus.

Da ward eines Morgens an meine Thür gepocht. Ich sprang hin und öffnete sie. Es war Lucy. Der Besuch dieser Dame heiterte mich schnell auf. Ich war nicht mehr verstimmt; und wußte wohl, mit wie

schmeichelhafter Grazie mir die schöne Britin Verbindliches zu sagen pflegte; dachte auch wohl, Henriette könne, jenseits der Scheidewand, davon einen guten Theil vernehmen.

Lucy, von einer Schweizerreise zurück, kam, um sich nach den Copien zu erkundigen. Ich zeigte sie ihr vor. Sie hatte die Güte, davon befriedigt, entzückt zu scheinen und verschwendete ihr Lob über mein Talent. Auch fühlt' ich mich kaum vor Freude, als sie das Gespräch mit der Frage änderte, ob ich gestern nicht zu Hause gewesen sei, und ich ihr erwiederte: „Sie werden sich doch nicht herauf bemüht haben? Gestern Morgen ließ mich der Oheim rufen; ich mußte ihn auf einem Gang begleiten."

— Das erfuhr ich, sagte Lucy, von einem jungen Frauenzimmer, das hier nebenan arbeitete, und bei dem ich einige Augenblicke ausruhen mußte. Ich bitte, wie heißt die artige Person?

Bei dieser Frage ward ich feuerroth, über und über. Lucy, dessen gewahrend, nahm, nicht ohne eigne Verlegenheit, sogleich wieder das Wort und setzte hinzu: „Ich habe Ihnen da recht unbesonnen eine Frage gethan, lieber Julius, die mich in Ihren Augen für sehr unbescheiden, oder zudringlich gelten lassen muß. Verzeihen Sie. Mich bewog dazu nur das Interesse an einer jungen Person, deren Art und Wesen und Empfang mich ganz für sie einnahm."

„Sie heißt Henriette" — — — stammelte ich, und hatte mich noch immer nicht recht gesammelt: „Sie haben recht. Sie ist sehr liebenswürdig. Ich

nenne ihren Namen oft, und nie ohne Bewegung. Sehr liebenswürdig. Sie lächeln. Hab' ich Ihnen aber nun einmal soviel gesagt, so darf ich wohl auch sagen, was Sie doch schon errathen haben. Sie ertappten mich mit Ihrer Frage über ein Geheimniß, das ich, im innersten Herzen verschlossen, keiner Seele entdeckt hätte. Warum Ihnen nicht? Sie stehn ja in allen meinen Erinnerungen aus früherer Zeit, wie ein heiliger Schutzengel. Ja, diese junge Person; ich sehe sie täglich; sie arbeitet täglich nebenbei im Zimmer, und wir stehn noch nicht in leisester Verbindung mit einander; und ich liebe sie doch — — —

Hier wurden wir unterbrochen. Lucy's Gemal trat ins Zimmer. Man kam auf die Copien zurück. Bald darauf verlies mich der Besuch.

Es war mir lieb, allein zu sein. Ich mußte mich erholen. Und doch war ich selig, freudestrahlend, auf mich selber stolz. Ich hatte das Schwerste ausgesprochen, und so gut, so im rechten Augenblick — — ich bewunderte mich. Und, was mich mehr, als Alles, dabei zum Gott machte, war: Henriette, der es doch frei gestanden war, aus ihrem Gemach zu gehen, wann sie wollte, verlies es erst, nachdem Lucys Gemahl dazu gekommen war. Also — — — daraus zimmerte ich nun den Thron meines Glücks. Henriette, weil sie mein Geständniß angehört hatte, hatte es gern gehört; und weil sie es gern gehört, mußte mir ihr Herz gehören. Endlich, weil sie nach einer vollen Stunde nicht, wie gewohnt, zurückkam, war ich überzeugt, sie habe, als zärtliche, gehorsame Tochter,

den Eltern Alles erzählt, Alles gestanden. Man berathe vielleicht jetzt das Geschäft in der Familie.

In diesen Träumereien, in banger und lieblicher Erwartung des Ausgangs der Dinge, verlief eine Stunde um die andere. Da hört' ich Schritte auf der Treppe; dann rasch gegen meine Thür, die, ohne Umstände, aufgethan ward. — Es war zu meinem Erstaunen der Geometer!

---

Vermuthlich befand sich den Augenblick meine Physiognomie nicht ganz in ihrem Normalzustande. Denn der Geometer fing sogleich barsch an: „Warum werden Sie so blaß bei meinem Besuch? Sie hätten ihn wohl erwarten können."

— Wirklich, — — — ich hatte mir geschmeichelt, daß — — — So stammelte ich, und verstummte.

„Nun, erholen Sie sich nur erst. Setzen wir uns!" —

Wir setzten uns.

„Es ist bei mir Grundsatz," fing er wieder an, und sein scharfer Blick faßte mich: „den geraden Weg zu gehen. Seit einiger Zeit bemerk' ich, Sie, Herr, lieben die krummen. Ich glaubte mich bisher hinlänglich dagegen in Sicherheit. Aber heut, diesen Morgen, in Gegenwart einer dritten Person, haben Sie sich erlaubt, meine Tochter zu kompromittiren. Was soll das Treiben bedeuten?"

Kompromittiren? — versucht' ich zu entgegnen:

Tadeln Sie, Herr, wenn Sie wollen, meine Unerfahrenheit; aber verdächtigen Sie meine Absichten nicht.

„Mit ehrlichen Absichten geht man offen zu Werk. Ihre Handlungsweise hat etwas Zweideutiges, um so mehr, da Ihre Lage, so viel ich davon kenne, mich über Ihr Thun eben nicht zu beruhigen ganz geeignet ist.“

— Herr, es scheint, Sie suchen Händel mit mir! — fuhr ich auf.

„Wohl möglich.“ Erwiederte der Geometer trocken und kalt: „Ich bin immer bereit, Genugthuung zu geben. Vielleicht beurtheil' ich Sie zu strenge. Es kann sein, daß Sie furchtsam, unerfahren, linkisch in Ihrem Benehmen, doch eine entschiedene, redliche Absicht haben können. So geben Sie denn Beweis davon. Daß Sie Hemmitten nachschleichen; mit Andern von ihr schwatzen; Andere sogar anstiften, davon zu reden; ist mir anstößig, wenn auch dabei eben nichts Böses im Schilde geführet wird. Was wollen Sie also? Erklären Sie sich. Denken Sie etwa an ernstere Absichten? Dürfen Sie das? — Wie viel verdienen Sie mit Pinsel und Farben, durchschnittlich im Jahre?“

Diese entsetzliche Frage, ich sah sie schon von weitem anrücken, brachte mich vollkommen aus der Fassung. Denn bisher hatt' ich noch blutwenig verdient; besaß eigentlich soviel, als Nichts, und, nur an Liebe und Gegenliebe, kurz an eine neue Thür in der Scheidewand hatt' ich gedacht. Von allen andern Dingen der Lebenspresse war mir bisher kein Wort eingefallen.

„Ich verdiene jährlich," antwortete ich stockend: „Ich verdiene allerdings — — — jetzt freilich weniger, als ich in Zukunft gewinnen kann. Allein, ich habe — — — einen Beruf und Stand — — —

Er unterbrach mich: „Eben darum, weil Sie einen Beruf haben, und zwar den Beruf eines Malers, stell' ich die Frage sehr bestimmt. Sie kennen das Sprüchwort: die Kunst geht nach Brod. Ihr Stand bringt dann und wann Ruhm ein, selten aber Brod ins Haus. Meine Tochter hat nichts. Was haben Sie? Oder vielmehr, ich frage wie vorher, was verdienen Sie im Durchschnitt jährlich, falls Sie wirklich ehrliche Absichten hegen?

„Ich verdiene durchschnittlich" — — —

Entweder mußt' ich nun lügen, oder — — — ich war nah dran, eine Ohnmacht zu bekommen. Da klopfte jemand an die Thür.

„Gottlob!" dacht ich. Hoch lebe die dramatische Peripetie, die schon der alte Aristoteles pries! Hoch der Deus ex machina! der freilich auf dem Theater und im Roman mehr zu Hause ist, als im Alltagsleben. O Lucy! o mein Schutzgeist!

Ich hatte die Thür geöffnet. Ein Kammerdiener trat ins Zimmer, zwei dicke Geldsäcke in Arm und Hand. Ich stand verblüfft da und ließ ihn machen. Er setzte sie auf den Tisch; band die Schnur von einem ab; schüttete einen wahren Silberstrom von Thalern aus; häufelte sie zählend; that das Gleiche mit dem tönenden Eingeweide des andern; zählte mir darauf die Silbersäulen vor, jede je 20 Thaler stark; überreichte

mir dann ein Bordereau und ſagte: „Belieben Sie zu quittiren, für die beiden Copien. Milady hat mir befohlen, ich ſoll ſie und das Originalbild dazu, von Ihnen abholen.“

„Gut, die Bilder ſind alle hier ſchon eingepackt.“ Sagt' ich, und ſtellte ſie dem Merkur wohlgemuth hin; wandte mich dann wieder zum Geometer, der indeſſen aufgeſtanden war und ſeinen Hut genommen hatte, und ſprach leicht hingeworfen: „Wie ich die Ehre gehabt, ſchon zu bemerken, im Durchſchnitt gewinn' ich des Jahrs — — —“

„Sie haben jetzt Ihre Geſchäfte!“ — unterbrach er mich: „wie ich die meinigen. Der Mann hier wartet. Alſo ein andermal!“

Damit entfernt er ſich ſogleich, als ich eben im Begriff mit mehr Zuverſichtlichkeit, als ich je im Leben gehabt hatte, über unſere Sache mit ihm zu plaudern. „Hol der Geier die Geometer und alle mathematiſche Gewißheiten!“ dacht' ich und ſchrieb dem Bedienten die Quittung.

---

Ich hatte in der Welt jetzt nichts Beſſeres zu thun, als die Thaler vor mir zu betrachten. Es war ein behagliches Schauſpiel. Die ſilberne Kolonnade ſchien mir von völlig feenhafter Bauart. Ich hatte ſolche Schätze noch nie beiſammen erblickt. — Und ſie kamen mir von der ſchönen, göttlichen Lucy, von dem himmliſchguten, theilnehmenden Weibe, das um meine Zu-

kauft bekümmert war, mich gern glücklich gesehen hätte.

Nun neue Sorge! Wohin mit dem Kapital, eh' ichs gehörig unterbringen konnte? Ich verbarg einstweilen das Gesammte in meinen Stubenofen, weil ich ohne Schrank war. Dann macht' ich mich auf, und allein in die freie Luft, um draussen einsam, unbelauscht mich meiner vollen Freude zu überlassen, die, nach der geometrisch geordneten Todesangst, um so unbändiger war. — Nachdem ich mich satt und müde gefreut, kehrt' ich zurück, um dem lieben Oheim Alles zu beichten. Er wußte noch von nichts; gar nichts von meinen Plänen, Reichthümern, Unterhandlungen mit dem Mathematiker, und einer projektirten Thür durch die Scheidewand. Mich hatte die Gewißheit abgehalten, daß er, hätt' ich ihn früher darüber gesprochen, nur seine Güte gehört und neue Opfer für mich gebracht haben würde. Ich wußte, er war nicht überreich; er hatte schon bedeutenden Aufwand für die Einrichtungen meiner Werkstätte gemacht. Es war heilige Pflicht, seine Liebe nicht in größere Versuchung zu führen. Jetzt hatten sich die Umstände geändert. Die liebenswürdige Lucy schwebte, mit verschwenderischer Hand, als Glücksgöttin über meinem Schicksale. Wie konnt' ich soviel Gunst bei ihr verdient haben?

Es war Zeit zum Nachtessen, als ich heimkam. „Zu Tisch, zu Tisch, lieber Oheim!" rief ich fröhlich: „Wichtige Neuigkeiten!"

— Ich weiß, ich weiß. Meine Alte, (er meinte Margretlen, die Magd,) erhält mich im Lauf der

Geschäfte. Man spricht, zum Beispiel, von Thalern, — von einem, von zwei Säcken voll; — der ganze Pactolus habe sich bei meinem armen Julius ausgeleert — — —

„Ja, ja; ich habe den Pactolus provisorisch in den Ofen eingesperrt. Aber, setzen wir uns doch nur zu Tisch. Es giebt noch ganz andere Dinge.“

Es wunderte mich, daß der Oheim gar nicht in seiner gewohnten Art an meiner Fröhlichkeit Theil nahm. Er kam langsam, schweigsam heran, mit einer Miene, die mir verrieth, es gehe etwas Anderes in ihm vor. Er warf einen Seitenblick auf die Alte, deren Gegenwart er zu entbehren wünschte, ohne doch den Muth zu haben, sie wegzuschicken. Ich gab der Margrethe einen Wink, und sie zog sich zurück.

Als wir allein waren und uns zu Tisch setzten, hob er an: „Ich habe dir aber auch noch ein Wort zu sagen, und — — — Er hustete, wie es ihm immer ankam, wenn er etwas Unangenehmes mitzutheilen hatte und er sich deshalb Gewalt thun mußte. — „Du weißt“ — — Er hielt wieder an und nahm eine andere Wendung: „Die gute Milady, sie ist wahrhaft großmüthig, ja, edelsinnig. — Es ist eine größere Ehre, von einer Person solches Karakters begünstigt zu werden, als von einem Fürsten; eine Ehre, deren — du dich würdig zu machen streben sollest. Du siehst jetzt die herrlichste Laufbahn vor dir aufgeschlossen; — — — von nun an aber Ordnung, Arbeitsamkeit, strenge Aufführung! So wird's gelingen. — Doch leichtsinnig hingegen ins Blaue hinfahren; —

andere unglücklich machen wollen, — — — ein junges Mädchen, es muß jedem ein Heiligthum sein — — — nein, das ist unrecht!"

Er sprach die letzten Worte im Ausdruck der Unzufriedenheit mit fester, feierlicher Stimme. Ich sah ihn verwunderungsvoll an und rief: „Bester, liebster Oheim, was wollen Sie damit sagen? Ich begreif es nicht."

— Das junge Mädchen — — — das, da eben — —

„Ob ichs kenne? Ich kenne es. Ich — — —"

— Du liebst es. Du umschleichst es. Du möchtest es — — —

„Ach, wenn Sie wüßten, wie herzlich gern!"

— Das ist deiner unwürdig, ist unredlich, ist — Sache eines leckern Zeisigs!

Ich riß erstaunt die Augen auf, aber mein Erstaunen ging beinah in lautes Lachen über, denn ich stellte mir gleich vor, er habe durch Margrethen irgend von einer Klatscherei Notiz erhalten.

„Diesmal, mein guter Oheim," rief ich: „irren Sie sich ganz gewiß. Ich liebe dies junge Frauenzimmer im reinsten, höchsten Ernst. Ist das unredlich von mir? Ich wollte Sie eben bitten, morgen für mein Glück einen Schritt zu thun; bei den Eltern für mich, um die Hand der Tochter, ein freundliches Wort einzulegen."

— Was? für dich, sagst du? Du willst dich verheirathen? — — — du? Es ist nicht möglich. Ich habe ja erst vor wenigen Stunden dem Geometer,

und du biſt ſelber Schuld daran, grade heraus geſagt, du wolleſt unvermält leben und ſterben!

„Um des Himmels Willen, lieber Oheim, was haben Sie gethan! So bin ich verloren. Was wird man von mir denken!“

— Gethan? Was hab' ich gethan? — Sieh, was mir deine eigne Ehre gebot. So höre doch nur zu, Kind, — höre nur! Da kömmt Nachmittags der Menſch, der Geometer, ſag ich, mir nichts, dir nichts, hereingeplatzt ins Zimmer; ſtellt mir eine weitläuftige Geſchichte an; ſagt, du ſchleicheſt ſeiner Tochter nach; bringeſt ſie ins Gerede; habeſt — — — und Milady habe ſogar zu ſeiner Frau angefangen — — — ja, er dulde das nicht. Denn falls du ſie etwa zur Gattin verlangteſt, — — — Nein! ſagt' ich ihm, nein im Gegentheil! du hätteſt mir ſelber betheuert und geſchworen, nie ein Weib zu nehmen; du dächteſt nicht daran!

Ich hörte nicht mehr, was der Oheim ſagen mochte. Ich war auſſer mir. Ich ſtand auf. Er ebenfalls. Ich lief troſtlos im Zimmer auf und ab. Er ſah mir, wie betäubt, nach, und ſann umher, mich zu beruhigen. Daran lag dem guten Mann in dem Augenblick mehr, als an allen Convenienzen und Berückſichtigungen, die das Alter zu erwägen pflegt, wenn von einer Heirath Rede iſt.

„Halt, höre doch nur!“ ſagte er, indem er mir im Zimmer nachfolgte: „Man muß ſehen, — — — was hilft das Stürmen? — — wir wollen ſehn, uns mit Ehren aus der Sache zu ziehn. — — —

Wie in aller Welt kennt' ich denn wiſſen — — — ſiehſt du, deine Schwüre; aber du warſt damals noch zu jung; — man thut dergleichen, das war eben nichts Unrechtes in ſolchem Alter; — bei reiferm Verſtande gibt man ſie wieder auf; — das iſt eben auch nicht unrecht. — Bei mir, vor Zeiten einmal, hätte man wohl auch anders verfahren ſollen, aber — — — Weiſt du was? Höre, armer Julius, faſſe nur Muth. Es iſt noch gar nichts verloren. Morgen geh' ich hinauf, — morgen will ich [illegible] aufklären. Alles — — —"

„Zu ſpät, [illegible] Oheim. Ich gelte nun für einen Wüſtling. Die Idee ſetzt ſich feſt. Die Familie iſt beiſammen. Man beſpricht's. Man verabſcheut mich. Morgen, — aber in der Frühe verläßt der Geometer ſchon das Haus."

— So geh ich ſogleich und redreſſire die Sache auf der Stelle.

„Ich bitte, ſchönſter Oheim!"

— Aber, das junge Mädchen wird dann da ſein.

„Was machts? Wenn es die Eltern nöthig finden, wird man das Mädchen wohl entfernen. Die ganze Ruhe meines Lebens — — —"

— Wohlan, ſei's! noch den Abend, jetzt! Es iſt wohl ſchon ein wenig ſpät. Auf die Alte! Ich muß doch noch Toilette machen.

Während er die Pantoffeln mit den Schuhen vertauſchte, Margarethe ihm die goldnen Schnallen befeſtigte, ich ihm die ſchneeweis gepuderte Perücke reichte, dann ihm, mit Hülfe der alten Dienerin, den kaſtanienbraunen Rock anziehen half, ihm das ſpaniſche

Nehe reichte, erzählt' ich ihm Alles und Jedes, was und wie es vorgegangen war, was er zu fragen, was er zu antworten habe u. ſ. w. — „Gut! gut! Ich weiß ſchon. Laß mich machen!“ ſagte er von meinem Geſchwätz betäubt, und ging fort.

Nun ſaß ich auch unſrer alten Margrethe noch zur Beichte. Ich mußte meiner Angſt und Trauer Luft machen. Sie hörte mich andächtig, mit naſſen Augen, an, und nahm meinen Kummer und meine Beſorgniſſe ſo in ſich auf, als handelte es ſich um ihr eignes Lebensloos. Jeden Augenblick liefen wir zur Thür, um zu horchen, ob ſich Schritte auf der Treppe hören ließen; oder ſaßen in der Bibliothek lauſchend in tiefſter Stille, um etwas von dem, was über unſern Häuptern verging, zu bemerken.

---

Nach einer Viertelſtunde ging die Thür des Gemaches auf. Wir hörten die Tritte des Oheims.

„Mein Gott,“ rief ich ihm, wie er eintrat, entgegen: „ſchon wieder hier? Alſo bin ich abgewieſen?“

— Bis auf Morgen verſchoben! Sie ſind nicht daheim.

„Alſo haben Sie droben auf ſie gewartet?“

— Ja, gewartet, — — — aber ſie werden erſt gegen Mitternacht zurückkommen, ſagte mir die Tochter.

„Sie haben ſie alſo geſehn?“

— Das glaub' ich, und, meiner Treu, ein liebenswürdiges Kind, oder ich verſtände mich auf nichts, was liebenswürdig heißen darf.

„Was hat sie Ihnen aber gesagt?“ rief ich voller Wonne: „Erzählen Sie mir doch Alles, Alles, ich bitte, ich beschwöre Sie!“

— Ich muß den Rock erst ablegen; mir's bequem machen. Warte. Ja, ein sehr artiges Mädchen, — — — Margrethe, meine Pantoffeln! — eine herrliche Tochter!

„Aber was hat sie Ihnen gesagt?“

— Sie sagte, — — — da, nimm die Perücke mir wohl in acht! — — — sie wären insgesammt mit einander zu einer Kindtaufe, bei einem ihrer Freunde.

„Was sonst Anderes noch? Sie blieben ja bei zwanzig Minuten lang eben?“

— Ja doch, ja. Laß mich nur ein wenig zur Besinnung kommen. Also, sie war allein; öffnete mir selber die Thür. Aber, wenn ich ein Gespenst gewesen wäre, hätte sie nicht ärger erschrecken können. (Der Oheim ahmte hier lachend ihr Zusammenfahren nach.) Fürchten Sie sich nur nicht vor mir, mein schönes Kind, sagt' ich, indem ich ihre Hand nahm. Treten wir hinein, ins Zimmer. — Dann bedeckte ein brennendes Roth ihre Wangen; sie ging voran, ohne jedoch meine Hand loszulassen, weil sie mich behutsam führen wollte, wie sich bei betagten Leuten geziemt. Ich sage dir, ein herziges Kind, so tief ergeben, so ehrerbietig — — —

„Das Sie verehrt, Sie liebt, bester Oheim, wie alle Welt Sie liebt.“

Margarethe, in einem dunkeln Winkel murmelte hier dazwischen: „Das ist gewiß und wahr.“

— Nun denn, ſo kamen wir ins Zimmer, wo ſie nähte und eine kleine Schweſter und zwei Brüderchen hütete, die ſchon ſchliefen. Eins von den Kindern erwachte bei unſerm Eintritt. Machen Sie, machen Sie Ihre Sache! ſagt' ich zu ihr; nachher bitt' ich mir gefälligſt, ihre lieben Eltern zu rufen. Denn eigentlich zu denen möcht' ich, wenn es noch ſo ſpät erlaubt iſt und man mich annimmt. Sie erwiederte indem ſie das Kind wiegte: Sie ſind nicht zu Hauſe. — Du ſiehſt, Julius, ich berichte Wort für Wort. Soll ich mich kürzer faſſen?"

„Ums Himmelswillen nicht. Alles, bis auf das Geringſte! Lachen Sie doch nicht über mich."

— Das iſt mir nun eben nicht recht, oder wird vielmehr der jungen Perſon nicht recht ſein. Denn, wie ſie meine Frage nach den Aeltern vernahm, das arme Kind, ward es blutroth, ſtand auf und fing von neuem an, das Brüderchen in der Wiege zu ſchaukeln, obſchon es ſich nicht gerühret hatte. Dann, als ſie weit genug von mir war, ſagte ſie halblaut: Die Eltern kommen wahrſcheinlich erſt um Mitternacht zurück. Es thut mir leid es zu ſagen, damit Sie ſich nicht mit Warten ermüden. — Wirklich, verſetzt' ich darauf, es iſt ſchon ſpät. Ich verſchiebe alſo meinen Auftrag bis morgen. Und wenn Sie, mein ſchönſtes Fräulein, wüßten, worin er beſtände: wird' ich ihn Ihrem Wohlwollen empfehlen, falls nämlich — — — falls Sie uns nur ein wenig gewogen ſein könnten, beſonders mir, — — — ja, mir der ruhig ſterben würde, wenn ich zuvor das Glück und Schickſal mei-

nes Julius mit dem Ihrigen verbunden wüßte; seinen Frieden unter Ihrer Obhut; seine Jugend unter dem Schutz Ihrer Familie. — —

Ich ließ den Oheim nicht enden; sprang auf in seliger Trunkenheit; umhalste, drückte, küßte ihn ohne Aufhören, ohne eine Sylbe hervorbringen und mich und meine Gefühle verständlich machen zu können.

„Halt! — — — mein armer Julius, halt! — Erwürge mich nicht! — Meine Sammetmütze fällt — — Laß mich doch reden! — Bist du toll; du weißt ja noch nichts, das Beste noch nicht! — So, so! — Setz dich wieder. So! Beruhige dich; höre wieder.“

„Engel von Oheim!“ rief ich: „und das Beste?“ rief ich atemlos und zitternd.

— Also, das junge Frauenzimmer, wie es mich angehört hatte, faßte sich schnell und sagte mit fester Stimme: Sie werden an meiner Hochachtung und Verehrung nicht zweifeln, Herr Toms. — — — Ich bin von Ihren Worten gerührt; aber viel zu verlegen, um Ihnen antworten zu können. — — — Ich denke nicht daran, mein Verhältniß zu ändern, und sehe mancherlei Hindernisse. — (Erschrick nicht, armer Julius!) — Ich gehöre meinen Eltern; bin ihnen nothwendig; ich will sie nicht verlassen, und ihnen auch nicht zur Last sein — — — (Erschrick doch nicht!) Ich werde Keinem meine Hand geben, der sich mir nicht vollkommen gleichstellt; meine Familie, als die seinige, nimmt, und mir sein Herz ganz und ungetheilt giebt, wie ich ihm das meinige. — Ich habe nie geglaubt, je ein solches Geständniß irgend

Einem machen zu können; aber, ich weiß nicht, Ihre Jahre, meine Verehrung für Sie, geben mir Vertrauen und Muth, offen zu reden. Uebrigens iſt es Sache meiner Eltern, Ihnen zu antworten. — — — Wenn Sie es verlangen, werd' ich denſelben Ihren Beſuch ankündigen.

Hier ſchöpfte der Oheim Athem. Ich ſaß in mich ſelber verſunken da, mit allen Sinnen horchend. Er fuhr endlich fort:

— Fräulein, ſagt' ich, wenn ich darum bitten darf; Morgen um zehn Uhr. Sie glauben nicht, wie ſehr michs freut, mit Ihrem jugendlichen Alter ſoviel Tugend und Reife des Geiſtes vereint zu ſehn; — und, ja, ich ſehne mich nur um ſo mehr, daß mein Neffe unter ſolchen Bedingungen gefallen möchte; Bedingungen, die ihm wahrlich nicht zu hart dünken. Glauben Sie, liebes Kind, ich halt' es für Ehre, für große Ehre, in eine Familie einzutreten, die ſoviel Tugenden übt, wie die Ihrige. Und — — — von zarter Kindheit an — — — ſein Herz, ſein ganzes Herz — — — (ich hätte ihr noch von der Jüdin erzählen können,) iſt — ein gutes, edles Herz, ich bin Ihnen Bürge dafür, liebes Kind. Er ſoll erfahren, unter welchen Bedingungen er ſein Glück empfängt, und wie es, nur durch gegenſeitige Liebe, gegenſeitige Treue, und wetteifernde Erfüllung von Pflichten bewahrt wird, welche aus dem Verhältniß der Familie entſpringen. Alſo und mithin — — —

Hier machte der Oheim in ſeiner fröhlichen Laune die bei Trauungen gewöhnliche liturgiſche Formel nach:

„Versprichst du das Julius, so sag' ein lautes, deutliches Ja!"

„Ja, ja!" schrie ich: „vor Gott, vor Ihnen, Herzensoheim, vor Ihnen!" — Und ich überhäufte ihn wieder mit Liebkosungen, während sich die Alte, in ihrem Winkel, die Augen trocknete. Der Oheim allein, glücklich im Glück, das er mir bereitete, behielt, wie immer seine heitere Ruhe, und setzte meinen Freudenthränen lustige Einfälle entgegen, in denen er doch ganz Liebe war.

„Haben Sie nicht noch mehr zu ihr gesagt, lieber Oheim?"

— Nichts besonders. Ich stand dann auf, und wollte noch die kleinen harmlosen Engel in ihren weissen Bettchen schaun. Sie begleitete mich lächelnd, und zeigte sie mir. Was mich ungemein hier ansprach, war die überall verherrschende Sauberkeit, die Ordnung, die Sorgsamkeit im Allgemeinen und Einzelnen, und eine gewisse Eleganz inmitten der größten Einfachheit. — Sie machen den Kindern, glaub ich, da Röckchen? sagt' ich zu ihr. — Um Verzihung, erwiederte sie, meiner Mutter Arbeit ists; aber in ihrer Abwesenheit setz' ich mich wohl hinzu. — Ich nahm ihre Hand zum Kusse, und sie hielt die meinige fest, um mich hinauszubegleiten. Aber unter der Thür bat ich sie ganz leise, nicht weiter zu gehn, wenn sie sich nicht aussetzen wollte, dir zu begegnen. Hurtig flog sie zurück. — Sieh da, schon elf Uhr! Gehn wir jetzt zur Ruhe.

Die Alte lächelte. „Ja, Ruhe! du hast Recht,

Margarethe. Es wird sie diese Nacht nicht jedermann haben. Aber wir beide, meine Alte, wir wollen für die Andern schlafen.“

---

Gegen Mitternacht hört' ich die Eltern ankommen; dann droben unter den Gliedern der Familie ernsthaft und lebhaft verhandeln. Gegen zwei Uhr rückten die Stühle; man schied von einander, aber ich vernahm zuweilen noch die Stimmen des Ehepaars, bis alles todtenstill ward. Ich konnte keinen Schlummer finden.

Sobald mein Oheim erwacht war, und während er sich noch ankleidete, ließ ich mir jeden Umstand jedes Wort von seinem gestrigen Besuch wieder erzählen. Der liebe Greis that es mit bewundernswürdiger Gefälligkeit, und sprach mit einer so ruhigen Zuversichtlichkeit, daß ich in neuen Hoffnungen frisch auflebte. Nur gefiel mir das Zurückhaltende in Henriettens Aeusserungen nicht; und wenn ich dann gar an den reizbaren, auffahrenden Geometer, an seine laute Stimme bei den Berathungen in der vergangnen Nacht dachte, ward mir nicht wohl zu Muthe.

Es schlug indessen zehn Uhr. Der Oheim ging. Mir ward heiß und kalt. Ich irrte in fabrischer Angst in der Bibliothek umher; endlich stieg ich in die Mansarde hinauf. Da wollt' ich, laut Verabredung, den Oheim erwarten, und von ihm mein Todesurtheil erfahren, oder meine Begnadigung.

Kaum nach einer Viertelstunde hört' ich neben mir Henriettens Zimmer öffnen. Ich unterschied Schritte

zweier Perſonen. Ich erkannte an verſchiednen Zeichen, daß ſie es ſelbſt, mit ihrer Mutter, war.

Alſo Alles verloren! — Dacht' ich, und ſank mit gefalteten Händen in den Seſſel. Ich hatte mir immer bisher vorgeſtellt, dieſe Mutter, dieſe Vertraute von Henriettens geheimſten Gedanken, würde mir ein wenig günſtig ſein, würde meine beſte Fürſprecherin bei dem eiſernen Geometer werden. Und nun verlieſſen ſie beide das Schlachtfeld ſchon vor begonnenem Kampf, und meinen guten Oheim gaben ſie drunten ohne Beiſtand dem Geometer preis, der die ärgerlichſten Vorurtheile gegen mich hegte. In dieſem Zuſtand von Verzweiflung ertrug ichs nicht mehr in der Werkſtätte. Ich faßte ein Herz, beſchloß zu den beiden Frauenzimmern zu gehn und ſie, wenn immer möglich, zur Theilnahme für mich zu bewegen.

Ich klopfte an ihre Thür. Henriette öffnete ſie. Ihre Beſtürzung, ihre Schaam, die ſich ſo deutlich in ihrem Geſicht malte, half mir allein meine eigne beſiegen.

„Darf ich, nur auf wenige Augenblicke" — — — ſagt' ich mit erſchöpfter Stimme.

— Treten Sie nur herein, Herr Julius! entgegnete die Mutter ſogleich. Sie ſchwieg nach dieſem Wenigen; betrachtete mich eine Weile ſchweigend und ihren Augen entfielen einige Thränen: Was wollen Sie uns ſagen? — fragte ſie etwas bekümmert.

„Ich wünſchte, bevor Ihre Familie über mein Loos entſcheidet, Sie Madame, zu ſehn, zu ſprechen, — verzeihn Sie meine augenblickliche Verlegen-

Bibl. Univers. Lpz.

heit. — — — Ich wünſchte, Ihrem Fräulein Tochter ſelber zu ſagen, was ſie meinem Herzen iſt und längſt war, und ewig ſein wird; — und Ihnen, daß ich Sie, wie eine Mutter lieben dürfte, ich, der ohne Mutter bin, und daß Sie mir ein Kleinod, ein Heiligthum anvertrauen würden, ohne ſich je von ihm trennen zu müſſen — — — ach, was weiß ich! Liebe und Ehrfurcht machen mich ſtumm. Und Ihre Thränen, ich fürchte was die mir ſagen, zu verſtehn."

Während ich ſprach, heftete Henriette, mit ſcheinbarer Ruhe, ihre Augen unbeweglich auf mich, und hörte mir zu.

„Rede du mit dem jungen Herrn, Henriette," ſagte die Mutter zu ihr: „Aber, nein — — — dich verlieren, mein Kind, nein, ich mags nicht denken. Es würde mir das Leben auslöſchen."

— Nie! das geſchieht nie, Mama! — entgegnete die Tochter, zwar etwas bewegt, aber doch mit feſter Stimme: Ich gebe Keinem die Hand, der nicht ganz Ihr Sohn ſein wird. — Und — — — Herr Julius, ich bin gewiß weit verlegner, ein Wort zu ſagen, als Sie. Ich kenne Ihren Wunſch, aber nicht Ihre Denkart. Ich bin Ihnen, Sie ſind mir zu fremd — — —

„Fremd?" rief ich: „O Fräulein, ſelbſt daß ich nie den Muth hatte, mich Ihnen mehr zu nähern, als ich's wünſchte, ſagt Ihnen, wer ich ſei? Sie, Ihr Weſen und Leben, Ihr herrliches Gemüth, ſind mir nicht fremd; und wem, der Sie ſah, können Sie fremd ſein? — Und ich, Fräulein, der in den

Künſten der Verſtellung ſo umgewandt bin, bin ich nicht vor Ihrem Blick ein offnes Buch, in welchem Sie, wenn Sie je gewollt haben, den ganzen Inhalt laſen? — Bin ich Ihnen wirklich ganz fremd? Und — Sie unterbrach mich: „Nein, ſoll ich meine Eltern verlaſſen, ich kann es nimmermehr.“

„Nein, nicht Sie ſollen, nicht ich, liebes Fräulein, will je Ihre Eltern verlaſſen. Warum fürchten Sie das? Aber — — — ich bemerke, das Urtheil iſt ſchon über mich geſprochen. Ihr Herz ſtößt mich zurück. Für mich ſpricht in Ihrer Bruſt keine Empfindung. Es ſei! Ich gehe ſtumm in mein Verhängniß, in das düſterſte, das einem Sterblichen zu Theil werden kann. Sie verſtoſſen mich; aber der Verſtoſſene wird mit ewiger Liebe Ihnen gehören.“

— Herr Julius, Sie verwirren mich, daß ich nicht weiß, wie ich Ihnen — — —. Sie begreifen wohl, ich bin ohne Erfahrung, ich bin — — — meinen Eltern übergeb ich vertrauensvoll die Entſcheidung; ſo iſt's meine Pflicht. Ich werde ihnen, ohne Widerſpruch, gehorchen, ſelbſt wenn — — —. Nein, ſagen Sie nicht, ich habe Sie verſtoſſen; aber, müßt es ſein, auch wenn — — — wenn in mir eine Stimme für Sie laut würde, — — — gehorchen würd' ich des Vaters und der Mutter Stimme, lieber, als der eignen.

Sie wandte ſich jählings von mir ab und eilte ans Fenſter.

In dem Augenblick ging die Thür auf.

„Ich habe Sie hier nicht vermuthet!“ sagte der Geometer indem er das Wort sogleich an mich richtete: „Uebrigens bleiben Sie: ich wollte Sie eben rufen lassen.“

„Guten Morgen, liebes Kind,“ sagte Oheim Tom, indem er Henriettens Hand küßte, die sich in schöner Verwirrung zu ihm wandte. Dann gegen die Mutter gekehrt, rief er: „Und Sie, meine würdige Madame, nur Muth und Zuversicht! Wenn Sie den Burschen da seit mehr denn zwanzig Jahren gekannt hätten, wie ich, er würde Ihnen lieb sein. Da es mir die größte Freude macht, daß seine Wahl diese liebenswürdige Tochter einer ächt-edeln Familie — einen reinen Diamant — — — — Na! lassen wir den Mann reden, dem hier zu reden gebührt.

Mein Oheim setzte sich. Ich blieb neben Henrietten stehn, und wir hörten den Geometer.

„Um zehn Uhr,“ sagte er, „beehrte mich Herr Tom mit seinem Besuch. Dieser betraf Sie, Herr Julius. Ich lasse, nach den mir gegebenen Aufklärungen, der Redlichkeit Ihrer Absichten Gerechtigkeit widerfahren. Alle Mißverständnisse sind Schuld Ihres schüchternen, schwankenden, unmannhaften Charakters, und des Geschwätzes einer Fremden. Dadurch verlieren die reinsten Gesinnungen, welche Sie hegen mögen, das Freie und Offne, welches man von dem was recht und billig ist, erwarten darf. Alles Lichtscheue verdächtigt sich selber. Es ist mir auch bekannt, daß Sie kein Vermögen besitzen, als das Geld, was

ich bei Ihnen gestern gesehn habe. Also beschränken sich Ihre ökonomische Zustände noch gutentheils auf bloße Hoffnungen. In dieser Hinsicht ist Ihre Lage für die Zukunft ohne jene Sicherheit, die ich fordern muß. Das war's, worüber ich erst mit meiner Frau und Tochter Rücksprache nehmen wollte. Weil aber nun alle in dieser Angelegenheit Betheiligte eben beisammen sind, will ich meine Meinung frei aussprechen."

Es überlief mich ein Fröstеln. Der Mann schien da, wo andre Menschen das Herz in der Brust tragen, nur Maasstab, Zirkel und Algebra zu haben. Er fuhr fort:

„Ich habe nie auf einen reichen Eidam Rechnung gemacht; ihn auch nie verlangt. Somit wären auch die ökonomischen Umstände des Herrn Julius, wie sie mir erklärt worden sind, für mich kein Hinderniß, ihm zur Verbindung mit Henrietten meine Zustimmung zu geben, falls Henriette selbst und ihre Mutter dazu einwilligen könnten. — — —"

Er warf flüchtig auf beide den scharfen Adlerblick. Henriette schlug die Augen nieder; ihre Wangen färbten sich mit höherm Roth. Die Mutter unterdrückte einen Seufzer. Er aber setzte seine Anrede mit einer ihm nicht gewöhnlichen Lebhaftigkeit fort, und sagte:

„Doch Eins ist, woran mir Alles liegt; Eins, woran ich einzig festhalte. Das ist das Glück meiner Tochter! — Dies Glück find' ich für sie nur in treuer, unwandelbarer Zuneigung von beiden Theilen; in gegenseitigem, ungetrübtem Vertrauen, welches kein Hehl vor dem Andern hat; in unverdrossener Arbeitsamkeit;

in ſtrengem, tadelloſem Wandel, und einfacher Lebensweiſe. Auſſerdem wird Henriette Niemandes Weib. — Ich weiß, Ihr Herren, was mein Kind werth iſt. Wer ihm nicht alle dieſe Güter, ohne Ausnahme alle, zubringt, wäre ihres Beſitzes unwürdig. Könnte er es täuſchen, ſich ſelbſt und mich täuſchen, wehe ihm! Er wäre der ewige Gegenſtand meines Haſſes, meiner gerechten Rache — — — er ſollte — —“

Hier unterbrach er ſich und blieb einige Sekunden ſtumm, nicht weil er von väterlicher Zärtlichkeit erweicht und bewegt war, ſondern weil er fürchten mochte, in heftiger Aufwallung über eine bloße Möglichkeit mehr zu ſagen, als nöthig wäre.

„Jetzt wiſſen Sie, meine Herren,“ hob er wieder mit ruhigem Tone an: „jetzt wiſſen Sie, warum ich mir nichts aus äuſſern Glücksumſtänden mache; wiſſen, welche Bürgſchaften ich für das Lebensglück meines Kindes wünſche, beſtimmt fordre; Güter, die man ſeltner findet, als Gold. — Herr Julius hat ſeinen Beruf; hat Geiſtesbildung; hat Kenntniſſe; iſt jung; er wird arbeiten; wir würden ihm helfen — — — von der Seite ſeh' ich kein Hinderniß. Aber er ſehe ſich vor, was er thue, und wozu er ſich verpflichten will. Gefühle verrauchen und dem Rauſch ſchöner Einbildungen folgt die Nüchternheit. Weiß er, was ſeine moraliſche Kraft vermag; kennt er den unſchätzbaren Werth, welchen eine tugendhafte Gattin für den Mann hat: ſo kann ich ihm auch, wenn ihn meine Tochter wählen will, Vater ſein. Ich will mich auf

ſeine Rechtlichkeit verlaſſen, daß er, was er gelobt, halten werde.“

Wie erſchütternd auch ſeine Worte für mich waren, ſie gaben mir nur das Bewußtſein meines Selbſtwerths zurück.

„Was Ihnen,“ ſagt' ich zu ihm; „mein Oheim über mich berichtet haben möge, Gutes wie Böſes, ich beſtätige es. Sie, mein Herr, beurtheilen mich ohne mich näher zu kennen. Die Forderungen, welche Sie machen, ich begreife ſie; ſie ehren jeden Vater, aber ſie liegen auch von ſelbſt in der Pflicht jedes ehrlichen und beſonnenen Mannes, der über ſein Lebensloos zu entſcheiden hat. Was Sie verlangen, es würde von mir erfüllt worden ſein, hätten Sie es auch nicht verlangt. Ich ſchäme mich faſt, Ihnen hier ein feierliches Verſprechen zu geben von dem, was ſich, auch ohne Verſprechen, durch ſich ſelbſt verſteht. — Glauben Sie nicht, daß ich in dieſem Augenblick nur Ihre Tochter ſehe, nur meine Neigung betrachte; ich ſehe die Zukunft; ich berathe die mir inwohnende Kraft und die gegebnen bürgerlichen Verhältniſſe. Und wenn noch ein anderes Gefühl daneben laut wird: ſo iſt's Ehrfurcht vor Henriettens ſeltnen Tugenden, ſo iſt's die Bewunderung Ihres Familienglücks, dieſer Wirkung Ihrer Grundſätze. — Mein Dank, daß ich Genoſſe dieſes Familienglücks werden darf, daß Sie mich — — —“

— Junger Mann! unterbrach mich der Geometer; kein Wort von Dank! Henriette hat zu entſcheiden; ich keineswegs. Sie hat jetzt vernommen, wie

ich denke. Sie soll ungezwungen ihre Wahl treffen; kein Vorwurf dereinst auf die Eltern fallen. Sie prüfe sich, ob Neigung, ob Liebe da sei? Wo nicht; gut. Vielleicht ist sie überrascht; bedarf Zeit sich zu sammeln, zu überlegen. Henriette, es ist an dir zu reden. Sprich, was verlangst du?

Henriette sagte nichts; sondern, indem ihr schönes Antlitz erglühte, wandte sie sich gegen mich; ihre Augen mit einem wunderbaren Blick in die meinigen dringend, bot sie mir die Hand dar, die ich an meine Lippen, an mein Herz drückte. Bei dieser Bewegung fuhr mein guter Oheim vom Sitz auf; unter seinen Freudengefühlen und Jahren schwankend, eilt' er zu uns, und umarmte uns stumm und zitternd und mit feuchten Augen. Henriettens Liebkosungen beruhigten und beseeligten den Greis zugleich. Ich weinte still an der Brust der Mutter. Der Geometer allein behielt seine ganze Festigkeit. Er beobachtete schweigend die Scene; empfing meine Umarmung mit Wohlwollen und Ernst; führte mich wieder zu seiner Tochter, deren Stirn er küßte, während sie seinen Hals mit den Armen umschlang, und näherte sich dann seiner Gattin, deren Gleichmuth er durch verständiges, freundliches Zureden wieder herzustellen suchte.

---

Als der Sturm sich etwas gemildert hatte und der Oheim zum Lehnsessel zurückgekehrt war, sagte er:

„Nun, lieben Leutchen, noch ein Wort. Ich danke Allen! — Dieser Augenblick hat den letzten meiner

Wünſche erfüllt. Das herrliche Kind da, nun iſt es mein eignes Töchterchen; es wird, verlaßt Euch darauf, glücklich, ſehr glücklich ſein. Mein Julius hat ein rechtſchaffenes, liebevolles Gemüth; iſt brav, wenn er auch lieber Kunſtmann, als Rechtsmann, geworden iſt."

„Jetzt möcht' ich Euch noch etwas mittheilen, was zur Sache gehört. Ich ſag' es, wie es iſt. Der Burſch dort iſt mein Erbe. Mein Vermögen gehört ihm, ſchon, ſeit mehr denn zwanzig Jahren, durch mein Teſtament. Alſo leb' ich ſchon ſeit langer Zeit nur auf ſeine Koſten; doch wird's nicht lange gehen, ſo verurſach' ich ihm die nicht mehr."

„Alſo das ihm Angehörende beſteht in einem Zins, davon das Kapital auf die beſten Weinberge im Kanton Waadt angelegt iſt. Ihr ſeht alſo, es ſteht unter Obhut des Bacchus ſelber; der Gott hat ſeine Sachen ſo gut gemacht, daß der Zins, ſeit vierundfünfzig Jahren, mir nicht ein einziges Mal ausblieb. — Darüber hinaus liegen bei mir noch in Baarſchaft einige runde Summen. Aber die zahl' ich nicht ihm aus, ſondern in Friſten, meinem lieben Töchterchen dort, die mir geſtern Abend, wie eine recht gewandte und ſorgliche Wirthſchafterin, vorkam."

Hier erhob ſich gegen ihn ein Gemurmel von Stimmen auf allen Seiten. Er rief: „Still doch, hört mich doch an. Dieſe Baarſchaft iſt ja nur da, um die neue kleine Haushaltung etwas in Gang zu ſetzen. Es heißt im Sprüchwort: ohne Keſſel kocht ſich keine Suppe. Nun fehlt's meinem Neffen noch ſehr an Keſſeln; folglich muß ich ihm wohl ſein Mobiliar ſchaf-

ſen. Wir müſſen Keſſel, Schränke, Kommoden, Sopha's, neue Spiegel, Umhänge, was weiß ich, Alles haben. Wir müſſen das liebenswürdige Töchterchen bei uns empfangen, wie es ſich geziemt, und zwar, ohne das Kapital anzurühren. Hört nur, wie? Das iſt ſchon längſt bei mir im Reinen. Ich verwandle mein altes Mobiliar in ein neues. Ich habe nämlich, während vieler Jahre, eine Menge Folianten, Quartanten und Schmäucher zuſammengekauft. Julius, als Künſtler, wird damit nichts anzuſtellen wiſſen; und ich, werde wohl daran denken müſſen, mein Reiſebündel zu ſchnüren. Ich kenne einen Iſraeliten, der mir dazu helfen will, ohne mich betrügen zu wollen oder zu können. Ich habe ſchon einen Theil der Summe bezogen, und ſo können wir den Kindern da eine Einrichtung machen. Still doch! kein Murmeln! Ihr thätet mir mit jedem Widerſpruch weh. Ich finde übrigens vielen Genuß in der Sache. Der Iſraelit leiſtet mir Geſellſchaft dabei; wir leſen mit einander hebräiſch; wir vergleichen die Editionen — — — und ich ſage meinen alten Tröſtern, einem nach dem andern, Lebewohl, bis ich endlich Euch insgeſammt gute Nacht ſage."

Wer hätte ungerührt bleiben können, als der Oheim das Alles uns mit lächelnder Miene ſagte, wie wenn er uns ſein eigenes Glück erzählte. Ich weinte ſtill, während Henriette, ihre Mutter und ſelbſt der Geometer mit zärtlicher Bewunderung ihn anhörten. Man wagte weder ſeine Pläne zu zerſtören, noch zu billigen. Henriette kniete neben ſeinem Seſſel und legte ihr Geſicht

küſſend auf ſeine Hand, während ſich die Mutter tiefgerührt der andern bemächtigte und der Geometer mit den Worten vor ihn trat: „Herr Tom, ich verehre Sie; Sie ſind ein Menſch Gottes. Möchten wir Alle Ihnen einſt gleichen!“

---

So trat ich in eine Familie, in welcher Einigkeit und Herzinnigkeit, unbedingte Hingebung des Einzelnen für das Wohl Aller, Aller für den Einzelnen, ſittliche Einfalt und Einfachheit der Sitten, nützliche Thätigkeit und Sinn für das Schöne, die Lebenselemente waren. Nur in einer ſolchen Verbindung konnte mein Karakter ſeine Bildung vollenden, indem mir klar ward, welches die höchſten Güter des Daſeins unterm Himmel ſind, wie unſcheinbar ſie auch ſein mögen; Güter, deren wir ſo oft durch eine romantiſche oder romanhafte Richtung des Geiſtes verluſtig gehn, oder durch eine kindiſche Luſt am Gaukelſpiel der Fantaſie verlieren, die wir übermächtig werden laſſen, bis ſie, uns jeden Augenblick überwältigend, bei jedem Schritte irre führen.

Und Henriette, ich bekenn es, ich hatte nicht ſie, ſondern, in ihrer Geſtalt, ein ſelbſt-erträumtes Urbild aller Vollkommenheit geliebt. Wie anders, wie liebenswürdiger, wie edler, fand ich ſie nun in der Wirklichkeit, entkleidet von den Regenbogen-Schimmern, in der ſie ſonſt vor meiner Einbildungskraft ſchwebte. Welch einen Heroismus der Tugend, und

welche Demuth dabei, — welche Gabe, alle Herzen zu feſſeln, ohne es zu ahnen, und welche weltvergeſſene Häuslichkeit hatt' ich zu bewundern! Des Vaters klarer Geiſtesblick und ſtrenge Selbſtbeherrſchung, mit der weichen Zärtlichkeit ihrer Mutter, waren Eins in ihr. Sie liebte mich. Schon auf den ſtummen Wanderungen zur Manſarde ſchlug mir ihr Herz. Und doch hätte ſie dies Herz und das meinige gebrochen, wenn die Pflicht geboten haben würde.

Lucy erfuhr, vor ihrer Rückreiſe nach England, von mir meine nahe Vermählung. Sie beſuchte noch einmal Henrietten. Sie nahm unſerer Beiden Hände mit wehmüthiger Inbrunſt in die ihrigen, und ſeufzte: „Warum kann ich Euch, Ihr Lieben, zu denen ich mich hingezogen fühlte beim erſten Sehen, warum nicht, kann ich Euch in England bei mir haben! Ihr werdet glücklich ſein. Liebet mich, wie ich Euch beide.“ — Sie trug mir noch die Beſtellung mehrerer Kabinets auf, durch welche meine kleine Haushaltung für lange Zeit geſichert ward. Ihre Gunſt ward mir auf manche andre Weiſe noch lange vortheilhaft. Mit den erſten Familien ihres Vaterlandes in Verbindung, wieß ſie diejenigen ihrer Landsleute oft an mich, welche alljährlich die Thäler der Schweiz zu beſuchen pflegen; und ihre Empfehlung war ſelten unfruchtbar für mich. Der Beſuch dieſer Fremden gab mir eine Art von Ruf und führte mir andre Beſucher, andre Beſtellungen zu; und nach wenigen Jahren gewann ich, mit Henrietten, einen behaglichen Wohlſtand, der die Erwartun-

gen des Gemuters beiweiten überflieg. Dann sagt' ich wohl manchmal lachend zu ihm: „Vater, der Beruf des Malers ist gut; nur Ihr Sprüchwort: Die Kunst bringt dann und wann Ruhm, selten Brod ins Haus! ist ein Sprüchwort, das nichts taugt."

---

Zum Schluß meiner Erzählung nur noch einige wenige Stellen aus dem Briefe, welchen ich, zwei Jahre später, nach dem Begräbniß Tage meines guten Oheims an Lucy schrieb:

„Nun erst „Milady„ begreif ich die Fülle Ihres Schmerzes, als Sie den Edelsten der Väter verloren; nun erst die Unendlichkeit dieses Schmerzes. Ich weine nun Thränen, wie Sie längst geweint haben."

„Ich habe meinen Oheim, meinen Vater nicht mehr. Er lehrte mich leben; er hat mich auch sterben gelehrt. Heiter und gemüthlich, wie immer, lächelte er dem Engel entgegen, der seine herrliche Seele zu Gott führen sollte. Er fühlte das Schwinden seiner Kräfte, das stufenweise Erkalten seiner Glieder, und er schien mit dem Tode nur zu spielen."

„Vergangnen Sonntag, als wir um sein Bett saßen, sagte er beim Geläute der Glocken: „Sie tönen mir nun wohl zum Abschiede." Als er unsre Thränen bemerkte, fügte er hinzu: „Wahrhaftig, Kinder, wollt' Ihr mich denn bereden, ich habe noch nicht genug gelebt? Ich bin mit meinem Theil von Jahren ganz zufrieden. — Vergesset meine alte Margarethe

nicht. Sie hat ja ſo viel Sorge für meine Bücher gehegt und für mich! — Julius, wenn du der Lieben Dame ſchreibſt, (ſo nannt' er Sie immer,) meinen Seegen über Sie und Ihre Kinder. Ich hoffe, ihren Vater in der Schaar edler, ſeeliger Geiſter zu ſehn, — verſteht ſich, Kinder, wenn man mir den Zutritt zu ihnen erlaubt."

„Nach einiger Zeit ſagte er wieder: „Ich glaube, der Tod findet mich etwas zäher und lederner, als er es gedacht haben mag. Ich biete ihm Troß, bis er Meiſter wird. — Das Teſtament iſt in der Schublade dort, links. — Meine herzige Henriette, es war doch eine Luſt, bei dir zu leben: zeige mir noch einmal deinen kleinen pausbackigen Engel! Denn, ſiehſt du, alle da droben, mein Bruder, meine Schwägerin u. ſ. w. werden mich bald mit Fragen beſtürmen. Ich werde ihnen entgegen rufen: Gute Nachrichten, Alles gut!"

„Er ließ noch den Geiſtlichen rufen, da ſich ſeine Augen ſchon verdunkelten. Er empfing dieſen alten Freund mit den Worten: „Mein lieber Herr Vernier, ich bin, wie Sie ſehn, reiſefertig. — Meinen treuen Hippokrates hab' ich verkauft; es iſt der Iſraelit, der ſich ſeinen Rath zu nutze macht. — Wenn ich aber auch mein altes Gerippe jetzt gern und leicht dem Knochenmann überlaſſe, will ichs doch nicht ſo mit der Seele halten. Verrichten Sie Ihr Amt, aber geſchwind, ehe die Pſyche davonfliegt; ſie ſchwebt noch am zarteſten Faden gehalten." —

„Als ihn der Geiſtliche verließ, und voller Ruh-

rung Abſchied nahm, ſagte der Oheim: Auf Wiederſehn! Dann ſank er in Schlummer. Nach einer Stunde erwachte er. Er hielt unſre Hände. Er lispelte mit ſchwacher Stimme: Julius! — — — Henriette! — Sein Geiſt entfloh. Ein überirdiſches Lächeln umfloß ſein erblaßtes Antlitz.“

# Das Thal von Trient.

[Nicht von dem, durch ſeine Kirchenverſammlung, weltberuhmt gewordnen Trient, iſt hier die Rede, ſondern von einem kleinen, unbekannten Schweizerthal, in wilder Einſamkeit des walliſiſchen Hochgebirgs. Ein Gletſcherſtrom, der dem ewigen Eiſe entrinnt, welches ſich zwiſchen den Felſenzinken des Arpetaz, Balm, Catogne und andrer Berggipfel ausbreitet, brauſet in vielerlei Windungen durch die hohe Einöde. Ein armes, kleines Dorf, drängt ſich, mit ſeinen wenigen Hütten, in der Nähe des Ufers froſtig zuſammen. Dies iſt Trient; hier ein Berg-Uebergang über die Forclaz de Martigny, beinah 5000 Fuß über dem Spiegel des Mittelmeers erhaben, zwiſchen dem Chamonixthal und dem Wallis. Jährlich wandern 2000 — 3000 Reiſende dieſen Weg durch die Alpenwildniß.]

---

Eines Morgens, es ſind drei Jahre ſeitdem, macht' ich mich von Chamonix auf den Weg nach Martigny im Wallis. Andre Luſtreiſende, wie ich, thaten eben ſo. Alle hatten ihre Maulthiere; nur ich ging zu Fuß. Aber in dieſem Gebirgslande iſt der Vortheil auf Seiten des Fußgängers. Er kömmt geſchwinder fort und kann ſich frei nach jeder Richtung wenden, wohin es ihm gefällt.

Die Straße war alſo vom Schauſpiel der kleinen Caravanen bedeckt die einander in nicht großen Entfernungen folgten. Für meine Perſon, überlegt' ich,

wie ich am beſten meine Unabhängigkeit benutzen könnte. Ich hatte dreifache Wahl. Ich konnte einſam den Nachtrab bilden; oder, an Allen vorbei, mich an des Zuges Spitze ſtellen; oder auch von einer Menſchengruppe zur andern gehn, Bekanntſchaft anſpinnen, und ſo, mit der Luſt des Wanderns, die Luſt geſelliger Unterhaltung paaren. Das Letzte ſchien mir das Beſte.

Ich kam bald zu einer Geſellſchaft, die mir die nächſte war; aber wenig fehlte, ich hätte mich ihr ohne anders für den ganzen Tag angeſchloſſen. Denn ich fand da ein junges Frauenzimmer, lieblich, bezaubernd, wunderſchön, — — — wenigſtens fühlt' ich, dies war der Eindruck, den es auf mich machte. Aber auf Reiſen, es iſt ſonderbar, machen hübſche Mädchen gewöhnlich dergleichen Eindruck auf mich. Faſt möcht' ich daraus folgern, die niedliche Reiſende wäre auſſerdem weder bezaubernder noch ſchöner, als jede andre ihres Alters geweſen. Die Eltern nannten ſie Emilie.

Iſt man unterwegs, im Freien, nimmt das Gemüth gern höhern, romantiſchern Schwung; das Herz erſchließt ſich leichter und iſt entſchieden gefühlvoller, zärtlicher. Das Weib, oder „ein holdes, weibliches Weſen", wie man ſich ätheriſcher auszudrücken pflegt, dünkt einem da der Huldigungen unendlich werther, als ſonſt, oder irgendwo; und weil gewöhnlich, bei ſolchem zufälligen Begegnen, gar kein ernſter Vorſatz, kein Plan aus dem bürgerlichen Alltagsleben, kein Heirathsgedanke u. dgl. m. ſich, wie Blei, an den Fittig der Empfindungen hängt, nehmen dieſe ihren

freien Aufflug und in wenigen Augenblicken zur höchſten Höhe.

Und nicht etwa nur beträgt ſich das Jünglingsherz ſo auf der Reiſe, ſondern ganz ſicher macht ſich auch da ein gewiſſer Reiz der Umſtände für das Herz der Jungfrau geltend, den ſie im Zimmer, im Geſellſchaftsſaal, nie kennen würde. Sie ſteht da vereinzelt; vereinzelt von ihren übrigen, vielleicht ſchönern, oder doch eben ſo liebenswürdigen, Freundinnen. Sie iſt für ſich eine mehr oder minder liebliche Blume, mehr oder minder ſelten; aber dieſe Blume, die, mit andern in einen Prachtſtraus verbunden, unbeachtet, nichts wäre: ſie gefällt, ſie rührt, ſie begeiſtert, da für ſich allein ſtehend, bebend im grünen Raſen, den ihr Reiz, ihr Duft mit Anmuth füllt. — Im Grunde nichts Einfältigeres in der Welt, als ein Blumenſtraus; als ſolch' ein Blüthen-Harem, mit dem der armſinnige Gebieter Schönheit an Schönheit zuſammendrängt, ſich, zum Schaden Aller, ein blendendes Gemengſel ohne Grazie, und, aus den zarten Düften der Einzelnen, betäubende Gerüche ſchafft. Fort, fort mit ſolchem Sultan! entweihe, entblättre, opfre er ſeinem Gelüſt immerhin die Fülle und Friſche von tauſend Roſen; ich, was mich betrifft, ſuche mein Blümchen lieber, wo es ſich einſam auf ſeinem Stengel wiegt. Eiferſüchtig auf ſeine beſcheidne Lieblichkeit, würd' ich es nimmermehr mit andern verbinden; ja, kaum aus der Menge hervor pflücken mögen.

Und das iſt noch nicht Alles. Die junge Schöne, auf Reiſen, iſt uns um vieles näher ſtehend. Sei's,

daß sich ihr Herz schon weggegeben hat, sei's daß sie dem Blick eines Fremden ausweichen will; sie kann's nicht. Wider Willen nimmt sie Interesse an seiner Gegenwart; unsre Aufmerksamkeiten beschäftigen sie. Die stille Macht, die sie über uns übt; das Glück, das wir in ihrer Nähe empfinden, entgehn ihr nicht, mißfallen ihr nicht; vorausgesetzt unsre Gefühle, so zart, als innig, lassen ihr Dasein mehr ahnen, als gewahren. Und wie vielerlei Anlässe und günstige Ereignisse bieten sich auf der Reise an, wo sich ein schmeichelndes Hinneigen der Seele verräth; wo man sich im gleichen Gedanken begegnet; wo man mit einander eins und dasselbe empfindet, und sich jene stumme Sympathie offenbart, die für zwei jugendliche Herzen unwiderstehlichen Reiz hat! — Diese Sympathie, dieser heimlich-süße Genuß, dauert vielleicht unterwegs nur ein Paar Stunden, vielleicht einen ganzen Tag; gut, mag doch das Vergnügen flüchtig sein; aber es ist ein lebendiges, ein reines, und läßt, statt des Verdrusses, liebe Erinnerungen ins uns nach.

Und wie, wenn uns in einer solchen Gesellschaft jene Thaltiefen, jene Alpenwälder, jene dunkelgrünen Wiesen und silbern strahlenden Gletscher des Hochgebirgs, traumhaft umschweben; — wenn jeden Augenblick die prachtvolle Scene ändert; wenn bald Erstaunen, bald Entzücken laut werden, sich mittheilen will, das Herz das Alles nicht allein fassen und tragen kann: und das Uebermaas der reinsten Gefühle die Schranken blöder Zurückhaltung durchbricht? Oder wie dann, wenn die junge Gefährtin, in aufwallender

Gemüthsbewegung, ganz vergessen ihres bäurischen Reitpferdes, Euch die angenehme Sorge überläßt, das Thier zu leiten, seine Launen zu regeln? Während Ihr, den Zügel in der Faust, Euch selbst zwischen Abgrund und Maulthier zur Schutzwehr macht, indessen die Reiterin sich ihrer Bewunderung der Umgebungen furchtlos hingibt, die Glut der Begeisterung ihren Blick verklärt; ein frischer Morgenwind, herwehend von den Bergschluchten, ihre Wangen höher röthet, und, gaukelnd in den Falten ihres Mantels, die anmuthigen Umrisse ihrer Gestalt sehen läßt, — — o, junger Mensch, dann irrt dein Blick, schon treulos der majestätischen Gebirgsnatur, mit Seligkeit um das holde Geschöpf hin, und, nicht wahr? du findest deine Begleiterin bezaubernd, wunderschön, — — — nun, das ist Alles, was ich eben beweisen wollte.

---

Und das Alles, was ich beschrieben habe, geschah mir und fühlt' ich an jenem Tage. Ich hielt den Zügel in der Faust; ich machte meinen Leib zur Schutzwehr; doch leider gab's keinen Abgrund dabei. Endlich, beim Tour-Gletscher, machten wir Halt. Wir sahen vor uns die enge, wilde Schlucht, wo sich das Chamonixthal gegen den Felsenhang des erhabnen Col de Balme endigt. Wir zogen noch des Wegs in düsterm Schatten hin. Aber hinter uns, in der Tiefe, erblickten wir dies Thal schon im morgenlichen Goldglanz heraufleuchtend. Bald war die Sonne auch zur Höhe der Bergschluchten gestiegen.

Sie senkte ihre Strahlen durch bläuliche Dünste über die ausgefranseten Eisgrathe und zackigten Abhänge der Gletscher. Es funkelten die beschneiten Kulmen und Zinken der Bois, der Bossons, des Taconay und andrer Bergmassen, über dem schwarzen Umhang ihrer Waldungen. Und während der Strom der Arve, mit seinen umbüschten Inseln, unter uns noch im Schatten lag, schimmerten daneben, am Fuße der Brévent-Felsen, die Wiesen der Prieuré im goldgrünen Licht, und die zerstreuten Thal-Hütten von Chamonix unter uns in der Tiefe.

„Welche Pracht!“ sagte meine Gefährtin: „Ich will absteigen. — Mit einer Hand lockerte ich den Steigbügel vom Fuß, mit der andern, sanft von der ihrigen gedrückt, half ich ihr zum leichten Sprung auf die Erde. Wir setzten uns beide auf einen Granitblock, indessen das Maulthier, das ich am Zügel hielt, neben mir die Grasbüschel längs dem Bord des Weges rupfte.

Es giebt Augenblicke, die, strenggenommen, eigentlich der Andacht und Betrachtung geweiht sein sollen, was aber wahrhaftig nicht immer so ganz so leicht ist, als man wohl denkt. Hier war's um's Bewundern zu thun; dafür saßen wir Beide da. Allein während meine Begleiterin, vermuthlich noch nicht recht an ländliche Sitten gewöhnt, etwas Verlegenheit empfand, mit mir allein zu sein, war ich meinerseits durch ihre Gegenwart zu sehr befangen und gehindert, um über Berge, Eis und Schnee schöne Worte machen zu können. Ich versuchte es zwar ein Paarmal; allein nach einigen

Gemeinplätzen, deren Fadheit mich selber verdroß, brachte ich etwas zur Sprache, das mehr, als die Morgenbeleuchtung, zur Tagesordnung gehörte. „Sehn Sie, Fräulein," sagt ich: „dort spaltet sich unser Weg nach links und rechts. Darf ich fragen, ob sich Ihre Eltern, für den Paß über Tete noire oder Col de Balme entschlossen haben?" — „Ich weiß es gewiß nicht;" erwiederte sie und, indem sie sich von der Seite wandte, mir ihr Erröthen zu verbergen: „Ich glaube, das sind sie, die da heraufkommen."

In der That, die übrige Caravane näherte sich, die wir hinter uns gelassen hatten. Es entging mir nicht, der Vater und die Mutter meiner jungen Gesellschafterin waren den andern Reisenden ebenfalls vorausgeeilt. Sie trieben ihre Maulthiere an, ohne daß sie uns noch sahn. Als sie sich bei uns befanden, sagte der Vater: „Nun, meine Damen, hier müssen wir entscheiden, welchen Weg?" — Dann gegen mich gewandt: „Und Sie, Herr, welchen schlagen Sie jetzt ein?"

Diese hinterlistige, verfängliche Frage überraschte mich weniger, als sie mich ärgerte. Unklugerweise hatt' ich den Abend vorher ihm schon meinen Vorsatz gesagt, über die Tete noire zu gehn. Ich hatte mir eingebildet, daran sehr weislich zu thun, weil dieser Paß bequemer ist und gewöhnlich von Reisegesellschaften gewählt wird, in denen sich Frauenzimmer befinden. Aber auch der schlaue Papa hatte mir schon den Abend vorher gar weislich angedeutet, er sei noch ungewiß, ob links, ob rechts? Es war also klar, der versich-

tige Mann hatte sich vorbehalten, je nach Umständen zu handeln; zum Beispiel auch, seine Tochter diejenige Straße ziehen zu lassen, auf der ich nicht wäre. Ich verstand gar schön, wohin seine Frage zielte, und um wenigstens meiner Würde nichts zu vergeben, antwortete ich kurzweg: „Sie wissen, mein Plan ist gewesen, über die Tete noire zu wandern — — —“ „Schade!“ fiel er mir schnell in's Wort: „Wir hier steigen über den Col de Balme. Es thut mir wirklich leid. Leben Sie also wohl; reisen Sie glücklich; war mir angenehm, wenigstens diesen Morgen die Ehre Ihrer Gesellschaft genossen zu haben.“ — Ich erwiederte mit Höflichkeiten, die eben so aufrichtig waren, und wir trennten uns.

Ich stand ziemlich verstimmt da, der schönen Natur gegenüber und mit ihr allein; aber, offenherzig gesagt, sie schien mir gar nicht schön. Das Thal der Prieuré lag drunten kalt und tod; die Boissons wurden mir widerlich. Auf meinem Granit wieder hingepflanzt, grollte ich sinnend über die scheinheilige Tyrannei der Väter, die manchmal, und oft zur Unzeit, von einer allzu engelhaften Unterwürfigkeit der Töchter begünstigt wird. In dem Augenblick schritt eine andre Karavane daher. Ich schloß mich ihr an, in Ermangelung des Bessern, meine Empfindlichkeit, durch Zerstreuung, zu beseitigen.

---

Der Zug bestand aus drei Herren zu Fuß, und einem Saumroß, mit Steinen bepakt. Die Herren

warm Geologen. Eine geologische Gesellschaft ist die herrlichste von der Welt; besonders für Geologen. In ihrer Art ist, bei jedem Stein still zu halten; bei jeder Erdschicht Andeutungen zu machen. Da zerschlagen sie die Steine und zerkratzen die Felslager, um sich darüber Systeme zusammen zu flicken. So gehts in Einem fort. Es fehlt ihnen nicht an Phantasie; aber diese schwärmt nirgends hin, als zum Boden des Meers und in die Eingeweide des Erdballs. Kömmt sie wieder in die Oberfläche unsers Wohnplatzes herauf, stirbt sie ab. Zeigt ihr ihnen eine majestätische Felsenpyramide des Gebirgs: so ists eine von unterirdischen Gewalten emporgeschobene Masse der Flözablagerungen und Urgebirgsformationen. Sprecht ihr vom blaugrünen Eise der Gletscher: so bedauern sie, daß dieselben wahrscheinlich höchst interessante Fossile verdecken; von einem malerischen Wald: der ist gar ihre Sache nicht. Halbwegs von Valorsine brachte ein elender Steinblock, auf dem ich saß, die Herren ausser sich selbst; ich mußte wahrhaftig aufstehn und ihnen meinen Sitz zur Beute lassen. Während sie ihn in kleine Stücke zertrümmerten, schlich sich meine Person still davon. Sic me servavit Apollo.

Wenns auch wohl geschieht, daß ich den Geognosten und Geologen aus dem Wege gehe, lieb' ich doch ihre Wissenschaft, besonders im Winter. Es ist nichts behaglicher, als bei einem Kaminfeuer, über die Bildung der riesenhaften Gebirgsmassen, die man während der schönen Jahreszeit besucht hat, oder über Sündflut, Vulkane, Weltzertrümmerungen u. dgl. m.

plaudern zu hören. Kömmt die Rede auf Petrefakten, so müssen mir die ungeheuren Mammuthe, oder Mastodonten, an den Tanz; oder der Megalosaurus von Cuvier, der eine 120 Schuh lange Eidechs war, und uns nur noch seine Knochen, ohne die Haut, bewundern läßt. Man denke sich dergleichen Behemoth, wie er durch die Urwelt hinspaziert, und seine kleine Familie mit Elephanten füttert, statt der Mücken, wonach heutige Eidechsen schnappen. Es lebe das großartig Malerische!

Aber auch abgerechnet das Malerische, wer ist nicht gern ein wenig Geologe, wenn er die kolossalen Alpenketten anstaunt und fragt, wodurch erhoben sie sich aus dem Abgrund bis in die Wolken des Himmels? Warum lagerten sich die Schaalthiere des Oceans in gewaltigen Haufen fast bis zu ihren Gipfeln, und was riß die mächtigen Granitblöcke weit weg von ihren Kulmen in entfernte Ebnen, wo sie noch umherliegen? Bittet man die Geologen um Antwort, so sind sie nicht einig. Da heißt's, es kam so durch's Feuer; durch's Wasser; durch Senkungen; durch Aufschwellungen; neptunisch, vulkanisch, u. s. w. Jeder hat sein Systemchen; keiner Gewißheit. Viele Arbeiter, keine Kenner; viele Priester, aber keine Gottheit. Jeder kann seine Hypothese zu Markte bringen; Rauch um Rauch, Eins so gut, als das Andre.

Und gerade das gefällt mir in dieser Wissenschaft am meisten. Es herrscht in ihr Wahrheit und Ahnung, das Freie und Unendliche, wie in der Poesie. Sie führt nicht weiter; aber schwingt lustig die Fittige.

Nicht der arbeitſame, ehrliche, trockne Verſtand, ſondern die flatterhafte, gefügſame Fantaſie, mit der Zauberlaterne, muß mit ihr in die unterirdiſche Nacht; oder zurück in die Tage der Urwelt, zu den grünen, glänzenden Auen und Hügeln derſelben, wie ſie in ihrem Erſtlingsſchmuck ganz jung und friſch eben erſt aus dem Chaos hervorgeſchlüpft ſind. Gewiß, keine Wiſſenſchaft iſt älter, keine jünger, als ſie; darum macht man ſich zu aller Zeit gern mit ihr zu ſchaffen. Das erſte Buch Moſis iſt auch der erſte und erhabenſte Tractat, der über ſie geſchrieben ward. Bei den Griechen, dieſem von Haus aus poetiſchen Völkchen wimmelt es von Theogonien und Geogonien, Vulkaniſten und Neptuniſten. So noch heut; wenn auch nicht zur Bereicherung von Kenntniſſen, doch zum Aufregen eines kindlich frommen Erſtaunens, einer geſchäftsloſen Neugier und des poetiſchen Sinnes einer wiſſenſchaftlich gebildeten, leichtgläubigen Menge.

---

Bei Valorſine ſtieß ich auf drei unermüdſame Luftfahrer. Es waren zwei Engländer und ein Franzoſe, Leute die ſonſt nichts mit einander gemeinſam hatten, als ein Aeuſſeres von gutem Ton und jene Gattung ariſtokratiſcher Sympathie, vermöge welcher Perſonen, die ſich für gleichen Standes halten mögen, unterwegs mit einander gehn, weil es an Andern fehlt.

Die Engländer waren zwei große, hübſche Burſche, die kaum der Schule von Cambridge entkommen, von Mylord, ihrem Herrn Vater, zur Reiſe auf dem

Continent, in Begleitung einer Art untergeordneten Mentors ausgeschickt werden sein mochten, der die Stiefel für sie wichsen und den Champagner bezahlen mußte. Ich hatte sie schon ein Paar Tage vorher bemerkt. Im Gasthof und an der Tafel schienen sie mir streng das Decorum englischer Gentlemans festzuhalten; auf der Reise hatt' ich sie unter sich, oder mit Vorbeigehenden, etwas täppisch Spaß treiben sehen. Sie mahnten mich ganz an die großen Hunde von Neuseeland, die, wenn sie daran sind, gesetzt und ehrbar zu werden, sich noch mitunter einen plumpen Freudensprung zu Schulden kommen lassen, oder gar mit einem Spitz der alten Welt herum zu jachtern.

Der Franzose war ein junger Elegant; nach Sprache, Schnurrbart und Meinung, offenbar Karlist; einer der Politiker aus Cassino's und Gesellschaftssälen, die sich darauf zu gut thun wollen, in einer Verschwörung gewesen, am Vendeekrieg betheiligt zu sein; sich bereden, sie müßten zur Beruhigung ihrer Familie eine Umfahrt durch die Schweiz machen, um der französischen Regierung anständigen Vorwand zu geben, über ihre frühern Vermessenheiten ein Auge zuzudrücken. Uebrigens war der Franzmann jovial; der beste Mensch von der Welt, der je weisse Handschuhe trug.

Die beiden Engländer zeigten sich wortkarg; ein wenig linkisch, übrigens nicht unempfänglich für die Reize der Gegend. Die Frische des Rasens, die Durchsichtigkeit der Gewässer, besonders der kühne Schwung der Berggipfel, sprach sie so mächtig an, daß sie sich manchmal Blicke zuwarfen und, trotz dem Selbstgefühl

ihrer Würde, nicht des Rufs erwehren konnten: „beauty ful!“ Nebendem waren sie so einfach, aber „comfortable“ und kostspielig ausstaffirt, wie es reisende Umfahrer ihrer Nation zu sein pflegen: feine Strohhüte, breitkrämpig, sehr reinlich, aber vom Gebrauch zerknittert, leicht auf den Kopf geworfen; der Rock von grauer Glanzleinwand, bequemen Schnitts, mit breiten Taschen, worin ein Dollond, ein silbernes Cigarrenbesteck und andres zu Vergreifen Nothwendiges oder Wünschbares Platz fand; ausgesucht feines Linnen, blendend weiß und dabei einfach. Bei all ihrem steifen, ungelenkigen Wesen besaßen sie jene selbstgenügsame Zuversichtlichkeit junger Lords, die, für ihren Reisezweck hinlänglich ausgestattet, auf ihren Schneider gezählt haben, sie unterwegs behaglich zu kostümiren; wenn auch auf ihre Person, Auszeichnung zu genießen; und in allen Fällen auf ihre Guineen, sich bei den Leuten auf dem Continent Achtung zu schaffen.

Der Franzose hingegen trat ungemein lebhaft neben ihnen auf, mittheilungssüchtig; von der Alpenschönheit hochbegeistert ohne weiter Notiz von ihr zu nehmen. Die Klarheit der Wellen und Quellen schien ihm nur wunderbar, im Vergleich mit dem lauen, trüben Seine-Wasser, das man in Paris trinkt. Er staunte die hohen Felsenkulmen des Gebirges an, blos wegen der ungeheuren Sprünge, welche die Gemsen von einem zum andern machen müßten. Auch wollt' er nächstens Gemsen jagen, sobald er eine prächtige Jagdflinte von Lepage würde aus Paris erhalten haben, die er

einen kommen laſſe. „Das erſte Gemſ, das ich treffe,“ rief er: „muß zur Ducheſſe de Berry.“ — Er war durch ſeinen Pariſer „Kleidermacher“ von Kopf zu Füßen wie ein eleganter Robinſon ausgerüſtet. Ein netter, waſſerdichter Hut, mit ſchmalem Rand, deckte, kokett aufgeſetzt, ſein maleriſch-luftiges Haar. Eine Halsbinde, ebenfalls waſſerdicht, ſchirmte ihm die Kehle bis zum Kinn. Ein kurzer Sammet-Ueberrock, vorn zierlich ausgeſchweift, um das Gehn zu erleichtern, von langer, ſchmaler Taille, um Leichtigkeit im Bewegen zu geben, war mit einer Menge von Taſchen und Gegentaſchen, auſſen und innen, verſehen, um eine Unzahl mikroskopiſcher Geräthſchaften zu beherbergen, die, ihrer Natur oder Kleinheit wegen, gar nicht brauchbar waren. Aber ſein Wanderſtab konnte ein Meiſterſtück heiſſen. Er ließ ſich zu einem Feldſtuhl auseinander thun, um darauf mit aller Bequemlichkeit ſchöne Ausſichten zu genieſſen; ſich zum Sonnenſchirm entfalten, wenn der Tag zu heiß war. Der Stock war ſchwer, wie ein Weberbaum, aber glänzend lakirt; der Sonnenſchirm, wie der Flügel einer Fledermaus geſchweift; der Stuhlſitz behaglich, wie ein Bett. Der Eigenthümer des Kunſtwerks konnte es nicht genug rühmen, weil es ihm die unentbehrlichſten Annehmlichkeiten zuſicherte.

Ich hatte dieſe Herrn nicht weit von ihren Pferden angetroffen, die eben ihr Futter kauten. Alle waren im vollen Geſpräch. Der Franzoſe beſtritt wenigſtens neunzehn Zwanzigſtel von den Koſten der Unterhaltung. Er behandelte gar gründlich die Dynaſtiefrage,

die Republik, die Doctrinäre; kam dann auf Heinrich V, dann auf die Gemſen, weil ſich ein Flintenſchuß aus der Ferne in den Bergen hören ließ. Seine Ideen über dies Säugethier, wie über Politik, waren in ſich vollendet, abgeſchloſſen; ſeine Grundſätze und Anſichten ganz fertig und ausgerundet. Die Natur der Gemſen hatte er ohne Zweifel in Alexander Dumas oder Raoul-Rochette's Schriften und andern berühmten Theoretikern ſtudiert, aber, wie ein genialiſcher Schüler, d. i. der es immer beſſer wiſſen muß, als der Lehrer, deſſen Theorien für ihn nur Paperlapap und Firlefanz, im Vergleich mit ſeinen eignen, ſind. Nichts luſtiger, als dieſen allzeitfertigen Redner, den beiden phlegmatiſchen Briten gegenüber, demonſtriren zu hören. Sie waren zu verſtändig, um ihm zu glauben; zu höflich, um zu widerſprechen, obgleich, man ſah es ihnen an, ganz zu Grunde gerichtet von dem haſtigen, unverſiegbaren Durcheinander-Geſchwätz des Karliſten.

„Eins noch, meine Herrn!“ rief der Franzmann: „eine ſeltſame Thatſache, die Sie nicht wiſſen. Ich habe Sie von einem Jäger, der in einem Jahr zwanzig Steinböcke und neun und neunzig Gemſen wegſchoß, unter anderm einmal zwei mit einem Schuß zugleich, — — — ich werde das nachher erzählen. Alſo eine Thatſache, die blos beim Jagen auf dieſe Thierart vorkömmt, der einzigen Jagdart, die mir noch fremd iſt. Ich habe Wild aller Gattung, habe einen Eber aufgejagt, hätte ihn auch, wäre nicht der König da geweſen, dem man die Ehre des Schuſſes

laſſen muß, weggebückt. — — — Aber ſonderbar, man ſchießt ein Gems nicht in grader Linie vor ſich, wie eine Schnepfe. Gemſen ſind ſchlau, mißtrauiſch. Sehn ſie das Mindeſte von der Flinte, — adieu! nun laufe' ihnen nach! — Alſo, wie anfangen? Sieh da, das Gems auf der Felsklippe. Schön! Mein Jäger hält ſich verſteckt, hinter einen Steinblock, nah oder fern, gleichviel. Der Schuß fällt, die Kugel prallt auf, und das Thier ſtürzt, ohne zu wiſſen, woher ihm die Pille kömmt? Gelt, das iſt ein wenig ſtark? Ich will's wohl glauben." —

„Ihr da, Conductor," unterbrach ihn in dem Augenblick einer der Engländer, der ſich zum Führer bei den Pferden wandte: „Mach fort. Fürchte to reg'n. Forwerts!" — — Er hatte recht. Wir brachen auf, während die Geologen erſt in Valorſine einrückten. Jenſeits dieſem Dorfe verengt ſich das Thal, und bald verliert man ſich in einen wilden, wüſten Bergſchlund der Tete noire.

Das Wetter, noch am Morgen ſo anmuthig, hatte wirklich umgeſchlagen. Feine, weißliche Dünſte, hatten unmerklich das Blau des Himmels eingeſchleiert, und das Sonnenlicht getrübt. Jetzt ballten ſie ſich in drohende Wolken, die ihre grauen Maſſen um die Bergſpitzen legten und unruhig durcheinanderzogen und aufſchwollen. Ein warmer Wind, vom Wallis her, drang ungeſtüm durch die Felſenſchlucht herauf, wühlte den Staub auf, ſtreckte das Wieſengras nieder und pfiff durch die Tannenwipfel. Unſer Geſpräch verſtummte, weil wir ſchärfer fortſchritten. Neben dem

Fußweg ſahn wir von Zeit zu Zeit ein kleines, hölzernes Kreuz in den Boden gepflanzt, dergleichen Kreuze bezeichnen Stellen, wo im Winter, oder in erſter Frühlingswärme, Aelpler erfroren, oder von Schneelauinen begraben ſind. Vor einem derſelben lag eine arme Frau knieend, im Gebet für die Seele des da Umgekommenen, während ihre nebenbei weidende Ziege, geſchreckt durch unſer Erſcheinen, von Stein zu Stein ſprang bis zum hohen Schuttdamm eines Waldſtroms, von woher ſie uns noch neugierig betrachtete. Bald darauf ereilte uns das Ungewitter; der Regen fiel. Doch wir kamen noch zeitig zum ſogenannten „Engländerſtein", einem über den Weg hin hangenden ungeheuren Felſen, wo wir Zuflucht ſuchten. Oberhalb iſt am Geſtein eine Inſchrift zu leſen, durch die man erfährt, eine engliſche Dame habe den Fels durch Kauf rechtmäſſigerweiſe an ſich gebracht.

„Halt!" ſchrie der Franzoſe, als er die Inſchrift zuerſt aus der Ferne erblickte: „Was gibts da? Ein Monument! ein Grabmahl!" — Dann aber, wie er ſie geleſen hatte, lachte er aus vollem Halſe und rief: „das nenn' ich mir was Rechtes! — Artiges Spielding, das! — Wer wettet, die Geologen ſchleppen's nicht weg? — Und die Gemeinde dazu, was meinen ſie? nicht war, nicht auf den Kopf gefallen, die! — Mir einerlei. Hier alſo ſind wir in England. Meine Herrn, ſehr verbunden für Ihre Hoſpitalität! Es fehlt dazu blos noch Roaſtbeef und Bordeaux!"

Die beiden Engländer fanden zwar den närriſchen

Kauf ihrer Landsmännin nicht nach ihrem Geschmack; aber noch weniger den etwas unehrerbietigen Scherz eines Franzmanns darüber; doch stolz und verlegen zugleich, hüllten sie sich in das kälteste Stillschweigen. Wie dem auch sein mochte, sie bekamen bald Genugthuung, wenn sie sich wirklich gekränkt fühlten. Unser Franzose, um die Aussicht von hier bequemer zu haben, richtete seinen mechanischen Sessel ein. Kaum aber saß er drauf, brachen sämmtliche drei Füsse des Wunderstuhls zusammen, und der lebhafte Herr auf dem Rücken, mit Kopf und wasserdichtem Hut aber in einem Pfützchen, ganz dafür gemacht. Nein, in meinem Leben hab' ich nicht so kräftig ausgelassen, harmonisch und schadenfroh lachen gehört, als hier die Engländer. Der Franzose stand fluchend auf; schleuderte die Stuhl- und Sonnenschirm-Trümmer in den schäumenden Bergstrom und machte dann mit uns Lachern, auf die ungezwungenste Weise von der Welt, Chorus.

Der Regen indessen, statt aufzuhören, rauschte von allen Seiten stärker. „Wahrhaftig," sagte der Franzose: „wir sind hier zwar in einem Stück England; allein ich bin darum nicht besser daran. Wohl überlegt, ists nicht schlimmer, ein wenig naß zu werden, als hier auszutrocknen. Wer kömmt mit mir?" — Damit ging er lustig davon. Die Engländer folgten bald seinem Beispiel, und ich dem ihrigen.

Es ist gar kein so arges Schicksal, als man denkt, in Regen und Sturm zu laufen, wenn man jung, rüstig und gut zu Fuß ist. Ein Bad und weiter

nichts! Man nimmts wie ein Unterpfand für künftige Erquickung, wenn man zum Wirthshaus gelangt, die naſſen Kleider auszieht, an der hellen Flamme des Heerdes die erſtarrten Glieder des Leibes wieder durchwärmen, ausruhn, und, an einer gut beſetzten Tafel, ſich wohlthun kann. Auch das große Schauſpiel eines Gewitters in der Wildniß hat ſeinen Reiz. Die Seele will Veränderung, Aufregung, Gegenſatz in Allem. Hat ſie vorher, wie ein ſtiller Seeſpiegel, das Lächeln eines heitern Morgens, die Strahlenfülle des Mittags in ſich aufgenommen, ſpiegelt ſie eben ſo willig den grauen Regenhimmel zurück; wirft dem Sturm ihre eignen Wellen entgegen, wird erhabner im Aufruhr der ganzen Natur und ſchwelgt dabei in jenen geheimnißvollen Freuden, welche dem weichlichen Leben und ununterbrochnen Wohlſein, völlig fremd ſind.

Dies noch mehr zu genieſſen war ich hinter meinen Reiſegefährten zurückgeblieben. Es war mir recht, ganz allein, in dieſem Felſenrachen der Tete noire, vom Regen gepeitſcht, und vom Toſen der Waldwaſſer, dem Raſſeln und Praſſeln herabgeſpülter Steine und den Donnerſchlägen betäubt zu werden, die ſtoßweiß, bald fern, bald nah um mich her, ſich in majeſtätiſch-dumpfes Murmeln fortſetzten. Die Scene ward ſo prächtig, hatte meine ganze Andacht ſo erregt und verſchlungen, daß es mir beinah ungelegen kam, als ich unvermuthet die niedrigen Hütten und Ställe von Trient neben mir ſah. Ein lautes Lachen ſcholl mir von der bedeckten Laube eines Hauſes entgegen. Es war der Franzoſe, der mich erblickte. „Hieher! hieher!“

rief er: „Thun Sie ein wenig Wein in Ihr Waſſer. Hier iſt Wein!“ Ich trat in die Hütte.

---

Die ärmlichen Wohnungen von Trient liegen in einem kleinen Thal, das kaum eine Wegſtunde lang, und zwiſchen ſo auſſerordentlich hohen Bergen eingeſchachtelt iſt, daß die Sommerſonne, kaum ein Paar hundert Minuten lang, des Mittags den Thalgrund beſcheint. An einem Ende deſſelben kriecht der Trientgletſcher, wie aus den Wolken in einer Schlucht zwiſchen zwei himmelhohen Granitwänden herab und ſpeit aus ſeinem bläulichen Rachen ſchwarze, grauſchäumende Fluten, die dann bald ruhiger in ihrem Bachbett, durch die Wieſen, zu rinnen anfangen. Am andern Ende ſieht man einen coloſſalen Berg, der von oben bis unten ſenkrecht geſpalten iſt, und dem Bach Durchgang gewährt, der ſich aber in unbekannte finſtere Abgründe verliert, und erſt, bei Martigny im Wallis, wieder zum Vorſchein gelangt, um ſich in die Rhone zu werfen. Die Lage dieſes Thals, die ewige Beſchattung deſſelben, jener Gletſcher, dieſer Bach, gewähren im heiſſeſten Sommer die lieblichſte Kühle und bekleiden den Boden mit einem Raſen vom wunderbarſten Grün. Man glaubt beim erſten Eintritt in ein nie erblicktes Eden, in eine heilige Zufluchtſtätte der Menſchheit, einzugehn, wo die Ureinwohner des Landes, ſeit Jahrtauſenden, verborgen leben. Man wandelt da mit frommem Schauer durch die klaren Schatten hin; trinkt die erquickende Bergluft mit erweiterter Bruſt ein; hört

den ſanften Wellenten der Gewäſſer, die immer kommen, immer vorüberfliehn; und der Blick verirt ſich in neuen Farben und Formen der Gebilde des ſtillen Weltwinkels.

Hier vereinen ſich die Gebirgspfade vom Col de Balme und Tete noire wieder, am Fuß des Forclaz. Es iſt da nur ein einziges Wirthshaus, wo Stall, Heuſchober, und eine armſelige Küche, das Erdgeſchoß einnehmen, während einige hölzerne Treppenſtufen zur Laube hinauf und in die Wohn- und Trinkſtube führen. Weil dann und wann Reiſende, von der Nacht, oder vom Unwetter, überfallen, hier Herberge nehmen müſſen, halten die Wirthsleute in der gleichen Stube zwei Betten. Die Engländer, als ich eintrat, hatten den Vorſaz aufgegeben, bei der abſcheulichen Witterung noch bis Martigny, über den Forclaz zu gehn; Wäſche und Kleider gewechſelt; ihre Cigarren angezündet und anticipando Plaz auf den Betten genommen.

Das Gewitter war ſo furchtbar geworden, daß ich für die Caravane in Kummer gerieth, die ich dieſen Morgen, oder vielmehr die, ſammt dem artigen Mädchen, mich verlaſſen hatte. Wie ich den Wirth ausfragte, ob ſich die Perſonen ſchon hätten ſehn laſſen, vielleicht ſchon durch Trient wären? fuhr ein blendender Blizſtrahl nieder, dem ein ſchmetternder Donnerſchlag folgte, daß wir Alle zuſammenbebten. Der Wirth ſchlug ein Kreuz; ſeine Frau, die ans Fenſter gelaufen war, rief: „Im Magnin-Wald drüben!“ Wir ſahen hin. Ein Mann, der aus dem Gehölz hervorkam, lief nach Leibeskräften, gegen uns her. Als

er in der Nähe war, riefen wir ihn herein. Ich erkannte in ihm den Gleichen, den ich des Morgens bei den Eltern meiner jungen Reisegefährtin gesehn hatte. Aengstlich fragt' ich ihn; erfuhr aber wenig. Man hatte ihn auf der Höhe des Gebirgs vorausgeschickt, mit Auftrag, bis Martigny zu eilen und Quartier zu bestellen. Eine Stunde nachher war der Regen, der Sturm und das Gewitter gekommen. „Der Bliß," sagte er: „ist in die Sennhütte auf dem Privaz gefallen, die jetzt brennt. Das Vieh ist zerstreut. Besonders eine junge Galti lief neben mir;*) blöckte, daß es mir's Herz zerriß, — — — und rannte mir nach, bis der Donnerstrahl zwischen ihr und mir niederschlug. Ich dachte das jüngste Gerlcht sei nun da."

Unser Franzose, der dem Gespräch zugehört hatte, fuhr rasch auf: „Die Damen noch da im Wald! — — — in dem Wetter dort die Damen? Parbleu! Man soll nicht von mir sagen, daß ich sie in der Noth gelassen. Wer will mit mir?"

„Ich will Ihr Mann sein!" rief ich: „Sie sind mein Mann. Fort! ich nehme die beiden Schaffelle hier von der Wand mit!" —

„Und ich," sagte er: „Die Herzstärkung hier!" und goß unsern Wein aus der Bouteille in seine umgehängte Korbflasche. Wir machten uns, ohne weitere Umstände auf und davon. Im Dorf noch begegneten wir den drei Geologen. Guter Gott, welch ein

*) Eine Kuh, von 2 bis 3 Jahren.

Zuſtand, welche Ecce homo-Geſtalten! Ganze Regenbäche rieſelten ihnen von den Ellnbogen, von den Taſchen, von der Naſe herunter, von allen fünf Fingern; Springbrunnen tanzten aus ihren Schuhen hervor. Sie ſahn aus, wie ſchwimmende Maikäfer in den Kataklysmen eines Rinnſteins; wie in der Sündfluth Halbertrunkne, die der Arche nachſchwimmen. Und doch nichts deſtoweniger noch nach jedem Kieſelſtein hinblickend, ſeitwärts nach den Gefügen und Schichten der zu Tage gehenden Felſen ſchielend, flüchteten ſie, ſchweigſam insgeſammt, dem Wirthshauſe zu.

Bald waren wir im Steigen zum Col de Balme hinauf begriffen. „Die Kaufleute ſind mit ihren Waſſerdichten Hüten Erzſpitzbuben!“ klagte mein ſchöner, karliſtiſcher Gefährte: „Was? mein Hut waſſerdicht und ſchluckt alles Waſſer vom Himmel, als wollt' er für ewige Zeit ſich ſatt ſaufen! — — Apropos, ſind die Damen hübſch?“ — Ein Blitz, dem der Donner dröhnend nachrollte, erſparte mir das Antworten. Ohnehin hatte man Mühe, ſich zu verſtehn. Der Regen rauſchte; im hohlen Fußweg rauſchte uns ein Bach entgegen; es rauſchte links und rechts von Waſſerfällen über die Klippen; und, je höher wir ſtiegen, je empfindlicher ward der Froſt. Ueber dem Magnin-Wald verwandelte ſich der Regen in Rieſel, eine Stunde weiter hin, wanderten wir mitten im Schnee. Man unterſchied keinen Weg mehr. Auf unſer überlautes Rufen antwortete keine Seele.

Wir gaben ſchon die Hoffnung auf, die Verlornen zu finden, als wir über uns, am Berg, ein Maulthier er-

blickum, das die Höhe herablief. Es war gesattelt, aber allein, und schleppte den Zügel am Boden fort. Um es nicht zu erschrecken, versteckten wir uns hinter einem Felsenvorsprung, und, wie es an uns vorüber wollte, versperrte mein Kamerad ihm den Weg. Ich trat ihm auf den Zügel. Es war der nämliche Esel, den ich am Morgen geführt hatte; es war Emiliens Maulthier. Nun fing uns an das Schlimmste zu ahnen. Ohne Verzug sprang der Franzose in den Sattel; ich peitschte von hinten, um es zum Lauf zu bringen und uns den Weg zu zeigen. Kaum aber hatten wir droben eine kleine Ebne am Berg erreicht, so warf sich die Bestie links, rannte, wie toll, davon, und machte seine Bocksprünge, um den Helden der Vendee aus dem Sattel zu schleudern. Der Franzose aber, kein schlechter Reuter, nahm's auf seine Ehre, hielt fest und im Hui waren wir beide aus den Augen.

---

So stand ich allein da; in größter Unruhe; ohne zu wissen, nach welcher Gegend mich wenden? Nach einigem Umherirren traf ich im Schnee Spuren von den Hufen, die das Maulthier im Herabsteigen hinterlassen hatte. Es war ein glücklicher Einfall, daß ich ihnen nachging; denn ein Viertelstündchen später begegnete ich einem Menschen, der von oben her die nämliche Spur verfolgte.

Es war der Führer, der seinem Thier nachlief: „Wir haben," rief ich: „Euer Maulthier; wo aber sind Eure Leute?"

„He? wo ſie ſind? wo ſie ſind? Was weiß ich's? Das iſt jetzt Schnee, ſtatt Sonne; eine Stunde iſt's ſeit dem Gewitter. Kein Weg, kein Steg; ein Wind, alle Tannen vom Berg zu werfen; und Wetterſtrahlen in allen vier Weltgegenden. Man hörte und ſah ſich einander nicht wieder. Zum Glück kennt' ich gegen eine Höhle ziehn, nicht weit von hier; da bracht' ich die Jungfer unter Obdach. Das arme Ding thut mir recht leid, aber, ohne mein weggelaufenes Thier, kann ich ſie doch, aus dem Loche da, nicht wegtranſportiren."

Die letzten Worte des Mannes befreiten mich von einer Höllenangſt; und der beſchneite Berg, mit ſeinen wüſten Steinklumpen und dinteſchwarzen Tannen, kam mir, wie eine anmuthige Feenwelt vor. „Lieber Freund," ſchrie ich: „ſucht geſchwind Euer Thier. Ich eile zur Höhle und rühre mich da nicht von der Stelle, bis Ihr wieder kommet. Wo iſt die Höhle?" — Er zeigte auf einen gewaltigen, grauen Steinblock in der Höhe, und ſagte: „Grade drunten. Ihr könnt den Weg nicht verfehlen." Er ging davon. Ich lief bergauf.

Wenn man zufällig beim Wanderleben eine junge Schöne, von ihren Geſpielinnen getrennt, in einer Einſamkeit begegnet; man ſage, was man wolle, mit dem erſten Blick hat ſich die Phantaſie des Jünglings ſogleich in ein Elyſium von Erwartungen und neuen Verhältniſſen verloren, durch Hoffnungen beleuchtet, durch Furcht beſchattet. Aber, als Befreier vor der armen Verlaſſenen erſcheinen, indem ſie in düſtrer

Höhle trauert; zittert; selbst vor der Ankunft ihres Erlösers erschrickt, sich jedoch beruhigt; ihm mit dem Lächeln des Danks entgegen geht — — — ich sah schon Alles; wie ich den Berg hinanschritt; ich hätte jauchzen mögen. Allein bald überlegte ich wieder; ich fürchtete, in meiner Wonne unbesonnen, voreilig, zudringlich zu werden, den Ueberlästigen zu spielen. Ich ging langsamer.

Ich fand die Höhle. Bei meinem Erscheinen verließ Emilie sogleich den Hintergrund derselben und kam, lebhaft errethend, mir entgegen; ging sogar an mir vorüber ins Freie, als wollte sie sich in den Schutz des Tageslichtes und aller himmlischen Mächte stellen. — Wie natürlich auch diese Bewegung war, lag doch für mich darin etwas Verletzendes. Für des Mannes reinen und zarten Sinn ist das leiseste Besorgniß von einer durch ihn möglichen Unanständigkeit, kränkende Beleidigung. Was in mir Glut gewesen, gefror plötzlich. Ich wandte mich mit ruhigem Wesen, und prosaischer Trockenheit, aus der Grotte nach ihr um; sagte ihr die von mir ergriffenen Maßregeln, sie wieder mit ihren Eltern zu vereinigen; sagte ihr, daß die letztern schon, ohne Zweifel, mit einem Freunde auf dem Wege zum Wirthshaus wären, und sprach mit einer Unbefangenheit und fast mit einer höflichen Kälte, die allen Verdacht, alle Unruhe, die meine Ankunft erregt haben konnte, verflüchtigen mußte. Wirklich lächelte sie mich nun freundlich, und, gerührt von meiner Theilnahme, mit einer Thräne im Auge an. Wenn sie wirklich noch einige Verlegenheit zeigte,

ſchien davon keine andere Urſach, als jungfräuliche Blödigkeit, vorhanden zu ſein, die ſie hinderte mir ihre ganze Erkenntlichkeit auszuſprechen.

Es fiel jetzt kein Schnee mehr. Der Wind hielt und trieb die Wolken hoch in den Lüften. Ein mattes, trauriges Tageslicht beleuchtete die Höhen umher, während nächtliches Dunkel in den Bergſchluchten wohnte, aus denen unbeſtimmte, graue Nebel-Lappen, wie kleine hervorgeſtoßene Rauchwolken, langſam aufſtiegen. Wir ſetzten uns, wo wir uns gefunden hatten, aufs Geſtein; und die Augen zu dem winterhaften Schauſpiel hingewandt, fingen wir an, von den Tages-Abentheuern, von der Wuth des Ungewitters zu plaudern. Bald begegneten wir uns unvermerkt in der Gleichheit unſrer Empfindungen, die wir, obgleich getrennt, bei dem beſtändigen Wechſel der Gegenſtände in dieſer Gebirgswelt gehabt hatten. Wir wogen das Wort nicht mehr allzuſcharf ab; die Unterhaltung ward traulicher.

Emilie geſtand, ſie würde, wäre ſie nur erſt wieder bei ihren Eltern, dieſen Tag zu den merkwürdigſten, ja zu den ſchönſten ihres jungen Lebens zählen, wo ſie von ſo mannigfachen Gefühlen der Ueberraſchung, des Schreckens, Verlangens, Fürchtens und Freuens gleichſam beſtürmt wäre. „Und ich," ſagt' ich halblaut und ſchüchtern und wagte nicht, die zur Erde geſenkten Augen zu ihr aufzuheben: „Bin ich unter dem Allen, was Ihnen heut begegnete, die unbedeutende Null geblieben, die man nicht mit zählen kann? Ich wenigſtens läugne nicht, ohne Sie in dieſer Wild-

niß, ohne Sie in diesen Wettern, ohne Ihren Verlust, ohne Ihr Wiederfinden, wäre mir dieser Tag so schön, so unvergeßlich nicht geworden.“ — Sie antwortete nicht. Ich schlug endlich die Augen zu ihr auf. Sie sah in unbeschreiblicher Verwirrung zum Boden nieder, und bei einem ganz flüchtigen Aufblicken flogs, wie Licht der Abendröthe über ihr Gesicht.

Mich selbst aus einer ängstlichen Verlegenheit zu retten, hob ich geschwind von Anderm an. Ich sah, die Kälte in diesen frostigen Berghöhen war ihr empfindlich. „Aber Sie frieren!“ sagt ich und nahm die von Trient mitgebrachten Schaffelle zur Hand. Es sind dies eine Art Aermel-Mantel, roh zusammen genäht, in welche sich, bei rauhen Tagen, die Alpenhirten zu hüllen pflegen. Ich drang in sie, einen solchen Mantel anzulegen, wie bärenhaft sie darin auch erscheinen würde. Sie gab meiner Bitte endlich nach, indem sie zu der wunderlichen Toilette lächelte, die sie kaum zu handhaben wußte. Indem ich mit der einen Hand das gar nicht idyllische Schäferkleid neben ihr in die Höhe hielt, sucht' ich mit der andern, durch den zottigen Aermel, die ihrige zu finden. O wie lieblich blickten die zarten Mienen ihres Gesichts in diesem groben Pelzwerk der Sennen hervor! Ich vergaß ihre Hand aus der meinigen zu lassen und sah in ihr Auge, das mich in schöner Beschämung anlächelte. Dann zuckten ihre Finger, sich von den meinigen zu befrein. Ich bog mich hinab und meine Lippen hefteten sich auf diese Hand. Verworren und zitternd nahm sie dieselbe zurück, als sich im nämlichen Augenblick Stimmen

hören ließen. Wir ſtanden beide ſchnell von unſerm Sitz auf. Es war der Führer, und hinter ihm Emiliens Vater, Herr Defalle.

In meinem Leben hab' ich kein Geſicht geſehn, worin ſich der Ausdruck der Freude über das Wiederfinden eines geliebten Weſens, und anderſeits des Verdruſſes, es in unwillkommner Geſellſchaft zu finden, ſo ſonderbar paarten und mengten, als das Geſicht des ankommenden alten Herrn. Emilie, um ihr Erröthen zu verbergen, warf ſich an ſeine Bruſt. Er drückte das Kind mit Herzlichkeit an ſich; und während ſeine Mienen noch frohe Rührung bezeichneten, lag im Blick, den er ſeitwärts auf mich ſchoß, die ärgerliche Frage: „Du ſchon wieder da?“ — Ich hinwieder ließ nicht ab, ihm meine Theilnahme an dem glücklichen Zuſammentreffen zu bezeugen. Es war ihm aber faſt unmöglich, ſein Benehmen, ſeine Worte und Empfindungen mit den unſrigen in Einklang zu ſetzen, obwohl ihn die Lage der Dinge nöthigte, ſich gegen die Tochter zärtlich, gegen mich erkenntlich zu zeigen. Auch fing wirklich die Verwirrung und Befangenheit, in der er ſich, faſt zu ſichtbar, befand, ſchon an, ſich uns mitzutheilen, als er, um Zerſtreuung und Faſſung zu gewinnen, ins Lachen über Emiliens Fell-Mantel überging. Ein trefflicher Ausweg für uns Alle, indem wir insgeſammt nun lachten, was wir lachen konnten, ohne, Einer wie der Andre, die mindeſte Lachluſt zu haben. Man kam dann zu Erklärungen über die letzten Ereigniſſe und Vorfälle. Mein Freund, der heldenmüthige Karliſt, hatte wahre Wunder ge-

than; den Führer angetroffen; den Vater aufgefunden; die Mutter gefunden, beide beruhigt, weil ihre Tochter in einer Grotte wohlbehalten seit einer Stunde unter meiner Obhut sei. Wie ich nachher erfuhr, hatte Herr Desalle, sobald er es hörte, plötzlich, ohne große Freudenbezeugung, den Weg zur Grotte unter die Füße genommen.

Es fällt mir eben ein, ich hab' es vergessen zu sagen, Herr Desalle war mir und ich ihm aus Genf bekannt; auch Emilie kannt' ich da vom Sehen. Ich hatte sie schon in einer Wintergesellschaft erblickt; ich hatte sie dann in den ersten, schönen Lenztagen bemerkt, wenn die jungen Frauenzimmer Pelzwerk und Wollenzeug ablegen, und in leichtem Gewande mit flatternden Schärpen erscheinen, wie Blumen, die in erster Frische sich aus der Knospenhülle hervordrängen. Ich hatte sie auch noch bemerkt, als sie im Monat August die Gletscherreise antrat, und ich ihr auf dem Wege nachfolgte. Ob sie mich wohl auch beachtet habe? Was weiß ich's? — Aber, daß mich ihre Eltern nur zu sehr beachtet haben mögen, das weiß ich gewiß. „Daraus darf nichts werden!" hieß es bei ihnen. Sie meinten zuverläßig, ich sei weit von ihnen, wenn sie in den Schneebergen wären; und glaubten pfiffig zu sein, wenn sie den mühseligen Bergpaß über den Col de Balme, statt des Ueberganges der Tete noire, wählten. —

Diese kurze Anzeige, die ich wohl hätte früher geben sollen, erklärt Manches in meiner Erzählung. Und nun fand mich der gute Papa, post varios casus,

post tot discrimina rerum, mit Emilien in einer Art Bärenhöhle, und das liebe Kind in eine kleine Bärin verwandelt.

Aber zur Sache. Das Wetter war unwirsch, aber nicht mehr stürmisch. Der wenige Schnee, der gefallen war, fing an zu verschwinden. Alles versprach einen ruhigen Abend. Wir verließen die Grotte, und richteten unsern Weg abwärts, einer hochwirbelnden Rauchsäule hinter einem Gehölz von Lärchtannen zu, einer Stelle, wo wir erwartet wurden.

---

Wir fanden da beim Feuer Emiliens Mutter, im artigsten Bivouac von der Welt, sitzend. Der junge Karlist war für den Augenblick nicht anwesend.

„Ihr Freund," sagte Frau Desalle zu mir, sobald sie uns erblickte: „ist ein ganz vortrefflicher Mann!" — In der That, mit der, den Franzosen eignen, galanten Geschäftigkeit und Hülfleistung beim Anblick einer leidenden, weiblichen Person, hatte mein Reisekumpan, aus zusammengelegten, mit trocknem Moose bedeckten Steinen, einen bequemen Sitz gebaut; dann, aus zusammengeflochtenen Tannenreisern, eine dichte Schirmwand gegen Schnee und Wind errichtet; ein wärmendes Feuer angezündet; weiter hin ein noch größeres, mit Stecken und Querstangen umringt, um die allfällig durchnäßten Kleidungsstücke der abentheuernden Caravaneglieder zu trocknen. Aufmerksamkeiten, wie diese, für ein Frauenzimmer, das nicht mehr jung war, diese Alles versehende Sorge für

eine Art Wohlſeins unſrer kleinen Kolonie, weckten ein Gefühl von froher Dankbarkeit auf, welches plötzlich das ſchönſte Licht über die ganze Robinſonade ausgoß. Aber beim Gewahrwerden eines kleinen aus drei, vier Stücken kunſtreich zuſammengefügten ſilbernen Geſchirrs, worin eben eine braune Flüſſigkeit im Kochen war, mußt' ich laut auflachen. Ich erkannte eine „mechaniſche" Kaffeekanne, für allerlei Gebrauch gut, die mein junger Franzoſe mir ſchon in Valorſine erklärt, und worin er jetzt einige Tropfen Kaffee-Eſſenz, aus Paris, mit einer Handvoll Schnee von der Tete noire gemengt hatte.

Er kam in dem Augenblick den Abſatz des Berges herauf, wo wir am Feuer ſtanden und ſchleppte eine Milchkuh hinter ſich her, die ihm mühſam folgte. „Bravo!" riefen wir. „Bravo!" rief er, ſobald er unſrer anſichtig ward: „Milch genug für Alle; aber Kaffee nur für die Damen! — Mademoiſelle, ich habe die Ehre Ihnen meine Huldigung zu bringen. — Meine Herrn, bemühn Sie ſich gefälligſt, dieſen Shawl, und die Mäntel, dort über die Stecken am Feuer zu werfen. Alles Andre iſt meine Sorge." Nun, ohne Raſt, ſetzte er zu den Füßen der Frauenzimmer eine Taſchen-Zuckerdoſe: kniete mit Grazie zur Kuh hin, melkte in zwei kleine Kokosſchalen, deren man ſich ſonſt zum Trinken an Quellen auf der Reiſe bedient, ſoviel, als nöthig Milch, goß Kaffee hinzu und präſentirte den Trank mit einer Geſchäftigkeit und mit einem Triumpf in den Mienen, daß wir Alle wieder in das fröhlichſte Gelächter ausbrechen mußten.

*Nie iſt man leichter zu wohlwollender Heiterkeit*, zu herzlicher Mittheilung geſtimmt, als nach irgend einer überſtandenen Noth. Wer zuvor grollte, denkt nicht mehr daran. Selbſt Herr Deſalle und ſeine Gemahlin ſchienen die Grotte, und ich glaube ſogar, einige frühere Widerwärtigkeiten, vergeſſen zu haben. Ich hinwieder, dankbar für ihre freundlichen Geſichter, nahm mich wohl in Acht, Mißtrauen zu wecken, und bei ihrer Tochter allzugeſchäftig zu ſein. Emilie ſelbſt, hatte ſie ſich gleich von all jenen Ueberraſchungen erholt, die ſie auf der heutigen Tagereiſe erleben müſſen, war dennoch innerlich bewegt; beſtrebte ſich aber, unter aufgeräumtem, muthwilligem Weſen, ihre wirkliche Stimmung zu verbergen, und auf mich ſenkte ſie nur ſelten, und nur flüchtig, einen Blick voller — Mitleidens, vielleicht.

Sobald mein neuer Freund, der Franzoſe, ſeine compendiöſe Küche wieder in die Taſche geſteckt hatte, begann der Zug die Fortſetzung der Reiſe. Die Sonne trat eben, tief am Horizont, hinter dem Umhang der Gewölke vor, und verwandelte die graue, öde, kalte Himmelswölbung in einen, von tauſend zerſtreuten, blendenden Purpurleuchten, flammenden Dom. Aber unmerklich erloſchen die Leuchten bald, und die einzelnen zwiſchen Nebeln verirrten, blaſſen Sterne wahrten der wachſenden Finſterniß ſchlecht. Es war keine Rede mehr, bis Martigny zu gehn. Doch in Trient zu übernachten ſchien ein noch verzweifelteres Wagſtück zu werden. Sogar unſre Führer riethen nicht dazu.

„Zum Schlafen giebts da nur Heu; zum Eſſen nur Eier.“ Sagten ſie.

„Was?“ rief der Franzoſe: „Eier? Alſo Eier? Meine Herren, meine Damen, hören Sie, ich übernehme das Arrangement unſers Soupers.“ Er überlegte ſich die Sache noch einen Augenblick und rief dann: „Und Nachtlager? Gut, ich habe Betten für unſre Damen. Erlauben Sie aber, ich muß voran. Alſo auf Wiederſehn! Adieu!“ Wir wollten ihn zurückhalten; ihm wenigſtens danken; er war aber ſchon weit davon. Nach anderthalb Stunden kamen wir aus dem Magnin-Walde vor, und ſahn wir das freundliche Licht der Wirthshausfenſter. Indem wir dieſen Polarſternen zueilten, gingen wir an zween Reiſenden vorüber, die noch in ſo ſpäter Zeit den Weg nach Forclaz einſchlugen. Es waren wahrhaftig unſre beiden Engländer. Der Franzoſe hatte, bei ſeiner Ankunft in der Herberge, nichts dringenderes gehabt, als ſie aufzuwecken, um ſie mit der angenehmen Neuigkeit bekannt zu machen, daß er, auf ihre Artigkeit rechnend, ihre Betten den zwei Damen überlaſſen wünſche, die ſo eben anlangten. Die zwei Gentlemans, ziemlich ärgerlich in ihrem guten Lager geſtört, waren ſchweigſam aus den Betten geſtiegen, und abgereist, nachdem ſie ſich gegen die Wirthin ſehr aufgebracht bewieſen hatten, die ihnen vorzuſchlagen wagte, auf friſchem Heu vorlieb zu nehmen.

Indem wir unten an der Küche vorbeigingen, erblickten wir Alles in gewaltiger Bewegung; Leute die hin und her liefen, dies brachten, jenes wegtrugen,

und, inmitten Aller, unſern Karliſten, der im Flammenſchein des Heerdes Befehle nach allen Seiten ertheilte, während er perſönlich, bei einer Art von Pfanne, über ein darin brodelndes Gericht Wacht hielt. „Nur hinauf in's Zimmer!“ rief er uns zu: „nur hinauf! Unmöglich kann ich meinen Sambayon verlaſſen. Es geht hier um meine Ehre und Ihre Entremets!“

In der Stube fanden wir unſre drei Geologen. Sie empfingen uns gar herzlich. Aber wie war die Stube wunderbar verwandelt! Man erkannte ſich darin kaum wieder. Die zwei Betten zwar hatten ſich nicht wohl entfernen laſſen, waren aber mit Decenz geſtellt und gedeckt. Der Franzoſe hatte ſich alle im Hauſe vorräthige Leintücher einliefern laſſen, und daraus Fenſterumhänge in zierlicher Drapirung gemacht. Schon dieſe treffliche Anordnung allein gab der Kneipenſtube ein bedeutſameres Anſehn und erhöhte die luſtige Stimmung, in der ſich die ganze Geſellſchaft befand. Beſonders erregte der ergötzliche Anblick eines ſchon gedeckten Tiſches wohlverdiente Bewunderung. Sechs Kerzen beleuchteten, von Bouteillen-Hälſen herab, in denen ſie ſteckten, eine Reihe ländlicher Gerichte in maleriſchem Tafelgeſchirr. In der Mitte dampfte uns die Suppe einladend an; auf den Flügeln lächelten, in jedenen groben Platten, dreierlei oder viererlei Zubereitungen von Eierkuchen. Ringsum ſtanden, ſymetriſch geordnet, Gläſer und zinnerne Flaſchen, die einen mit Muskatwein vom Wallis, die andern mit Gletſcherwaſſer gefüllt. Wir zauderten keinen Augen-

blick, uns leicht zu machen, um einem Gastmahl würdige Ehre anzuthun, welches, wie durch den Zauber einer Wünschelruthe, aus dem Boden hervorgesprungen zu sein schien.

Da erschien endlich auch unser französischer Schicksalsgefährte, dessen liebenswürdiger Sorglichkeit und Kunstfertigkeit wir die Ueberraschung zu danken hatten. Er kam, und hinter ihm her, mit aller Würde einer tüchtigen Hauswirthin, schritt diese, in beiden Händen den köstlichen „Sambayon" auftragend. Wir begrüßten unsern Freund mit lautem Jubel, der ihm unsre ganze Bewunderung und Erkenntlichkeit aussprach.

„He, nicht wahr?" rief er mit zufriednem Lächeln, und, indem er sich gegen die gute Frau des Hauses wandte: „Aber es ist auch kein geringes Glück, wenn man so brave Leute, wie hier antrifft, die uns Küch' und Keller aufthun; ihre Eier sammt und sonders ausliefern und ihr schönstes Linnen zum Besten geben. Nun geht, liebes Frauchen, geht; schickt Eure Leute ins Bett; und, sobald der Wein kocht, ruft mich gleich. Meine Herren und Damen, es gibt, wohl acht gehabt! noch einen „Negus." Und nun, wenn's gefällig, geschwind zu Tisch! Hieher Madame Desalle; dorthin Mademoiselle Emilie. Herr Desalle sitzt oben an; ich habe meinen Platz hier unten. Sie da, und die Herren Geologen, belieben sich in die Zwischenräume einzuschieben." — Wir gehorchten mit lautem Beifallgeschrei. Ich besonders stimmte herzhaft in den fröhlichen Chorus, denn ich hatte mir den Sitz an der Seite Emiliens und ihrer Mutter sogleich zugesichert.

Von der Suppe an, die wohl gut, aber ein wenig wasserhell war, bis zum letzten der Gerichte, ward jede der Gaben mit neuen Lobreden und Freudenbezeugungen bewillkommt. Wer je in Gebirgen eine Tagreise voller Mühseligkeiten und Entbehrungen zurückgelegt hat, weiß, wie auch das frugalste Nachteſſen zu Ambroſia und Nektar wird. Als aber endlich die Reihe an den „Sambayon“ kam, erhob ſich ein wahrer Sturm des Beifalls zur Begrüßung des edeln Meiſterſtücks. Der Franzoſe, luſtiger noch, denn wir, antwortete mit ſo leichtem Witz und einer Menge komiſcher Einfälle, daß die ihm geweihten Glückwünſche endlich in das ausgelaſſenſte Gelächter übergingen. Die Ankunft des „Regus“ allein konnte den Tumult ſtillen. Sobald die Gläſer gefüllt waren, verlangte jeder, der Franzoſe ebenfalls, den erſten Trinkſpruch ausbringen zu dürfen. Herr Deſalle aber, als der Aelteſte, behielt den Vorzug, und rief: „Trinken wir auf das Wohlſein unſers Amphytrio! Er möge mir verzeihn, wenn ich auſſer Stand bin, ihn beſſer zu bezeichnen, bis ich ſeinen Namen erfahre, der mir beſonders, und meiner Familie beſtändig, wie uns Allen, theuer bleiben wird. Unſer gütiger Ungenannter hat uns einen Tag der Noth, der Angſt und Unruhe, in einen Tag der Ruhe und Freude verwandelt. Ihm dafür unſern herzlichſten, lebhafteſten Dank!“ — Wir erhoben uns Alle, mit ihm anzuſtoßen. „Meine Herren und Damen,“ ſagte er: „Beſcheidenheit unterſagt mir, den Namen zu nennen; aber ſehn Sie ihn hier im Hut am Deckel geſchrie-

ben. Erlauben Sie noch beizufügen, daß ich, so lang' ich auf Reisen gewesen bin, noch nie so fröhlich war, wie heut. Schlieſſen Sie selber daraus, daß ich mich noch nie in so liebenswürdiger Gesellschaft befand."

In dieser frohen Stimmung verlor selbst Emilie ihre Schüchternheit. Ich eroberte ihre Hand; und die stumme Beredsamkeit ihres Blicks sagte mir, sie zürne darum nicht. Selbst Herr Desalle verlor sein zurückhaltendes Wesen gegen mich, und erklärte nur scherzhaft seine Antipathie gegen alle Höhlen und deren Bewohner. Emiliens Mutter wurde traulicher. Sie ahnete und wußte, von Genf her, mehr, als wir beide gemeint hatten.

Ich breche meine Erzählung ab; denn ich fürchte ihrem Interesse zu schaden, wenn ich noch, zu all' den Tages-Abentheuern, die zwar glückliche, aber prosaische Entwickelung derselben fügen wollte, die sie in Betreff Emiliens und meiner ein halbes Jahr nachher hatten.

# Elisa und Widmer.

Ich gehe zuweilen auf den Kirchhof. Das iſt ein Ort, der mich nur ernſt, nie traurig, ſtimmt. Es dünkt mich, die Bande, die mich mit Lebenden verknüpfen, löſen ſich mit dem Fortgang im Leben, und andre bilden ſich unmerklich, die mich zu den Todten hinziehn, zu einer Geſellſchaft, die ich bald vergrößern werde.

In unſern proteſtantiſchen Städten iſt's am Sonntag, daß die Straßen leer, die Wohnungen verlaſſen ſind, und ein heiliges Schweigen überall ruht. Während viele Familien ins Freie hinausgehn, Sonne und Vergnügen ſuchen; fliehen andre, frömmer oder älter, krankhaft oder von irgend einem Mißgeſchick bedrängt, das Geräuſch und die Menge, und wohnen mit Andacht dem Gottesdienſt unterm kühlen Kirchengewölbe bei. Auch ich trete öfters in den Tempel, die Kühlung zu genieſſen; mich von den majeſtätiſchen Tönen der Orgel umrauſchen, erſchüttern zu laſſen, und, einmal bewegt, den geheimnißvollen Widerhall der Stimme, die da ſpricht, zu hören, oder ſelbſt in den feierlichen Geſang einzuſtimmen. Ich bins, den man da oben im leeren, öden Chor ſitzen ſieht. Der Küſter kennt mich wohl; er nimmt mich für einen wunderlichen Sonderling, bei dem es nicht gar richtig ſein mag.

An einem ſolchen Tage treibt mich oft, ich weiß nicht, was für eine trübe Stimmung, vom Hauſe weg, ins freie Feld. Und hab' ich die Schatten der Straßen hinter mir, und tret' ich hin unter das weite Himmelsgewölbe: ſo iſt mir der Anblick der luſtwandelnden Schwärmer widerlich; die Schauſtellung der Feſtkleider verdrießt mich; ich mag nicht das Geſumſe, das Lachen der Leute, den Staub nicht; wende mich abgelegnern Orten, einſamen Schattengängen zu; gelange zu dem Wege, den nur die Todten nach ihrer letzten Ruheſtätte machen; überſchreite die Schwelle und irre zwiſchen Gräbern umher.

Hier verläßt mich jener Mißmuth; eine angenehme, ich möchte ſagen, heitre Schwermuth beſchleicht mich dann. Ich wandle durch das hohe Gras; ſtelle mich in den Schatten jener Weidenbäume; ſehe den blendenden Schein der weißen Mauern, die den Ort des ewigen Friedens umgeben; und die Stunden verflieſſen mir, ohne andre Zerſtreuungen, ich weiß nicht, wie ſchnell und reich. Denn, indeſſen die Sinne ihr einſames Spiel haben, gehn mancherlei Bilder in mir vorüber; mancherlei Perſonen, mancherlei Gefühle leben in meinem Gemüth wieder auf. Ich bin in einer Welt heiliger Poeſie; bin darin aufgelöst. Ich ſchwebe über Leben, über Zeit und Schickſal; und ſehe, wie aus Himmelshöhen, die Reihenfolge der Menſchengeſchlechter, über deren Staub mein Fuß ruht. Komm' ich wieder zu mir ſelber, wandeln mich wieder andre Gedanken an. Meine Jugendtage ſind vorüber; die

Freuden ſind verbraucht. Die Glut der Leidenſchaften, den lachenden Leichtſinn kenn' ich nicht mehr.

Uebrigens haben Betrachtungen nichts Niederſchlagendes, die der Gräbergarten in mir erregt. Es ſchlummern da unter mir nun Manche, deren Lebensrolle in die Tage meiner Kindheit fiel; und ich verlor dieſelben zu früh, um ihnen noch lange nachzutrauern. Man muß erſt älter ſein, um Wunden zu fühlen, die nicht mehr ganz vernarben mögen. Und doch, wie lange bleibt nicht das Leben eine leichtſinnige Kindheit! Wie ſind wir ſo flüchtige Geſchöpfe, die nichts zerreißt, weil ſie mit nichts ganz zuſammenwachſen; glücklich, ohne ein beneidenswerthes Glück!

So beſuch' ich denn auch, ohne Schmerz, jene Stelle, wo eine alte Tante ruht, die zu meinen früheſten Erinnerungen gehört, mir aber noch lebhaft und zwar von der ganzen Friſche meiner erſten Jahre umringt, vorſchwebt. Schwächlich, hinfällig, von Alter und Sorgen gebeugt, war ſie am Ausgang eines Lebens, in welches ich eben harmlos hinein tanzte. Ich ging gern damals zu ihr. Sie hatte die Fenſter ihres Zimmers gegen den See hinaus, deſſen bläuliche Wellenebne mich immer entzückte. Die Welt, aus dieſen Fenſtern geſehn, erſchien meiner jugendlichen Fantaſie, wie voller Azur, Gold und Silber; wie ein glänzender Pallaſt, zum Spielen und Jubeln; wie ein ſeliges Daſein, wo gefiederte Luftbewohner zur Freude umherflogen, Heerden zwiſchen Blumen weideten, und die Menſchen nur im Glück des Friedens und der Unſchuld ſchwelgten.

Die gute Tante! ich weiß nicht in welchem Grade ich ihr Neffe war. Aber ihr fremder Accent des Franzöſiſchen klingt noch in meinen Ohren und läßt mich glauben, ſie ſei von Geburt eine Deutſche, und Verwandte meines Vaters geweſen. Sie hatte Kummer; ich nahm Theil daran; aber damals, Kummer! ich konnt' es nicht begreifen. Kummer in einer ſo prächtigen Welt, in immerwährenden Feſttagen! Und die Tante hatte noch dazu zwei allerliebſte Kanarienvögel, ein ſchmeichelhaftes Kätzchen, Bonbons genug im Schrank und Zucker in der Schublade. Oft, wenn ſie im Lehnſtuhl ſaß, und ich im Zimmer ſpielte, ward ſie nachdenkend, traurig; und wenn ſie dann einige Papiere aus einem Käſtchen hervornahm, wußt' ich gewiß, ſie werde weinen. „Tante, laß die Papiere. Sie machen dich traurig.“ Sagt' ich. „Haſt recht, liebes Kind.“ Erwiederte ſie. Aber wenn ſie die Papiere auch weglegte, floſſen dennoch die Thränen noch lange über ihre Wangen. Ich aber ſpielte ruhig fort. Gute Tante, deren Güte mich damals anzog, und die ich ſpäter erſt zärtlich verehren lernte! Ferne Träume, die ſich in den Dämmerungen der Jahre verſchönen, und zu Kleinodien unſers ſpätern Lebens verwandeln!

Sie iſt ſchon ſeit etwa dreißig Jahren geſtorben. Ich muß ſie nahe vor ihrem Ende geſehen haben; denn in mehrern Monaten verließ ſie das Bett nicht mehr, da ich noch zu ihr ging. Sie war da nicht trauriger, als zuvor. Aus ihrem Bette, mit grünen Umhängen, wachte ſie über meine Spiele; munterte

ſie mich zum Geplauder auf; lächelte ſie zu meiner Fröhlichkeit. Die kleinen Leckerbiſſen mußte ich mir nun ſelbſt aus der Schublade nehmen. Und wenn ich mit bedächtiger Prüfung das größte Stückchen Zucker, das breiteſte Bonbon auslas, ſagte ſie lachend: „Ja, du wählſt beſſer, als ich.“

Dann und wann las ſie in einem dicken Buche mit rothem Schnitt. Eine Art Inſtinkt hinderte mich dann, ſie zu ſtören; ich trat leiſe auf; ich ließ die Katze in Ruhe, die auf dem Fenſtergeſimms ſchnurrte, und lehnte mich neben ihr hin, um die Kanarienvögel hüpfen und ſpielen zu ſehn, und an deren Stelle ich lieber geweſen wäre. Sobald aber das dicke Buch zugemacht ward, macht' ich von meiner Freiheit wieder Gebrauch.

Das dicke Buch, es war eine Bibel, wie ich ſpäter vernahm. Ich hatte eine gewiſſe Ehrfurcht dafür. Denn ſo oft die Tante darin geleſen, ſah ich ſie ruhiger und heitrer. Dies hat mir einen unauslöſchlichen Eindruck hinterlaſſen; eine Gewißheit des Troſtes, welchen die Religion denen gewährt, die ſich ihr, mit reiner Einfalt des Herzens, hingeben.

---

Zuweilen bleib' ich auf meinen Spaziergängen auch bei den Inſchriften ſtehn, die ſich auf den vielen Grabhügeln zeigen, und leſe. Manche enthält nur Namen und Alter des darunter Schlummernden. Sonderbar, grade das Wenige zieht mich an. Es läßt mir viel zu ergänzen. Ich glaube, aus dem Namen, die mehr

oder minder liebenswürdigen Eigenschaften deſſen zu errathen, der ihn einſt trug; ſeine Lebensverhältniſſe, Leiden und Freuden. Die ganze Geſchichte rollt ſich, wie von ſelbſt, in mir aus einander. — Dann noch das Alter der Perſon dazu genommen! — Die Lebensjahre, welche ein Grabſtein nennt, führen eine beredte Sprache. Sie verkünden uns, ob der Sterbliche mitten im ſüßen Jugendrauſch, aus den Armen einer Mutter, einer Geliebten davon mußte; oder, ob er ſchon, an den gewöhnlichen Grenzen der Lebenszeit, an einer Krücke wankte, die ihm die Bürde des Daſeins ſtützen half.

Unter den Marmor-Platten befindet ſich eine, die ich oft beſuchte, ungeachtet ich den Sinn der darin eingemeiſſelten Zeichen nicht recht verſtand; oder vielleicht auch eben deswegen. Die Inſchrift war deutſch. Ich hatte in den Kinderjahren wohl von der deutſchen Sprache etwas gelernt, aber das Meiſte wieder vergeſſen. Ich begriff anfangs nur den Sinn der erſten Zeile. Es war ein Vers:

„Das Leben gleicht der Frühlingsblume“ — — —

Ein traurig-ſchönes Gleichniß! — Warum aber nicht lieber, ſtatt der fremden Wörter, die Hieroglyphe auf den Grabſtein, die man in allen Sprachen verſtände, — etwa eine geknickte Lilie, eine entblätterte Roſe? — Und weiter unten las ich den Namen „Eliſa.“

Aber es war ſpät. Die ſinkende Sonne warf kein Streiflicht mehr über die Gräber, durch die hohen Cypreſſen; und Abends verſchloß man den Eingang des

Friedhofes zeitig. Dennoch konnt' ich mich nicht jählings von dieſem Grabe trennen. Um etwas mit zu nehmen, ſchrieb ich die ſämmtlichen Zeilen ab. So ging ich heim und ſog, unterwegs, aus dem Trauerbilde der erſten Worte, wohlthuende Wehmuth. Sobald ich auf meinem Zimmer ſaß, und die Lampe angezündet war, verſucht' ich, mit Hülfe eines Wörterbuchs, die Ueberſetzung. Nicht ohne Mühe kam ich zum Ziel. Ich lernte dabei das ganze Gedicht auswendig. Hier iſt's:

Das Leben gleicht der Frühlingsblume,
Sie gehet auf und welket ab.
Elisa liegt mit ſtillem Ruhme,
O weint um ſie! — im frühen Grab.

Sie ſtand verpflanzt auf unſre Erde,
Und blühte nicht am rechten Ort.
Damit ſie ganz zum Engel werde,
Nahm Gott ſie weg. Sie blühet dort.

---

Eines Tags, in einer Mußeſtunde luſtwandelnd, kam ich zufällig wieder an den Begräbnißplatz. Der Himmel hatte ſich überzogen; die St. Johannesfelſen zeichneten ſich finſter an den Wolken ab. Ein ſtürmiſcher Wind beugte die Grashalmen auf den Leichenhügeln zur Erde. Es war, wie ein Seufzer der Natur, über die geliebten Todten.

Beim Eintritt ſprang mir ein kleiner Hund entgegen und überhäufte mich mit ſeinen Schmeicheleien. Niederſitzend wollt' ich ſie vergelten; er aber, als hätt' er ſich an mir betrogen, verließ mich. Ich verfolgte

ihn mit den Augen und erblickte einen Mann in der Nähe, auf einen Spaten gelehnt. Es war der Todtengräber. „Iſt dies Euer Hündchen?“ fragt' ich. „Nein,“ ſagte er: „Deſſen, der hier im Grabe liegt. Ich fand ihn ſchon früh morgens hier. Und er iſt nicht der erſte, der's ſo macht.“

Die treue Liebe des armen Thiers rührte mich. Ich ging zu ihm. Es blieb ſtill neben dem Grabe ſitzen; ſchien mich zwar, mit einer Bewegung ſeines Schwanzes, freundlich empfangen zu wollen; aber ſeine Augen verkündeten den Schmerz ſeiner jetzigen Verlaſſenheit. Wie mehr ich es ſtreichelte, je trauriger und niedergeſchlagener ſchien es zu werden, bis es endlich dumpf anfing zu winſeln, als fühlt' es, bei Berührung von fremder Hand, die Abweſenheit ſeines Herrn nur um ſo lebendiger. Mir brach das Herz. Ich mußte dem Todtengräber die Aeuſſerungen meines bewegten Gemüths verbergen.

„Wißt Ihr, wem das Hündchen angehört hat?“ fragt' ich ihn. — „O ja freilich,“ erwiederte er: „warum ſollt' ich nicht? Er kam ja oft genug her und hatte ſeinen Hund bei ſich. Das arme Thier iſt nun ſo verlaſſen. „Komm, da, nimm!“ Er zog eine trockne Brodrinde aus der Taſche und warf ſie dem Hunde hin, die dieſer berach und unberührt liegen ließ.

„Wenn das Hündchen Niemandem mehr gehört, ſo nehm' ichs gern zu mir.“ Sagt' ich. — „Wahrhaftig, das wäre wohlgethan, Herr,“ verſetzte der Todtengräber: „Für ſolch ein armes Geſchöpf brauchts

wenig. Ich hätt's selber behalten, wenn unser eins, mit Weib und Kindern, nicht sonst Alles nöthig hätte. — „Ihr sagtet vorhin, der ehmalige Eigenthümer des Hündchens habe Euch oft besucht." — O, bewahre, mich nicht; nein, seine Frau, die dort hinten begraben liegt. — „War's noch ein junger Mann?". — Nein, das nicht; und dann war er schwächlich und gebrechlich, versteht Ihr, wohl von Kummer und Herzeleid. Es giebt, meiner Treu, nicht viel dergleichen Männer. Von Zeit zu Zeit kam er her, trat ans Grab der Verstorbnen und weinte sich satt. — „Zu welchem Grabe hier ging er?" — Dort,, zu dem, mit dem hohen Leichensteine, unter der Trauerweide — — —

Es war Elisens Grab! Im ersten Augenblick, ich bekenn' es, war, was ich eben vernommen, mir ganz ungelegen. Die Frühlingsblume! Man denkt sich doch dabei unwillkührlich ein zu früh vom Tode aus dem Leben fortgerissenes Mädchen. — Nun aber, eine Frau! — Das Nüchterne in der kalten Wirklichkeit überfällt die Blüten der Fantasie, wie ein tödlicher Reif; und sie verlangen doch nur Thau. — Indessen gewöhnt' ich mich bald wieder. Ich empfand Mitleiden mit dem Manne, der Jahre lang seinen Gram um das junge Weib trug, und fragte den Todtengräber um nähere Angaben. Er wußte nichts.

Während ich mit ihm sprach, trat eine betagte Frau in Trauerkleidern zur Pforte des Gottesackers ein. Der kleine Hund sprang ihr eilig mit ganz besondern Freudenbezeugungen entgegen; allein unge-

achtet aller Aufmunterungen und Lockungen, daß er ihr folgen solle, kehrte er wieder zum Grabe zurück und legte sich nieder. Sie, wie es schien, sehr gerührt, kam nicht näher; blieb in einiger Entfernung, und fuhr fort, ihn zu rufen. „Ihr Herrn," sagte sie endlich, „könnte nicht einer mir das Hündchen herbringen? Ich möcht' es anbinden." — „Gehört es Ihnen?" fragt ich. — „Ganz gewiß." — „Wo wohnen Sie, Frau, ich will es zu Ihnen führen." — „Hier ganz in der Nähe; unterhalb Champel. Ich heisse Margarethe. Fragen Sie nur Alt-Eichen nach. Das Hündchen ward mir von meinem Herrn anvertraut, meinem armen Herrn" — — — hier schluchzte sie laut auf und konnte nichts mehr sagen. Sie reichte mir eine mitgebrachte Schnur, mochte aber nicht näher treten, sondern verließ schnell den Begräbnißplatz.

Als sie fort war, mußte der Todtengräber den Hund halten, bis ich ihm die Schnur umgebunden. Das gute Thier ließ, trotz seiner Aengstlichkeit, geduldig mit sich machen, was man wollte. Als ich aber versuchte, es fortzuziehn, stieß es ein schmerzliches Geheul aus; sträubte sich mit aller Kraft, und sah mich dabei so bittend und ausdrucksvoll an, daß ich Erbarmen fühlen mußte. Ich that also Verzicht darauf, es mit mir zu schleppen; sondern verband ihm die Augen mit dem Schnurtuch; nahm es auf den Arm und trug es streichelnd davon. Ich trug es auf einsamen Fußwegen nach den Hügeln von Champel, und erkannte bald das bezeichnete Haus an einer hohen,

alten Eiche, die mit ihren Zweigen einen kleinen, kühlen Vorhof faſt ganz überſchattete. Dahinter ſtand das Häuschen, an einem buſchigten Hügel gelehnt, deſſen Höhen kahl und unbewohnt emporragten.

Der Anblick dieſer Wohnung machte durch ihr einſames, ödes Daliegen einen düſtern Eindruck. Ich bemerkte zwar nichts weniger, als Unordnung oder Verfallenes. Aber, als ich über den Hof ging, trat ich auf dichten Raſen. Bis zur Hausſchwelle wucherte Klettenkraut mit breiten Blättern und Brennneſſel. Neben mir ſchoß ein Wieſelchen vorbei.

---

Die gute Alte, wie ſie mich hörte, erſchien droben am Fenſter, kam herab, und führte mich in ihr Zimmer, wo ſie eben beſchäfftigt geweſen war, Kleider und Papiere in Ordnung zu bringen. Sie ließ nun Alles liegen, um das Hündchen zu liebkoſen; dankte mir, mit Thränen im Auge, für meine Mühe; ging wieder zum Hunde, der immer gegen die Thür zurückkehren wollte; goß ihm endlich Milch in eine Taſſe, die er begierig leckte.

„Wohnen Sie hier allein, Frau Margarethe?“ Fragt ich. — „Jetzt, leider, ja, ganz allein. Ich hatte einen Herrn; der liebe Gott nahm ihn zu ſich.“ — „Aber war er ohne Verwandten und Freunde?“ — „Verwandte beſaß er keine; Freunde, niemanden, als mich. Nach dem Tode ſeiner Schwiegermutter nahm er mich in Dienſt. Er lebte zurückgezogen; ſah keinen Menſchen. Als er begraben wurde,

folgten mein Bruder und ein Paar Nachbaren dem Sarge nach.“

„Sonderbar!“ rief ich: „Warum lebte er denn ſo abgeſchloſſen von der Welt?“

— Ich weiß wenig von ihm, und was ich weiß, nur zufällig durch andre Leute. Er ſprach nie von ſeinem Kummer. Ich habe nur erfahren, daß er ſeine Frau ſehr geliebt hatte. Ein einzigesmal, als ich unten vorbeiging, ſah ich ſie an dieſem Fenſter ſitzen; ſie war jung und ſchön und ſehr blaß: Er hatte ſich ſchon früh mit ihr verſprochen gehabt; aber wenig Vermögen von Haus her. Viel Jahre arbeitete er, bis ſich ſeine Umſtände verbeſſert hatten; dann heuratheten ſie einander. Sie ſtarb, ich weiß nicht an welcher Krankheit. Seitdem verging er, wie ein Schatten, der gute, liebe Herr! — Es ſind erſt acht Tage, da ſagte er zu mir: „Margarethe .... nun bald, bald iſts vollendet!“ Er nahm zweimal meine Hand, was er ſonſt nie that und ſagte: „Weine nur nicht. Ich ſehne mich, bald aufgelöst zu werden. Eliſa erwartet mich, ruft mich.“ So ſprach er mit ſchwacher Stimme noch dies und das; dann mußt' ich Briefe aus einer Schublade nehmen, und ſie vor ſeinen Augen im Kaminfeuer verbrennen. Ich vermuthete, es waren Briefe aus früherer, beſſerer Zeit; denn ich las auf einem die Adreſſe: A mademoiselle Elisa Meyer. —

„Meyer? Eliſa Meyer? War ſie denn von hier gebürtig? Kannten Sie ihre Mutter?“ rief ich.

— Sie war nicht von hier gebürtig, ſondern her-

gekommen mit ihrer Mutter, die aber längſt geſtorben ſein ſoll. Ich fand aber den Namen im Linnenzeug, das nachher mein guter, lieber Herr von ihr geerbt hat, und auch, ſehn Sie, hier vorn in ihrer Bibel eingeſchrieben — — —

Frau Margarethe griff hinter ſich und legte mir ein dickes Buch hin. Mein Gott, es war die Bibel meiner Tante! — Ich war auſſer mir. Die Bibel mit dem rothen Schnitt! die ganze Kindheitswelt dämmerte wieder vor mir auf.

„Es war meine Tante!“ rief ich.

---

Die gute Margrethe unterbrach den, ſtets von ihren Thränen begleiteten Bericht, und war nicht weniger verwundert, als ich. Nun erzählt ich ihr mit wenigen Worten, wie es gekommen, daß ich erſt jetzt zu der unerwarteten Entdeckung gerathen ſei.

„Dieſe Bibel, ſagt' ich, dieſe Bibel, gehört zu meinen früheſten Erinnerungen. Sie war ja der Troſt meiner Tante in den Stunden ihres Kummers. Sie hatte wohl auch ein Paarmal von einer kleinen Tochter geſprochen, die ſie habe; aber weil ich ſie nie ſah, achtete ich nicht darauf. Dann kam ich in die Schulen. Die Tante ſtarb. Mein Vater war in Uneinigkeit mit der Familie, ſo, daß ich zu keinem der Verwandten mehr ging. Ich ward älter; in die weite Welt hinausgeworfen; allen hieſigen Verbindungen fremd. Unterdeſſen ſtarb auch mein Vater. Ich ſehnte mich nicht nach Hauſe zurück; blieb wo ich war; wo

ich mir Vermögen und Achtung erworben hatte, wo ich endlich — das Grab meines Lebensglückes fand, da, wo ich das höchste erst erwartete. Ich liebte. Wahr iſts, mancherlei Liebſchaften hatt' ich vorher auch gehabt. Ich ward wieder geliebt. Wir wechſelten Gelübde und Eide. Da verboten mir die Eltern den Umgang mit ihrer Tochter. Sie fanden für ihre Tochter eine annehmlichere Parthie. Meine Geliebte wollte entgegenkämpfen, mir Treue bewahren, aber — entweder zu ſchwach, oder, — genug, ſie brach die Treue und ward das Weib eines Andern. Mit eigner Hand ſchrieb ſie es mir. Da kehrt' ich in dieſe Gegenden zurück. Ich kannte keine Verwandte; mochte keine kennen. — Es thut mir jetzt leid. Hätt' ich den unglücklichen Mann gekannt, deſſen Geſchichte ich erſt über ſeinem Grabe erfahre, ich würde mich ihm angeſchloſſen, meinen Schmerz mit dem ſeinigen vereint haben. In ihm würd' ich vielleicht den Freund gefunden haben, der mir fehlt, und den ich nicht unter Menſchen ſuchen will, die mir Fremdlinge bleiben müſſen, weil ſie glücklicher ſind, als ich."

Die gute Alte, wie ſie meinen, meines Vaters, meiner Mutter Namen, viele andre ihr nicht ganz unbekannte Einzelheiten hörte, die ich in meiner Erzählung berührte, wußte ſich kaum zu faſſen. „Das iſt Gottes Schickung!" rief ſie: „So iſt auch mir geholfen. Ich wußte nicht, wie mich, wegen des Nachlaſſes von meinem Herrn, benehmen. Ich bin ein ſchwaches Weib. Sie verſtehn es beſſer; Sie ſind ja ſein Verwandter. Nehmen ſie Alles zur Hand."

„Dazu hab' ich keine Befugniß," ſagt' ich: „Hat er kein Teſtament hinterlaſſen?"

— Am gleichen Tage, da ich die Briefe verbrennen mußte, befahl er mir, ein verſiegeltes Paket nach ſeinem Tode zu eröffnen, das ich dort im Ziehkäſtchen ſeines Sekretärs finden würde. Aber ich hab' es nicht ohne Zeugen öffnen wollen und dann, — ja, es hat mir Furcht gemacht.

So ſprach ſie, und gab mir das Päkchen. Es war an ſie überſchrieben. Ich mußt es eröffnen. Es enthielt einige Zeilen, an ſie gerichtet; unterzeichnet „Karl Widmer;" ein Verzeichniß ſeines Eigenthums, eine teſtamentliche Verfügung und einen verſchloſſenen Brief an einen Notar in der Stadt.

In der letzten Willen-Erklärung vermachte er ſein Vermögen, nach zwei gleichen Theilen, die eine Hälfte den Armen der Gemeinde; die andre, nebſt dem Wohnhauſe und geſammten Mobiliar, aus Erkenntlichkeit für zwanzigjährige Treue, ſeiner bisherigen Dienerin Margarethe Beſſon. Das ihm von ſeiner Frau und deren Mutter zugefallene Vermögen vermachte er dem Couſin ſeiner Frau, wenn derſelbe noch am Leben ſei, und er führte dabei mich namentlich an, oder, in deſſen Todesfall, andern, die dazu berechtigt ſein können, im Fall deren gar keine vorhanden wären, den Erſtgenannten.

So ward ich, auf ganz unerwartete, und gewiß ſeltſame Weiſe, dem unglücklichen Manne, ſeiner jungen Gemahlin und meiner lieben, alten Tante, ja, meiner ganzen Kindheitswelt näher zugeführt; ward

ſogar Eigenthümer jener Bibel, jenes Lehnſtuhls, jenes alterthümlichen Haus- und Zimmergeräthes, was Alles mir zuweilen noch dämmrig, wie Decoration, vom Traum der Jugend, vor die Seele getreten war. Das Buch beſonders galt mir, wie ein Heiligthum. Es war für mich vom Glanz der früheſten Erinnerungen, Freuden und unſchuldigen, kindlichen Neigungen umfloſſen. Ich drückte es mit Innigkeit an meine Lippen, als wäre, durch den Zauber ſeiner Gegenwart, das verlorne Paradies um mich her zurückgekehrt, und der lange traurige Zwiſchenraum von Jahren nur ein ſchwerer Traum geweſen.

Während ich mit dem Notar die Erbſchaftsſachen in Ordnung ſetzte und die gerichtliche Verſieglung dauerte, nahm ich Margarethen zu mir. Aber, als ſie ſich, nach einigen Wochen, in den Beſitz ihres Wohnhauſes und beſcheidnen Vermögens überpflanzen ſollte, bezeugte ſie Kummer, mich zu verlaſſen. Sie verging jedesmal in neuem Schmerz, wenn ſie in Widmers Haus trat. Ich ſah, die gute, würdige Alte werde endlich ebenfalls vom Gram einer zerriſſenen und allzutreuen Anhänglichkeit verzehrt werden. Sie beruhigte ſich nicht, bis ich verſprach, in ihre ſtille Wohnung zu ziehn; ihr die Führung meiner kleinen Haushaltung zu übergeben, und an die Stelle ihres ehmaligen Herrn zu treten. So gewann auch ich, daß ich mich von dem treuen Hündchen, unſerm gemeinſchaftlichen Freund, nicht trennen mußte, dem wir abwechſelnd mit Schmeicheleien ſeinen Verluſt vergeſſen zu machen ſuchten.

Sobald ich mich in dem neuen Haus am Hügel

angesiedelt hatte, verfügte ich in dem Theil des Gebäudes, welchen ich bewohnte, über Stellung und Anordnung der Mobilien meiner Tante. Es mußte, soviel als möglich, wieder werden, wie ich Alles in den Tagen meiner Kindheit gesehn. Ich genoß, nach langer Zeit, das Vergnügen, wieder, in einer Gesellschaft zu leben, der meine Schwermuth nicht lästig war. Auch Frau Margarethe genoß des heitern Lebens von neuem, als sie sich in einer Umgebung und unter Verhältnissen wußte, die ihren bisherigen Gewohnheiten entsprachen. Ihrem liebenden, anspruchslosen Wesen war Hingebung für Andre ein wahres Bedürfniß. Einem Herrn dienen, ihn besorgen, sich selber vergessen für ihn: das war ihr Tagwerk, ihr Lebensgenuß. Nur zu gehorchen, nicht zu gebieten, schien ihre Bestimmung. Sie adelte ihren bescheidnen Stand, und gab ihm eine Würde, die oft dem Stande derer mangelt, die zu befehlen haben.

Unter den Sachen, die mir als Erben zugefallen waren, fanden sich auch die Papiere meiner Tante, und, bei denselben, Briefe ihrer Tochter und des Herrn Widmer. In Mußestunden ordnete ich sie. Ich lebte mich selber, wie ich sie durchging, in das Leben beider Edeln hinein. Ich will, weil ich nun einmal diese Erzählung angefangen habe, noch mittheilen, was ich von ihnen weiß.

---

Elisa war von Zürich. Dort waren ihr die ersten Jahre der Kindheit verflossen. Ihr Vater, ein

Mann von achtungswürdigen Eigenschaften, hing mit innigster Zärtlichkeit an dem Kinde, und bildete die Anlagen desselben mit hoher Sorgsamkeit aus. Es scheint aber doch, daß er bei aller Umsicht in seiner Erziehungsweise, sich zu sehr dem Vergnügen hingab, die ohnehin reizbare Stimmung und rege Einbildungskraft des jungen Mädchens so früh, als möglich, zu wecken, um deren vorreife Früchte zu bewundern. In einem Alter, in welchem Elisens Gespielinnen noch, lustig und gedankenlos, durchs Leben hinflatterten, mit ihren Puppen tanzten, und sich in kindischen Spielen des Muthwillens ergötzten, las sie schon die Werke der Dichter und erfüllte sie ihr Gemüth mit Bildern und Ahnungen dessen, was für sie noch in weiter Ferne liegen sollte. Ihre schwärmerische Seele entwickelte sich vielleicht auf Unkosten der Gesundheit eines zarten Körpers. Als ihr Vater starb, sie war kaum zehn Jahr alt, fehlte wenig, ein tiefer anhaltender Gram hätte sie zu ihm ins Grab gezogen. Ich besitze noch ein Porträt von ihr, aus damaliger Zeit. Ihre Züge sind voller Adel und Feinheit; aber man erkennt leicht im Ausdruck ihrer Augen, im schwermüthigen Lächeln ihres Mundes, im Ernst, der auf ihrer Stirn herrscht, daß dies Kind schon über den leichten Sinn seines Alters hinaus war und zeitig ein Raub tiefer Leidenschaft zu werden drohte.

Meine Tante verließ, nach dem Tode des Gatten, Zürich, und siedelte sich in Genf an, um noch lebenden Gliedern ihrer Familie und meiner Mutter näher zu wohnen. Mit der Erziehung ihrer beiden Kinder

beſchäftigt, ſuchte ſie die allzuraſche Entwicklung ihrer Tochter zu mäßigen, und die Fortſchritte des Sohns zu befördern. Ein junger Menſch mußte dieſem den Unterricht im Zeichnen geben. Der Lehrer war arm, aber wohlerzogen und kenntnißvoll. Dies war Widmer. Eliſa wohnte den Stunden des Unterrichts oft bei. Sie fand in Allem, worin er unterwies, mehr Belehrung und Nahrung für den Geiſt, als in den faden Kleinlichkeiten, womit ihre Lehrerinnen ſie beſchäftigten. Allmählig dehnte ſich ihr Intereſſe an dem Unterricht auf den Jüngling aus, der ihn ertheilte; ſie fragte ihn; ſie hörte ſeine Urtheile gern. Und er, von der Verſtandesklarheit und Anmuth dieſer ſchönen Schülerin gefeſſelt, ſchlürfte in langen Zügen das ſüſſe Gift einer Leidenſchaft ein, die er ſich ſelber nicht geſtand. Ohne Zweifel bemerkte meine Tante wohl dieſe wachſende Neigung; aber ſie, eine zärtliche Mutter, glaubte in dem jungen Mann den Würdigſten zu erkennen, der beſtimmt ſei, das Herz ihrer Tochter zu feſſeln und für ihr Glück die ſicherſte Bürgſchaft leiſten zu können.

Eliſa mochte vierzehn, Widmer neunzehn Jahre alt ſein, als ſich beide ſchon mit jener Innigkeit liebten, deren Reinheit ſelbſt nur die Gewalt derſelben aufs Höchſte ſteigert. Aus einem Briefe meiner Tante vermuth, ich, daß ſich beide, in Unſchuld und Unbefangenheit, ihre gegenſeitigen Empfindungen geſtanden und ewige Zärtlichkeit gelobt hatten. Durch Eliſens freiwilliges Bekenntniß gegen die Mutter davon unterrichtet, ſchrieb dieſe einen Brief voller Nachſicht und

Ernſt an Widmer. Sie hütete ſich, ihn durch unklugen Tadel einzuſchüchtern, mißtrauiſch zu machen, und ſtärker aufzuregen; ſondern belehrte ihn nur von dem, was Anſtändigkeit und Verhältniſſe forderten; beleuchtete ſeine Lage, und welche Schonungen die empfindſame Gemüthsart Eliſens unumgänglich erheiſchten. Ohne irgend eine Verheißung voreilig von ſich zu geben, ließ ſie ihm nur bemerken, daß ſolche Verbindung erſt der Preis ſeiner Fortſchritte in der Kunſt, der er ſich geweiht, und des Anſehns, das er zu erwerben habe, wie ſeiner Tugenden werden könne. Ich wundre mich nicht, daß die Neigung der jungen Leute, durch den eben ſo weiſen, als liebevollen Rath der Mutter beruhigt, von da an, ohne Trübung, ohne Sturm, im ſtillen Gewohntſein, zu ſolcher Feſtigkeit erwuchs, daß ſich daran zuletzt alle Gewalt der Zeiten und Schickſale brechen mußte.

Widmer, durch die eröffnete Ausſicht begeiſtert, weihte ſich nun raſtlos den Arbeiten ſeines Fachs. Seine Liebe, im Schleier des Ehrgeizes, entflammte ihn, das Höchſte der Kunſt zu erringen. Schon nach einigen Jahren ſtand er ſo ausgezeichnet da, daß ihm alle Kenner die glänzendſte Laufbahn weiſſagten. Er ſelbſt aber konnte ſich nicht zur Genüge thun. Er wollte Eliſen ein ihrer würdiges Loos ſchaffen; und ſie hinwieder vermehrte, mit der Glut ihrer edeln Schwärmerei, die ſeinige für Alles, was groß, ehrwürdig und der Palme allgemeiner Bewunderung werth iſt. Ihre Seelen waren, möcht' ich ſagen, ſo in einander zerfloſſen und Eins, daß einer den andern ſo wenig be-

zweifeln konnte, als ſich ſelbſt; daß in beiden nur ein Gedanke, nur ein Gefühl lebte; daß ſie ſich keine Schwüre, keine Verſprechungen unverbrüchlicher Treue mehr gaben, und mit feſter Ruhe die Zukunft erwarteten, in welcher Geſtalt ſie auch erſcheinen mochte.

Meine Tante ſah nicht ohne geheime Bangigkeit vor, daß dieſe beiden Leben durchaus von einander abhängig waren. Ich finde den Beweis in einigen Zeilen, die ihr Widmer ſchrieb, als ſie Furcht geäußert haben mochte, was aus ihnen werden würde, wenn irgend einem von beiden ein Unfall träfe. — „Was denn?“ ſchrieb er: „Steht der Menſch, voll göttlicher Kraft, nicht höher, als die Macht der Natur; als die Gewalt jedes Schickſals; als Luſt und Leid des Lebens? — Was denn, und wenn endlich für uns erſchiene, was die Menſchheit das Schrecklichſte nennt? Trennung durch den Tod! — Was iſt's dann mehr, wenn einer früher von uns heimgeht? Die Seelen leben! Die eine eilt voran ins ewige Vaterhaus und erwartet die andre. In dieſem Warten und Sehnen gehören ſie ſich wieder an. Nein, liebe Mutter, bannen Sie doch dieſe Furcht von ſich, die Ihrer Frömmigkeit und unſrer Liebe unwürdig iſt; einer Liebe, deren Flamme von ohnmächtigen Windſtürmen hienieden wohl angefacht, nicht ausgelöſcht werden kann.“

---

Der verborgne Kummer der guten Tante war indeſſen nicht ganz ungegründet. Sie ſah in verſchiednen Anzeichen die Vorboten von Eliſens hinſinkender

Gesundheit. Eine gewisse, immer bleibender werdende Blässe verdrängte die bisherige feine Röthe von den Wangen der Tochter. Zur Zartheit ihrer Gesichtszüge trat einige Magerkeit derselben. Das ruhige, tiefe Feuer ihres Blicks verkündete, daß eine allzuglühende Seele die Kraft des schwachen, gebrechlichen Körpers verzehre. Bald wurden die mütterlichen Besorgnisse so sehr gesteigert, daß Maßregeln ergriffen werden mußten, welche auch Widmern ernst machten. Auf Anrathen der Aerzte sollte meine Tante ihre Tochter in ein milderes Klima führen, wo immer noch die Nähe des Gebirgs ihren erquickenden, belebenden Einfluß der Luftwärme beifüge. Im folgenden Frühling reiseten sie beide also nach Aosta, einer kleinen piemontesischen Stadt, wo, am Fusse des St. Bernhard, die benachbarten Alpen die Hitze der italiänischen Lüfte mildern.

Aber in leidenschaftlichen Herzen bietet Alles der Flamme Nahrung, die sie verzehrt. Elise verging in diesem neuen Aufenthalt, fern von Widmer, voll schmerzlicher Ungeduld, endlich wieder in seiner Nähe zu athmen. Weil sie ihn nicht sehn, nicht sprechen konnte, schwärmte sie in Gedanken mit ihm an den Ufern des vaterländischen Sees; oder betrachtete sie für ihn, und gleichsam aus ihm selber, hervor, diese fremden Landschaften, in denen sie wie eine Verbannte lebte; dies malerische Gemenge von römischen Ruinen und neuen Wohngebäuden der Stadt Aosta; die gewaltigen Eisgebirge, welche sich so nah und hoch über dem blühenden Thal den Wolken entgegenblähen. Sie sah nur mit seinen Augen; empfand nur und

urtheilte, wie etwa er an ihrer Stelle empfunden und geurtheilt haben würde. Dann beſchrieb ſie ihm Alles in Briefen, worin ſich, mit der Poeſie ihrer Schilderungen, die Trunkenheit einer Zärtlichkeit vereinigte, welche in ſolcher Ferne minder ſchüchtern war. Inmitten dieſer ewigen Bewegungen des Gemüths war die Milde des Klimas zu ohnmächtig, den zarten Körperbau der Jungfrau gegen die zerſtörende Glut ihrer Seele zu ſchirmen. Eliſa's Kräfte ſchwanden. Sie konnte bald die Anſtrengung von Spaziergängen und Arbeiten weniger ertragen. Schon mußte ſie, nicht ohne Bitterkeit, Verzicht leiſten, oft zu ſchreiben; und, wenn Sehnſucht und Stärke ihres Geiſtes ſich vom Dienſt der ſchwachen Glieder verlaſſen ſah, ergoß ſie ihren Unmuth in Thränen und überließ ſie ſich einer düſtern Verſtimmung, welche der Rückkehr der Geſundheit noch mehr widerſtand. So neigte ſie ſich dem Grabe zu, wie eine zarte Blume, die in der Fülle ihrer Pracht welkt.

Als der Winter nahte, überlegte meine Tante, ob ſie ihr Kind nicht in noch ſüdlichere Gegenden führen ſollte, um ſie vor den Einflüſſen rauher Witterung zu bewahren. Widmer verlangte es; er ſchrieb, er wolle ſie ſelber begleiten; er hoffe Alles von der milden Sonne Toscana's. Er reiſete ab. Doch ſchon in Martinach angekommen, meldete ihm ein Brief meiner Tante, ſie kehre mit Eliſen zurück; er ſolle in der Umgebung der Stadt ein ſtilles wohlgelegenes Haus ſuchen. Es ſcheint Eliſa, von Ahnungen gedrängt, wollte ſicher ſein, den Himmel ihrer Heimath, die Oerter noch

einmal zu ſehn, welche Zeugen ihrer feierlichen Gelübde und Schwüre geweſen waren. Mutter und Tochter nahmen den kürzeſten Weg, das heißt, über den St. Bernhardsberg. Aber Eliſa, ſchon zu kraftlos, ſich auf dem Sattel eines Maulthiers zu halten, ward, bis zum Hospiz, in einer Sänfte getragen, neben welcher die Mutter mit geheimem Gram, als Begleiterin, ritt und einen Muth, und Hoffnungen, heuchelte, die ihr fehlten.

Unterdeſſen hatte Widmer das kleine Landhaus gemiethet, welches er nachher zu ſeinem Eigenthum gemacht hat, und Alles darin zum angenehmen Empfang verbereitet. Er war in unaufhörlicher, fieberhafter Erregung. Bald von der Unvermeidlichkeit des drohenden Verluſtes überzeugt, bald von der leiſeſten Andeutung in den Briefen meiner Tante ergriffen, daß es ſich beſſere, ging er von der Verzweiflung zur ausgelaſſenſten Freude über. Benachrichtigt, Eliſa habe die Alpen glücklich zurückgelegt, wollt' er ihr entgegenfliegen, als er einige Zeilen der Mutter empfing, die ihn bat, ihre Ankunft zu erwarten. Die unglückliche Mutter, nach überſtandnen tauſend Aengſten auf der Reiſe über das Hochgebirg, war durch den Zuſtand ihres Kindes genöthigt worden, im walliſiſchen Dorfe St. Brancher zu bleiben. Sie fürchtete, die Kranke nicht lebendig zurückzubringen. Und als ſie endlich den Weg fortſetzen konnte, zitterte ſie, daß das plötzliche Erſcheinen Widmers den ſchwachen Faden zerreiſſen könne, an welchem Eliſa's Leben hing.

Am erſten Freitag im Herbſtmonat langten die

Frauenzimmer an. Widmer mußte ſich, nach dem Wunſch meiner Tante, zurückziehen. Vom Gebüſch verſteckt, welches das Haus umſchattet, ſah er Eliſen bleich und entſtellt, halbliegend im Sitz der offnen Chaiſe. Er hätte vor Freude aufjauchzen mögen; denn noch nahm er ihre Stellung, ihre Bläſſe, für Folgen zu großer Ermüdung von der Reiſe. Aber, als man die Kranke auf den Armen ins Haus tragen mußte, verging er im Wahnſinn hoffnungsloſen Jammers. Bald erſchien meine Tante wieder im Hofe. Er ſtürzte ſich an ihre Bruſt. Beide ſtumm, im gemeinſchaftlichen Schmerz aufgelöſt, hielten ſich weinend umſchlungen.

Eliſa, allein geblieben, auf einem Sopha ruhend, betrachtete mit erloſchnen Blicken die neue Wohnung, ſchwach von Abenddämmerung erhellt. Durch die Reiſe und durch Bewegungen des Gemüths erſchöpft, fühlte ſie ihre Glieder gelähmt, und ihre Seele nur von verworrenen Erinnerungen umgeben, ohne Hoffnung, ohne Muth. Als ihre Mutter hereintrat, und, vorbereitend, von Widmer ſprach, der drauſſen noch im Gange umherirrte, nahm ſie gerührt deren Hand in die ihrige, aber ohne ihr düſtres Schweigen zu unterbrechen.

Ein Bedienter brachte Licht. Widmer, voller Ungeduld, folgte ihm, bis unter die Thür des Zimmers. — „Widmer!“ rief Eliſe mit weicher Stimme, aber ohne Lebhaftigkeit. — „Eliſe!“ rief er und ſtürzte zum Sopha. Beim Anblick ihrer Bläſſe und Entkräftung, glänzten ſeine Augen von einer dunkeln Flamme. Dann

vom heftigſten Schmerz zerriſſen, warf er ſich auf die Knie vor ihr nieder, bedeckte ihre Hände mit ſeinen Küſſen, und ſuchte ſein Schluchzen mit den lebhafteſten Liebkoſungen zu verdecken. Ueber Eliſens bleiche, eingeſunkne Wangen rannen einige Thränen. Das Verlangen nach dem Leben fing wieder an in ihrem Herzen wach zu werden, das ſchon darauf verzichtet hatte.

„Widmer,“ ſagte ſie nach einer langen Stille: „Was iſt aus Ihrer Eliſa geworden!“ Ihre matte Stimme erloſch wieder im Weinen. Dann, ſich ſelber überwältigend, fuhr ſie fort: „Ich hoffte, dieſen Augenblick des Wiederfindens mit größerm Muth zu ertragen; aber — ich habe keine Kraft dafür. — Mein Freund, — — — mein theurer, lieber Freund — — — es wäre der Seligkeit viel zu viel für Sterbliche geweſen. — — — Gott ruft mich ab. Ich danke ihm, o wie ſehr! für die Tage, die er mir gewährte; für die Tage, welche Ihre Liebe nur verſchönen konnte.“

Schweigend, mit gepreßtem Herzen, trocknen Auges, hielt Widmer in ſeinen brennenden Händen die ihrigen geſchloſſen. In ſeinem Innern erhob ſich ein Grollen gegen die Unbarmherzigkeit des Himmels, der dieſen Engel, voller Unſchuld und Seelengüte dem Tode weihte. Es fuhren entſetzliche Gedanken durch ſeinen Kopf, die ein wildes Lächeln um ſeine Lippen zucken ließen. Aber, beim Anblick der Ergebenheit und Ruhe der ſchönen Dulderin, empfand er wieder Sch am vor ſich ſelber. Er fühlte, daß er ohne Seelengröße, ohne religiöſen Muth, ohne Standhaftigkeit unter den Schlägen des Schickſals, nicht Eliſens würdig ſei.

„Nein, Eliſa, nein!“ ſagte er endlich, und der Schmerz übermannte ihn von neuem: „Gott fordert dich noch nicht von uns ab. — — — Ich, ohne dich hienieden — — —, nein! Es iſt unmöglich. Mit dir ſterben, mit dir leben — — — anders kann ich nicht!“ —

— Meine Tante, für Eliſen, wie für ihn beſorgt, mußte ihn unterbrechen, und führte ihn aus dem Zimmer hinweg.

---

Schon früh andern Morgens wandelte er in der Nähe des einſamen Hauſes. Als ſich vor Eliſens Fenſtern die Läden halb öffneten, durchſchauerte ihn Freude. Als meine Tante zu ihm in den Hof trat und ihm meldete, wie Eliſe, gegen alle Erwartung, eine ruhige Nacht und langen Schlaf gehabt habe, ſchwamm er in Entzücken. Er theilte ihr Wünſche, Entwürfe mit, die ſie aus Rückſichten der Klugheit, ablehnen zu ſollen glaubte.

Ich habe einen Brief vor mir, den er meiner Tante ſchrieb und worin er von ſeinem Wunſche ſpricht. Denn er ſandte ihr täglich Zettel, weil er ſie, die ſtets bei der Tochter war, ſelten allein ſprechen konnte. „Wir haben uns ehmals,“ heißt es in einem der Briefchen: „ehmals, in den ſeligen Zeiten unſers Erdelebens, Gelübde gethan; einer dem andern Liebe und Treue geſchworen. Dieſe Schwüre aber dehnten ſich doch nur auf den flüchtigen Zeitraum des irdiſchen Daſeins aus. Wir haben nun, als ich letztesmal mit Eliſen allein

war, ein neues, höheres Bündniß geſchloſſen. Es umfaßt das Leben jenſeits des Grabes, die ganze Ewigkeit. Es iſt ein heiliges, ein unzerſtörbares. Doch dies genügt nicht; ich will, unſre Vereinigung ſoll vor Gottes Angeſicht feierlich beſiegelt werden; will, daß Sie mir meine Verlobte vor dem Altar geben; will, daß der Tod eine Gemahlin mir, nicht blos eine Geliebte entreiſſe. Nur ſo werd' ich, allein bleibend, mein Leben ertragen können."

Man erblickt in dieſem Zuge die ganze Macht der Schwärmerei und überſpannten Gemüthsſtimmung, welche in der Liebe der beiden Unglücklichen herrſchte. Für Eliſen beſonders, deren Stunden gezählt waren, hatte jener Wunſch viel Tröſtliches. Widmer war ihr nur darin zuvorgekommen, ihn auszuſprechen. Sie hätte es ſelber gethan, und ſah es mit Vergnügen von ihrem Geliebten geſtehn. So hob für ſie der Tod nicht eine Verbindung auf, die der ſchönſte Traum ihres Lebens geweſen.

Meine Tante, die dem Verlangen beider unmöglich widerſtreben konnte, und noch mit dem Pfarrer in Verbindung ſtand, der Eliſen in der Religion den erſten Unterricht ertheilt hatte, wandte ſich, in dieſer ſonderbaren Angelegenheit, an ihn. Es war ein ehrwürdiger Greis, der damals der Pfarrei Satigny bei Genf vorſtand. Er erbot ſich die Erlaubniß auszuwirken, die Trauung im Hauſe zu verrichten, um Eliſen die Mühe des Kirchgangs zu erſparen. Aber ſie weigerte ſich deſſen. Sie forderte die volle Feierlichkeit der Handlung. Es ſchien, die Erfüllung ihres letz-

ten Wunſches habe ſie neu belebt. Ihr Auge gewann neuen Glanz. Mit trügeriſcher Kraft nahm ſie, auf dem Sopha ſitzend, ſelber an allen Vorbereitungen des Hochzeittages Theil.

Als endlich die erſehnte Stunde ſchlug, erhob ſie ſich ſelbſt zuerſt zum Aufbruch; ging, geſtüzt auf den Arm ihrer Mutter und des Bräutigams, die Treppe hinunter und ward in den Wagen gehoben. Hier gab ſie jedem von beiden, in deren Mitte ſie ſaß, die Hände und ſagte ihnen von Zeit zu Zeit ein liebkoſendes, heitres Wort. Angekommen in der Kirche, ſetzte ſich Eliſa vor dem Altar, in einen für ſie hingeſtellten Lehnſeſſel: Widmer kniete neben ihr. Meine Tante ſtand hinter ihr, um die Tochter aufrecht zu halten, welche noch die letzten Kräfte benutzte, ihre Empfindungen zu beſiegen, denen ſie faſt unterlag.

Nach einer kurzen Anrede verlas der Pfarrer die Liturgie; allein er überſprang darin einige Stellen voller Verheißungen, welche ſonſt Neuvermählten eine freudige Zukunft ahnen laſſen, hier aber, einer ſterbenden Braut gegenüber, zu düſtern Contraſt gebildet haben würden. Nachdem die Ceremonie vollendet war, machte der würdige Geiſtliche eine Pauſe und blickte mitleidsvoll auf das junge Paar. Dann ſprach er mit zitternder Stimme: „So hab' ich Euch dann nun vor dem Angeſicht des Ewigen für die Ewigkeit verbunden. Die Wege Gottes ſind dunkel, aber ſeine unendliche Güte iſt kein Geheimniß. Er ſieht Euch auch in dieſem feierlichen Augenblick; ſieht Eure Thränen; ſieht Eure beſchwerten Herzen, — aber der Allbarmherzige

hat für Alles, auch für Euch, seine Vergeltung bereit."

„Elisa Widmer, mein Kind, — — — laß mich dir den süßen Namen geben, — — — ich kenne dich — — — sei glücklich! — Ich flehe mit aller Inbrunst der Seele zum grundgütigen Geber aller guten Gaben, daß er deine Tage auf Erden verlängern wolle. O möchte er doch von mir die wenigen Jahre, die ich vielleicht noch zu leben bestimmt bin, hinwegnehmen, und den deinigen hinzufügen! Ich würde sie so gerne hingeben! — — — Wenn es aber nicht in seinem Rathschluß liegt, liebes Kind, — — — dann schau empor, den Himmel offen, der dich empfangen will; sieh, am Ziele einer kleinen Frist folgt dir deine Mutter; — und dieser junge Mann, jetzt dein Gemahl, der dir lange schon, der dir auf ewig nun angehört, er erwartet nur die Stunde, in welcher er dies Land der Thränen verlassen soll, um dich in den Wohnungen der Seligkeit wieder zu finden, wo kein Tod mehr scheidet, und Wonne und Frieden Gottes jeden Dulder lohnt."

Der alte Pfarrer schwieg. Die Sprache erlosch ihm in tiefer Wehmuth.

Widmer nahm Elisen in seine Arme; hob sie in den Wagen; überhäufte sie mit den zärtlichsten Namen nannte sie seine göttliche Frau, sein liebes Weib; verschwendete jede Liebkosung, um gleichsam den Lebensfunken in ihr anzuflammen, der im Erlöschen schien.

So kamen sie nach Hause zurück. Wie Elisa wieder auf dem Sopha ihres Zimmers war, gab sie ihren beiden Begleitern ein Zeichen, zu ihr zu treten. Ihr

Odem ging ſchnell und kurz. Ein Fröſteln durchzitterte ihre Glieder; und das bleiche Veilchenblau des Todes bezeichnete ſtellenweis ihr ſchönes Geſicht.

„Nun iſt's Zeit zu ſcheiden," ſagte ſie mit ſichtbarer Anſtrengung: „Arme Mama, ich laſſe dich bei ihm! — Widmer, ich will dich erwarten. — Wir ſind ſelig in Gott; — ewig! — Widmer!" Sie konnte nicht mehr hinzufügen. Indem ihre Mutter und ihr Geliebter ſie in den Armen hielten, den letzten Hauch ihrer Lippen empfingen, ſchwebte ihre reine Seele zum Himmel.

# Der Col d'Anterne.

Geht man vom Chamounythal zurück nach Genf, so tritt man zuerst in das Thal von Servoz. Wenn hier die nahen Berggipfel ihren Schneeschleier abgeworfen, die Wiesen sich wieder in grünen Schmelz gekleidet haben und das Gold der Abendsonne um die Stirn der Felsen glänzt, ist die Gebirgslandschaft lieblich und wild, wie eine junge Aelplerin. Es liegen da ein Paar zerstreute Hütten umher; und zwischen ihnen fand ich, am zwölften Juni, ein kleines Wirthshaus.

Man kann das Thal wieder in verschiedenen Richtungen verlassen. Gewöhnlich nimmt man die grose Fahrstraße. Ich aber, damals jung, ein lustiger, rüstiger Fußgänger, hätte mich wahrhaftig geschämt, auf so gemeine Art aus dem Thal zu kommen. Für unser Einen mußten Felsengrathe, Gletscher und Firnen, Gefahren, Abenteuer und Wunder sein. Warum? Das liegt in der Natur der Dinge. So gut sich der Esel nicht vorstellen kann, daß man, von der Mühle zum Backofen, einen andern Weg nimmt, als den kürzesten, flachsten, besten: so denkt ein jugendlicher Luftfahrer an keinen andern Weg von Servoz nach Genf, als an den längsten, rauhesten, abscheulichsten. Ellenreiter, Käshändler, fette Banquiers und alte

Herrn, schlagen den breiten Weg des Esels ein. Aber Naturforscher, Künstler, Engländer, Genie's, wie Alexander Dumas oder ich, wir treiben es, wie ächte Lustwanderer.

Drum, sobald ich in die kleine Herberge von Servoz eingetreten war, fragt' ich auf der Stelle nach den Bergpässen und Gemswegen rings um. Man sprach mir vom Col d'Anterne. Es ist das eine enge Schlucht, die sich, zwischen den Felsklippen des Fiz und dem Fuß des vergletscherten Buet, hindurch klemmt; der Pfad steil bergan, mühsam; die Höhe schauerlich, nackt und kahl. Vortrefflich, das war ganz meine Sache! Andern Morgens wollt' ich unter Leitung eines guten Führers das Wagstück unternehmen. Aber zum Unglück gab es im ganzen Ort keinen Führer für Reisende. Doch nannte man mir einen Gemsjäger, der allenfalls dazu dienen könnte. Allein auch den hatte schon ein Engländer in Beschlag genommen, der sich auf dem gleichen Weg nach dem Sixtthal begeben wollte, welches, von schroffen Felswänden, ewigem Eise, prächtigen Wasserfällen und finstern Wäldern umschlossen ist.

Ich hatte diesen Nebenbuhler schon bei meiner Ankunft auf der Schwelle des Wirthshauses gesehn. Es war ein Gentleman von guter Miene, in höchst sauberm gewähltem Anzuge, und feiner britischer Lebensart; denn er erwiederte meinen Gruß durchaus nicht, als ich an ihm vorbeiging, was offenbar Kennzeichen eines Engländers von Erziehung, gutem Ton und Anstand ist. Indessen beschloß ich doch, weil er mir

den einzigen Wegweiser über den Col d'Anterne weggehascht hatte, mich an ihn zu machen, und ihn um Erlaubniß zu bitten, gegen Hälfte der Bezahlung des Wegweisers, mich ihm anschließen zu dürfen.

Er saß draussen, in der Richtung gegen den Montblanc, den er übrigens gar nicht ansah. Er gähnte; ich gähnte, ihm zur Gesellschaft, sympathetisch mit; und glaubte ein Paar Minuten warten zu sollen, damit er sich verläufig mit meiner Person ein wenig vertraut machen, und ich mich bei ihm, für eingeführt, halten könnte. Dann, als ich den Augenblick günstig erachtete, murmelte ich halblaut, und ohne mich eigentlich an ihn zu wenden: „Herrlich, ein majestätisches Schauspiel!“

Niemand rührte sich; niemand erwiederte eine Silbe. Ich trat näher, und fragte mit Artigkeit: „Sie sind ohne Zweifel von Chamouny gekommen?“

— Uah! ....

„Ich bin diesen Morgen ebenfalls von da abgereist.“

Der Engländer gähnte noch einmal.

„Ich hatte nicht das Glück, Sie unterwegs anzutreffen. Sie müssen über den Col de Balme gegangen sein.“

— Ne!

„Also vielleicht über den Prarion?“

— Ne!

„Gestern überstieg ich die Tete noire; morgen denk' ich über den Col d'Anterne zu gehen, falls ich

einen Führer finde. Sie haben sich, hör' ich, schon einen verschafft?"

— Uah!....

Immer Uah! und No! hol' ihn der Kukuk! dacht' ich bei mir, und griff meine Sache auf kürzestem Weg an. „Falls ich keinen Wegweiser finden sollte," sagt' ich: „wollten Sie mir allenfalls gestatten, mit Ihnen zu reisen? Ich würde gern die Hälfte des Lohns zahlen, den Sie mit dem Führer bedungen haben."

— Uah! That ist Indiskretion.

„In dem Fall will ich Sie nicht weiter belästigen." Sagt' ich und wandt' ihm den Rücken zu, wirklich bezaubert von der angenehmen Unterhaltung.

---

Nichts Erquicklicheres auf einer Gebirgsreise, als wenn man Abends in einsamer, wilder Gegend langsam umherschlendert; sich gehn läßt, wohin der Zufall führt; nichts sucht, als was sich eben freiwillig zeigt; mit einem Vorbeigehenden einige Worte wechselt; eine Ofenluft schlest, die schon vom Tagesmarsch geweckt worden ist, und bald durch ein [illegible] Mahl befriedigt werden soll. So ganz lässig umherirrend, richtete ich mich gegen einen mit Mauertrümmern bedeckten Fels. Er heißt St. Michelsberg. Zwei Ziegen rupften da an Gesträuchen. Bei meiner Ankunft flüchteten sie verschüchtert. Meister des Platzes geblieben, lagerte ich mich unter jungen Alpen-Erlen.

Das Thal lag schon vom Hochgebirg verschattet. Aber da, wo es gegen den ganz nahen Montblanc

aufgeſchloſſen iſt, floß ein blendender Glanz von der Silberpyramide durch die weite Schlucht hervor; und im Roſenlicht flammten noch die Kuppen und Zinken des ewigen Schnees am dunkelblauen Grund des Himmels. Je tiefer die Sonne ſank, je mehr zog ſich der Glanz ſtufenweis von den durchſichtigen Abgründen, von den breiten Eisfluren, empor zum letzten Berggipfel. Und wie an ihm das letzte Licht ausloſch, ſchien das Leben der ganzen Welt ausgehaucht. All meine Sinne, bis dahin, wie von einer Zaubermacht an das überirdiſche Reich der Eishöhen gefeſſelt, fanden ſich nun erſt wieder in das Thal zurück. Die Wange fühlte wieder den kalten Hauch der Bergluft; das Ohr vernahm von neuem das Geräuſch des Waldſtroms, und mein Geiſt, von den Betrachtungen des Erhabnen zurückgekehrt, neigte ſich der beſcheidnen Erinnerung an das Nachteſſen zu.

Ein Hirt kam und ſuchte die Ziegen. Wir machten den Heimweg mit einander. Der gute Freund hatte vom Col d'Anterne nicht unbedeutende Kunde. Ich hätte ihm gewiß den Vorſchlag gethan, mir folgenden Tags, als Führer, zu dienen, wäre mir nicht ſeine Furchtſamkeit allzu arg vorgekommen. „Nun ja," meinte er: „unſre Leute, das glaub' ich, die mögen hinüber. Aber ſolche Herrn, nein! Der Schnee iſt thurmhoch; man bricht ein. Erſt acht Tage ſind's, kamen da zwei Schweine um; ſie gehörten dem Peter. Und ſeiner Frau, die ſie aus Sameins vom Jahrmarkt heim bringen wollte, gings nicht beſſer. Denkt nur, zwei Schweine, ſchon ganz aufgezogen! Wenn

sie sie noch verkauft hätte; das Geld würde sich schon wieder gefunden haben. Ich sag' Euch, Herr, es ist das ein böser Weg im Heumond hinüber."

Ich hatte ein Handbuch für Reisende bei mir, und widerlegte den einfältigen Menschen auf der Stelle daraus; bewies ihm, nichts sei unbedeutender, als der Col d'Anterne; er wäre ja nur 7086 Fuß über der Fläche des Mittelmeers erhaben, während die Linie des ewigen Schnees erst bei 7812 Fuß begönne. Da er noch immer widerspenstig blieb, nahm ich mein Reißblei, und bewies ihm schlagend, mit einer einfachen Subtraktion, daß, von der Höhe des Col d'Anterne weg, noch 746 kahler Felsen wäre, mithin weder Schnee noch Eis.

„Ma s'y fiaz!" meinte er in seinem Kauderwelsch: „Nicht darauf getraut! Ich verlieh' mich auf Eure Rechnung nicht. Aber hört einmal, Herr, grad um diese Zeit vor zwei Jahren kam dort auch ein Engländer um. Es war aber nur der Sohn. Ich habe seinen Vater gesehn, der im vollen Herzeleid war. Seht, man setzte ihm bei Renaud in der Stube dürre Nüsse vor, Brod vor, Fleisch vor. Alles half nichts. Keinen Bissen rührte er an. Er wollte nur seinen Sohn. Nun ja, nach 36 Stunden hat man den gebracht; aber todt war er."

Es schien mir offenbar, der Bauer betrog sich durch eine Namenverwechslung; denn mein Handbuch für Reisende war in den Angaben zu genau. Und, wenn auch! — — — Es war mir um ein wenig Gefahr eigentlich zu thun. Wozu reiset man sonst? Alles

wohl erwogen, konnte der Kerl in Einigem Recht haben; aber ich sah ihm die helle Feigheit in jeder Miene an. Unter allen Bergpässen galt mir der Col d'Anterne für den besten. Also blieb ich meinem Reiseplan treu. Ich konnte mich, in Ermanglung des Wegweisers, auf mein Handbuch verlassen, und allenfalls ein Paar Minuten später, als der Brite, aufbrechen und ihm von fern nachgehn.

---

Wie ich in meinem Gasthof wieder eintrat, war das Nachtessen schon aufgetragen. Für mich stand ein eigner, kleiner Tisch gedeckt. Nicht weit davon hatte Mylord den seinigen, an dem er mit einem jungen Frauenzimmer, seiner Tochter, saß, die ich noch nicht gesehen hatte. Sie war hübsch, blendend frisch, und hatte in ihrem Wesen jenes Gemisch von Anmuth und Störrigkeit, wie man's bei jungen Engländerinnen gewöhnlich antrifft, die zur aristokratischen Race gehören. Weil ich englisch verstand, hätte mich beider Gespräch, ohne meinerseits unmittelbar daran Theil zu nehmen, beiläufig unterhalten können. Allein es blieb einsylbig. Die wenigen Laute, welche man von ihren Lippen vernahm, erklärten sich durch den Ausdruck von Gesichtern, die ihr Unbehagen an der Aufwartung, Küchenkunst, und etwas zweideutigen Sauberkeit des Tafelgeräthes, bezeichneten. Das Essen selbst war in der That von sonderbarer Auswahl. Das Fräulein ließ sich an einem breiten Stück Beefsteak wohl sein; und ihre schönen Lippen verschmähten nicht,

ein Paar Züge mitgebrachten edeln Reiſeweins zu ſchlürfen. Mylord unterdeſſen, im ſtärkſten Betrieb, ſich einen Thee anzumachen, verwandte darauf eine Sorglichkeit, eine Genauigkeit, wie nur ein ächter, rechter Engländer es kann. Zwar das ganze Haus war auf den Beinen, ihm bei dieſem hochwichtigen Geſchäft hülfreich zu werden, Alles herbei zu ſchaffen, den Thee an's Feuer zu ſetzen; Mylord aber blieb wortlos, trocken abweiſend, wie man den Briten, für ſein Geld, auf dem Feſtlande, auf Reiſen und in allen Wirthshäuſern zu ſehn pflegt.

Gegen Ende der Mahlzeit trat der Führer herein. „Holla, he da, Herr!“ rief er: „das iſt aus und Amen! Ich habe mir's Wetter beſchaut. Wir müſſen morgen in aller Frühe auf und davon. Gegen Mittag kennt's Sturm geben; und es iſt da oben, wegen des Schnees, halt nicht zum Beſten. Der Jungfer ihr kleiner Schirm da, hilft ſoviel droben, wie ein Kohlblatt.“

Der Kavalierton des Alpylers gegen einen Mylord verdroß ſichtbar den Angeredeten. Statt zu antworten, fing dieſer auf engliſch ein Geſpräch mit der Tochter an. „Der Menſch hat eine flegelhafte Manier, ſich mit mir einzulaſſen,“ ſagte er.

— Es ſcheint, erwiederte ſie: es iſt ein Einfaltspinſel. Sagen Sie ihm, ich verreiſe nicht, bis es hell und heiter iſt.

Der Brite, ohne den Wegweiſer anzuſehn, warf ihm die Worte zu: „Gut, Mann! ich reiſe nicht, als bis zu Hellſein am Morgen.“

„Oho!“ rief der ſtämmige Führer: „da kommt Ihr ſchlecht weg! Ich ſag' Euch, Herr, am Morgen giebts Nebel, und da müſſen wir aufbrechen, und zeitig; verſteht Ihr! Wir Leute hier zu Lande, ſeht Ihr, wiſſen Beſcheid mit dem Wetter.“

Das Fräulein warf ihm einen flüchtigen Seitenblick zu, und ſagte engliſch: „Der Menſch will uns nicht führen, ſondern nur anführen.“ Dann, ohne den Bauer ferner eines Blicks ihrer ſchönen Augen werth zu halten, erklärte ſie ihm: „Ich reiſe nicht, bis total serene Sky.“

„Mir gleich,“ verſetzte der Führer: „das iſt Eure Sache. Ich wette, bis gegen 9 Uhr hat ſich's Wetter aufgeklärt. Geeht aber, Ihr reiſet um 9 Uhr erſt: ſo ſag' ich Euch, haben wir zu Mittag ungeſtüme Witterung, und dann ſind wir grade mitten im Schnee. Brechen wir aber in aller Frühe auf: ſo ſind wir Mittags in Sixt unter Dach, und dann mag's drauſſen wettern, wie es will.

„Das iſt ein ganz gemeiner Schelm.“ Sagte Mylord zu ſeiner Tochter: „Begreifſt du die Sache, Klara?“ Er will früh fort, um deſto länger nachher im Wirthshaus zu — — zu Dings da, auf meine Rechnung hin, zechen zu können; ſpäter könnt' es vielleicht Regen geben, und dann fürchtet er, wir gehn nicht, und er komme um ſein Geld.“

— Möglich.

„All das Pack hier zu Lande geht nur aufs Betrügen aus und will prellen.“

— Ganz gewiß. Sagen Sie ihm Ihren bestimmten Befehl, und damit gut.

Jetzt wandte sich Mylord, mit Würde und Ernst, gegen den Wegweiser: „Gut Freund, ich kennen Ihren Stratagem. Ich reisen nicht, bis nicht Nebel ist mehr, als auf dem Plate hier. — Klara, how do you say *plate*?“

— Teller.

„Auf das Teller hier. Verstehen?“

Der ehrliche Führer ließ sich nicht aus der Fassung bringen und entgegnete: „Ja wohl, ich verstehe, ich verstehe, Herr; aber seht Ihr wohl, klug stellt Ihrs, halt, nicht an. Ich will Euch nur, zum Beispiel, den Peter mit den zwei Schweinen, anführen, was das ihm gekostet hat!“ — — —

„Halt!“ schrie der Engländer ergrimmt: „Nichts! keine Schweine mitführen!“

— Nur, um Euch zu zeigen, Herr — — —

„Keine Schweine! Ich verbitten!“

— Mir einerlei. Wie ihr wollt.

„God dam! Keine Schweine! Ich befehlen das!“

Der Führer drehte sich um, und ging zur Thür hinaus, eh' ich ihm ein Wort sagen konnte. Ich besorgte, er möge wohl recht haben können. Weil ich aber in der Sache nicht mitzusprechen hatte, mußt' ich mir's gefallen lassen, mein Schicksal an das des Engländers und seiner zarten Tochter zu knüpfen.

Der Tag dämmerte kaum, als der Bergführer, solche Leute haben ihren eignen Tick, schon da war, und Lärmen machte, um Mylord zu wecken und zur Abreise zu treiben, trotz des am vorigen Abend erhaltenen Befehls. Mylord seinerseits, schon über das Getümmel und Geräusch im Hause und über das kecke Verfahren des Gemsjägers empört, fuhr mit einem „God dam! aus dem Bett," hielt die Nase ans Fenster, und, wie er die hohen Gebirge in Wolken vergraben sah, kennt' er seinen Aerger nicht länger zurückhalten. „Herr, ein Sluggard sein!" schrie er dem Führer hinter der Stubenthür zu: „Ich sagen, das ist sluggishly! Kennen das Stratagem! Ich reisen nicht, bis zu Hellseyn vom Firmament. Fort! Fort! Marsch! Ich schlafen. Fort!

Der Gemsjäger entfernte sich und brummte: „Was welscht denn der Narr da? Nehm er's also auf seine Kappe, weil er's so will. Aber nachher wischen, hilft dann nicht mehr."

Uebrigens erwarten sich die Weissagungen unsers Mannes. Um acht Uhr zerriß der Wolkenverhang des Gebirgs; und zwischen den zerflatternden Nebeln ergoß sich die Lichtfülle der Sonnenstrahlen über die finstern Tannenwälder, die Wiesen und zerstreuten Hütten. Jetzt erst entschieden sich Mylord und das Fräulein zur Abfahrt, und bestiegen die Maulthiere, welche seit mehr denn zwei Stunden, gesattelt, gezäumt und bepackt, vor dem Wirthshause, in Gesellschaft des Führers, gewartet hatten. Ohngefähr eine Viertel-

stunde später warf ich mir den Habersak auf den Rücken und folgte.

Das Gebirg, an dem es hinanging, war die reitzendste Wildniß, und bis zur Mitte hin stellenweis prachtvoll bewaldet; unterhalb anfangs mit gewaltigen, einzelnen Nußbäumen; weiter aufwärts mit Buchen und Tannen. Dann erschienen bald die ersten Birken, deren blaßgrünes, spielendes Laubwerk anmuthig um die silberweissen, schlanken Stämme tändelte. Endlich traten die Fitz-Felsen heran. Je mehr man ihnen naht, je schroffer und höher wachsen sie in die Wolken des Himmels hinein, indem sie eine lange, weite Klippenbande bis gegen Sallanche ziehn, wo sie sich an den majestätischen Gebirgspfeiler von Warens schließt. Diese Felsen sind verwittert; von Wolkenbrüchen zerrissen; halbeingestürzt. Der letzte Bergbruch hatte sich erst im vorigen Jahrhundert ereignet. Jetzt ist der wüste Steinschutt vom schönsten Pflanzenleben wieder überkleidet. Aber unter den grünen Hügeln ruhn die Leichen mancher Familien, nebst ihren Wohnungen und Flüren, begraben. Einige vermessene Alpenjäger haben von Zeit zu Zeit schon den Fitz-Berg erklommen. Sie sagen, auf dem schroffen Felsgipfel befinde sich ein finstrer, tiefer See, von dem man in der Gegend wunderhafte Geschichten weiß.

Die letzte Ortschaft, zu der man, von Servoz her, gelangt, ist ein ödes, stilles, zerfallenes Dörflein Mont. Ich sah darin weder Menschen, noch Thiere. Lange macht ich bei einem Brunnen halt; aber keine Seele erschien, um mir diese Verlassenheit zu erklären.

Das groſse Schweigen der Natur in den hohen Einöden, verbunden mit dem Anblick eingesunkner Dächer, vergraseter Thüreingänge, zerfallener Fensterlöcher, erregte mir ein schwärmerisches, wehmüthiges Gefühl. Ich ließ die Fantasie von hundert Möglichkeiten träumen. Aber die Lösung des Räthsels erträumte sich doch nicht, wie ich's nachher, im Städchen Bonneville, erfahren habe.

Hier die traurige Geschichte des kleinen savoyischen Ortes.

Dieser Weiler hatte, wie jeder andre des Thals, seine Freuden und Leiden gehabt; wie jeder andre, durch Arbeit, Sittenreinfalt und Häuslichkeit, einen mäſsigen Wohlstand gewonnen, was man, in Savoyen, Wohlstand zu nennen pflegt. Die Leutchen lebten hier und starben, gleich ihren Altvordern, unbekannt; aber in Eintracht und Frieden glücklich, bei geringen Bedürfnissen. Doch Einige derselben, die, nach den napoleonischen Kriegszügen, hieher, in ihre Heimath zurückkamen, brachten ihre verwilderten Sitten mit; machten sie auch den Andern beliebt; gingen müſsig, spielten, tanzten, tranken, und machten sich über den Amtseifer des Pfarrers lustig. In Paris, sagten sie, schätzt man die Savoyarden gar hoch, die da in wenigen Jahren, ohne viele Müh und Beschwerde groſse Summen verdienen. Dadurch verlockt, wanderten Viele aus, um nach einigen Jahren reich zurückzukehren. Sie brachten Summen heim, aber auch unbekannte Laster, Künste und Gelüste frecher Lüderlichkeit. Zuvor schon war, von den abgedankten Soldaten, für solche

Giftsaat der Boden, durch Verhöhung alter Bräuche und Sitten, empfänglich gemacht. Jetzt keimte das Unkraut wuchernd auf, und griff um sich durch sämmtliche Haushaltungen. Diese, sonst gesund und freudig, verkümmerten in Krankheit, Elend, Armuth, und allen Uebeln, welche im Gefolge der Ausschweifungen daher zu schleichen pflegen. Nach Verfluß weniger Jahre hielten die Bewohner des kleinen Ortes nur noch durch ihre Lasterhaftigkeit und ihre Bedürfnisse zusammen; stahlen Vieh aus den Alpen; läugneten Schulden ab; machten Rechtsansprüche auf Güter der Nachbarn; gewannen Prozesse durch falsche Schriften, oder durch falsche Zeugnisse und Eide, zu denen sie sich sämmtlich unter einander verpflichtet hatten. Die Sache kam endlich an den Tag. Nun verrieth jeder, um sein Spiel zu verbessern, den Andern. Die Erwachsenen wurden in Zuchthäuser und Gefängnisse gesperrt; die Kinder ließ man laufen, in Dörfern und Städten ihr Brod zu betteln.

Glücklicherweise, als ich am Brunnen stand und den krystallenen Strahl desselben bewunderte, wie er sich, glänzend und leise, im hohen, feinen Moose des Bodens zwischen Halmen verlor, wußt' ich von dem Allen nichts. Vielleicht ist das Völkchen, dacht' ich, bei seinen Heerden in fernen Alpen; andre sind vielleicht in den Wäldern zur Arbeit. — Ich pries ihr harmloses Glück, ihre Unschuldswelt. — Wo sollen wir Leute, die aus Städten kommen, wo denn eine Unschuldswelt suchen, wenn nicht in diesen Hochthälern des Gebirgs, die in ihrer Erhabenheit, gegen die

erkünſtelten Freuden und Quaalen anderer Sterblichen verrammelt zu ſtehn ſcheinen? — Hier unter den Schauern der uns entgegentretenden Naturmajeſtät zerrinnt jeder eitle Hoheitstraum; und, umringt von ihrer Uebergewalt und Macht, fühlen wir Milben unſre Ohnmacht, unſre Nichtigkeit. Und doch je höher wir zu den weiten Einſamkeiten empergehn, je mehr erweitert ſich das Gemüth, je erhabener fühlt ſich die Seele. Ueber uns das unendliche Gewölbe des Himmels; unter uns in den Tiefen eine lautloſe Welt deren Palläſte und Städte, deren Beherſcherer und Gebieter, im fernen Abgrund verſchwinden, viel zu winzig, um noch bemerkt zu werden. In der Reinheit dieſer Lüfte läutern ſich unſre Neigungen; in der Einformigkeit der Umgebungen adelt ſich das Herz durch Unſchuld und Einfalt; und das ernſte groſſe Schweigen des Gebirgs predigt den Gottesfrieden des Gemüths.

---

In dieſer feierlichen Stimmung wanderte ich rüſtig bergauf. Doch gegen elf Uhr ſah ich einige Nebel gar ſonderbar über finſtern Schluchten und Felſenſchlünden gaukeln. Der Montblanc bekam jenes leichenartige Anſehn, in welchem er, wie mit einem Todtentuche angethan, daſteht, auf deſſen matter Weiſſe die dunkeln, davor liegenden Steinklippen, ſchwarzen Schleifen ähnlich werden. Von Süden fuhren dann und wann eiskalte Windſtöſſe her. Ich dachte an unſern Wetterpropheten von Servoz, und, nicht ohne Lächeln, an den guten Mylord, der ſich vor einer

vermeinten Schlinge des Wegweisers hatte hüten wollen, und dem sie sein Argwohn nun selbst gelegt hatte. Ich kam der Gesellschaft jetzt ziemlich nahe. Sie bewegte sich still und stumm fort, bis der Gemsjäger, der das Maulthier der jungen Miß leitete, plötzlich anhielt.

Die Führer pflegen nämlich auf dieser Stelle ihren Reisenden einen rostfarbnen Fleck zu zeigen, der in beträchtlicher Höhe an der Felsenmauer des Fitz sichtbar wird. Sie nennen diesen Fleck den Mann von Fitz, weil sie behaupten, das eisenschüssige Gestein sehe einer gelben Hose ähnlich, zu der, unten und oben, andre Klippenformen Beine, Brust, Kopf und Arme des Riesen gestalten. Um seiner jungen Dame den berühmten Mann von Fitz bestimmt anzudeuten, wies er mit dem Finger zuerst auf die Hosen. Die junge Miß schlug mit angenommener Verschämtheit und ziererisch, bei diesem Worte, die Augen nieder, als hätte der Bauer die größte Unanständigkeit ausgesprochen. Mylord schien vor Unwillen darüber aus der Haut fahren zu wollen.

„Schaut nur recht hinauf," rief der Gemsjäger: „Dort oben links, die gelbe Hose[illegible]

— Nicht solche Sache sagen, Guide! Ich befehlen! — schrie ihm der Engländer zu.

„Hei!" versetzte jener treuherzig: „Es ist doch wahr. Der Herr sieht's nur nicht. Schaut, da grade über meinen Stock, wohin die Spitze zielt, da hängt die gelbe Hose ganz deutlich."

Hier verdoppelte sich die schämige Verlegenheit der Miß; aber auch der Ingrimm des Herrn: „Was?

Ihr ſeid indecent! Ich befehlen, die foul Words, die nasty Ding nicht zu ſagen. Ich zahlen, Ihr to obey, und folgen. — Klara, treib das Maulthier an!"

Der Wanderzug ſetzte ſich wieder in Bewegung. Der ehrliche Gemsjäger ſchüttelte verwundert den Kopf, und begriff nicht, was die Leute eigentlich hatten und wollten? Er ließ es indeſſen dabei bewenden. Ihm war's lediglich um ſeinen Taglohn zu thun, nahm die Tabacks-pfeife aus der Taſche, und ſchlug ſich Feuer an.

„Ach, der Kerl fängt nun an zu ſchmauchen. Ein abſcheulicher Geſchmack!" rief das Fräulein.

— In meinem Leben hab' ich keinen ſo ungeſchliffenen Menſchen geſehn! — ſtimmte Mylord ein. Dann rief er dem Führer zu: „Ich befehlen, Guide, nicht Rauch machen; und warum? meine Tochter nicht den Rauch mag; what a Stink!"

„Das iſt kein Stink, Herr, ſondern guter Taback; meiner Treu, recht guter!"

— Das iſt a Stink, ich befehle, nicht Rauch zu machen!

„Nun dann, Jungfer," ſagte der Führer: „ſo nehmt den Zaum. Ich will hinten nach gehn. Das Thier hat einen ſichern Schritt. Fürchtet nichts."

— O, nein, nein, bleibt! — Schrie das ängſtliche Mädchen.

— Bleibt, bleibt! Schrie der Vater ihr nach: Ohe! what fellow we haye there! — Ich befehlen, nicht zu machen Stink. Ich zahlen nicht, wenn Rauch macht.

„Das ſind mir wunderliche Chriſten!" brummte

der Wegweiser: „lieber würd' ich Dich zu Markt führen; es wäre vernünftiger. Nun denn, vorwärts, in Gottes Namen!“ fügte er hinzu, indem er die Pfeife wieder einsteckte, und nach allen Seiten umhersah: „das Wetter setzt sich um; jetzt müssen wir über den Schnee.“

Wirklich hatte sich der ganze Himmel überzogen. Um die Bergspitzen hingen schwere Wolken. Der Wind warf den Staub kräuselnd in die Höhe. Wir waren seit drei Stunden gestiegen und die Höhe des Bergrückens schien noch immer entfernt. Die letzten Pflanzenspuren waren verschwunden. Es umgab uns ein grausenvolles Chaos. Da schwammen Nebel und nackte Felsen durch einander; rechts senkte sich der Buetgletscher zum Steinschutt nieder. Wohin ich sah, nur todte, leere Wüste, ohne andre Abwechselung, als einzelne Schneeplätze da und hier, die, je höher wir kamen, immer zahlreicher, immer ausgedehnter wurden, bis sie endlich den vollen Winter um uns her legten.

---

„Ich fürchte,“ sagte der Engländer zu seiner Tochter: „Wir sind übel berathen mit dem Kerl. Der dumme Teufel hat den Weg verloren.“

— Fast fürcht' ich's ebenfalls! Erwiederte die schöne Klara mit unruhig umherblickenden Augen.

„Devil of a fellow!“ schrie Mylord den Gemsjäger an: „Wo sind wir? Schlechter Weg! Schlechter Weg!“

— Nicht halb so schlecht, als Ihr meint, Herr.

Entgegnete der rüſtige Helyler: Hier kann man noch nicht klagen. Wartet nur, bis wir oben ſind.

„Ich habe entſetzliche Furcht, mein Vater!“ ſagte die Miß, indem ſie nach ihm zurück ſah.

— Vorwärts, vorwärts! — rief der Führer: Geſtern habt Ihr mich gar nicht anhören wollen, und dieſen Morgen nicht. Nun müſſen wir ſehn, wie wir uns aus der Sache ziehn.

„Ich will umkehren!“ rief das furchtſame Mädchen: „abſolutely umkehren!“

— Das iſt Euch platterdings unmöglich, Jungfer. — Erwiederte kaltblütig der Mann von Servoz: Aber ſoviel iſt gewiß, es wäre für uns beſſer, wir befänden uns ſchon auf der andern Seite des Bergs.

„Klara, warte; halt das Maulthier an.“ Sagte Mylerd: „Guide, ſtill halten. Halt!“

Der Führer, von ſorglichen Gedanken eingenommen, achtete gar nicht auf das Gebet. — „Halt! Halt!“ rief die junge Miß. „Halt!“ ſchrie Mylerd: „Immediately, halt!“

Der Mann hatte keine Ohren; zog das Maulthier am Zügel nach; wanderte raſch fort; ſah zuweilen auf zum Himmel; dann wieder zurück, nach der Gegend hinter uns, und murmelte halb laut vor ſich hin: „Das iſt eine ſchlimme Geſchichte!“ Er that noch einige Schritte. Plötzlich ſtand er ſtill und hielt die Maulthiere auf, indem er zum Engländer ſagte: „Herr, ſteigt ab; und, Jungferchen, Ihr auch!“

„Wie? was? hier abſteigen?“ Schrieen beide zugleich.

— Ja wohl, und geschwind! Ans Umkehren ist gar nicht zu denken. Der Bergsturm packt uns von hinten her; überwirft und verschüttet uns. Hier bleibt nichts übrig, als daß wir sehn, wie wir entwischen. Die Höhe des Bergjochs ist noch weit oben; wollten wir jetzt hinüber, wären wir geliefert und verloren. Glaubts mir nur. Wir müssen links den Abhang hinaufklettern; das kürzt viel ab; dann sind wir dahinter gegen den Wind geborgen. Also steigt ab, ohne Umstände! Die Thiere finden ihren Weg von selber. Herunter, also; herunter!

Die Zuversicht des Mannes, mit der er seine gebieterische Stimme verstärkte, jagte dem Mylord Ehrerbietung und Angst ein. Er stieg, ohne ein Wort zu sagen, ab. Nun trat ich ebenfalls näher. Die junge Miß zitterte vor Furcht. Ich fragte nicht erst um Erlaubniß, sondern half ihr aus dem Sattel, indem ich ihr ein Paar Worte der Beruhigung sagte. Als ihr Vater die niedlichen, zarten Füße des Mädchens tief im Schnee versinken sah, malte sich in seinen Gesichtszügen das lebhafteste Entsetzen.

„Führer," sagt' ich zu dem Manne, der jetzt die Steigriemen in aller Hast an die Sättel der Maulthiere aufknüpfte: „Wir müssen uns ganz Euch überlassen. Man hat mir aber Euern Muth, Eure Stärke gerühmt; Ihr seid Felisaz, der geschickteste Gemsjäger des gesammten Thals. Das ist genug! Wir verlassen uns auf Euch." Dann redete ich dem Engländer in seiner Muttersprache zu: „Fürchten Sie sich nicht. Ich habe Kraft und Stärke genug und bin an der-

gleichen Berge gewöhnt. Der wackre Mann da, und ich unterstützen das Fräulein, wenn es erschöpft nicht weiter möchte."

„Sehr gütig!" antwortete er, in seiner Gemüthsverwirrung fast gedankenlos geworden.

Wenn auch besonnener, als er, war ich doch nicht minder unruhig. Die Erzählung des Hirten, die ich am vorigen Abend kaum anhören mochte, fiel mir wieder bei, und stellte mir das Schreckliche unsrer Lage hell dar. Alle Ereignisse, die den Tod des jungen Briten und der Frau des Peter von Servoz auf dem Col d'Anterne herbeigeführt hatten, schienen sich in furchtbarer Wirklichkeit um uns her zu erneuern. Jenes unglückliche Weib war schon in der Nähe des Graths angelangt, als ihm zur Flucht die Kräfte schwanden, und es vom Bergsturm und Schneestaub überwältigt, darunter begraben ward. Man nennt solchen Wind in den Berner Gebirgen „Guchseten." Zwischen Schlünden, Bergbuchten, und hohen Felsenkesseln eingeklemmt, wälzt er sich wirbelnd mit so ungeheurer Wuth herum, jagt er so unglaubliche Massen Schnees in die Luft auf, und von den Gletschern herunter, Alles betäubend durch einander, daß in kurzer Zeit, wo vorher kahle Steinplatten zu sehn waren, große, weite Schneehügel aufgethürmt lagern. Ein solcher Wind war es, der hinter uns her, wie aus dem Abgrund, heraufzog, und uns jeden Augenblick zu ergreifen drohte. Unser Bergjäger, sobald er ihn, eh uns davon ahnen konnte, bemerkt hatte, ließ ihn nicht mehr aus den Augen. Er berechnete mit

sicherm Blick seine Entfernung, seine Richtung, seine Geschwindigkeit und dann, als es die höchste Zeit war, befahl er uns, den jähen Berghang zu überklettern, um unser Leben zu retten.

---

Wir gehorchten. Die Maulthiere, kaum freigelassen, flüchteten mit Eil davon, die Köpfe hochgestreckt, die Nüstern gegen den Wind. Von ihrem Instinkt gelenkt, sprangen sie links vom Fußpfad ab, den wir gekommen waren und jagten in eine düstre Schlucht hinein, wo wir sie bald aus dem Gesicht verloren.

„Auf! auf! vorwärts, was Ihr vermöget!“ schrie Felisaz ohne Aufhören. Aber die Halde war so steil, daß ohne den Schnee, der sich unter den Füßen fest setzte, wie zu Tritten, wohl der gewandteste Jäger nicht hätte können aufrechtstehn. Trotz dem kamen wir kaum von der Stelle, durch das dringende Rufen des Führers mehr verwirrt, als ermuntert. Das junge Fräulein suchte seine Angst zu verhelen, um die Angst des Vaters nicht zu vermehren, der davon wie gelähmt, heraufkroch. Das arme Mädchen! es machte die äussersten Anstrengungen, um sich zu halten. Es verlor Odem und Kräfte. Anfangs scheu, aus natürlicher Schüchternheit und Zurückhaltung sehr verlegen, meine Hand zur Nachhülfe anzunehmen, kam es endlich dahin, sich an meinen Arm zu hängen, und mir die Sorge zu überlassen, wie ich es weiter hinauf bringen könne. Ich selber endlich er-

ſchöpft, ſchon wie im Vorgefühl naher Ohnmacht, bemerkte den flehenden Jammerblick, den die Leidende auf mich richtete. Das riß mich zu wahrer Verzweiflung fort. Ich raffte mich zuſammen; ſchleppte ſie fort, und wir erreichten die Höhe des Abhangs. Wir lieſſen ſie im Schnee ausruhn; denn ihr Vater rief unſern Beiſtand an.

Der gute Mylord war noch, durch unerwarteten Zufall, in ganz eigne Noth gerathen. Während er die Jähe des Abhangs zu mäßigen ſuchte, indem er langſam, aber im Zikzak, berganſtieg, war er mit den Füßen auf einen Steinblock gerathen, der unterm Schnee verborgen, wohl in einer Art Gleichgewicht, aber unfeſt dalag. Wie er auftrat, fing die mächtige Felsmaſſe an, unter ihm zu wanken; und er, im Entſetzen, als wäre das ganze Gebirg vom Erdbeben herumgeſchaukelt, fiel, ſich verloren gebend, auf die Knie. Seine Tochter, die von oben her ihn in dieſer Stellung erblickte, ſtieß verzweifelnd einen durchdringenden Schrei aus. Feliſaz ſelbſt und ich wußten anfangs nicht, was vorzunehmen ſei. Unter unſrer Laſt konnte der Felsblock weichen und hinunterrollen. Der Brite lag weinend vor uns, todtenbleich, mit entſtellten Geſichtszügen. „Laßt mich, laßt mich!“ rief er: „Erbarmt Euch nur meines Kindes!“ — Der Führer trat jetzt zu ihm und ſagte: „Faßt ein Herz, mein braver Herr! Es will ja hier gar nichts bedeuten. — He da, junger Herr, angepackt! Tragen wir ihn hinauf.“ — Wir vereinigten unſre Kräfte

und, nach unsäglichen Anstrengungen, brachten wir ihn auf den Rücken des Abhangs.

Droben, wo der Wind eine kleine Stelle des Bodens vom Schnee sauber gefegt hatte, standen wir alle vier, Odem schöpfend, beisammen. Aber die Windsbraut des Gebirgs rückte wie eine graue, aufgeblähte Wolke, heran. „Hurtig!“ rief der Führer: „hier muß man nicht alt werden. Ich nehme den Herrn auf mich, der ist am schwersten. Und Ihr, junger Herr, nehmt die Jungfer. Es geht jetzt nur bergab. Es ist ganz leicht; aber noch über eine Strecke Schnee. Tretet hübsch in meine Fußtapfen. Vergeßt das nicht; denn um die Felsstücke sind Löcher! Nur Courage, mein braver, alter Herr; Courage, Jüngferchen! seht Ihr, es hat ja gar nichts zu bedeuten, gar nichts! Schaut, da ist etwas Herzstärkung für Euch!“

Er zog bei diesen Worten eine alte Lederflasche aus dem Sack, in der noch eine Neige Branntweins war. „Man treibt's, halt, auf der Jagd, wie man's mag!“ sagte er lachend und bot die Flasche der jungen Miß an. Sie setzte die Flasche an ihre Lippen, nippte von dem Fusel, und gab mit einem erkenntlichen Lächeln den Nectar zurück. Dann mußte Mylord ansetzen; darauf ich.

„Dort kömmt der Tod her!“ schrie Felisaz erschrocken, indem er aufwärts blickte: „Macht Euch hinunter, so geschwind, wie möglich!“ — Ich sah den grauen Schneewirbel, gleich einer unermeßlichen, dicken Säule schräg heranziehn; mit ihrem Obertheil

verdeckte sie, uns zur Linken, den ganzen Gipfel des Fitz.

Die Paar Tropfen Branntweins hatten uns ein wenig gestärkt. Wir eilten bergab. Aber mit den ersten Schritten fanden wir neue Hindernisse. Der Schnee war auf dieser Hügelseite, die gegen den kalten Windstrom geschirmter lag, als jenseits, aufgeweicht und locker. Wir sanken bis ans Knie ein. Die Kleider des Fräuleins wurden vom wässerigen Schnee unterhalb bald so durchnäßt, daß sie sich um die Beine schlugen, bekleben blieben und jeden Augenblick das Weitergehn hinderten. Das arme Kind bebte vor Frost. Ich Unglücklicher aber, wie konnt' ich, unter so bewandten Umständen, Rath und Hülfe geben, und noch dazu einer Engländerin! Der Bergjäger sah die Noth, blieb stehn und brummte für sich: „Esel der ich bin! das hätt' ich ihr schon oben sagen sollen!" — He, Jungferchen! Ihr müßt's, bei Gott, wie unsre Frauen hier zu Lande, anstellen, und aus Euern Röcken Euch eine Art Hose machen." — Die Britin, und selbst ihr Vater, fand das Wort, was ihr beim Mann von Fitz so garstig schien, keineswegs mehr anstößig. Groß ist die Allmacht der Umstände! Sie legte auf der Stelle Hand ans Werk, wenn gleich nicht ohne einige Verwirrung, doch ohne falsche Sittsamthuerei; schürzte das Oberkleid auf, und heftete die Vorder- und Hinterseite des Rocks mit einigen Nadeln so, daß daraus eine Art bauschiger Pantalons wurde, in denen sie eine Strecke Weges gemächlicher zurücklegen konnte. — Unverwandten Auges beobachtete Mr.

lord jede Bewegung des geliebten Kindes; und bei jedem Schritt rief er mir zu: „Dank, mein Herr, Dank!“

---

„Halt!“ rief plötzlich der Führer: „Wir sind gerettet! Aber schaut doch, schaut; dort hätten wir hindurch müssen! seht Ihr's?“

Wir fuhren bei diesen Worten, denen ein entsetzliches Gepraſſel und Toſen folgte, aus einander, und ſtarrten ſchweigend die Luſterſcheinung an. Die weite, himmelhohe tanzende Wind- und Schnee-Säule brach ſich zwiſchen den finſtern Felszacken und Klüften des obern Bergpaſſes. Das Gebirg ſchien davon erſchüttert zu dröhnen. Furchtbare Schneemaſſen ſchlugen mit dumpfen Donnern gegen die Klippe, ſprudelten wieder hoch davon auf in die Lüfte; und der Windſturm, der ſie, wie aufgelöste Garben ergriff, ſtieß ſie wieder, eine gegen die andern, daß in dieſer grauſenvollen Minute, wo ich fliegende Wolken, Felſen und ungeheure Schneeſtürze durch einander wirbeln ſah, die ganze Welt mit Chaos und Untergang begriffen ſchien. Mylord wandte ſich mit ausgeſtreckten Armen gegen ſein Kind, als müßt' er es retten. „Klara!“ ſchrie er: „Klara!“ — Aber das zarte Mädchen, vom Froſt erſtarrt, vom grauſenreichen Schauſpiel übermannt, war halb bewußtlos, der Ohnmacht nahe.

Ich warf meinen Rock ab, hüllte die Schwankende darin ein, und hob ſie in meinen Armen auf, indeſſen

ihr Vater ſchnell einige Wäſche aus meinem Haberſack ziehn, und ihre Beine und Füße damit umwickeln mußte. Sie ſchlug die Augen wieder auf, und ein Erröthen ſchlich über ihr Antlitz, ſich in meinen Armen zu fühlen. „Jetzt iſt's ſchon beſſer," ſagte ich zu dem bekümmerten Vater: „Nehmen Sie den Arm des Führers wieder und wandern wir weiter. Ich trage das Fräulein, bis wir einen leidlichern Ruheplatz finden."

„Ich danke Ihnen ſehr," ſagte ſie mit ſchwacher Stimme: „Ja, lieber Vater, geh' nur, ich bitte dich!" Und indem ſie es ſagte, ſchlang ſie den Arm um meinen Nacken, und hielt ſich daran, um mir ihre Bürde zu erleichtern.

„Nun, wenn's denn ſo iſt," meinte der treue Bergjäger: „ſo iſt uns geholfen. Schlagen wir uns rechts. Ich weiß da eine Art Zuflucht."

Wir gingen. Aber dem fürchterlichen Unwetter, welchem wir entronnen waren, folgte ein kalter Staubregen mit Schneegeſtöber, der uns empfindlich in's Geſicht traf und uns nur wenige Schritte weit vorwärts ſehn ließ. Wir wandelten, wie im Nebel, ſo daß der Führer ſelber kein anderes Mittel hatte, ſich zurecht zu finden, als dem Abhang des Berges nachzugehn. Er, theils von ſeinem ermüdeten Begleiter in Anſpruch genommen, theils in beſtändiger Aufmerkſamkeit, den Schwierigkeiten und Gefahren des Wegs auszuweichen, konnte nicht daran denken, mich in meinem Trägergeſchäft nur für einige Augenblicke abzulöſen. Zwar die junge Miß war leicht; aber die unveränderte Haltung, in der ich verharren mußte,

dabei die ſtrenge Vorſicht, welche bei jedem Schritt anzuwenden nöthig war, machten mir doch endlich den Weg ziemlich mühſam. Er ſchien kein Ende nehmen zu wollen. Sie glaubte meine Anſtrengung, die ich ihr verhehlen wollte, zu bemerken. Mit ſtummer Dankbarkeit heftete ſie ihre Augen auf mich; und ſo oft der rauhe, ſteinige Boden mir erlaubte, einen flüchtigen Blick auf ihr ſchönes, nahliegendes Antlitz zu ſenken, ſah ich darin ein rührendes, bittendes Anlächlen für mich. Wind und Regen hatten ihre Locken gelöst. Von Zeit zu Zeit fiel eine Schneeflocke auf ihre kalten Wangen, wo ſie langſam ſchmolz, und ich konnte ſie nicht trocknen. Mitleidig drückt' ich die Duldende feſter an mich, und neigte mein Haupt über ihr Köpfchen hin, um es gegen des Wetters Unbill zu ſchirmen. Ich erwärmte ihre kalte Wange an der meinigen, die von der Arbeit glühte. Sie ſchloß erröthend die Augen. Zu nah ſtreifte mein Mund an ihren Lippen vorüber. Ich küßte ſie leiſe und leiſe erwiederte ſie. — Wie ward mir! Ich hatte aus ihrem Auge Unſterblichkeit geſogen. Ich ſchritt federleicht einher. Alle Beſchwerde, alle Mühſeligkeit war verſchwunden. Zu früh, nachdem wir zwanzig Minuten lang gewandert hatten, rief Feliſaz: „Jetzt, ihr Herren, laßt uns ruhn!“

Wir ſtanden vor einem kleinen, hochverſchneiten, eben dachförmigen Steinhaufen. Feliſaz fegte neben ihm den Schnee weg, und eine hölzerne Thür, die er aufſtieß, kam zum Vorſchein. Er trat zuerſt hinein, und ſtieß ein Loch durch's Dach. Es war eine

armſelige, niedere Berghütte, eine Zufluchtsſtätte für Menſchen und Vieh, bei böſer Witterung; von innen ſchwarz geräuchert; der Boden feucht und voller Miſt, den eine Ziegenheerde, als Wahrzeichen ihres letzten Aufenthalts, zurückgelaſſen haben mochte. Der wackere Feliſaz nahm das Fräulein aus meinen Armen in die ſeinigen, und legte es ſanft auf die an den Boden geworfene Thür, der er einige Bretter beigefügt und auf die ich den ganzen Inhalt meines Haberſacks, zur weichern Unterlage, ausgebreitet hatte. Mylord ſetzte ſich ſehr niedergeſchlagen, ohne eine Sylbe zu ſagen, neben ſeinem Kinde nieder; unterſtützte den Kopf deſſelben mit ſeinem Arm, und mit der andern Hand deckte er, was von trocknen Kleidern zu haben war, über die von Kälte erſtarrten Glieder des armen Mädchens.

Feliſaz hatte unterdeſſen, vom Innern der Dachung, einen Haufen dicker Schindelbretter losgeriſſen, auf einander gebieget und weniges Heu darunter gethan. Dann nahm er ſein Feuerzeug aus der Taſche und ſagte, während des Geſchäfts, gar gutmüthig zu dem Engländer: „Habt keinen Kummer, Herr. Ich will mir keine Pfeife anzünden; aber Rauch giebt's dennoch!“ — Dies Wort, das, ohne Abſicht des ehrlichen Bergjägers, einen grauſamen Vorwurf in ſich ſchloß, war für Mylord ein Dornenſtich und trieb ihm das Blut in die Wangen. Sein Mund blieb ſtumm; aber ſeine Miene verhehlte nicht eine Beſchämung, die bei einem Manne ſeines Alters und Standes immer rührend bleibt. Ich ſah ihn an, er

konnte sich's nicht verzeihn, gegen einen Menschen Stolz und Härte gezeigt zu haben, den er nun, als Lebensretter seiner Tochter, anerkennen mußte.

Schon flatterte die Flamme lustig von den brennenden Scheiten auf. Wir traten hinzu. Die junge Miß schien bei der milden Wärme aufzuthaun und aufzuleben. Ihre Wangen rötheten sich wieder. Alle ihre Bewegungen wurden leichter. Ihre ersten Worte waren Worte der herzlichsten Dankbarkeit für unsre Mühe und Sorgen um sie. Indem sie den Blick dabei auch auf mich wandte, verlor sich in ihm das gegen Fellsaz lächelnde Wesen, und ward trüb' und träumerisch, als wollte sie mir, oder sich, wegen der unterwegs begangnen kleinen Sünde, einen stillen Vorwurf machen. Wie liebenswürdig saß sie da, in einer Unschuld und Anmuth, wie ich sie nie vorher gewahrt hatte, und verklärt im hellen Schein des wohlthuenden Heerdfeuers. Mylord hinwieder, nun sicher, daß ihm die Tochter erhalten sei, ging von tiefster Seelenangst zur höchsten Freudigkeit über. Thränen fielen über sein Gesicht, eh er ein Wort hervorbringen konnte. Von einer Zeit zur andern ließ er die Hand der jungen Miß fahren, und drückte bald die meinige, bald die des ehrlichen Führers, der ihm dann immer in seiner schlichten Weise erwiederte: „Hab' ich's Euch denn nicht gesagt, mein gnädiger Herr, das sei nur gar nichts! Ich wußt' es ja wohl."

Wahrlich, mit einer zweistündigen Todesangst, unter Anstrengung und Lebensgefahr und grausenvoller Umgebung ohne Gleichen, ist der Genuß eines solchen

Augenblicks nicht zu theuer erkauft, wo man sich der Welt und allen Hoffnungen wieder zurückgegeben fühlt, und das Herz wonnezitternd, seine Seligkeit in der Seligkeit der Andern zurückgespiegelt findet. Ich werde manche fröhliche Stunde meines Lebens, manche wilde Lustbarkeiten vergessen; aber nie diese Augenblicke, die ich mit den drei Fremden, in der niedrigen, schwarzgeräucherten Stallhütte, immitten des Schnees, und beim stürmischen Unwetter erlebte.

Unsre Kleider waren schon gut an der Glut des Heerdes ausgetrocknet, als unerwartet ein Sonnenstrahl durch die Oeffnung des Scheiterdaches fiel, die zum Behuf unsers Feuers beträchtlich vergrößert werden war. „Schön!“ sagte der Führer: „Das zeigt Frost an. Der Schnee wird uns bald tragen können. Meinethalben, die Schuhe hier werden doch ihren Dienst thun und sind für den Steinschutt nicht zu viel.“ Er zeigte uns ein Paar hölzerne Sohlen, die er zum Zeitvertreib mit dem Messer geschnitzelt hatte. Sie waren von ihm für das Fräulein bestimmt, dessen zarte Beschuhung sich in den böseſten Zuständen befand, weder geeignet dem feuchten Schnee, noch, weiter unten am Gebirg, den Rauhheiten der Bergwege Widerstand zu leisten. Während wir uns zur Abreise rüsteten und einpackten, verrichtete Fellisaz Kammerdiener-Amt, und band die Holzsohlen unter die Schuhe des Fräuleins.

So brachen wir endlich auf, nachdem wir das Feuer mit Schnee gelöscht hatten. Die liebenswürdige Miß stützte sich wieder auf meinen Arm. Sie

hatte, aus einem gewissen Billigkeitsgefühl, den ihres Vaters abgelehnt. Sie glaubte mir eben jetzt erst ihre Achtung bezeugen zu sollen; und wie gern nahm ich diese kleine Huldigung an! Wir plauderten, ich weiß nicht wovon? Wir scherzten sogar; verstummten wieder und gingen still und sinnend neben einander, als wären wir von neuen Gefahren umringt. Wenn sie dann, nach langem Schweigen, die Augen zu mir aufschlug, und mich, ohne ein Wort zu sprechen, eine Weile, wie forschend und fragend anblickte, ward mir's, als wolle sie ein Geheimniß meiner Seele wissen.

Nach drei Viertelstunden hatten wir die Schneefelder überschritten. Wir sahen wieder, zwischen Felsblocken, grünende Rasenstellen. „Jetzt ists überlebt!" jauchzte Mylord: „dem Himmel sei Dank! Ich bin glücklich, überglücklich. Ich wüßte nicht, welcher böse Geist mich plagen müßte, wenn ich in meinem Leben die heillosen Schneestürme und Eisfelder der Alpen noch einmal heimsuchen sollte. „Und Sie, mein Herr," setzte er hinzu, und schloß mich in die Arme: „Sie sind mein Freund in der Noth geworden. Wie dank' ich Ihnen. Sie sind ein Engel, den uns Gott sandte. Und der da vorn, der treue, brave Mann da!" — Hier verließ er uns wieder und eilte dem Bergjäger nach, indem er rief: „Holla, Guide! braver Guide. Ihr thut mir lieb sein, sehr lieb. Ich habe Ungerechtigkeit gestern gethan; mir leid ist. Was Ihr fordert, ich gebe Alles, zahle Alles. Ich Euch bitte, at present eine Pfeife! ja, ja, eine Pfeife, und Rauch machen, mir lieb. Ich bitte." — Felisaz sah ihn

verwundert an, und sagte mit schmunzelnder Miene: „Nun, was das anbelangt, das läßt sich leicht thun.“ Und sogleich machte er sich ans Werk.

Der übrige Theil des Wegs bis in's Thal von Sixt hinab war ohne große Beschwerde. Wir kamen vor Nacht ins Dörflein, wo wir die entlaufnen Maulthiere, sammt dem Gepäck, fanden. Die Leute des Orts standen in Furcht, uns sei Unglück widerfahren, und hatten schon Anstalt getroffen, uns Hülfe entgegen zu schicken. Mylord und seine Tochter konnten ihre Kleider ändern, und mehr dem Zuge ihres Herzens, als dem Bedürfniß der Ruhe folgend, ließen sie nicht ab von mir; ich mußte mit ihnen zu Nacht speisen. Gegen Ende der Mahlzeit ward Felisaz gerufen. Mylord brachte, ihn zu ehren, einen Trinkspruch aus; füllte ihm die Gläser mit edelstem Wein, und, indem er ihm mehrere Goldstücke in die Hand drückte, wußt' er ihm verständlich zu machen, daß es Dienste gebe, die man nicht mit Gelde, nur mit dankbarer Hochachtung und Liebe, vergelten könne.

Andern Morgens trennten wir uns. Mylord entließ mich mit sichtbarer Gemüthsbewegung. Die junge Miß reichte mir, langsam herantretend, zum Lebewohl, die Hand, welche ich an meine Lippen drückte. Sie sprach nicht. Ich sah ihre Augen sich unter einer Thräne verdunkeln.

„Farewell, Farewell!“ rief ich und verließ das Haus. Ach, ich hatte meinen Lohn dahin.

# Inhalt des zweiten Bändchens.


Seite.

Julius, oder die Bibliothek des Oheims . . . . . 3

Julius, oder die Mansarde . . . . . 57

Das Thal von Trient . . . . . 127

Elisa und Waldmer . . . . . 167

Der Col d'Anterne . . . . . 201

Im Verlag von H. R. Sauerländer in Aarau ſind folgende neue Werke und neue Auflagen erſchienen:

**Freidank**, der neue. — Geſchichte der deutſchen National-Literatur, nach Sage, Sitte, Religion, Sprachentwickelung und Dichtkunſt, aus vaterländiſchen Dichtern entwickelt und zuſammengeſtellt. gr. 12. weiß Papier 1 Thr. — 1 fl. 30 kr. halbweiß Papier 16 gr. — 1 fl. 12 kr.

Dritte ſehr vermehrte Auflage.

**Fries** Anleitung zur franzöſiſchen und deutſchen Converſation, oder Phraſéologie française. gr. 12. 14 gr. — 51 kr.

*Guide* of *english* and *german Conversation.* — Anleitung zur engliſchen und deutſchen Converſation, von Profeſſor Fries in Paris. 12. 20 gr. — 1 fl. 20 kr.

*Guide* di *conversazione italiana* e *tedesca.* Dal Prof. *Fries* e da Giacinto *Lavezzari.* — Anleitung zur italieniſchen und deutſchen Converſation. 12. 20 gr. — 1 fl. 20 kr.

**Genfer Novellen.** Nach dem Franzöſiſchen von R. Topffer, herausgegeben von H. Zſchokke. Zwei Bändchen in 12. geheftet 2 Thlr. — 3 fl.

Vierte verbeſſerte Auflage.

**Götzingers** deutſche Sprachlehre für Schulen. gr. 12. 16 gr. — 1 fl. 12 kr.

**Haupt**, Dr. Fr., Muſterſammlung der Beredſamkeit. — Für die Schule und das Leben. gr. 8. weiß Papier 1 Thlr. 12. gr. — 2 fl. 15 kr. halbweiß Papier 1 Thlr. 4 gr. — 1 fl. 45 kr.

Siebente vollständige Auflage.

Hebels Allemannische Gedichte. Für Freunde ländlicher Natur und Sitten. gr. 12. weiß Papier mit 4 Kupfern 1 Thr. — 1 fl. 30 kr. Dieselbe Ausgabe mit einem Kupfer 16 gr. — 1 fl.

Eilfte viel verbesserte Auflage.

Hirzels praktische französische Grammatik; von Hrn. Prof. C. v. Orell nochmals verbeßert. 15 gr. — 1 fl.

Fünfte verbesserte Auflage.

Hirzels neues französisches Lesebuch; eine Auswahl französischer und deutscher Aufgaben, vervollständiget von Hrn. Prof. C. v. Orell. gr. 12. 12 gr. — 45 kr.

Vierte ganz wohlfeile Schul-Ausgabe.

Dictionnaire français-allemand, oder deutsch-französisches Schul-Wörterbuch für die ersten Anfänger. gr. 12. 16 gr. — 1 fl. 12 kr.

Malten, H. v., Bibliothek der neuesten Weltkunde. Zwölfter Jahrgang 1829. 12 Theile. gr. 12. geheftet 8 Thlr. — 12 fl.

Niederer, Rosette, dramatische Jugendspiele für das weibliche Geschlecht. Zwei Theile in gr. 12. geh. 4 Thlr. 20 gr. — 7 fl. 45 kr.

Dritte verbesserte Auflage.

Orell, C. v., kleine französische Sprachlehre für Anfänger, namentlich für solche, mit welchen der Lehrer späterhin die vom Verfaßer mehrmals revidirte Hirzelsche Grammatik zu durchgehen gedenkt. gr. 12. 8 gr. — 30 kr.

Rom gegenüber dem Protestantismus. Anrede eines deutschen Prälaten an Seine päpstliche Heiligkeit in Hochdährem geheimen Konsistorium über den Vorgang zu Koln. à 3 gr. — 12 kr.

Schweizerbote, der, ein Volksblatt für vaterländische Nachrichten, das wöchentlich jetzt dreimal erscheint. 36r Jahrgang 1839. gr. 4. vollständig 3 Thlr. 16 gr. — 5 fl. 30 kr.

Seit sechsunddreißig Jahren erscheint dieses Volksblatt in der Schweiz, und findet bei allen Gemäßigten, die den besonnenen Fortschritten der Zeit gerne folgen, stets gute Aufnahme. — Der beigefügte Schweizerische Anzeiger ist besonders Bekanntmachungen aller Art gewidmet, so wie literarischen Anzeigen, die mit Erfolg unter allen Ständen sich verbreiten.

## Achtzehnte Auflage.

Stunden der Andacht zur Beförderung wahren Christenthums und häuslicher Gottesverehrung. — Neuer Abdruck in einem Band u. in Bibelformat. 2 Thlr. 16 gr. — 4 fl.

## Neunzehnte vollständige Auflage.

Stunden der Andacht in acht Bänden und in großem Druck. gr. 12. 5 Thlr. 8 gr. — 8 fl.

## Neueste Ausgabe in Taschenformat.

Stunden der Andacht, 12 Theile, in 36. 6 Thlr. oder 9 fl.

## Sechste verbesserte Auflage.

Zschokke's Goldmacherdorf. Eine anmuthige und **mehrhafte** Erzählung für gute Landschulen und verständige Landleute. gr. 12. 6 gr. — 24 kr.

## Sechste vollständige Auflage.

Zschokke's Schweizerlands Geschichte für das Schweizervolk; nebst Fortsetzung der neuern Geschichte. gr. 12. 9 gr. — 36 kr.

## Dritte wohlfeilste Auflage.

Zschokke: die Branntweinpest, u. s. w. Zur unentgeldlichen Verbreitung für die Mäßigkeits-Vereine bestimmt. à 1½ gr. — 6 kr.

## Zweite wohlfeile Auflage.

**Zschokke:** die Branntweinpest. Eine Trauergeschichte zur Warnung und Lehre für Reich und Arm, Alt und Jung. gr. 12. 5 gr. — 20 kr.

**Zschokke, H.,** ausgewählte historische Schriften, 16 Theile in Taschenformat, auf weißem Papier. 8 Thlr. — 12 fl.

## Vierte Original-Auflage.

**Zschokke's ausgewählte Novellen und Dichtungen:** sechszehn Theile in Taschenformat auf weißem Papier vollständig 5 Thlr. 8 gr. — 8 fl.

Jetzende Beurtheilung dieser Novellen sei hier mitgetheilt — Zschokke [illegible] mit [illegible] die Begebenheiten und Handlungen. — Als weiser Denker ist er mild in der Beurtheilung menschlicher Schwachheiten. — Aber es ist nicht vorzugsweise eine romantische Erzählung auf blos reizende Unterhaltung und flüchtige Erschütterung abzielend, was der Verfasser geben will. — Als eine gefällige Hülle betrachtet er sie blos, durch die er Menschen, der ernste Lehrer, aber Wahrheiten belehren wollte, die man sonst nur in Systemen mit pedantischem Schulstaube bedeckt findet. — Jene klare, heitere und erhebende Philosophie wollte er lehren, welche, die Grenzen menschlichen Wissens anerkennend, dort wo das Auge der Vernunft nur noch ferne Punkten entdeckt, als Sterne [illegible], [illegible], und mit aller Treue und all dem Begeisternden und Anziehenden, [illegible] wieder gibt. — Manche beherzigenswerthe Ansicht über Erziehung und Bildung des einzelnen Menschen wird eröffnet. — Und wollten auch diese Darstellungen weniger durch bunte Mannichfaltigkeit der Handlungen, durch immer wechselndes Spiel von Verwicklungen und Entwickelungen ergötzen, so rühren und ergreifen sie doch nicht minder als die glänzendsten Erzeugnisse der Phantasie, weil sie stets wunderbare Anklänge den verborgensten Saiten des Herzens entlocken.

# Prometheus.

## Für Licht und Recht.

Zeitschrift
in zwanglosen Heften,
herausgegeben
von
Heinrich Zschokke
und seinen Freunden.

Dritter Theil.

Aarau.
Im Verlag von Heinrich Remigius Sauerländer.

1833.

# Deutschlands Gegensätze.*)

Der die Schickungen lenkt, heißet den frömmſten Wunſch,
Mancher Seligkeit goldnes Bild,
Oft verwehen, und ruft da Labyrinth hervor,
Wo ein Sterblicher gehen will.

Klopſtock.

*) Von dem Verfaſſer dieſer Betrachtung darf allein geſagt werden, daß er als einer der weiſeſten und edelſten Männer Deutſchlands anerkannt iſt.

Der Herausgeber.

# Einleitung.

Wegen der vielen Kämpfe und Unannehmlichkeiten, die aus den Gegensätzen in der Welt hervorgehen, hört man Manchen im Unmuth sie aus der Welt hinwegwünschen. Vergeblicher Wunsch! So lange die Welt besteht, wird es ihrer geben. Wie die Natur, ist auch der Mensch und die menschliche Gesellschaft voller Gegensätze. In ihrem Streit, ihrer Aussöhnung und Verschmelzung besteht das Leben, besteht dasjenige, was die Welt hier uns anziehend macht. Das angelegenste Geschäft der Natur scheint es zu seyn, durch zahllose, oft unmerkliche Uebergänge das Widerstreitende zu versöhnen. Wenn ihr dies nicht gelingt, kommt es zu gewaltigen Ausbrüchen. In der Regel aber gelingt ihr jenes versöhnende Bestreben. Zeigt sich hier dem Menschen nicht ein herrliches Vorbild zur Nachahmung?

In den schönen Künsten hat er sich wirklich oft mit großem Erfolg die Natur zum Vorbild genommen. Warum im Leben so selten? Daß er selbst voll von Gegensätzen ist, sollte doch Keinem entgehen. Wer fühlt nicht in sich zwei wider einander streitende Gesetze oder Triebe, und in wem erregt nicht das Gefühl dieses Widerstreits die Sehnsucht, ihn zu vermitteln? Der Mensch, wie die Natur, führt beständig Krieg; nur ist dieser bald merklicher, bald unmerklicher. Aber ihrem Wesen nach lieben beide nicht den Krieg; sondern Friede, Harmonie ist das Ziel ihres Strebens. Nicht anders ist es in der Gesellschaft. Die einzelnen Menschen bringen in diese ihre Gegensätze mit, und die nämlichen Gegensätze, die sich in der Brust des Einzelnen bekämpfen, kommen auch wieder in der Gesellschaft zum Vorschein. Wären auch die Einsichten Aller gleich (was sie doch nicht sind), so würden doch die Neigungen, die Begierden, die Leidenschaften einander entgegenstehen. Die

Annäherung der in Gesellschaft verbundenen Menschen durch Verstandesbildung kann die Gegensätze mildern; die Einsicht des gegenseitigen Vortheils kann sie von leidenschaftlicher Befehdung abhalten, kann ihren Eifer mäßigen, oder sie ganz aussöhnen und zu einem harmonischen Ganzen verbinden; dies ist ein Werk, das dem übersinnlichen, gleichsam himmlischen Wesen vorbehalten ist, welches der Schöpfer zugleich mit der Gabe der Willensfreiheit dem Menschen eingepflanzt hat.

Wir nennen dieses Wesen die Liebe; sie treibt uns an, im Wohle Aller unser Wohl zu suchen; sanft legt sie das Joch dieses Gesetzes dem Willen auf, und bestellt das Gewissen zum Wächter seiner Beobachtung. Wo diese innere Gesetzgeberin verstummt, wo sie ohne Kraft und Ansehen ist, da können die äußern Gesetzgebote wenig ausrichten; da treten die Gegensätze schroff und scheulos gegen einander auf; da vertritt Rechthaberei die Stelle der Vernunft; da trachtet Jeder nur, das Gesetz nach seinem Willen und seiner Neigung zu beugen und zu drehen. — Die Gegensätze in der moralischen Welt beruhen darauf, daß der Mensch die Freiheit hat, zwischen dem Guten und Bösen zu wählen. Zwischen Solchen, die nur und immer das Böse, und Solchen, die nur und immer das Gute wollten, wäre der Gegensatz ganz evident und so beschaffen, daß sie sich bald von einander trennen würden, und keine Gesellschaft zwischen ihnen bestehen könnte. Allein dem ist in der Gesellschaft nicht so. In den allermeisten Menschen ist ein Gemisch vom Wollen des Guten und vom Wollen des Bösen, und eine Neigung, Beides mit einander zu vermeiden; sie möchten Gott und dem Mammon zugleich dienen. Hierin liegt das große Amalgama von Licht und Finsterniß, von Wahrheit und Lüge, Recht und Unrecht, Tugend und Untugend, das wie ein schlimmer Sauerteig die Masse der Gesellschaft durchdringt, und allen Verkehr zwischen Menschen, vorzüglich aber das Geschäft des Regierens in so hohem Grad erschwert. Denn in der Gefühls-, Begriffs- und Sprachverwirrung und in dem betrüglichen Scheinwesen, welche jene Vermischung erzeugt, ist es auch dem Scharfsichtigsten und Redlichsten ausnehmend schwierig, das Wahre vom Falschen, das Böse vom Guten, das Recht vom Unrecht gehörig auszumitteln, und zu unterscheiden, wo beides anfängt und wo es aufhört. Hier ist bei allen Gegensätzen Gold mit Blei und Blei mit Gold vermengt; alle halten sich wenigstens in gutem Schein; bei unbefangener Beurtheilung aber zeigt es sich, daß von allen Seiten gefehlt, und die rechte Linie überschritten wurde. Zwischen ganz reinen Gegen-

ſätzen iſt eine Friedensſtiftung nur dadurch möglich, daß einer dem andern weicht; ſie harmoniſch zu verbinden, iſt unmöglich.

Aber wie die Gegenſätze gewöhnlich, durch einen Zuſammenfluß von mancherlei Umſtänden gebildet, in der Geſellſchaft ſich darſtellen, wird man in allen und jeden gute und böſe Elemente vermiſcht antreffen, und es kommt demnach hier darauf an, ſie auszuſcheiden, und das Böſe durch das Gute zu überwinden. — Bei allen Völkern, zu allen Zeiten gewahren wir den Kampf von Gegenſätzen. Je weiter aber die Kultur und Civiliſation fortſchreiten, um ſo ſtärker kommen ſie zur Evidenz, und der Kampf zwiſchen ihnen wird um ſo heftiger, je mehr einerſeits die Erkenntniß des Guten und Böſen zunimmt, und anderſeits der Wille und die Kraft zur Befolgung und Feſthaltung des Guten und zur Abwehr des Böſen durch die Macht der Selbſtſucht getrübt und verſcheucht wird. In ſolchen Zeiten gibt es nun wohl kaum etwas, das verdienſtlicher wäre, als die Parteien zur Selbſterkenntniß zu bringen. Denn kämen ſie zur Selbſterkenntniß, die Waffen, womit ſie ſich ſo feindſelig bekriegen, ſänken ihnen von ſelbſt aus der Hand, und anſtatt die Verſchuldung der Uebel, woran der Staatskörper leidet, einſeitig einander vorzuwerfen, würden ſie ſich vereinigen, um mit gemeinſamer Anſtrengung nach Erforſchung und Beſeitigung der Gebrechen zu ſtreben, in denen der wirkliche Druck, das Unbehagen und die Hemmniſſe des Rechten und Guten und der öffentlichen Wohlfahrt begründet ſind.

Möge der nachſtehende Verſuch einer Darſtellung der Gegenſätze in Deutſchland, ihrer Gründe und der Mittel zu ihrer Ausſöhnung dazu beitragen, jene Selbſterkenntniß zu befördern!

Dem Verfaſſer macht es die Unabhängigkeit ſeiner Lage, im Einklang mit ſeiner perſönlichen Geſinnung, zur Pflicht, keiner Partei zu ſchmeicheln. Die Zeitumſtände ſcheinen ihm zu ernſt, um ein gaffendes Publikum durch ein buntes Spiel mit halben Wahrheiten zu ergötzen. Derjenige Geiſt, der die Völker durch geſetzliche Verfaſſungen mit Bürgſchaften ihrer Freiheit und einem fruchtbaren Keime künftiger Verbeſſerungen ihres Zuſtands begabt hat, iſt der Geiſt der Vernunft, des Rechts und der Ordnung. Daß dieſer Geiſt mächtig geworden, wer darf es für ein Verſehen der Vorſehung ausgeben? dies wäre Thorheit und Läſterung. So wenig er vor irgend einer phyſiſchen Gewalt zittert, eben ſo weit entfernt iſt er, zur Uebung roher Gewalt aufzufordern. Wo man ihn verſteht und ſich aufrichtig mit ihm befreundet, wird man ſich ſeiner Segnungen erfreuen. Aber Jeden, der ihn, ſei es durch

Gewalt, ſei es durch Waffen der Täuſchung, zu bekämpfen, oder ihn durch demagogiſche Künſte zu verfälſchen ſich unterfängt, wird er erdrücken. Er bahnt ſich den Weg durch alle Gegenſätze und Widerſprüche, ohne Anſehen der Perſon. Alle Verſuche, ihn zu bezwingen, bereiten ihm neue Siege; Alle, die ihn entſtellen, macht er zu Schanden.

Im Gange der menſchlichen Angelegenheiten zeigt ſich ein bewunderungswürdiges Walten der Verſehung. Dieſe macht keine Mißgriffe; ſie weiß aber mit unſichtbarer Hand die Mißgriffe, welche die Sterblichen, im Vertrauen auf ihre Macht oder ihre Weisheit, begehen, wieder zu verbeſſern und die grellſten Diſſonanzen verſöhnend auszugleichen.

---

## I.

## Die Gegenſätze in Deutſchland im Allgemeinen.

Neutra pars celebris est; unde si quid pronunciavero moderatum, offendam utramque; et tamen utrumque malim offendere, quam alterutri me prorsus addicere.

Erasmus de Rotterdam.

Daß die Deutſchen ſich beim Beſtehen der alten Reichsverfaſſung, ſo ſehr ſie auch ſchon lange her in manchen Stücken verſchoben und in Zerfall gerathen war, unglücklich und unbehaglich gefühlt hätten, läßt ſich nicht nachweiſen. Die Intereſſen und auch die Gebrechen und Vorzüge halten ſich ſo ziemlich das Gleichgewicht. Die monarchiſche Gewalt war durch mancherlei gemäßigt, ohne deshalb zum Guten ſchwach zu ſeyn; das ariſtokratiſche Element war im Ganzen das vorherrſchende; doch wurde es durch den Wohlſtand und die Bildung der Mittelklaſſe, die den Gewerken und dem Handel zugewendet ſind, durch die Freiheit vieler Städte, hie und da durch Theilnahme des Volks an der landſtändiſchen Wirkſamkeit und durch die allgemeinen Fortſchritte der Aufklärung und Humanität gemildert; die Volksmaſſe fand in der allmäligen Zunahme ihres freien Eigenthums, in der beinahe ungefeſſelten Freiheit des Verkehrs, in der, verhältnißmäßig gegen andere Reiche, unverkennbaren Gelindigkeit der Steuern in der väterlichen Fürſorge vieler Regierungen für ihre Erziehung und Bildung, und für Förderung der Induſtrie, in den reichlichen Wohlthaten, die ſich von den unter dem Schutz der Geſetze unantaſtbaren Stiftungen jeder Art auf alle Klaſſen ergoſſen, und in dem Zutritt, der zu vielen kirchlichen und weltlichen

Stellen, auch den höchſten, dem Bauerſohne wie dem Edelmann geöffnet war, gewichtige Urſachen zur Zufriedenheit und Beruhigung. Größere Reichsländer boten den kleinern, mitunter aber auch kleinere den größern, ſchöne Vorbilder von muſterhafter Verwaltung und heilſamen Verbeſſerungen. — An Gegenſätzen und an Mißklängen, die ſich bekämpften, fehlte es zwar nicht. Aber ſie offenbarten ſich nicht in empörender Grellheit, und ihr Kampf bewegte ſich, bei dem Bewußtſeyn der eben bezeichneten Vortheile, in den Schranken einer gewiſſen Mäßigung und Billigkeit. Man behielt dabei immer die Ausſicht einer friedlichen und freundlichen Ausgleichung im Auge. Der gewaltige Stoß, den die franzöſiſche Staatsumwälzung den alten und veralteten Einrichtungen, beſonders dem Lehenweſen, beibrachte, ließ ſich zwar auch in Deutſchland verſpüren; auch hier entzündete ſich ein Widerſtreit der Meinungen in dieſer Beziehung. Aber nirgends vielleicht wurde jenes große Ereigniß unparteiiſcher nach allen Seiten beurtheilt, als in Deutſchland, und die Herzen der Deutſchen waren im Ganzen viel zu deutſch geſinnt, um ſich vom Zauber franzöſiſcher Theorien und Blendwerke hinreißen zu laſſen. Der Wunſch nach Verbeſſerungen, nach Abſchaffung von Mißbräuchen, nach dem Verſchwinden alles den Gemeinſinn hindernden Kaſtengeiſtes wurde zwar in Deutſchland immer reger und lebhafter; aber man hoffte ſie nicht von der rohen Gewalt, ſondern von der zunehmenden Einſicht, von dem unausweichlichen Drang der Umſtände und von der Zeit. Nicht Volksbewegungen, nicht die Stimmen der öffentlichen Meinung, nicht das Verlangen der großen Mehrheit haben den Umſturz der deutſchen Reichsverfaſſung herbeigerufen; ſie iſt lediglich das Werk der europäiſchen Politik.

In den Zuſtänden, welche dadurch in Deutſchland veranlaßt und mit Gewalt eingeführt wurden, kann man einige Verbeſſerungen nicht verkennen; andere wurden in der Folgezeit erwartet. Aber ſchmerzlich war die Zerſtörung ſo manches Guten und ſo mancher Anſtalt, die noch eine reichere Quelle des Guten werden konnte; ſehr empfindlich war der Druck bisher unbekannter Abgaben und der vieljährigen Drangſale und Beſchwerden von Kriegen, deren Zweck Deutſchland fremd ſchien; das nach Frankreichs Modell ſich ausbildende Syſtem der Souveränität und Burcaukratie gewährte den Freunden geſetzlicher Freiheit weder Troſt noch Ermunterung; doch am verletzendſten für Alle war das Gefühl des Verluſtes politiſcher Unabhängigkeit. Doch der Deutſche, von Natur gutmüthig, treu und ausharrend, lebte in dieſem ganzen

Zeitraum von Hoffnung. Es mochte noch so furchtbar um ihn und über ihm stürmen, der Druck mochte noch so schwer auf ihm lasten, der Ausgang des Kampfspiels der Waffen, wo es Freiheit und Unabhängigkeit galt, mochte noch so zweifelhaft seyn, die Hoffnung hielt er fest. Jeden Schein von Morgenroth begrüßte er jubelnd als Verkünder einer bessern Zeit. Seiner Fürsten Wort galt ihm jederzeit viel. Als dieses Wort ihn gegen den gemeinsamen Unterdrücker aufrief, erweckte es ihn ihm eine seltene Kraft und Begeisterung. Süßer aber als Nachtigallgesang tönte dieses Wort seinem Ohr, als es, nachdem die deutschen Völker durch einträchtige Besiegung des fremden Eroberes wieder einmal zu nationellem Selbstgefühl gelangt waren, allen Deutschen ein schönes Nationalband von Rechtsgleichheit, Freiheit des Verkehrs, des Handels, der Schifffahrt und der Presse verhieß, und allen deutschen Ländern Sicherung des Rechts und gesetzlicher Freiheit mittelst Verfassungen zusagte, wo durch freigewählte Volksvertreter gemeinsam mit den Bevollmächtigten des Regenten das Bedürfniß und die Wohlfahrt des Landes berathen und bedacht werden sollte. Wenn gleich dieses goldene Fürstenwort nur allmählig und theilweise, hie und da nur mit ängstlicher Zögerung in Erfüllung ging, so hörte der Deutsche, so sehr ihn mancherlei Zeichen am politischen Himmel betrüben mußten, doch nie auf, dessen vollkommene Erfüllung zu hoffen. Doch wurden, dies war nicht zu verkennen, die Stimmen, die diese Hoffnung öffentlich aussprachen, immer dringlicher, immer zuversichtlicher, besonders seit 1830, wo ein königlicher Wortbruch in dem benachbarten Frankreich eine Staatsumwälzung herbeigeführt hatte, deren Zweck sichtlich dahin ging, solchem Wortbruch für die Zukunft durch verbesserte Verfassung zu begegnen. Allen, die dem Reich der Willkühr und der Mißbräuche, welches nur in der Finsterniß gedeiht, zugethan sind, war dieses große Ereigniß, das ihnen die große Kluft zwischen der alten und neuen Welt in ihrer ganzen Ausdehnung zeigte, überall ein betäubender Donnerschlag. Doch wie sie aus der Betäubung erwachten, war es ihr erster Gedanke, durch vereinigtes Wirken die augenscheinliche Gefahr des Untergangs zu beschwören, worin ihr Lieblingsreich schwebte. Dieses Bündniß, das sich auf allen Seiten durch Widerstreben gegen die Ansprüche der Zeit kund gab, ward natürlich ein Aufruf an die Völker und ihre Vertreter, Allem aufzubieten, um der gerechten Forderung vollständiger Lösung des gegebenen teutschen Fürstenworts wirksamen Nachdruck zu geben. Mit Wort und Schrift wurde nun über den Grund der Rechtsansprüche

aller Klaſſen ſtrenges Gericht gehalten, und auf den Landtagen zeigte ſich ein feſter Entſchluß der großen Mehrheit, aus der Form und dem Buchſtaben der Verfaſſungen eine lebendige Wahrheit zu machen. Die Waffen der Gegenpartei waren viel zu ſchwach und abgeſtumpft, um einen kräftigen Widerſtand zu leiſten. Sie mußte überall den Kürzern ziehen, und höchſtens gelang es ihr, das Unvermeidliche noch auf kurze Zeit hinauszuſchieben. Jetzt ſchien wirklich, trotz der veralteten Carlsbader-Beſchlüſſe, welche nur einige matte Stimmen noch anriefen, die Morgenröthe am deutſchen Horizont heraufgeſtiegen zu ſeyn. Und da die Machthaber ſich allwärts in der Nothwendigkeit ſahen, den Spielraum der Preſſe zu erweitern, ſo ſchien es für die Verfechter der Freiheit und des Rechts ein Leichtes, den Sieg derſelben zu vervollſtändigen und ihm in der öffentlichen Meinung ein unwiderſtehliches Bollwerk zu geben. Doch anders war es im Buche des Schickſals beſchloſſen. Gerade das, was die Hoffnung am meiſten belebte, die Freiheit des ſchriftlichen und mündlichen Wortes ſollte den Anlaß und Vorwand abgeben, um unſerer Hoffnung, wo möglich, das Licht auszublaſen. Die periodiſche Preſſe, in Deutſchland noch ein unerfahrener Neuling, beging, vom Unverſtand Blind-Eifriger auf den beiden Aeußerſten mißleitet, vielfältig ſtarke Mißgriffe. Anſtatt den erfochtenen Sieg mit beſonnener Mäßigung zu gebrauchen, anſtatt ſich anſtändiger Formen und der Urbanität, die den Gebildeten auszeichnet, zur Vertheidigung des Anerkannt-Rechten und zur Empfehlung wünſchbarer Verbeſſerungen zu bedienen, anſtatt endlich vorzugsweiſe mit den inländiſchen Intereſſen, die in jedem deutſchen Gebiete zu ordnen ſind, ſich zu beſchäftigen, gefielen ſich manche Wortführer in der Auswahl der herbſten Formen zur Rechtfertigung höchſt gewagter Behauptungen und Forderungen, und zeigten eine beſondere Vorliebe, Träume von deutſchen National-Metamorphoſen auszumalen, die Politik der Großmächte zur Zielſcheibe ihrer Kritik zu machen, ſich mit Ausſpöhnung eines ohnmächtigen Scheinlebens des deutſchen Bundestags zu beluſtigen. So grelle Töne waren fürwahr eben ſo wenig geeignet, die Unruhe der Gemüther im Volke zu beſchwichtigen, als die ohnehin mißtrauiſche Diplomatie in Schlummer zu wiegen. Dieſe wurde wacher, als je, und neues Leben drang in ſie, als von allen Seiten Schaaren Solcher, die, ſei es aus ſelbſtſüchtiger Beſorgniß, ſei es wegen Augenblödigkeit, ſei es endlich wegen Empfindlichkeit über empfangene Beleidigungen und Beſorgniß noch größerer Gefährdung das neuaufgegangene Licht haßten, vor ihren Schran-

ken erſchienen und ſich gegen Preßfrechheit in die bitterſten Klagen ergoſſen. Sie fanden Gehör; die nicht freiſinnigen Blätter ſäumten nicht, das Geheimniß der Diplomatie zu verrathen, und bald ließ ein Feuerlärm allen Freiſinnigen als Widerhall ſich hören. Vereine für den Schutz der freien Preſſe bildeten ſich, Andere für Bewahrung der Freiheiten aller Art folgten. Die Fragen der Politik brachten Alles in Aufregung. Bei dieſer Stimmung kam unverſehens der Gedanke eines deutſchen Nationalfeſtes zum Vorſchein, und fand vielſeitigen Anklang. Hambach mit ſeiner zerfallenen Ritterburg, im freiſinnigen baieriſchen Rheinkreiſe gelegen, die alte und die neue Zeit gleichſam im Bilde darſtellend, wurde zum Schauplatz, der Mai als der Blüthenmonat, das Sinnbild der ſchönſten Hoffnungen, zum Zeitpunkt des Feſtes erwählt. Wie es ausfiel, iſt bekannt. Anſtatt Roſen wurden Dornen gepflückt. Inzwiſchen hatte aber auch die Diplomatie ihre Gegenminen ſo weit gefördert, daß die Ergebniſſe derſelben, in die Form von Beſchlüſſen des deutſchen Bundestags gekleidet, obgleich bis Ende des Junius zögernd, am 28. dieſes Monats an's Licht traten; Beſchlüſſe, die mit den Ausſprüchen der freiſinnigen Blätter und Vereine, noch mehr aber mit dem verunglückten Hambacher-Feſt einen ſchroffen Gegenſatz bilden. Beide Erſcheinungen ſind für den deutſchen Vaterlandsfreund betrübend; es iſt ihm ſchmerzlich, gerade von daher die Ausſaat ſeiner Hoffnungen mit Froſthauch und Mehlthau bedroht zu ſehen, von woher er Maithau und Sonnenſchein zu erwarten berechtigt war. Mit müßigem Bedauern wird indeſſen nicht geholfen. Jene Erſcheinungen fordern zum Nachdenken, zur Ueberlegung auf. Die Zuſammenſtellung von Betrachtungen über beide mag dazu beitragen, die Gefahren des Uebermuths und der Muthloſigkeit abzuwenden, und aufs neue, wenn auch nur mit Einem Strahl die Bahn der Gerechtigkeit und Humanität zu beleuchten, auf welcher allein, gemäß der Erfahrung, Nationen ſichern Schrittes der Freiheit und dem Wohlſtand entgegen gehen.

„Allen freien Männern, ſchrieb Johannes Müller*), und allen ihren Fürſten auf ewig die Augen zuzuhalten, ſo ein Plan mag entworfen, aber nicht ausgeführt werden.“

*) Darſtellung des Fürſtenbundes, Leipzig 1787. S. 30.

## II.

## Das ſogenannte deutſche National-Feſt zu Hambach.

So oft in der chriſtlich-geſtifteten Welt die Freiheit zur Sprache kommt, vergegenwärtigen ſich immer dem Geiſte die Einrichtungen der altgriechiſchen Freiſtaaten wieder. Wer könnte auch zweifeln, daß die Feſte, welche von Zeit zu Zeit Griechen aus allen Gegenden, jetzt zu Delphos, dann zu Olympia, bald bei Korinth, bald bei Nemea verſammelten, nicht wenig zur Nährung eines nationellen Sinnes und zur Belebung des Hochgefühls, welch ein Vorzug es ſei, der ſchönen, glorreichen Nation der Hellenen anzugehören, beigetragen haben. Es war daher ein ſchöner Gedanke, ein ſolches Feſt zu veranſtalten, bei welchem aus allen Gauen Deutſchlands in dieſer vielbewegten Zeit, wo auch für die Freiheit Seyn oder Nichtſeyn in Frage ſteht, die freiſinnigſten und edelſten Männer zuſammen kommen ſollten, um über die wahren, dauerhaften Grundlagen geſetzlicher Freiheit ſich zu verſtändigen, und ſich ihrer geſetzlichen Fortſchritte gemeinſam zu erfreuen. Ein ſolches Feſt, vernünftig geordnet und geleitet, konnte Herrliches anbahnen, und die wichtige Einheit der Deutſchen, ihre Harmonie in geiſtiger Bildung und Geſinnung mächtig befördern; es hätte ſich dann das Feſt vielleicht von Zeit zu Zeit wiederholt und erweitert; ein edles, für Geiſt und Herz erfreuliches Band wäre geknüpft worden zur Vereinigung der Beſten im Vaterlande für edle, große, erhabene Zwecke.

Jeden biedern Deutſchen muß es jetzt ſchmerzen, daß dieſer herrliche Gedanke in der Ausführung ſo ſehr mißglückte, daß kein Vernünftiger, der das Hambacher-Feſt mit aufrichtiger Wohlmeinung für ſein deutſches Vaterland beſuchte, ohne Wehmuth deſſen noch gedenkt.

Welches waren die Urſachen des Mißlingens? Mir ſcheint, ſie laſſen ſich füglich in die Eine zuſammenfaſſen: Mangel an ruhiger Beſonnenheit und Umſicht und an vernünftiger Leitung. Die Begeiſterung für Deutſchlands National-Intereſſen, welche ſich bei dem Feſte kund gab, glich einem großen Theaterfeuer, das mit grellem Farbenſpiel aufflackerte, aus Verſehen aber die Vorhänge ergriff und das ganze Theater mit allen Verzierungen aufzehrte.

Schon dies trug eben nicht den Stempel großer Beſonnenheit, daß man damit anfing, eine unbemeſſene große Volksverſammlung aus allen Enden von Deutſchland zu veranſtalten. Hätte man ſich vorerſt auf

eine Zusammenkunft vaterländisch-gesinnter Männer von bewährter Einsicht und Bildung beschränkt, die mit dem bestimmten Zweck sich versammelt hätten, um zu erwägen: worin eigentlich, abgesehen von aller Parteiansicht, die wahren Bedürfnisse der deutschen Völker bestehen, zu deren Befriedigung von allen Patrioten zusammengewirkt werden könne, und welches die rechtmäßigen Mittel seyn möchten, um den Zweck zu erreichen: dann hätte die Versammlung ein erfreuliches Ergebniß herbeiführen können. Sie wäre vielleicht der Frühlingsmorgen einer bessern Aera geworden.

Allein gewisse Männer, deren Persönlichkeit bisher nur durch kühnes Auftreten in politischen Zeitschriften, in welchem die Staatspolizei eine Herausforderung erblickte und dem sie daher ihren eisernen Arm entgegenhielt, bekannt worden war, mochten bei einer so beschränkten Versammlung ihre Rechnung nicht zu finden glauben. Großes, geräuschvolles Aufsehen zu erregen schien ihnen das Wesentliche; sie wollten glänzen, und dies konnten sie um so gewisser, je zahlreicher die Versammlung, je gemischter, je weniger ausgewählt in Hinsicht der Einsichten und Talente sie war. Hier fiel die heilige Scheu weg, welche ihnen vor einer Auswahl von Männern, geeignet ihre Lehrer, nicht ihre Schüler zu seyn, Bescheidenheit und Umsicht hätte einflößen müssen. Hier ließ sich durch große Worte, gewagte Redensarten, wetterleuchtende Tiraden, die bei Besonnenen nur mitleidiges Lächeln erregen, rauschender Beifall ärnten.

Was daher jedem Besonnenen, besonders bei der obwaltenden Bewegung in den Völkern, höchst unklug scheinen mußte, — eine große Volksversammlung — schien jenen Männern klug; es war ihrem persönlichen Zweck am angemessensten. Fragen wir sodann, wie für die Leitung der ganzen Versammlung gesorgt war, so wird mit Stillschweigen geantwortet. Man hatte sich begnügt, am Ort der Versammlung Ordner für das Materielle des Fests zu bestellen. Aber für das Geistige fehlte es an jedem Leitstern. Dieser Gegenstand blieb dem Zufall überlassen. Wohl absichtlich auf Seite jener Männer, damit sie ihr Persönliches ungehindert obenan stellen konnten. Die Tribüne wurde von denen in Besitz genommen, die die Verwegensten waren, und die Besonnenen scheinen es, nachdem dies einmal geschehen war, unter ihrer Würde geachtet zu haben, auf der nämlichen Tribüne mit Vernunft, Mäßigkeit und Umsicht aufzutreten, und das wahre Evangelium zu

verkünden, auf welcher ſich bereits die Verwegenen in kühnen Reden überboten hatten. So behielten dieſe das Wort allein.

Ihre Reden athmen zwar einen brauſenden Enthuſiasmus für das, was ſie Freiheit und politiſche Einheit der deutſchen Volksſtämme nennen. Aber worin dieſe Freiheit und Einheit beſtehen, und wie und wodurch ſie begründet werden ſollen, darüber erſieht man ſich darin vergebens nach Auskunft. Die Redner laſſen die myſtiſchen, breiten Worte: Volkshoheit, Wiedergeburt der Völker, ein deutſches Vaterland, deutſches Volksthum mit ſelbſtgewählten Nationalfarben auf ihren Fähnlein's flattern. Dann zeigen uns mehrere in den deutſchen Fürſten bloß Zwingherren und Despoten. Der eine ſpricht von ihrem Verrath, und ermahnt zum Kampfe für Abſchüttelung innerer und äußerer Gewalt und zur Aufopferung für die Geſammtheit. „Die Natur der Herrſchenden, ſagt er, iſt Unterdrückung, der Völker Streben iſt Freiheit. Das deutſche Volk, wenn die Fürſten nicht ihren Wolkenthron verlaſſen und Bürger werden, wird in einem Moment erhabener Begeiſterung allein vollenden das Werk, wovor der ſiechkranke Dünkel erſchrickt, wovor die auszehrende Selbſtſucht erbebt, und wogegen die hinſterbende Gewalt vergebens die Streiche des Wahnſinns in die Luft führt.“ Dies nennt er den Gedanken des Feſtes. — Ein Anderer erwartet von der Wiedergeburt Deutſchlands zur Freiheit, Aufklärung, Nationalität und Volkshoheit eine glückliche Reorganiſation von ganz Europa. Er warnt aber mit allem Nachdruck vor jeder Unterſtützung von Seite Frankreichs, das ſeiner Anſicht nach höchſtens aus eigennütziger Abſicht, um das linke Rheinufer wieder zu gewinnen, mitwirken würde. Er will vielmehr, daß die Befreiung Deutſchlands die Wiedervereinigung von Elſaß und Lothringen mit Deutſchland zur Folge habe, daß ſie ſelbſt aber von innen heraus, ohne fremde äußere Einmiſchung geſchehe, und er erſieht das einzige Mittel zum Zweck in einem Bündniſſe der Patrioten zur Belehrung des geſammten deutſchen Volkes. Er geſteht aber ſelbſt, daß über die Hauptſache, d. h. worin das Beſſere beſtehe, noch Niemand einig ſei. Er verlangt daher, daß die Häupter der Oppoſition ſich über die Art und Weiſe der nothwendigen Reform Deutſchlands bis in die Details verſtändigen, und dann nach einem feſten Plan und unter ſicherer Leitung gemeinſam dahin wirken, für dieſe Reform die öffentliche Meinung aller deutſchen Völkerſtämme zu gewinnen. — Der eine Redner blickt mit Verachtung auf die Konſtitutiönchen, die man etlichen mürriſchen Kindern der großen Familie als Spielzeug verlieh; ein anderer

ruft: weg mit der ſchmauſenden Repräſentation fürſtlicher Gevatter- und Schwägerſchaften; weg damit auf dem Wege der geſetzlichen Reform! An die Stelle trete eine Verſammlung aus freien Männern des Volks gewählt! Ein Dritter hofft das Heil von dem Zuſammentritt der Repräſentanten der freien unabhängigen Völker. — Noch ein Anderer (ein Preuße) hofft, die Idee der Volksherrlichkeit werde ganz Europa in Freiſtaaten geſtalten, und Deutſchland ſcheint ihm dazu beſtimmt, dieſe Idee zuerſt in's Leben zu führen, deſſen Bildung und Charakter er eine Lobrede hält. — Einer der Redner erſieht aber nur in den Waffen das Mittel zur Rettung. „Hinter den Verfügungen der Regierungen, ſagt er, ſind Bajonette; hinter unſern Proteſtationen hingegen iſt — Nichts. Deswegen können die Regierungen geben, ſo weit ſie wollen, und aus uns machen, was ſie wollen. Es bleibt klar, daß nur die Waffen der Bürger vor ſolchem Unheil das Vaterland bewahren, daß nur bewaffnete Bürger kompetente Richter gegen Laune und Willkühr ſeyn würden.“ Dem ſtimmt ein Anderer bei, indem er einen unvermeidlichen Krieg, als Kreuzzug gegen die Freiheit aller Völker, prophezeit. Er will daher, „daß jeder mit dem Schwert ſich gürte, und die übrigen Patrioten zur Wehr aufrufe, und daß die Sturmglocke durch alle deutſchen Gauen töne zum Kampf für Recht und Freiheit.“ —

Ob nun ſolche Freiheitsprediger würdig ſind, mit der Märtyrerkrone deutſcher Freiheit beehrt zu werden? Dieſe Frage würde wohl eine Großjury der deutſchen Freiheit ſchwerlich bejahen. Daß ſie ihre Irrthümer für ausgemachte Wahrheiten halten, iſt jedoch bei den meiſten nicht zu bezweifeln. Allein das Beifallgeklatſch des vollen Theaters kann, wie Erasmus bemerkt, ſelbſt ein ganz beſcheidenes (wie vielmehr ein ehrgeiziges) Gemüth verdecken. Die Verſammlung zu Hambach erfuhr den Nachtheil, der jeder politiſchen Sprechverſammlung widerfährt, wo keine kräftige Oppoſition ſich geltend machen kann. Sie trug keine Frucht, als einen übeln Nachklang. Nur ernſte Erörterung, nur beſonnener Austauſch der Anſichten kann hier etwas Gediegenes erzeugen. Ganz anders verhielte ſich die Sache, wär' es zu Hambach nur auf eine Freudenfeier wegen einem ſchon errungenen Guten abgeſehen geweſen. Dann hätten die Reden nur einſtimmig zur Anerkennung und Förderung dieſes Guten aufmuntern müſſen. Allein die Reden der Hambacher-Demoſthene galten einem erſt zu erringendem Gute. Sie bezeugen aber auf's klarſte, daß in ihren politiſchen Ideen und Anſichten die größte Unklarheit herrſcht und daß ein leidenſchaft-

liches Element dieſelben verfinſtert hat. Man kann zwar nicht ſagen, daß die Idee von einem großen, aus allen deutſchen Stämmen gebildeten Freiſtaat zu den unklaren Ideen gehöre. Aber über die Bildung, Ausführung, Verwirklichung dieſer Idee iſt nicht die mindeſte Klarheit in jenen Vorträgen zu entdecken; ſelbſt über das Bedürfniß der deutſchen Völker, dieſe Idee zu verwirklichen, iſt nicht die mindeſte überzeugende Auskunft gegeben. Oder iſt es wohl ein logiſch richtiger Schluß: Vieles, was von den deutſchen Regenten verſprochen wurde, iſt noch nicht in Erfüllung gegangen. Alſo wird es auch nie von ihnen in Erfüllung geſetzt werden. Oder: Deutſchlands Völker genießen nicht derjenigen Freiheit, auf die ſie einen rechtlichen Anſpruch haben. Alſo muß die monarchiſche Verfaſſung in eine Republik umgeſchaffen werden. Oder: Einem Theil der Deutſchen ſcheint die Republik für das Gemeinwohl mehr zu verſprechen, als die monarchiſche Verfaſſung. Alſo iſt es Pflicht Aller, nach der Umwandlung Deutſchlands in eine Republik zu ſtreben! — Die Geſchichte lehrt, daß die Anforderungen an den Staat ſich zu jeder Zeit anders geſtalten. Naturgemäß und heilſam iſt es, wenn in den hellen Geiſtern ſich ein Ideal bildet, dem ſie die Wirklichkeit anzunähern ſtreben. Aber in einer, aller Klarheit ermangelnden Höhle, wie die Republik jener Redner iſt, wird kein Vorſichtiger, der weiß, daß in ſolchen Höhlen gern Raubthiere hauſen, das Heil ſuchen. Selbſt da, wo die oberſte Gewalt drückend iſt, wird der Vernünftige ihre Herrſchaft, wofern ſie nur die Leidenſchaften und ungerechten Beſtrebungen der Einzelnen im Zaume hält, der Anarchie vorziehen, wo jede ſchützende Macht aufhört. Jene Redner bedachten nicht, daß in Deutſchland noch unzählig Viele gleiche Geſinnung, wie Klopſtock, hegen, da er ſang: „O Freiheit! Freiheit! Nicht nur der Demokrat weiß, was du biſt, des guten Königs glücklicher Sohn, der weiß es auch.“ Der Streit über den Vorzug der einen oder der andern Regierungsform iſt noch lange nicht zu Ende, und die ſich noch fortwährend erneuernden Erfahrungen halten ſich ſo ziemlich das Gleichgewicht. Für den Unbefangenen iſt der beſte Prüfſtein dieſer: wird durch eine gewiſſe Form der gerechte und gemeinnützige Gebrauch der oberſten Gewalt gefördert und ihrem Mißbrauche wirkſam begegnet? Das allein ſollte entſcheiden. In Deutſchland iſt die große Mehrheit jetzt noch für die eingeſchränkte Monarchie, und man iſt bloß über die Einſchränkungen verſchiedener Anſicht. Mit Treue hängen die deutſchen Völker an ihren Fürſten. Doch wär' es Täuſchung, eine unbedingte

Anhänglichkeit der Deutſchen an ihre Fürſten anzunehmen; es kann vielmehr dieſen nicht oft und ſtark genug eingeprägt werden, daß ſie jetzt auf Verehrung und Liebe der Völker nur dann zählen können, wenn ſie dieſelben durch geſetzmäßiges und redliches Beſtreben für ihre Wohlfahrt zu verdienen ſuchen. Lügner iſt, wer ihnen etwas Anderes vorſpiegelt. Dem fehlte heut zu Tag viel zum König, der nichts Königliches hätte, als die Krone.

Der Enthuſiaſmus, auch wenn er edlerer Natur iſt, hat etwas, das der Berauſchung ähnlich ſieht. Man kann ihm daher, was die logiſchen Schlußfolgen betrifft, etwas nachſehen. Aber wer den Zuſtand der Völker umgeſtalten will, dem kann die Pflicht unmöglich erlaſſen werden, ſich allererſt über den Zweck, und dann auch über die Mittel ins Klare zu ſetzen. Bei der Unklarheit jener Redner über den Zweck iſt es aber begreiflich, wenn dieſelbe auch über die Mittel ſich verbreitet. Mehrere waren zwar in der Auswahl der Mittel nicht verlegen. Sie riefen geradezu den Fürſten: ſteigt von euern Thronen herab, und werdet Bürger, gleich uns; wo nicht, ſo fällt ihr der Nationalkraft zur Verfügung anheim. Den Bürgern aber riefen ſie zu: waffnet euch und ſeid ſchlagfertig, um den Nationalwillen ins Werk zu ſetzen. Wer wird aber ſo gimpelhaft ſeyn, ſich einzubilden, daß ſolche Ausſprüche einen beſondern Zauber haben ſollen, die Machthaber für Reformen zu gewinnen? — Nicht beſſer ſteht es mit der Volksgewalt, auf welche ſie rechnen. Nach ihrer Meinung ſollen die Völker in Maſſe ſich erheben, um das zu erzwingen, was ihnen ſo lange ſchon vorenthalten wird. Sie gedenken dabei der Volkserhebung gegen das Joch des auswärtigen Eroberers. Allein von dieſem Zuſtand iſt der jetzige weſentlich verſchieden. Damals lag der ſchwerſte Druck auf den Völkern; die Schmach der Erniedrigung war jedem Deutſchen fühlbar; die Feſſel der Knechtſchaft klirrte; die theuerſten Lebensgüter ſtanden auf dem Spiele. Befinden ſich die deutſchen Völker jetzt wieder in ähnlicher Gefahr? Nach unſern Rednern ſollte man es glauben. Sie ſehen Deutſchland von dem Bund der Monarchen mit Knechtſchaft bedroht. Aber geſetzt, die auswärtigen Mächte hätten wirklich den Plan, die Freiheit der Deutſchen zu hindern und zu unterdrücken, wird wohl das Gewitter dadurch beſchworen, wird es abgewendet, wenn wir ſchon zum voraus die Sturmglocke anziehen? Iſt es klug, die Macht zu reizen und ihr durch Herausforderungen Vorwand zu wirklichem Angriff zu geben? Jene Redner halten ja unſere Fürſten ſelbſt

für Mitverbündete der die Freiheit bedrohenden Mächte. Diesen Fürsten steht aber die Militärmacht zu Gebote. Soll nun das Volk gegen das Militär aufstehen, das wehrlose gegen das bewehrte und waffengeübte? «Eben darum, rufen jene, werde das Volk bewaffnet.» Wer soll aber, wer wird es thun? — «Werden denn, sagen jene weiter, die Soldaten nicht die Gesinnungen der Bürger annehmen?» — Ohne Zweifel wird in unserm Soldatenstande der Bürgersinn immer lebendiger. Aber er räsonnirt nicht, wo Gehorsam Standespflicht ist, und er ist keineswegs geneigt, den Sold des Staats gegen den des Pöbels oder der Demagogen auszutauschen. Doch genug hievon! In einem Stücke werden die Fürsten unsern Volksrednern müssen Gerechtigkeit widerfahren lassen: sie gehen nicht, wie sonst Verschwörer, heimtückisch und hinterlistig zu Werke; sie tragen ihre Gesinnungen und Rathschläge offen zu Markt; sie schlagen Lärm, damit der Gegner wachsam und auf der Hut sei. Oder glauben sie etwa durch den Lärm ihre Gegner abzuschrecken? Dann haben sie wieder sehr falsch gerechnet. Oder wann wird der Mächtige sich durch den blinden Lärm des Unmächtigen schrecken und einschüchtern lassen? «Aber (so meinen die Redner), die Völker hören auf, unmächtig zu seyn, sobald sie nur ernstlich wollen.» Allerdings kann die sittliche Kraft das, was an materieller abgeht, ersetzen. Aber wie könnte die sittliche Kraft eines Volkes durch Aufmunterung zu roher Gewaltübung gehoben werden? Sie kann nur das Erzeugniß einer naturgemäßen, steten Entwicklung der geistigen Anlagen und einer Lichtverbreitung seyn, wodurch verderbliche Vorurtheile vertilgt und nebst richtigen Einsichten auch gute Gesinnungen gegründet werden. Die Bildung, das Wachsthum einer dem Unrecht imponirenden moralischen Macht im Volke setzt einen gewissen Grad von Freiheit voraus; es muß eine ungestörte Bewegung der Geister und Mittheilung der Gedanken Statt finden. Die freie Presse ist hier von der größten Wichtigkeit. Wie aber läßt sich hoffen, die Presse werde freigegeben und die freigegebene Presse gegen Beschränkung gesichert bleiben, wenn man von den Dächern predigt: sie müsse als das große Vehikel gebraucht werden, um die Völker zum Kampf gegen ihre Regierungen zu entzünden und zu begeistern? Solche Anpreiser der Preßfreiheit sind fürwahr ihre gefährlichsten Feinde. — Wenn wir auch ganz davon absehen, daß rohe Volksgewalt das allerungeschickteste Mittel ist, um einen Rechtszustand gesetzlich geordneter Freiheit herbeizuführen; wenn wir ganz davon absehen, daß das Volk furchtsam zu

seyn pflegt, wo die Regierung zeigt, daß sie es nicht fürchte, daß es jedoch möglich sei, dem Volke die Stärke und die Wuth des Löwen und Tigers zu geben, daß es aber dann ungemein schwer halte, dasselbe wieder an den Zaum und das Gebiß der Gesetze zu gewöhnen; wenn wir auf einen Augenblick die Lehre der Erfahrung unbeachtet lassen wollten, daß es, wenn man ein Extrem plötzlich aufhebt, kaum vermeidlich sei, in ein anderes hineinzustürzen; wenn wir auch solche Bedenklichkeiten bei Seite setzen, deren Gewicht keinem Vernünftigen entgehen kann, so werden wir doch gestehen müssen. daß das Unterfangen der Lärmblaser zu Hambach nicht nur ganz unpassend war, um die Sache der Freiheit zu fördern, sondern gerade dazu dienen mußte, ihr neue Feinde zu erwecken und neue Hindernisse gegen sie aufzuthürmen.

Soll es in unserm deutschen Vaterlande besser werden, soll das Reich gesetzlicher Freiheit in seinem Schoße blühen, so muß von seinen bessern Geistern ein ganz anderer Weg betreten, es muß der rohen Gewalt, werde sie geübt von wem sie wolle, aller Werth abgesprochen, sie muß entkräftet und entwaffnet, es muß hingegen die geistige Bildung und besonders die Veredlung des Charakters auf alle Weise gefördert, es muß der Eitelkeit und der Ueppigkeit Reiz und Nahrung entzogen, es muß in allen Klassen die ernste Tugend, die Scheu des Bösen, die lautere Wahrheitsliebe und strenge Rechtlichkeit gepflanzt und verbreitet, es muß zur Macht der öffentlichen Meinung die Ueberzeugung erhoben werden: nur wo wahre Sittlichkeit herrscht, könne wahre Freiheit gedeihen. So langsam dieser Weg seyn mag, er ist der einzige, der der Doppelnatur des Menschen entspricht, der einzige, welchem das Reich der gesetzlichen Freiheit sich öffnet, die die Grundlage der Gesammtwohlfahrt ist.

Ein mächtiges Werkzeug zur Förderung des Guten auf diesem Wege ist das mündliche und schriftliche Wort. Höchst schätzbar ist daher die Freiheit der Rede und der Presse. Von der größten Wichtigkeit ist es aber auch im Interesse der Freiheit, daß jede Entweihung dieser heiligen Freiheit unterbleibe. Man kann ihr keinen größern Dienst thun, als wenn man einer solchen Entweihung dadurch begegnet, daß man den Geistern eine Richtung gibt, in welcher sie sich angetrieben fühlen, ihre Wortfreiheit nur für das Gerechte, Wahre, Gute und Schöne zu verwenden, und wenn man die Trugbilder und Täuschungen, welche zu einem andern Gebrauch der Wortfreiheit verlocken, so viel möglich beseitigt.

Wollen wir unbefangen und aufrichtig seyn, so werden wir gestehen müssen: es sei ungerecht, von dem Mangel- und Fehlerhaften unserer politischen Zustände den Machthabern allein die Schuld beizumessen; vielmehr falle die größere Schuld auf Rechnung der unlautern Gesinnungen und Leidenschaften Derjenigen, die in allen Reihen der Untergebenen für oder wider die Freiheit das Wort führen. Von den Wortführern *gegen* die Freiheit ist dies für sich selbst klar. Nur selbstsüchtige Absichten sind es, die sie leiten und treiben. Sie hassen das Licht und lieben die Finsterniß, weil ihre Gesinnung und ihre Werke böse sind. Bang zittern sie vor jeder freien Regung der Geister, weil ihr Gewissen ihnen sagt, sie sei gegen ihr dunkles Treiben gerichtet. Aber auch die Wortführer *für* die Freiheit können ihr unsäglich schaden. Auch ihr Herz ist der Eitelkeit, der Rechthaberei, dem Ehrgeiz, der Begierde nach äußerer Macht und der Genußsucht zugänglich, und hat einer, haben einige dieser Unholde sich ihres Herzens bemächtigt, so reden sie der Freiheit nur deßwegen das Wort, weil sie darin ein Mittel ersehen, ihre geheimen Schoosneigungen zu befriedigen. Ihre Anforderungen tragen das Gepräge der Einseitigkeit und der Uebertreibung; sie eifern laut gegen Unrecht und scheuen sich nicht, selbst ungerecht zu seyn; sie lassen überall nur die Gründe *für* ihre Ansicht, nie die Gründe *dagegen* etwas gelten; Billigkeit verschmähen sie. Wissend und unwissend bringen solche Freunde der Freiheit ihr mehr Nachtheil, als ihre erklärtesten Feinde, und diese werden durch Nichts stärker in ihren Unternehmungen gegen die Freiheit ermuthigt, als wenn sich vor ihren Augen die unreinen Triebfedern entschleiern, von denen manche Koriphäen der Freiheit sich regieren lassen. Die Blößen, welche diese geben, sind so viele Siegs-Trophäen, womit die Gegner sich brüsten. Woher kommt es, daß wir so oft die feurigsten Verfechter der Freiheit in das andere Lager übergehen sehen? Dies würde sicher nicht geschehen, wenn ihr Charakter rein und gediegen wäre. Denn die Liebe der ächten Freiheit ist ein heiliger Funke, der in keiner Brust erlöscht, welche ihn in unentweihter Reinheit bewahrt.

Nicht die Freiheit, ihr Mißbrauch ist es, wovor manche Fürsten sich fürchten, und Nichts bestätigt sie so sehr in solcher Furcht, als das Benehmen vieler ihrer Verfechter. Wer *unbeschränkte* Freiheit predigt, weiß entweder nicht, was er will, oder er meint es mit der Sache der Freiheit nicht redlich. Denn die gesetzlichen Schranken gegen den Mißbrauch sind die sichersten Schutzwehren und Bürgen der Frei-

heit. Wer dieſe Schranken verwirft oder unterwühlt, der gräbt ihr ſelbſt das Grab. Ueber die geſetzlichen Beſtimmungen, welche dieſe Schranken bilden ſollen, können die Anſichten von einander abweichen. Aber ſolche Schranken müſſen ſeyn. Das läßt ſich nicht verkennen und läugnen. Unmaß und Uebertreibung in Verfechtung der Freiheit wird die Machthaber nie mit ihr befreunden, wohl aber Mäßigung und Beſcheidenheit. Die Maſſe unſeres Volkes läßt ſich im Ganzen, will man ihm anders nicht ſchmeicheln, von einem Anſatz von Roheit noch nicht frei ſprechen, und gerade dieſe Roheit iſt es, was der Freiheit am hinderlichſten iſt, und Behutſamkeit empfiehlt, wo es ſich davon handelt, den Spielraum der Freiheit zu erweitern. Sehen aber die Regenten, daß die Wortführer der Freiheit ſelbſt ſich mit Roheit gebärden; ſo kann dieſer Anblick ihnen leicht ein Mißtrauen einflößen, welches ihre wohlmeinende Volksfreundlichkeit lähmt und ihrem Wunſch nach Vermehrung der Volksfreiheit Zügel anlegt, und ſie in der Ausführung dieſes Werkes vielleicht mehr zurückhält, als ſich gebührt.

Wollen wir, daß unſere Fürſten gerecht ſeien, daß die Freiheit ihrer Völker ihnen am Herzen liege; ſo müſſen wir, die Wortführer dieſer Freiheit, ſelbſt die ſtrengſte Gerechtigkeit uns zum Geſetze machen. Wollen wir, daß ſie die Volksfreiheit lieben, ſo müſſen wir dieſe liebenswürdig zu machen ſuchen. Dies geſchieht wahrlich nicht, wenn wir das Volk zur rohen Gewaltübung aufreizen. Wir ſollten es vielmehr darauf anlegen, in den Gemüthern des Volks Liebe zu geſetzlicher Ordnung recht tief und feſt zu begründen. Dieſe Begründung iſt aber unmöglich, wenn wir uns ſogar auf offener Tribüne liebloſe Urtheile und Verwünſchungen gegen die Regenten herausnehmen. Denn dadurch machen wir dem Volk nur kund, daß wir ſelbſt keine Liebe haben, und wo keine Liebe iſt, findet auch keine Wahrheit ſtatt. Volksſchmeichelei iſt eben ſo verderblich, als Fürſtenſchmeichelei. Beide gefährden die Freiheit in gleich hohem Grade. Uebrigens iſt es in der Natur des Menſchen gegründet, daß die Freiheit nur dann und ſo ferne wohlthätig ſeyn könne, wann und ſo ferne ſie mit der geiſtigen und ſittlichen Bildung gleichen Schritt hält. Dieſes »Gleichen Schritt halten« iſt es, worauf wir alles Ernſtes dringen müſſen. Es gibt nur Ein Heilmittel: Das Rechte und Gute wollen und thun. Sind wir tugendhaft, ſo werden wir von ſelbſt frei. Sonſt ſpielen wir nur mit Formen, bei deren Wechſel für die Freiheit nichts gewonnen wird, ſo ſchön auch der Anſtrich ſeyn mag. Nichts iſt ekelhafter als ein

Treiben nach Freiheit ohne Idee von Recht und Tugend. Unter der Bedingung, nichts thun und leisten zu sollen, und gar keine Pflichten zu haben, wollen gar Viele die Freiheit. Daß sie aber persönlich frei werden, läßt sich nicht befehlen *). Für die Rechtlich- und Edelgesinnten hat die Freiheit, wie Klopstock so schön singt, »Silberton dem Ohre; aber den höchsten Werth hat sie für ihn dadurch, daß sie dem Verstande Licht, dem Denken hohen Flug und dem Herzen groß Gefühl verleiht.« Nichts verscheucht aber die Freiheit mehr, als das Geschrei der Leidenschaften, die die Stelle des Gesetzes einnehmen wollen. Was hingegen ächte Freiheit fördert, wird auch von selbst den Nationalsinn fester begründen und mehr beleben. Und dies thut jetzt allerdings bei uns Deutschen doppelt Noth, da so viele Umstände uns einander entfremden, obgleich das Ansehen und die Sicherheit Deutschlands gegen Aussen und auch in mancher Beziehung seine innere Wohlfahrt von dem festen Zusammenhalten der deutschen Staaten bedingt ist. Zur Beseitigung der Ursachen unserer gegenseitigen Entfremdung wäre der Bundestag allerdings die geeignete Behörde. Aber auch die einzelnen Regierungen, auch die Priester der Kunst und Wissenschaft können hierfür Vieles thun. Ein geistiges Vereinigungsband haben wir an unsrer reichen, stets sich ausbildenden Sprache, in welcher sich der deutsche Genius und Charakter so treu abspiegelt. Dieses Band, welches alle geistige Bildung umfaßt, hat uns Deutsche noch, während die Politik uns trennte, zusammengehalten, und es ist zu hoffen, daß es jetzt, wo der Werth deutscher Nationalität lebhafter gefühlt wird, durch Förderung eines gemeinschaftlichen Fortschreitens in Erziehung, Wissenschaft und Kunst uns mehr und mehr im Geiste vereinigen werde.

Eine Nation sollen die Deutschen bilden. Aber nicht Ein gewaltiger Herrscher, nicht Eine Republik, wie Manche wähnen, ist die Einheit, deren Deutschland bedarf, sondern ein fester Rechtsverband, der jedem einzelnen Lande die ihm angemessene Verfassung, Allen unter sich ungestörte Mittheilung und dem Gesammtganzen die Stärke der Eintracht und eine würdige Haltung gegen das Ausland versichert.

*) Vergl. J. G. Forsters Briefwechsel II. 344.

## III.

## Ueber die Beschlüsse des deutschen Bundestages vom 28. Junius 1832.

Fand der deutsche Vaterlandsfreund sich durch die Manier und das Ergebniß des Maifestes zu Hambach getäuscht; so sind die Junius-Beschlüsse des deutschen Bundestages eben so wenig geeignet, ihn zu trösten oder aufzurichten. Verschiedene düstere Gerüchte liefen den Beschlüssen voraus. Die Erwartung war auf's Höchste gespannt. Man verlor sich in Vermuthungen. Am meisten hatte die sich verbreitet: Die Beschlüsse würden zunächst eine Beschränkung der Preßfreiheit bezielen, weil freche Sünden gegen den hl. Geist, durch Mißbrauch der Presse verübt, bekannte Thatsachen waren, und selbst Freunde der freien Presse auf Mittel sannen, wie dem Unfug gesteuert werden könnte. Dieser Gegenstand ist auch in den Vorträgen von Oestreich und Preußen mit starken Ausdrücken berührt. In den Beschlüssen selbst aber wird die Sache noch vertagt. Daß aber die Beschlüsse unmittelbar auf Beschränkung der Wirksamkeit der Landstände gerichtet seyn würden, wer, der den Zweck der Richtung des deutschen Bundes kennt, hätte sich das im Traume vorstellen können? Besteht doch dieser allein in der äussern und innern Sicherheit, und muß nicht gerade die Unversehrtheit der landständischen Verfassungen als der Grundpfeiler der innern Sicherheit betrachtet werden? Davon waren die Verfasser der Wiener Schlußakte noch ganz durchdrungen. Das Recht der deutschen Völker auf Verfassungen hat nicht erst die Bundesakte ihnen gegeben. Nur anerkannt hat diese dieses Recht; nur Gewährschaft hat sie demselben versprochen. Deß achtete indessen eine gewisse, freilich verhältnißmäßig kleine Partei nicht, da sie beim Erscheinen der Bundestagsbeschlüsse im Triumphton der Schadenfreude ausrief: »Sehet hier die Früchte des Liberalismus!« Sie hielt die Bundesbeschlüsse, ohne in eine Erörterung darüber sich einzulassen, schon durch die Uebertreibungen in einigen Tagblättern und ausschweifenden Reden, wie mehrere am Hambacherfest, für gerechtfertigt. Doch Andere, die solchen Uebertreibungen abhold sind, waren in Besorgniß, die Bundesbeschlüsse möchten ihnen jetzt vielmehr zu einer Art Rechtfertigung dienen. Beide waren im Irrthum. Dadurch, daß man in einem Gerichte einer schreienden Zorbe eine andere schreiende entgegensetzt, wird keine gemildert. Einleuchtend hingegen ist die Bemerkung, daß die Bundesbeschlüsse

weniger bedenklich ſind in dem, was ſie wirklich ausſprechen, als wegen der Auslegung, die ihnen gegeben werden kann; gerade dies dient ihnen aber bei den geradſinnigen Deutſchen nicht zur Empfehlung. Rechtsgültig kann indeſſen keine Auslegung derſelben ſeyn, die nicht in den Grundſätzen des Bundes wirklich begründet iſt, und im anerkannten Bundeszweck kann es unmöglich liegen, gegen die Verfaſſungen von einzelnen Bundesſtaaten Verfügungen zu treffen, indem hiedurch die Sicherheit der Rechte weſentlich und in einer ihrer Grundfeſten geſtört und erſchüttert würde. Auch kann nach dem Artikel LVI der Wiener Schlußakte keine Landesverfaſſung durch Bundesbeſchlüſſe abgeändert werden, und keine Regierung iſt ſomit befugt, einem Bundesbeſchluß beizuſtimmen, der mit der Verfaſſung ihres Landes im Widerſpruch ſteht. Dies iſt der allgemeine Geſichtspunkt, von welchem aus wir nun über die einzelnen Bundesbeſchlüſſe Betrachtungen anſtellen wollen.

Der Artikel I beruft ſich auf den Artikel VII der Wiener Schlußakte, welcher feſtſetzt, daß der Souverän durch eine landſtändiſche Verfaſſung nur in der Ausübung *beſtimmter Rechte* an die Mitwirkung der Stände gebunden werden könne. Dieſe Auslegung des monarchiſchen Princips mochte in ſo ferne annehmbar ſcheinen, als wirklich alle Verfaſſungen die Mitwirkung der Stände nur bei der Ausübung beſtimmter Regierungsrechte erfordern. Aber dem ſteht nicht entgegen, daß unter dieſen beſtimmten Rechten *alle* einzelnen Regierungsrechte begriffen ſeyn können, welche vereinigt und in Summe die Staatsgewalt bilden, und kein Bundesgeſetz verwehrt dem einzelnen Souverän, ſeinen Ständen ein Recht zur Theilnahme an irgend einem beſtimmten Regierungsrecht einzuräumen, *ſofern* er dadurch nicht an der Erfüllung bundesmäßiger Verpflichtungen gehindert wird. Der Souverän iſt um ſo mehr dazu befugt, als er ohnehin *alle* Regierungsrechte nur nach den in der Verfaſſung enthaltenen Beſtimmungen ausüben darf. Dieſen Bemerkungen über den Artikel I ſchließt ſich eine andere von nicht geringerer praktiſcher Wichtigkeit an, daß darin das Recht zu *Petitionen* mit dem Recht zu *Geſetzvorſchlägen* verwechſelt wird. Beide Rechte ſind weſentlich verſchieden. Das Recht der Petition ſteht nicht nur den Landſtänden, ſondern auch jedem Einzelnen im Staate zu. Hingegen haben nur die Landſtände das Recht, *ſolche Geſetzvorſchläge* zu machen, zu verhandeln und zu beſchließen, auf welche die Regierung entweder annehmend oder verwerfend ſich zu äußern verbunden iſt. Daß überdies die Landſtände auch die Befugniß haben

Petitionen von Einzelnen oder ganzen Klaſſen zu prüfen, und nach Umſtänden der Regierung zu empfehlen oder auch ihre Berückſichtigung, wenn ſie in den Geſetzen begründet iſt, zu verlangen, liegt gleichfalls außer Streit.

Artikel II. Hier wird mit dem beſtimmteſten Nachdruck auf Beſchränkung des Steuervotierungsrechts der Landſtände gedrungen. Dieſer Punkt verdient die größte Aufmerkſamkeit. Denn allerdings beruht die Kraft der Landſtände weſentlich auf dieſem Rechte. Mit ihm ſteht oder fällt ihre ganze Wirkſamkeit. Hätte der Bundesbeſchluß ſich gegen Volksvereine zur Verweigerung von Steuern, um der Verfaſſung Geltung zu verſchaffen, erklärt; ſo wäre es im Intereſſe der öffentlichen Ruhe noch wohl begreiflich geweſen. Aber wie kam es, daß der Bundestag veranlaßt wurde, dem ländſtändiſchen Recht ſelbſt ſeine vorzügliche Ungunſt zuzuwenden? Hat er, der als Beſchützer des monarchiſchen Princips ſich darſtellt, hoffen können, dadurch die Achtung und Liebe der Deutſchen für ihre Fürſten, welche die beſte Grundlage jenes Princips iſt, zu erhöhen oder zu befeſtigen? Dies wäre ein bedauerlicher Irrthum. Oder wollte er einem Mißbrauch wehren? Dann müßten aber doch wirkliche Fälle ſolchen Mißbrauchs erweislich vorliegen. Allein es wird ſich ſchwerlich ein Fall dieſer Art in Deutſchland nachweiſen laſſen, ſeitdem die neuern ſtändiſchen Verfaſſungen in's Leben getreten ſind. Man überſehe ja nicht, daß auch der Mißbrauch der Regierungsgewalt in Anſchlag gebracht werden müſſe, und daß es ungerecht wäre, den Landſtänden einen Mißbrauch ihrer Befugniß vorzuwerfen, wenn ſie dieſelbe gebrauchen, um ſolchem Mißbrauch für die Zukunft durch die Forderung angemeſſener Geſetze zu begegnen. Um andererſeits möglichem Mißbrauche der Befugniß der Steuerverweigerung vorzubeugen, genügt die beſtehende Anordnung, daß die Steuerbewilligung nicht an Bedingungen geknüpft werden dürfe. Dieſe Anordnung iſt, ſo viel wir wiſſen, überall genau befolgt worden. Daraus folgt aber keineswegs, daß die Landſtände nicht berechtigt ſeien, mit Bewilligung der Steuern oder des Staatsbudgets zurückzuhalten, bis die Regierung ſolche Geſetze und Anordnungen zuſichert, die das Beſte des Landes erfordert, und die geeignet ſind, beſtehenden Mißbräuchen wirkſam abzuhelfen. Es läßt ſich demnach zum Voraus annehmen, daß der erlauchte deutſche Bundestag nicht leicht eine Veranlaſſung finden werde, deutſche Landſtände wegen des Gebrauchs ihrer Befugniß zur Steuer-Verweigerung aus dem Grunde, daß die rechtmäßige Regierungsgewalt

dadurch in ihrem Weſen beeinträchtigt worden, zur Verantwortung zu ziehen.

Der Artikel II will die Artikel XXV und XXVI der Wiener Schlußakte angewendet wiſſen, wenn eine Stände-Verſammlung die zur Führung einer der Landesverfaſſung entſprechenden Regierung erforderlichen Mittel verweigert. Allein wer hat zu entſcheiden, ob dieſer Fall vorliege? Kein Geſetz ſpricht dieſes Entſcheidungsrecht dem Bundestag zu; keines beſtellt ihn für ſolchen Fall zum Nationalgerichtshof. Die Verfaſſungen beſtimmen aber, was in ſolchem Fall geſchehen könne und dürfe. Der Regent kann das Recht der Auflöſung ausüben; er kann an ſein Volk appelliren. Sollte jedoch die Steuerverweigerung (ein Fall, der nicht leicht eintreten dürfte) aufrühreriſche Bewegungen veranlaſſen, wie ſie in den Artikeln XXV und XXVI der Wiener Schlußakte bezeichnet ſind; ſo iſt allerdings das Einſchreiten des Bundes dem Bundeszweck angemeſſen, wofern es von dem Regenten oder von den Landſtänden oder von beiden begehrt wird. Ohne ſolches Begehren ſcheint die Nothwendigkeit des Einſchreitens nicht begründet. Dieſes kann jedenfalls nach dem Geiſt der Bundes- und Schlußakte einzig darauf abzielen, die Ruhe zu erhalten oder herzuſtellen und die Entſcheidung der Sache ſelbſt durch Vergleich oder Kompromiß zu bewirken. Gegen den Artikel III wäre höchſtens einzuwenden, daß er ſich ganz von ſelbſt verſteht, indem der Bund nicht beſtehen könnte, wenn ein einzelner Bundesſtaat ſeine Bundespflichten zu erfüllen ſich weigern könnte. Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen.

Der Artikel IV verordnet die Aufſtellung einer eigenen, mit der Wachſamkeit über Eingriffe gegen die Würde und Gerechtſame des Bundes und der Bundesverſammlung beauftragten Kommiſſion am Bundestag, deren Beſtimmung ſeyn wird, insbeſondere auch von den ſtändiſchen Verhandlungen in den deutſchen Bundesſtaaten fortdauernd Kenntniß zu nehmen, die mit den Verpflichtungen gegen den Bund, oder die mit den durch den Bund garantirten Regierungsrechten in Widerſpruch ſtehenden Anträge und Beſchlüſſe zum Gegenſtand ihrer Aufmerkſamkeit zu machen und der Bundesverſammlung davon Anzeige zu thun. Beim erſten Anblick ſcheint dieſe Beſtimmung ganz unbedenklich. Oder wer wollte Arges darin wittern, daß der Bundestag den landſtändiſchen Verhandlungen, ſei es auch nur um ſeine eigenen Rechte zu wahren, ein beſonderes Augenmerk widme? oder auch darin, daß er zu dieſem Behuf eine eigene Kommiſſion aus ſeiner Mitte beſtellt? Verlangt doch

die Bundesakte Landſtände in allen Bundesſtaaten. Man hätte daher vielmehr Grund zur Verwunderung, daß der Bundestag in einer ſo langen Reihe von Jahren von den Landſtänden ſo wenig Notiz genommen, daß die Meinung entſtehen konnte, er traue ſich keine Kompetenz in dieſer Hinſicht zu. Weit weniger befremdlich iſt es, daß er zur Widerlegung dieſer Meinung jetzt den Anlaß ergriff, wo Landſtände darauf dringen, daß ihre Verfaſſungen in vollem Sinn eine Wahrheit werden, und die deutſchen Völker ſtärker als je ihr Recht, nur kraft einer landſtändiſchen Verfaſſung regiert zu werden, in Anſpruch nehmen. Dagegen wäre nichts einzuwenden, wofern der Bundestag keine begründete Beſorgniß gäbe, daß er die durch die Bundesgeſetze beſtimmten Grenzen ſeiner Kompetenz, in Hinſicht der deutſchen Landſtände, mißkennen möchte. Dieſe Kompetenz beſchränkt ſich nämlich darauf: 1) fürzuſorgen, daß in allen Bundesſtaaten, denen bisher eine landſtändiſche Verfaſſung vorenthalten blieb, eine ſolche in Wirkſamkeit trete; 2) die Verfaſſungen, die jetzt in deutſchen Bundesſtaaten beſtehen, oder künftig auf rechtsgültige Art ins Leben treten werden, in Schutz zu nehmen, und ihnen dieſen Schutz auf wirkſame Art zu gewähren, ſo oft ein dabei Betheiligter dieſen Schutz anruft und ſeine Anrufung im Recht begründet befunden wird. Außerdem ſprechen die Bundesgeſetze dem Bundestag kein Recht zu, ſich in die landſtändiſchen Verhandlungen zu mengen oder darauf einzuwirken, es müßte denn a) eine landſtändiſche Verſammlung die geſammte Staatsgewalt an ſich reißen (Wiener Schlußakte Art. LVII), oder b) die Erfüllung bundesmäßiger Verpflichtungen hindern oder beſchränken wollen (W. Schlußakte Art. LVIII), oder c) ſonſt die öffentliche Ruhe durch ſie wirklich geſtört oder gefährdet ſeyn (Art. XXVI). In Bezug auf dieſe Kompetenz ſtand es jederzeit in der Befugniß des Bundestags, eine Kommiſſion von Mitgliedern aus ihrer Mitte zu beſtellen, ſo wie er dergleichen zu anderm Behuf wirklich beſtellt hat. Es iſt dies ein Gegenſtand ſeines innern Haushalts. Wenn er jetzt die Beſtellung der Kommiſſion in Bezug auf landſtändiſche Verhandlungen durch förmlichen Beſchluß öffentlich kund gemacht hat; ſo verdient dies, als eine Anerkennung des Werths der Oeffentlichkeit, um ſo mehr unſern Dank, als man ſeit geraumer Zeit mit Bedauern eine Tendenz des hohen Bundestags wahrgenommen hatte, das Wichtigſte ſeiner Verhandlungen der Oeffentlichkeit zu entziehen. Gleichwohl ſind Viele, denen dieſe Maßregel Beſorgniße erregt. Sie erblicken darin das Schmähliche einer oberpolizeilichen

Beaufſichtigung. Läge aber dies wirklich darin, ſo würde es die Regenten nicht weniger, als die Volksvertreter treffen. Denn alsdann wäre die Maßregel von der Vorausſetzung eines entſchiedenen Hangs zu ungebührlichem Uebermuth von Seite der Volksvertreter und von Mangel an gebührendem Muth auf Seite der Regenten ausgegangen. Nein, ſagen Einige, es iſt dabei lediglich auf Einſchüchterung der Volksvertreter abgeſehen. Was wären aber das für elende Volksvertreter, die ſich durch eine Aufſichtskommiſſion zu Frankfurt in ihrer geſetzlichen Wirkſamkeit einſchüchtern ließen? Muß nicht vielmehr jeder rechtlich und patriotiſch geſinnte Volksvertreter darin eine neue Aufforderung erſehen und ſich zum Ehrenpunkt machen, ſich in reiner und ſtrenger Pflichterfüllung durch nichts einſchüchtern zu laſſen? Die Maßregel des Bundestags ſcheint ſogar die Landſtände zur verdoppelten Wachſamkeit über ihre Rechte aufzurufen, und es ihnen zur Pflicht zu machen, auch eine Kommiſſion aus ihrer Mitte zu beſtellen, um darüber zu wachen, daß die verfaſſungsgemäße Wirkſamkeit der Landſtände nicht durch Einwirkungen des Bundestags unmittelbar oder mittelbar beeinträchtigt, und daß insbeſondere von der Landesregierung nicht dazu mitgewirkt werde. Hat doch Alles, was der Bundestag beſchließt, Einfluß auf das Wohl der einzelnen Länder. Keinem Landtag kann mithin gleichgültig ſeyn, wie der Regent ſeine Anſicht hierüber geltend mache. Das Recht aber, die Verfaſſung in Unverſehrtheit zu bewahren, kann man den Landſtänden ſo wenig abſtreiten, als ihre Pflicht dazu geleugnet werden kann. Freilich ſteht ihrem Recht hiezu keine phyſiſche Gewalt zur Seite. Dies ändert aber in der Sache ſelbſt Nichts. Und wozu überhaupt ein Staatenbund, wozu Verfaſſungen, wenn das Recht allein nicht zureicht, gegen Gewalt zu ſchützen? — Würde jemals die Frage entſtehen: ob irgend ein Antrag oder Beſchluß einer ſtändiſchen Verſammlung dem Bund oder den vom Bund garantirten Regierungsrechten zuwider ſei; ſo würde zuerſt die Vorfrage zu erledigen ſeyn: wer darüber zu entſcheiden die Befugniß habe? Nach unſerm unmaßgeblichen Ermeſſen könnte hier der Streit nicht durch den Bundestag, ſondern nur, wegen Ermangelung eines Nationalgerichtshofs, durch ein Austrägalgericht rechtlich ausgemacht werden. Denn der Grundſatz ſteht feſt: *Niemand kann in ſeiner eignen Sache richten.*

Der Artikel V betrifft die Geſchäftsordnung der landſtändiſchen Verſammlungen, die allen *Angriffen* auf den deutſchen Bund begegnen ſoll. Geſchäftsmaßnahmen, die dem Ungebührlichen begegnen ſollen, beſtehen

wohl überall. Hie und da iſt deshalb ſchon durch die Verfaſſung ſelbſt Fürſorge getroffen. Dem Regenten ſteht es nicht zu, hierin einſeitig etwas zu ändern. Daß den Landtagen kein Angriff auf den deutſchen Bund zuläßig ſei, wird man ohne Bedenken zugeſtehen. Es iſt aber der Ausdruck: »Angriff auf den Bund« hier etwas unbeſtimmt. Es fragt ſich: iſt die Aeuſſerung eines Bedenkens über die Zweck- oder auch Rechtmäßigkeit einer Bundeseinrichtung oder eines Bundesbeſchluſſes als ein Angriff auf den Bund anzuſehen? Nach vernünftigen Begriffen gewiß nicht. Da jedem einzelnen Schriftſteller die Bekanntmachung ſolcher Bedenken erlaubt ſeyn muß, wie könnte ſie in den landſtändiſchen Verſammlungen unterſagt ſeyn?

Der Artikel VI vindicirt das Recht, den Sinn der Bundesakte und der Bundesbeſchlüſſe mit geſetzlicher Kraft auszulegen, ausſchließlich der Bundesverſammlung. Darüber iſt kein Streit und kein Zweifel. Aber Veranlaſſung zu ſolchen Auslegungen zu geben, kann landſtändiſchen Verſammlungen noch weniger, als Privatſchriftſtellern abgeſprochen werden. Denn ſie können dabei ganz vorzüglich betheiligt ſeyn, und es iſt ein Gegenſtand ihrer pflichtgemäßen Fürſorge, daß keine Auslegung verſucht werde oder in Kraft trete, die mit der Landesverfaſſung im Widerſpruch ſtände, oder wodurch ſie gefährdet würde. Der Artikel VI beruft ſich auf den Artikel IV der Wiener Schlußakte. Dieſer ſagt: »der Geſammtheit der Bundesglieder ſteht die Befugniß der Entwickelung und Ausbildung der Bundesakte zu, inſofern die Erfüllung der darin aufgeſtellten Zwecke ſolche nothwendig macht; die deshalb zu faſſenden Beſchlüſſe dürfen aber mit dem Geiſte der Bundesakte nicht im Widerſpruch ſtehen, noch von dem Grundkarakter des Bundes abweichen.« Wem ſoll nun die Beurtheilung zuſtehen, ob ein ſolcher Widerſpruch ſich in einem Bundesbeſchluß, der die Bundesakte entwickeln oder ausbilden ſoll, befinde? Darüber iſt nichts ausgemacht. Die Beurtheilung iſt mithin dem geſammten Deutſchland und der Oeffentlichkeit heimgeſtellt, und die Aeuſſerung ihrer Anſicht darüber dürfte wohl am wenigſten den landſtändiſchen Verſammlungen abzuſprechen ſeyn.

So viel von der Rechtsanſicht der Bundesbeſchlüſſe. Nun noch ein Wort von ihrer Zweckmäßigkeit. Dieſe könnte natürlich wieder nur aus dem Zwecke des Bundes hervorgehen. Dieſer iſt: Sicherheit. Der Bundestag fand dieſe durch die Aufregung in Deutſchland gefährdet. Die Beſchwichtigung dieſer Aufregung iſt die Abſicht ſeiner Beſchlüſſe. Allein wer ihren Ton ſowohl, als ihren Inhalt ruhig erwog, mußte

beſorglich vorher ſehen, daß ſie eher die Aufregung vermehren, als ſie beſchwichtigen würden. So wird es jederzeit allen Maßregeln ergehen, die dadurch veranlaßt werden, daß man die Symptome eines krankhaften Zuſtandes für ſeine Urſachen anſieht. Um einen vortheilhaften, heilſamen Eindruck hervorzubringen, hätten die Bundesbeſchlüſſe die Wegräumung der eigentlichen Urſachen der obwaltenden Aufregung ſich zur Aufgabe machen müſſen. So wie ſie ſind, wird ihr widriger Eindruck beſonders dadurch befördert, daß 1) die Beſchlüſſe zwiſchen einer legitimen und illegitimen Aufregung der Gemüther keinen Unterſchied machen, ſondern jede Aufregung verwerflich zu finden ſcheinen, und daß 2) die Thatſachen, die den Beſchlüſſen zum Grund gelegt ſind, theils des gründlichen Erweiſes ermangeln, theils in ihrer Darſtellung das Gepräge einſeitiger Auffaſſung an der Stirne tragen. Sehr klar und treffend hat dies der patriotiſch geſinnte Miniſter von Wangenheim in ſeinem Gutachten über die Bundesbeſchlüſſe*) dargethan.

Wann wurde eine große Verbeſſerung in den Zuſtänden der Menſchen ohne Aufregung bewirkt? Wem muß es aber nicht auffallen, daß man bei Begründung jener Beſchlüſſe immer nur der Umtriebe, Anmaßungen und Uebertreibungen der einen Partei, welche (mit oder ohne Beruf und Weihe) zur Vertheidigung der Rechte und Anſprüche der großen Mehrheit im Volke aufgetreten iſt, erwähnt, die Umtriebe, Anmaßungen und Uebertreibungen der Gegenpartei hingegen ganz mit Stillſchweigen übergeht? Wo Parteien ſich gebildet haben, oder ſich bilden, wird in jeder, ſtehen dann ihre Glieder auf den höhern oder den untern Stufen der Geſellſchaft, der Blick ſehr leicht durch Leidenſchaft getrübt; und haben wir nicht in Frankreich und in andern, neulich von Revolutionen heimgeſuchten Ländern geſehen, daß gerade die Eiferer gegen Volksfreiheit es waren, die den Zunder geſtreut, deſſen Entzündung das Haus in Flammen ſetzte. Unparteilichkeit iſt das unerläßliche Erforderniß für Jeden, der, ſei es vermittelnd, ſei es ſchiedsrichterlich, einen Zwieſpalt zu ſchlichten, eine Verwirrung von Grund aus zu heben unternimmt. Wie läßt ſich hoffen, daß die Menge ſich in der jetzigen Wirre der politiſchen Meinungen und Anſichten zurechtfinden, daß die Geneigtheit zur ruhigen Ueberlegung und zur Billigkeit in ihr aufkommen werde, wenn ſie ſieht, daß man auch

*) Im Anhange zu dem Werk: „die Wahl des Freiherrn v. Wangenheim.“ Tübingen 1832.

von Oben die Angelegenheiten einseitig beurtheilt, und so wenig Geneigtheit äußert, Allen und Jeden mit gleicher Wage zu wägen und die politischen Interessen den ewigen Forderungen der Gerechtigkeit unterzuordnen? Ohne Zweifel war es die Hauptabsicht bei der Kundmachung jener Beschlüsse, das Ansehen und die Kraft der Regenten zu heben und zu verstärken. Allerdings ist es thöricht, das Heil des Gemeinwesens blos von der Schmälerung der Regierungsgewalt zu erwarten. Unstreitig bedürfen die Regenten mehr als je der Achtung und des Zutrauens ihrer Völker, um mit wirksamem Erfolg die Ruhe und Ordnung zu handhaben, das Gute unserer Zeit zu fördern, ihrem Bösen zu steuern und wahre Wohlfahrt in jeder Beziehung zu gründen. Konnte es aber wohl der Einsicht der Verfaßer der Bundesbeschlüsse entgehen, daß durch mehrere derselben die Bande des Zutrauens, der Achtung und Liebe zwischen Völkern und Regenten in Deutschland nur noch mehr gelockert werden? Nichts ist einem deutschen Gemüth mehr zuwider, als Doppelsinnigkeit. Es wäre unstreitig die größte Unbild gegen unsere Regenten, wenn man annehmen wollte, daß sie nicht aus Einsicht und Ueberzeugung von der Gerechtigkeit und dem Zeitbedürfniß handelten, als sie ihre Völker mit freisinnigen Verfassungen begabten und die Räume der Freiheit in jeder Beziehung durch Gesetze zu erweitern sich entschlossen. Was muß aber nun das Volk denken, wenn es die nämlichen Fürsten durch ihre Bevollmächtigten am Bundestage sich vereinigen sieht, um durch ängstliche Vorschriften und Deutungen die eben erst eingeräumten Freiheiten wieder zu vermindern oder einzuengen? Ist hier nicht offenbare Gefahr, die Völker möchten an den Fürsten, auf deren Wort sie so gern vertrauen, irre werden? Wahrlich nur der bereits erreichte Bildungsgrad der deutschen Völker kann hier die Gefahr vermindern. Verständige Völker werden nicht so leicht irre. Sie wißen wohl, daß nur zu oft ungeschickte oder verkehrte Rathgeber in dem Kabinet der Fürsten die Oberhand gewinnen. Sodann blicken sie jetzt mit Vertrauen auf die Landstände, die von ihnen gewählt, ihr Vertrauen nicht betrügen und nicht an ihnen und dem Fürsten durch Verrath am guten Recht eidbrüchig handeln werden. Gleich wie aber Vertrauen Vertrauen erweckt, so kann aus der Saat des Mißtrauens nur Mißtrauen aufsprossen, und es erklärt sich daher leicht, wenn man, um die Nährung der unzufriedenen und unbehaglichen Stimmung, welche jene Bundesbeschlüsse theils verstärkt, theils hervorgerufen hatten, so viel möglich zu verhüten, nicht zauderte, auch die

Preſſe wieder in Feſſeln zu legen. Doch, bevor ich zur Beleuchtung dieſes Punkts übergehe, kann ich noch drei andere Bedenken gegen die Bundesbeſchlüſſe nicht verhehlen: 1) War es klug, den theoretiſchen Streit über die Frage der Legitimität, ob dem Fürſten oder dem Volk die Souveränität urſprünglich angehöre? (einen in Deutſchland bisher gefahrlos geführten Streit) ins Gebiet der ausübenden Politik hinüber zu ſpielen? Und haben dies nicht die Bundesbeſchlüſſe gethan? Haben ſie nicht einen Verſuch gemacht, das Fürſtenrecht über die Heiligkeit der Verfaſſungen hinauf zu heben? Haben ſie nicht dadurch den tiefſinnigen Grundſatz der Unverantwortlichkeit des Souveräns bloßgeſtellt? Und glaubt man, der Streit werde weniger gefährlich ſeyn, weil die Preßſperre ihn mehr ins Dunkel zurückdrängt? Er wird eben dadurch bösartiger werden. 2) Und iſt denn keinem der einſichtigen Rathgeber der Fürſten ein Zweifel aufgeſtiegen: ob nicht ſelbſt die Macht des deutſchen Bundes gegenüber dem Ausland gefährdet und geſchwächt werden müſſe, wenn zwiſchen Völker und Fürſten in dieſem kritiſchen Moment ein Zankapfel geworfen, wenn das Zutrauen der Völker auf das Fürſtenwort erſchüttert, wenn den Deutſchen das wieder erwachte Hochgefühl, einem deutſchen Vaterland anzugehören, getrübt und niedergebeugt wird? Endlich 3) hätte nicht ſchon die Betrachtung der langen Kette von Folgerungen, die aus jenen Beſchlüſſen abgeleitet werden können, die Rathgeber der deutſchen Fürſten bedenklich machen ſollen? Die Beantwortung ſolcher Folgerungen kann nicht ausbleiben! Wird dann, wer A geſagt hat, nicht auch B ſagen müſſen? Wird, wer dem Grundſatz beigeſtimmt, der logiſch-richtigen Folgerung widerſagen können? Und was wird dann aus der Selbſtſtändigkeit der deutſchen Regierungen werden?

Alle edeln und wackern deutſchen Männer möchten in der deutſchen Bundesverſammlung die Beſchützerin und Förderin der politiſchen Freiheit und Bildung in Deutſchland erblicken. Der hohe Werth dieſes Bundes zur Sicherſtellung Deutſchlands gegen das Ausland und ſelbſt zur Abwehrung nachtheiliger innerer Einflüſſe auf Deutſchlands Ruhe iſt nach ihrer Anſicht mit Billigkeit nicht zu verkennen. Aber auf der andern Seite liegt es auch am Tage: daß in Deutſchland das Anſehen und die Wirkſamkeit des deutſchen Bundestags noch weit mehr als das Anſehen und die Wirkſamkeit irgend einer andern politiſchen Behörde durch das Zutrauen der großen Mehrheit bedingt iſt. Dieſe hegt von dem Bunde die große, ſchöne Idee, es ſei ſeine Beſtimmung, jedem

Recht, aber nur diesem Schutz zu verleihen. Unrecht, nicht aber Recht-thun zu hindern *), Einigkeit zu Fortschritten der Sittigung, nicht zu Rückschritten in derselben zu veranlassen und zu fördern; sie weiß, daß die Richter des Bundes einen Zustand des Rechts gründen wollten; sie erwartet, der Bund werde diesen Zweck durch Bewirkung ungestörter Mittheilung und freien Verkehrs zwischen allen Ländern im Innern des Bundes und durch einträchtige würdige Haltung gegen das Ausland erreichen. Blos durch Gewalt lassen sich die deutschen Völker nicht mehr regieren. Auch Vormundschaft wollen sie keine. Alle Zeichen der Zeit deuten darauf hin, daß gesetzliche Freiheit in den vielverzweigten Richtungen des Staats- und Volkslebens das kräftigste Mittel sei, um Zutrauen und Anhänglichkeit der Regierten zu den Regierenden zu bewirken und aufrecht zu halten. Wo ein deutscher Regent den reinen und festen Willen zeigt, das dem Volke gegebene Wort treu zu erfüllen, kann er auch seiner Treue versichert seyn. Wer Menschen gewinnen will, sagt der sehr monarchisch gesinnte Rehberg **), muß ihnen die Ueberzeugung beibringen, daß Er es ist, durch den sie erhalten können, was sie verlangen. Wer sie nur fühlen läßt, daß er ihnen nehmen kann, was ihm gefällt, und daß sie Alles als Gnade annehmen müssen, was er ihnen noch lassen will; wer hiermit freiwillig auf alle freien Beweggründe Verzicht leistet, und blos auf Gewalt trotzt, spielt ein gefährliches Spiel; denn die Gewalt ist allemal, und wäre sie noch so groß, und schiene sie noch so tief gegründet, widrigen Zufällen unterworfen.

---

*) So erklärte schon 1817 der Bundestag gegen Kurhessen: er werde sich nicht abhalten lassen, innerhalb der ihm vorgezeichneten Schranken selbst bedrängten Unterthanen sich anzunehmen, und auch ihnen die Ueberzeugung zu verschaffen, daß Deutschland nur darum mit dem Blute der Völker von fremdem Joche befreit und Länder ihren rechtmäßigen Regenten zurückgegeben worden, damit überall ein rechtlicher Zustand an die Stelle der Willkühr treten möge (Protokoll v. 17. März 1817 § 105. Band II. Seite 1330), und der Artikel XXIX der Wienerschlußakte räumt der Bundesversammlung ausdrücklich das Recht ein „Beschwerden über verweigerte oder gehemmte Rechtspflege anzunehmen, und darauf die gerichtliche Hülfe bei der Bundesregierung [illegible] zu der Beschwerde Anlaß gegeben hat, zu bewirken.

**) In den Bemerkungen zu seiner Uebersetzung von Machiavelli's Buch vom Fürsten. Hannover 1810. S. 90.

## IV.

## Ueber die Bundesbeſchlüſſe in Anſehung der Preſſe.

Der Antrag Oeſtreichs und Preußens, in deren Staaten bekanntlich alle Druckſchriften der Zenſur unterliegen, ging nach einer grellen Schilderung der Preßmißbräuche dahin: „daß bis zu dem Zeitpunkt, wo ſich die Regierungen durch einen bundesverfaſſungsmäßigen Beſchluß über gleichförmige Verfügungen hinſichtlich der Preſſe, die geeignet wären, die Preßfreiheit in die gehörigen Schranken zu weiſen, geeinigt haben werden, das proviſoriſche Geſetz vom 20. September 1819 als für den ganzen Bund verbindlich, von allen Regierungen und vom Bunde gewiſſenhaft zu handhaben ſei. Der Beſchluß der Bundesverſammlung hierüber beſchränkte ſich darauf: in Beziehung der periodiſchen Preſſe ſehe ſie dem Vortrag ihrer gewählten Kommiſſion wegen Einführung gleichförmiger Verfügungen hinſichtlich der Preſſe entgegen, und ſie erwarte mit Vertrauen von dem Eifer der Kommiſſion, daß ſie die ihr übertragene Aufgabe in dem Sinne obiger Propoſition baldigſt löſen werde. Daß die Bundesverſammlung ſich vorerſt damit begnügt habe, war als Beweis ſluger Mäßigung mit Dank anzuerkennen. Doch wurden die Beſorgniſſe, das zu erwartende Bundesgeſetz hinſichtlich der Preſſe werde den gerechten Wünſchen Deutſchlands wenig zuſagen, bald hernach durch den Bundesbeſchluß vom 15. Julius geſteigert, wodurch die Karlsbaderbeſchlüſſe ausdrücklich erneuert werden. Dem zu Folge ſollen die Preßgeſetze, die nach langer offenkundiger Verhandlung im Verfaſſungswege durch Uebereinkunft von Fürſt und Ständen Rechtskraft erhalten haben, wieder dem Zenſurzwang weichen. Schwerigend wird dies vollzogen. Doch es kommt der Tag, wo die Pflicht die Zungen löſen wird; die Landtage werden die Geſetze, die als Erläuterung eines Artikels der Verfaſſungen Beſtandtheile der letztern geworden ſind, zurückfordern, und was wird ſich mit Grund entgegnen laſſen?

Einſtweilen ſind noch durch mehrere ſpätere Bundesbeſchlüſſe verſchiedene Zeitſchriften im Umfang des ganzen Bundes mit Umgehung des gerichtlichen Verfahrens verboten und die Redakteren auf fünf Jahre von der Redaktion von Zeitſchriften ausgeſchloſſen worden. Beſonders fiel auf, daß ein Paar dieſer Zeitſchriften unter Zenſur erſchienen, Redakteren mithin auf den Schutz ihrer Regierungen rechtlichen Anſpruch zu machen hatten. Iſt dieſe Thatſache nicht ein unwiderleglicher Beweis, welch unpaſſendes und ungeſchicktes Vehikel die Zenſur ſei, um

die Preſſe zu leiten? Welch ein Weſen müßte der Zenſor ſeyn, der den ſo ſehr von einander abweichenden Anſichten, ob eine Aeuſſerung ſtaatsgefährlich ſei oder nicht ſei, zu genügen vermöchte *)?

Doch kann hier nicht die Rede ſeyn von bloßen Anſichten und Conniven̄zen; es handelt ſich von einem Recht, von einem der wichtigſten, heiligſten Menſchenrechte, von dem Recht über Mittheilung ſeiner Gedanken. Warum ſollte dieſes Recht nicht gleichen Anſpruch auf Anerkennung und Schutz von Seite des Staats machen, wie jedes andere Recht? Warum ſollte gerade dieſes Recht Nebenrückſichten weichen müſſen? Warum ſoll nicht auch in Anſehung dieſes Rechts die Befugniß der Regierung ſich darauf beſchränken, blos dem Mißbrauch, nicht aber dem Gebrauch zu wehren? Man mag die Sache betrachten, von welcher Seite man will, ſo wird man geſtehen müſſen, daß der Staatsregierung in Bezug auf die Preſſe keine andere Befugniß zuſtehe, als jedem Gebrauch der Preſſe, wodurch weder die öffentliche Sicherheit angegriffen, noch irgend ein Recht der Geſammtheit oder eines Einzelnen verletzt wird, Schutz zu verleihen, jeden ſolchen erwieſenen Mißbrauch der Preſſe aber unter Beobachtung der geſetzlichen Rechtsformen zu beſtrafen.

Dieſer Standtpunkt der Regierung wird durch die Zenſur ganz verrückt. Jeder Mißgriff, jede Unbedachtſamkeit des einzelnen Zenſors wird der Regierung zur Schuld gerechnet. Die tägliche Erfahrung zeigt, daß hier ein Zenſor der liberalen, dort ein anderer der illiberalen Partei durch die Finger ſieht. Nun kommt die Regierung doppelt in's Gedräng. Es trifft ſie entweder der Vorwurf der Parteilichkeit oder der einer ſchwachſinnigen Gleichgültigkeit. Jede Partei wird gegen ſie aufgebracht; jede erblickt in ihr einen Gegner, der ſie durch das Organ der öffentlichen Blätter zum Kampf herausfordert.

Bisher gelangten nur wenige deutſche Länder zum Genuß der Preßfreiheit, und auch dieſer Genuß währte nur wenige Monate. Daher iſt

*) Die Gegner der freien Preſſe legen ihre Denkkraft vergebens auf die Folter, um eine Zenſurbehörde zu bilden, die das allgemeine Vertrauen verdiente. So macht Cotta in ſeiner Théorie générale des droits des peuples et des gouvernemens, Paris 1832. p. 339 den Vorſchlag, die Zenſur einer Departemental-Jury zu übertragen, deren Mitglieder von den Wahlkollegien periodiſch gewählt und immer zu einem Viertheil erneuert würden. Allerdings ſpräche für ein ſolches Wahlkollegium ein höherer Grad von Unabhängigkeit. Wer bürgt aber dafür, daß es nicht eben wegen ſeiner Unabhängigkeit zuweilen noch willkührlicher und einſeitiger als ein Beamter des Staats verfahren würde?

es unmöglich, aus den Erſcheinungen, die hier binnen ſo kurzer Zeit ſich gezeigt haben, ſichere Folgerungen zu ziehen. Es iſt eben nicht befremdlich, daß hier, wie bei jeder Neuerung, Schreier und überſpannte Köpfe zuerſt das Wort nehmen. Dieſen fiel zu jeder Zeit das unglückliche Loos, die beſten Dinge durch ihre Uebertreibungen in ſchiefes Licht zu ſtellen und den Glauben an ſie zu verleiden, und dies konnte ihnen dermalen in Bezug auf politiſche Freiheit um ſo leichter werden, als man den beſonnenen Vaterlandsfreunden noch nicht Zeit ließ, ihre gereiften Gedanken und begründeten Urtheile jenen ausſchweifenden Doktrinen entgegenzuſtellen. Hätte man ihnen dazu Zeit gelaſſen, die öffentliche Meinung würde ſich wahrſcheinlich bald ganz auf ihre Seite geneigt, und von jenen lauten Wortführern einer maßloſen, daher unſinnigen Freiheit völlig abgewendet haben. Vereine gegen Preßfrechheit fingen an unter den Recht und Ordnung liebenden Freunden der Preßfreiheit ſich zu bilden. Auch ihr Wirken wäre nicht fruchtlos geblieben. Was die Preßgeſetze betrifft, die mit ernſten Verfügungen gegen Preßfrevel noch kaum in's Leben getreten waren; ſo hatte ſich in ſo kurzer Zeit noch von keinem am Prüfſtein der Erfahrung zeigen können, ob und wiefern es alle rechtlichen und billigen Forderungen befriedige. Indeſſen iſt der Beweis noch zu erwarten: ob in den Ländern, die in jüngſter Zeit ein freiſinniges Preßgeſetz erhalten hatten, von den Gerichten zu große Nachſicht gegen Preßfrevel bezeigt worden ſei? So viel iſt gewiß: es gibt kein ſolches deutſches Land, wo Preßfrevel nicht ſchon durch die laute Mißbilligung der großen Mehrheit weit empfindlicher beſtraft worden wären, als es durch den Ausſpruch der Gerichte geſchehen konnte.

Hoffte man nun durch die Wiederanfeſſelung der Preſſe die Aufregung der Geiſter niederzuhalten, ſo widerſpricht die Erfahrung. Vielmehr drohen jetzt die Fluthen, die ſich in Bälde von ſelbſt verlaufen hätten, gewaltſam zurückgedrängt, um ſo heftiger hervorzubrechen, und Umtriebe, die ſich mit Verſäumung aller Klugheit öffentlich Luft gemacht hätten, haben ſich nur ins Dunkel geflüchtet, wodurch ſie weit gefährlicher geworden ſind. Die Furcht vor der freien Preſſe verräth immer entweder eine Scheu der Wahrheit, oder ein geringes Vertrauen auf die Macht der Wahrheit. Jeder Frevel, auch der durch Mißbrauch der Preſſe verübte, verdient Beſtrafung. Aber das wirkſamſte Mittel gegen Preßfrechheit enthält die Preſſe ſelbſt als Organ alles Wahren und Rechten, Guten und Schönen. Dieſer Vorzug, dieſe wahre Würde der Preſſe wird durch die Zenſur

entweiht und verdächtigt. „Iſt dagegen die Preſſe frei, und es äuſſert nun jeder ſeine Anſicht, ſo iſt dieſe entweder wahr oder falſch. Iſt ſie wahr, ſo vermag Niemand etwas dagegen; iſt ſie falſch, ſo wird es ihr unter einem allſeitig gebildeten Volk, in welchem es jeder unter ſeiner Würde hält, ohne ſelbſtſtändiges Urtheil Andern blindlings zu folgen, ſicherlich nicht an Gegnern fehlen, welche das Falſche berichtigen oder widerlegen.“ So äuſſert ſich ein neuer Schriftſteller *). Wenn er aber hernach doch aus Beſorgniß vor dem Mißbrauch durch die groſſe nicht hinreichend gebildete Maſſe die Meinung aufſtellt, daß die unbedingte Preßfreiheit auf den Zeitpunkt zu verlegen ſei, wo eine allſeitige Volksbildung erzielt ſeyn wird: ſo ſteht dieſem Vorſchlag Folgendes entgegen. Ohne Preßfreiheit iſt die allſeitige Volksbildung nicht zu erwarten. Gerade durch die Preßfreiheit wird ſie am wirkſamſten gefördert. Selbſt wenn nur Lüge gegen Lüge kämpft, muß die Wahrheit gewinnen. „Muß doch die Wahrheit die Mittel der Vertheidigung in ſich ſelbſt finden, und, weil ſie Wahrheit iſt, der Lüge, die ſie anfeindet, gewachſen ſeyn; keine Gewalt, Zwang und Verbote ſind Zeugen der Wahrheit, und wer ſeinen Gegner nicht zum Worte kommen läßt, geſteht ein, daß er ihn zu fürchten hat.“ **) Auch die Angriffe haben der Sache der Wahrheit gedient, ihre Läuterung und Begründung befördert; Einwürfe haben ſiegreiche Widerlegungen herbeigeführt, und die Gegenwehr hat der Wahrheit weit mehr Vortheile gebracht, als der Angriff ihr ſchaden konnte ***). Die Ungebundenheit der herrſchenden Sitten und die Freigeiſterei muß durch die Freiheit der Preſſe theils ſich ſelbſt verrathen und in ihr eigen Schwert fallen, theils die Nacht der Unwiſſenheit verkürzen und den Anbruch des Tages beſchleunigen, auf den wir alle warten †). In der freien Preſſe erſieht die Jetztwelt das ſicherſte Mittel, um die Wahrheit an den Tag zu bringen, das einzige, um die Gegenſätze in der öffentlichen Meinung auszugleichen. Und dieſes Mittels ſollte der Staat ſich deßwegen berauben, weil es mißbraucht werden kann? — Was hiebei die unwiſſende Menge betrifft, ſo kümmert ſie ſich nicht um die Freiheit oder Scla-

*) Sauſe, in ſeinem Verſuch einer Einrichtung der Schulen aus dem Geſichtspunkte des Lebens im Staate. 1832.

**) Weitzel, über Preßfreiheit, in den allgem. polit. Annalen 1832. II. 121.

***) v. Ancillon, zur Vermittelung der Extreme in den Meinungen. Berlin 1828. I. 152.

†) Hamann, ſämmtl. Schriften. III. 188.

verei der Preſſe; ſie iſt es aber auch am wenigſten, von woher ein Mißbrauch der Preſſe zu beſorgen iſt. Die ſie mißbrauchen können, ſind nur ſogenannte Gebildete, die aber Zwecke der Selbſtſucht gegen die Forderungen des allgemeinen Wohls durchzuſetzen ſuchen. Wenn alle Klaſſen der Gebildeten eine ſolche Bildung erhalten, die nicht blos die Denkkraft übt, ſondern auch dem Gemüth die Tugend einprägt, welche die Triebe zum Böſen beſiegt und beherrſcht, ſo wird die Preſſe gegen Mißbrauch möglichſt geſichert ſeyn. Es werden ſich dann keine bloßen Begriffs- oder Sinnen-Menſchen finden, die die Preſſe gebrauchen, um den unwiſſenden Haufen zu mißleiten *). Der Bildung aber jene ſchöne und edle Richtung zu geben, iſt die Aufgabe Derjenigen, die an der Spitze der Geſellſchaft ſtehen. Man hat von Oben nur die Bewegung der Geiſter vor Augen, bedenkt aber nicht, wie ſehr der Menſch zur Trägheit geneigt iſt; man bedenkt nicht, daß unſere Volkskultur noch weit hinter dem Ziele ſteht, daß, wie Tacitus **) ſagt, nach der Natur menſchlicher Schwäche das Heilmittel ſtets langſamer, als das Uebel wirkt, und wie Körper nur allmählich wachſen, aber ſchnell vergehen, ſo Geiſt und Bildungstrieb leichter unterdrückt als wieder aufgeregt wird. — Verachtungswürdig ſind zwar die Feinde alles Guten. Aber nichts deſto weniger bleiben ſie immer furchtbar. Denn Thorheit, Selbſtſucht und Niederträchtigkeit ſind ſtark. Leicht wird es ihnen zu ſiegen, wenn die Wahrheit nicht frei und laut ihr Wort verkünden darf.

Zugeſtehen muß man jedoch, daß eine gleichförmige Preßgeſetzgebung für Völker von ſehr abweichender geiſtiger Bildung und Geſittung eine Aufgabe ſei, die nicht befriedigend gelöst werden kann. Darin liegt ein ſehr gewichtiges Bedenken gegen ein allgemeines Preßgeſetz für alle deutſchen Bundesſtaaten.

In Bezug auf die materiellen Intereſſen könnte der deutſche Bundestag Vieles und Großes leiſten, indem er vor Allem geeignet wäre, zwiſchen den verſchiedenen Regierungen eine Vereinigung, ein Einver-

*) J. G. Forſter, als er von ſeiner erſten Anſicht der franzöſiſchen Revolution enttäuſcht ward, ſchrieb am 8. Juli 1793 von Paris: „Ich ſehe hier beſonders ſchauderhaft deutlich an ſo vielen herzloſen, aufgeklärten und ſogenannten liebenswürdigen Leuten, daß das Wiſſen und das Denken, wenn es nur aus Abwerfung des Joche der Vorurtheile ſich beſchränkt und von innerm Seelenadel nicht geleitet wird, die abſcheulichſten moraliſchen Ungeheuer bildet.

**) In dem Leben des Agricola. 3.

ſtändniß zum Vortheil aller Völker deutſcher Zunge herbeizuführen. Was aber die Intereſſen der geiſtigen Bildung betrifft, ſo waltet in dieſer Beziehung in den verſchiedenen deutſchen Ländern noch zur Zeit eine ſo große Verſchiedenheit vor, daß es wohl ein bedenklicher Mißgriff wäre, dieſen Gegenſtand einer gemeinſamen Geſetzgebung unbedingt zu unterwerfen. Die blos geiſtigen Angelegenheiten bleiben billig der Geſetzgebung und freien Bewegung jedes einzelnen Bundesſtaates nach Maßgabe ſeiner Verfaſſung und ſeiner übrigen Verhältniſſe anheimgeſtellt. Wäre es nicht unbillig, wenn die Baiern, die Sachſen, die Würtemberger, die Badner, Oeſtreich zumuthen wollten, die nämliche Preßfreiheit, die bei ihnen als ein weſentliches Element des geiſtigen Lebens angeſehen wird, auch in ſeinen Schoos jetzt ſchon aufzunehmen? Wäre es aber auf der andern Seite nicht der Billigkeit eben ſo zuwider, wenn der Oeſtreicher oder der Preuße den andern ſüd, oder norddeutſchen Staaten ihre diesfalls beſtehenden weit engern Formen aufdringen wollte? Man bedenke doch nur die gänzliche Unmöglichkeit, für alle Bundesſtaaten Ein Preßgeſetz zu geben, das der Denk- und Sinnesart, der Bildungsſtufe und den Bedürfniſſen aller Bundesvölker anpaſſend wäre, und man wird ſich beſcheiden, daß es weit zweckmäßiger ſei, wenn jeder einzelne Bundesſtaat dieſen Gegenſtand für ſich ordne und regle, wofern nur alle ſich dazu verbindlich machen, den Mißbräuchen nach Thunlichkeit zu begegnen, und jeden rechtswidrigen Angriff auf den deutſchen Bund oder eine deutſche Regierung, der vor Gericht nachgewieſen würde, mit gleichmäßigem Nachdruck zu beſtrafen. Man kann verſichert ſeyn, daß, ſo lang in den konſtitutionellen Staaten Deutſchlands von Oben herab die Freiheit der Preſſe angefeindet und unterdrückt wird, es nie zur Mäßigung des Urtheils über politiſche Angelegenheiten kommen, ſondern daß es dem Tagſchriftler, der ſich die gewagteſten Urtheile erlaubt, nie an Theilnahme fehlen werde. Läßt man hingegen unter dem Schutze des Geſetzes Freiheit der Preſſe erblühen, und gibt man ihr gegen ihren eigenen Mißbrauch geſetzliche Garantien, ſo wird die öffentliche Stimme ſich bald gegen die Frevler erheben, welche die Preſſe zu einem Tummelplatz gehäſſiger Leidenſchaften oder gewinnſüchtiger Spekulationen zu machen nicht erröthen, und das Publikum wird dann weit entfernt ſeyn, ſolche Preßfrevler, wenn das Geſetz ſie durch das Gericht erreicht, als Märtyrer der freien Preſſe zu feiern. Das ſicherſte Mittel, Preßvergehen hervorzurufen, iſt das Mißtrauen, womit die Regierungen gegen die Preſſe

verfahren, und die willkührliche Schärfe, die man gegen sie ausübt. Dadurch wird der edelste Schriftsteller und der elendeste Skribler auf Eine Linie gestellt, und die Leichtfertigkeit des letztern erhält eine Aufmunterung, die nach und nach den Geschmack des Publikums verdirbt, indem dasselbe gewöhnt wird, den Werth oder das Verdienst einer Schrift nur nach der Schärfe zu messen, womit sie verfolgt wird. Wie manches schlechte Erzeugniß gelangte auf solche Weise zur Celebrität, das sonst ganz unbeachtet geblieben wäre! Offen und gerecht! dies sei der Wahlspruch unserer Gesetzgebung auch in Bezug auf die Presse. Halbe, schielende, schwankende, nicht streng gerechte Maßregeln taugen in unsern Tagen weniger, als je; sie reizen nur, ohne dem Uebel abzuhelfen; zu scharfe aber vergrößern das Uebel der öffentlichen Mißstimmung. Die Weisheit des Gesetzgebers sollte nichts sorgfältiger vermeiden, als solche Schritte, auf deren Vollziehung man nicht mit Zuversicht zählen kann*). Vor Allem aber hüte sich jetzt die Gesetzgebung, eine die Volksfreiheit bedrohende Gestalt anzunehmen. Denn in dieser Gestalt kann und wird sie, die Presse mag in noch so engen Banden sich bewegen, die öffentliche Meinung nur aufregen, aber versöhnen, beschwichtigen nie. Nur auf dem Wege des freiwilligen und aufrichtigen Entgegenkommens, welches eben die Gesetze fördern sollen, läßt sich eine Vereinigung erzielen, in welcher die Forderungen der Gerechtigkeit und der allseitigen Menschenbildung (Humanität) die möglichst vollständige Befriedigung erhalten.

---

## V.

### Vermittelung der Gegensätze.

Daß die grellen Gegensätze in den politischen Ansichten und Bestrebungen, von deren Mißgetön jetzt die Welt erfüllt ist, vermittelt und ausgeglichen werden, liegt im Interesse nicht nur der Regierungen, sondern eben so sehr der Völker. Beide können durch den Sieg des einen oder des andern Gegensatzes nur verlieren. Weder der Demo-

*) „Was ohne alle Rücksicht auf andere Gründe jedes Gesetz, welches Preßzwang gebietet, ausschließend und peremtorisch verdammt, ist der wesentliche Umstand, daß es seiner Natur nach nicht aufrecht erhalten werden kann.“ Fr. Gentz an Se. K. Maj. Friedrich Wilhelm III. bei seiner Thronbesteigung. Berlin 1797.

kratismus, der keine wirksame Gewalt, noch der Absolutismus, der keine Schranken der Gewalt will, ist auf die Wohlfahrt der Gesellschaft berechnet. Das Grundelement von beiden ist Herrschsucht, mit dem einzigen Unterschiede der Personen. Eben deßwegen könnte weder die demokratische, noch die absolutistische Partei, wenn sie die Oberhand gewänne, eine feststehende und die Gesammtheit beglückende Ordnung der Dinge begründen. An gleißenden Uebertünchungen und Bemäntelungen ihrer Herrschsucht fehlt es freilich weder der einen, noch der andern Partei. Nach ihren Vorspiegelungen haben beide nur das Beste der Völker zum Augenmerk. Welche es dabei redlicher oder unredlicher meine, ist schwer zu unterscheiden. Es gibt auf beiden Seiten Manche, die mehr selbst getäuscht sind, als sie Andere täuschen wollen. Indessen ist es leicht begreiflich, daß die Verheißungen der Sprecher des Demokratismus für die Völker weit mehr Lockendes haben, als die Theorien ihrer Gegner. Auf der andern Seite hat aber die Geschichte gelehrt, daß ein Despot einem Land einen hohen Grad von Wohlstand verschaffen könne, sobald er mit dem festen Willen die nöthige Einsicht und Kraft verbindet, wogegen das Beispiel ähnlicher Leistung durch Demagogen noch zu erwarten steht. Doch die seltenen Ausnahmen von wohlthätigen und gerechten Despoten gewähren den Völkern keine Bürgschaft wegen ihrer Nachfolger *). — In einer kurzen Reihe von Jahren kann der Despotismus den Wohlstand und die ganze geistige und sittliche Würde eines Volkes zu Grunde richten, wogegen es für ein solches Volk Jahrhunderte bedarf, um sich wieder zu erheben. Freie Verfassungen erhalten ihren Lebensgeist an der Wohlfahrt der Völker, während die Tyrannei sich mitten in ihrem Elend befestigt **).

Die neueste Zeit hat im richtigen Gefühle von den gleich großen Gefahren der demokratischen und absolutistischen Systeme die durch periodische Versammlungen von Stellvertretern des Volks beschränkte Monarchie als eine Regierungsform begrüßt, wodurch die Gefahren jener beiden Systeme vermieden und die Gegensätze zwischen den Ansprüchen der Volksfreiheit und der Regierungsgewalt befriedigend vermittelt würden. Schon die Wahrnehmung begründet ein starkes

---

*) Fragilis en fortuna populi, quae posita est in unius — voluptate vel moribus. (Cicero de Republica II. 28.)

**) Sismondi, Geschichte der italienischen Freistaaten des Mittelalters in der Einleitung.

Vorurtheil für den Werth dieſer Regierungsform, daß die radikalen Anwälde des Demokratismus ſowohl als des Abſolutismus dabei ihre Rechnung keineswegs finden und Allem aufbieten, um ihr Gelingen und ihre Befeſtigung zu hindern. Indeſſen würden alle dieſe Beſtrebungen ſcheitern, wenn die Regierungen die Stellung, in welche ſie durch das Repräſentativſyſtem geſetzt ſind, feſthalten und ſich durch Nichts davon abwendig machen und auf eine zweideutige Bahn verleiten ließen, auf welcher ſie weder den Parteien eine ſie bezähmende Furcht, noch den das Rechte Wollenden das gebührende Vertrauen einflößen können. Die Stellung, welche der Regierung des Repräſentativſyſtem anweist, iſt nämlich die, daß ſie, über alle beſondern Intereſſen erhaben, den Auftrag hat, ſie alle dermaßen zu berückſichtigen und zu befriedigen, daß Niemand in ſeinem Rechte verletzt, und die Wohlfahrt Aller nach Möglichkeit erzielt werde. Der wahre Vorzug der durch Volksvertretung beſchränkten Monarchie beſteht darin, daß die Regierung vermöge ihrer Stellung zu keiner größern Theilnahme an dem beſondern Intereſſe der einen, als an dem der andern Klaſſen hingezogen, zugleich aber durch die freimüthige Stimme Derjenigen, die des Volks Vertrauen zu ſeiner Vertretung beruft, mit den Wünſchen und Bedürfniſſen aller Klaſſen bekannt gemacht wird *). Darin liegt auch die eigentliche Stärke der Regierung in einer ſolchen Monarchie. Je reiner und feſter die Wächter der Verfaſſung und die Regierung ſelbſt dieſe parteiloſe Stellung aufrecht halten, deſto beſſer wird der Zweck einer guten Staatsverwaltung erreicht werden. Vermöge des natürlichen Zugs der Selbſtſucht werden zwar die abgeſonderten Intereſſen im Staate ſtets Verſuche machen, um die Inhaber der oberſten Gewalt zur vorzüglichen Hinneigung auf ihre Seite zu bewegen und dadurch ihren wahren Standpunkt zu verrücken. An dieſen iſt es aber, ſich ihren Standtpunkt nicht verrücken zu laſſen, und keine Art von Nachgiebigkeit haben ſie mehr Urſache zu ſcheuen, als eine ſolche, die ſie zu parteiiſchen Sachwaltern eines beſondern Intereſſes machen würde.

Daß man den Werth der bloßen Formen der mit Stellvertretung des Volks verbundenen Verfaſſungen bisher oft überſchätzt habe, kommt jetzt mehr und mehr zur Anerkenntniß. Die Formen können mehr nicht

*) Singulari imperio et potestate regia tum melius gubernari et regi civitates, si esset optimi cujusque ad illam vim dominationis juncta auctoritas (Cicero de Republ. II. 9.)

als die Möglichkeit einer guten Staatsverwaltung verſichern und die Ausſchweifungen und Mißbräuche einer ſchlechten erſchweren. Immer wird es aber von den lebendigen Organen, denen es zukommt, dieſe Form in Behandlung der öffentlichen Angelegenheiten anzuwenden, abhängen, den Zweck, wozu die Form eingeführt iſt, zu verwirklichen oder zu vereiteln. Eine Verfaſſungsform, welche die Menſchen in willenloſe Maſchinen (Automaten, Drathpuppen) verwandelte, wäre der menſchlichen Natur unwürdig, und ſchon für ſich die ſchlechteſte, weil ſie die Freiheit, worauf unſere Würde beruht, zernichten würde. Der Geiſt, der die Formen beſeelt, entſcheidet zuletzt über ihren Werth. Dieſer Geiſt ſoll nach dem Sinne des Repräſentativſyſtems von der Regierung ausgehen, jedoch ſo, daß dieſe gehalten iſt, den Geiſt des Volkes genau kennen zu lernen und auf gerechte Art zu würdigen. Wird die Stellung umgekehrt und muß der leitende Geiſt, weil ihn die Regierung nicht ausſtrömt, unmittelbar vom Volk ausgehen: ſo iſt die Verwirrung unvermeidlich, weil der Volksgeiſt immer aus divergirenden Intereſſen zuſammengeſetzt iſt. Fehlt es der Regierung am leitenden Geiſt (spiritus rector), ſo wird ſie ein Spielball der Parteien; Furcht und Nebenrückſichten werden die Beweggründe aller Handlungen, und die Kabale und Ränkeſucht haben freies Spiel. Deswegen kann die Repräſentativregierung nur dann gedeihen, wenn die Regierung ernſthaft und feſt das Gute und Rechte will und es ſo einzurichten verſteht, daß man im ganzen Lande wiſſe, daß ſie es wolle. Wo die Regierung nicht in der Regel bedacht iſt, gegenüber den Landſtänden ſelbſt die Initiative zu nehmen, ſondern dieſe in den meiſten Angelegenheiten den Landſtänden überläßt, entſteht leicht der Verdacht, daß ſie entweder ſelbſt nicht wiſſe, was ſie wolle, oder daß ihr der Wille des Rechten fehle. In gewiſſen Dingen kann es zuweilen gut ſeyn, wenn die Regierung die Anträge der Landſtände erwartet. Manchmal kann es auch die Klugheit anrathen, ungeeignete Anträge in den Kammern zur Erörterung kommen zu laſſen, damit ſie durch dieſe ſelbſt in ihrer Blöße gezeigt und vereitelt werden, ohne daß die Regierung ſich einzumengen ſcheint. Wird aber das Stellen der Anträge durch die Kammern zur Regel, ſo artet das Antragſtellen leicht in ein Spiel parteiiſcher Beſtrebungen aus, die wenigſtens den Schaden haben, die öffentliche Meinung zu verwirren. Daß übrigens wirkliche Geſetzentwürfe nur von der Regierung ausgehen dürfen, iſt in den deutſchen Verfaſſungen weislich feſtgeſetzt.

Ueberhaupt iſt es ein großer, verderblicher Irrthum, wenn man glaubt, daß die Wirkſamkeit der Landſtände die Weisheit und Thatkraft der Regierung entbehrlich oder weniger nothwendig mache. Vielmehr erfordert ſie, daß die Regierung in allen ihren Gliedern größere Weisheit und Thatkraft enthalte, damit der Zweck der durch Zuſammenwirkung von Regierung und Ständen entſtandenen Geſetze vollſtändig erreicht werde. Das Vielregieren, das iſt das Eingreifen in Dinge, die beſſer der Fürſorge der Unterthanen überlaſſen bleiben, und das Verwechſeln des Schützens in ein Verwalten ſoll allerdings aufhören. Hingegen Alles, was die Vollziehung der Geſetze betrifft, iſt Sache der Regierung, und dieſe Vollziehung nimmt, um gerecht und zweckmäßig zu ſeyn, damit nicht zu viel und nicht zu wenig geſchehe, ein hohes Maß von Rechtſchaffenheit, Umſicht, Eifer und Thätigkeit von Seite der Staatsbeamten in Anſpruch. Wo dieſe ſich nur als Maſchinen betrachten, da wird das beſte Geſetz in der Ausführung vereitelt, da kommt nichts Gutes zum Leben und fruchtbarem Gedeihen, da wird Alles zum Scheingebild. Es iſt daher eine Hauptkunſt der Regierung, alle Organe mit dem Geiſt ihrer Beſtimmung und dem Gedanken der Wichtigkeit ihrer Geſchäfte zu durchdringen. Dazu iſt aber nöthig, daß die Beamten ihre Denkkraft nicht einroſten laſſen, daß ſie mit dem Amtsantritt nicht ausgelernt zu haben glauben, daß ſie auch die Fortbildung des eigenen Geiſtes zu ihren Pflichten zählen.

Das Intereſſe aller Rechtlichgeſinnten iſt es, daß die Regierung *ſtark* ſei und daß an ihre Stärke allgemein *geglaubt* werde. Es iſt aber hier weit weniger von phyſiſcher, als moraliſcher Stärke die Rede. Wenn die erſtere nicht auf die letztere ſich ſtützt, hat ſie in Ländern, die nur nach Geſetzen regiert werden wollen, keinen Werth. Die Parteiſucht allein will ſchwache Regierungen, weil ſie nur unter ſolchen ihre beſondern Zwecke zu erreichen hoffen kann. Die Regierung wird aber, wie ſchon geſagt, vorzüglich dadurch ſtark, daß ſie ihre über alle beſondern Intereſſen erhabene Stellung unverrückt behauptet. Staat und Volk dürfen nicht geſchieden, ſie müſſen aufs engſte verbunden ſeyn. Der Staat muß ſich nach dem Bedürfniß und Genius des Volks ausbilden, und das Volk muß dann für den Staat gebildet werden.

Ueber den Vorzug verſchiedener *einzelner Formen* im Organismus der Verfaſſung werden die Anſichten immer abweichend ſeyn. Dabei kommt auch ſehr viel auf beſondere Verhältniſſe an. Dies iſt z. B.

bei der Frage: ob die Aufſtellung von zwei Kammern oder von einer Kammer den Vorzug verdiene? der Fall. Nur ſo viel iſt ausgemacht, daß alle Elemente im Staat in den Landſtänden ihre Vertretung haben ſollen. Nun gibt es in der That kein Land, wo nicht zwei Elemente ſich befeinden: das eine bildet die große Maſſe ſolcher, die durch ihre perſönliche Arbeit in Landwirthſchaft, Gewerben und Handel ihren Unterhalt gewinnen; das andere Element bilden Diejenigen, die vermöge ihres Beſitzthums, ihres Talents, oder ihres Berufs den entſcheidendſten Einfluß auf die Bildung des Geiſtes und Gemüths und auf die Geſittung der Geſammtheit ausüben. Man kann jenes Element als das demokratiſche, dieſes als das ariſtokratiſche bezeichnen. Beide haben auf den Schutz der Geſetze gleichen Anſpruch *). Bei der Form ihrer Vertretungen in den Landſtänden aber beſteht die Hauptſache darin, daß keines blos ſcheinbar vertreten ſei, ſondern beide ſo, daß ſie inner den Schranken der Gerechtigkeit ihre Intereſſen zu vertheidigen und geltend zu machen im Stande ſind **). Im Mit-

*) Si enim pecunias aequari non placet; si ingenia omnium paria esse non possunt; jura contra paria debent esse eorum inter se, qui sunt cives in eadem republica. Quid est enim civitas, nisi juris societas? (Cicero de Republica. I. 29.)

**) Auch Edm. Burke geſteht (in ſeinen Betrachtungen über die franzöſiſche Revolution überſ. v. Gentz 1791. I. 151), daß keine vollſtändige und zweckmäßige Repräſentation eines Volkes denkbar ſei, wenn Geſchicklichkeit und perſönliche Vorzüge nicht eben ſo gut ihre Vertreter haben, als das Eigenthum. Nur glaubt er, weil das Gefühl perſönlicher Vorzüge mehr zur Unruhe, das Eigenthum mehr zur Ruhe geneigt mache, ſo müſſe, wenn dieſes geſichert ſeyn ſoll, das Uebergewicht in der Vertretung auf der Seite des Eigenthums ſeyn. Was jedoch die Wählbarkeit betrifft, ſo wird immer das wohlbegründete Vertrauen der Wahlberechtigten das erſte und weſentlichſte Erforderniß ſeyn, welches durch bloßen Beſitz von Eigenthum nicht erſetzt werden kann. „Nec ulla deformior species est civitatis, quam illa, in qua opulentissimi optimi putantur. (Cicero de Republica I. 34.) Am freiſinnigſten hat ſich hierüber der einſichtsvolle Miniſter v. Stein in ſeinen patriotiſchen letzten Wünſchen für Preußens Neubildung (S. die Erinnerungen an dieſen trefflichen Deutſchen. Altenburg 1832. S. 76.) ausgeſprochen. „Nicht die Größe des Grundbeſitzes, ſagt er, nicht ererbte perſönliche Rechte, nicht die Höhe der Steuerſummen, welche der Staat entrichtet, nicht Namen und Titel ſollen Anſpruch geben auf die Würde eines Volksrepräſentanten, ſondern lediglich die innere Befähigung des wirklichen Bürgers, höhere Einſicht, reichere Erfahrung, erprobte Rechtſchaffenheit und edle Vaterlandsliebe, die im bürgerlichen Leben ſich kund gethan und erwieſen

telalter verlieh das Lehenweſen allen Freien Schutz gegen Mißbrauch höherer Gewalt und ſelbſt den Unfreien gegen Mißhandlung durch die Freien. Jetzt, wo das Geſetz nur Freie kennt, haben Alle das gleiche Intereſſe: Sicherung vor Willkühr, Geneigtheit zum Erhalten und Antrieb und Geſchick zum Verbeſſern ſollen ſich übrigens im Schooße der Landſtände eben ſo wie im Rathe der Regierung vereinigen und das Gegengewicht halten.

Der Demokratismus verlangt eine chimäriſche Gleichheit; der Abſolutismus ſtrebt dahin, Alle als Sklaven gleich zu machen. Können nun gleich die Geſetze die Menſchen nicht völlig gleich machen, ſo ſollen ſie doch die Ungleichheit, der ſie nicht abhelfen können, nicht noch erhöhen *). Die Wiſſenſchaften ſind ganz vorzüglich dabei betheiligt, daß dem Demokratismus ſowohl als dem Abſolutismus gewehrt werde. Denn nur da können ſie ungeſtört fortſchreiten, wo jede Willkühr durch die Geſetze gezügelt und die allgemeine Sicherheit unter ihre Aegide geſtellt iſt. Der Demokratismus iſt eben ſo geneigt, als der Abſolutismus, dem Geiſt Zwang anzulegen. Denen, welchen das Blühen der Wiſſenſchaften am Herzen liegt, kann mithin nichts erwünſchter ſeyn, als daß die Regierung durch ein Syſtem der Volksvertretung, wie es eben vorgezeichnet wurde, hinreichende Kraft erhalte, um alles Wahre und Gute zu beſchützen und zu fördern, und zugleich in der Lage ſich befinde, zur Feſſelung des Geiſtes weder die Gewalt noch die Verſuchung zu haben.

Dies iſt überhaupt das Intereſſe aller Organe und Anſtalten der geiſtigen und ſittlichen Volksſtimmung. Zu ihnen gehört auch die Druckerpreſſe. Daher muß es als eine verachtungswürdige Entweihung dieſes mächtigen Vehikels der Geiſtesbildung angeſehen werden, wenn ſelbſtiſche Parteiſucht ſich ſeiner bedient, um die Grundſätze und

---

haben, man möge ſie finden unter Grundbeſitzern, großen und kleinen, unter Fabrikanten, Kaufleuten, bürgerlich Gewerbtreibenden aller Art, oder unter Gelehrten, Künſtlern, Geſchäftsmännern, die dem Staat oder der Kommun erſprießliche Dienſte geleiſtet haben: alle die haben das Anrecht, gewählt zu werden." So richtig dieſer Grundſatz im Allgemeinen iſt, ſo wird doch das Intereſſe der Geſammtheit in ſeiner Anwendung am beſten bedacht werden, wenn für einen bedeutenden Theil der Volksvertreter außer der perſönlichen Fähigkeit ein großes Maß von Eigenthum erforderlich wird. Beides, wo es ſich zuſammenfindet, dient dazu, dem Vertrauen eine feſte Grundlage zu geben.

*) Makintoſh in ſeinem Werk gegen Burke. S. 48.

Personen zu vertheidigen und zu verunglimpfen, die die gesetzliche Gewalt der Regierung und die rechtmäßige Wirksamkeit der Stände wie Schutzwachen umgeben, und hingegen solche Ideen zu verbreiten, die die Leidenschaften entfesseln und die Abgründe rechtloser Anarchie oder Willkührherrschaft unter dem Fuß der Völker eröffnen. Ein Bund der Rechtlichgesinnten gegen solche Entweihung der Presse läge ganz im Bedürfniß unsrer Zeit; des Namens eines heiligen Bundes würdig, wenn seine Glieder die volle Kraft des mündlichen und schriftlichen Wortes anwenden, um die Atmosphäre der freien Presse rein zu erhalten. Dazu können nebst freimüthigen Gegenschriften, wodurch jede Uebertreibung gezüchtigt, jede politische Heuchelei entlarvt, jede Verleumdung auf der Stelle entkräftet wird, auch gesellige Zirkel mitwirken, wo jedes Wort den Sinn für strenge Rechtlichkeit belebt, dem Geschmack an gewagten, obgleich schimmernden Behauptungen begegnet, und dem Ehrgefühl und Thätigkeitstrieb die Richtung auf das ertheilt, was zum Wohl und Frieden des Vaterlands und zur Befestigung der Treue an Fürst und Vaterland beiträgt. Das Schlechte wird am wirksamsten durch das Gute beseitigt. Der große Streit zwischen der Gutsherrlichkeit, die der alten Zeit angehört, und dem freien Grundeigenthum, dessen möglichste Vermehrung durch das Staatswohl in neuerer Zeit gefordert wird, ist in vielen deutschen Ländern seiner Schlichtung so nahe gebracht, daß zu ihrer friedlichen Vollendung wenige Gesetze hinreichen dürften, die die gegenseitigen Anforderungen nach Grundsätzen der Billigkeit ermäßigen. Es sagt dem Vortheil der Grundherren nicht minder als dem der Landbauern zu, daß die wenigen Anstände, die in dieser Sache noch erübrigen, durch solche Gesetze ohne Zögerung beseitiget werden. Nichts konnte aber der friedlichen Lösung der Aufgabe hinderlicher seyn, als der Versuch, ein Privatrecht, dergleichen das Zehntrecht, jetzt wenigstens, gewiß ist, mit dialektischem Scheine zum Unrecht zu stempeln. Den Zehntpflichtigen die Ablösung durch einen Beitrag aus den Gesammtmitteln des Staats zu erleichtern, ist ein Vorschlag zur Ausgleichung, der im Interesse der Gesammheit alle Rücksicht verdient. Aber der Anspruch des Zehntberechtigten auf Entschädigung ist eben so gerecht, als ein Anspruch des Zehntpflichtigen, sich auf Kosten des Berechtigten zu bereichern, ungerecht wäre.

Die Ausdehnung und die Wichtigkeit des Gewerbstandes verdient jetzt die größte Aufmerksamkeit des Staats. Es muß diesem

daran liegen, daß der Gewerbſtand ſich behaglich und geehrt fühle, gemäß dem alten deutſchen Sprüchwort: «Handwerk hat goldenen Boden.» Dazu iſt vor allem Gewerbsfreiheit erforderlich. Viel würde aber auch dazu beitragen, wenn die berufsgemäße Bildung des Gewerbsſtandes eine gleich große und freigebige Fürſorge, wie der gelehrten Bildung gewidmet würde. Gewerbsſchulen in drei Abſtufungen ſind Bedürfniß des Zeitalters. Dadurch erſt erhält der Gewerbsſtand die ehrenvolle Stellung, die ihm im Staate gebührt, und die ihn zur gemeinnützigen Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten vollkommen befähigt.

Kein Zweig menſchlicher Thätigkeit hat gerechtern Anſpruch auf Freiheit, als der Handel. Was kann der Staat ihm Beſſeres geben? und wie könnte der Handel ohne Freiheit auf eine der Geſammtheit vortheilhafte Weiſe gedeihen? Je weniger der Handel zwiſchen den deutſchen Bundesſtaaten beſchränkt und beläſtiget wird, deſto mehr wird der Wohlſtand und auch die Anhänglichkeit an ein deutſches Vaterland zunehmen, und mäßige Zollabgaben bei der Einfuhr aus der Fremde erheben, werden ohne koſtſpielige und nur die Schmuggelei fördernde Mauthen hinreichen, dem deutſchen Gewerbsſtand eine erwünſchte Konkurrenz mit dem Ausland zuſichern. Dieſe Handelsfreiheit lag ſchon im Charakter der alten Reichsverfaſſung, und ſie iſt auch im Sinne der deutſchen Bundesakte begründet. Möchte ſie ein Hauptartikel der Geſetzgebung des Bundes und der ſämmtlichen Verfaſſungen werden! *)

Eine freie Verfaſſung, wie die Freiheit ſelbſt, iſt jedoch einer goldenen Bildſäule gleich, die auf irdenen Füßen ſteht, wenn ſie der Grundlage der Moral ermangelt. Erſt die moraliſche Geſinnung derjenigen, die an der Regierung Theil nehmen, und derjenigen, die regiert werden, iſt es, was der Freiheit und ihren Verfaſſungsformen das Leben einathmet. Wie kann die Freiheit gedeihen, wie Beſtand haben, wenn nicht die Erziehung und der Unterricht den Geiſt und das Gemüth

*) „Es iſt der höchſte und ſchönſte Zweck des Bundes, die gegenſeitigen Beziehungen und Verhältniſſe der Bundesſtaaten zu einander zum Vortheile der einzelnen Staaten, wie der Geſammtheit, auf eine befriedigende Weiſe zu ordnen und ſicher zu ſtellen, einen feſten Rechtszuſtand herbeizuführen und im Wege der gemeinſchaftlichen Geſetzgebung zu erreichen, was durch einzelne Verhandlungen und Verträge nur mit größerer Schwierigkeit zu erlangen ſtünde.“ Königlich Sächſiſche Erklärung am Bundestage vom 13. Oktober 1832.

frühzeitig für ſie vorbereiten und bilden? Um zur Freiheit fähig zu ſeyn, um ihre Frucht ernten und genießen zu können, muß der Menſch zur Beherrſchung ſeiner ſelbſt Kraft und Fertigkeit erlangt, er muß gelernt haben, den Geſetzen zu gehorchen. Ohne Tugend keine Freiheit. Die wichtigſte Bildung iſt daher die des Willens, die aber mehr durch lebendige Muſter und Uebung, als durch Lehre bewirkt wird. Darauf iſt demnach vor Allem zu dringen, daß der Menſch von Jugend an zur Ordnungsliebe und Folgſamkeit angewöhnt werde. Zugleich muß aber auch der Verſtand der Jugend eine ſolche Ausbildung erhalten, daß er ſelbſtſtändig nach Prüfung der Gründe zu urtheilen vermöge. Vermag dies der Verſtand nicht, ſo wird der Menſch ein beſtändiges Spielzeug der Meinungen, die oft wie der Wind entſtehen und vergehen, ohne daß man den Grund kennt. Dadurch wird es auch allein möglich, ſchon in der Jugend die Empfindungen vor Verfälſchung und den in ihr erwachenden Ehrgeiz vor unwürdigen Richtungen zu behüten. Es muß der Jugend ein edles Schamgefühl gegen blinde Nachbeterei und gegen die Eitelkeit, die um das windige Klatſchen des Pöbels (ſtehe dieſer hoch oder nieder) wirbt und ſich ſchaukeln läßt, eingeflößt werden. Auch die liebenswürdige Beſcheidenheit werde wieder ein Schmuck unſerer Jugend, indem ihr die Lehrer darin das Beiſpiel geben! Man wecke und nähre in ihr das Gefühl, daß nichts häßlicher, nichts abſtoßender ſei, als wenn der Jüngling, der lernen ſoll, lehren will; wenn er, deſſen Kenntniſſe und Einſichten noch beſchränkt, noch Bruchſtücke ſind, und der Feuerprobe der Erfahrung noch ermangeln, das Wort führen, den Ton angeben, und über Alles abſprechen will; wenn er, der ſich ſelbſt zu leiten noch nicht verſteht, die Verfaſſungen und die Regierung der Staaten zu richten und zu ordnen ſich anmaßt. Die Jünglinge müſſen zur Einſicht gebracht werden, daß Wiſſen noch nicht Weisheit ſei, und daß jenes ohne dieſe nur wenig fromme. Es muß zur Anerkenntniß kommen, daß an allen Schulanſtalten ohne Unterſchied die Charakterbildung mit der Bildung des Verſtandes, die Disciplin mit der Lehre, die Ordnung mit der Wiſſenſchaft gleichen Schritt halten, und der Lehrling in ſeinen Lehrmeiſtern freundlich geſinnte Erzieher erblicken ſoll. Nur aus ſo geregelten Anſtalten darf Deutſchland hoffen, Männer hervorgehen zu ſehen, die den Geiſt freiſinniger Verfaſſungen zu begreifen und im Leben zu handhaben den Willen, die Einſicht und die Kraft beſitzen.

Ein Hauptmittel, dem Ueberhandnehmen eines blinden Partheigeistes zu begegnen, liegt darin, daß der Ungründlichkeit in allen Fächern des Wissens gesteuert werde. Vorzüglich die seichten Kenntnisse, die kein gründliches und festes Urtheil aufkommen lassen, sind es, was den Menschen zum Spielzeug der Selbstsucht macht, welche sie instinktmäßig bald dieser, bald jener Meinung ohne Prüfung zuwendet. Schon in den niedrigern Sphären richtet so ein seichter Kopf viel Unheil an, in den höhern aber wirkt er wie eine wahre Pest, und so um so verwüstender, je besser seine Naturanlagen sind, die ihn in Stand setzen, die Ungründlichkeit mit blendendem Scheine zu verhüllen.

Und da der Schlußstein des ganzen Gebäudes menschlicher Bildung und Wohlfahrt in der religiösen Gesinnung besteht, so ist auch die bürgerliche und politische Freiheit auf Sand gebaut, wenn ihr äusserer Bau zu seiner Begründung dieses innern Schlußsteins entbehrt, durch den das Ansehen der Gesetze am meisten Stärke bekommt, weil er erst allen Gaben und Bestrebungen der Mitglieder der Gesellschaft Zusammenstimmung und Einheit verleiht. Nicht Selbstsucht, Tugend, Liebe, Erkenntlichkeit, das Gefühl der Freiheit sind es, die ein dauerndes Band knüpfen; dieses Band erhält aber erst seine volle Stärke durch den Gedanken der Unsterblichkeit, der die Herzen mit warmer Theilnahme an dem Ruhm und den Verdiensten der Vorfahren und an dem Wohlstand der Nachkommen erfüllt.*)

Wie die Geschichte zeigt, ging den Völkern mit dem religiösen Sinn auch stets ihre Freiheit verloren. Soll ein auf Freiheit begründetes Volksglück die Frucht einer guten Verfassung seyn, so muß in Allen und Jeden, die zu ihrer Handhabung mitwirken sollen, der Glaube ungetrübt und lebendig seyn, der in ihnen das Bewußtseyn der Pflichten über jeden Zweifel und alle Deutungen der Selbstsucht erhebt. Wie wahr und herrlich sind nicht die Worte, welche Anselm von Canterbury an den König Alexander von Schottland bei seiner Thronbesteigung schrieb: »Nur alsdann kann die Regierung der Könige gut und segenvoll seyn, wenn sie selbst nach dem Willen Gottes leben, und ihm unter seiner Regierung in heiliger Furcht dienen; nur alsdann werden die Könige über Andere gut regieren, wenn sie zuerst über sich selbst regieren, wenn sie sich nicht sklavisch den Lastern unterwerfen,

*) Vergl. Sismondi Geschichte der italienischen Freistaaten S. 531 fg.

ſondern alle Reize derſelben mit ſtandhaftem Muth überwinden. *) — Dieſe Worte richten ſich aber, wie an ſämmtliche Fürſten, auch an ihre Räthe, denen das Wohl der Fürſten lieber ſeyn ſoll, als ihre Gunſt, und an Alle, die zur Erhaltung der Verfaſſungen und für Förderung des Staatswohls zu wirken berufen ſind. Wenn es nun ihnen Allen ein wichtiges Anliegen ſeyn muß, daß die Religion in ihrer Kraft und Reinheit erhalten werde, ſo zeigt ſich zugleich aufs deutlichſte, welch großer Antheil den Lehrern und Dienern der Kirche an dem Werke zukommt, wodurch die Freiheit und durch ſie das Wohl der Völker nach Geſetzen begründet und befördert werden ſoll. Für das Gelingen und Gedeihen dieſes Werkes haben ſie eine um ſo heiligere Pflicht, als die Religion ſelbſt am ſchönſten und fruchtbarſten ſich entfaltet, wo das Geſetz, das die Freiheit Aller ſchützt, äuſſerlich auch die ihrige ſichert. Der ächte Geiſtliche, der das wahre Intereſſe der Religion kennt, und dem es über Alles heilig iſt, wird daher jederzeit auch ein Freund der öffentlichen Freiheit ſeyn, und ihr ſchon dadurch den größten Dienſt leiſten, daß er in allen Herzen das göttliche Geſetz der Liebe pflanzt und pflegt, die den menſchlichen Geſetzen Folgſamkeit verſchafft, und, zu allem Guten ermunternd, das Band der Vollkommenheit iſt. Sie allein vermag alle Gegenſätze des Lebens vollſtändig zu verſöhnen.

In mehrern Gegenden Deutſchlands hat man in neueſter Zeit für Veredlung des Kirchlichen Manches begonnen. Der Sinn für heilſame Verbeſſerungen offenbart ſich immer mehr; der Unterricht der Geiſtlichen hat ſehr gewonnen; ſehr Viele verkennen, daß ſie dazu berufen ſind, den Geiſt des Volkes zu bilden, und daß alle ihre Amtsverrichtungen, um zu fruchten, mit Geiſt behandelt werden müſſen.

Indeſſen zeigt es ſich auch im Schooße der Kirche täglich deutlicher, daß gründliche Verbeſſerungen, die nicht blos die Oberfläche des religiöſen Lebens berühren, ſondern in demſelben Licht und bleibende Wirkungen hervorbringen und den Keim ſteten Fortſchreitens zur Vollendung um ſich bewahren und entwickeln ſollen, erſt von gemeinſamer Berathung der Vertreter der Kirchengemeinden ſich erwarten laſſen; was der Einzelne, auch mit heller Einſicht und reinem Eifer unternimmt, iſt Stück-

*) Es iſt, als habe Anſelm die Stelle des Cicero (de Republ. I. 34.) vor Augen gehabt: Cum is, qui imperat aliis, servit ipse nulli cupiditati, cum suos ad res civeis instituit et vocat, eos omnes complexus est ipse, nec leges imponit populo, quibus ipse non pareat, sid suum vitam, ut legem, proponat suis civibus.

werk; nur die Zuſtimmung der Geſammtheit kann es ergänzen. Wie ſtändiſche Verſammlungen für den Staat, ſind jetzt auch Synoden für die Kirche Bedürfniß.

Auf dem bezeichneten Wege der Verſtändigung und Verſöhnung dürften unſere Gegenſätze, deren Steigerung durch ſchroffes Ankämpfen gewiß nicht gefahrlos iſt, alles Feindſelige und Beunruhigende verlieren und in einem erfolgreichen Proteſtantismus des Rechts gegen Unrecht, der Geſetzlichkeit gegen Willkühr, des Lichts gegen Finſterniß ſich auflöſen.

# Erinnerungen
## an
# Aloys Reding

(geboren den 6. Mai 1765 zu Schwyz; gestorben den 5. Februar 1818 daselbst).

Von Heinrich Zschokke.

## Zusammentreffen in Bern.

Es war Ausgang des Winters 1796, als ich mit Oelsner *) mich aufmachte, die Weltstadt Paris zu sehen. Es gab für mich keinen angenehmern und lehrreichern Reisegesellschafter, als diesen gewandten, kenntnißvollen und witzigen jungen Mann. Obgleich wir in Denk- und Gemüthsweise sehr verschieden waren, liebten wir uns darum doch nichts desto weniger zärtlich, und vielleicht eben darum. Ich anerkannte seine Ueberlegenheit gern, besonders in seiner Weltkenntniß; und er spielte bei mir gewissermaßen die Rolle eines Mentors, der seinen erfahrungslosen, etwas brausenden, oder schwärmerischen Telemach in das große Leben einführen wollte.

Wir kamen mit Sturm und Schnee nach Bern. Wie überall, hatte Oelsner auch hier seine hundert »guten Freunde«, von denen er nicht so bald losgelassen wurde. Schon unterwegs hatte er mich darauf vorbereitet, daß wir vielleicht vier oder sechs Wochen in der Hauptstadt des größten Schweizerkantons verweilen würden. Ich ergab mich ohne Murren in mein Schicksal; denn ohne ihn wollte ich nicht reisen, und seine persönliche Bekanntschaft mit vielen der ausgezeichnetsten Männern in Paris war für mich von zu bedeutendem Werth.

Er setzte mich im Gasthof zum Falken ab, bis er mir in einem Privathause Wohnung verschafft haben würde. Die ersten Tage quälte mich, wenn ich nicht las oder schrieb, lange Weile. Die Stadt, in der ich niemanden kannte, war mir mit ihren einförmigen, kalten, grauen Häusermassen etwas unheimathlich oder »unheimelich«, wie man in der Schweiz sagt. Die Menschen schienen mir wie ihre Häuser zu seyn,

*) Prometheus 1r Theil S. 205.

kalt, zierlich, ſteif. Ich vermißte das trauliche, bürgerliche Leben von Zürich. Alles mahnte mich an ur-reichſtädtiſches Patriziat, an ariſtokratiſche Magnifizenz. Ich ſah in Bern ein Venedig des Gebirgs. An der Wirthstafel ging es mir nicht beſſer: zwar Tiſchgenoſſen genug von allerlei Geſtalt und Schnitt; aber niemand bekümmerte ſich um mich und ich redete niemanden an.

Eines Tages endlich erhielt ich einen Nachbar, der Geſpräch mit mir anſpann und mich bald mit beſonderer Aufmerkſamkeit behandelte. Es war ein ältlicher Herr, etwas verſchrumpft und ſüßlich, der mir bald deutſch, bald franzöſiſch allerlei Dinge erzählte, die wider ſeinen Willen drollig herauskamen und mich zum Lachen reizten. Ich bewunderte indeſſen mit gebührender Artigkeit ſeine Einfälle und Urtheile, die nichts weniger als geſunde Urtheilsgabe verriethen. Je mehr ich lachte und bewunderte, je mittheilender und freundſchaftlicher wurde er.

Uns gegenüber ſaß ein ſchöner, ſchlanker Mann im blauen Frock; er ſchien kaum dreißig alt zu ſeyn; ein Blondkopf, ſelbſt die blauen Augen von blonden Wimpern beſchattet; in den angenehmen Geſichtszügen Ausdruck von Edelſinn und gutmüthiger Biederkeit, der das Herz gewann. Mein Lachen hatte dieſen bisher ſtummen Zuhörer angeſteckt. Er lachte, und bewunderte den Nachbar mit mir um die Wette. Nun, wie es ſo geht, ließ ich meinen ganzen Muthwillen los, und eroberte damit, wider Vermuthen, die volle Gewogenheit, faſt Zärtlichkeit, unſers Bewunderten. Es ließ nach Tiſche fremde Weine bringen, und beim luſtigen Klang der Gläſer, unter dem geiſtigen Wetterleuchten des Witzes und der Laune, ſchloſſen drei Leute, die einander durchaus nicht kannten, das vertraulichſte Verhältniß unter ſich ab.

Folgendes Tags ward ähnliches Leben fortgeſetzt und ſo mehrere Tage. Der Blondin und ich faßten wirklich eine Art Zuneigung zu dem ältern Tiſchfreund, deſſen Günſtling ich jedoch war und blieb. Wir beiden jüngern aber meinten es herzlicher mit einander, wir ſchienen den dritten Mann nur zu ſchätzen, weil er der Gelegenheitsmacher zwiſchen uns geworden war. Wenn er uns nach Tiſche verließ, ſchlenderten wir zwei, Arm in Arm, durch die ſchmalen ſteinernen Lauben oder Arkaden, welche ſich für die Fußgänger längs den Reihen der Häuſer von Bern hinziehn. Im gegenſeitigen Auswechſel munterer Einfälle und Bemerkungen über Alles, was ſich darbot, oder was wir auf Reiſen geſehn und erlebt hatten, gaben wir einander unſere Sinnesweiſe mit aller Unbefangenheit preis, und gewannen damit einander deſto lieber.

So war ungefähr eine Woche verfloſſen, als mein junger Geſellſchafter Bern verließ. Erſt beim Abſchiede fiel uns ein, um unſere Namen zu fragen. Ich nannte ihm den meinigen, der ihm ſo fremd, wie mir der ſeinige war. Er nannte ſich Aloys Reding von Schwyz; war Offizier in ſpaniſchen Dienſten geweſen, und ſeit 1788 in ſein Vaterland zurückgekommen. Wir zeichneten die Namen jeder in ſeinem Taſchenbuch auf, weil wir unſerm Gedächtniß weniger, als unſerm Herzen vertrauten. Ich mußte Wort und Hand darauf geben, ihn bei meiner Rückkehr von Paris zu beſuchen. Noch eine Umarmung und wir ſchieden.

So entſtand aus heiterm, jugendlich. leichtem Sinne eine freundſchaftliche Verbindung, die der Zufall tändelnd herbeigeführt hatte und die er eben ſo tändelnd wieder löſen konnte. Aber ſie blieb dauerhaft fürs Leben.

---

## Beſuch in Schwyz.

Im Spätſommer deſſelben Jahrs, bei ſchöner Morgenfrühe, ſchwamm ich auf einem Schifflein von Luzern über den Waſſerſpiegel des Vierwaldſtätterſees hin, zwiſchen den rieſigen Pyramiden des Pilatus und Rigi, die ſich, wie Duft auf Luft gemalt, in den blauen Himmel emporſtreckten, und ſich unter mir, in den zitternden Wellen wiedergeſpiegelt, einem andern Himmel aus der Tiefe entgegenſenkten. Vom Hintergrunde, über der Dunkelheit der gedrängten Gebirgsmaſſen, leuchtete mich der ewige Schnee einzelner Gletſcher an. Mein Weg war nach Uri, über die Alpen am Gotthard, gen Chur im Bündnerlande. Ich fühlte mich in jener Friſche und Freudigkeit des Gemüths wieder, die nur der Jüngling kennt, wenn er, nach den erſten Enttäuſchungen des Lebens, auf die Wirklichkeit ſeiner heiligen Urbilder und den Werth des Zeitalters Verzicht geleiſtet hat, und nun, gleichſam Fremdling in dieſer Welt, aber getröſtet durch den Gott in ſeiner Bruſt, ſtolz den Abentheuern der Zukunft entgegen ſchreitet. Es iſt der Zuſtand von heiterer Seelenruhe, welcher ſich einſtellt, wenn ſich das Auge müde geweint hat.

Von Paris zurückgekommen, hatte ich dort nur das ſelbſtſüchtige, irre, wankelſinnige Treiben der Menge, nicht die erhabene Einfalt der Ariſtiden und Phociene des republikaniſchen Griechenlands erblickt; nirgends ruhige Begeiſterung für Tugend, Vaterland, Freiheit, nur freveinden Witz und ruchloſe Wuth; alten, verblichenen Pomp der zer-

ſtörten Monarchie mit demokratiſchem Firniß überzogen. Ich hatte Frankreich mit Ekel verlaſſen und mich in die Schweiz zurückgeflüchtet, wenn auch ohne Hoffnung, hier bei Unterthanen, denen man die edelſten Rechte der Menſchheit verkümmerte, und bei Rathsherrn-Regierungen in reichſtädtiſchen Formen, den Abgott meiner Sehnſucht, ein wahrhaft freies, hochmenſchliches Staatsleben zu finden. Aber die Einfalt des Hirtenlebens unter den Umgebungen einer majeſtätiſchen Natur, aber die einſame Wunderwelt der Alpen, wo ich meine Verwandtſchaft mit dem Göttlichen reiner und tiefer fühlte, erquickte und ſtärkte mich.

Es iſt ein gefährliches Ding in Schulen, zumal in monarchiſchen Ländern, den Geiſt des Jünglings unter den Helden Plutarchs erwachſen zu laſſen, und ihm das hehre Griechenland und Rom zur erſten Heimath zu machen. Er findet jenſeits der Schule, im Alltagsleben, das verlorene Paradies nicht wieder, welches freilich mehr in ſeiner Einbildungskraft blühte, als im wirklichen Alterthum. Die Geſchichte iſt immerdar ſchöner, als das Geſchehene, nur das Bild der Landſchaft im Malerſpiegel mit reinern Umriſſen und Färbungen erſcheint als unmittelbar vor den Augen. Das Heimweh bleibt dem Jüngling.

Wie ſich der See, nach ſechs Stunden Fahrt, rechts zu den ſchroffen Uferfelsmaſſen der weiten Schlucht von Uri bog, ſchwoll vor mir allmählich das Brunner Geſtade des Landes Schwyz, mit ſeinen in Fruchtbäumen halbverborgenen Dörfern, zerſtreuten Hütten und Wieſen, empor bis zu den zerklüfteten Bergfelſen des Mythen und Haken. Wir landeten dort. Ich wanderte wohlgemuth den ſchmalen, ſteinigen Fahrweg von Brunnen und Ingebohl, über den Wildſtrom der Muotta, gen Schwyz, meinen Freund Reding zu ſuchen. Man zeigte mir links der Straße, am Eingang des Fleckens Schwyz, ein geräumiges Haus, von ſtädtiſcher Bauart, Schmidtgaſſe geheißen, als ſeine Wohnung. Ich fand ihn in der Mitte ſeiner Familie und für mich den freundlichſten Empfang von Allen. Es ſchien, als wäre ich ihnen [illegible]ch ihn ſchon bekannt geweſen, ein alt befreundeter Gaſt.

Menſchen und Dinge, die mich hier umgaben, machten auf mich einen ganz eigenthümlichen, fremdartigen, doch nicht unangenehmen Eindruck. Das Haus, etwas alterthümlich oder veraltet, im halbvermiſchten Styl eines andern Jahrhunderts, ſprach in ſeinem Innern durch ein bequemliches, heimeliges Weſen an. Die Zimmer, einige noch in altfranzöſiſchem Putz, andere ſchlicht nach Landesſitte, andere nach ſpäterer, ſtädtiſcher Weiſe verſehen, zeigten in ihren Geräthen und Verzierungen die

Zeitfolgen des wandelbaren Geſchmacks; aber geräumig, hell und ſauber, umfingen ſie jeden Eintretenden mit zuſagender Behaglichkeit, in der er ſich ſogleich, wie zu Hauſe, fühlte. Aehnliche Gegenſätze in Sitte, Ton, Titel und Tracht der liebenswürdigen Bewohner des Hauſes. Die Frauenzimmer erſchienen in den feinſten Stoffen, zuweilen reich, doch nur halbſtädtiſch gekleidet; gleich andern Bäuerinnen des Thals trugen ſie aber die kleinen Goldhauben, mit hohem, helmartig am Hinterkopf niedergehendem Spitzenwerk, dazwiſchen auch Kunſtblumen zitterten. In der Familie, von welcher ſpäterhin einige Glieder europäiſchen Namen gewannen, herrſchte höchſt einfaches, patriarchaliſches Weſen, wie irgend in der Hütte eines Schweizers; aber mit einer milden Anmuth und Bildung gepaart, wie man nur in den ſogenannten feinern Kreiſen der Geſellſchaft zu finden gewohnt iſt. Das Schönſte aber, und worin Alles in dieſem Hauſe eine gewiſſe Verklärung bekam, war die Herzlichkeit und fromme Liebe, mit der Eins am Andern hing.

Es war mir rührend, die aufmerkſame, zärtliche Ehrfurcht zu ſehen, mit welcher Alle den Vater des ganzen Geſchlechts umringten und begegneten, einen hohen, ſtarkgebauten, ſchon etwas ſchwerbeweglichen Greis, deſſen äuſſere Haltung noch den alten Kriegsmann verrieth. Einen guten Theil ſeiner Tage hatte er in ſpaniſchen Dienſten verlebt, die er nachher mit dem Rang eines Oberſtlieutenants verlaſſen hatte. Er war Vater von vier Söhnen und vier Töchtern; mein Freund Aloys von ihnen Allen der Jüngſte. Aber nur dieſer allein von den Söhnen, und die älteſte ſeiner Töchter, Magdalene, Wittwe eines franzöſiſchen Gardehauptmanns, wohnten im Hauſe des greiſen Vaters, nebſt der Marſchallin Reding, Gemahlin ſeines älteſten Sohns, Theodor.

Dieſer Theodor befand ſich damals noch in ſpaniſchem Kriegsdienſt, in welchen er ſchon als ſechszehnjähriger Knabe eingetreten und nun, als Marechal de Camp, Inhaber eines Regimentes geworden war. Es iſt derſelbe, welcher nachmals, im Kampfe Spaniens gegen Frankreich, bei dem Napoleons Lorbeern zuerſt zu welken begannen, ſich durch Talent, Erfahrung und Tapferkeit in der Schlacht von Baylen einen glänzenden Namen erwarb. Sein kühner, oft glücklicher Widerſtand gegen die franzöſiſchen Heere blieb nicht verkannt. Spanien erhob ihn zum Herzog und Granden des Reichs. *)

*) Verwundet im Treffen bei Valls, als er, zurückgedrängt durch den franzöſiſchen Feldherrn Gouvion St. Cyr, noch Valencia gegen dieſen ſichern wollte, ward er nach Tarragona gebracht, wo er nach einer dreizehntägigen Krankheit, am 13. April 1809, ſtarb.

Unter ihm, in ſeinem Regiment, diente, als Oberſt deſſelben, ſein Bruder Nazare von Reding, der nachher General-Gouverneur der Inſel Majorca ward, und, ſpäterhin (1814), in ſein Vaterland zurückgekehrt, hier noch (bis 1817) der Krone, für die er ſo lange und rühmlich gefochten hatte, als ſpaniſcher Geſchäftsträger diente. *)

Kürzer und glückloſer war die Laufbahn eines dritten der Brüder geweſen, Rudolfs, welcher, als Hauptmann der königlichen Leibwacht, zu Paris gelebt hatte, bis der 10. Auguſt 1792 den ſchweizeriſchen Lohntruppen einen furchtbaren Untergang brachte. Zwar war er dem blutigen Gemetzel dieſes Tages entkommen; aber ſein Zufluchtsort, in welchem er ſich verbergen wollte, ward, wie man ſagt, durch einen Brief, den ihm zur böſeſten Stunde ſein Vater ſandte, entdeckt, und er verlor durch den raſenden Pöbel das Leben.

## Der kleine Hirtenſtaat.

Wie kurz auch mein Aufenthalt in dieſer merkwürdigen Familie war, deren Ahnen ſchon im dreizehnten Jahrhundert geglänzt hatten, gehörte er doch zu den genußvollſten Augenblicken des Lebens. Mir war da Alles neu, Alles ungewöhnlich, und doch anziehend und lieb. Mit Aloys erneuerte ich, unter fröhlichen Erinnerungen, den alten Bund von Bern.

*) Geboren 1759 zu Schwyz, ſtarb er daſelbſt, allgemein geehrt, am 30. September 1825. Ein ſchöner Zug heldenmüthiger Menſchlichkeit verdient von dieſem Manne aufbewahrt zu werden.

Während er Gouverneur in Majorca war, im J. 1810, entſtand eines Tages plötzlich gegen die gefangenen Franzoſen Aufruhr des Pöbels zu Palma. Nazare begab ſich auf den Platz. Der Lärm war durch ein bloßes Mißverſtändniß entſtanden. Aber vergebens blieb ſein Befehl, ſein Drohen, ſein Bitten gegen die Volkshaufen, deren Zahl und Wuth von einem Augenblick zum andern ſtieg. Die Majorcaner bemächtigten ſich ſchweren Geſchützes, ſchleppten es herbei, richteten es gegen die zitternden Kriegsgefangenen und waren im Begriff, es abzufeuern. Da warf ſich Nazare vor die Mündung der Kanone. Seine Entſchloſſenheit dämpfte einen Augenblick den Sturm. Er benutzte das ſtille Erſtaunen der Menge, die Franzoſen zum Hafen zu führen, um ſie nach der Inſel Cabrera einſchiffen zu laſſen. Er ſelbſt, mit einigen Offizieren, deckte den Zug wider den Blutdurſt der Horden. Ja, ſogar der Biſchof, unter dem Geläute aller Glocken, die Monſtranz vor ſich hertragend, ſchloß ſich an. Aber vergebens. Mehrere Franzoſen wurden noch verwundet und ermordet. Nazare ſelber wurde verwundet; hinter ihm einer ſeiner Offiziere mit Dolchſtichen durchbohrt, den er, um ihn vom Tode zu retten, auf ſeinen Schultern in ein Boot trug, während er ſich mit dem Säbel in der Fauſt gegen die heulenden Mörderbanden ſchlug.

Einen neuen ſchloß ich mit einem jungen, angenehmen Geiſtlichen, der im Hauſe Gaſt war, wie ich, und »Herr Abbé« genannt wurde. Es war Joſeph Bueſinger, von Unterwalden, welcher ſpäterhin der Geſchichtſchreiber ſeines kleinen Heimathlandes, und, als Pfarrer zu Stans, in den furchtbaren Nothtagen deſſelben, deſſen größter Wohlthäter geworden iſt.

Ich will aber nicht von unſern geſelligen Unterhaltungen, ſondern von der ſonderbaren Geſtaltung der kleinen Republik reden, in der ich mich befand, ſie, die einſt Europa mit dem Ruhm ihrer Tapferkeit erfüllt und ihren alten Namen auf die ganze Schweiz übertrug. Sie gefiel mir an und für ſich ganz wohl; und, ich zweifle kaum, man lebte in ihr ſehr glücklich; aber ich gefiel mir nicht in ihr und hätte ſchwerlich immer ihren Gränzen glücklich werden können. Napoleon wollte ſie, wie die andern Demokratien am See der vier Waldſtätte, als »alterthümliche Merkwürdigkeit,« der bloßen Seltenheit wegen, aufbewahrt wiſſen. Das konnte ein Weltherr, unter deſſen Zepter Staaten von allerlei Formen lagen, in einer Umwandlung guter Laune ſprechen; aber wahrlich, Seltenheit allein iſt keine Vortrefflichkeit.

Man denke ſich die Bevölkerung einer mittelmäßigen Stadt, kaum 30,000 Seelen, in mehrern an einander gränzenden Thalſchaften zerſtreut. Die aus rohbehauenen Baumſtämmen zuſammengefugten Häuſer und Ställe liegen einzeln in den Wieſen und Matten des Thalgrundes, oder an Berghängen, Waldſtrömen und zwiſchen Felſen, oder hin und wieder gedrängter zu einem Dorfe, beiſammen. Jede Familie lebt auf ihrem kleinen Eigenthum, abgeſchloſſen in ſich, unabhängig, meiſtens von Viehzucht und dem Ertrag der Wieſen und Alpen. Von Handwerkern findet man hin und wieder kaum die unentbehrlichſten, und, ausgenommen in einigen größern Flecken, keinen wiſſenſchaftlich gebildeten Arzt, keine Apotheke, keine Rechtsanwälde. Man weiß nichts von Polizeibeamten, Wachten, Strafanſtalten; nichts von Armen- und Waiſenhäuſern, Beſſerungs- und Zuchthäuſern. Nur im Winter erblickt man die dürftige Einrichtung einer Schule des Dorfes.

Alles geht nach herkömmlichen Uebungen, wie vor Jahrhunderten; es gibt keine Geſetzbücher; der geſchriebenen Geſetze nur wenige, und den wenigſten Leuten bekannt. Die Gemeinden haben ihre Vorſteher, die ſie ſich ſelber wählen, und die das Gut der Ortſchaft und ihrer Kirche verwalten. Mehrere Gemeinden bilden einen Bezirk, deſſen Bürger ſich die oberſten Vorſteher deſſelben ernennen, einen Landammann

an der Spitze. Solch ein Landammann iſt nicht nur das Haupt des Bezirks, ſondern der allgemeine Rathgeber. Jeder wendet ſich an ihn; ſogar in Familienhändeln. Die Vorſteher des Bezirks Schwyz im Hauptflecken verſammelt, ebenfalls mit einem Landammann an der Spitze, beſorgen die allgemeinen Angelegenheiten des Staats. In wichtigern Fällen, um der Verantwortlichkeit zu entgehn, berufen ſie Vorſteher und Abgeordnete der andern Thalſchaften und Bezirke zu ſich ein. Eine eigentliche urkundliche, geſchriebene oder gedruckte Staatsverfaſſung iſt ganz unbekannt. Man lebt wie vor Alters und ſeit Jahrhunderten. Alle Bürger haben in Landesſachen gleiches Recht. Sind allgemeine Verordnungen und Geſetze, Beſchlüſſe über Staatsverträge, über Krieg und Frieden nöthig, ſo werden ſie in der Landsgemeinde verhandelt, zu welcher Knaben, wenn ſie ſechszehn Jahr alt ſind, eben ſo wohl als Greiſe mit geſetzgeberiſcher Gewalt erſcheinen und ſtimmfähig ſind.

So ohngefähr war es damals; ſo iſt es noch heut, ſo war es vor Jahrhunderten. Die einfachen Verhältniſſe und Bedürfniſſe der Hirtenfamilien haben faſt keine Veränderungen erlitten. Sie ſind mit ihren Zuſtänden zufrieden, alſo in ihrer Art glücklich: unbekümmert um die übrige Welt, von der ſie auch in der That wenig wiſſen. Sie verlangen von andern Staaten nichts; aber wollen auch in ihrer freien, hergebrachten Art und Weiſe ſich nicht von Andern ſtören laſſen. Man könnte einen ſolchen Zuſtand ſtaatsbürgerlicher Geſellſchaft beneidenswürdig heißen; er gleicht einer patriarchaliſchen Unſchuldswelt. Man wird begreifen, daß hier von Steuern und Abgaben ſelten die Rede ſeyn kann; denn niemand von den paar tauſend Geſetzgebern iſt geneigt, ſich Auflagen für das Gemeinbeſte vorzuſchreiben. Die Beamten dienen unentgeldlich, und finden ihren Lohn in der Süßigkeit des Herrſchens, in der Ehre, obenan zu ſtehn; in andern Vortheilen, die ihren Familien durch eine höhere Stellung, und durch Verhältniſſe mit andern Regierungen zufließen.

Aber dieſe Unſchuldswelt hat ihre Schattenſeite. Fehlt es gleich an jenen öffentlichen Einrichtungen, die man in andern Ländern unentbehrlich nennt, fehlt es doch nicht an den Uebeln, die dergleichen nöthig machen. Allein man behilft ſich hier, wie man kann. Man ſieht keine Armenhäuſer, aber Bettler; keine Zuchtanſtalten, aber Verbrecher; man ſchickt ſie im ſchlimmſten Fall, als Verbannte, andern Ländern zu. Fehlen Aerzte und Apotheken, ſo ſtirbt man ohne ſie, oder fragt alte Weiber. Fehlen Geſetzbücher, ſo entſcheidet Uebung oder richterliche Will-

führ, an Rechtshändeln iſt darum kein Mangel. Die freie Unabhängigkeit jeder Haushaltung tröſtet für Alles: der Menſch begnügt ſich mit Stillung der niedrigern Bedürfniſſe; von höhern hat er, beim Mangel höherer Geiſtesbildung, keine Ahnung.

Man überläßt den wenigen reichern Familien ſorglos das Regieren, und dieſe werden ſowohl durch gegenſeitige Eiferſucht, als durch die jährliche Erſcheinung des ſouveränen Volks auf dem Landsgemeindenplatz, verhindert, Gewaltsherrlichkeit zu üben. Sind die »Herren« einig, ſo geht das Volk, wohin man es führt, und noch beſſer, wenn mit jenen auch die Geiſtlichen einverſtanden ſind. Denn dieſe, unbeſchränkte Herren des Gewiſſens in der unwiſſenden Menge, vermögen durch das einzige Zauberwort »Religion« mehr, als die weltlichen Obern mit dem Worte »Vaterland.« Ja, dieſe Obern ſelbſt, auferzogen von Geiſtlichen, oder wenigſtens von Kindheit auf an tiefe Ehrfurcht für das Kirchliche gewöhnt, ſind mehr oder minder dem Einfluß deſſelben und den Anſichten der Prieſterſchaft untergeben. Man erblickt dieſe überall, denn ſie iſt überall zahlreich. Man rechnet, daß bei dieſem Völkchen unter ſechszig männlichen Einwohnern immer Einer geiſtlichen Standes iſt.

So war alſo der kleine Freiſtaat allerdings von jeher, ſeinem Weſen nach, eine Demokratie, auf ſtaatsbürgerlicher Rechtsgleichheit beruhend; aber in ſeiner Regierungsform eine Oligarchie, in der Hand weniger reichen Familien, unter geiſtlicher Mitwaltung. Und ſo iſts noch heut. Ehemals, das heißt, vor dem Jahre 1798, als das altgefreite Land (der heutige kleine Bezirk Schwyz, mit etwa 14,000 Einwohnern) noch die andere Hälfte des Kantons, als Unterthanenland, beherrſchte, und Landvögte zu den unterthänigen Gebieten vom Thurgau, Rheinthal, Sargans, Uznach, Gaſter, den freien Aemtern und den ſogenannten cisalpiniſchen Vogteien jenſeits des Gotthardberges (dem heutigen Kanton Teſſin) ſenden konnte, fanden die vornehmern Geſchlechter dort in den Beamtenſtellen reichliche Einnahmen; ebenſo ſammelten ſie, als Offiziere im ausländiſchen Kriegsdienſt von Frankreich, Spanien, Neapel u. ſ. w., für welchen ſie in ihrem Lande Compagnien werben, oft beträchtliches Vermögen ein. Damit wurde ihr Wohlſtand erweitert, ihre Weltkenntniß und Bildung weit über den Begriffskreis des Volks erhöht. So wurden ſie durch Ueberlegenheit von Reichthum und Kenntniß die natürlichen Obern des Landes.

Das iſt nun freilich gegenwärtig, ſeit dem Jahre 1798, etwas anders geſtaltet. Jene Geldquellen ſind verſiegt. Es giöt keine Unter-

thanenlande mehr. Die ganze Schweiz, worin ſonſt eine Bevölkerung von beinahe zwei Millionen die Unterthanen von etwa 100,000 Bürgern waren, iſt Freiland geworden. Die auswärtigen Fürſten, nur Neapel und den Papſt ausgenommen, verlangen keine ſchweizeriſche Söldner mehr zum Schutz ihrer Throne. Man kann den ererbten Reichthum nicht mehr, wie ſonſt, vergrößern; ſondern muß ſich begnügen, ihn haushälteriſch zu bewahren.

Man mag ſich daraus erklären, was den übrigen Europäern ſonſt räthſelhaft ſchien, warum die ſogenannten freien Schweizer (die wenigen freien Thäler und Städte) die heftigſten, ja unverſöhnlichſten Feinde der Freiheit wurden, inner und auſſer den Gränzen der Eidsgenoſſenſchaft. Es war ihnen um einträgliche Vorrechte, um ökonomiſche Vortheile zu thun. Dafür ſollten einige Millionen Menſchen in Dienſtbarkeit und Unwiſſenheit behalten bleiben.

Man wird aus dem Geſagten auch begreifen, wie in den eigentlichen Hirtenkantonen der Schweiz der wiſſenſchaftlich gebildete, helldenkende, freiſinnige Mann ſich ſchüchtern in ſich ſelbſt verſchlieſſen und zum Unfreieſten werden mußte. Was er zum Gemeinbeſten vorbereiten, oder leiſten wollte, ward von der unwiſſenden, ſouveränen Menge nicht verſtanden; von den Vornehmern, ſobald es ihr Intereſſe auch nur von fern betrohte, verhindert. Wollte man ihn ächten, ſo war es genug, ihn beim Volk als gefährlichen Neuerer, oder als einen Mann ohne Religion zu bezeichnen; und er war alles Vertrauens und Einfluſſes beraubt. Ja, auch nur in einer armſeligen Dorfſchule den Unterricht der Kinder zu erleichtern, oder gar zu erweitern, konnte dem menſchenfreundlichen Urheber böſen Ruf und Feindſchaft bringen. Denn das bildungsloſe Volk erſchrickt mißtrauiſch vor dem, was auſſer den engen Grenzen ſeiner Vorſtellungen und Erfahrungen erſcheint, und wird in dieſem Mißtrauen durch das Anſehen und Warnen ſeiner weltlichen und geiſtlichen Führer beſtärkt, die entweder ſelbſt ſehr beſchränkte Kenntniſſe zu beſitzen pflegen, oder, ihres Intereſſes wegen, die Erweiterung der Kenntniß und Aufklärung im Volke verhüten zu müſſen glauben. Ich ſpreche aber hier nur von der katholiſchen Geiſtlichkeit und der Gewalt, die ſie über Denkart und Gewiſſen der Hirtenfamilien, auch in irdiſchen Angelegenheiten, übt. Denn ungleich freier bewegt ſich das proteſtantiſche Volk in den kleinen Demokratien der Alpenthäler; da herrſcht mehr Gedanke, mehr ſelbſtſtändige Anſicht, mehr Gewerbfleiß und Luſt an Belehrung. So z. B. in Glaris, ſo in den äuſſern Rhoden Appenzells. Tritt man

in die katholischen innern Kloden, so tritt man gleichsam in eine andere Zone. Die Menschen sind weniger thätig und arbeitsam; die Dörfer minder schön; die Wohnungen im Innern minder sauber und zierlich; selbst die Kleidungsstücke minder sorgsam gehalten und reinlich.

Aloys Reding pries mir in voller Ueberzeugung das Glück seines Freistaates. Jeder Landmann, sagte er, ist Freiherr auf seinem Gut, ernährt von seinen Alpen, selbst wählend die Obern, denen er gehorchen, zum Gesetz die Stimme gebend, dem er unterwürfig seyn will. Er ist der freieste Sohn der Erde; und wenn man auch zugeben mag, daß er in höhern Angelegenheiten durch Einsicht der kenntnißvollern geistlichen und weltlichen Obrigkeit geleitet wird, so wird er doch eigentlich nur geleitet; er fühlt seine Beherrschung nicht.

Ich hütete mich bescheiden vor kränkendem Widerspruch. Ich konnte sogar, und kann auch heute, nach mehr denn dreißig Jahren noch, die Richtigkeit seiner Schilderung anerkennen. Und doch standen Schwyz und die übrigen katholischen Republiken der Alpenländer, damals, wie heute, tief unter meinem Urbilde eines wahrhaft freien Gemeinwesens. Sie vereinigten damals, wie heute noch, die meisten Nachtheile der Demokratie und Aristokratie in sich, ohne all das Gute von diesen beiden Staatsgestaltungen genießen zu können. Mit der leichten Verführbarkeit und anarchischen Aufregbarkeit einer souveränen Volksmasse durch weltliche oder geistliche Demagogie und Parteimacherei, war der verderbenvolle Trieb aller oligarchischen und hierarchischen Aristokratie gepaart, das geistige Unvermögen, die volle Unmündigkeit des Volks auf jede Weise unverletzt zu bewahren und zu befördern, um die Abhängigkeit der unbehülflichen Menge für den Ehrgeiz der regierungsfähigen Geschlechter zu sichern.

Alle Staatsgebilde, ohne Ausnahme, wenn sie, zu Gunsten Einzelner, die Mehrheit des Volks in Entfaltung seiner höhern Anlagen und Kräfte hemmen, und eine geistige Verzwergung der Nation begünstigen oder erkünsteln, sind nicht bloß mangelhaft, nein, sie sind gottlos und Verbrechen gegen die Majestät der Menschheit. Am meisten werden diese Majestätsverbrechen durch die Hierarchien und Aristokratien verübt. Jede Monarchie ist solchen Republiken vorzuziehen; denn sie läßt, wenigstens im heutigen Europa, den Geistern das Recht, sich frei in ihren Sphären zu bewegen. Doch auch Monarchien, sobald sie mit hierarchischen und aristokratischen Triebfedern gemengt sind, werden eben so bald National-Verkrüppelungsanstalten, als jene Republiken. Aber

wie oft iſt dies ſchon geſagt, und wie wenig verſtehen dies Geſagte unſere europäiſchen höhern Staatsbeamten, die zwar in ihrem engen Gedanken-Horizont einen Friedrich den Großen, Napoleon, Waſhington, Canning u. ſ. w. erblickten, aber eben ſo wenig die einfachen Hebel begriffen, wodurch dieſe Meiſter das Nationalleben erhöhten, als ein Kind die Wunder einer Spieluhr.

Ich finde die ehemals geprieſene Freiheit der ſchweizeriſchen Alpenkantone nicht größer, als die Freiheit mehrerer amerikaniſchen und afrikaniſchen kleinen Völkerſchaften, die ſich über die erſten Stufen barbariſchen Rohheit emporgeſchwungen haben; ſchreiben, leſen, rechnen können; keine Abgaben zahlen, ihre Häuptlinge wählen, und eben genug haben, ihre häuslichen oder dringendſten geſellſchaftlichen Bedürfniſſe, und zwar die geringſten, zu befriedigen. Weil ihnen aber Bedürfniſſe edlerer Art, die nur unter Völkern von höherer Geſittung und Geiſtesentfaltung erkannt werden, durchaus fremd ſind, und in ihnen noch keine Ahnung des Hochmenſchlichen erwacht iſt: wollen ſie dies auch Andern nicht geſtatten, die unter ihnen wohnen. Sie entſetzen ſich vor jeder Neuerung, wie vor einer Beleidigung des Himmels, oder wie vor einem beginnenden Hochverrath, und bemitleiden in ihren Hütten und Ställen, in denen ſie ſich wie ein Lieblingsvolk Gottes betrachten, die ziviliſirten Nationen als verlorne Leute.

---

## Der Gegenbeſuch.

Im folgenden Jahre empfing ich in Bünden unerwartet Redings freundlichen Gegenbeſuch. Er war vermählt *) und gekommen, die gräfliche Familie Travers auf Ortenſtein im Domleſchgerthale zu ſehen. Ich wohnte zu Reichenau, dem Schloſſe am Zuſammenfluß des jungen Vorder- und Hinterrheins, in der wilden Pracht des rhätiſchen Hauptthals, wo es ſich ſpaltet, rechts zum fernen Crispalt und und Gotthard aufſtufend, links von Thälern zu Thälern nach den Rheinwald-Bergherrn.

Wir lebten wenige, aber genußſchwere Zeit beiſammen. Keinem von uns wehte damals noch eine Ahnung von den ungeheuern Schickſalen an, welche bald die Schweiz und uns ſelbſt treffen ſollten

*) Mit einem Fräulein Louiſe Bachmann, von Glarus, einem liebenswürdigen Frauenzimmer, das bald in der Blüthe des Lebens ſtarb. Erſt in ſpäten Jahren vermählte er ſich wieder.

Wechſelnd zwiſchen Ernſt und Scherz, entwarfen wir fröhliche Pläne. Der Menſch iſt zu allen Zeiten ein Kind, welches unter Blumen am Bord des Abgrundes tändelt, den ein glänzender Nebel überſchleiert.

Meinen Gaſt entzückte die Majeſtät und daneben die idylliſche Anmuth des Bündnerlandes. Er fand hier eine Schweiz in höherm Styl. Voll ſeiner Begeiſterung wollte er den ganzen Irrgarten der rhätiſchen Thäler durchwandern. Ich ſchlug ihm vor, nur einſtweilen das Hochthal des obern Engadins zu beſuchen, wenn ihm darum zu thun ſei, ſich plötzlich in eine ſchöne und fremde Welt verſetzt zu ſehn, wo dem Wanderer Alles neu und wunderbar entgegentritt. Ich weiß nicht, ob er nachher ſeinen Vorſatz erfüllte?

In der That gehört jenes erhabene Thal an den Quellen des Inn-Stroms, mit ſeinen freundlichen Dörfern, worin viele Gebäude in italieniſchem Geſchmack gebaut ſind, mit ſeinen Seen, Inſeln und grünen Fluren, rings vom ewigen Schnee, wie von einem ungeheuern, gezackten Silberreifen umſchloſſen, zu den reizendſten und großartigſten Gebilden der landſchaftlichen Natur. Nur wenige von den zahlloſen Reiſenden, welche die Schweiz jährlich durchwandern, verirren ſich dahin; und doch übertrifft es, 6000 Schuh hoch über dem Mittelmeer gelegen, *) an Pracht und Größe die vielbeſuchten Thalgelände von Grindelwald und Chamouny.

Ich will hier kein Gemälde davon entwerfen. Aber man denke ſich die ſchönſte Ebene, vom ſtillfließenden klaren Strom durchſchlängelt, vom Spiegel einiger Seen unterbrochen; von wilden Hochgebirgen und Gletſchern ummauert, die nun niedrigern Bergen gleichen, und durch deren Schluchten abwärts das ewige Eismeer der Höhen ſeine ſtarren Silberzungen ſtreckt; ringsumher kleine Dörfer, angeſchmiegt an ihre Berge; über das Thal hinweg die aus Sagen berühmten Ruinen der Burg Guardoval ragend; und überall eine faſt unbekannte Welt der Pflanzen, mit Blüthen von brennendern Farben. Hier gleicht der blaßrothe Wieſenklee halbaufgebrochenen Roſenknospen; und die blauen Soldanellen, neben Gentianen und Rhododendern begleiten den Fuß des Wanderers bis zum nachbarlichen, prachtvollen Roſaggia-Eis, das vom Berninagletſcher, dem größten Graubündens, ſilbern und blaugrün, wie ein im Sturz erſtarrter, ungeheuerer Strom, zwiſchen Bergen hervorquillt. Man glaubt auf den Halbinſeln der Seen italieni-

*) Chamouny hat nur 3120 Fuß, Grindelwald 3510 Fuß abſoluter Höhe.

ſche Pappeln maleriſch hingeſtanzt, es ſind aber ſchlanke, hohe Lärchen im heitern Grün. Man wähnt im Schatten alter Kiefernwälder zu ruhn, und es ſind hohe Arvenwälder, ihre Tannzapfen mit wohlſchmeckenden Nüſſen gefüllt. Alles trägt den Stempel des Ungewöhnlichen und die ganze, große Gebirgswelt in ihrem Ernſte noch ein Lächeln der Hoheit.

Auch die mannigfaltigen Sprachen der Bündner erregten Redings Intereſſe in hohem Maaße, und um ſo mehr, da er das Romaniſche des Oberlandes zum erſtenmale gehört und zu ſeinem Erſtaunen mit der Sprache der alten Cantabrer, der heutigen Basken im ſpaniſchen Gebirg, verwandt gefunden, daher auch theilweis ſogleich verſtanden hatte. Nicht die Trümmer von Rom und Athen, Tadmor, Perſepolis, Theben oder dem merikaniſchen Palenque ſind ſo merkwürdig, als die noch vorhandenen Trümmer uralter Völker, mit ihren Sprachen, Sitten, Satzungen, Sagen; letzte lebendige Bruchſtücke einer verſchwundenen Menſchheit, die ſich noch in Gebirgswinkeln Graubündens, Biskaya's, Hochſchottlands, Irlands, der Kjölen, der Atlaskette u. ſ. w., bewahrt haben und immer mehr in ihren alterthümlichen Eigenheiten verbleichen. Wann wird ſich für ſie ein Bund ſprachkundiger Alterthumsforſcher bilden, die letzten Menſchen früherer Jahrtauſende in unſerm Jahrhundert mit dem Scharfblick eines Alexander Humboldt und der Ausdauer und Kühnheit eines Mungo-Park zu beobachten und zu vergleichen?

Doch nicht dies war ſo oft der Inhalt unſerer Geſpräche, als das ſeltſame Staaten-Geſchlecht Graubündens, wo faſt jedes Thal eigene Völkerſchaften, mit eigenen Verfaſſungen beherbergte, von der Monarchie bis zur reinſten Demokratie abgeſtuft.

---

## Eine Staaten-Moſaik.

Mein Freund ſtellte ſich damals das wunderbare Bündnerland politiſch ohngefähr ſo geformt vor, wie ſeinen ebenfalls demokratiſchen Kanton Schwyz; nur mit dem Unterſchiede, daß Bünden keinen Beſtandtheil, ſondern blos einen »zugewandten Ort« der Schweiz ausmachte. Das heißt: dies Land in den höchſten Alpen bildete einen durchaus für ſich beſtehenden Freiſtaat, zuſammengeſetzt aus drei beſondern Bünden, die nicht einmal insgeſammt, ſondern vereinzelt, nicht mit der ganzen Eidgenoſſenſchaft, ſondern nur mit einigen Kantonen derſelben in Verträgen

ſtanden. Ich hatte Mühe, ihm das ſcheinbar verworrene Geflecht der hieſigen Staatsform anſchaulich zu machen; und manchen, oder vielen, Leſern dieſer Blätter dürfte es nicht beſſer ergehn, als ihm, wenn ich für ſie Aehnliches verſuche. Ich will aber den Verſuch, als das Weſentliche jener Unterhaltungen mit Reding, gern wiederholen, weil von allen Theilen des ſchönen Schweizerlandes das hohe Rhätien am wenigſten bekannt iſt, und doch, wegen ſeiner Naturwunder, und als das ſeltſamſte Kunſtwunder der politiſchen Geſtaltung, wohl bekannter zu ſeyn verdient.

Man denke ſich alſo einen Flächenraum von nur 140 Geviertmeilen, und dieſen nach allen Richtungen von wilden, ungeheuern Gebirgsketten durchzogen, daß ſie ein wahres Netz von Thälern zwiſchen ſich bilden; ewiges Eis und Schnee bedeckt die höchſten Berge, deren Gipfel über die Wolken des Himmels hinragen. Droben in den bewohnten höhern Gegenden verſchwindet die letzte Spur des Ackerbaues; nicht einmal die Tanne mehr wächſt; nur Lärchen und Zirbelnußkiefern (Pinus cembra) gedeihen noch; in den tiefern Gegenden, am Fuße dieſer Rieſenberge aber, reifen die ſüßeſten Trauben und feinſten Obſtgattungen. Man kann, wenn man will, den Himmelsſtrich Italiens mit dem entgegengeſetzten von Grönland binnen vier und zwanzig Stunden vertauſchen.

In dieſem Thälerlabyrinth, und auf den Höhen, denke man ſich eine geringe Völkerſchaft von etwa 80- oder höchſtens 90,000 Menſchen zerſtreut, die daſelbſt in ganz verſchiedenen Zeitaltern und von ganz verſchiedenen Nationen anſiedelte; Urbewohner aus der galiſchen Vorwelt, Hetruſker aus den Tagen des alten Römerkönigs Tarquin, oder italieniſche Flüchtlinge eines ſpätern Jahrhunderts; Nachkömmlinge der Allemannen und ſpäter hieher verpflanzter Deutſchen. Alle dieſe haben nun in ihren abgeſchloſſenen Thälern und Dörfern zum Theil noch Sitten und Bräuche ihrer Vorfahren behalten, und die verſchiedenen Sprachen ihrer alterthümlichen Stämme. Da hört man die ladiniſche und italieniſche Zunge in einer Gegend; in der andern die deutſche; in der dritten die romaniſche: und dieſelben alle wieder in von einander abweichenden Mundarten. Die Mannigfaltigkeit zu vergrößern, gehören die Bewohner Rhätiens zwar insgeſammt dem Chriſtenthum, aber nicht den gleichen Glaubensbekenntniſſen deſſelben an.

Aus dieſen Gegenſätzen, welche Natur und Schickſal hier, wie ſelten oder nirgends auf dem Erdball, in einem engen Raum verband, und

aus der Freiheit, die man den Anbauern dieſer meiſtens unwirthlichen Gelände laſſen mußte, wenn ſie das Leben darin friſten oder erträglich finden ſollten, erklärt ſichs, wie gleich von Anfang her die Thalſchaften und Dorfſchaften, durch Sprachen, Sitten, Hochgebirge und Waldſtröme getrennt, ſich, wie eben ſo viele kleine Staaten, vereinzelten und gleichſam verinſelten. Faſt jeder von den Alpenhirten gehört ſchon ohnehin durch ſeine Lebensart in den hohen Einſamkeiten des Gebirgs, eine gute Zeit des Jahrs hindurch faſt niemandem, als ſich ſelber, an. Fern von der übrigen Welt genießt er die Ungebundenheit eines Robinſon. Eben ſo der durch die Wildniſſe und Gletſcher ſchwärmende Gemsjäger, oder der mit ſeiner Familie in abgelegener Hütte am Berghang wohnende Hausvater. Die größte perſönliche Freiheit fällt da jedem von ſelbſt zu; und ſie wird jedem zum natürlichen Bedürfniß.

Und in der That, auf Bewahrung dieſer Freiheit und zwar in der möglichſten Ausdehnung, beruht auch das ganze wunderſame Gebäu des rhätiſchen Staatsgebildes. Jeder in ſeinem Dorfe ſteht dem Andern, er dünke ſich adlich oder nicht, reich oder arm, als Bürger vollkommen gleich. Die obrigkeitliche Perſon hat, auſſer ihrem Amt, kein anderes Recht, als der geringſte Mann. Jede einzelne Gemeinde in ihrem Thale hat ihre eigenthümliche Ortsverfaſſung, ihre eigenen Freiheiten und Rechtſame, in denen es nicht etwa nur den Nachbargemeinden, ſondern dem ganzen Staate Trotz bietet. Man hat ſchon erlebt, daß einzelne Dörfer, ſobald es ihren Grund und Boden betraf, durch ihr Veto gemeinnützige Unternehmungen vereiteln konnten, die das ganze Land forderte. Weil jeder für ſein Recht unbedingte Ehrfurcht verlangt, ehrt er auch die Rechte der Andern. In der Gemeinde ſelber iſt die Geſammtbürgerſchaft der Souverän; die Obrigkeiten vollziehen nur deſſen Beſchlüſſe. Die Bürgerſchaft wählt nach Gutdünken ihre Vorſteher, ihren Pfarrer, ihre Schullehrer wie ihre Gemeindshirten, oder entläßt ſie des Dienſtes, wenn ſie mißfallen. Denn dieſe alle ſind nur Diener, nicht Befehlshaber der Geſammtheit; nur dürftig, meiſtens gar nicht beſoldet, und müſſen ſich mit dem Vertrauen begnügen, durch welches ſie geehrt werden ſollen.

Jedes Dorf könnte ſich in ſeiner Selbſtherrlichkeit vollkommen genügen, wenn ihm nicht für öffentliche Sicherheit der Beiſtand anderer, oder in Rechtsſtreitigkeiten der Einwohner unter ſich, Unparteilichkeit eines Richterſpruchs vonnöthen wäre. Mehrere Ortſchaften eines Thals bilden daher einen Verein, der den Namen Gericht oder

Hochgericht trägt. Aber solch Hochgericht ist wirklich mehr, als sein bescheidener Name sagt. Es ist eine selbstständige Republik, mit unabhängiger Verwaltung. Der Souverän ist das Volk in der Landsgemeinde, welches über Annahme oder Verwerfung von Staatsverträgen, Bündnissen oder allgemeinen Landesgesetzen entscheidet; seine Oberhäupter, Amtleute und Richter, so wie seine Gesandten zum Bundestage oder großen Rath des rhätischen Bundesstaats, wählt, und auch Abänderungen der eigenen Verfassung beschliessen kann. Das Bünderland besteht gegenwärtig aus nicht weniger, als aus 26 solcher kleinen Freistaaten. Die vom Bundestag, oder großen Rath, des Kantons (welcher in dieser kleinen Eidgenossenschaft gewissermaßen die Stelle einer Tagsatzung vertritt) entworfenen Beschlüsse, Gesetze u. s. w. müssen, bevor sie Gültigkeit empfangen, erst die Genehmigung jener Hochgerichte erhalten. Die Mehrheit von den zusammengezählten Stimmen derselben gibt darüber den Ausschlag. Nicht alle aber haben gleichviel Stimmen zur Entscheidung, sondern je nach altem Herkommen, oder nach Verschiedenheit ihrer Größe eine, zwei, höchstens vier Stimmen.

Seit Jahrhunderten bildeten die 26 Republiken unter sich drei verschiedene Bundesstaaten, nämlich den grauen, den Gotteshaus- und den Zehngerichten-Bund. Jeder von ihnen hatte seine besondern Grundgesetze, Rechte, Finanzen, Verwaltungen, Verträge und Bündnisse mit andern Staaten; eigene Regierung, eigenen Bundestag.

Endlich waren diese drei, zu ungleichen Zeiten entstandenen, Conföderationen wieder, durch einen besondern Grundvertrag, zu einem Gesammtstaat der drei ewigen Bünde im hohen Rätien verknüpft. Dieser Gesammtstaat hatte vormals an Veltlin, Cläven und Worms, längs den italienischen Gränzen, zinsbare Unterthanenländer, die er von seinen Beamten verwalten ließ. Jetzt aber sind sie zum lombardisch-venetianischen Königreich geschlagen. Die drei Bundeshäupter leiteten vereint, als Regierung, die allgemeinen öffentlichen Angelegenheiten. In erheblichen Fällen gab man ihnen auch wohl Beigeordnete, in einem «großen Congreß». Außerdem aber traten zur Berathung der Staatsgeschäfte die Boten aus allen Hochgerichten zu «Bundesversammlungen», oder bei außerordentlichen Anlässen zu «Standesversammlungen» zusammen. Stand bezeichnet in der diplomatischen Sprache (état) den Staat, das Verhältniß eines selbstherrlichen Kantons zu den übrigen.

Schwerlich hat die Welt wohl irgendwo anders eine so bunte Staaten-Mosaike gesehen. Es gehörte ein ungewöhnlicher Geist, oder

der Fleiß eines Menschenalters dazu, um sich in dem verstrickten Netz der innern Einrichtungen und gegenseitigen Rechte aller jener 26 kleinen Republiken, und der Bünde und Bundesstaaten zurecht zu finden, worin eins ums andere, die kleinern in größere eingeschachtelt waren, und es im Grunde noch heute sind. Und doch hatte sich Alles sehr einfach, im Lauf der Zeiten und nach deren Bedürfniß zusammengestaltet, so daß im Spätern nur jederzeit das Frühere vorbehalten ward, das Recht der Person und Familie in den Befugnissen einer Gemeinde; das Gemeindsrecht hinwieder im Staatsverband des Hochgerichts; das Recht der einzelnen kleinen Republiken aber in ihrem Bundesvertrag; und das Recht der drei besondern Bünde wiederum in dem rhätischen Gesammtbund, in welchem sie ehemals dem Auslande als ein fester Staatskörper erschienen, jetzt in der Eidgenossenschaft als Kanton stehen.

Also war eigentlich die möglich größte Freiheit der Personen und Ortschaften das wahre Wesen dieses Republiken-Gemenges. Die Wirkung daran war weder für den Bündner, noch für sein Vaterland vortheilhaft. Im strengern Sinn des Worts kannte er nur seine Heimath, oder sein Hochgericht, das Vaterland nennen; in den übrigen Gegenden galt er nur als Bundesgenoß derselben. Freiherr auf seiner Erdscholle, oder in seiner Ortschaft, ward er im nächsten Thal oder Dorf schon als Fremdling angesehen. Er genoß nur mit den wenigen Bewohnern seines Hochgerichts, nicht mit allen Bündnern gleiche Rechte, wenn er schon, als Bundesgenoß in Sachen eines der drei Bünde, oder als Staatsbürger in Sachen des Gesammtstaats mit zu stimmen, zu wählen oder gewählt zu werden, befugt war. Indessen fühlte sich der Landmann, der Aelpler, der Jäger damit wohl zufrieden; er sehnte sich außer seiner Heimath nach keinem größern Vaterlande; kümmerte sich wenig um die übrige Welt, die jenseits seiner heimathlichen Gränzen lag; und waren diese auch eng, so hatte und war er doch auch, innerhalb derselben, Alles.

Dem Staate erwuchs aus dieser ungemessenen Freiheit der Personen und Ortschaften eben so wenig Ersprießliches. Er ward durch sie bis zur Ohnmacht beschränkt. Die weisesten Gesetzesvorschläge, die dringendsten Staatsbedürfnisse, die gemeinnützigsten Einrichtungen wurden von Eigennutz, oft nur von unverständigem Eigensinn der Gemeinden, oder ihrer Führer, zurückgewiesen. Das Recht, nichts geben, nichts steuern zu müssen, galt für die Krone demokratischer Freiheit. Daher war und blieb der Bundesstaat arm und ohne Mittel, selbst die in einem wohlgeordneten Lande

unentbehrlichſten Anſtalten zu ſchaffen. Erſt in den neueſten Zeiten gelang es, die nothwendigſten Hochſtraßen zu Gunſten des Waarenverkehrs anzulegen, und eine höhere Schulanſtalt in der Stadt Chur zu errichten. Bei der dürftigen Beſoldung und Unſicherheit der Pfarrſtellen fehlte es ſogar an wohlunterrichteten Geiſtlichen. Die ziemlich allgemeine Bildungsloſigkeit der freien Landleute fühlte nicht das Bedürfniß einer beſſern Jugenderziehung; daher war es gar nichts Unerhörtes, wenn zur Herbſtzeit die verſammelte Gemeinde in Frage ſetzte, ob man für den bevorſtehenden Winter einen Schullehrer beſolden wolle?

Aus der fortgepflanzten Unwiſſenheit und Unkunde des Volks entſprang neben der ſtarren Befangenheit deſſelben in Herkommen und Gewohnheit, neben dem leicht erregbaren Mißtrauen gegen jeden Beförderer des Beſſern, der mit dem bloßen Namen eines Neuerers geächtet werden konnte, auch die größte Unbeholfenheit in Verbeſſerung des häuslichen Wohlſtandes. Selbſt Landbau, Viehzucht und Alpenwirthſchaft blieben unveredelt, oder von alten hemmenden Rechtſamen und Beſchwerden niedergehalten. Zufrieden mit mäßigem Gewinn von der Ausfuhr roher Stoffe, blieb jeder dem Auslande für deſſen gemeinſte Fabrikate zinsbar. Für Gewerbe aller Art fehlte Sinn und Sachkenntniß; ſogar an den meiſten nöthigen Handwerkern war und blieb Mangel. Ich ſah in den Thälern des Zehngerichtenbundes noch Karren, Mühlen und andere Werkzeuge in der ungeſchlachten Roheit ihres erſten Erfindungsjahrs. Meiſtens ſind es Fremde, die mit ihrem Unternehmungsgeiſt und ihren Capitalien die Schätze des Landes ausbeuten, welche die Einwohner nicht mit ihrer Kraft und Kunſt zu heben verſtehen; oder ausländiſche Hauſirer verſorgen, mit gutem Gewinn für ſich, die Familien in Thälern und Bergen mit den Unentbehrlichkeiten jeder Haushaltung. So erblickt man im Allgemeinen nur ſehr mäßigen und geringen Wohlſtand, der anderswo ſogar Aermlichkeit heißen würde.

Man würde ſich aber irren, wenn man glaubte, daß der Mangel an Schulbildung, welcher die Urſache ſo vieler Unbehülflichkeit und ſo vieler Vorurtheile iſt, eine gewiſſe Geiſtesſtumpfheit im Volke erzeugen müſſe, oder ſittliche Verwilderung der Menſchen zur Folge habe. Die Bündner haben die Tugenden und Fehler der meiſten Bergvölker; ſie ſind gutmüthig, häuslich, gaſtfreundlich, gefällig, ohne Menſchenfurcht; man erfährt hier ſeltener, denn in geſittungsreichern Ländern, von groben Verbrechen und Ausſchweifungen. Das Gefühl des Rechts und Un-

rechts iſt bei ihnen, die ihre Rechte mit ſo großer Eiferſucht bewachen, und darum an Andern achten, zarter, denn anderswo, geſchärft. Es waltet in ihrem häuslichen Leben ein gewiſſer patriarchaliſcher Geiſt mit Herzlichkeit, Einfalt und Würde, wie immer nur gefunden wird, wo man noch der Natur näher ſteht.

Dabei offenbart ſich, zumal in Allem, was geſellſchaftliche und bürgerliche Verhältniſſe berührt, ein lebendiger, behender Geiſt, treffendes Urtheil, raſcher Witz. Dazu führt und übt die Freiheit aller Einzelnen und die Theilnahme an den öffentlichen Geſchäften ein. Auch dies iſt Wirkung der ſonderbaren Verfaſſung dieſes Landes. Jeder iſt gezwungen, ſich in dem Netzwerk der mannigfaltigen Rechtſame von Familien, Gütern, Ortſchaften, Gemeinden, Hochgerichten u. ſ. w., einheimiſch zu machen. Widerſpruch und Hader ſind unvermeidlich, wo eine Verirrung ſo leicht iſt, oder wo bald dieſer, bald jener die engen Gränzen ſeiner Befugniſſe ausdehnen möchte. Offenbare Ungerechtigkeit ſcheut jeder; aber nicht ſo genau nimmt man's, ſeine Zwecke durch Schlauheit allmählig auf Umwegen zu erreichen. Man wendet da gern, für ſeine kleinen Angelegenheiten, ſeine kleine Staatsklugheit an, mit einer Beharrlichkeit, Feinheit und Liſt, und einer Kunſt der Verſtellung, als man wohl ſchwerlich in dem Maße bei andern Gebirgsvölkern antrifft.

Wie der Landmann in ſeinem kleinern Geſchäftskreiſe, ſo der Reichere und Angeſehenere, oder der „Herr“ im größern. Man überläßt dieſem willig die höhern Stellen und die Verwaltung der Landesangelegenheiten, nicht nur, weil er auf auswärtigen Schulen, oder in fremden Kriegsdienſten und auf Reiſen mehr Kenntniſſe geſammelt, ſondern auch Ehrgeiz und Vermögen genug hat, dem Staate ſo gut als unentgeldlich zu dienen und deswegen Wochen und Monate lang von ſeinem Heimweſen entfernt zu leben. Die Söhne der reichern Familien, immer durch den Beweis eines öffentlichen Vertrauens geſchmeichelt, und um die Gunſt eines Volks werbend, das ſie heben und ſtürzen kann, treten gern in die uneinträglichen Staatsämter, wenn auch nicht jederzeit aus Vaterlandsliebe, doch aus Gefallen an der Ehre, oder weil ihnen höhere Stellungen Gelegenheiten bieten, ſich oder ihrer Familien mehr oder minder bedeutende Vortheile zuzuwenden.

Vorzeiten, als Bünden noch ein ſelbſtſtändiger Bundesſtaat, gleich der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft war; als es noch eigene Unterthanenlande, und dazu in den Dienſt europäiſcher Könige geſtellte Truppen beſaß, zeigten ſich jene Gelegenheiten des Gewinns zahlreicher und

glänzender, denn jetzt. Damals schickten noch Oesterreich und Spanien, Venedig und Frankreich ihre Gesandten in das unabhängige Hochland, um sich nebenbuhlerisch zu den ewigen italienischen Kriegen Beistand und die Oeffnung der Gebirgspässe zu versichern. Da wurden den einflußreichsten Machthabern des Staats noch Jahrgelder, Orden, Titel und Ehrenbänder in Fülle gespendet; ihren Söhnen die vornehmsten Stellen in den Bündner-Regimentern des Auslandes verliehen; ungerechnet noch die Summen, welche sich die Beamten, in den unterthänigen Landschaften von Veltlin, Cläven und Worms, auf ehrliche Weise, oder durch Bestechlichkeit und Erpressung zu verschaffen wußten.

Das Alles ist jetzt, mit Bündens politischer Wichtigkeit für die italienischen Kriege, seit Einverleibung des Landes in die schweizerische Eidgenossenschaft verschwunden; noch mehr aber dadurch, daß Oesterreich im Besitz der wichtigen Bergpässe von Worms und Veltlin steht, und der auswärtige Kriegsdienst von den Schweizern weder so sehr gesucht, noch von fremden Höfen verlangt wird, wie in frühern Zeiten.

Diesen Wandel der Dinge, wie nachtheilig er auch für die Vermögensumstände mehrerer Familien gewesen seyn mag, halte ich für kein großes Unglück, weder in Bezug auf die innere Ruhe des Ländchens, noch in höherer, reinmenschlicher Hinsicht. Denn der durch ausländische Diplomaten gehegte und gepflegte Geist der Parteien, der alle Ränke und Leidenschaften in beständiger Bewegung hielt, zerriß Jahrhunderte lang den innern Landes- und Familien-Frieden; verbreitete von Haus zu Haus Feindschaft, Neid und Rachsucht; stiftete mehrmals bürgerliche Unruhen, die selten ohne Blutvergießen und Güterkonfiskationen, nie ganz ohne Ungerechtigkeiten endeten; vergiftete die Sittlichkeit des Volks durch Umtriebe, Bestechungen, Lästerungen der Unschuld, Beschönigungen der Laster, und erstickte die ursprüngliche Freiheit der Republik unter den Polstern, auf welche sich Familienherrschaft über Alle hin bettete. Man darf nur die Geschichte des kleinen Hirtenstaates lesen, und man wird vor den Verbrechen schaudern, welche in einer langen Reihe von Aufständen, Verschwörungen, Justiz- und Meuchelmorden, Bürgerkriegen und gegenseitigen Verrätherein, bald durch die französische, bald durch die spanische, die österreichische und venetianische Faktion, angerichtet worden sind.

Vor der Staatsumwälzung Frankreichs war noch die französische Partei in Bünden die allein mächtige; oder vielmehr ein bedeutender Theil der in diesen Gebirgen weit verzweigeten und begüterten Fami-

lie Salis; oder eigentlich, um genauer zu reden, der zu jener Zeit ausgezeichnetste Mann derselben, Ulysses von Salis, französischer Minister, d. i. Geschäftsträger in Bünden.

Es gibt mehrere kleine Biographien von diesem merkwürdigen Staatsmann, die, wie ich mich überzeugt habe, weder mit Genauigkeit abgefaßt, noch mit aller Unbefangenheit geschrieben sind. Sein Name wird noch lange in jenen Thälern fortleben. Eine treue Schilderung dieses seltenen Geistes, der auch in Deutschland durch verschiedene seiner politischen Schriften, und durch seine Schicksale nichts weniger, als unbekannt ist, wird ein kleines Verdienst um die Geschichte der Zeitgenossen.

Ich befinde mich im Besitz einer solcher Schilderung. Sie rührt von einem Verstorbenen her, welcher im Ruf hoher Wahrheitsliebe und Rechtlichkeit bei seinen Mitbürgern und zwar jeder Partei stand, und mit Ulysses von Salis, den er genau kannte, langen Umgang gepflogen hatte. Es sei mir erlaubt, sie als ein Nebenbei hier einzuschalten. Sie wird Vielen um so anziehender werden, da sie in das ehemalige Leben und Treiben des kleinen Freistaats, von dem ich bisher gesprochen habe, tiefe Blicke werfen läßt, und zeigt, wie derselbe seiner Natur nach beständig zwischen Anarchie und Oligarchie schwankte und schwanken mußte.

---

## Ulysses von Salis-Marschlins.

In der Geschichte der Menschen groß und gut, oder wenigstens durch glänzende Handlungen ruhmreich dazustehen, wie ein Washington, Franklin oder Napoleon, kann die göttliche Lust großer Geister seyn, wenn sie nicht selbst zu bescheiden oder zu groß für solche Lust sind. Aber das Wohlgefallen an einem alten Stammbaum, und wäre er tausendjährig, ist wahrlich eine trockene Freude, in der sich nur der blöde Verstand der Eitelkeit behagen mag. In der Schweiz sind mehrere Geschlechter von Landleuten und Edelleuten, die ihre Namen und Stammväter schon im zehnten und elften Jahrhundert nachweisen können, wo sie bedeutender erschienen, als die Enkel in heutigen Tagen. Vielleicht gehört auch die Familie Salis dazu, die sich fast bis zu Karls des Großen und Rolands Zeit hinaufrechnen will. Wenigstens deutet man mit einem gewissen Wohlgefallen auf eine Urkunde vom Jahr 913, laut welcher in Brescia Leute des Namens, übrigens sehr unbekannt, gelebt haben sollen; obwohl die heutigen Brescianer hinwieder versichern, daß sie aus Bünden stammen. Das kann uns sehr gleichgültig seyn.

Im ganzen Register des Stammbaums finden ſich Namen genug mit Titeln von geiſtlichen oder weltlichen Aemtern, die ſo wenig berühmt machen, als der Pflug unberühmt macht; aber nirgends darunter ein europäiſcher Name, geſchweige ein weltgeſchichtlicher. Der liebenswürdige Sänger der Natur, Hans Gaudenz von Salis-Seewis, iſt berühmter, als ſein ganzes Geſchlecht; und vielleicht, hätte das Schickſal den republikaniſchen Staatsmann, von dem ich erzählen will, an die Spitze eines großen Reichs geſtellt, würde er durch die Regſamkeit und Vortrefflichkeit ſeines Geiſtes erſchütterndere Wirkungen hervorgebracht haben. Mehr als Einer, den die Natur zur Rolle eines Julius Cäſar oder eines Ariſtoteles ausſtattete, iſt vom Schickſal verdammt, vor ſeinem Regiment her die Trommel zu ſchlagen, oder kleinen Buben und Mädchen in der Dorfſchule das A B C zu verkünden. Ich laſſe nun meinen Gewährsmann ſelber reden:

„Ulyſſes von Salis, geboren 1728 im Schloſſe Marſchlins in Bünden, zeigte, als Knabe, frühe Reife des Geiſtes und große Wißbegier. Sechszehn Jahr alt, beſuchte er die Hochſchule von Baſel; im ſiebenzehnten machte er einige Reiſen; im achtzehnten ward er, durch Einfluß ſeiner Verwandten, zu einem der Syndicatoren der rhätiſchen Unterthanenlande ernannt. Die Aufgabe eines ſolchen, für zwei Jahre erwählten, Staatsbeamten beſtand darin, die Beſchwerden des unterthänigen Volkes zu prüfen, die Verwaltung der von Bünden dahingeſandten Obrigkeiten zu unterſuchen, fehlbare Amtleute zur Rechenſchaft zu ziehen, und in Rechtshändeln, wenn an das hohe Syndicat appellirt wurde, zu entſcheiden. Man muß ſich nicht wundern, wenn ein unmündiger Knabe, wie der junge Ulyſſes, ſeine Laufbahn mit einer Stelle von dieſer Wichtigkeit eröffnete. Das Recht, die Aemter in den Unterthanenlanden zu vergeben, kam wechſelnd an die verſchiedenen ſouveränen Gerichte und Gemeinden in Bünden, und die ertheilten ſie nicht, ohne dafür einen Vortheil für ſich zu verlangen. Häufig wurden dieſe Aemter von den verſammelten Landleuten um baares Geld verkauft, das ſie unter ſich vertheilen. Die Stelle eines Syndicaters ward auch mit mehrern hundert Gulden, zuweilen mit tauſend bezahlt. Die Beſoldung des Beamten war zu gering, um ihn lüſtern zu machen, jene Geſchäfte zu übernehmen, und dabei erheblichen Aufwand zu treiben. Dennoch aber bereicherten ſich dabei die Meiſten durch allerlei, oft nicht rühmliche Mittel, durch Geldſtrafen, empfangene Geſchenke der Parteien, die im Zwiſt lebten, durch Ertheilung von Diſpenſationen u. ſ. w. Das

Veltlin, eines der reizendſten und fruchtbarſten Gelände unſers Welttheils, war unter der Hoheit der republikaniſchen Bündner, durch deren Amtleute, durch die Habſucht der Prieſter und des eingebornen Adels in Armuth, Unwiſſenheit und ſittlicher Verwilderung tiefer verſunken, als irgend ein anderes Land, mehrere hundert Stunden in der Runde.«

»Der jugendliche Syndicator benutzte indeſſen ſeine Amtszeit edler, als die meiſten ſeiner Vor- und Nachfahren darin. Er ſtudirte Verfaſſung, Geſetze und Sitten des vielbedrängten Landes, und fing zum Theil jetzt ſchon an, den Stoff zu jenem Werke zu ſammeln, das er erſt in ſpätern Jahren bekannt machte *) und welches unſtreitig das vorzüglichſte und von bleibendem Werthe iſt, das über dieſe Gegenden je geſchrieben worden.«

»Er gehörte, von dem an, ausſchließlich den Wiſſenſchaften. Das höchſte Ziel ſeines Ehrgeizes ſchien, der erſte und einflußreichſte Staatsmann ſeines kleinen Vaterlandes zu werden. Ihm gebrachs nicht an Gaben, ein großes Reich mit Glück zu verwalten. In allzuengen Raum geſperrt und beſchränkt, ward, was die Natur zur mächtigen Eiche beſtimmte, ein Zwergbaum. Wie jede der kleinen Thalrepubliken, jede der Gemeinden, jede Familie in dieſem Erzföderativſtaate zunächſt und beſonders für das unmittelbar-eigene Intereſſe beſorgt war, dann erſt für die Geſammtheit; ſo nahm auch Salis die Richtung an, bei Allem auf ſich und ſeine Familie bedacht zu ſeyn.«

»Als im Jahr 1763 das ſogenannte mailändiſche Kapitulat **) von den Bündnern mit der lombardiſchen Regierung erneuert werden ſollte, befand ſich Salis unter den nach Mailand abgeordneten Geſandten. Alles ging glücklich von ſtatten. Aber durch ſeine Gewandtheit wußte er zugleich einen beigefügten »geheimen Artikel« genehm zu machen, dem zufolge einzig und allein der reformirten Familie Salis geſtattet wurde, im Veltlin und Cläven Niederlaſſungsrecht auszuüben, was, laut alten Verträgen, überhaupt keinen Reformirten erlaubt war. Sowohl der

*) Fragmente der Staatsgeſchichte des Thals Veltlin und der Grafſchaften Cläven und Worms, aus Urkunden, 4 Bde. 1792.

**) Es war dies ein Vertrag, welchen Bünden, nachdem es ſich, in den bürgerlichen Unruhen des ſiebenzehnten Jahrhunderts, von der franzöſiſchen Beſatzung frei gemacht hatte, mit dem damals in Italien gewaltigen Spanien 1639 zu Mailand wegen Veltlin, Cläven und Worms abgeſchloſſen hatte, wodurch Spanien die Herrſchaft der Bündner über dieſe Grafſchaften anerkannte, und deren Rechte über dies Land, ſo wie die bürgerlichen und kirchlichen Rechtſame der Unterthanen beſtimmt wurden.

ſtrenge Rechtſinn ſeiner Mitbürger, als eiferſüchtiger Neid Anderer, deuteten ihm dies diplomatiſche Kunſtſtück ſehr übel. An einer Landsgemeinde im darauf folgenden Jahre kam es darüber zu herbem Wortwechſel; ſelbſt, auf gut demokratiſch, zu Rippenſtößen. Der ſeine Unterhändler von Mailand trug ein Paar grobe Beulen im Geſicht aus dem Kampf davon."

„Vier Jahre ſpäter (1768) übernahm er die Stelle eines franzöſiſchen Geſchäftsträgers bei ſeiner vaterländiſchen Republik. Niemand war dazu fähiger, als dieſer geiſtvolle Mann; aber ſchroffere Doppelſeitigkeit der Stellung konnte es auch nicht leicht geben, als die eines Republikaners, der dabei vaterländiſch geſinnt bleiben wollte, im Dienſte eines ausländiſchen Monarchen, deſſen Intereſſe oft dem der Republik widerſtreben konnte. Salis, der von nun an den Titel eines Miniſters trug, fand ſich mit unglaublicher Leichtigkeit in die neue Rolle hinein. Er wußte die Widerſprüche glücklich zu löſen; er verband den Vortheil des Königs ſeines Herrn mit dem des heimathlichen Freiſtaats, und baute dabei ſeinen und ſeiner Familie Vortheil gelegentlich an. Er hatte ſich jetzt auf Bünden den mächtigſten Einfluß geſichert. Dieſen benutzte er auch, ſich (im Jahr 1771) im ſchönen und üppigen Veltlin, dem Verhof Italiens, anzuſiedeln, und dort, neben Verbeſſerung ſeiner Güter, eine unfühlbare Herrſchaft über Alle geltend zu machen, weil ſelbſt die dorthin geſandten Beamten und Syndicaturen von der Ueberlegenheit ſeines Geiſtes abhängig wurden. Folge davon war, daß er in Allem, was er wünſchte, Recht behielt, und das unterthänige Volk Unrecht. Schon im Jahr 1786 erſchienen daher die bedrängten Veltliner mit ſchweren Klagen über die bündneriſche Verwaltung vor dem Landesfürſten (dem ſouveränen Volk in Rhätien). In ihren öffentlichen Beſchwerdeſchriften, die zahlreich erſchienen, wurde der „Sagace Ulysse" mancher Uſurpation in ihren Verfaſſungen und Geſetzen bezüchtigt. Indeſſen blieb es beim Alten; nirgends ward weſentlich abgeholfen. Die republikaniſchen Beamten betrachteten die Unterthanenlande als unerſchöpfliche Geldgruben für ſich und ihre Familien, bis ſich die Veltliner im Jahr 1797 an den General Bonaparte wandten, den ſie zum Schiedsrichter über ſich und die Geldgier und Ungerechtigkeit der Bündner Beamten ernannten. Bonaparte wollte vermitteln. Die rhätiſchen Magnaten zögerten. So geſchah es, daß der Eroberer Italiens, nach dreimaliger vergeblicher Einladung, Geſandte zu ihm zu ſchicken, Veltlin, Cläven und Worms von Bünden trennte. Die darauf erfolgte Konſti-

kation alles bündnischen Vermögens in den losgerissenen Landschaften, stürzte viele Familien in tiefe Armuth.“

„Hätte der Minister von Salis, bei der Fülle seines Kraftgefühls und dem daraus entspringenden Bedürfniß von Vielthätigkeit, weniger Ehrgeiz besessen, oder diesen auf den ihm gewordenen engen Spielraum zu beschränken gewußt, er wäre seinem Vaterlande einer der ersten Wohlthäter geworden. Aber

Der große Mann braucht überall viel Boden;
Und mehrere zu nah gepflanzt, zerschlagen
Sich nur die Aeste.“

„Niemand zeigte sich gefälliger, als er, im Umgang; Niemand witziger, geistvoller und, in vertrauten Kreisen, offenherziger. Man erinnert sich noch der naiven Antwort, die er einst in Gesellschaft eines schweizerischen Standeshauptes auf die Frage gab: warum es bei den Graubündnern so verwerren in Landesangelegenheiten gehe? „Weil jeder Beamte,“ sagte er, „es mit Keinem so gut meint, als immer mit sich selber. Ich kenne nur einen untadelhaften Mann in der Republik, das ist der alte Bürgermeister Joh. Baptiste von Tscharner (1783) von Chur. Der ist unser Aristides.“

„Er selbst hatte, bei aller Uebermacht des Geistes, nicht die moralische Kraft, zu den Untadelhaften gehören zu wollen. Wehe dem, der ihm im Wege stand; wehe dem, den sein Haß verfolgte. Er war ihm überall in den Fersen. Ich möchte nicht Alles in dieser Erzählung auffrischen, was man von ihm, von seiner schlauen Ehrsucht, von den oft unrechten Mitteln weiß, die er wählte, um seine Ziele zu erreichen. Vieles mag auch von seinen Feinden, deren er sich viele machte, entstellt und übertrieben worden seyn. Die Beschwerden Dr. Bahrdts, den er zur Direktion seines Philanthropins nach Marschlins berufen hatte, sind seiner Zeit bekannt genug geworden.“

„Eigentlich war diese Schule durch Joh. Peter Nesemann, aus Magdeburg gebürtig, in Verbindung mit einem gelehrten Bündner, Namens Planta, in der Nähe der Stadt Chur, zu Haldenstein, im Jahr 1762 gestiftet worden. Nesemann war ein Weiser von ächt-sokratischem Gemüth und Geist. Viele der nachmals ausgezeichnetsten Männer Bündens und der Schweiz empfingen hier ihre wissenschaftliche Bildung. Anhaltende Zerwürfnisse des Eigenthümers vom Schlosse Haldenstein mit den Professoren, benutzte der Minister Salis, die Erziehungsanstalt von dort, im Jahr 1771, nach seinem Schlosse Marschlins zu ziehn. Es war bei ihm blos ökonomische Spekulation gewesen.

Marſchlin aber, in einer niedrigen, ſumpfigten Gegend, am Fuß der Berge gelegen, gegen Oſt- und Nordwinde gedeckt, genoß nicht der geſundeſten Lage. Immer waren zur Sommerzeit die Krankenzimmer mit Schülern angefüllt. Dies, und daß der Miniſter, ohne Reſemanns Vorwiſſen, den Dr. Bahrdt berief; daß Reſemann, durch den Miniſter in ſeinen Eigenthumsanſprüchen gekränkt, die Anſtalt ganz verließ, verurſachte, daß die Finanzſpekulation bald vereitelt und das Philanthropin von Marſchlins ſchon im Jahre 1776 aufgelöst wurde."

„Erſt eigentlich von da an, weil der Miniſter bei dieſer Unternehmung bedeutenden Vermögensverluſt erlitten hatte, wandte er ſeine Wirkungskraft dem Veltlin und deſſen vortheilhafter Aemterverwaltung beſonders zu. Vorzüglich durch ſeine Dazwiſchenkunft entſtanden die ſogenannten „Aemterſocietäten", wahre Handlungsgeſellſchaften zur Ausbeute der Unterthanenlande, vermöge welcher die Verwaltung von Landvogteien für Rechnung und Intereſſe der Societät auf acht und mehrere Jahre käuflich erworben und beſorgt, das heißt, exploitirt wurde. Die Klagen der Unterthanen über die zügelloſe Willkühr und Blutſaugerei der Beamten waren nur allzuwahr, und, wie empörend ſie auch ſeyn mochten, man hörte nicht auf ſie, bis ſie ſich, wie ſchon geſagt, unter der Aegide des Eroberers von Italien, verzweiflungsvoll vom alten Herrſcherlande losriſſen und zur damaligen cisalpiniſchen Republik ſchlugen, mit der ſie an Oeſterreichs gerechtern und mildern Zepter fielen.

„Der Ausbruch der franzöſiſchen Revolution brachte dem Miniſter neue Verlegenheiten. Er legte im Jahre 1792 ſeine Geſchäftsträgerſtelle nieder und wandte ſich nun dem Intereſſe Oeſterreichs zu. Welchen Antheil er an der Gefangennahme der franzöſiſchen Geſandten Huguet von Semenville, der nach Konſtantinopel, und Huguet Bernard Marat, der nach Neapel beſtimmt war, mittelbar durch ſeine Unteragenten genommen haben möge, iſt unbekannt. Man weiß, daß dieſe Abgeordneten Frankreichs, die auf ihrer ganzen Reiſe durch die Schweiz von öſterreichiſchen Behörden, Schritt um Schritte, und eben ſo durch Bünden, vom öſterreichiſchen Geſandten zu Chur, Freiherr von Crenthal beobachtet wurden, endlich am 25. July 1794 zu Novate, am See von Cläven, auf graubündiſchem Gebiet, verrätheriſch verhaftet und durch öſterreichiſche Soldaten gefangen nach dem Kufſtein geführt, zuletzt aber wieder gegen die Tochter des unglücklichen Königs Ludwigs XVI zu Baſel (den 25. Dezember 1795) ausgewechſelt wurden. Gewiß iſt, daß mehrere Bündner, unter Leitung des öſterreichiſchen

Gesandten in Chur, zur Schande ihres Vaterlandes, für die empörende Verletzung des Völkerrechts werkthätig gewesen sind.“ *)

„Was man heutiges Tages Politik zu nennen pflegt, schrumpft in kleinen Staaten und engern Kreisen zu bloßen Intriguen ein. Und was ist zuletzt oft die Politik der größern Höfe Besseres, als Kunst diplomatischer Ränke? Dabei geht alles edlere Gefühl unaufhaltsam in Gewissenlosigkeit zu Grunde; am Ende auch der Meister, sein feiles Werkzeug und sein Werk.“

„Die letzten Lebensjahre des Ministers Salis waren trauervoll. Er hatte das Vertrauen des Volks verloren; unter den Führern desselben, ja in seiner eigenen Familie, heftige Gegner. Im ganzen Lande war man der Unfugen und Plagereien müde, welche man bald der einen, bald der andern politischen Faktion, bald der österreichisch-gesinnten, bald der französisch-gesinnten, Schuld gab. Das Veltliner Geschäft, welches kein Ende nahm, und Alles aufregte; die Kornsperre, welche

*) Man wollte dies lange Zeit abläugnen. Späterhin ward es aus darauf Bezug habenden Originalbriefen der dabei Handelnden kund. Die Briefe sind noch vorhanden. Hier zwei derselben an einen gewissen Präsidenten Trepp in Splügen, einem Dorfe am Splügnerberge, über welchen die Gesandten mußten.

Folgender ist vom Baron v. Tronthal an Trepp (der zugleich Gastwirth war):

„Monsieur, S. M. war heut selbst bei mir und gab mir die weitern Nachrichten über den ihnen bewußten Gegenstand. — Es sollen nebst den zwey ihnen bewußten Herren, noch drey andere mitkommen und zwölf Diener bei sich haben. Wenn sie bey dem Wallenstädter See nicht aufgehalten werden, (wie ich wegen Mangel der Pferde hoffe) so sollen sie heut auf Chur kommen. Thun auch sie ihr mögliches durch einen oder den andern Kunstgriff diese HH. etwas aufzuhalten. Die Pferde sind ohnehin auf den Alpen — —. Leben Sie wohl, und versichert, daß ich recht aufrichtig bin.“

Den 4. „Ihr M. Dr. Erbt.“

Wer unter den obigen Buchstaben S. M. verstanden sei, ist ungewiß. Man hat sie Salis-Marschlins gedeutet. Der andere Brief an Trepp ist von einem Hrn. Vieli, der zu der Zeit in Chur war. Er lautet also:

„Mon ami, die Franzosen sind hier. Vertrosen morgen über Albula, Bernina und Gricia. folglam werden sie nicht das Vergnügen haben sie zu sehen. 20 Malizer mögen fahren die Bagage. ein l'd'or täglich wird für jedes wägele bezahlt. es sind 20 Personnen der Franzosen, mit Gewehr und waffen wohl versehen. Bassi macht den Franzosen gesellschaft. Zwey andere franzosen, aber nicht Jacobiner, kommen mit dem Mayländer hotten.“

„Coire 10. Juillet.“ „Votre tr. S. Vieli.“

Albula und Bernina gehören zu den höchsten Bergrüssen Bündens, im Engadin; Maliz aber ist ein Bergdorf, ohngefähr eine Stunde von Chur.

man von Schwaben her gegen Bünden veranſtaltete; die durch Beſtechung bewirkte allzuniedrige Verpachtung der Landeszölle; das Nachbarwerden der Vertheilung heimlicher Jahrgelder durch Oeſterreich an einflußreiche Bündner — dies, und mehr noch, verurſachte endlich im J. 1794 Aufwallung in beinah allen Thälern und allgemeinen Aufſtand. Einige behaupten, er ſei von einem der Familie Salis gegen den Miniſter Ulyſſes von Salis angeſtiftet worden; dafür zeuge ein in Cläven vorgenommenes Verhör-Protokoll. Andere behaupten, es ſei das Werk der öſterreichiſchen Partei und des Miniſters Salis ſelbſt geweſen, um die franzöſiſche, oder »patriotiſche« zu Grunde zu richten.«

»Es ward eine auſſerordentliche Standesverſammlung niedergeſetzt, um unparteiiſche Unterſuchung anzuſtellen. Von der Unparteilichkeit der Menſchen in bürgerlichen Unruhen einer Republik, muß man nicht mehr erwarten, als von Unparteilichkeit der Theologen in ihren kirchlichen Händeln. Auch Ulyſſes von Salis ward vor dieſe Verſammlung berufen. Aber ſein Gewiſſen fühlte er wohl nicht ganz rein. Schon dem erſten Verhör entfloh er. Dieſe Flucht gereichte zu ſeinem Verderben. Man verſicherte ſich ſeiner Papiere; ſein ſehr zuſammen geſchmolzenes Vermögen fiel dem Fiskus anheim; er ſelbſt ward nachher als Staatsverbrecher, vogelfrei erklärt. Nie ſah er ſein Vaterland wieder, auch nachdem, in Folge einer Reaktion, ſeine eigene Partei die Oeſterreicher nach Bünden berufen hatte, unter dem Vorwand, das Land gegen den Einfall der franzöſiſchen Armee zu decken.« *)

»Er lebte von da an, als Verbannter, im Kanton Zürich; auch nach Korſakows Niederlage furchtlos in der Nähe des Hauptquartiers der franzöſiſchen Armee, bis man ihn dem General Lecourbe verdächtigte. Als dieſer ihn durch einen Stabsoffizier vor ſich beſcheiden ließ, floh er aus der Gegend; wohnte erſt in einer Appenzeller-Hütte auf dem Gebirg über Gais; dann in St. Gallen; wechſelte zwiſchen Zürich und St. Gallen ein paarmal den Aufenthalt und begab ſich endlich nach Wien, wo er am 6. Oktober 1800 ſtarb.«

---

*) Daß die öſterreichiſchen Truppen am 19. Oktober 1798 unter Anführung des Generals von Auffenberg, von den damaligen Machthabern Bündens eigenmächtig, ohne Auftrag und Vorwiſſen der Gemeinden, ins Land gerufen wurden, iſt bekannte Thatſache. Der Verfaſſer obigen Berichts über den Miniſter Ulyſſes v. Salis-Marſchlins fügt hinzu: „Nach Gefangennehmung des Herrn v. Auffenberg, wurde aus deſſen Correſpondenz, die ein Lieutenant Bacher vom 7. franzöſiſchen Huſarenregiment verfaßt, und der proviſoriſchen Regierung einhändigte, der Hochverrath urkundlich erwieſen.“

So endete ein Mann, durch ſeltene Gaben des Geiſtes zu groſſen Leiſtungen berufen, freudenlos, ruhmlos, ohne Recht auf Dankbarkeit der Zeitgenoſſen, oder des Vaterlandes. Er war ein liebenswürdiger Privatmann geweſen; aber in kleinlichen Verhältniſſen vom kleinlichen Ehrgeiz der Herrſchluſt beſtechen, hatte er nicht der Menſchheit, nicht dem Vaterlande, nur ſeiner Eitelkeit Opfer gebracht.

---

## Redings Ruhm.

Seit der Erſcheinung Redings in Reichenau verfloß, bis wir einander wieder fanden, kaum die Zeit eines Jahres. Aber welche ungeheuere Ereigniſſe füllten dieſe Friſt aus; und in wie verwandelten Verhältniſſen ſahen wir uns wieder!

Noch ſchwebte uns damals vom Unglück des Vaterlandes keine Ahnung an. Ihm brachte indeſſen häusliches Leiden langen Schmerz. Denn er verlor ſeine junge Gemahlin, die er unausſprechlich liebte. Die Geburt einer Tochter hatte ihr das Leben gekoſtet.

Bald darauf bereitete ihm der völkerrechts-mörderiſche Einbruch der franzöſiſchen Heere in die Schweiz furchtbare Zerſtreuung. Anfangs ſchienen nur die an den Gränzen Frankreichs vorliegenden Ariſtokratien, Bern, Freiburg und Solothurn, von den Machthabern zu Paris bedroht zu ſeyn, und die unvorſichtige Theilnahme büßen zu ſollen, welche ſie den Feinden der franzöſiſchen Republik bewieſen hatten. Bern rief die übrigen Eidgenoſſen zum Beiſtand. Dieſe rückten erſt ſpät in ungeordneten und unbehelfenen Maſſen langſam heran, mehr um ſich ſelbſt, als um Bern, beſorgt. Aloys Reding, als Landshauptmann der Schwyzer, führte die Seinigen bis vor die Thore Berns; bald aber, beim Anblick der allgemeinen Verwirrung, wieder zurück, weil er von ſeiner Regierung Befehl hatte, „unter ſolchen Verhältniſſen nicht umſonſt Volk aufzuopfern.“ Bern, Freiburg, Solothurn fielen in feindliche Gewalt, dieſer zum Raube gelaſſen durch die übrigen Kantone, deren jeder, unbekümmert um alle andern, einzeln für ſich wachen wollte.

In der thörigten Vereinzelung der Schweizer kam dann das Schickſal Berns über alle; auch über die drei Urkantone Uri, Schwyz und Unterwalden. Der Landeshauptmann Aloys Reding ſtand an der Spitze ſeiner Schwyzer. Neben ihm befehligten aber eigenmächtig durch einander, bewaffnet mit Säbel und Piſtolen, Crucifix und Roſenkranz,

einige Prieſter das durch ſie glaubensbegeiſterte Volk. Reding ſah unvermeidlichen Untergang vor. Er weihte ſich entſchloſſen dem Tode für ſeinen kleinen heimathlichen Freiſtaat, deſſen geſammte Bevölkerung, mit Weibern und Kindern, kaum einem der kleinen Heertheile Frankreichs von 30 — 40,000 Mann gleich kam. Rührend war vor den Schlachttagen der Abſchied von ſeiner Familie. Auf den Knieen vor ſeinem Vater liegend, empfing er den Segen des ehrwürdigen Greiſes.

Bekannt iſt der darauf erfolgte Heldenkampf der Schwyzer gegen die franzöſiſchen Brigaden bei Schindeleggi und Rothenthurm (2. März 1798). Die tapfern Hirten verbluteten an ihren eigenen Siegen. Redings Name ward unſterblich.

Während dieſer Zeit ſchwebte ich in unausſprechlicher Angſt und Unruhe. Die tiefe Empörung meines Gemüths gegen den mörderiſchen Uebermuth der franzöſiſchen Regierung glich nur meinem Unwillen über die Zerfallenheit und Erbärmlichkeit der Schweizer-Regierungen. Ich hoffte, der Widerſtand der Hochgebirgsvölker werde die ganze Nation endlich noch einmal entflammen zum allgemeinen Aufſtand. Ich hatte Reding geſchrieben, mir zu erlauben, an ſeiner Seite zu fechten. Er ließ mich ohne Antwort. Bald darauf vernahm ich, ein einziger Tag habe ſchon Alles entſchieden. Mir blieb nichts übrig, als ihm unter Thränen ein Wort des Troſtes zu ſchreiben.

Noch bewahre ich ſeine Antwort, die eins der ſchönſten Denkmale einer heldenmüthigen Seele bleibt, welche durch das furchtbarſte Schickſal überwältigt, nicht überwunden werden kann, und ſich ſogar der Wehklage ſchämt. Hier ſein Brief.

Schwyz, den 25. Juni 1798.

Theuerſter Freund, nichts könnte die Freude übertreffen, welche ich beim Empfang Ihres letzten Schreibens empfand, als das Dankgefühl, welche Ihre ſo warme, freundſchaftliche Theilnahme in mir erweckte.

Es iſt bekannt, daß jeder Staat ſeine Höhe und ſein Alter erreicht, und dann der Tod dem politiſchen Körper ſo unvermeidlich iſt, als dem [illegible].

Ach, beſter Freund, dies war auch unſer Loos. Bei Sterbenden iſt die letzte Kriſis immer heftig; aber über alle Erwartung hartnäckig und tobend war der Todeskampf unſers kleinen Staats. Der Vater verlor ſeinen Sohn, der Sohn den Vater, der Freund ſeine Freunde, und alle brachten großmüthig, ohne ſich zu beklagen, der edeln Freiheit

dieſe ſo theuern Opfer dar; aber nur vergebens waren ſie dargebracht! — Doch nein, — waren wir auch zu ſchwach gegen dieſe große und ſiegreiche Nation, die von unſern Vätern ſo theuer erfochtene Freiheit zu behaupten: ſo waren wir doch nicht ſchwach genug, ſelbige ſo leicht mit der Ehre unſers Namens zu verlieren. Und es war nicht Fanatismus, wie Viele behaupten, ſondern wahre, reine Freiheitsliebe und das Bewuſtſeyn der gerechten Sache, welche ein ſo kleines Volk in einem ſo äuſſerſt ungleichen Kampf mit Standhaftigkeit zu beſeelen vermochten.

Hoffentlich werde ich noch das Vergnügen haben, Sie dieſen Sommer zu ſprechen, und dann Ihnen meine Geſinnungen beſſer mündlich mittheilen zu können. Ich erwarte nächſtens die Frau Baronin de Travers. Mit ihr werde ich die Reiſe nach Bünden machen und dann wiederum einmal meinen theuern, biedern Freund Zſchokke recht eng [redacted].

Ihr Freund Reding.

Unſer Beider Hoffnung und Wunſch blieb einſtweilen unerfüllt. Bürgerlicher Parteikampf und in ſeinem Gefolge der Krieg,

„Das finſtere Haupt in Wettern, den Fuß in Blut getaucht",

trat auch in die rhätiſchen Thäler. Ich floh, als Geächteter, und ward von den ſchweizeriſch-geſinnten Gegenden des Landes mit Joh. Bapt. v. Tſcharner, geweſenem Bürgermeiſter der Stadt Chur, zu den helvetiſchen und franzöſiſchen Behörden nach Aarau abgeordnet, Fürſprecher ihrer Angelegenheiten zu werden. Als aber der Sitz dieſer höchſten Behörden im Spätjahr, von Aarau nach Luzern, verlegt worden war, wohin ich ihnen folgte, ſah ich auch meinen Freund von Schwyz wieder. Aber welch ein frohes, welch ein ſchmerzliches Wiederſehen war dies erſte!

Von da an wechſelten wir gegenſeitige Beſuche zwiſchen Schwyz und Luzern. Auf mein Anſuchen ſammelten er und unſer gemeinſchaftlicher Freund, der Pfarrer Schueller von Lowerz, alle Aktenſtücke, mündliche und ſchriftliche Nachrichten, welche über die Geſchichte des Innern vom Kanton Schwyz und der beiden andern Urkantone in neuerer Zeit, ſo wie über die rühmlichen Treffen gegen das franzöſiſche Heer unter des Generals Schauenburg Befehl, Licht gewähren konnten. Ich verſprach dann, im Frühling die ehrenvollen Schlachtfel-

dern zu beſuchen und die geſammelten Materialien zu einem Ganzen zu bearbeiten. *)

Während unſerer angenehmen Winterunterhaltungen wurde ein neuer Ausbruch des Krieges zwiſchen Frankreich und Oeſterreich wieder wahrſcheinlicher. Unvermeidlich mußte die Schweiz, die von franzöſiſchen Truppen überdeckt war, darin verwickelt, vielleicht das Schlachtfeld werden. Die helvetiſche Regierung rüſtete zum Kampf, um, vereint mit den Franzoſen, wenigſtens die Verheerung von den Gränzen der Schweiz abzuhalten. Man wünſchte auch meinen Freund an die Spitze eines Heerhaufens ſtellen zu können, in der Hoffnung, ſein Name allein ſchon werde mächtig auf die tapfern Völkerſchaften des Gebirgs einwirken und ſie unter ſeinen Fahnen verſammeln. Aber mit Widerwillen ertrugen dieſe Völkerſchaften eine Staatsverfaſſung, welche ihnen von Ausländern aufgezwungen worden war. Sie haßten eine Regierung, in der ſie Frankreichs dienſtwillige Handlanger oder verächtliche Werkzeuge zu erblicken glaubten. Reding, hätte er damals wider Oeſterreich gefochten, würde ihnen nur wie ein unzuverläſſiger Ueberläufer erſchienen ſeyn und wäre ihnen ein Gegenſtand größern Abſcheu's geworden, als er bisher Gegenſtand der Hochachtung geweſen war.

Obgleich Reding höhere Anſichten von den letzten Begebenheiten hatte, als ſein Volk; obgleich er überzeugt war, daß es zu jeder Zeit ehrenvolle Pflicht ſei, dem Vaterlande zumal inmitten allgemeinen Unglücks, in ſeiner Verlaſſenheit von allen europäiſchen Mächten, und bei der Unterdrückung von übermüthigen Siegern, mit Vergeſſung alles Partei-Strebens, zu dienen (wie er denn auch kein Bedenken trug, in ſeiner Heimath ein untergeordnetes Amt zu bekleiden) — wagte es dennoch nicht, jedem Urtheil, oder Vorurtheil, ſeiner Landsleute trotz zu bieten. Er war aber auch in Wahrheit viel zu ſehr Schwyzer, um, im großen Sinn des Wortes, Schweizer zu werden; das heißt noch zu ſehr von jener Denkart befangen, die aus einem mehrhundertjährigen Föderalismus heraufgewuchert war, und in welcher erſt noch vor zwölf Monaten die Gebirgskantone dem ſchwer bedrängten Bern, als es um Hülfe rief, zur Antwort gaben: „Der Bundesfall ſei noch nicht eingetreten", in welchem ſie zu einem Beiſtand verpflichtet wären. Selbſt den allfälligen Verſuchungen der Ruhmliebe, an der

*) So entſtand die ſpäter in Baſel geſchriebene „Geſchichte vom Kampf und Untergang der ſchweizeriſchen Berg- und Waldkantone", welche (bei Cotta in Zuſt) aber erſt im J. 1801 vollendet im Druck erſchien.

Spitze eines ſchweizeriſchen Heers zu ſtehen, widerſtand eine noch größere Liebe zu ſeiner Familie, deren Wünſche ihm höher galten, als die eigenen.

In Folge des mir von Mitgliedern des Vollziehungs-Direktoriums der Republik geäuſſerten Verlangens, fragte ich in einem meiner Briefe Reding an, ob er einen Heerbefehl übernehmen würde? — Hier ſeine Antwort, die ſich theils auf dieſe Frage, theils auf unſern damaligen Verkehr wegen der Geſchichte von Schwyz bezog.

Schwyz, den 25. Februar 1799.

„Ihre Aufforderung, mein theuerſter Freund, iſt ſo dringend und freundſchaftlich, daß ich keinen Augenblick anſtehen würde, mich ſogleich zu Ihnen auf Luzern zu begeben, wenn mir nicht meine Amtspflicht das Widrige geböte. Statt meiner kömmt aber Bürger Schueller, welcher Ihnen noch morgen Abends unſer hiſtoriſches Manuſkript verlegen, und ſich mündlich mit Ihnen darüber berathen wird.

Ueber die Frage, ob ich das Oberkommando über ein Truppencorps annehmen würde, wenn mir ſolches zur Vertheidigung des Vaterlandes übertragen werden ſollte, muß ich Ihnen freundſchaftlich die Urſachen entdecken, welche mich bewegen würden, ein ſolches abzuſchlagen.

Ich habe einen ehrwürdigen vierundſiebenzigjährigen Vater, der ſchon dreiunddreißig Jahr ſo väterlich für mich geſorgt hat, daß ich, als ſeine wirklich einzige Stütze, mit der allerbefliſſenſten Pflege, die ich während ſeinem Leben für ihn haben werde, nur zum Theil wiedererſtatten kann, was ich ihm ſchuldig bin. Dieſe Pflicht, als Sohn, und die, als Vater, welche mir nicht nur gegen mein eigenes, zartes Kind, ſondern auch gegen zwei noch unerzogene, vaterloſe Neffen, obliegt, ſcheinen mir ſo wichtig, daß ich mich ſelbſt anklagen müßte, wenn ich alle, bei den dermaligen Umſtänden, verlaſſen ſollte.

Zwar iſt es wahr, daß die Pflicht gegen das Vaterland, wenn ſolches in Gefahr iſt, bei jedem wahren Republikaner die erſte Sorge ſeyn ſoll. Auch fühlte ich dieſe Pflicht voriges Jahr, und übernahm das Commando unſerer damaligen Landestruppen, ungeachtet der bedenklichen Lage meiner Familie. Das Verhältniß aber war damals ganz anders. Es befand ſich, ſo zu ſagen, kein Offizier im Lande, der ſich getraute, meine Stelle zu vertreten. Jetzt aber, da wir Schweizer nur eine Familie ausmachen, zählen wir ſo viele erfahrene und geſchickte Kriegsmänner, daß dergleichen Stellen ohne Anſtand mit Leuten, die alles Zutrauen verdienen, zur Genüge beſetzt werden können.“

Man ſieht ohne Mühe, hinter dem Schein aller dieſer Gründe,

Redings Abneigung gegen ein Verhältniß, das ſeiner Denkart, ſeinem ganzen Gemüth, widernatürlich war, und ſeyn mußte.*) Man kann ſich vom damaligen Zuſtand der Schweiz und der in ihr herrſchenden Verwirrung der Völkerſchaften, der geſellſchaftlichen Verhältniſſe, der Geſetze, Sitten, Neigungen und Begriffe keine Vorſtellung machen. Alles war aus den uralten Geleiſen herausgeworfen. Jeder ſchien ſich in ſeinen nächſten Umgebungen Fremdling geworden; keiner vertraute ganz dem Andern; keiner verſtand recht des Andern Sprache und Sinn. Europa ſelbſt war irre geworden an dieſer altberühmten Eidgenoſſenſchaft, daß ſie, geprieſen wegen ihrer Freiheitsliebe und Tapferkeit, in einem Kampfe um ihr ganzes Daſeyn, ohne bedeutenden Widerſtand, in wenigen Wochen oder Tagen, von einem geringen Heerhaufen bezwingen werden, und nachher, auch bei den günſtigſten Gelegenheiten, ſich nicht durch eigene Kraft von ihrem Fall wieder erheben konnte. — Aber Europa hatte das vorangegangene innere Staatsleben dieſer Eidsgenoſſenſchaft nie in ſeiner nackten Wirklichkeit erkannt, ſondern nur im ſchönen Nachglanz, welchen die Heroenwelt des Alterthums darüber verbreitete, und die dichteriſche Einbildungskraft der Reiſebeſchreiber bisher bewahrt hatte.

---

## Rückblick auf den Eidsgenoſſen-Staat im achtzehnten Jahrhundert.

Es möge erlaubt ſeyn, mich in dieſen »Erinnerungen«, die weder Biographie noch Staatsgeſchichte ſeyn ſollen, nach freiem Gefallen zu bewegen, und hier epiſodiſch in großen Umriſſen ein Bild von der ſeltſamen Geſtaltung der damals eben untergegangenen alten Eidsgenoſſenſchaft der Schweizer einzuſchalten. Es kann dies wohl um ſo füglicher geſchehen, da die Erinnerung an den edeln Aloys Reding zugleich Erinnerung an den uralten Bundesſtaat iſt, deſſen letzter Vertheidiger er im Gebirg der Waldſtätte, wie der treue und heldenmüthige Schultheiß Steiger in Bern, geweſen war. Vielleicht auch dürfte Manches von dem, was ich noch zu erzählen habe, Redings ſpätere Handlungsweiſe ſelber, und Vieles, was mich in gegenwärtiger Zeit den Schein des

*) Späterhin, im J. 1800, ward ich abermals von Paul Uſteri (damals in der helvetiſchen Regierung) angefragt, ob Reding die Stelle eines Kriegsminiſters übernehmen würde? Reding beſaß dazu nicht die erforderlichen Fähigkeiten. Ich antwortete dieß, und Reding billigte die Antwort.

Räthſelhaften an ſich trägt, durch ein klares Anſchauen der im Jahre 1798 gebrochenen halbtauſendjährigen Verhältniſſe, für den Welt- und Menſchenbeobachter verſtändlicher werden.

Seit Zertrümmerung des römiſchen Weltreichs gehörte das Bergland zwiſchen Alpen und Jura, bald vereint, bald getrennt, abwechſelnd den Barbaren, die ſeit dem fünften Jahrhundert Europa überſchwemmten, und immer von nachflutenden Eroberervölkern verſchlungen wurden. Darauf verſchwand es, ein geringer Punkt, im weiten Reiche Karls des Großen; und trat, nach deſſen Untergang, wieder hervor, unter der Herrſchaft von eigenherrlichen Klöſtern und Grafen zerſtückelt, oder mit Städten und Thalſchaften unter Savoyens oder des Reiches Schutz. Ohne gemeinſames Oberhaupt und Geſetz lebten die Bewohner dieſes Gebirgsſtriches von Viehzucht und Ackerbau; nur in wenigen Städten vom Zwiſchenhandel und Gewerbsfleiß. Sie führten bald ruhiges Leben, bald kleine Fehden, von denen die Welt keine Kunde nahm.

Als Oeſterreichs beginnende Macht, ohnehin ſchon auf helvetiſchem Boden begütert, auch noch die Thäler von Uri, Schwyz und Unterwalden im vierzehnten Jahrhundert an ſich gewinnen und ihre herkömmlichen Freiheiten auflöſen wollte, verbanden ſich die Leute daſelbſt zur Selbſtvertheidigung. Auſſer ihren Heerden und Alpen kannten und wollten ſie keinen andern Reichthum. Die Armuth ihres Felſenlandes gab ihnen ein Glück, beneidenswürdiger, als Pracht und Ueppigkeit der fruchtbarſten Königreiche. Dies Glück war ihre Freiheit und Vergeſſenheit von der Welt.

Für dies Gut ward mit Verzweiflung geſtritten. Die Schlacht von Morgarten krönte den Bund der Hirten mit Ruhm. Ehe fünfzig Jahr vergingen, hatten andere helvetiſche Städte und Landſchaften, die Schwäche der Fürſten, den Vortheil der Zeiten benutzend, Schutzbündniſſe mit den Hirtenthälern geſchloſſen, um durch ſie geſtärkt, ihre eigenen Rechtſame vertheidigen, oder erweitern zu können.

So entſtand nach und nach im altheloetiſchen Hochlande eine Verknüpfung der einzelnen, von einander übrigens unabhängigen Städte und Länder, welche bald, durch manchen blutigen Sieg für ihre Freiheiten, weit umher unter dem Namen der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft berühmt, aber erſt im weſtphäliſchen Friedensſchluß als ſelbſtſtändiger Geſammtſtaat anerkannt wurden.

Die Schöpfung dieſes neuen Bundesſtaates im Herzen des Welt-

theils war jedoch nicht das Werk einer umfassenden, staatsklugen Berechnung, sondern Sache des Zufalls und des langsamen Spiels der Umstände von Jahrhunderten gewesen. Auch war dieser Bund, weder durch seinen Zweck, noch minder durch seine Zusammenfügung, eine ausserordentliche Erscheinung des Mittelalters. Gleichartig hatten sich durch den Norden und Süden Deutschlands, in Italien und andern Ländern die schwächern Städte und Herrschaften zum Widerstand gegen das eherne Faustrecht der Gewaltigern zusammengezogen.

Die Eidsgenossen betrachteten sich, ungeachtet ihrer Bundesschaft, keineswegs als ein einziges Volk; so wenig, wie etwa die deutschen Hansestädte, oder italienischen Freistaaten des Mittelalters. In der Gestalt, worin sie aus dem dunkeln Gewühl allgemeiner Gesetzlosigkeit im zwölften und dreizehnten Jahrhundert hervorgetreten waren, verharrten sie. Furcht vor Ehrgeiz einiger Mächtigen hatte sie zusammengedrängt; aber auch sie selbst wollten einander nicht zu fürchten haben. Eifersüchtig auf ihre Unabhängigkeit, verschmähten sie jede engere Verknüpfung unter sich. Ausser der Religion hatten sie nichts mit einander gemein; kaum die Sprache. Ueberall waren Verfassung, Sitte, Gesetz, Verkehr, Interesse, Maß, Gewicht und Münze anders. Der Schweizer, sobald er über die Gränze seines Kantons in den benachbarten trat, war in der Schweiz so vollkommen Fremdling, als es der Preusse am Thor von Wien seyn mag.

Nur im Fall eines feindlichen Angriffs von aussen waren die Glieder des Bundes zum bewaffneten Beistand, alle zum gegenseitigen Schutz ihrer Rechtsame und Freiheiten verpflichtet; desgleichen bei Zerwürfnissen unter sich selbst, nicht Gewalt, sondern Schiedsrichter entscheiden zu lassen, und Verträge mit Auswärtigen nicht ohne Genehmigung der übrigen Stände zu schließen. In diesen wenigen Worten lag das Wesen des Bundes begriffen. Ihre gemeinsamen Angelegenheiten verhandelten die kleinen Staaten auf einer Tagsatzung, bei welcher jeder Gesandte seine bindende Instruktion aus der Heimath mitbrachte. Den Vorsitz bei derselben, den Verkehr mit fremden Gesandten, und vermittelnden Briefwechsel mit den Regierungen des Staatenbundes, führte die Regierung des Kantons Zürich, unter dem Namen eines »Vorortes«, aber ohne mit irgend einer andern Gewalt bekleidet zu seyn.

Aber weder sämmtliche dreizehn Hauptstaaten, oder »Orte« hatten gleiche Rechte und Vortheile, oder gleiche Verträge mit allen andern, noch die übrigen dreizehn eigenherrlichen kleinen Staaten, die sich zur

Eidgenoſſenſchaft, als ſogenannte »zugewandte Orte«, zählten, und mit ihnen den »helvetiſchen Staatskörper« bildeten, hatten einerlei Anſprüche. Wohl regte in ſpätern Jahrhunderten zuweilen ein heller Geiſt den Gedanken an Knüpfung eines engern, kräftigern Staatsverbandes aller dieſer 20 bis 30 Souveränetäten an. Aber ſie ſtießen den Einfall, als eine politiſche Narrheit, von ſich ab. Keiner von ihnen würde, ſelbſt in Zeiten der glänzendſten Siege, oder der größten Gefahren, das Geringſte von ſeinen Selbſtherrlichkeitsrechten für die Eroberung der halben Welt aufgeopfert haben.

Als ſich die Eidsgenoſſenſchaft auf einem naturfeſten Flächenraum von ungefähr 900 Geviertmeilen mit einer kriegeriſchen Bevölkerung von beinahe zwei Millionen Seelen ausgeſtaltet hatte, konnte ſie zwiſchen den benachbarten Reichen anfangs als eine bedeutſame Macht gelten. Denn Frankreich war in jenem Zeitalter noch ſchwach, innerer Kriege Raub, bald von England, bald von Burgund bedrängt. Burgund gehörte damals durch Ländermaſſen und innern Reichthum zu den bedeutendſten, durch Karls des Kühnen Eroberergeiſt zu den furchtbarern Staaten. Burgund verſchwand aber unter den Siegen der Schweizer aus der Weltgeſchichte. Als der kühne Karl gegen ſie bei Granſon ſeine Schätze, bei Murten den Kern des Heers, bei Nancy das Leben verloren, behielten die Eidsgenoſſen den Ruhm; Frankreich und Oeſterreich theilten Burgund.

Oeſterreich war damals noch ein neues Reich im Werden, allſeitig in Händeln verwickelt, und anwachſend mehr durch Erbſchaft und Heirathsverträge ſeiner Fürſten, als durch Eroberungen ſeiner Heere. Die meiſten Beſitzungen deſſelben zwiſchen dem Rhein und den Alpen wurden eine ruhmvolle Beute der Eidsgenoſſen und die ſechs Schlachten des Jahrs 1498 vernichteten Oeſterreichs letzte Anſtrengung, den helvetiſchen Völkerſchaften das Geſetz zu ſchreiben.

Italien konnte den Alpenſtaaten nicht furchtbar werden. Mailand, meiſtens von elenden Herzogen beherrſcht, lag durch Venedigs Macht und innere Zerriſſenheit ohne Kraft. Savoyen, bei all ſeiner Vergrößerungsſucht, ward durch das einzige Bern allein gedemüthigt.

Es gab ein Zeitalter, da die Eidgenoſſenſchaft, wäre ſie feſter geeint, unter Leitung eines einzigen republikaniſchen Haupttes geſtanden geweſen, die Gränzen ihres Gebietes weit über Rhein und Rhone, Jura und Alpen hinaus gerückt und im Mittelpunkt Europens eine machtvolle Stellung eingenommen haben würde.

Noch im Lauf ſpäterer Tage bot ſich dazu Gelegenheit. Nach Karls des Kühnen Tode war es den Landſtänden von Hochburgund um Vereinigung mit den Eidsgenoſſen zu thun. Bern neigte ſich ihren Wünſchen hin; aber die Eiferſucht der übrigen Kantone wehrte es ab.

Die Erhebung der Schweiz zu einer ſtarken Mittelmacht zwiſchen nebenbuhleriſchen Monarchien, welche Jahrhunderte lang den Welttheil mit ihren Kriegen erfüllten, war Heinrichs IV, Königs von Frankreich, großer Gedanke. Ravaillac's Meſſer vernichtete mit dem Leben dieſes edeln Fürſten alle ſeine erhabenen Entwürfe.

Auch Eliſabeth, Königin von England, hegte ähnliche Wünſche; einerſeits die vereinigten Niederlande unabhängig von ſpaniſcher Gewalt, durch einige deutſche Provinzen, anderſeits die eidgenöſſiſchen Hochlande durch Elſaß und die Freigrafſchaft Burgund mächtiger zu machen.

Aber die erſten Gegner ſolcher Entwürfe würden ohne Zweifel die Schweizer ſelber geworden ſeyn; nicht aus Staatsklugheit, nicht aus beſcheidenem Widerwillen gegen Größe, oder aus Ehrfurcht für Völkerrecht. Ihre einzeln oder gemeinſchaftlich geführten Kriege hatten häufig von dieſen Tugenden das Gegentheil bezeugt. Aber Furcht der kleinern Kantone vor überlegener Anzahl der größern, oder der demokratiſchen Orte vor gebieteriſchem Einfluß der Ariſtokratien, oder der katholiſchen Stände vor wachſender Stärke der proteſtantiſchen, und eben ſo umgekehrt, ſträubte ſich gegen alle Erweiterung des Staatenbundes. Vergrößerung Aller, durch unterthänige Gebiete und reiche Landvogteien, hatten ſie nicht verſchmäht; aber die Vermehrung von ihres Gleichen ſcheuten ſie. So wollte Graubünden noch im Jahr 1797 die Grafſchaften Cläven, Veltlin und Worms nicht als freien, vierten Bund in ſich aufnehmen, ſondern entweder als Unterthanen, oder gar nicht beſitzen.

Während Frankreich, Oeſterreich, alle Staaten des Welttheils ihre Formen veredelt und durch Zuſammenleitung der vom alten Lehenweſen getheilten Volkskräfte verſtärkt hatten, blieb nur die eidsgenöſſiſche Verfaſſung planlos, wie ſie entſtanden war. Die ehemaligen Herzoge von Oeſterreich, dann Inhaber mehrerer Königskronen, zitterten vor keinem Tage von Morgarten und Sempach mehr. Richelieu's blutdürſtige Staatsklugheit hatte den Bourbonenthron mit unbeſchränkter Gewalt bewaffnet. Die Gränzen beider Reiche umklammerten darauf in weiten Halbbögen das Land der Schweizer. Dieſe aber verharrten, wie ſie waren; das Gefühl ihrer Schwäche und gemeinſamen Gefahr konnte ſie nicht

ermannen, ſich, zu Schutz und Trutz, feſter aneinander zu gliedern, ſondern konnte ihre Politik nur zu jener feigen Geſchmeidigkeit niederdrücken, mit welcher man zweien Herren zu dienen pflegt. Blos durch die Nebenbuhlerſchaft beider vorhanden, ohne Stimme in der europäiſchen Staatenfamilie, beſchränkte ſich die Thatkraft dieſer kleinen zerſplitterten Regiegierungen auf vereinzelte Verbeſſerungen im Innern der engen Gebiete, und die kleinlichen Zwiſte von Kanton zu Kanton.

Die Eidsgenoſſenſchaft ſtand zuletzt in der Mitte des verwandelten Welttheils einſam da; doch merkwürdig, oder ehrwürdig, wie eine Ruine fremder Zeit. Die Anmuth oder majeſtätiſche Wildheit ihrer Thäler und Eisberge, im Einklang mit der Sitteneinfalt und furchtloſen Biederkeit der Einwohner, entzückte und begeiſterte die Reiſenden für ſie; der Zauber der Dichtkunſt vereinte ſich mit den romantiſchen Sagen der Vorwelt, die alte Heimath der Tellen, Hallwyle und von der Flue, oder die neue der Haller, Johannes Müller und Peſtalozzi zu verherrlichen. Wie ward die Freiheit des Heldenlandes geprieſen, während anderthalb Millionen Schweizer nur Unterthanen einiger Städte und Thalgelände ſogar die bürgerliche Freiheit monarchiſcher Unterthanen zu beneiden hatten! Wie ward die hohe Eintracht dieſes Volks geprieſen, während kein Jahrhundert, ſeit dem erſten der Bundesſtiftung, ohne blutige Bürgerkriege, ohne blutige Aufſtände der unterdrückten Völkerſchaften verlief!

Es vereinigen ſich die Familien der Menſchen zu Staatsgeſellſchaften, um durch den Verband ihrer Kräfte, Talente und Mittel aller Art, Sicherung gegen fremde Gewalt, erhöhten Genuß des Lebens und Stiftungen zur Veredelung ihres Daſeyns zu gründen. Dafür opfern die Einzelnen von ihrer ungebundenen, natürlichen Freiheit willig auf. — In der Schweiz ſah man das Streben zum Gegentheil. Die Glieder des Staatenbundes, um einzeln freier zu ſtehen, ſcheuten nicht nur jede Feſtergeſtaltung deſſelben, ſondern fanden oft ſogar ſchon ſeine ſchlaffen Bande zu läſtig. Die Kantone zogen, ſoviel als möglich, *auseinander*. In den Kantonen wieder ſtrebten die Beſtandtheile derſelben, mit ihren kleinen Rechten und Vorrechten, die Stände, die Städte, die Dorfſchaften und Thalſchaften auseinander. Jedes wollte, wenn auch nur im ſchmalſten Raum, frei *für ſich* ſeyn und ſtieß daher nach allen Seiten an, wo andere Freiheiten in gleichem Maß vorhanden waren. Das Ganze ging in Zerſplitterung ſeiner Theile unter; das Leben der Nation zerfiel in tauſend iſolirte Leben von Ortſchaften und Familien;

die ſelbſtſüchtige Freiheitsliebe aller Einzelnen erwürgte die Freiheit des Volks.

Daher entſprang allgemeine Ohnmacht. Nirgends Nationalgeiſt; nirgends ein großes Nationalunternehmen. Auch was die weiſeſten von den Regierungen, die mächtigſten von den Alpenſtaaten Löbliches verrichten konnten, blieb Stückwerk. Das Beſte ward immer nur von Privatperſonen vollbracht, oder kleinen Geſellſchaften erleuchteter Bürger. Die Regierungen begnügten ſich mit dem Ruhm treuer, wenn auch nicht immer ſtaatsweiſer, Verwaltung des öffentlichen Vermögens, und unbeſtechlicher Liebe der Gerechtigkeit, in ſo weit dieſe, bei Unkunde oder Willkühr der Richter, ſtatt finden konnte. Dieſelben Männer, oft aus denſelben Familien, waren faſt überall Regenten, Geſetzgeber und Richter zugleich; Strafgeſetzbücher faſt nirgends vorhanden; Straf- und Zuchtanſtalten nur an wenigen Orten; der Gebrauch der Tortur, milder oder härter, noch bei vielen Gerichten.

Selbſt für die Sicherheit eines zwiſchen übermächtigen Nachbarn leichtgefährdeten Daſeyns ſah man nur unvollkommene oder keine Maßregeln getroffen. Zürich, Bern, Luzern und einige der andern Ariſtokratien zeigten zwar gefüllte Zeughäuſer vor; aber ließen die kriegeriſche Jugend des Landes ungeübt in der Waffenkunſt, und wagten kaum, ihr Waffen anzuvertrauen. Seit den ſechs Schlachten des Schwabenkrieges und der ruhmvollen Niederlage bei Marignan, hatte man, im Schatten erfochtener Lorbern, die Verwandlungen der europäiſchen Kriegskunſt wenig beachtet.

Als der Sturz der franzöſiſchen Bourbonen, und die lange Folge von Kriegen, die Geſtalt des Welttheils am Ende des achtzehnten Jahrhunderts veränderte, ließ ſich die Eidsgenoſſenſchaft, ihrer Schwäche ſich bewußt, lieber Mißhandlung und Ungerechtigkeit von den Machthabern zu Paris gefallen, als daß ſie ſich zur Stärke ihres Bundes ermannt hätte, durch Freiſprechung ihrer murrenden Unterthanen, und durch theilweiſe Aufopferung ihrer Ortsſouveränitäten, zur Begründung einer mächtigern Bundesregierung. Rom ward nicht durch ſeine Comitien bedeutſam und bewahrt, ſondern durch ſeine Conſuln; und nicht durch ſeine Senatsbeſchlüſſe, ſondern durch Diktaturen oft vom Untergang errettet.

Man wagte es in jenen verhängnißvollen Tagen nicht, ſich im rechten Augenblick dem wider Frankreich ankämpfenden Europa offen anzuſchließen, ſondern nur deſſen Sache heimlich zu befördern, dabei den Frieden von einem Jahre zum andern durch Unterhandlungen fortzuſpinnen, und

durch kleine Heerhaufen an den Gränzen des Landes mehr das Daſeyn derſelben zu bezeichnen, als zu ſchützen.

Frankreichs Legionen ſiegten über Oeſterreich. Manches alte Erbe Habsburgs, oder früherer Siege Frucht, ward Beute der Ueberwinder. Der ſiebenzehnte Oktober 1797, als mitten unter Bonaparte's Eroberer-Fahnen der Friede von Campo-Formio geſchloſſen wurde, entriß der Schweiz plötzlich die ehemalige Haltung und Bedeutſamkeit. Mit ihren Alpen gleichſam aus der Stelle gehoben, in der ſie ſonſt lange Zeit Scheidemauer der zwei gewaltigen Nebenbuhlerſtaaten geweſen, lag ſie nunmehr im Schoße eines dieſer Reiche ſelbſt; ihre Gunſt und ihr Haß hatte für das eine allen Reiz, für das andere alle Gefährlichkeit verloren. Ihr Fall ward vorausgeſehen. Sie fiel. Wie ein ſchon aufgelöstes Heer, fochten ihre übungsloſen Truppen nur einzeln, nicht für die Eidsgenoſſenſchaft, ſondern für den Ort, dem ſie gehörten.

So unfähig die tapfern Völkerſchaften erhalten worden waren, fremdes Joch von ſich abzuwehren, ſo unfähig waren ſie aber auch durch ihre Natur, es mit Gelaſſenheit zu ertragen. Wenige Monate nach ihrer Unterwerfung vernahm man ſchon von vereinzelten, blutigen und fruchtloſen Aufſtänden. Erſt jetzt offenbarte ſich das Unglück der Beſiegten und die Unſicherheit der Sieger in der Schweiz.

---

## Der Aufſtand in Schwyz.

Auch Reding ſah ſich im Frühjahr 1799 in einen dieſer Aufruhre verwickelt, ohne ſeine Schuld; und doch ward er ein Opfer derſelben, obwohl er das wahnſinnige und blutige Unternehmen zu verhüten bemüht geweſen war. Er verabſcheute die gewaltthätige Regierung Frankreichs, aber ehrte deren tapfere Krieger, und behandelte ſie, mit denen er ſich auf dem Schlachtfelde gemeſſen, fortan wirthlich und gefällig. Er hoffte im Stillen auf den Tag, da gemeinſame Noth alle Schweizer zu einem Sinn und einer Kraft verbinden könnte, um das fremde Joch im gelegenſten Augenblick abzuwerfen; er begünſtigte für dieſen Zweck ſogar das Daſeyn einer Zentralregierung, unter welcher ſich Alles zu Einem verſchmelzen ſollte, was vormals in den unheilvollen Ortsſouveränetäten zerſtückelt gelegen war: aber er blieb zu beſonnen, um Empörungen einzelner Ortſchaften gegen franzöſiſches Militär Hand zu bieten. Er erkannte die Unhaltbarkeit der vom Auslande aufgezwungenen Staatsverfaſſung; aber er betrachtete ſie wie ein ſchmerzhaftes Heil-

mittel, zur Rettung des Vaterlandes, durch Erregung und Verknüpfung von deſſen Kräften und Gliedern. Es war ſeiner Gemüthsart und ſeinen Verhältniſſen entgegen, irgend eine der Hauptſtützen der helvetiſchen Regierung zu werden; aber er beklagte deren Mißgriffe, wodurch jene Verſchmelzung der Maſſen mehr gehindert, als befördert wurde.

So kannte ich ihn; ſo ſprach er in Stunden der Vertraulichkeit mit mir; ſo ſchrieb er mir. Davon zeugen noch einige ſeiner aufbewahrten Briefe, die er kurz vor dem Aufruhr von Schwyz ſandte, der damals ſchon, ohne ſein Wiſſen, von den umliegenden Dörfern in verborgener Thätigkeit bereitet ward. In Luzern, dem Sitz der Regierung, hatte man ſchon über dieſe heimlichen Bewegungen unbeſtimmte Anzeigen erhalten. Ich hielt es für Pflicht, ihn darauf und über ſeine Stellung aufmerkſam zu machen. Er antwortete:

Schwyz, den 1. April 98.

— »Ueber Ihr Letztes vom 26. März, theuerſter Freund, wäre ſo viel zu ſchreiben, daß mehrere Briefe nicht hinreichen würden, Ihnen alles dasjenige auszudrücken, was ich Ihnen darüber ſagen mögte. Ich verſpare die Antwort alſo bis auf jene Zeit, da ich Sie mündlich ſpreche, was hoffentlich nicht mehr lange anſtehen wird. Nur erſuche ich Sie, trachten Sie die Rechtfertigung zu leſen, welche wir jüngſthin dem Vollziehungs-Direktorium zugeſchickt haben *), und dann werden Sie hoffentlich eben ſo wenig an unſerer Unſchuld, als an den Abſichten, die man gehabt hat, uns zu verläumden, zweifeln können.«

»Mich freut es, daß Sie mir Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Ich will, das Stehende ſoll beſtehen! Aber, lieber Freund, man ſieht leider die Art, die jetzige Landesverfaſſung zu befeſtnen, von ſo einem verſchiedenen Geſichtspunkt an, daß es mir ſcheint, es ſeien Viele, die unter dem Namen ihrer »Vertheidiger« an ihrem Untergang arbeiten. Z. B. Leute, die, nebſt ihrem Eigennutz, nie ein anderes Syſtem, als das der ſchwärzeſten Verläumdung und perſönlichen Rache gekannt haben: nie werden ſie für das Wohl unſerer Republik arbeiten, und wenn ſie noch einmal mehr Patriotismus in ihren Worten und Schriften führten. Um ihre Leidenſchaft zu befriedigen, opfern ſie manchmal das Wohl ganzer Völkerſchaften auf. Hätte unſere Regie-

*) Vollziehungs-Direktorium hieß damals die Centralregierung der helvetiſchen Republik; und die Rechtfertigung mehrerer angeſehenen Männer von Schwyz bezog ſich auf die gegen ſie, von einem dortigen Beamten angerichtete Verläumdungen.

rung, aus der Zahl der Oligarchen, die ehemaligen Landvögte als Flügelmänner aufgestellt, so wäre wohl manches in unserer lieben Republik nicht besser gegangen. Es scheint, das Verhängniß habe unserm Volk zur Strafe, wegen der so vielen Landvögte, mit welchen es ehemals seine Unterthanen plagte, nun auch einen alten ennetbirgischen Landvogt geben wollen.« *)

»Was über Gährung und Unruhe in unserm Distrikt dort in Luzern geredt wird, ist grundlos. Ich behaupte, daß seit dem unseligen Aufstand in Unterwalden kein Distrikt in der ganzen Republik ruhiger gewesen, als der unserige. Einige wahre Vaterlands- und Volksfreunde, die gewiß am meisten zu dieser Ruhe beigetragen haben, leiten den Grund dazu daher, daß keiner von den bei uns sogenannten »Herren« dem Volke nur einen Finger bieten würde, etwas wider die neue Ordnung der Dinge vorzunehmen. Und ich glaube, diese täuschen die Republik weniger, als jene, welche immer von Gährung und Aufruhr sprechen, um sich durch diesen verabscheuungswürdigen Vorwand bei der Regierung nicht nur das Verdienst eines unerschrockenen Patriotismus zu erwerben, sondern sich dadurch ein Feld zu öffnen, andere Leute mit den gefährlichsten Nachstellungen zu verfolgen, die sie fürchten, weil sie von selben im Grund gekannt sind.«

»Es lebe die Republik und jeder Staat, wo der rechtschaffene Mann zu allen Zeiten die Wahrheit reden darf!«

So urtheilte Reding; so noch einige Wochen nachher; aber am 28. April, dem letzten Sonntag dieses Monats, welcher sonst Tag der Landsgemeinde zu seyn pflegte, brach der Aufruhr aus. Mehrere tausend Landleute von den benachbarten Thälern und Bergen, alle in Hirtenhemden, drangen bunt bewaffnet in erster Morgenfrühe von allen Seiten und in tiefer Stille gegen den Hauptflecken Schwyz, wo eine französische Besatzung von einigen hundert Mann lag. Diese ward aufgefordert, sogleich das Land zu räumen. Die Einwohner des Fleckens lagen noch im Schlafe; sie wurden vom Gewehrfeuer in den Straßen aufgeweckt. Die Franzosen, überrascht und übermannt, mußten sich zurückziehen und über den See schiffen. Ihrer viele wurden gefangen, und die Gefangenen mißhandelt, verwundet, ermordet. Dann erwähl-

*) Es bezieht sich diese Stelle auf den damaligen Regierungsstatthalter von Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug, der ehemals Landvogt in den tessinischen Vogteien, jenseits des Alpengebirgs (ennetbirgisch) gewesen war.

ten die wilden Haufen der Sieger einen Ausschuß achtbarer Männer, das Werk zu vollenden, was so blutig begonnen war. Wer sich weigerte den Volkswillen zu thun, gerieth in Lebensgefahr. Wenige Tage nach diesem schrieb mir Reding folgende Zeilen:

„Wenn Sie den hundertsten Theil von allen dem, was diese Zeit hindurch über mich geredt worden, hätten glauben können, so würden Sie dies Schreiben mit Widerwillen eröffnen; ja ich würde Ihrer Freundschaft wahrlich nicht werth seyn. Aber ich weiß, Sie beurtheilen Ihre Freunde und Feinde erst, wenn sie der Fehler überwiesen sind, und verabscheuen Verläumdung eben so sehr, als Vorurtheile. Der Ueberbringer, oder meine Niece Weber, werden Ihnen Alles umständlich erzählen, wie die entsetzliche Conspiration von unsern Emigrirten und andern unruhigen Bauern auf eine über alle Erwartung verschwiegene Art hat können angezettelt und ausgeführt werden."

„Kaum war die fränkische Besatzung vertrieben, so ging die Wuth der Bauern gegen die Einwohner des Fleckens Schwyz. Mich hatten sie bei der Gurgel und begehrten von mir Rath und That. Ungeachtet dies nicht die bequemste Lage war, um offen seine Meinung zu äussern, blieb ich doch im Zorn meinen Grundsätzen und der Wahrheit treu und sagte den Leuten: wie unglücklich und ungeschickt sie gehandelt hätten, und daß sie sich nun Rath bei denen holen sollten, von denen sie zu diesem unverantwortlichen Schritt verleitet worden wären. Meine Vorstellungen vermochten nichts über die tobenden Bauern und man zwang mich, wie andere ehrliche Männer vom Flecken Schwyz, ihre Rathgeber zu seyn. Man gab uns Vollmacht, Alles zu thun, was dem Volk gefiel; nichts, was uns gefiel. Gott, welche stürmische und gefahrvolle Tage waren diese für alle rechtschaffene Bürger! Wir retteten mit Noth das Leben der gefangenen und verwundeten Franken; und durch unsere Entschlossenheit, eher das unsrige aufzuopfern, als zuzugeben, daß diesen Leides geschehe, auch Kriegskasse und Geräthschaften der Offiziere und Soldaten."

„Wenn ich noch einmal solchen 28. April erleben müßte, so würde ich nichts anders wünschen können, als daß mir Gott wiederum die gleiche Standhaftigkeit verleihen mögte, so zu handeln, wie ich diese Zeit hindurch gehandelt habe. Ich wünsche, daß Sie und alle meine Freunde nie in solche traurige Lage kommen. Denn es braucht nicht nur Charakter und Standhaftigkeit, sondern ein blindes Glück, um zwischen solchen rohen Steinen nicht zerrieben zu werden. Ich weiß, Sie

werden mit meiner Aufführung zufrieden und mir immer Freund ſeyn. Ich grüße Sie recht herzlich.

Ihr Freund Aloys Reding.«

---

## Die Auswanderung der Schwyzer.

Unſer Umgang und Briefwechſel ward hier jählings durch eine Reihe auſſerordentlicher Ereigniſſe unterbrochen. General Soult rückte, an der Spitze einiger Brigaden, wenige Tage nach jenen Vorfällen, in den Bezirk Schwyz ein, wo der Aufſtand eben ſo raſch und unblutig gedämpft ward, als er entſtanden war. Mich ſandte die Regierung faſt in denſelben Tagen als ihren Commiſſär, mit den ausgedehnteſten Vollmachten, in das Unterwaldnerland, wo nach wieder erneuerten Unruhen, die Gefängniſſe mit politiſchen Verbrechern angefüllt, Elend, Verzweiflung und Gährung herrſchend waren. Bald darauf drangen die öſterreichiſchen Heermaſſen ſiegreich in der Schweiz vor. Die Regierung verlegte ihren Sitz von Luzern nach Bern. Erzherzog Karl beſetzte Zürich; auch Schwyz und Uri bis zu den Höhen des St. Gotthard Ueber ein Drittheil der Schweiz war von öſterreichiſchen Waffen bedeckt. Jede Verbindung zwiſchen jenen Gegenden und denen, welche von Franzoſen vertheidigt wurden, hörte auf. Reding wohnte kaum fünf Wegſtunden von mir. Nur ein ſchmaler Landſtrich und der See der vier Waldſtätte trennte uns. Aber keiner empfing vom andern ein Lebenszeichen, da wir eben um einander am bängſten beſorgt ſtanden.

Ohne Zweifel war jener mörderiſche Aufruhr im Bezirk Schwyz, wie Reding in ſeinem Briefe äuſſerte, das geheimnißvoll betriebene Werk der Ausgewanderten geweſen, welche unter ſich und mit dem öſterreichiſchen Heer einverſtanden, dieſem den Einzug in die Schweiz und die Verdrängung der franzöſiſchen Heermacht erleichtern ſollten. Man rechnete darauf, daß nach dem Siege des Erzherzogs Karl bei Stokach, und nach Jourdans Niederlage, ſich allgemein und plötzlich die geſammte Schweizernation zur Rache gegen Frankreich erheben würde. Es geſchah nicht. Denn obgleich die ganze Nation einerlei Haß gegen die völkerrechts-ſchänderiſchen Gewalthaber von Frankreich hegte, theilte ſie doch nicht einerlei Geſinnung über das künftige Loos ihres politiſchen Zuſtandes. Man verachtete die ſchwache und von Fremdlingen abhängige Centralregierung allgemein; aber nicht ſo allgemein war die Achtung gegen die ehemaligen, oligarchiſchen Kantonsre-

gierungen, deren Unbehelfenheit oder vielmehr Unklugheit und Zwietracht den Untergang der alten Eidgenoſſenſchaft beſchleunigt hatte. Wenn ſich ſchon die Völkerſchaften der ehemaligen Demokratien nach ihrer verlornen Freiheit heimſehnten, trugen doch die freigeſprochenen Unterthanen der altreichsſtädtiſchen Schweizer-Ariſtokratien kein Verlangen nach der Wiederkehr der vorigen Staatsordnung und ihrer aufgehobenen Dienſtbarkeit.

Man zählte, in den erſten ſechs Wochen nach der Schlacht bei Stokach, gegen zwanzig verſchiedene, zum Theil blutige Aufſtände in der Schweiz; aber ſie brachen einzeln, ohne Zuſammenhang, in ungleichen Zeiten, in von einander entlegenen Gegenden aus, und wurden in ihrer Vereinzelung, einer um den andern, theils durch franzöſiſche, theils durch ſchweizeriſche Truppen, zu ſchnell gedämpft, um gefährlich werden zu können. Als das Volk aber wahrnahm, wie Maſſena, in feſter Stellung zwiſchen Flüſſen, Seen und Bergen, mit einem kleinen Heer die ruſſiſche und öſterreichiſche Kriegsmacht mondenlang feſtbannte, gab es faſt überall die Verſuche zur Selbſtbefreiung oder Rache auf.

Zu dieſer Entmuthigung des Landvolks mochte auch nicht wenig das beitragen, was man über die Lage der Gegenden erfuhr, wo ruſſiſches oder öſterreichiſches Militär ſtand. Dieſes, ungleich bildungsärmer, als das franzöſiſche, behandelte die Schweizerbauern nicht ſelten mit jener Brutalität oder frechen Zutäppigkeit, deren die Bauern und Leibeigenen in den Ländern, von wannen es gekommen war, gewohnt ſeyn konnten. Der franzöſiſche Soldat hingegen, im Allgemeinen weit mäßiger in ſeiner Ernährung, geſitteter und gefälliger, ſchien dem Landmann die unvermeidliche Laſt der Einlagerung gleichſam durch Milde ſeines Betragens vergüten oder erleichtern zu wollen. Er ward bald in Familien einheimiſch; half freiwillig bei allerlei Hausgeſchäften; ſpielte mit den Kindern und ſorgte für ſeine Hausleute, als gehöre er zu ihnen. Mit gleicher Urbanität betrugen ſich die Offiziers, ohne Steifheit und Rangſtolz.

Während Schwyz und die dortigen Seeufer von den Oeſterreichern, Unterwalden und deſſen Ufer durch die Franzoſen, unter Befehl des Generals Loiſon, beſetzt waren, fehlte es hier nicht an einzelnen Gefechten, die aber gewöhnlich ohne wichtigen Zweck und ohne Erfolg waren. Zu einem derſelben gab ich einſt ſelbſt Anlaß; und lernte bei der Gelegenheit, welcher Nichtswürdigkeiten wegen im Kriege Tauſende in Bewegung und Menſchenleben aufs Spiel geſetzt werden.

An einem ſchönen Sommermorgen machte ich von Stans in Unterwalden mit dem General einen Luſtritt zu den Batterien an der ſogenannten Treib. Es iſt dies ein Vorſprung des Landes in den Luzerner See, an der Unterwaldner und Urner Gränze, in der Nähe des klaſſiſchen Rüttli, dem Schwyzer-Ufer von Brunnen gegenüber. Hinter einem einſamen Wirthshauſe, mit ſeinem Gärtchen, erhebt ſich ſogleich ſchroff der bewaldete Seelisberg. Ich erſtieg eine mäßige Höhe über den Bergſchutt, um mit dem Fernrohr die öſterreichiſchen Truppen zu ſehen, die ſich beim Dorfe Brunnen, gegen allfällige Landungen des Feindes verſchanzt hatten. Weil ich niemanden erblicken konnte, theilte ich meine Unzufriedenheit dem General mit, der ſich unten in der Batterie mit einigen Offizieren unterhielt.

»Soll ich den Oeſterreichern befehlen, ſich Ihnen zu zeigen?« fragte er mich lachend.

»Thun Sie es!« gab ich zur Antwort.

Plötzlich donnerte die Batterie. Er ſelber richtete die Stücke. Bald gerieth jenſeits des Sees Alles in Bewegung. Das Geſchütz von drüben erwiederte. Ich ſah die Oeſterreicher in langen weißgrauen Linien vorrücken. Aehnliche Linien zogen ſich ſeitwärts dem Flecken Schwyz hin. Die Kanonade ward lebhafter. Die uns zugeſandten Kugeln ſchlugen ziemlich nah von der Batterie ein; doch fuhren ſie zu hoch. Ich mußte die Höhe verlaſſen. Leiſen ließ die Haubitzgranaten über das Dorf Brunnen hinweg in die Schanzen fliegen. Die Kanoniers trieben ihre Scherze. Man erblickte links, jenſeits dem See, am Fuß des Rigi, auf dem ſandigen Ufer, eine öſterreichiſche Entſendung gen Kindlismord. Auch nach dieſer ward eins der Stücke gerichtet. Das plötzliche Auseinanderfahren des Soldatenhaufens drüben; dann das Herbeiſchleichen Einzelner, die etwas vom Boden zu erheben ſchienen, verrieth nur zu gut, daß wohl gezielt worden war. Die Oeſterreicher verdoppelten das Feuer. Leiſen ward wilder und hatte gute Luſt, das Dorf Brunnen, mit ſeinen Haubitzen, anzuzünden, um die dahinter ſtehenden Oeſterreicher zu entblößen. Ich hatte Mühe, den auffahrenden, ſonſt gutmüthigen, Mann abzuhalten und zu beſänftigen. Er ſtellte endlich das Feuer ein. Allmälig folgte man auch drüben dann ſeinem Beiſpiel.

Der Oberbefehlshaber der franzöſiſchen Armee, Maſſena, hatte inzwiſchen Verſtärkungen genug an ſich gezogen, um wieder angriffsweiſe verfahren zu können. Er begann damit, ſeinen bisher über den Vier-

waldſtätterſee und Unterwalden zurückgebogenen rechten Heerflügel gegen Glarus und Bünden auszuſtrecken, um ihm dieſelbe Linie und gleiche Richtung mit den übrigen Heertheilen zu geben. Lecourbe verdrängte (am 14. Auguſt 1799) den Feind aus den Thälern von Schwyz und Uri; Loiſon bemächtigte ſich der Gotthardshöhen und Gudin des Grimſelgebirgs.

Wenige Tage nach dieſen Treffen ſandte ich einen vertrauten Mann über den See, mir Nachrichten von Schwyz und meinem Freunde daſelbſt zu bringen. Er brachte die traurigſten zurück. Reding mit ſeiner Familie, der größte Theil von den Bewohnern des Hauptfleckens Schwyz, ja eine Menge Volks aus den Dorfſchaften war, aus Furcht vor der franzöſiſchen Rache, in andere Kantone geflüchtet, oder hatte ſich in die Wälder und Alpen des Gebirgs verborgen. Viele Häuſer und Hütten ſtanden leer, nur von Soldaten bewohnt. Ich zweifelte nicht, die Regierung werde, auf die erſte Botſchaft von der Wiedereroberung jener Gegenden, ſogleich einen Bevollmächtigten abſenden, das Land ſowohl gegen die Zügelloſigkeiten des Militärs zu ſchützen, als auch die ganz aufgelöſte bürgerliche Ordnung wieder herzuſtellen. Ich irrte mich. Man ſchien das unglückliche Land vergeſſen zu haben. Meine Ungeduld fand keine Gränzen mehr. Begleit von einem Sekretär, begab ich mich (am 27. Auguſt 1799) ſelbſt dahin, entſchloſſen, aus eigener Machtvollkommenheit die öffentliche Sicherheit zurückzuführen.

Mit welchen herzzerreißenden Gefühlen ſah ich das ſchöne, nun verödete Schwyz wieder! Als ich ich vor dem Hauſe meines Freundes vorüber ging, erblickte ich in allen Fenſtern und Zimmern müßige Dragoner, die ſich dort eingelagert hatten. In den Straßen ſchlenderten nur Soldaten umher. Selbſt auf dem Hauptplatz vor der Kirche konnte ich keinen Einwohner des Fleckens entdecken, um mich bei ihm über das zu erkundigen, was mir am unentbehrlichſten zu wiſſen war. Ich ſtand einen Augenblick in peinlicher Verlegenheit da, mit dem Willen zu helfen, aber ohne Auftrag und Vollmacht, ohne Mittel und ohne zu wiſſen, was zu beginnen ſei? Da ging eine betagte Magd an mir vorüber, blieb ſtehen, ſtürzte dann mit dem Ausruf meines und aller Heiligen Namen gegen mich, und wollte mir zu Füßen fallen. Es war eine Perſon, die zum Hauſe Redings gehört hatte. Ich kannte ſie wohl. Von ihr vernahm ich die frühe Flucht ihrer ehemaligen Herrſchaft; die Wuth des Militärs gegen Reding, welchen man nur den »général des paysans« hieß; den Beſchluß, deſſen Familien-Haus, beim Abzug der

Truppen, niederzubrennen oder einzureiſſen; die Balken ſeien ſchon eingeſägt. Ich vernahm die allgemeine Jammergeſchichte des Landes; die Flucht aller derer, die ich gekannt hatte; ſelbſt ein Wirthshaus ſei für mich nicht vorhanden, wo ich Obdach und Nahrung finden könne. Sie verſprach mir für Beides in der Wohnung des biſchöflichen Commiſſarius Sorge zu tragen.

Als ſie getröſtet mich verlaſſen hatte, redete ich einen franzöſiſchen Offizier an, der mir auf dem Platz begegnete. Ich erfuhr von ihm die Anweſenheit des Generals Molitor. Er führte mich zum Hauptquartier.

Der General, ein ſchöner Mann, von einnehmender Geſichtsbildung, dem ich mich als bevollmächtigten Abgeordneten des helvetiſchen Vollziehungs-Direktoriums zur Reorganiſation des von den Feinden befreiten Landes ankündigte, glaubte mir auf mein Wort. Vermuthlich vertrat meine halbmilitäriſche Tracht, der Säbel und die dreifarbige Seidenſchärpe, die Stelle eines offenen Creditivs. Er empfing mich mit der größten Zuvorkommenheit und äuſſerte das ſichtbarſte Vergnügen über meine Ankunft, die ihm, wegen Verlaſſenheit des Landes, ſchon ſeiner Truppen willen wichtig war. Wir nahmen ſogleich verläufige Abrede über die erſten Maßregeln, um die Bevölkerung des Landes zurückzurufen, und allgemeine Sicherheit herzuſtellen. Ich verlangte nebenbei ſogleich die gänzliche Räumung der Schmidtgaſſe (des Hauſes Reding), weil ich im Namen der Regierung den Sequeſter auf ſämmtliches Hab und Gut des entflohenen Aloys Reding legen, und meine Wohnung in deſſen Hauſe nehmen würde. Molitor zeigte ſich in ſeinen Geſprächen als ein Mann von wiſſenſchaftlicher Bildung und menſchenfreundlicher Denkart.

Wenige Tage nachher war das Haus meines Freundes von den Dragonern geräumt, vom Unflath geſäubert. Ich bezog die bewohnbar gemachten Zimmer des öden Gebäudes, worin nun die alte, dienſtfertige Magd freudig wirthſchaftete, während mir der General eine Ehrenwacht vor das Haus ſtellte. Wenigſtens dies war gerettet. Mein erſtes Geſchäft am folgenden Tage war, eine Proklamation zu erlaſſen, in welcher ich die Bevölkerung des Landes, unter Verheißung der vollkommenſten Sicherheit, in ihre Wohnung zurückrief. Sie ward durch das franzöſiſche Militär überallhin verbreitet und verſandt. Dann legte ich der Regierung über meine eigenmächtigen Schritte Rechnung ab, mit Angabe deſſen, was von Seiten des Vollziehungs-Direktoriums der

Republik dringlich ſei, zu verfügen. Es ſei mir die Einſchaltung einiger Stellen dieſes amtlichen Schreibens hier, zur Bezeichnung jener traurigen Zeit, erlaubt:

„Schon 14 Tage lang war, ſeit dem Eintritt der Franken in Schwyz, dieſes unglückliche Gebiet ſich ſelber überlaſſen. Ich eilte endlich hieher, ohne dazu einen Befehl von Ihnen abzuwarten, um dem leidenden Lande mit Troſt, Rath und That beizuſtehen. In wenigen Tagen eile ich auch nach Uri mit gleichem Zweck. Ich glaube nicht darin gefehlt zu haben, ſondern Ihnen und dem Vaterlande meine Pflicht zu erfüllen.“

„Faſt das ganze Land iſt von ſeinen Bewohnern verlaſſen. Weiber, Männer, Kinder, Greiſe — Alles floh über die Berge gen Glarus. Man will wiſſen, daß ein Theil der Geflüchteten ſchon über den Rhein ſei. Im Flecken Schwyz ſtehen heut noch mehr denn 30 Häuſer ganz leer. Es gibt Dörfer ohne Einwohner. In allen aber fehlen Municipalitäten. Hier iſt eine proviſoriſche organiſirt. Der ganze Bezirk iſt nur von Soldaten bevölkert, ausgeplündert und, militäriſche Ordnung ausgenommen, der Anarchie preisgegeben. Ein Diſtriktsgericht iſt gar nicht vorhanden.“

„Iſt die gegenwärtige Lage traurig, ſo wird ſie es künftig noch mehr ſeyn. Die Zeit der Erndten iſt da; es fehlen die Arbeiter, und das ſchon Eingeerndtete wird von den Soldaten geraubt. Felder und Gärten werden zertreten; das Vieh wird entwendet, und der Winter iſt vor der Thür.“

„Der anfangs hier kommandirende General Boivin muß die elendeſte Mannszucht gehalten haben. An ſeiner Stelle findet ſich jetzt General Molitor, ein Mann von Kenntniſſen, von republikaniſchem Geiſt und Gefühl, ſo viel ich aus meinen erſten Unterredungen mit ihm folgern darf. Ich war noch dieſen Morgen bei ihm. Er gelobte mir die ſtrengſte Kriegszucht, und alle Humanität gegen die Einwohner. Freilich herrſcht auch noch große Erbitterung unter den Soldaten gegen die Schwyzer im Angedenken jenes mörderiſchen Ueberfalls vom 28. April.“

Zum Schluſſe trug ich darauf an, daß die Regierung der Republik unverzüglich durch eine Proklamation die entflohenen Schwyzerfamilien, unter Verkündung allgemeiner Vergeſſenheit des Geſchehenen, zu ihrer Heimathen zurückrufe; durch den franzöſiſchen Oberbefehlshaber der Armee, im Einverſtändniß mit dem öſterreichiſchen, die Poſten be-

zeichnen laſſe, auf welchen die Geflüchteten durch beide Heere gefahrlos zurückkehren könnten; und einen Regierungs-Commiſſär mit ausgedehnten Vollmachten ſende, das Land verfaſſungsmäßig zu reorganiſiren. Die Anträge wurden erfüllt; die Vollmachten empfing ich ſelber.

---

## Die Heimgekehrten.

Inmitten zahlloſer Arbeiten in dieſen unglücklichen Gegenden, war mein Gedanke oft bei Reding. Die meiſten Flüchtigen und Ausgewanderten kamen vertrauensvoll und bald zu ihren Wohnungen zurück; nur von ihm vernahm ich nichts, und nicht, wo ſich ſeine Familie befände. Nach ſechs Wochen endlich erhielt ich von ihm folgenden Brief:

Rorſchach, den 7. Oct. 1799.

«Geſtern vernahm ich zufälligerweiſe durch ein Schreiben von Lichtenſteig, welches zwar nicht an mich gerichtet war, daß Sie in Schwyz als Kommiſſär der Regierung wären, in der Schmidtgaſſe wohnten, um durch Ihre Gegenwart zu verhindern, daß unſer Haus nicht geſchliſſen würde. Wenn Sie durch den Schutz, den Sie unſerm Eigenthum gewähren, ſchon den größten Anſpruch auf unſere Erkenntlichkeit haben: ſo gebührt ſie Ihnen beſonders für die entſchloſſen handelnde Freundſchaft, mit der Sie ſich gegen uns auszeichnen. Freunde ſind zu allen Zeiten rar; doch nie ſo ſehr, wie im Unglück. Dann aber iſt auch der Troſt, den man von ihnen erhält, doppelt ſüß.»

«Glauben Sie mir, mein Freund, unſer Unglück kränkt mich nicht ſo lebhaft, als die erlittene Unbill von Menſchen. Ich würde viel gelaſſener bei einer zufälligen Feuersbrunſt unſere Häuſer und Scheuren in Aſche verwandelt geſehen haben, als jetzt vernehmen zu müſſen, daß Leute, die wir neun Monate mit ungeheuren Koſten auf das freundſchaftlichſte bewirthet und beherbergt hatten, diejenigen ſind, welche unſere Wohnungen den Räubereien der Soldaten preisgaben, und aus keiner andern Urſach, als weil die Häuſer unbewohnt ſtanden. Gebot denn den unglücklichen Bewohnern von Schwyz nicht Vernunft und Klugheit, ſich aus einem Lande zu entfernen, wo der Schuldige und Unſchuldige, beim erſten Einfall der Franken, alle Gräuel des Kriegs zu erwarten hatte? Sind unſere Familien, die weder Antheil an dieſem Krieg nahmen, noch das Benehmen unſerer Landleute (am 28. April) billigen wollten oder konnten, nicht aus doppelten Gründen wegen ihrer

Flucht zu entſchuldigen? — Für anderer Leute Fehler zu büßen, ſcheint unſer Loos zu ſeyn.«

»Was mich anbelangt, entfernte ich mich ſchon den 20. Juni, gleich nach der Ankunft der Deutſchen in Schwyz, weil ich ſchon damals aus der Stimmung des Volks ſeine Abſichten errathen konnte. Und da dieſe ſich eben ſo wenig mit meiner Denkungsart, als mit dem Entſchluß vertrug, mich weder im Civil noch Militär gebrauchen zu laſſen, ſuchte ich in Glarus, was ich in Schwyz unmöglich hätte finden können, nämlich Ruhe und ein ſtilles Privatleben.«

»Nun iſt meine Bitte an Sie, mir durch einen Expreſſen, ſobald als möglich, Paſſeport und Salvumconduct für die Familie Ahiberg im Grund, Jütz und Caſtelli auf dem Platz, Linggi von Brunnen, wie auch Freuler von Glarus zu ſenden, welche ſich alle, nebſt den Meinigen, ſchon ſeit 7 Wochen hier aufhalten, und wünſchten mit uns nach Hauſe zurückzukehren. Der Ueberbringer dieſes, Duſer, den ich Ihnen als einen ehrlichen, rechtſchaffenen Mann empfehle, kann Ihnen mündlich die Zahl der Individuen jeder Familie angeben.«

»Ich grüße Sie recht herzlich. Ihr

Aloys Reding.«

Mit welchem Vergnügen und Schmerz ich den Brief des biedern Mannes las, der, inmitten eigenen Unglücks, nur das größere Leiden ſeiner andern, ſchuldloſen Mitbürger beklagte, läßt ſich nicht ſagen. Ich ſandte ihm ſogleich die verlangten Päſſe. — Nach einer mehrwöchentlichen Abweſenheit in Unterwalden und Uri fand ich, bei meiner Rückkunft in Schwyz, ihn und ſeine ganze Familie wieder im väterlichen Hauſe beiſammen. Welch ein Wiederſehen, nach ſolcher Trennung, und in welchen Verhältniſſen! Wer von uns hätte einſt bei den fröhlichen Gelagen zu Bern ahnen dürfen, daß unſer Schickſal jemals auf dieſe Weiſe zuſammengeflochten werden würde?

Ich verlebte von nun an die ſchönſten Tage meiner damaligen unruhvollen Zeit im Schooſe dieſer liebenswürdigen Familie, welche mich wie ihr Mitglied betrachtete und behandelte. Reding unterſtützte mich in meinen Arbeiten durch ſeine Kenntniß des Landes und der Menſchen; durch ſeine Stellung, als Mitglied des Erziehungsrathes, in Vermehrung oder Verbeſſerung der höchſt elenden Schulen; eben ſo durch Uebernahme der Vertheilung von Geldern, Kleidern und Lebensmitteln unter die Nothleidenden ſeiner Gegend. Es waren menſchenfreundliche Bei-

ſteuern, welche mir, in Folge eines öffentlichen Aufrufs, aus der Schweiz, aus Deutſchland, Italien und andern Ländern zugeſandt worden waren.

In Mußeſtunden erquickten uns fröhliche Geſpräche und Scherze; oder er begleitete mich am Klavier mit der Flöte; oder wir ſammelten und ordneten die Materialien zur Geſchichte vom Kampf und Untergang der Waldſtätte; oder wir beſuchten die einzelnen Männer, welche an der Schindellegi, am Roßberg und bei Rothenthurn ſo tapfer gegen die franzöſiſchen Brigaden gefochten hatten, und ſich nun dieſer Tage gern noch und mit ſtolzem Vergnügen erinnerten.

So verfloß ein angenehmer Winter. Die erſten ſchönen Wochen des Frühlings brachten wir beide in der Einſamkeit eines kleinen, hölzernen Sennenhauſes, im ſogenannten Ebnet, zu. Es iſt dies eine ſchmale Wieſenfläche, hoch auf einem der Abſätze an den Halden des Rigiberges, in der Nachbarſchaft des Fleckens Schwyz. Unter uns breitete ſich der blühende Teppich des Thalgeländes aus, ſeitwärts der im Winde wallende Silberſchleier des Waldſtätterſees zwiſchen Waldhügeln ausgeſpannt. Links ſchwangen Myten und Haken ihre ſchroffen Gipfel gegen den Himmel, während der ſchmelzende Hauch des Föhnwindes vor uns, von Zeit zu Zeit, Lawinen von den beſchneiten Kämmen des Urner Roßberges niederwälzte. Hier, wo wir in einem kleinen Zimmer, einen Tag um den andern, die Sorgen einer luſtigen »Junggeſellenwirthſchaft« trugen, und gar verſtändig Nahrung und Kleider, Alles durch einander, in den Schränken nach den drei Reichen der Natur ordneten, überließen wir uns ganz wieder jenem harmloſen Muthwillen, unter deſſen Zauber wir an der Berner Wirthstafel die erſte Bekanntſchaft und Freundſchaft angeknüpft hatten.

In ernſtern Augenblicken war die Lage des Vaterlandes unſer Geſpräch. Oft in unſern Anſichten auseinanderweichend, vereinigten wir uns darin, daß für künftige Selbſtſtändigkeit und Neutralität der Schweiz in europäiſchen Kriegen, ſo wie für Entwickelung des nationalen Lebens, weder die damalige Verſchmelzung aller Kantone in eine einzige Republik taugen könne, noch die ehmalige verworren zuſammengeneſtelte Eidsgenoſſenſchaft, mit ihren ungebundenen Ortsſouveränetäten, ohne eine kraftvolle Bundesregierung. Redings Grundgedanke, zu jener Zeit, über eine der Schweiz angemeſſene Verfaſſung, wodurch ſie, in ſich bleibend befeſtigt und beruhigt, den nebenbuhleriſchen Nachbarmächten

Handhabung einer strengen Neutralität gewährleisten könnte, näherte sich sehr derjenigen Staatseinrichtung, in welcher die nordamerikanischen Vereinstaaten stark und blühend stehen. Er wollte einen Bundesstaat, mit aller Freiheit der Kantone für ihre selbstständige, innere Verwaltung; eine gesetzgebende Tagsatzung für allgemeine Angelegenheiten der Schweiz, zu welcher die Abgeordneten der Kantone ohne bindende Instruktion erscheinen, mit Ausnahme von Entscheidungen über Krieg und Frieden, und eine allgemeine Bundesregierung, zur Vollziehung der Gesetze, stark genug dafür, aber nicht mächtig genug, die Schicksale der Nation entscheiden, oder die Freiheiten und Rechte der Kantone beeinträchtigen zu können. Als geborner Bürger einer landsgemeindlichen Demokratie, war er kein Freund der ehmaligen Aristokratien und oligarchischen Patriziate. Er wünschte dies demokratische Element überall in der Schweiz herrschend werden zu sehen;*) und glaubte, nur durch Freiheit Aller könne die Schweiz erst blühender und stärker werden.

---

## Eine Zwischenzeit.

Während wir in unserer Einsiedelei auf dem Ebnet die seligsten Tage lebten, ging Napoleon Bonaparte, als erster Consul, mit einem Heer über den St. Bernhardsberg zur Wiedereroberung des verlornen Italiens; mit einem andern Heer, zu seiner Unterstützung, der Generallieutenant Moncey, nachmaliger Marschall und Herzog von Conegliano, über den St. Gotthardsberg. Vergebens hatte ich es schon bei der helvetischen Regierung abgelehnt, den ersten Consul als ihr vollmächtiger Commissär, zu begleiten; sie ernannte mich nun zur Begleitung Moncey's und zur Reorganisation der jenseits der Alpen gelegenen italienischen Schweiz. Ich entschloß mich nur ungern, ich darf sagen, halbgezwungen durch die Dringlichkeit der Umstände, durch Moncey's Bitten und selbst durch Redings Vorstellungen dazu. Im Grunde hatte ich meine Aufgabe in den kleinen Kantonen vollendet; mein Freund und seine Familie waren ebenfalls vollkommen gesichert; nichts, als die Lust des Stillebens im Schoos der Natur, der Freundschaft und der Wissenschaft, hielt mich eigentlich zurück.

So verließ ich Schwyz. Zwei Jahre verflossen von da an, bevor ich Reding wieder sah; aber dann — unter rein wunderbar verwandelter

---

*) Wie er sich auch späterhin amtlich dafür öffentlich aussprach.

Geſtalt aller Verhältniſſe! — Indeſſen blieben wir, während unſerer Trennung, ununterbrochen in freundlichem Briefwechſel.

Nebſt meinem Sekretär Denz von Chur, einem meiner geliebteſten Zöglinge aus Reichenau, begleitete mich ein junger, geiſtvoller Schweizer-Offizier, Auſdermaur, zur Armee, der nachmals General in niederländiſchen Dienſten ward. Er war Redings und mein Freund; und blieb mit mir in den reizenden Landſchaften des Teſſin, bis ich auch dort gegen Ende des Jahres 1800 das aufgegebene Werk vollbracht hatte. Es war ein ſchweres Werk, und für mich freudenleſer, als alles Frühere. Wahre Feſttage gaben mir die heitern Briefe aus Schwyz. Nur einen derſelben hat mir der Zufall bewahrt. Ich führe ihn gern auf. Auch er dient zur Charakterbezeichnung des Freundes.

Schwyz, den 20. Juli 1800.

„Geſtern erhielt ich, mein lieber Freund, Ihr Schreiben vom 15. Ich entnahm aus ihm mit Vergnügen die Geneſung unſers Freundes Auſdermaur. Sagen Sie ihm, es ſei nichts, denn billig, daß Amor zuweilen auch als Arzt auftrete, und nicht immer nur den traurigen Krankenwärter ſpiele. Daß Sie, mein Lieber, Ihre gute Geſundheit und, über Alles, Ihre Philoſophie nicht in Mitte der mühſamſten und verdrießlichſten Arbeiten verlieren können, dürfen Sie lediglich dem Gebet der hieſigen Armen, und nicht etwa den ſchönen Briefen des Biſchofs von Como zurechnen, die er Ihnen mit ſeinem Segen ſchickt. Erſt neulich kam eine Frau aus dem Muttathal, welche in der Meinung, Sie wären noch hier, eine volle halbe Stunde an Ihre Zimmerthür klopfte, und mit Gewalt Sie ſprechen wollte, bis man ihr endlich ernſthaft bedeutete, Sie wären im Welſchland. „Jä!“ rief ſie „das wird doch ä Gottswill nit wahr ſy. Der Herr mämme wiederha.“ Und da man ihr betheuerte, es ſei nun einmal nicht anders, ſagte ſie: „Wenn ihr ä ſchribäd, ſo grüß a mär ä; i will für'n ä bätä.“ Kann es wohl für ein gefühlvolles Herz Süßeres geben, als die frommen Wünſche von hundert Armen, die es erkennen, was Sie für die Einwohner dieſer unglücklichen Länder gethan haben?“

„Sowohl denen in Einſiedeln, als Uri und Urſern werde ich von der Beiſteuer aus Spanien gewiß ſchöne Summen zukommen laſſen. P. Schindler in Luzern hat mir die 2023 Fr. 7 S. übermacht. Sie werden nach Ihren Anweiſungen vertheilt. Wollen Sie den Wohlthätern in Neuenburg anzeigen, wie und an wen die 12.000 Fr. von daher in jedem Diſtrikt vertheilt ſind? oder ſoll ich es thun?“

»Unſere Sepa*) dankt Ihnen für das Lied und erwartet die Muſik dazu mit Ungeduld. Ihr Klavier iſt noch immer bei uns, da Thaddäus**) mir gar kein Wörtchen darüber geſchrieben hat. Es iſt jetzt alles ſtumm.«

»Daß Sie in Lugano und Bellenz die Entrichtung der Zehnten wieder hergeſtellt haben, iſt bei mir von der allerbeſten Vorbedeutung. Möge er doch, damit die »Gleichheit« hergeſtellt werde, zum Troſt der Eigenthümer, bald in der ganzen Schweiz wieder eingeführt, oder nach dem Werth des Kapitals, als eine rechtmäßige Schuld losgekauft werden!«

»Meine ganze Familie grüßt Sie recht herzlich.«

»Ihr Freund Reding.«

Was in dieſem Briefe zuletzt im Betreff der Zehnten geſagt iſt, bezog ſich auf eine meiner eigenmächtigen Verfügungen, die zur damaligen Zeit ſehr ungleiche Beurtheilung geerndtet hatte. Der größere Theil von der oft kärglichen Beſoldung der italieniſchen Geiſtlichkeit beſtand von jeher im Genuß des Zehntens, welchen der Landmann immer willig von ſeinen dazu pflichtigen Gütern geſtellt hatte. Die ungerechte und darum unkluge Maßregel, durch welche dieſe altübliche Abgabe in der Schweiz aufgehoben worden war, ohne daß man dafür die Prieſterſchaft überall auf andere Art zu entſchädigen wußte, hatte dieſen einflußreichen Stand in Armuth und Verzweiflung geſtürzt, und zum unverſöhnlichen Haß gegen die helvetiſche Regierung empört. Ohne Zweifel war den Geſetzgebern daran gelegen geweſen, durch Befreiung der Volksmaſſe von jener Laſt, den Landmann aller Gegenden für die neue Staatsordnung zu gewinnen. Allein ſie hatten vergeſſen, daß der Seelenhirt jeder Gemeinde Meiſter und Führer ſeiner bildungsarmen, frommgläubigen Heerde war, und vermittelſt des unſichtbaren Zaubers kirchlicher Gewalt die Stärke weltlicher Macht lähmen oder begünſtigen konnte. Ich hatte alſo in dieſem Theil der Schweiz, ſo lange nach Abzug der Oeſterreicher Geſetz und Ordnung der helvetiſchen Republik nicht hergeſtellt waren, die Entrichtung des Zehntens geboten, der auch willig gegeben wurde. Noch in demſelben Jahre aber kamen die geſetzgebenden Behörden von ihrer frühern Verirrung zurück; um ſo mehr, da ein

*) Joſephine von Reding, Tochter ſeines älteſten Bruders, des Marſchalls Theodor von Reding.

**) Thaddäus Müller, damals Stadtpfarrer von Luzern, einer der aufgeklärteſten und gemeinnützigſten Geiſtlichen der katholiſchen Schweiz; auch als Schriftſteller geſchätzt.

neues Abgabengeſetz in der ganzen Schweiz den lebhaften Widerſtand gefunden hatte.

Ueberhaupt ging das allgemeine Streben faſt aller Parteien bald immer mehr dahin, die von Frankreich aufgezwungene Staatsverfaſſung wieder abzuſtreifen. Nur darüber ſpalteten ſich die Meinungen, was Beſſeres an ihre Stelle zu ſetzen ſei? Die Einen forderten den unbedingten Föderalismus der alten Zeit zurück, durch deſſen Gebrechen die Eidsgenoſſenſchaft untergegangen war; die andern verlangten den Beſtand einer ungetheilten Einheit der Schweiz; wieder Andere wünſchten das Werthvolle beider politiſchen Syſteme verbunden; die Freiheit des Föderalismus mit der Kraft einer Centralregierung; die Selbſtherrlichkeit der Kantone gemäßigt durch eine oberſte Bundesbehörde über Alle, und die der Freiheit gefährliche Gewalt von dieſer hinwieder gemäßigt durch den Kantonen gelaſſene Souveränetätsrechte. Ich darf nicht erſt ſagen, daß auch ich zur letztern Meinung gehörte, in der ich ſchon mit Reding längſt übereingekommen war.

Nach dem Schluß meiner Sendung in die italieniſche Schweiz ward ich vom Vollziehungsrath der Republik zum Regierungsſtatthalter des Kantons Baſel (im Spätjahr 1800) ernannt. Der Streit um die Staatsform, welche der Schweiz gegeben werden ſollte, ward lebhafter geführt. Bald drohte die Partei des unbedingten Föderalismus das Uebergewicht zu gewinnen. Es ward zur Entwerfung einer neuen Staatsverfaſſung im Herbſtmond des Jahrs 1801 eine helvetiſche Tagſatzung in Bern verſammelt. Auch Aloys Reding, der ſich bisher von allen politiſchen Geſchäften fern gehalten, trat als Abgeordneter ſeines Kantons in derſelben auf. Hier ward nun der Kampf um Föderalismus oder Einheit der Schweiz mit verdoppelter Heftigkeit erneuert. Es gab keine Mitte, keine Annäherung. Reding, als er die Ueberlegenheit derer wahrnahm, welche ſich für Einheit ausſprachen, entzog den Beſchlüſſen der Tagſatzung ſeine Stimme, und verließ, nebſt den übrigen Abgeordneten der kleinen Kantone, die Verſammlung gänzlich.

Sein Schritt erſchreckte mich. Grade von ihm hatte ich, unſern ehemaligen Geſprächen zufolge, erwartet, er werde zwiſchen beide ſchroff geſchiedene Parteien vermittelnd einſchreiten. Ich theilte ihm meine Unruhe mit. Er antwortete Folgendes:

Den 19. Oktober 1801.

„Seyn Sie unbeſorgt um unſern Austritt, lieber Zſchokke. Er kann und wird nichts, als gute Folgen haben, weil nicht nur das ge-

sammte Volk, sondern auch seine Vorsteher, demselben den vollesten Beifall schenken. *) Letztere haben durch eine freie und aufrichtige Aeusserung an unser Volk, daß sie nämlich niemals zur Annahme einer Constitution ihre Einwilligung geben würden, welche nicht dem Volke selbst angenehm und erträglich seyn würde, und durch die Aufforderung des Volks, ohne vernünftigen Rath nichts zu unternehmen, die beste Harmonie und gegenseitiges Zutrauen in unserm Kanton hergestellt.«

»Schlimmer kann es diesen drei unglücklichen Kantonen nicht geben, als daß sie durch einen Machtspruch von Frankreich, wider den laut geäusserten Willen, gezwungen werden, die Sklavenkette, welche allbereits für Helvetien geschmiedet worden, gleich den übrigen Kantonen, tragen zu müssen. Aber kein Schwyzer wird Hand dazu bieten, solche seinen Mitbrüdern um den Hals zu werfen. Die Heuchler müssen sich entlarven, da sie es unmittelbar mit dem Volk selbst, und nicht durch unsere Vermittelung mit demselben zu thun haben werden. Ruhe und gegenseitiges Zutrauen und vollkommene Vereinigung von Allen ist zuletzt noch Allem vorzuziehen. Und diese herrschen nun in unserm Kanton auf eine ganz eigene Art.«

»Leben Sie wohl. Immer Ihr Freund.«

»Reding.«

---

## Er, an der Spitze der Föderalisten.

Ohne Frankreichs Billigung, ohne Zustimmung des ersten Consuls Bonaparte, dessen Wort über Europa mächtig waltete, dessen Besatzungen noch in der Schweiz lagen, konnte diese allerdings keine Hoffnung hegen, nach eigener Wahl und auf Dauer eine Staatsverfassung bei sich einzurichten. Daher hatte die helvetische Regierung schon im Frühling desselben Jahres (1801) die Herren Rengger und Glayre mit einem Verfassungsentwurf nach Paris gesandt, um ihm die Genehmigung des französischen Oberhauptes zu bewirken. Sie erreichten ihren Zweck nicht. Bonaparte hatte schon damals geäussert, daß eine unbedingte Einheit ihres Staates den Schweizern nicht angemessen seyn könne.

Jetzt, nach dem Austritt der Abgeordneten von Schwyz, Unterwalden, Uri und andern Kantonen, aus der Tagsatzung, ward der Gedanke

*) Es ist hier nämlich nur vom Volk im Kanton Schwyz die Rede, und von dessen Vorstehern, die durchaus nach ihrer ehemaligen Kantonal-Souveränetät zurückstrebten.

Bonaparte's zu einer Regierungsrevolution, und zu Gunsten des Föderalismus benutzt. Es geschah im Einverständniß mit der französischen Gesandtschaft. Die unvollständige Tagsatzung ward aufgelöst, selbst die bisherige Regierung; dagegen, in Folge einer vorgeblich vom ersten Consul empfohlenen Verfassung, ein neuer, gesetzgebender Senat einberufen und der Mehrheit nach aus Männern zusammengesetzt, welche im Rufe standen, entschiedene Verfechter des ehemaligen Bundeswesens zu seyn. Der Senat erwählte alsbald einen kleinen Rath, als Vollziehungsbehörde, und zum Landammann der gesammten Schweiz wurde (21. Nov. 1801) Aloys Reding ernannt.

Es ließ sich nicht länger verkennen, mein Freund war von seinen frühern Ideen über die Gestaltung des schweizerischen Staatslebens wieder abgefallen, und hatte sich ganz dem Sinne derer zugeneigt, welche Schritt um Schritt das ehemalige, in sich selbst zusammen gestürzte, föderative Unwesen zurückzuführen gedachten. Als erster Beamter eines Kantons, konnte ich dazu, im Widerspruch mit meinen Ueberzeugungen, unmöglich wirksame Hand bieten. Ich nahm meine Entlassung, gleich wie mehrere Regierungsstatthalter und andere Beamte thaten.

Ehe noch mein deswegen an Reding gerichtetes Schreiben in seine Hände kam, war er schon nach Paris abgereist, um persönlich mit dem ersten Consul das endliche Schicksal der Schweiz zu besprechen und zugleich die Rückgabe des von ihr getrennten Wallis zu bewirken. Die Fruchtlosigkeit seiner Verrichtungen konnten für mich nicht zweifelhaft bleiben. Denn Reding, wohl bieder, offen und wohlmeinend, aber ohne glänzendere Geisteseigenschaften, ohne höhere wissenschaftliche Ausbildung, etwas schwerfällig und langsam in Entwickelung seiner Gedanken, daher lange Zeit festhaltend an einmal aufgefaßten Vorstellungen, war weder gewandter Redner, noch feiner Unterhändler und Staatsmann. Er, dem gewaltigen Geist Napoleons gegenüber, ward von diesem schnell durchschaut. Er empfing ausweichende Antworten; keinen Beifall, kein Mißfallen wegen des Geschehenen; nur den Rath, zur Beförderung der Eintracht, auch achtbare Glieder der gestürzten Partei in Senat und Regierung aufzunehmen. Die stolze meisternde Antwort aber, welche Reding schriftlich (6. Jänner 1802) vom ersten Consul, auf die von ihm eingegebene Note empfangen hatte, mußte — so erwartete ich — seinen Nationalstolz, sein persönliches Ehrgefühl empören und ihn zur Niederlegung seiner Stelle bewegen. Es geschah aber nicht. Er be-

hielt die Stelle des Landammanns, und mehrere von den Gliedern der entgegengesetzten Einheitspartei wurden in den Senat und in die Regierung aufgenommen.

Indessen war ich nach Bern gegangen, um den Winter daselbst zuzubringen. Wie anders standen wir Beide nun da beisammen, als jenes erstemal in der nämlichen Stadt; oder in Schwyz, da ich ihn, von seiner Flucht zum Bodensee zurückgekehrt, zum erstenmal wieder umarmte. Mit alter Liebe zwar waren sich unsere Herzen treu geblieben; aber unsere Ansichten, unsere Ueberzeugungen von Bedürfnissen und Forderungen des Vaterlandes, stießen jetzt entzweit von einander.

Ich besuchte ihn öfters. In vertraulicher Unterredung erinnerte ich ihn an die politischen Lustschlösser, die wir einst im Ebnet für die Schweiz gebaut hatten; an seinen ehemaligen Wunsch, dem Vaterlande eine Verfassung gewähren zu können, die jener in den nordamerikanischen Vereinstaaten ähnlich wäre. Ich mahnte ihn, er, nun an der Spitze der gesammten Schweiz, solle seine Stellung nicht verkennen; nicht blos Haupt einer Partei, sondern aller Parteien seyn; nicht nur den Rath der bernischen Patrizier, oder anderer Föderalisten, sondern auch die Stimmen der achtbarsten und gemäßigten Männer von der sogenannten republikanischen Seite hören.

„Meinen Sie," antwortete er: „ich werde mich zum Büttel der Herren von Bern hergeben?"

— Aber doch sagt man mir, Herr Diesbach von Carouge sei Ihr vertrautester Rath.

„Nun ja doch, ich will ihn als Gesandten an den Wienerhof schicken. Und eben den können selbst die Patrizier nicht leiden. Ihre Einheitsmänner geben jedoch in keinem Stück nach. Sie wiegeln die Leute auf und wollen nur revoluzen. Damit hat es nun aber ein Ende. Und will es nicht bessern, wird man in der ganzen Schweiz es Faust gegen Faust mit ihnen aufs Reine bringen. Dann wollen wir sehen, wer Meister wird? Die französische Regierung hat nichts für, nichts wider uns, wie wir jetzt stehn."

— Trauen Sie doch Frankreich nicht! So gewiß es, wie Sie sagen, Faust gegen Faust kömmt, sind die Föderalisten und ihre gegenwärtige Herrlichkeit wieder verloren.

„Nein, glauben Sie das nicht. Bonaparte selber mag das helvetische Einheitswesen bei uns nicht. So viel weiß ich zuverläßig."

— Es kann ſeyn. Der Föderalismus der Kantone erſpart ihm in der Schweiz eine Armee, weil wir einander ſelber lähmen. Darum liebt er zwar den Föderalismus, aber nicht die jetzigen Föderaliſten; denn es ſind die, welche immer mit Oeſterreich gegen ihn gehalten haben.

»Sprechen Sie offen, welchen Rath haben Sie mir eigentlich zu geben?«

— Keinen, als den ich jedem Fürſten geben würde, den allgemeinſten und einfachſten; den, welchen die gemeinſte Klugheit und die höchſte Weisheit gibt: Umringen Sie ſich mit den kenntnißreichſten und tugendhafteſten Männern aller Parteien. Die größte Tugend in dieſer Zeit aber iſt Mäßigung; und die größte Staatskunſt iſt, den allmäligen Uebergang vom zerſtörten Alten zum verbeſſerten Neuen anzubahnen.

»Sie kennen meine jetzigen Freunde nicht. Sie ſind alle mit einander alte Magiſtrate, erfahrene Staatsmänner, rechtſchaffene Leute, die das Vaterland lieb haben und das Volk beſſer kennen, als die Advokaten, Notarien, Doktoren und Schulmeiſter.«

Dies ungefähr war der beſtändige, feſte Punkt, die Achſe, um welche ſich unſere meiſten und mannigfaltigſten Unterhaltungen drehten. In Redings angeführten Worten habe ich nicht nur die ihm damals eigenen Meinungen zuſammengedrängt, ſondern auch die Ausdrücke beibehalten, mit denen er ſie zu bezeichnen pflegte.

Ungeachtet ich der perſönliche Freund des Landammanns der Schweiz war, oder vielleicht, weil ich es war, wurde ich in Bern von der Polizei aufs Strengſte in meinem Umgang beobachtet. Man fürchtete vermuthlich meinen Einfluß auf Reding, oder daß ich Verſchwörungen anzettle, und nahm ſich ſogar nicht einmal die Mühe, dieſe beleidigende Sorgfalt zu verheimlichen. Als ich eines Tages Freunde bei mir zum Abendeſſen hatte, die nichts weniger, als in Politik hineingeben wollten*), ſtellte man mir gradezu eine Polizeiwacht vor die Hausthür, die aber zu nichts diente, als den fröhlichen Muthwillen meiner Gäſte zu erhöhen, und die nicht eher vom Poſten wich, bis wir um Mitternacht

*) Der Berner Oberſt v. Grafenried, der bei Neuenegg Sieger gegen die Franzoſen geweſen war, Heinrich Geßner, der Sohn des Idyllendichters, Ludwig Wieland, ſein Schwager, Sohn vom Sänger des Oberon, Peſtalozzi, Profeſſor Tralles, nachmals Akademiker zu Berlin, Heinrich von Kleiſt, den Deutſchland noch heute ehrt, Balthaſar von Luzern, der Bibliothekar ꝛc. ꝛc. — Ueberall keine gefährliche Geſellſchaft.

auseinander gingen. — Ich erzählte es dem Landammann. Er lachte und sagte: „Die Berner sind halt Narren.“

Inzwischen war mir diese Art Narrheit doch lästig, und mit Beginn des Frühlings verließ ich Bern, um mich in der Einsamkeit des Schlosses Biberstein, ohnweit Aarau, in Vergessenheit zu begraben. Beim Abschiede von Reding waren wir beide tief bewegt. Er machte mir Vorwürfe, daß ich ihm meinen Beistand entzöge; ich ihm, daß er seinen frühern und bessern Grundsätzen untreu geworden sei. Wir schieden, bei der letzten Umarmung, mit nassen Augen auseinander.

Heinrich v. Kleist und Ludwig Wieland begleiteten mich bis Aarau. Wir wanderten zu Fuß, und abenteuerten einige Tage lang, in ziemlich poetischer Lust, durch Thäler und Wälder umher, wohin uns das Ohngefähr trieb. Bald nach meiner Ankunft in Aarau schrieb ich an Reding noch einmal Alles, was mir Sorge für seine Stellung und für das Vaterland eingab. Ich sah ihn in gefährlichen Täuschungen befangen. Ich weissagte ihm mit Bestimmtheit seinen und seiner jetzigen Freunde Sturz. Er antwortete mir nicht. Die Weissagung erfüllte sich unerwartet schnell.

---

## Redings Sturz und Erhebung.

Durch Ueberlegenheit an Zahl und Talenten der Mitglieder neigte sich die Regierung, an deren Spitze freilich Reding stand, wider seinen Willen, mehr dem Einheitssystem der schweizerischen Staatsform, hinwieder der gesetzgebende Senat mehr dem Föderalismus zu. Dieser Gegensatz mußte nothwendig Zerwürfniß herbeiführen. Der Senat entwarf eine neue Staatsverfassung, worin zwar eine Centralgewalt, aber auch ein vergrößertes Recht der Kantonalgewalt erschien, und jede Partei nur eine Brücke erkannte, auf welcher man wieder, über die Kluft der Revolution, zum alteidsgenössischen Zustand zurückkehren sollte. Im Senat ward diese Verfassung nur mit Mehrheit einer einzigen Stimme angenommen; im Volke mit Kälte, oder mit ziemlich allgemeinem Mißfallen, empfangen. Um aber die kleinen Kantone Uri, Schwyz und Unterwalden zu gewinnen, ward aus nichtigen Vorwänden bestimmt, sie sollten die allfällig von ihnen zu leistenden Abgaben, bis auf 720,000 Fr., für sich selbst gebrauchen. Dies erregte den Unwillen anderer Gegenden. Der Senat protestirte förmlich gegen die Einverleibung des Wallis in die französische Republik. Dies erregte den

Unwillen des ersten Consuls zu Paris. Und mitten in den Bewegungen und Gährungen des Landes vertagte sich unbehutsamer Weise dieser Senat, weil dessen meiste Mitglieder die Ostern in ihrer Heimath feiern wollten. Selbst Reding begab sich sorglos nach Schwyz.

Die Mehrheit der Regierungsglieder dachte sogleich darauf, durch einen Staatsstreich den föderalistisch-gesinnten Senat und sein Verfassungswerk zu beseitigen. Die zurückgebliebenen Gegner des Einheitssystems vernahmen davon; versammelten sich bei einem der Ihrigen am Abend des 16. Aprils und schlugen, nebst andern gewaltsamen Maßregeln, plötzliche Verhaftung der Regierungsglieder vor, die ihnen die gefährlichsten zu seyn schienen. Aber man ward über nichts einig. Mitten in der Nacht ließ Herr Kuhn, ebenfalls Mitglied des kleinen Rathes, seine Amtsgenossen von der Einheitspartei beim französischen Minister Verninac zusammen rufen. Er erklärte, daß für sie kein Augenblick mehr zu verlieren sei; daß der Sieg dem gehören werde, welcher den Angriff zuerst mache, und Alles darauf ankäme, rasch und entschlossen zu Werke zu gehen. — Sein Bericht, der am Morgen in der Versammlung des kleinen Raths vorgelesen werden sollte, lag schon bereit.

So ward nun am andern Tage wirklich durch Beschluß der Mehrheit vom kleinen Rathe der Senat vertagt, bis man ihn wieder einberufen werde, und jede Vorbereitung zur Einführung der vom Senat entworfenen Verfassung eingestellt.

Reding, kaum in Schwyz angekommen, empfing durch Eilboten Nachricht von den Ereignissen. Am 19. April Morgens war er schon wieder in Bern. Herr Rüttimann, damaliger Statthalter des Landammanns der Schweiz, und Herr Kuhn, Mitglied des kleinen Rathes, begaben sich sogleich zu ihm.

Sie wünschten, sagten sie zu ihm: er mögte gleich heute wieder als Landammann und Präsident in die Sitzung des kleinen Raths erscheinen und sich von der Nothwendigkeit des Geschehenen überzeugen. Die Folge werde ihm noch heller beweisen, daß nicht persönliches oder Partei-Interesse, sondern das Wohl des Vaterlandes sie zu ihrer Handlungsweise bestimmt habe.

Reding beklagte sich, daß man den Zeitpunkt seiner Abwesenheit geflissentlich zu solchem Machtspruch benutzt habe. Die Abgeordneten der Regierung entgegneten: wohl sei der Schein gegen sie; aber nur der

Zufall habe den Zeitpunkt zur Ausführung der unvermeidlichen Maßregel bestimmt.

Er berief sich, und gewiß mit vollem Recht, auf die Ungesetzlichkeit des ganzen Verfahrens; — aber man stellte ihm das Beispiel vom 28. Oktober des vergangenen Jahrs entgegen, wo Tagsatzung, gesetzgebender Rath und sogar Regierung durch die Umtriebe der föderalistischen Partei gesprengt worden waren, um Aloys Reding, seine Freunde und ihr politisches System oben auf zu bringen.

„Ich bin froh," sagte Reding, „aus dem Getümmel dieser politischen Geschäfte zu kommen und nach meiner Heimath zurückzugehen. Ich habe genug Tagsatzungen und Senate gesehen. Nachmittag werde ich meine Erklärung schriftlich eingeben. Ich bin nicht mehr gesonnen, in den kleinen Rath zu gehen."

Reding betrug sich bei dieser Unterredung mit vieler Würde. Es entfiel ihm kein beleidigendes Wort; keins, welches auch nur den Anstand verletzt hätte. Am wenigsten aber dachte er daran, die Abgeordneten des kleinen Raths, und namentlich seinen Stellvertreter in demselben, Herrn Vincenz Rüttimann, mit rohen Vorwürfen zu überhäufen. Indessen ward dies ausgesprengt und geglaubt, so wie auch, daß der Landammann der Schweiz sich habe mit seinem Statthalter schlagen wollen. Veranlassung zu letzterm Gerücht gab nachfolgende Unterredung, welche beide am Abend desselben Tages mit einander gehabt hatten. Sie ist für die Zeit und für die Personen charakteristisch. *)

Der kleine Rath nämlich hatte Redings schriftliche Erklärung bis spät Abends, aber vergebens, erwartet. Statt dessen ließ der Landammann seinen Statthalter zu sich berufen. Dieser ging allein zu ihm; nur bis zu dessen Hause von einem Offizier begleitet. Er fand ihn in seinem Zimmer, ohne Gesellschaft.

„Bürger Statthalter," sagte Reding: „ich werde morgen den kleinen Rath versammeln."

— Das steht in Ihrer Gewalt, Bürger Landammann; nur muß ich Ihnen bemerken, daß, weil drei Mitglieder des kleinen Rathes,

*) Und ist, so wie die vorher erwähnte Unterredung, wörtlich aus dem genommen, was mir Herr V. Rüttimann, auf mein Verlangen, umständlich darüber, einige Zeit nachher, schriftlich mittheilte; und um so glaubwürdiger, da selbst Reding gegen die Richtigkeit der Darstellung nichts einwenden mögte, die ich schon im J. 1803 zur Bekanntmachung in den „Denkwürdigkeiten der helvetischen Staatsumwälzung" bestimmt hatte.

Eſcher, Friſching und Hirzel, ihre Entlaſſung eingegeben haben, wir dieſe nicht mehr als Mitglieder der Regierung anerkennen.

„Gleichviel!“ verſetzte Reding: „Sie ſollen doch mit anhören, was ich den übrigen zu ſagen habe.“ Nun wiederholte er, was er ſchon am Morgen über die Eigenmächtigkeit und Ungeſetzlichkeit des Verfahrens geäuſſert hatte, welches ſich die Regierung erlaubt hatte.

— Aber auf welchem geſetzlichen Weg ſind Sie denn Landammann der Schweiz geworden? — fragte ihn Rüttimann.

„Sie werden doch,“ entgegnete Reding: „unſern Senat nicht mit einer Tagſatzung von Zehntbauern vergleichen? Sie, als ein ehemaliger Luzerner-Regent, ſollten das doch wohl am beſten fühlen.“

— Bürger Landammann, es iſt hier nicht um das zu thun, was ich war, ſondern um Freiheit und Recht des Schweizervolks, welches eben jener Senat zu ſchmälern ſuchte, jener Senat, ſage ich, der nur ſeine Stellung nicht einmal mit Mäßigung zu benutzen wußte.

Bei dieſen Worten Rüttimanns ſprang Reding zu einem kleinen Tiſch hin und zog zwei Piſtolen hervor. „Nun denn, Herr Rüttimann,“ rief er: „hier ſind ein Paar Piſtolen, womit ich Ihnen Red' und Antwort geben will.“

— Wenn ich vom Senat ſpreche, ſo iſt damit nicht geſagt, Herr Reding, daß ich Sie insbeſondere beſchuldige. Es ſollte Ihnen bekannt ſeyn, daß ich Ihrem Charakter, Ihrem Biederſinn, immer habe ſein Recht widerfahren laſſen. Aber die Scene, die Sie hier ſpielen zu wollen Miene machen, ich bekenne es, wird auffallend.

„Sie haben es mit ſchlechten Menſchen, mit ..... zu thun!“

— Wer ſind denn die, Herr Landammann? Ein Füßli, Rengger, Schmid? Ich werde immer ſtolz ſeyn, mich zu ihren Freunden zu zählen, und werde nicht zugeben, daß man den Namen ſolcher Männer entehrt.

„Ich habe nicht dieſe gemeint, ſondern Eure Luzerner, die ..... und die ....., welche alle Bauern aufhetzen, und dazu Ihren Namen, Herr Rüttimann, ſpendiren.“

— Ich mögte doch gern wiſſen, wer Ihnen das alles aufgebunden hat? Ich ſtehe mit den Leuten, die Sie da nennen, in keiner beſondern Verbindung, und weiß auch, daß ich oft grade der entgegengeſetzten Meinung von ihnen war. Sollten Sie wohl ſo etwas in Luzern ſelbſt vernommen haben? Das würde mich kränken. Ich bin mir bewußt, nie die Wohlfahrt der Stadt auſſer Acht gelaſſen zu haben.

„Nein, ich erfuhr es auf dem Weg von Schwyz hieher. Und ich wiederhole es nochmals: Sie wollen nur das Einheitssystem und darum werfen Sie ſich in die Arme von Menſchen, die weder Zehnten noch Bodenzinſe zahlen wollen. Sie haben im Sinn, uns auf 1798 zurückzuführen.“

— Ich darf ſagen, daß ich immer auf Seiten der Gemäßigten geſtanden bin, und Gerechtigkeit immer vor Augen gehabt. Es thut mir weh, daß auch Sie meine Geſinnungen mißkennen. Ich werde aber meinen geraden Weg fortgehen. Und, erlauben Sie mir nun, Herr Reding, daß ich Ihnen freimüthig auch meine Meinung ſage. Sie haben ſich mit Leuten umgeben, die Sie irre führen und welche mehr ihr Intereſſe, als Ihre Reputation im Auge haben. Die verleiten Sie zu falſchen Schritten. Sie hätten der Mann des ganzen Schweizervolks ſeyn können. Sie waren lieber der Mann einer Partei. Es ſchmerzt mich, daß in unſern Verhältniſſen nicht mehr Vertraulichkeit geherrſcht; .... aber ich kann meine Meinung niemandem aufopfern, wenn ich ſie gerecht glaube ..... Schlafen Sie wohl.

Reding grüßte ſeinerſeits. So endete die nächtliche Zuſammenkunft.

Am folgenden Morgen um 9 Uhr trat Reding, begleitet von Hirzel, Eſcher und Friſching, in den kleinen Rath. Er forderte denſelben auf, von ſeinem Beſchluß zurückzugehen; ſprach von 1798, von Jakobinern u. dgl. und las endlich ſeine Erklärung ab. — Albrecht Rengger antwortete ihm mit ruhiger Würde; eben ſo auch Schmid von Baſel, Mitglied der Regierung. Darauf verließen die Proteſtirenden den Saal, Reding eilte verdroſſen nach Schwyz zurück.

---

Während die Partei, welche den Sieg ſo wohlfeilen Kaufs errungen hatte, zu Bern binnen vier Wochen in einer einberufenen Verſammlung der Notabeln der ganzen Republik eine Verfaſſung entworfen, dem Volke vorgelegt, die Annahme derſelben von zwei Dritteln der Schweiz erklärt, dann in's Leben eingeführt hatte, — Alles das Werk kaum eines Vierteljahrs, — waren die Beſiegten nicht unthätig, ihrerſeits Vorbereitungen, zu treffen, die geſammte neue Schöpfung wieder eben ſo ſchnell zu zerſtören, ſo bald ein günſtiger Augenblick erſcheinen würde.

Und er erſchien. Der erſte Conſul von Frankreich ließ nämlich den Schweizern durch ſeinen Geſandten Verninac (am 15. Juli 1802) Anzeige ertheilen, daß er endlich die franzöſiſchen Truppen aus ihrem

Lande zurückziehen wolle, welches ſeit beinah fünf Jahren die Laſt derſelben getragen. Der Entſchluß trug den Schein großmüthigen Wohlwollens oder ſeiner Ehrfurcht für Völkerrecht; war aber aus der ſchlauen Berechnung ganz anderer Entwürfe hervorgegangen. Nach dem Frieden von Lüneville und Amiens konnte und wollte Bonaparte England und Oeſtreich nicht in friſchen Argwohn gegen ſich bringen; aber eben ſo wenig mochte er ſeinen Einfluß auf die Schweiz verlieren; noch weniger ihn an Oeſterreich verſpielen, welchem dadurch ein gefährlicher Weg zwiſchen der franzöſiſchen und ciſalpiniſchen Republik aufgeſchloſſen werden konnte. Der erſte Conſul ſah dabei zugleich helleres Blicks in das Gewirre der ſchweizeriſchen Staatsverhältniſſe, als die von ihrer Leidenſchaft verblendeten helvetiſchen Faktionen. Er hatte nur ſeine Truppen zurückzuziehen, um den Bürgerkrieg ausbrechen, und ſich um Beiſtand oder Vermittlung angerufen zu ſehn. So war er gewiß, ohne alle Gewaltsmittel, ja mit der Miene eines Unzufriedenen, am Ziele zu ſtehn.

Kaum hatte ſich die Nachricht vom nahen Abzug der fremden Kriegsvölker verbreitet, verdoppelten die Häupter der föderaliſtiſchen Partei ihre Thätigkeit, zum Sturz der Centralregierung. Im brieflichen Verkehr waren ſie immer geblieben. Einer der entſchloſſenſten und thätigſten ward Reding; ihm ward auch die Löſung der Aufgabe in den kleinen Kantonen, durch Beiſtimmung aller angeſehenen Familien in denſelben, der geſammten Prieſterſchaft und durch die Anhänglichkeit des bildungsarmen Volkes an ſeine alten Gewohnheiten und Uebungen, erleichtert. Noch ehe die Schweiz von den letzten Schaaren Napoleons geräumt war, wurde die Landsgemeinden-Ordnung und Souveränität der drei Urkantone hergeſtellt. Andre demokratiſche Orte folgten dem Beiſpiel. Die Bürgerſchaften der ehemals oberherrlichen Städte rüſteten ſich zur Wiederbehauptung ihrer verlornen Vorrechte. Die Verwirrung ward allgemein. Die Centralregierung, mit wenigen Truppen, war unfähig, ihr Anſehen zu behaupten. Uri, Schwyz und Unterwalden ſtanden in Waffen auf gegen die wider ſie geſandten Bataillone; die Stadt Zürich verſchloß dieſen die Thore; im Rücken derſelben organiſirten ausgeſandte Berner Patrizier im Aargau den Landſturm. Dieſer wälzte ſich gegen Bern; eben dahin drang Aufdermaur von Schwyz mit der Mannſchaft der kleinen Kantone. Die Centralregierung zog ſich von Bern nach Lauſanne; auch dahin von ihren Feinden verfolgt.

Schon glaubten die Urheber dieſes Aufſtandes, Alles ſei gewonnen.

Es ward noch während jener Bewegungen eine Tagsatzung nach Schwyz ausgeschrieben; Aloys Reding, ihr Präsident, eröffnete dieselbe unter Glockengeläute und Kanonendonner. Fünfzig junge Schwyzer, mit Morgensternen und Hellebarden, in alterthümlicher Tracht, dienten als Prunk- und Ehrenwache. Fröhlichkeit leuchtete in allen Mienen. Aber Redings Eröffnungsrede erregte bald heimliche Besorgnisse in den »Ehrengesandten« der vormaligen Aristokratien. Denn er schlug sogleich einen Ton an, dem es in der Brust der ganzen Nation nicht an Wiederhall fehlen konnte. Er mahnte zur allgemeinen Annahme demokratischer Grundlagen bei den neuzuschaffenden Staatsverfassungen der Kantone.

»Laßt uns,« rief er: »jeden unserer Schritte mit Gerechtigkeit und Großmuth bezeichnen. Machen wir den Grundsatz der Gleichheit der Rechte zur Basis der Staatsverfassungen, und wir werden das Schweizervolk beruhigt und für die gute Sache gewonnen haben. Das Volk wird dann die Rechte des Vaterlandes als die seinigen betrachten und vertheidigen, sobald ihm das Vaterland eine beruhigende Existenz gibt und versichert.«

Aber gerade nicht das war es gewesen, wofür die Patriziate und weiland oberherrlichen Städte den Aufstand gemacht und mit Entzücken jedes Opfer dargebracht hatten. Ihre ehemaligen Vorrechte wollten sie zurückerobern. In der Stadt Bern hatten sich die ehemaligen Rathsherren geradezu wieder in »denjenigen Stand versetzt, von welchem sie im Jahre 1798 verdrängt« worden waren. Man erklärte, zwar etwas schüchtern noch, aber doch deutlich, offiziell und halboffiziell in öffentlichen Blättern, »daß die ehemaligen Obrigkeiten der Schweiz durch den praktischen Volkswillen, und nicht durch den theoretischen, au nom du peuple, wieder in ihre Rechte und Würde eingesetzt seien«. — Gegen einen, von Aloys Reding unterzeichneten »Aufruf der demokratischen Kantone Uri, Schwyz, Glarus und Appenzell an die Bewohner der ehemals aristokratischen Kantone und untergebenen Lande« (vom 18. September 1802), worin ähnliche Erwartungen der staatsbürgerlichen Rechtsgleichheit gegeben worden waren, bezeugte man in den Städten öffentlichen Unwillen, daß man dergleichen Gedanken durch den Druck verbreite, »die blos schriftlich und confidentiell« zur Mittheilung hätten gelangen sollen.«

Es ließ sich voraussehen, daß bei längerer Fortdauer der Bewegungen und Unruhen in der Schweiz, die aristokratischen und demokratischen Urheber des Aufstandes unter sich wieder zerfallen mußten, daß

die erstern sich über den Willen des Volks und dessen Begeisterung täuschten, wenn sie glaubten, dieses sehne sich nach der alten Unterthanenschaft heim und wolle mit aller Gewalt das Vorrecht der Städte und Patriziate geltend machen; daß endlich zwischen den Städten und Landschaften es zu einem furchtbaren Bruch kommen mußte, der nur in örtliche Bürgerkriege und blutige Gesetzlosigkeit ausgehen konnte.

Es kam jedoch nicht dazu. Die Centralregierung hatte inzwischen Hülfe und Vermittlung des ersten Consuls von Frankreich angerufen. Dieser ließ alsbald einen Theil des französischen Kriegsvolkes wieder in die Schweiz einrücken, indem er Frieden gebot und die Vermittlung übernahm. Zu größerer Sicherheit wurden die vornehmsten Häupter des Aufstandes, soviel man derselben habhaft werden konnte, verhaftet und nach der Festung Aarburg in Gewahrsam gebracht.

---

## Der Gefangene.

Vor Allen traf dies Loos auch Aloys Reding und seinen Freund Aufdermaur, nach beider vergänglichen Triumphen. Beide befanden sich ruhig zu Schwyz, und am Tage ihrer Gefangennahme zufällig im gleichen Zimmer von einem Hause am Hauptplatz des Fleckens. Sie sahen aus dem Fenster den Aufstellungen und Bewegungen französischer und helvetischer Truppen zu. Eine Abtheilung derselben löste sich von den übrigen ab, und besetzte das Haus; eine andere ging zur Kirche und besetzte den Thurm, um von demselben herab, sowohl die Umgegend zu beobachten, als auch allfälliges Sturmläuten zu verhüten. Dann traten Offiziere ins Zimmer und erklärten die beiden Bezeichneten zu Staatsgefangenen.

Der Abschied Redings von seiner trostlosen Familie war schmerzlich. Selbst das Militär konnte bei diesem Anblick seine Rührung nicht verbergen. Er selbst blieb ruhig und zu Allem gefaßt; nur der Jammer der Seinigen füllte seine Augen mit Thränen des Mitleids. — Die Gefangenen wurden unter Bedeckung nach Aarburg geführt, wo sie nebst andern ihrer Schicksalsgenossen, als Geiseln für die öffentliche Ruhe streng bewacht, aber anständig behandelt wurden. Selbst der Oberbefehlshaber der französischen Armee, General Ney, besuchte sie.

Nach meiner Rückkehr von einer Reise zu Freunden in Mühlhausen (im Elsaß), schrieb ich dem theuern Gefangenen. Er antwortete aus der Veste Aarburg den 23. December 1802 in folgenden Zeilen:

„Es freute mich recht sehr, mein lieber Freund, aus Ihrem Briefchen vom 21. zu vernehmen, daß Sie sich wohl, und wiederum auf Biberstein befinden. Auch mir ist wohl, wenn schon in der Gefangenschaft, indem ich während dieser ganzen Zeit mir so ziemlich gleich geblieben bin, und ich es mir zur Regel gemacht habe, mich im Glück nicht zu übernehmen, und unter den Schlägen des Schicksals nicht unter mich hinabzusinken.“

„Ich erhielt heut auch einen Brief vom Toneli*), der mich recht herzlich gefreut hat. Er beweist mir so klar, als zwei Mal zwei vier machen, daß ich der freieste Mann auf Gottes Erde sei, und zwar folgendermaßen: „„Wenn ich nun Ihrer wirklichen Lage nachdenke, so scheinen Sie mir, ungeachtet des Gefängnisses, das Sie umgibt, der freieste Mann auf der Erde zu seyn. Denn die wahre Freiheit besteht ja in der Unabhängigkeit des Willens, und wohnt in dem allein, der gegen die Reizungen der Furcht und des Eigennutzes und einer falschen Ruhmliebe auf der Bahn der Gerechtigkeit unerschüttert fortschreitet. Dies ist in meinen Augen die wahre Freiheit; und Gefängnisse, weit entfernt ihr etwas zu benehmen, erheben ihren Glanz, in den Augen der Mit- und Nachwelt, zum höchsten Grade. Denn gleich wie die Großmuth im Siege, so ehrt den Mann im Unglück — Festigkeit.““ Dies war einst die Sprache der Römer und ist und bleibt noch die einiger wenigen Schweizer.“

„Wenn Sie mich allenfalls mit einem Besuch erfreuen wollen: so müssen Sie die Erlaubniß schriftlich vom General Eble in Solothurn begehren, welcher Ihnen solche wohl nicht abschlagen wird. Es grüßt Sie herzlich „Ihr Freund Reding.“

---

## Schluß.

Bekannt ist, wie Napoleon den Abgeordneten, nicht nur der Kantone, sondern auch der politischen Partheien, und durch sie belehrt, in der Consulta zu Paris eine Vermittlungsurkunde übergab, die mit großer Klugheit auf staatsbürgerliche Rechtsgleichheit die Freiheit aller Schweizer begründend, den Föderalismus der Kantone mit einer Centralregierung der gesammten Schweiz verband und eine Gewalt durch die andere mäßigte. Alles ordnete sich sogleich friedlich darnach, und die französischen Truppen räumten alsbald wieder das Land.

---

*) Ein junger, hoffnungsvoller Neffe Redings.

Schwyz, in ſeinem Innern den altgewohnten, darum behaglichen Formen wiedergegeben, lohnte nun ſeinen Landammann Reding mit Ehren für die beſtandenen Leiden. Dieſer ſchien mit dem Erfolg des Vermittlungswerks, an welchem mir nur mißfiel, daß es das Werk des Auslandes ſeyn mußte, zufriedener zu ſeyn, als er anfangs ſelber erwartet haben mochte.

Er ſchrieb mir aus Schwyz am 9. Mai:

»Gewiß würde ein Beſuch von Ihnen, lieber Zſchokke, woran Sie Unwohlſeyn gehindert hat, nicht nur mir, ſondern auch meinen Unglücksgefährten viele Freude gemacht haben. Und auch Sie würden, wie ich glaube, die Seelenruhe jener Männer bewundert haben, welche mit mir auf Aarburg waren.«

»Ich bin ſehr begierig zu erfahren, was Sie über die wirklich ſonderbare Erſcheinung der Mediationsakte denken? Bald ſollt' ich glauben, daß auch Sie noch ein recht alter Bundesgenoß und Föderaliſt werden müßten, da keine Conſtitution, welche während der Einheit proklamirt worden, Ihnen gefallen hat. »Gott habe ſie nun alle ſelig!« könnte man ſagen; aber, aber — wie viele leidige Aber gäbe es hier nicht!«

»Alle die lieben Meinigen bewahren Ihr freundliches Andenken und grüßen Sie mit mir recht herzlich.«

»Ich bin unveränderlich

Ihr Freund Reding.«

Seine Tage floſſen von da an in jener ungetrübten Friedensſtille, welche die geſammte Schweiz eilf Jahre lang unter dem wohlthuenden Einfluß der napoleoniſchen Vermittlungsurkunde genoß. Er vermählte ſich zum andernmale *). Er bekleidete in ſeinem Kanton wiederholt das Amt eines Landammanns, und was mehr, als das Höchſte der Aemter, ſagen will, er bekleidete es mit Würde. Dieſe, nicht jenes, iſt des Mannes Verdienſt. Wohl gern hätt' er dort des Guten mehr geſchaffen, als er that. Er hatte große Erfahrungen gemacht und in denſelben die früher beſchränkten Anſichten des Staatslebens erweitert. Aber er allein ſtand gegen eine tief eingeroſtete Volksgewohnheit, gegen eine zu rechter Zeit ſpröde, zu rechter Zeit geſchmeidige Politik

*) Mit einem Fräulein Roggenſtiel von Solothurn. Sie ward Mutter von vier Töchtern und einem Sohn, der in der Schweizergarde Karls X. als Unterlieutenant getreten, und nachher mit den übrigen Schweizern aus franzöſiſchem Dienſt entlaſſen iſt.

des Prieſterthums, und gegen die Eiferſucht anderer Familien zu ohnmächtig, welche auf Einfluß und Macht Anſprüche zu bilden gleichſam das Erbrecht trugen. So mußte er den alten, heimlichen Schaden nur leiſe berühren, um nicht die öffentliche Gunſt einzubüßen, und ſich begnügen, in Schul- und Armenweſen nachzubeſſern, oder wo ſich irgend Sinn für gemeinnützige Unternehmungen offenbarte, dieſe mit Nachdruck zu befördern.

Plötzlich, nach Napoleons Sturz, nach dem glücklichen Vordringen der wider ihn verbündeten Mächte zum Rhein, nach der Doppelſprache der ausländiſchen Miniſter, die in Zürich feierlich jeder Einmiſchung in die innern Angelegenheiten der Schweiz entſagte, und in Bern (durch den Grafen Senft-Pilſach) die Gegenrevolution forderte, nach dem Einzug eines öſterreichiſchen Heertheils, um durch die Schweiz in Frankreich einzurücken, — erhoben abermals ſich die Patriziate, die Städte, die Herrngeſchlechter der demokratiſchen Kantone. Die Vermittlungsurkunde Napoleons ward aufgehoben. Man begehrte die alten Vorrechte und Herrſchaften zurück. Frühere Entſagungen, Freiheitsbriefe und Eide wurden wieder nichtig erklärt. Die betrogene Mehrheit der Nation betrachtete mit Unwillen das verrätheriſche Spiel, welches zu ihrem Verderben getrieben ward. Aller Orten Aufſtände, Bewaffnungen, Proteſtationen. Aber Liſt, Gewaltthat, diplomatiſche Künſte, und vor Allem die Drohungen mit Waffen der verbündeten Mächte ſiegten. Man ſtellte in Eil, in einer neuen Bundesakte, das Unweſen auf den Tagen des XVIII Jahrhunderts, ſo viel es möglich war, wieder her. Und ſo weit war Reding ſeinen frühern Anſichten und Ueberzeugungen fremd geworden, daß er zu einem Bundesvertrag allein ſchon jenes berüchtigte Stanſer Verkommniß aus dem XVI. Jahrhundert zureichend fand, in welchem ſich die damaligen Regierungen der Kantone gegenſeitigen Beiſtand wider ihre Unterthanen zuſicherten, wenn dieſe gegen ihre von Gott eingeſetzten Obrigkeiten zu murren, oder ſich aufzulehnen wagen würden; jenes Verkommniß, durch welches erſt das ariſtokratiſche Verderbniß, die Familienherrſchaft und der kühne Mißbrauch der Staatsgewalt zur Vernichtung der alten ſchweizeriſchen Freiheit in's Leben gerufen worden war. Das Volk ſchwieg. Es behielt ſich ſein gutes Recht vor, das ihm ſeit beinah zwanzig Jahren zu Theil geworden war, und ließ ſich nicht durch jenen demokratiſchen Goldſchaum blenden, mit dem man, um es zu tröſten, die neuen Ariſtokratien überdeckt hatte. — Daher entſprangen vom Volk aus ſchon im Jahre 1830 die Verfaſſungsreformen der Schweiz.

Aloys Reding, mit dem ich noch manches Jahr in freundlichem Briefwechsel geblieben war, spielte in jenen Wirren nur noch eine untergeordnete Rolle. Er erfüllte die Aufträge seiner Behörden, wurde, aus schwer zu errathenden Gründen, auf Tagsatzungen der Vertheidiger und Fürsprecher der Klöster und aller geistlichen Hoheit; übernahm von der Eidgenossenschaft am Ende des Jahrs 1813 die fruchtlose Sendung in's Hauptquartier der verbündeten Monarchen zu Frankfurt, um Anerkennung der schweizerischen Neutralität zu bewirken; dann im Jahr 1817 die Sendung zum König von Frankreich, ihn zu begrüßen. Letzterer schmückte ihn mit dem Grafentitel, einer Art Ehrenbezeugung, die nirgends unpassender, und nirgends dornigter ist, als in einer Demokratie, wo das Gefühl der Rechtsgleichheit, sich mit dem Neide verbindend, auch nicht den Schein eines Vorrangs, und noch weniger die Verpflichtung eines beamteten Bürgers gegen einen auswärtigen Staat, dulden mag.

In der That waren die letzten Jahre seines Lebens nicht ohne Bitterkeit. Er sah einen großen Theil des ehemaligen Vertrauens seiner Mitlandleute von sich gewichen. Er erfuhr Kränkungen und den Widerstand einer bedeutsamen Partei. Es ist aber eben so unwichtig für die Welt, Rathsgeschäfte, Umtriebe, Wirkungen und Gegenwirkungen in einem so kleinen Lande zu erfahren, als es schwer ist, dieselben genau darzustellen, indem sich da Familien- und Hausangelegenheiten, persönliche Interessen und Reibungen mit den öffentlichen Angelegenheiten unentwirrbar vermengen. Reding selbst sprach und schrieb mir nie darüber. Ich begnüge mich daher, nur dasjenige hier beizufügen, was ich aus den Briefen anderer Männer über seine Stellung im heimathlichen Freistaat vernahm.

Nach Herstellung desselben seit jener Revolution, da er zum Landammann gewählt worden, bildete er, was ehemals in der Hirtenrepublik nie gewesen, eine sogenannte „Standeskommission," welche bald das Ansehen eines regierenden kleinen Rathes annahm, der von seinen Verfügungen kaum Rechenschaft geben mochte. Reding rechtfertigte diese Neuerung Anfangs mit der bescheidenen Erklärung, daß er selbst, zu unerfahren in den Landesgeschäften', sich durch den Rath anderer Magistrate unterstützen lassen müsse. Eben so war er auch der erste, der, als Landammann von Schwyz, aufhörte, vor versammelter souveräner Landesgemeinde Bericht über die Verhandlungen der eidgenössischen Tagsatzungen abzustatten. Er glaubte, es sei genug, wenn dies vor Rath, oder dreifachem Landrathe geschahe.

Dies Verfahren hatte aber auf das ganze Staatsleben große Folgen; es näherte die Demokratie den aristokratischen Formen. Das Volk blieb in Unwissenheit über seine Verpflichtungen und Verhältnisse zur übrigen Eidsgenossenschaft. Handelte es sich nachher um Erfüllung dessen, was man auf Tagsatzungen eingegangen war, entstand Verwirrung, Mißverständniß und Mißtrauen. So machte er sich manche Gegner, die ihm nun auch in dem widerstrebten, was er ernstlich zum Gemeinwohl bezielte, oder auch auswärts im Interesse seiner eigenen Familie. So hatte er z. B. vom Kantonsrath ein Zeugniß verlangt, daß seine Familie vor alter Zeit, in Abwesenheit österreichischer Amtleute, die Landschaft March, im Namen Oesterreichs, verwaltet habe. Der Rath ertheilte ihm, auf Treu und Glauben hin, zwar ein solches Zeugniß; aber doch erregte das ein nachtheiliges Gerede und allerlei Bedenklichkeit. Denn niemand mochte glauben, daß man ein so seltsames Zeugniß von einem, im Namen eines fremden Fürsten, über einen Theil des Kantons, vor fünfhundert Jahren geübten Souveränitätsrecht, ohne besondere Absichten und Zwecke begehren könne. In der March selbst und in den sogenannten äußern Bezirken erregte dieser Schritt Argwohn. Man sagte sich nachher, jenes Zeugniß habe auch zur Erlangung des Grafentitels dienen müssen, der ihm an seiner Volksbeliebtheit nicht wenig schadete.

Ziemlich übereinstimmend war man aber darin, daß Reding, nachdem er in den Tagen der Revolution die hohe Stelle eines Landammanns der Schweiz bekleidet gehabt, nicht mehr derselbe geblieben, der er vormals gewesen war; sei es, daß er sich in dem Kreis des Ländchens Schwyz zu beengt fühlte, oder daß ihn die Erinnerung an das, was er an der Spitze der ganzen Schweiz gewesen, und nicht mehr war, mit Unbehaglichkeit erfüllte. Er vergaß sich zuweilen, freien Männern befehlshaberisch gegenüber zu stehen, die seinen Befehlen aber oft zu gehorchen verweigerten. Man weiß, daß wenn Freunde ihm Vorstellungen darüber machten, er sich empfindlich von ihnen zurückzog.

Die Einwohner des geringen Fleckens Gersau, etwa 1500 Seelen, die vor der Revolution ebenfalls eine selbstherrliche Republik gebildet hatten, empfanden die Vernichtung ihres kleinen Staates und die Einverleibung desselben in Schwyz, schmerzlich. Reding vorzüglich hatte diese Einverleibung betrieben, und man trug es ihm nach, daß es nicht in den schonendsten Formen geschehen war. Noch im Jahr 1817, als er in Aufträgen der Schwyzerregierung nach Gersau kam, sang man

ihm dort das Liedchen von Geßler und den alten Tyrannen des Vaterlandes in die Ohren.

Man wollte behaupten, die Undankbarkeit ſeiner Mitbürger habe ihn tief gekränkt, und ſeinen Tod befördert. Dem iſt nicht alſo. Ein gefährliches Nervenfieber, welches im Anfang des Jahrs 1818 viele Menſchen in jenen Gegenden hinwegraffte, ergriff auch ihn. Wenige Wochen vorher war ſeine Tochter, aus erſter Ehe, Louiſe, ein liebenswürdiges Mädchen, geſtorben. Der Gram um ſie mag auch ſeine Krankheit verſchlimmert haben, der er am 5. Februar unterlag.

Reding, als Privatmann, als Gatte, Vater, Freund, einer der achtungswürdigſten Sterblichen, war mehr durch die wilden Bewegungen des Schickſals, denn durch Denkart, Neigung oder Talente zu einer Lebensrolle geführt, der er, um ſie mit Glück zu ſpielen, nicht gewachſen war. Begriffe, wie ſie durch Gewohnheit und Erziehung in ihm erwachſen waren, galten ihm für Grundſätze, zu denen er immer wieder zurückſank, wenn er ſich jeweilen zu höhern Ueberzeugungen und Anſichten erhoben hatte. Er war ein edelmüthiger, ritterlicher Mann, der, in den Tagen Winkelrieds, ein Winkelried geworden wäre; beſcheiden im Glück, ungebeugt und großſinnig im Unglück; bieder und wortfeſt; ohne Arg und ohne Furcht.

# Gedanken
## auf
## den Trümmern des alten Roms.

Wenn ich zu Rom auf dem Forum, jetzt Campo Vaccino genannt, wandelte, und all die traurigen Ueberbleibsel von der erloschenen Majestät des römischen Volks, all die zerstreuten Trümmer der Tempel, Bruchstücke von Triumphbogen, Theater und Paläste betrachtete, schien mir Alles ein weites Grab, in welchem der Genius jenes berühmten Volkes den Todesschlaf halte.

Als ich die Ruinen vom Tempel der Concordia betrachtete, sagte man mir, derselbe sei zugleich der Siegesgöttin geweiht gewesen, und es solle deßhalb hier vormals eine Statue der Roma gestanden haben, die ein kleines Bildniß der geflügelten Siegesgöttin auf der Hand trug, welche den einen Fuß auf die Weltkugel stützte und mit der Rechten einen Kranz emporhielt. Wie ganz entsprach dieses Symbol der ruhm- und herrschsüchtigen Sinnesart jener Welteroberer! Sie glaubten, nur die Gunst der Siegesgöttin könne die Eintracht auf eine Roms würdige Weise stiften und erhalten. Welchen Sinn verbanden sie wohl mit der Vorstellung der Eintracht? Anfangs ohne Zweifel dachten sie an die Zusammenstimmung der Bürger für die Wohlfahrt des Staats. Aber die enge Verbindung, in welche sie später die Siegesgöttin mit der der Eintracht setzten, macht es wahrscheinlich, daß sie diese vorzüglich auf die eroberten Völker bezogen und in ihrem Tempel die Siegesgöttin anflehten, diese Völker fort und fort an Roms Obermacht zu binden. Wie furchtbar gerieth aber das Streben nach dieser sklavischen Eintracht aller Völker unter Roms Gewalt mit der Erhaltung jener edeln Eintracht der Bürger fürs Gemeinwohl in Gegenstoß! Wie oft wurde die letztere verdrängt! Und doch ist sie es, die sich zu allen Zeiten, als die wahre Schutzgottheit der Staaten, so wie jeder Haushaltung zeigt. Oder sind Staaten etwas anderes, als erweiterte Haushaltungen?

Eine einzige Familie, die inner tausend Jahren ungetrennt sich fortpflanzte und unter Einem Haupt vereinigt bliebe, würde von selbst

einen Staat bilden. Eine ſolche kann ſtark, anſehnlich, blühend werden. Doch nimmer vermöchte ſie es ohne Eintracht. Was unterhält aber in ihr die Eintracht, die doch wohl um ſo ſchwieriger werden muß, je mehr die Zahl der Genoſſen zunimmt? Man ſagt: die Geſetze. Gut! aber was verbürgt den Geſetzen ihre Beobachtung? Nichts kann ſie verbürgen, als die Treue (im Glauben auf's Wort, ohne willkührliche Deutung durch Eigendünkel). Nicht ohne Grund wurde die Treue von den Römern als eine Gottheit ſo hoch verehrt, und ſo lange dieſe Verehrung in den Herzen, nicht blos in den Tempeln ſtatt fand, blieb auch die beglückende Eintracht unverſehrt und in hohem Anſehen. Sonach zeigt ſich uns der Staat als eine heilige Anſtalt.

„Nichts, ſagt Cicero*), iſt Gott, der das Weltall regiert, wohlgefälliger, als die Vereine, die Vergeſellungen der Menſchen unter der Herrſchaft der Geſetze, welche man Staaten nennt. Hat doch ein ſolcher Verein ſeine Wurzel nicht ſo ſehr in körperlichen Kräften, als in der Kraft der Gemüther, in ihrer Tugend. Dieſe erhöhet ein Volk und gibt ihm dauernde Macht.“

So wahr es iſt, daß ächte Religion von der Politik und ihren Führern unabhängig iſt, ſo weit gefehlt iſt es, die Vaterlandsliebe und die Pflichten gegen den Staat von ihr zu trennen. Was iſt Vaterlandsliebe, was Bürgertugend, ſo lange ſie nicht Religion geworden iſt? Entweder ein leeres Wort, oder eine Leidenſchaft, die eben ſo gut das Ungerechte, wie das Gerechte ſich zum Ziele ſtecken, mithin eben ſowohl eine Räuberbande als ein Recht, Sicherheit und Wohlſtand ſuchendes Volk beſeelen kann. Durch Tugendſinn, durch Treue wird die Kraft aller und jeder Glieder der Geſellſchaft die ihrige, ſo, daß der Einzelne ſich weniger, als Individuum, fühlt, denn als Glied des Ganzen. Ohne Treue gegen Gott (Gewiſſenhaftigkeit) ſteht aber die Treue gegen unſeres Gleichen auf ſchwachen Füßen. Nur niedrige Menſchenfurcht geſellt ſich zur Gottesverachtung. Aus vielgeübter, bewährter Treue hingegen erblüht zuletzt die Liebe zum Vaterland, die nur für deſſen Erhaltung, Ruhm und Wohlfahrt denkt, ſtets deſſen Leiden fühlt, vorzüglich ſeines Glückes ſich freut und allen Tugenden des Bürgers die Vollendung gibt, indem er, von jener Liebe begeiſtert, dem Vaterlande lebt und ſtirbt.

Wodurch erſcheinen uns Bürger, wie Leonidas und ſeine Gefährten, ſo groß? Durch ihre heldenmüthige Aufopferung zu Thermopylä,

*) Somnus Scipionis. N. 5.

antwortet man. Allerdings. Ist aber Leonidas nicht noch größer dadurch, daß er sein Vaterland mehr liebte, als eigene Herrschaft? Xerres schrieb an ihn: »Unterwirfst Du dich, so geb' ich Dir die Herrschaft über Griechenland.« Des edeln Spartaners Antwort war: »Lieber sterb' ich für mein Vaterland, als daß ich es unterjoche.« »Der Ausgang des Tages ist entschieden; ziehet nun den Pfeil aus meiner Wunde, und laßt sie bluten! „sagte auf dem Schlachtfelde Epaminondas, der Sieger von Mantinea. Mit solchem Gefühl athmet der wahre Patriot noch sterbend Lebenskraft dem Vaterland ein. — Themistokles war unstreitig ein großer, hochverdienter Bürger. Athen hatte aber doch neben ihm einen größern, edlern, den Aristides. Während jener dem Vaterland aus Ehrgeiz diente, und sich eben deßwegen in den Grundsätzen der Moral schwankend zeigte, wich dieser nie, auch unter dem Vorwand des Gemeinwohls nicht, von dem Pfade der Gerechtigkeit Eine Linie, und sein Leben war ohne Wanken gleichförmig, und ohne Rückblick auf sich selber, ganz dem Besten der Gesammtheit gewidmet, indem er einzig auf die Festhaltung der Gesetze und Sitten hinarbeitete, wodurch alles Herrliche und Große für die Republik angebahnt wurde. Gleichen Sinnes sehen wir alle wahrhaft großen Bürger im Alterthum — in Griechenland Phocion und Epaminondas, zu Rom Camillus, Paulus Aemilius, Regulus, Fabrizius, Scipio und Cato. Obgleich durch Aemter und Würden oder durch persönliches Ansehen hoch über die Andern hervorragend, standen sie dem Lebensgenusse nach tiefer und dem Reichthum nach kaum höher, oder auch nicht so hoch als ihre meisten Mitbürger. Es lag ihnen mehr daran, das Volk sei reich und mächtig, als sie. »Man sah (nach Epiktets Ausdruck) große Seelen kleine Häuser bewohnen, wogegen in der Folge niedrige Seelen in großen Palästen krochen.« Alexander, der Eroberer, schickte an Phocion große Geschenke. »Warum gerade an mich?« fragte der tugendhafte Athener. »Weil Alexander Dich für den Treuesten, Rechtschaffensten hält.« — Nun, so erlaub' er mir auch, versetzte Phocion, die Geschenke abweisend, ein solcher nicht nur zu scheinen, sondern auch zu sein *).

Uneigennützige Hingebung an das Vaterland ersetzte lange Zeit die Staatskunst bei diesen alten Völkern. Bei ihnen durfte, wenn es die Erhaltung gemeiner Freiheit galt, Niemand als Privatmann sich ansehen. Wie wäre wohl ein Staat, so lange diese Gesinnung in ihm

*) Plutarchs Phocion. N. 18.

waltet, nicht geborgen? — Warum liegen aber Athen und Sparta längst in Schutt und Graus? Warum bleibt von der Macht und Herrlichkeit Roms Nichts, als ihr Schattenriß auf den Blättern der Geschichte, und in der Stadt, die sich die ewige nannte, die verstümmelten Denkmale vergangener Größe? —

Hätten Athen, Sparta und Rom stets viele Bürger wie die genannten gehabt, wäre die Gesinnung solcher Bürger die herrschende geblieben, sie blüheten noch, diese Freistaaten ohne Gleichen. Barbaren würden heut nicht auf den Ruinen von Athen und Olympia, von Lacedämon, Theben und Korinth der Wissenschaft und Kunst Jahrhunderte lang Hohn gesprochen haben. Das römische Forum, das so oft von den beredetesten Tönen, die je der Freiheit und dem Ruhm des Vaterlandes geweiht worden sind, wiederhallte, würde nicht ein Tummelplatz wilder Kriegshorden und zuletzt eine »Kuhweide« geworden seyn. Aber die Geschichte, die uns das Leben jener großen Bürger aufbewahrt, erzählt auch, daß der Staat von dem an verfiel, als die Gesinnungen und Tugenden, welche in ihnen so herrlich geglänzt hatten, in Verachtung sanken.

Das nämliche Volk, das sich einst vom Geist eines Solon, eines Aristides lenken ließ, verdammte später einen Sokrates zum Giftbecher; es wurde der Spielball schmeichelnder Redekünstler, schmiegte sich feig unter das Joch eines Eroberers; das nämliche, das durch die strenge Tugend eines Lucius Brutus, Regulus und Scipio frei und groß geworden, lachte später des Ernstes eines Cato, und bejubelte zuletzt mit gleicher Niederträchtigkeit den Triumph eines Sylla oder Marius, eines Cäsar oder Nero. Anfangs wählten nur Wenige das einträgliche Verbrechen, aber Viele hätten es zu verüben gewünscht, und Alle duldeten es. Die Republik fand sich unversehens in zwei feindliche Parteien gespalten, wovon die eine voll Reichthum und Stolz, die andere voll Elend und Widerspenstigkeit war. Indem nun jeder, mißtrauend den Andern, nur sich lebte, sorgten die Meister des Staats wieder nur für sich. Feil war Allen der Staat; dem Cäsar für die Ehre, der Erste zu seyn, dem Verres für Wollüste, dem Crassus für Gold. Der Ehrgeiz verlangte Obermacht; der Pöbel Spiele und Brot. Bald wurden die Herrscher selbst, obgleich unbeschränkt, Sklaven von einigen Ehrgierigen, und die Macht und das Ansehen eines Hauses, das mit verruchter Hand ein Böswicht begründet hatte, zerstörte mit gleicher Freiheit ein anderer Böswicht.

»Da Jeder Alles an ſich reißen wollte, gingen Herrſchaft und Freiheit Aller zu Grund *).«

Wie übel mußte es um die große Republik ſtehen, als ſelbſt ein Cicero an ihr verzweifelte, als er, der größte Lobredner ihrer Verfaſſung, die die meiſten Vorzüge der Einzeln-, Mehr- und Vielherrſchaft in ſich vereinige (de Republ. Lib. II. N. 23. 32. u. 33.), kein Wohlgefallen mehr an ihr hatte, weil nicht nur ihre Geſtalt und geſunden Kräfte hingeſchwunden, ſondern ſie ſogar ganz farblos geworden (ep. ad Atticum IV. 16. ad Quintum II. 16. ad Publ. Sextum V. ad Divers. 17.); als endlich der nämliche Cicero, der muthige und beredte Widerſacher eines Catilina und Verres — Cato's Strenge in den Grundſätzen tadelte, und ihn der Ideologie bezüchtigte (ad Atticum N. II. 1.)! Was wollte denn Cato anders, als was die Geſetze? Freilich blieb ihm der fug- und ſchmiegſame Sklavenſinn fremd, der den Tod und die Verbannung mehr ſcheute, als Niedertracht und des Vaterlands Verrath. Cicero geſteht dies ſelbſt (ad Atticum II. 18). Allein ſchon früher, zur Zeit des Lukullus, der weder in ſeiner Gierde nach Schätzen, noch in ſeinen Verſchwendungen eine Grenze kannte, konnte Mithridates kund thun: »Ganz Aſien erwartet mich als Befreier.« Solchen Haß hatten auf die Römer die Räubereien ihrer Prokonſuln gehäuft **). Schon zur Zeit der Bürgerkriege, womit der Ehrgeiz hervorragender Bürger den Umſturz der Republik vorbereitete, konnte man ohne große Divinitionsgabe vorherſehen, daß die Tragödie mit Roms Schmach endigen werde ***).

Denn wer konnte den Strom allgemeiner Verderbniß noch aufhalten, der rieſenhaft vorwärts ſchritt, ſobald die Macht der Selbſtſucht alle Treue und Tugend überwunden hatte? Als Lukullus, Pompejus und Cäſar mit den Kräften der Republik willkührlich ſchaltete, konnte kein Beſonnener ſich die Gefahr verbergen, daß die gereizte Wuth der Barbaren aus dem rauhen Norden lüſtern in die üppigen Gärten Italiens hereinbrechen würde, ſobald dem von Leidenſchaften zerriſſenen Rom die Kraft zur Gegenwehr entginge. Allein ſo augenſcheinlich die Gefahr drohte, von den Meiſten wurde ſie weniger aus dem Geſichtspunkte der Geſammtheit, als dem des Privatintereſſe's betrachtet, und diente deßhalb nur dazu, die Anmaßung der

*) Joh. Müller über den Untergang der Freiheit der alten Völker.
**) Justin. Hist. Lib. XXXVIII.
***) Horat. Epod. XV. 11

Staatsgewalt durch ehrgeizige Feldherren zu begünſtigen. Die Reichen und Mächtigen erſahen darin einen augenblicklichen Schutz für ihr Beſitzthum, und die nach Macht und Reichthum ſich ſehnten, die Gelegenheit, ihre Begierden zu befriedigen.

Uebrigens hat in einem grundverderbten Staate, wo Parteien aus Selbſtſucht ſich bekämpfen, ein Jeder nur auf die Gefahr ein Augenmerk, die eben ſeine Partei bedroht, und immer wähnt dann die ſiegende Partei: durch ihren Sieg ſei das Vaterland wieder ſtark und feſt geworden. In einem ſolchen Staat wird die Ueppigkeit, der Prachtaufwand, der äuſſere Glanz mit dem öffentlichen Wohlſtande verwechſelt. Man berechnet die Macht des Staats nach dem Regiſter der Abgaben und der Zahl der beſoldeten Kriegsknechte. Inzwiſchen vergiftet Nichts die Sittlichkeit eines Volkes ſo im Keim, als lange Parteiung von Menſchen, denen Nichts heilig iſt. Denn dieſe gewähren jede Verruchtheit, ſchmeicheln ſie ſogar und belohnen ſie, wofern ſie ihrem Zwecke dient.

Das Volk gewöhnt ſich an willkührliche Gewalt, wenn ſie glanzvoll iſt, und ſtatt deren Abweſenheit wünſcht es nur ihren Beſitz. Nicht die allgemeine Herrſchaft der Geſetze verlangt es, ſondern Herrſchaft über die Geſetze. Wie vorhin Tugenden und insbeſondere Beſcheidenheit, die die übrigen ſchützt und ſchmückt, ſo wetteifern dann Frechheit und Selbſtſucht. Die Begierden der Menge werden unerſättlich. Mit Ungeſtüm ſtürzt das Volk ſich in die Sümpfe der Wolluſt, in deren Schlamm jede Tugend untergeht. Heilig geachtete Schranken verſchwinden. Nichts verſchont der Spott. Göttliche und menſchliche Geſetze werden mit Füßen getreten.

Freilich kommt auch endlich der Augenblick, wo ein Volk aus dem Taumel erwacht; aber gewöhnlich nicht zur Beſſerung, ſondern zur Verzweiflung. Was half den Römern das Gefühl ihres Elends, als zuerſt die eigenen zügelloſen Kriegsheere und die von ihnen auf den Thron erhobenen Ungeheuer, ſpäter aber die von allen Seiten vordringenden Barbaren den Meiſter ſpielten? Um ſich dieſer unerträglichen Meiſterſchaft zu entledigen, hätte es eines Muths, einer Zuverſicht und einer Eintracht bedurft, welche nur ein von religiöſer oder doch patriotiſcher Geſinnung belebter Tugendſinn einzuflößen vermag, und gerade dieſer war dem Volke entfremdet. Was half es ihm, mit Stolz auf ſeine Geſittung, verächtlich auf die Barbaren, denen es unterlag, niederzublicken? Es iſt noch die Frage: ob denjenigen, die ſie Barbaren ſchal-

ten, vor dem Richterſtuhle der Vernunft und Sittlichkeit nicht der Vorzug zuerkannt würde. Auch Tacitus nennt die vom Norden der ſtürmenden Feinde Roms — Barbaren, und er ſetzt ſeine Hoffnung für Rom auf ihre Zwietracht; wie hell glänzt aber nicht in ſeinem Buche von den Germaniern über den düſtern Bildern römiſchen Sittenverderbs das Gemälde der einfachen Tugenden deutſcher Völker und ihres edeln Selbſtgefühls, das Roms künſtlicher Verfeinerung ſpottete! Wie tief mußte Tacitus, als er dieſe Schilderungen einander gegenüber ſtellte, das unwiderrufliche Verhängniß fühlen, das furchtbar ſeiner Vaterſtadt drohte! Auch ihm konnte es nicht entgehen: daß nicht das Volk wahrhaft barbariſch ſei, welches in vielen Dingen unwiſſend, deſſen Geſchmack ungebildet, deſſen Gefühl nicht verfeinert iſt, ſondern vielmehr das, wo die meiſte Falſchheit, Lügenhaftigkeit der Empfindung, wo am meiſten Heuchelei in alle Adern und Kanäle des Lebens eingedrungen iſt.

Wahrheit und Tugend werden bei den Ueberverfeinerten blos zur Sache des Geſchmacks.*) Nur die Kraft wird noch geachtet, die in Erdrückung des Schwachen ſich äuſſert; Witz und Geiſt werden mit der Verhöhnung deſſen, was den fünf Sinnen nicht erreichbar iſt, verwechſelt; als Lebenskunſt, die leichtfertige Hinwegſetzung über jedes edlere Gefühl geprieſen. Bei ſolcher Verſchlechterung vermehren ſich die Geſetze und die Organe zu ihrer Vollziehung ohne Ende; aber nirgend in allen Reihen der Geſellſchaft zeigt ſich Geneigtheit und Willenskraft zur Befolgung; überall ein Streben nach Umgehung des Geſetzes. Auch die Worte verlieren ihre Bedeutung. Tollkühnheit wird als ſich aufopfernden Muth, Feigheit als kluges Zaudern bezeichnet. Edler Freimuth wird als Frechheit, zum mindeſten als Unbeſcheidenheit getadelt. Der Schlaue heißt verſtändig; der Schlaueſte genial. Kurz der wird gelobt, der dem Andern im Unrechtthun zuvorkömmt, und wer den, der nicht daran dachte, dazu bewog.**) —

Dieſe Barbarei iſt es, die den Staat in ein Reich verlarvter Menſchen verwandelt; die keine Faſer von Wahrheit unvergiftet läßt, und durch die Sprache, ſtatt Geiſt gegen Geiſt zu offenbaren, Geiſt gegen Geiſt verheimlicht. Sie iſt es, welche zwar die Deviſe: Bildung, feine Lebensart, Civiliſation im Schilde führend, ſich mit der Rohheit und

*) *Persius* Sat. I.

**) Thukydides III. 82.

Grauſamkeit ſo gut verträgt, daß man vielen Weltleuten begegnet, die zugleich in beiden Manieren Virtuoſen ſind, glänzend an Witz und Verſtand, doch ekelhaft durch Laſter.

Ein herrſchend gewordener Lügengeiſt, die Verbannung der Wahrheit, das iſt der Hauptzug eines Sittenverfalls, und zugleich ſeine Strafe. Alles wird verworren und ſchwach. Alle Hände erſchlaffen, Aller Herz verzagt. Die Häupter des Volks verlieren den Verſtand. *) Die Wächter erblinden und werden ſtumme Hunde. **) Alles ſchwankt und taumelt. Man nimmt Zuflucht zur Scheinheiligkeit, ſucht Schutz im Betrug. ***) Die Seher, die das Wahre verkünden, werden verlacht. †) Die Klugheit verwickelt ſich in ihre eigenen Netze; die Maßregeln der Vorſicht ſelbſt werden zu Fallſtricken. So treibt Alles zum Verderben. ††)

Der Umſturz iſt dann am nächſten, wenn Menſchen ohne Tugend, die aber doch ihren Schein retten möchten, das Ruder führen. Denn ihre zweideutige Schwäche flößt den Guten Mißtrauen ein und den Böſen Muth, Alles zu wagen, zumal der Haufe immer verwegen wird, wenn die Regierung Furcht zeigt.

Es iſt dies aber der Fluch eines verderbten Volkes, daß auch die edeln Anſtrengungen weiſer und tugendhafter Regenten den Untergang nur aufhalten, aber nicht mehr verhindern können. Titus, Trajan, die beiden Antonine zeigen dies. Wären auch die Wunden nicht unheilbar, wie viel mehr Zeit bedarf es, ein großes Verderbniß zu heilen, als eines anzurichten! Die Arznei wirkt langſamer als der Krankheitsſtoff. Die edlern Kräfte ſind durch Gewohnheit abgeſtumpft. Selbſt während jene treffliche Fürſten das Uebel zu beſſern ſich bemühten, nahm es in manchen Beziehungen, allen Heilmitteln zum Trotz, unvermerkt zu. Denn die Natur des Böſen bringt es mit ſich, daß es, wenn nicht gleich im Keim erſtickt, ſchnell um ſich greift, und, ſo lange die Wurzel nicht ausgerottet iſt, immer wächst und gleichſam vom eigenen Mark ſich ernährt. Daher iſt keine Aufgabe ſchwieriger und mühſeliger, als die Rettung eines Staats, deſſen Verfall in der allgemeinen Sittenverderbniß begründet iſt. Am wenigſten kann ſie durch ſolche Vorkeh-

*) Hiob XII. 24.
**) Iſaias XIII 7. LXI, 10.
***) Iſaias XXVIII. 15.
†) Iſaias XXX. 13.
††) Sophokles Antigone V. 627.

rungen gelöst werden, die blos dahin streben, der Verderbniß, der Unordnung und dem Elend einen gleißenden Anstrich von Bildung, Ordnung und Wohlstand zu verleihen. So war jener berühmte Plan der Staatsverwaltung beschaffen, den, nach Dämpfung der Bürgerkriege, Mezän, der Rathgeber des Augustus, entwarf und dieser ausführte.*) Unstreitig war er auf die Verdorbenheit aller Klassen klug berechnet. Die Selbstsucht Aller und Jeder konnte darin Befriedigung, aber auch Nahrung finden.

Die Beibehaltung der alten republikanischen Formen, mit Ausnahme der Volksversammlungen, die Besetzung des Senats mit Männern von Einsicht und Ansehen aus allen Ländern des Reichs, Vervielfältigung und sorgsame Auswahl der Angestellten und ihre reichliche Besoldung, die Abschaffung aller freiwilligen Miliz und ihre Ersetzung durch angeworbene Söldner, die Begünstigung des Luxus und der Ueppigkeit, die Ermunterung aller Künste und Wissenschaften und die Beschäftigung des Volks durch prächtige öffentliche Bauten und Schauspiele, dies waren die Zaubermittel, die die Ersetzung der Freiheit durch die Einherrschaft beliebt machen sollten. So einfach Roms Verfassung unter seinen ersten Königen war, so verwickelt, so kunstvoll wurde die Einrichtung unter Augustus. Diese ist Nichts, als ein schlecht verhülltes Eingeständniß, daß damals die Verdorbenheit der Römer sie der Freiheit unfähig gemacht habe, mithin der Wohlstand und die Sicherheit Aller und Jeder einzig noch von der unbeschränkten Gewalt eines Einzigen zu erwarten sei. Wie einst in Vaterlandsgefahr eine Dictatur, so war jetzt ein dictatorisches Cäsarenthum nothwendig. Aber die Staatsgefahr kam von keinen fremden Feinden, wie sonst, sondern von innern, von den bürgerlichen Untugenden. Indessen fühlte der Inhaber der angemaßten Gewalt, daß bei den sehr verbreiteten Einsichten und den noch lebhaften Erinnerungen an die alte Freiheit, seine Gewaltübung vielen Widerstand würde zu befahren haben, wenn sie der Formen einer freien Verfassung entkleidet aufträte.

Daher hielt es Augustus für klug, nach dem Untergang der Freiheit noch ein Schattenbild von ihr zu lassen. Aber wie sollte ein Schattenbild das Reich retten? Wie kann ein Seyn, das nur auf Schein, nicht auf Wahrheit begründet ist, in die Länge bestehen? Auch verschwand aller Zauber schon unter Tiber, und die unter Au-

*) Umständlich in Dio Cassius Röm. Geschichtsbüchern, B. LII. K. 99., vergl. Suetons Augustus.

guſtus nicht geheilte, ſondern nur etwas verſchleierte Verkehrtheit der Sinnesart und der Sitten zeigte ſich dann in ihrer nackten Abſcheulichkeit. Das Uebel wuchs und wurde ſelbſt durch den öftern Wechſel der Tyrannen nicht gehemmt, bis Veſpaſians Tugenden beſſere Zeiten ankündigten. Doch wurde jetzt die Regierung mehrerer edelgeſinnten Kaiſer durch Wüthriche unterbrochen, die ihr Werk wieder zerſtörten. Nach den trefflichen Antoninen aber beſtiegen nur ſelten noch Männer den Thron, mit guten Eigenſchaften begabt, das von jenen begonnene Werk der Verbeſſerung fortzuſetzen und zu vollenden. Ein einzelner Mann lebt aber auf dem Thron nie lange genug, um ein Volk an beſſere Zucht ſo zu gewöhnen, daß es nicht wieder davon abläßt, wenn ein Andersgeſinnter nach ihm an's Ruder kommt. Dem ſklaviſchgeſinnten Volk die Wohlthaten geſetzlicher Freiheit zu verſchaffen iſt ein ſchwieriges Unternehmen, weil es vorausſetzt, daß man ihm auch Empfänglichkeit dafür geben könne.

Man hat bemerkt, wenn eine Einrichtung, die dem Volk eine nähere Theilnehmung an ſeiner Regierung geſetzlich einräumt, von einem Trajan oder den Antoninen allgemein eingeführt werden wäre; ſo würde ſich vielleicht der Saame der öffentlichen Weisheit und Tugend im römiſchen Reich erhalten und fortgepflanzt haben. Die Vorrechte der Unterthanen hätten den Thron des Monarchen geſichert; die Mißbräuche einer willkührlichen Staatsverwaltung würden durch die Dazwiſchenkunft dieſer ſtändiſchen Verſammlungen zum Theil gehindert oder verbeſſert, und das Land durch die Waffen der eingebornen und freien Menſchen gegen einen fremden (barbariſchen) Feind geſchützt worden ſeyn. *) Eine ſolche Einrichtung wäre wohl zu Auguſtus Zeiten noch leichter als unter Trajan oder den Antoninen ausführbar geweſen, und hätte allerdings, mit Umſicht ausgeführt, den Verfall des Reichs aufhalten können. Doch darf nicht unbeachtet gelaſſen werden, daß, auch davon abgeſehen, daß die Ausführung von Seite der Ehrgeizigen in Rom, beſonders im Soldatenſtand, großen Widerſtand würde gefunden haben, die Form einer Volksvertretung unwirkſam geblieben wäre, wenn ſie nicht von rechtſchaffenem Bürgerſinn wäre beſeelt worden, was eine durchgreifende Verbeſſerung des ſittlichen Charakters erfordert hätte. Was wäre ohne dies aus einer volksvertretenden Verfaſſung unter den ſchlechten Kaiſern geworden, die nach den Antoninen

*) Gibbon Geſchichte des Verfalls des Röm. Reichs. VII. 182. d. deutſchen Ueberſ.

den Thron einnahmen? Mit dieſen trefflichen Fürſten ſcheint ſich die ſittliche Heilkraft des römiſchen Staats erſchöpft und ſein Schutzgeiſt auf immer von ihm abgewendet zu haben. Die Quellen der Verderbenheit, von der alle Stände und Verhältniſſe des Lebens durchdrungen waren, zu zerſtören, hätte der Geiſt eines Mark Aurel wenigſtens ein paar Jahrhunderte fortwalten müſſen. Doch ein Mark Aurel, nur durch einen ſchönen Verein von Geiſtesbildung und Tugend über Andere hervorragend, ſaß ein Einſamer auf dem Throne (wie vor dem Cato im Senat) einer von allen Laſtern verpeſteten Welt.*) Mit ſeinem Sinne wahrhaft befreundete Gehülfen mochte er wenige, oder keinen finden; ſolcher Weltklugen hingegen deſto mehr, die ſtets nur Palliativkuren in Vorſchlag bringen, und weit entfernt, die Axt an die Wurzel des Uebels zu legen, ungemeinen Scharfſinn zu zeigen meinen, wenn ſie alle Augenblicke Zweifel aufwerfen, ob es nicht beſſer ſei, dem gewaltig gewordenen Unrecht ſeinen Lauf zu laſſen, als mit vollem Ernſt zur Gerechtigkeit überzugehen. Dazu bedarf es unendlich mehr Seelenreinheit, Entſchloſſenheit und Willenskraft, als man in der Zone verderbter Höfe anzutreffen pflegt. Hier gilt als erſter Glaubensartikel: daß Weltklugheit mit der Strenge der Moral unvereinbar ſei. Stellt man den Schranzen die triftigſten Gründe entgegen; ſo berufen ſie ſich, mit vornehmer Dreiſtigkeit, auf die Erfahrung. An dieſer Berufung ſcheitern die meiſten Verbeſſerungen; ſelbſt dem Beiſpiel der reinſten Tugend bieten ſie Trotz, und wir wiſſen, daß auch die Antonine dem Spott der weltklugen Herren ihrer Zeit nicht entgingen.

Doch welcher Tugend, welcher edeln Anſtrengung könnte die Vorſehung einen Freibrief gegen ihre eigenen Rathſchlüſſe verleihen? Im Gange der Weltregierung iſt das Glück des Erfolgs von der Tugend des Kämpfers für Recht und Wahrheit immer genau zu ſcheiden. Wie oft wird dies überſehen!

Auſſerordentliche Talente ſind nicht ſelten der Menſchheit ſchrecklichſte

*) „Rom war damals nach der Beſchreibung eines geiſtreichen Zeitgenoſſen (Lucianus von Samoſata, ein Nigrinus) ein Getummel von prachtvoller Dienſtbarkeit, von Aufwartungen und Gaſtmahlern, von Sykophanten und Schmeichlern, Giftmiſchern, Erbſchleichern und falſchen Freunden.“ — „Nicht einmal ihrer Begierden verſtanden ſie zu genieſſen, ſondern verfehlten ſogar in dieſen die Natur, verwirreten deren Grenzen, und wenn ſie ihre Sinne durch alle Arten von Schwelgerei abgenutzt, wollten ſie ſich neben der Thüre mit Gewalt einen Eingang machen.“

Geiſſel geworden; doch hat ſich ſpäter aus ihrer Wirkſamkeit Segen entwickelt. Große heldenmüthige Geſinnungen dagegen haben das vorgeſetzte Ziel manchmal verfehlt; aber wir gedenken ihrer mit einer ehrenden Wehmuth; oft haben ſie fruchtbar gleiche Gefühle in Andern erregt und durch warnendes Beiſpiel Fehler und Mißgriffe zu vermeiden gelehrt.

Den Beſſern liegt daher in allen Verhältniſſen ob, nie ſich ſelbſt aufzugeben. Denn, obgleich der Erfolg immer in höherer Hand liegt, ſo dürfen ſie doch nur dann günſtigen hoffen, wenn ſie das Ihrige thun. Das iſt aber eben die ſchlimmſte Wirkung einer tiefgewurzelten Verderbniß, daß die beſten Köpfe, die glänzendſten Talente ohne Gemüth und ohne Charakter ſind. Alles Feſte, Starke, Heldenmüthige, aller Seelenadel geht unter. Niemand wagt mehr, entſchloſſenen Sinnes aufzutreten. Oder ſteht auch ein gediegener, tüchtiger Verfechter der edelſten Güter der Menſchheit noch auf, ſo darf er ſich kaum zeigen, ohne belächelt, ja verhöhnt und gelaſtert zu werden. Der Haufen ſieht in ihm einen Thoren, die Weltleute beſpötteln in ihm einen Schwärmer, die Machthaber wittern in ihm einen Aufwiegler. Daher nimmt die Charakterſchwäche in ſolchen Zeiten auch unter Staatsmännern furchtbar zu. Charakterſchwäche weit mehr, als Irrthümer ſind es, was den Umſturz der Staaten befördert. Der Irrthum läßt ſich nicht ſelten wieder berichtigen und gut machen; und der Irrthum des Einen gleicht oft den des Andern aus. Aber das Unheil, welches die aus Charakterſchwäche begangenen Sünden anrichten, iſt unheilbar; ſie verbreiten eine unmerkliche Anſteckung, die um ſo verderblicher wirkt, je angeſehener die Perſon iſt, von der ſie ausging.

So wahr als ſchön iſt, was unſer Dichter ſagt:

Der Menſch, der zur ſchwankenden Zeit auch ſchwankend geſinnt iſt,
Der vermehrt das Uebel, und breitet es weiter und weiter. *)

Gewöhnlich ſehen wir aber in Zeiten großer Verderbniß, die dem Untergang der Reiche vorangeht und ihn begleitet, auch Solche, die früher vielen Muth und Entſchloſſenheit an den Tag gelegt, Sklaven der Umſtände und Ereigniſſe werden, und im Kampfe der Parteiung hin und her ſchwankend, ſtets ihr Haupt vor dem Stärkern beugen. **)

*) Göthe's Hermann und Dorothea, gegen das Ende.

**) „Die mehreſten Staaten, ſchreibt der Biſchof Soltyk von Krakau an die polniſchen Senatoren, als ihr Vaterland am Rand des Abgrunds ſchwebte, ſind durch die zweideutigen Bürger untergegangen, die ſich in unglück-

Selbſt Markus Tullius Cicero blieb hier nicht vorwurfsfrei. Ihm, der einen ſo hohen Begriff vom Vaterland hatte, der ihm ſeine großen Talente, ſeine größten Anſtrengungen, ſein ganzes Leben weihte, der es ſo muthvoll gegen die liſtig gewebte Verſchwörung eines Catilina rettete, der gegen verbrecheriſche Prokonſuln, die ihre Macht zur Schande und zum Nachtheil der Republik mißbrauchten, mit ſo feuriger Beredſamkeit donnerte, der ſelbſt in ſeinem engern Kreiſe als zärtlicher Vater und treuer Freund ſich bewies, ihn ſehen wir bei vielen Fällen in ſeinem Benehmen gegen diejenigen, die durch ihre Anmaßungen das Daſeyn der Republik bedrohen, zaghaft, bald dieſem bald jenem den Hof machen, und den Genuß des Lebens mit den Gefahren eines entſchloſſenen Tugendmuthes abwägend, für erſtern ſich entſcheiden oder einen Mittelweg ſuchen, wo Gut und Bös ſich mit einander gemeinden laſſe.

Eine ſolche Unſicherheit des Charakters zeigte Cicero Anfangs ſchon in der Sache des Catilina. Ihm waren die ſtaatsgefährlichen Umtriebe dieſes Menſchen bereits bekannt. Aber in der Ungewißheit, ob Catilina, den Cäſar und Craſſus begünſtigten, nicht losgeſprochen und dann ein Hauptmitbewerber um das Conſulat werden würde, ſchrieb er ſeinem Vertrauten Atticus (I. 2.): »Jetzt gehe ich mit dem Gedanken um, Catilina's, meines Mitbewerbers, Vertheidigung zu übernehmen. Wir haben alle Richter, die wir haben wollten, und dies mit des Anklägers vollkommenſter Zufriedenheit. Wird Catilina losgeſprochen, ſo hoffe ich, daß er ſich bei der Bewerbung um das Conſulat deſto beſſer mit mir verſtehen werde.« — Bald müſſen ſich jedoch die Umſtände wieder verändert haben, und es iſt nicht bekannt, daß Cicero je zur Vertheidigung des Catilina wirklich geſprochen habe. — In einem andern Briefe an Atticus (I. 20. *) äuſſert er: »Obgleich Pompejus in der That keinen Zug von Größe und wahrem Adel, nichts, was nicht kleinlich und gemein wäre, in ſeinem Charakter habe, ſo ſei es doch ihm und noch mehr der Republik nützlich geweſen, daß er ſeine Partei genommen, indem er durch das große Vermögen und Anſehen

---

ſichen Zeiten den Verhältniſſen anſchmiegen, und den Begebenheiten nur die Hülfsquellen ihres beſchränkten Verſtandes und ihrer ungenügenden Vorausſicht entgegenſtellen, nicht aber die unbeugſame Sicherheit der Tugend und die unerſchütterliche Feſtigkeit der Pflicht.« *)

*) Rulhiere Hist. de l'Anarchie de Pologne II. 422

*) Vergl. Wielands Ueberſ. der ſämmt'. Briefe des Cicero I. 257.

dieſes Mannes und die Gunſt, worin er beim Volke ſteht, der öffentlichen Meinung von ſich einen neuen Schwung zu geben und ihn zu einem Lobredner gemacht und ſo die Hoffnungen der Böſen vereitelt habe.« Wie viel er ſich auf ſolche Klugheit zu gut that, gibt er zu verſtehen, indem er im nämlichen Jahre ſich gegen Atticus (II. 1.) über Cato äuſſert: »Daß dieſer zuweilen mit den reinſten Geſinnungen und den edelſten Abſichten dem Gemeinweſen ſchade, indem er ſo votire, als ob er mitten in Platons Republik und nicht in den Hefen des Romulus lebte.« Und wofür hatte denn Cato geſtimmt: dafür, daß diejenigen vor Gericht gezogen würden, die, um das Recht in einer Sache zu ſprechen, Geld genommen hatten, oder dafür, daß der Unverſchämtheit der aſiatiſchen Zollpächter nicht nachgegeben werde. — In einem ſpätern Briefe an Atticus (II. 18.) geſteht er jedoch ſelbſt, wohin jene achſelträgeriſche Klugheit führe: »Wir ſind von allen Seiten gefangen, und weigern uns nicht mehr, Sklaven zu ſeyn, weil wir uns vor dem Tod und der Verbannung aus Rom, als den größern Uebeln fürchten, ob ſie ſchon die kleinern ſind. Dies iſt dermalen unſer von allen beſeufzter und von Niemand nur mit einem Wort erleichterter Zuſtand.« Cicero ſelbſt geſteht (ad Attic. II. 19.): »Ohne gegen die ſchlechte Sache des Pompejus öffentlich zu Felde zu ziehen, noch ſie zu billigen, weil er ſonſt Alles, was er ſelbſt gethan, mißbilligen müßte, drücke er ſich ſo mitten durch.« Früher hatte er gehofft (ad Attic. II. 21.), die Republick wälze ſich ſo ſanft unter und über ſich, daß man kaum das mindeſte Knarren hören könne. »So wäre es auch gegangen, meint er ſpäter; aber die Leute hätten den Vorübergang des Gewitters nicht abwarten mögen, ſondern es hätten auf einmal alle Leute zu murren und zu ziſchen, zu ſtöhnen und zu ſchreien angefangen, wodurch die Böſen zur Wuth erhitzt wurden.« — Und als er ſelbſt durch Ränke beim Volk in Ungnade gefallen war, wie benahm er ſich? — Kleinmüthig verlegte er ſich aufs Flehen um Gnade (ad Attic. III. 15), und wünſchte, ſein Freund möchte ſich verwenden, daß er doch wenigſt noch Etwas ſei, da er der Mann, der er war, nie wieder werden könne. Nachdem er aber doch wieder zum Glanz im Forum und zum vorigen Anſehen im Senat gelangt war (ibid. IV. 1. V. 696), macht er es zu ſeiner Politik: »Da mich diejenigen, die Nichts können, nicht lieben wollen, ſo will ich mich denen beliebt zu machen ſuchen, die Alles können; es iſt endlich Zeit, daß ich mein eigener Freund ſei.« — »An Behauptung des Charakters eines tapfern und ſtandhaften

Senators, ſagt er anderswo (ad Divers. I. 8.), worein verdem die conſulariſche Würde geſetzt wurde, iſt gar nicht mehr zu denken. Sie iſt dahin.« Mit ſolcher Geſinnung ließ er ſich denn auch herab, ein Hofſchranze Cäſars zu werden, erfuhr aber die Demüthigung, in ſeinem Vorgemach zu harren. Dem großen Mann, ſchrieb er an Trebatius (ad Divers. V. 10.), ſich zu nahen, darf unſer einer, nicht eben weil er uns verachtet, ſondern blos »ſeiner großen Geſchäfte wegen«, ſich nicht einfallen laſſen (ad Attic. XIV. 10). Was Wunder, daß er um dieſe Zeit an ſeinen Bruder Quintus (II. 15.) ſchrieb: auch ſeine Maxime ſei es jetzt und in Zukunft, in Sachen der Republik ſowohl als in Privatfeindſchaften weicher zu ſeyn, als ein Ohrläppchen, und (II. 16.), an keiner Kur, die man mit der Republik vornehmen will, ohne einen ſtarken Rückenhalt Antheil zu nehmen. — »Es bleibe, ſchreibt er ein andermal (ad Attic. VII. 3. u. 14.) nichts übrig, als zu ſcherzen, wenn uns Cäſar die Erlaubniß dazu gäbe, und er halte es für nützlicher, ihm Alles zuzugeſtehen, als ſich mit ihm zu ſchlagen.« Sogar ein ungerechter Friede ſei nützlicher, als der gerechteſte Krieg (wobei man freilich Gefahr lief, um ſeine ſchönen Landſitze zu kommen), worin Cicero ſelbſt zu der Sinnesart der großen Mehrheit herabſank, die, wie er anderswo ſagt, auf der Welt nichts mehr kümmerte, als ihre Aecker, ihre Landgütchen, ihr bischen Baarſchaft (ad Attic. VIII. 13). Iſt ſich daher zu wundern, daß er, als zwiſchen den Machträubern um die Republik mit den Waffen gewürfelt wurde, meinte, aus dieſem Labyrinth könne Vernunft und Klugheit keinen Ausgang finden (ad Attic. X. 2.) und er auch zu keinem Entſchluſſe gelangte. Zu ſpät bereut er ſeine Unentſchiedenheit (ad Div. IV. 2). Man muß nun, ſchreibt er, entweder gut heißen, was geſchieht, oder daran Theil nehmen, wiewohl man es nicht gut heißt. Das eine däucht mir ſchlecht, das andere ſogar gefährlich. Es bleibt alſo, denke ich, nichts übrig, als auszuwandern.«

Er that es, aber bald reute es ihn wieder (ad Attic. XI. 5). Dann ſchwankte er zwiſchen Selbſterhaltung oder einem ſchönen (rühmlichen) Tod (ad Attic. XI. 7). Er verblendete ſich ſelbſt, ſo gut es anging (ad Di. IVv. 8). Nach Cäſars Ermordung wachte zwar in ihm die Hoffnung für Herſtellung der Republik wieder auf; aber als er bemerkte, daß die Meiſten ſo feig waren, ſich vor den überwundenen Cäſarianern zu fürchten und man zwar des Selbſtherrſchers los, aber deswegen nicht frei war, fand er nur in der Auswanderung Heil (ad

Attic XIV. 6, 11; ad Div. XI. 1). Er ſchwankte aber doch noch zwiſchen dem Antonius und Octavius und Konſorten, denen er von Zeit zu Zeit wenigſtens ſchriftlich den Hof machte (Beil. ad Attic. XIV. 13, XV. 1), und dem Brutus, von dem allein er Rettung hoffte (ad Attic. XIV. 20). hin und her.

Noch mancher Zug, der eine gewiſſe Charakterſchwäche des großen Tullius andeutet,*) könnte angeführt werden. Doch iſt es an den angeführten ſchon übergenug. Iſt es aber damit erwieſen, daß er ein ſchlechter Bürger war? Keineswegs! Wenn wir ſeine Eigenſchaften und Handlungen zuſammennehmen, überwiegt das Preiswürdige das Verächtliche, und zeigt ihn uns als einen Mann, der ſich durch vielerlei Privat- und öffentliche Tugenden auszeichnete. Er war ein guter, nur zu gelinder Hausvater, ein treuer Freund, und ſeinem Vaterland war er aufrichtig zugethan, für deſſen Heil er noch mehr zu leiſten geneigt war, und nur mit tiefem Schmerz ſah er ſeine Freiheit untergehen. Jene Züge beweiſen nur, daß auch er von der ſelbſtſüchtigen Schwachſinnigkeit ſeiner Zeit nicht unangeſteckt blieb, und deswegen der Mann nicht war, ſie aus dem tiefen Schlamme herauszuziehen, ſondern vielmehr auch Einiges beitrug, um das allgemeine Schwanken zu befördern, und den Böſen und Herrſchſüchtigen, die es ſchlau für ſich zu benutzen verſtanden, gegen ſeinen Willen in die Hände zu arbeiten.

Doch die allerletzte Lebensperiode, die ſeinem tragiſchen Ende vorgeht, deckt alle dieſe Schwachheiten zu, und macht es zweifelhaft, ob ſie größtentheils einem klugen Zaudern, um ſich einen günſtigern Zeitpunkt aufzubewahren, zugeſchrieben werden ſollen. Als es nämlich ihm und Gleichgeſinnten, durch verabredetes kräftiges Zuſammenwirken, gelungen war, von Rom, wo er ſich noch kurz zuvor ſchämte, als Augen- und Ohrenzeuge der ſchändlichſten Gewaltthätigkeiten gegen den Staat anweſend zu ſeyn (ad Div. VII. 30, X. 1), den abſcheulichen Antonius

*) S. B. die eitle Ruhmbegierde, die ihn verleitete, Allem aufzubieten, daß man ihm den Triumph bewilligen möchte, obgleich er ſich ſelbſt ſagen mußte, daß dieſe Feldherrnehre ihm nicht gebühre, und bei Lucius Lucceius, der an einer Geſchichte ſeiner Zeit arbeitete, um Lob zu betteln. Er bittet ihn (ad Divers. V. 12) inſtändig: „ſich in Anſehung deſſen, was er gethan, weder auf eigene Ueberzeugung, noch auf die Pflichten des Geſchichtſchreibers einzuſchränken, ſondern ſeiner Liebe zu ihm mehr nachzuſehen, als die Wahrheit erlauben dürfte."

zu verdrängen, bot Cicero Allem auf, nicht nur durch ſeine feurigen Reden im Senat und Forum, als durch ſonſtige Verwendung und durch beredte Briefe an Alle, die Einfluß haben konnten, um den geſunkenen Muth und den Haß der Knechtſchaft zu entflammen, und die Republik von ihren Verräthern und Unterdrückern zu befreien. «Siegen, ſprach er, müßt ihr, Quiriten! was euerm Patriotismus und eurer Eintracht nicht unmöglich iſt, oder Alles eher, als das Sklavenjoch ertragen. Andere Völker mögen Knechtſchaft dulden; Roms angeſtammte Tugend iſt — Freiheit.« (VI. Philippiſche Rede). Während der ganzen Zeit dieſes letzten Rettungskampfes blieb er ſeinem Charakter unverbrüchlich treu; er erhielt die Republik ſo lang' er konnte bei Athem, und er würde ſie zum zweitenmale gerettet haben, wenn nicht die unerwartete Vereinigung der drei ſich haſſenden Nebenbuhler um die Herrſchaft (Antonius, Lepidus und Octavius) alle Anſtrengungen der der Republik ergebenen Bürger, an deren Spitze, nebſt den beiden Brutus und Caſſius, Cicero ſich befand, vereitelt hätte. Durch grenzenloſe Beſtechungen gewannen jene Drei die feilen Heere und durch ſie eine Gewalt ohne Schranken, die zu ihrer Befeſtigung mit der Ermordung aller Freigeſinnten begann. Mit ihnen, mit Cicero ſtarb die Republik.

Seit Sylla und Marius war die Summe der ganzen Politik der Ehrgeizigen in der Maxime enthalten: «Mit Geld hat man Soldaten und mit Soldaten Geld.« Mit dieſer Maxime gerüſtet, kannten ſie keine Mittelſtufe mehr zwiſchen dem Gipfel und dem Abgrund, und wer ſie beharrlich auszuführen wußte, dem gelang es, Alles einzuſchüchtern. Das iſt der Fluch des unglücklichen Landes, wo verwegene Herrſchſucht Freiheit und Geſetz niedergetreten haben, daß ſich die Beſten und Edelſten in fruchtloſem Gram verzehren; daß die fürs Vaterland am reinſten glühen, gebrandmarkt werden, und die noch jüngſt des Landes Retter hießen, ſich flüchten müſſen an des Fremden Herd. Ein großer verdienter Ruf bringt dann mehr in Gefahr, als ein ſchlimmer.*) Jede Art von Niederträchtigkeit hingegen ſchreitet mit frecher Stirn einher, des Schutzes verſichert. In der Menge aber wird Alles Widerſpruch. Sie verlangt Glückſeligkeit. Aber um die Tugend, die allein glücklich macht, kümmert ſich Niemand. Sie begehrt Gleichheit, läßt aber auſſer Acht, daß die Tugend das einzige Gut iſt, das

*) Tacitus Vita agricolae.

Jeder ſich verſchaffen kann, und verſchmäht die Genügſamkeit, die den gemachten, erkünſtelten Bedürfniſſen entſagt, aus denen die Ungleichheit hervorgeht. Sie fordert Freiheit, hat aber allen Sinn für die Gerechtigkeit eingebüßt, und ſchämt ſich nicht, die Krone der Tugend, die allein frei macht, in den Koth zu werfen, und ſich in den Ketten niedriger Leidenſchaft zu gefallen. Gehorchen findet man hart; aber herrſchen möchte Jeder, und wo Jeder herrſchen will, wird Jedermann Sklave. Willkühr zu ertragen hält ſich zwar Jeder für zu gut; aber beinahe Niemand glaubt ſich entehrt, ſie zu üben. Und dann wundert man ſich noch, daß überall Tyrannei ihr Haupt erhebt!

Die Fortſchritte der Tyrannei ſind in ſolchen Zeiten eben ſo furchtbar ſchnell, als die des Knechtſinns. Wenn Niemand mehr eine eigene Ueberzeugung und einen eigenen Willen haben darf, hört alles Berathen auf; man betet an oder rettet; Viele thun Beides zugleich; jenes äuſſerlich, dieſes im Innern. Wer wird in einem Volke, deſſen Seele ſo in Staub getreten iſt, den Muth haben, „die ewigen Rechte von dorther herabzuholen, wo ſie unvergänglich und unbeweglich hängen, wie die Geſtirne?“ *) — Tyrannenherrſchaft macht die Menſchen ſtumpf und ſchlecht. Unter ihr würden die Menſchen mit den Sinnen zugleich das Gedächtniß verlieren, wenn es eben ſo in unſerer Gewalt wäre, zu vergeſſen, als zu ſchweigen. **) Der Alleinmächtige bildet ſich ein: er ſei auch im Alleinbeſitz der Weisheit, und freilich, wo die Weisheit und Macht in Einer Hand ſind, iſt des Herrn Wille allezeit die Weisheit ſelbſt ***). Den Obertyrannen fehlt es aber nie an einem Schwarme von Untertyrannen. Auſſerdem, daß die Schlechten am Tyranniſiren ihre Luſt finden, ſo ſtreben auch Viele, ſich zum Gehilfen der Tyrannei zu erſchwingen, um ihr für ihre Perſon zu entſchlüpfen. Man wird Angeber, um nicht ſelbſt angegeben zu werden, Henker, um nicht Opfer zu werden.

Das gröſte Unglück war es für die Angehörigen des Römerreichs, daß ſein Verfall wegen der allgemeinen Erſchlaffung und Freiheit eine Reihe von Jahrhunderten andauerte, und damit endigte, daß Italien ein Tummelplatz roher Völkerſchaften wurde, das Morgenland aber in eine Knechtſchaft verſank, die ſo einſchläfernd war, daß die Eingebornen

*) Schillers W. Tell.

**) Tacitus a. A. O.

***) Justus Mösers patriotiſche Phantaſien. I. 279.

ſogar die Idee einer freien Verfaſſung verloren, obgleich ſie zu dem Schattenbild, welches ihren Thron einnahm, nur mit Verachtung blicken konnten, während man den auswärtigen Feinden des Reichs zuletzt nichts Wirkſames als einen ſchimpflichen Tribut entgegenzuſtellen vermochte. W.

# Ueber die Oeffentlichkeit.

Von K. G. Jochmann.

## Oeffentliche Meinung. Oeffentliches Leben.

Das Schickſal der Meinungen gleicht in unſern Zeiten dem der Ketzer in Rom. Liegt ein Papſt im Sterben, ſo öffnet man die Gefängniſſe, und läßt alle Miſſethäter ziehen. Aber nur die größern, die das Verbrechen begingen, anders zu denken als ihre Wächter, behält man im Auge, und kaum über die Schwellen ihrer Kerker hinaus, werden ſie wieder aufgefangen und eingeſperrt.

So entfeſſeln die Mächtigen der Erde in irgend einer großen Todesnoth, mit allen Leidenſchaften auch alle Wahrheiten. Sie werden ausgeſandt um Rettung, und ſollen Kräfte wecken, die kein Machtgebot zu ſchaffen, und keines zu lenken vermag. Iſt aber die Noth vorüber, ſo werden ihnen alle Sbirren der verjüngten Herrſchaft nachgeſandt. Die losgelaſſenen Leidenſchaften ſind freilich ſicher in ihren Schlupfwinkeln, in der Stille des verbiſſenen Grimmes, in der Tiefe des erbitterten Herzens; aber die Meinungen, um nicht endlich mit verbrecheriſchen Leidenſchaften in Bund zu treten, müſſen ſich zeigen dürfen, und ſollen es doch nicht; und man fängt ſie wieder ein, nachdem ſie ihr Tagwerk gethan haben, und will ſie unter Schloß und Riegel unſchädlich machen, wenn man ihrer nicht mehr bedarf.

Ein ähnliches Verfahren iſt indeſſen zu begreifen und ſelbſt zu entſchuldigen, ſo lange das Leben der Geſellſchaft überhaupt, als ein verborgenes, beſteht. So lange Geſetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege unter dem Schleier des Geheimniſſes gedeihen ſollen, mag es billig bezweifelt werden, ob eine laute Meinung über dieſe Gegenſtände wünſchenswerth, oder nur zu geſtatten ſei. Eine öffentliche Meinung iſt unzertrennlich von einem öffentlichen Leben. Sie ſetzt es voraus, oder hat es früher oder ſpäter nothwendig zur Folge; und ſo führt dann die Frage, ob es — nicht etwa Meinungen über gewiſſe Dinge, ſie pflegen ſich ohne Frage und Erlaubniß von

ſelbſt zu machen, — ſondern ob es eine öffentliche Meinung geben, ob die Mittheilung des Gedankens nicht als Thatſache, ſondern als Recht beſtehen ſoll? unmittelbar zu einer umfaſſendern über das Daſeyn der Oeffentlichkeit überhaupt. Es liegt am Tage, daß Oeffentlichkeit der Meinungen unmöglich von der ihrer Gegenſtände zu trennen ſei, und folglich ihre Gültigkeit in jedem Lande, aus deſſen Einrichtungen ſie bisher verbannt war, nicht etwa nur die Veredlung, ſondern endlich auch die Umgeſtaltung dieſer letztern, und in ſo fern ganz eigentliche Staatsveränderungen herbeiführen würde. Und ſolche Rückſichten erklären es, wie die Meinungs-Oeffentlichkeit, und namentlich ihr unentbehrliches Werkzeug, die freie Preſſe, auſſer eigennützigen, auch wohlgeſinntere Gegner haben kann; Gegner, die bei der Sache ihren Preis vielmehr, als ihren Werth ins Auge faſſen, und ohne dieſen zu verkennen, jenen zu hoch finden.

Durch ähnliche Beſorgniſſe wird aber die Frage, auf deren Beantwortung es ankommt, nur anders und allgemeiner geſtellt. Iſt ein öffentliches Leben das unvermeidliche Ergebniß einer öffentlichen Meinung, ſo iſt es klar, daß ein Verſuch, die Wohlthaten oder Gefahren dieſer letztern darzuſtellen, ſoll er vollſtändig und es redlich mit ihm gemeint ſeyn, nothwendig das Weſen der Oeffentlichkeit überhaupt umfaſſen muß; und nur in ſo fern und ſo lange die Preſſe das einzige allgemeine Werkzeug der von jeder andern Oeffentlichkeit unzertrennlichen öffentlichen Meinung abgibt, ſind Preßfreiheit und Oeffentlichkeit in ihrem Wirken und Weſen für uns einander gleich.

Den bloßen Begriff der letztern verdanken wir den Erfindern der Preſſe. Das Alterthum beſaß oder entbehrte ſie, ohne ſich ihrer bewußt zu ſeyn, ohne ſie in dem einen Falle zu würdigen, oder in dem andern zu vermiſſen. Sie brauchte weder erlaubt noch verboten zu werden. Sie verſtand ſich entweder von ſelbſt, wenn alle Theilnehmer der Geſellſchaft auch unmittelbar an den Verhandlungen derſelben Theil nahmen, oder ſie war unter jeder andern Vorausſetzung unmöglich. Erſt ein Zeitalter, dem umgekehrt in ſeinen größern Völkervereinen die Möglichkeit einer unmittelbaren Theilnahme jedes Einzelnen an den Verhandlungen der ganzen Geſellſchaft genommen, und hingegen die einer entferntern Theilnahme an denſelben durch ein umfaſſenderes Mittel des Gedankenaustauſches gegeben war, konnte ſich unſerer ſelbſtſtändigern Oeffentlichkeit, und in ihr eines öffentlichen Lebens, das nicht länger auch das jedes Einzelnen zu ſeyn brauchte, bewußt werden.

Der Grundſatz der Oeffentlichkeit vertritt in unſern Tagen die Stelle jenes ältern der Gemeinſchaftlichkeit. Ein öffentliches und ein gemeinſchaftliches Leben der bürgerlichen Geſellſchaft ſind in ihren Wirkungen einerlei. Beide ſtehen dem getrennten Intereſſe gegenüber, das nur als ein verborgenes gedeiht; und beide führen demnach, wo immer ein ſolches dem Zwecke der Geſellſchaft untergeſchoben wurde, zu Veränderungen, die ſich nur dadurch unterſcheiden, daß die Umwandlung in dem einen Falle mehr die bisherige Richtung, in dem andern unmittelbarer auch die Form der Staatsgewalten betrifft.

So wenig dieſe Folge der Oeffentlichkeit ſich leugnen läßt, ſo wenig entſcheidet ſie über deren Werth. Staatsveränderungen ſind an ſich und abgeſehen von ihrem Zwecke nur in ſo fern zu verwerfen, als nicht freie und gemeinnützige Ueberzeugungen, ſondern ſelbſtſüchtige Begierden, und blinde Kräfte, ſei es Einzelner oder der Menge, ſie herbeiführen. Und bahnte die Oeffentlichkeit nur ſolchen Veränderungen den Weg, entfeſſelte ſie, ſtatt unſerer Meinungen, unſere Leidenſchaften, ſo müßte ſie freilich, welcher ſpätere Segen ihr auch nachzurühmen wäre, ſchon darum aus jeder Geſellſchaft, in der nicht einer die Mittel durch den Zweck heiligenden Jeſuitenmoral gehuldigt würde, verbannt werden.

Wir ſehen indeſſen doch auch die Macht (einer ſie bedrohenden Uebermacht gegenüber) ſich an die Meinung wenden, und wie immer nur der Schwächere ſich auf das Recht beruft, und um es wirkſam zu thun, es immer öffentlich thun muß; während auf der andern Seite Willkühr des Einzelnen und Aufruhr der Menge, die Staatsſtreiche der Herrſcher wie die der Beherrſchten, im Dunkel des Geheimniſſes vorbereitet werden, um ſich erſt vollendet, nicht als öffentliche Meinung, ſondern als öffentliches Unglück zu enthüllen. Beide ſind öffentlich, die Kämpfe der Meinung und die Siege der Leidenſchaft, und wir verwechſeln ſie, und glauben, wo dieſe gefeiert werden, jene zu erblicken. Aber es iſt möglich, daß beide ſich nicht einmal mit einander vertragen, daß nur wo die Wünſche und Anſprüche Aller ein Geheimniß bleiben müſſen, der Eigenwille eines Einzelnen oder einer Partei ſich des Rechtes derſelben anmaßen darf, und jede Veränderung in eine Umwälzung ausarten muß; es iſt möglich, daß eben um die Leidenſchaften zu feſſeln oder zu entwaffnen, jene Gefangenen, die wir nur in den Tagen der Gefahr aus ihren Kerkern zu entlaſſen pflegen, auch in denen der Sicherheit frei ſeyn müſſen und ſtark;

und was wir als ein Uebel der Oeffentlichkeit anſehen, der Kampf der Meinungen, wäre dann eine ihrer Wohlthaten mehr.

## 2. Vereinigung der Staatsgewalten.

Das Beſte, was in den wenigſten Worten zum Lobe der Oeffentlichkeit geſagt werden kann, iſt in einigen Zeilen der britiſchen Encyclopädie enthalten. Unter allen geſellſchaftlichen Intereſſen, heißt es daſelbſt, iſt ſie das wichtigſte; nicht nur als eine gute Bürgſchaft jedes Rechtes überhaupt, ſondern auch als das, was jeder andern erſt Leben und Stärke verleiht. Jedes andere Sicherungsmittel iſt hinfällig und und werthlos ohne das der Preſſe, oder in Vergleichung mit ihm *).

Ein Engländer, um ſeinen Mitbürgern dieſen Gedanken verſtändlich zu machen, bedarf ſeiner weitern Ausführung nicht. Sie ſind frei, wie man geſund iſt. Sie genießen ihr bürgerliches Daſeyn in dem Elemente der Oeffentlichkeit, wie ihr körperliches in dem der Luft, und brauchen keine Beweiſe, um ſich der unentbehrlichen Wohlthaten des einen wie des andern bewußt zu ſeyn. Anders verhält ſich's im Lande deutſcher Zunge mit uns. Auf der ausgedehnten Stufenleiter des europäiſchen Völkerlebens, die ſich von dem Wohlſeyn, das der Beherrſcher eines freien Volkes genießen und verbreiten kann, bis zu den Gräueln einer großherrlichen Janitſcharendemokratie, und noch tiefer bis zu den einer prieſterlichen Pöbelgewalt hinab erſtreckt, ſtehen wir etwa in der Mitte. Gleich weit entfernt von dem vollendeten Segen einer nichts, als ſchützenden Macht, und von dem entſchiedenen Verderben einer nichts, als herrſchenden, haben wir von jenem das Meiſte noch zu wünſchen, von dieſem das Wenigſte auch nur zu fürchten. Wir ſind mit den Wohlthaten einer geſetzlichen Freiheit nicht vertraut genug, um ſie zu kennen, und nicht unbekannt genug, um ſie zu verachten, und für uns iſt es allerdings eine Frage, in wie fern Oeffentlichkeit eine weſentliche Bedingung derſelben ausmacht. Ein europäiſches Buch mag bald auch darum jedes beſſere heißen, das über politiſche Gegenſtände in unſerm Welttheil geſchrieben wurde, weil es in Amerika nicht geleſen zu werden braucht, und ein deutſches, wäre es auch kein ſchlechtes, iſt nachgerade ſchon in England ein überflüſſiges.

*) *Encyclopaedia britannica* Art. Jurisprudenz, von James Mill.

Die wichtigſte Aufgabe der Geſetzgeber war von jeher auch ihre gefährlichſte Klippe. Um eine den Zwecken der Geſellſchaft entſprechende Staatsverfaſſung darzuſtellen, iſt es nicht genug, die verſchiedenen Staatsgewalten zu finden und anzuordnen; eine zweite und ſchwierigere Aufgabe iſt die, jene Gewalten an ihre Beſtimmungen zu feſſeln, und ihnen die Abwege, auf die ſie von einer ſich den Zweck der Geſellſchaft unterordnenden Selbſtſucht gelockt werden, zu verſperren. Die Gewalten finden ſich ſchon, aber damit iſt noch nichts geſchehen, ſo lange nicht auch ihre Schranken gefunden ſind; ſo lange nicht eine Scheidewand zwiſchen der Macht und ihren Mißbräuchen, als Schutzwehr gegen dieſe, der Geſellſchaft alle beabſichtigten Wohlthaten der erſtern verbürgt.

Auf zweierlei Wegen hoffte man bisher zu dieſem Ziele zu gelangen. Beide, obgleich ſie zuletzt nach ganz verſchiedenen Richtungen auseinanderlaufen, haben das mit einander gemein, daß auf beiden die Regel und Schranke der Gewalt in der Gewalt ſelbſt geſucht werden muß.

Auf dem erſten und ſcheinbar nähern Wege ſcheint man ſich dem Ziele nur zu nähern, um es endlich ganz aus dem Auge zu verlieren. Man ſetzt jeder niedern Gewalt in einer höhern die nöthige Schildwache, und ſteigt aufwärts, bis man — oben iſt, und nicht weiter kann. Es iſt mit einer ähnlichen Kette beaufſichtigender Gewalten den Staatskünſtlern ungefähr, aber auch nur ungefähr ſo gegangen, wie den Metaphyſikern mit ihrer Stufenleiter von wirkenden Kräften. Wie dieſe, von Urſache zu Urſache hinaufſteigend, endlich zu einer höchſten Endurſache, der Gottheit, gelangen, ſo erblicken Jene auf dem Gipfel ihres Staatsgebäudes und am Ende der langen Reihe von Aufſehern, in dem Alleinherrſcher ihren politiſchen Gott; und ſie haben ſich ihres Werkes gefreut, und wie in dem Menſchen das Ebenbild ſeines Schöpfers, im Staate, in der Schöpfung des Menſchen, das der Weltordnung zu finden gemeint.

Die Aehnlichkeit indeſſen zwiſchen der Weltordnung und einem ſolchen Ebenbilde derſelben, iſt leider nicht größer, als die zwiſchen der Gottheit und uns. Nur des Metaphyſikers Kette von Urſachen entſprach dem Bedürfniſſe und löſte die Aufgabe deſſelben. Nur er gelangt wohin er gelangen will. Ihm darf ſeine höchſte Endurſache genügen, und er darf bei ihr ſtehen bleiben, eben weil ſie die höchſte iſt, und eine Vollkommenheit begreift, vor der unmöglich nach einer noch höhern

gefragt werden kann. Aber des Politikers Reihe einander beaufsichtigender Gewalten besteht immer nur aus gleichartigen, immer nur aus menschlichen Kräften, deren keine, ihrer Natur nach, edler ist oder höher steht, als die nächstvorhergehende. Die Veranlassung zum Aufsuchen einer neuen beaufsichtigenden Gewalt ist bei der letzten, die man aufstellte, so dringend, als bei jeder vorhergehenden; und es ist schlechterdings nicht abzusehen, warum nicht noch weiter gegangen, oder warum auch nur so weit gegangen wird, wenn man bei dem hundertsten oder tausendsten Gliede der Kette nicht weiter ist, als bei dem ersten.

Die politische Allmacht mögen wir austheilen, aber die politische Heiligkeit nicht, aber nicht eine Vollkommenheit, die jede Frage nach einer höhern überflüssig macht; und eben darum können wir es nicht, weil auch jene Allmacht nur in ihrer Einbildung und in ihren Ansprüchen unbegränzt erscheint; weil wir in jedem Allmächtigen unserer eignen Art, statt seine Kräfte zu erhöhen, immer nur seinen Willen zu entfesseln im Stande sind. »Güte, bemerkt Rousseau*), ist nothwendig die Begleiterin jeder schrankenlosen Macht, und einer Selbstliebe, die von jedem sich fühlenden Wesen unzertrennlich ist. Wer Alles vermag, erweitert sein Daseyn in dem seiner Schöpfungen. Schaffen und Erhalten ist die ewige Lebensthätigkeit einer solchen Macht. Indem sie vernichtet, hört sie auf zu wirken. Gott ist kein Gott der Todten, er ist ein lebendiger Gott, und würde sich selber schaden müssen, um zu zerstören. Wer Alles kann, muß nur das Gute beabsichtigen.«

Gott also allein ist allgütig, weil er allein allmächtig ist. In keinem Sterblichen aber sind wir Gesinnungen vorauszusetzen berechtigt, bei welchen jede Bürgschaft seiner Unschädlichkeit entbehrlich seyn würde, denn keinem vermögen wir die nothwendige Bedingung derselben, eine wirkliche Allmacht zu verleihen; und eben deswegen dürfen wir jene politische, zu der wir denn doch am Ende auf der Stufenleiter einander beaufsichtigender Staatsgewalten gelangen, eben so gut in die Hand gleich des ersten Machthabers niederlegen, als in die des letzten.

Auch geschieht in der That etwas Aehnliches überall, wo die politische Allmacht einer einzigen Hand anvertraut wurde; zwar nicht in dem Sinne des Gesetzgebers, aber vermöge der Natur der Dinge,

*) In der *Profession de foi du Vicaire savoyard.*

unter allen gesetzgebenden Gewalten der stärksten. Was Mallebranche und seine Schüler in der Schöpfung zu entdecken glaubten, in der sie, bei der einleuchtenden Unzulänglichkeit aller Mittelkräfte, lieber gleich und in jedem vorkommenden Falle zu der höchsten Endursache ihre Zuflucht nahmen, und in jeder Bewegung die Gottheit unmittelbar eingreifen sahen, das findet sich verwirklicht in unsern politischen Ebenbildern des Weltgebäudes. Die unumschränkte Gewalt, die nur dem Herrscher gehören sollte, wird am Ende auch jedem niedrigern Machthaber in seinem Wirkungskreise zu Theil. Jede Schildwache ist ein Stellvertreter des Fürsten; jeder Thorschreiber dünkt sich dicht am Throne zu stehen; jeder Diener, gleich jenen hochmüthigen Knechten der Imperatoren, befiehlt mit Winken, wenn er auf den Wink gehorcht *), und übt, welchen Rang er auf der großen Stufenleiter von Eitelkeit und Erniedrigung einnehmen mag, in seinem Bereiche die nämliche Willkühr, der er selbst seinem nächsten Obern gegenüber sich unterwerfen muß; jede ähnliche Verfassung ist mehr oder weniger, wie nach dem wunderlichen aber treffenden Ausdrucke eines französischen Schriftstellers die chinesische, eine Kaskade von Prügeln, und bessere Staatslehrer haben gerade in dieser unvermeidlichen Uebertragung der ganzen schrankenlosen Willkühr des Alleinherrschers auf jeden untergeordneten Machthaber dasjenige Grundübel des Despotismus erkannt, das jeder innern und aus ihm selbst hervorgehenden Veredlung desselben am unüberwindlichsten im Wege steht.

Das regelmäßige Aufthürmen einer Gewaltenpyramide, in der durch ihre bloße Form allen Mißbräuchen der einzelnen Gewalten vorgebeugt werden soll, verfehlt somit nicht allein, sondern bekämpft auch seinen eigenen Zweck. Dieselben Mittel, durch welche der Willkühr begegnet werden sollte, vervielfältigen sie; und das Unglück ist um so unvermeidlicher, da es nicht aus schlechten Absichten und nicht allein aus falschen Ansichten der Baumeister, sondern aus der wesentlichen Beschaffenheit ihrer Steffe sich ergibt. In der Natur herrscht nur Einer, aber dieser Eine ist wirklich der Höchste, und seine Macht ist Allmacht. In der Natur ist Gott; in unsern Staaten treffen wir immer nur auf Menschen, und wieder Menschen.

---

*) Nominatis libertis ejus quos conscios habuerat, respondit (Pallas); nihil unquam se domi, nisi nutu aut manu significasse, vel si plura demonstrando essent, scripto usum, ne vocem conscinderet.

*Tacitus.* Annal. XIII. 23.

### 3. Trennung der Gewalten.

Der zweite Weg, auf dem die gesetzgebende Weisheit ihr Ziel, eine Schutzwehr des Rechtes auch gegen die Macht seiner Diener, erreichen will, scheint auf den ersten Anblick um so mehr zu versprechen, je vorsichtiger auf demselben die falsche Richtung des ersten, zwar nähern, aber um so unmittelbarer zu einem verderblichen Irrthum führenden Weges vermieden wird. Nicht in dem übermächtigen Drucke der höchsten Regierungsgewalt, sondern in dem Gleichgewichte ihrer Bestandtheile, nicht in der Vereinigung, sondern in der Trennung dieser letztern, hat eine zweite Klasse von Staatsmännern die Lösung der großen Aufgabe gesucht. Sie geben zwar anfangs zu Werke, wie die Anhänger der ältern Schule, und sorgen durch ein Unterordnen der niedrigern Gewalten unter immer höhere für die nöthige Beaufsichtigung aller; sind sie aber zu dem Gipfel ihres politischen Gebäudes gelangt, so lassen sie es nicht, wie jene, in eine Spitze auslaufen, sondern stumpfen diese ab. Die höchste Gewalt soll ihnen zufolge nicht zusammengehalten, sondern in ihre verschiedenen Bestandtheile, in eine richterliche, verwaltende und gesetzgebende Macht aufgelöst, jede von dieser wiederum wo möglich unter Mehrere vertheilt, und so die gesammte politische Allmacht oder höchste Gewalt, vermittelst einer wohlthätigen Eifersucht unter ihren, sich einander das Gleichgewicht haltenden und gegenseitig bewachenden Inhabern, auf ihre nützlichere Thätigkeit, und nur auf diese beschränkt werden. *)

Gegen die Willkühr einzelner Gewalthaber wird auf diese Weise — vorausgesetzt, daß eine so genaue Vertheilung der Gewalten, die jedem Siege der einen oder andern für immer vorbeugte, möglich wäre — allerdings gesorgt, nicht aber gegen das Unglück ihrer Vereinigung. Die Sicherheit der Beherrschten dauert nicht länger, als der Zwist ihrer Beherrscher. Für die Machtfülle der Einverstandenen gibt es kein Gegengericht. Die Regierer sind nicht despotisch, aber die Regierungen sind es, und wir entfliehen einem übermächtigen Einzelwillen, um desto

*) Der Verfasser hat den Ausdruck verwaltende Macht dem der ausübenden vorgezogen, weil die Verwaltung in der That noch etwas mehr voraussetzt und erfordert, als bloße Ausübung des Gesetzes. Er hat ferner die verschiedenen Gewalten nach dem Range geordnet, den ihm dieselben in ihrer Wichtigkeit zu haben scheinen, und so der richterlichen, die, so lange sie unabhängig und gerecht ist, unter allen die wohlthätigste und folglich nützlichste seyn dürfte, den ersten Platz eingeraumt.

gewiſſer einem ſchrankenloſen Geſammtwillen anheimzufallen. Eben jenes England, in deſſen Einrichtungen, ſeitdem uns Montesquieu auf dieſelben aufmerkſam und Delolme mit ihnen bekannt gemacht, unſere Politiker das Muſter einer zweckmäßigen Theilung der Gewalten zu rühmen pflegten, liefert den Beweis des oben Geſagten; und mit Recht nannte Thomas Paine eine Verfaſſung, vermöge deren zwar von den drei Beſtandtheilen der höchſten Gewalt, König, Lords und Unterhaus, jedem für ſich ein beſtimmter und abgeſonderter Wirkungskreis, die keiner von ihnen dem zügelnden Argwohne der beiden andern gegenüber zu überſchreiten wagt, angewieſen, das ganze Parlament aber deſto ſchrankenloſer zu ſchalten befugt iſt, eine deſpotiſche Legislatur.

Daß ein britiſches Parlament Alles wollen und Alles thun darf, iſt ein Satz, den kein Engländer gern zugibt, aber auch keiner zu leugnen vermag. Die Beſchlüſſe dieſer einer Mehrzahl von Theilnehmern anvertrauten, geſetzgebenden Gewalt, wie gut oder ſchlecht ſie ſeyn mögen, ſind völlig ſo unbedingt als die Machtſprüche des Alleinherrſchers, und müſſen es wohl ſeyn. Die Religion ſelbſt, unter allen Menſchenrechten das unveräußerlichſte, iſt in dem einer ſolchen Legislatur unterworfenen Lande, ſo gut als in der unumſchränkteſten Monarchie, nicht ein Gewiſſensrecht, ſondern ein Landesgeſetz. In England namentlich laſſen Grundſätze und Erfahrungen darüber keinen Zweifel; und jener engliſche Richter, der noch vor Kurzem in einem Prozeſſe über ſogenannte Gotteslästerungen, die chriſtliche Religion für ein bürgerliches Rechtsinſtitut ſeines Vaterlandes erklärte, huldigte, indem er das Chriſtenthum zu ehren meinte, vielmehr der ſchrankenloſen Machtfülle des Parlaments. Das geſetzgebende Anſehen desſelben erſtreckt ſich über die weſentlichſten Rechte des Bürgers wie des Menſchen; und zweimal hat es wirklich, vermöge ſeiner höchſten und unbeſchränkten Gewalt, eigenmächtig über die wichtigſten Grundſätze auch der Verfaſſung entſchieden, über die Regierungsrechte des Fürſten und über die Wahlrechte des Volks. Das erſte geſchah im Jahre 1688, als — und noch dazu nur zwei von den drei verfaſſungsmäßigen Beſtandtheilen des Parlaments, — Ober- und Unterhaus über den von ihnen für erledigt ausgegebenen Thron verfügten, und einen Machtſpruch thaten, der nur durch ſeine Gemeinnützigkeit gerechtfertigt erſchien; das andere zur Zeit der amerikaniſchen Unruhen, als das Parlament ſich über den für unverletzlich angeſehenen Grundſatz der Unzertrennlichkeit des Rechtes, im Parlamente vertreten zu werden, und der Verpflichtung,

Steuern zu entrichten, verneinend aussprach. Die Gährung, die ein solcher Ausspruch herbeiführen mußte, dauert noch jetzt; sie erzeugte das unnatürliche Verhältniß einer der Mehrzahl im Volke entgegengesetzten Mehrzahl im Parlamente; und wir sehen, wie in unsern Tagen eine Partei großer Grundeigenthümer sich in beiden Häusern der gesetzgebenden Gewalt bemächtigt hat, und indem sie vermöge ihrer Stimmenmehrheit in jenen das allgemeinste Bedürfniß im Lande ihrem besondern Vortheile unterordnet — je nachdem der Ausgang ihr Verfahren bezeichnen mag — immer kühner, oder immer tollkühner, alle Genüsse des überschwenglichen Reichthumes einiger Tausende der Verzweiflung hungernder Millionen gegenüberstellt. Immer einleuchtender ist es geworden, daß die Revolution von 1688 jene entscheidende Frage vom leidenden Gehorsam nicht beantwortet, sondern bloß von einem Zweige der Legislatur auf das Ganze derselben, von dem Throne auf das Parlament übertragen hat; und wenn diese zweite Erörterung derselben, obgleich sie in das Zeitalter der Revolutionen fiel, sich bei weitem gefahrloser und milder gestaltete, als die erste; wenn es immer wahrscheinlicher wurde, daß England, auch bei den offenkundigen und wesentlichen Gebrechen seiner Legislatur, noch frei zu bleiben und immer größer zu werden fähig sei; wenn die Mängel des Parlamentes, zum Glücke des Volkes, nicht so dringend als vor Zeiten die des Thrones einen reformirenden Eroberer zu erfordern scheinen, so liegt eben darin ein Beweis, daß es gegen die Mißbräuche der höchsten Gewalt eine noch andere Bürgschaft, als die in ihren Formen gesucht wird, geben muß, und daß die heutigen Engländer, im Besitz einer solchen, der heillosen Nothwendigkeit, sich durch Staatsumwälzungen zu helfen, überhoben sind.

Auch dieser zweite Weg, auf dem wir die Lösung der großen politischen Aufgabe zu finden hoffen, ist somit nur ein längerer zu der vorigen Täuschung; ein Umweg, auf dem wir uns unserer Verirrung nur etwas später bewußt werden, als auf dem ersten. In beiden Fällen suchen wir zum Schutze gegen irgend eine Gewalt nach einer edlern, und finden immer nur eine stärkere. Auf beiden Wegen suchen wir die Aufsicht, und finden wir immer nur die Uebermacht; und auf beiden ist, gerade wenn wir nicht weiter können, das Bedürfniß, weiter zu kommen, am dringendsten.

Dieselben Ursachen erzeugten jedesmal die nämlichen Wirkungen. Bürgschaften gegen den Mißbrauch physischer Kräfte entdecken wir un-

möglich in der Natur dieſer Kräfte ſelbſt. Wo ſie allein vorwalten, da iſt das Recht des Stärkern — freilich nicht ein Recht, — aber ihr natürliches Ziel, eine ſich nie verläugnende Beſtimmung ihres Daſeyns, und ihre ganz eigentliche Lebensthätigkeit; und ob dieſe in der bürgerlichen Geſellſchaft zuletzt von einem einzigen Machthaber oder von mehrern Inhabern der höchſten Gewalt ausgeht, iſt an ſich und abgeſehen von einigen entferntern und nichts weniger als nothwendigen Folgen und Umſtänden, die das eine oder andere Verhältniß zu begleiten pflegen, ſo ziemlich einerlei. Jedesmal iſt es ein Zufall, unter deſſen Vorausſetzung allein die verſchiedenen Formen ſich zur Erfüllung ihres Zweckes eignen; die Einſicht und was von einem größern Maße derſelben unzertrennlich iſt, die Herzensgüte des Alleinherrſchers, oder die Zwietracht und Eiferſucht und ein genaues Gleichgewicht der Kräfte unter den Mehrern, die ſich in die politiſche Allmacht getheilt haben. Die Frage über den Vorzug einer oder der andern dieſer innern Einrichtungen der Geſellſchaften, hat viel Aehnliches mit einer zweiten, über die vorzüglichere Bedingung ihrer äußern Beziehungen, über die Trennung der Staaten, wie in jenem Falle der Staatsgewalten und ihr gegenſeitiges Gleichgewicht, oder die Alleinherrſchaft eines einzigen übermächtigen Univerſalſtaates, gleichviel ob Univerſalmonarchie, oder Univerſalrepublik. Man hat mit Beiſpielen geſtritten, weil mit Gründen, wo die Erfolge immer nur Zufälle ſind, in der That nicht viel auszurichten ſeyn möchte, und das friedliche Zeitalter der Antonine den unruhigen Schwankungen eines europäiſchen Staatenvereines, oder die Civiliſation dieſes letztern dem barbariſchen Univerſaldespotismus der Tamerlane gegenübergeſtellt. Ein Glück, wie es die Alleinherrſchaft gewähren kann, ſcheint, weil es nicht wie das der getrennten Regierungsgewalt Argwohn und Eiferſucht unter den Machthabern vorausſetzt, ungetrübter zu ſeyn als dieſes; hingegen auch ungewöhnlicher, ſo lange die gehäſſigern Leidenſchaften des menſchlichen Herzens gewöhnlicher ſind, als die Tugenden eines Marc-Aurel. Eines indeſſen, wie das Andere, iſt mehr als ungewiß. Der Segen der bloßen Gewalt iſt immer nur möglich, und das Wahrſcheinlichſte bleibt ihr Mißbrauch.

So forſchen wir denn in der herrſchenden Macht allein vergebens nach der ſchützenden. Wie vorſichtig unſere politiſchen Meßkünſtler die bloßen phyſiſchen Kräfte abwägen, und welche Richtung ſie den Strömungen derſelben vorzeichnen mögen, den Damm, der dieſe regeln ſoll, erbauen ſie nimmermehr aus den nämlichen Stoffen, auf deren Bändi-

gung es eben ankommt. Ihre Wage der politiſchen Gerechtigkeit vor Schwankungen zu bewahren, blieb ihnen allen, auch wenn ſie anfangs nach einem Gleichgewichte ſuchten, zuletzt kein Ausweg, als der: irgend ein entſchiedenes Uebergewicht, und wär' es auch, wie Brennus, das des Schwertes in eine der Schalen zu werfen und ſie durch den Druck zu befeſtigen. Ständen uns, um den Zweck der Geſellſchaft zu erreichen, keine andere als phyſiſche Mittel zu Gebot, ſo müßten wir ihn aufgeben.

---

## 4. Aufſichts-Gewalt.

Es liegt am Tage, daß wir nicht in einer bloßen verſchiedenen Form der nämlichen Kräfte, ſondern in einer verſchiedenen Art von Kräften die Schutzwehr gegen den immer nur zu wahrſcheinlichen Mißbrauch der bloßen äußern Gewalt zu ſuchen haben; und es gibt nur noch eine. Die phyſiſche muß von einer geiſtigen, die Macht, welche Körper zwingt, von einer, die dem Willen ſeine Richtung gibt, bezwungen, die Bewegung durch Beweggründe, die nicht wieder nur aus den Maſſen hervorgehen, beſtimmt werden. Den ſinnlichen Kräften müſſen edlere, den Leidenſchaften Ueberzeugungen und Wahrheiten, und nicht nur einleuchtend, ſondern herrſchend gegenüber ſtehen.

„Geſtatte ehrlichen Leuten die Wahrheit zu ſagen!“ meinte Theopomp, als ihn Jemand gefragt hatte: wie man es anfangen müſſe, um gut zu regieren? — Und das Mittel iſt in der That, für Jeden, der den Rath ehrlicher Leute befolgen will, ein ſo gegründetes, daß es nur noch darauf anzukommen ſcheint, jeden Andern in die Nothwendigkeit zu verſetzen, ihn auch befolgen zu müſſen. Faſt alle ältere ſowohl als neuere Staatsmänner, die ſich mit Verfaſſungsentwürfen, ſei es für einen wirklichen, oder irgend einen eingebildeten Staat beſchäftigten, erblickten denn auch den Schlußſtein ihres politiſchen Gebäudes, und die letzte Bürgſchaft für das unverfälſchte Beſtehen aller ihrer übrigen Einrichtungen, in einer ſolchen unmittelbarer auf die Abſichten des Geſetzgebers verwieſenen ſittlichen Regierung neben der bürgerlichen, in einer ſolchen Obrigkeit der Obrigkeiten, in einer cenſoriſchen Gewalt; aber es iſt bemerkenswerth, daß die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit ihres Daſeyns in der Hand gewiſſer Staatsbeamten, und gleichſam ihrer Verkörperung, nur in Zeiten oder Gegenden vorkam, in welchen ein freier und allgemeiner Austauſch des

Gedankens unmöglich, oder doch ohne Beiſpiel geblieben war. Rom und Sparta hatten ihre Cenſoren und ihr Ephorat; in Venedig erhielten ſich die Zehnmänner, Anfangs zum Behufe, dann unter dem Vorwande der öffentlichen Sicherheit im Beſitz einer ähnlichen Macht, und noch Montesquieu und Rouſſeau wiſſen ſich ihre geprieſene cenſoriſche Gewalt nicht anders, als in den Händen einzelner Gewalthaber vorzuſtellen. In England war ein Miniſter Heinrichs VIII., Sir Thomas More, ſo ziemlich der letzte, dem der bloße Begriff einer öffentlichen Meinung ſo völlig fremd war, daß er in ſeinem Utopien jede Aeuſſerung über Regierungsangelegenheiten bei Todesſtrafe unterſagte, und der zugleich ſein Ideal einer Staatsverfaſſung für das nämliche Traumland, durch Einrichtung der Cenſorenwürde vollendete; einer Würde, deren Wiederherſtellung wohl kein engliſcher Staatsmann ſeitdem auch nur im Traume gedacht haben mag.

Die Einrichtung eines ſolchen Amtes läßt ſich auf die doppelte Aufgabe des Ausmittelns, erſtlich der ſich dazu eignenden Männer, und ſodann eines Verhältniſſes zurückführen, das nicht allein den Stimmen derſelben Gewicht verleihe, ſondern auch ſie ſelbſt vor dem verführeriſchen Einfluſſe des Rechtes, den höchſten Gewalten im Staate zu jeder Zeit gebietende Wahrheiten zu ſagen, ſicherte; und wie leidlich man auch zu Zeiten die erſte dieſer Schwierigkeiten umging, ſo wurde doch die andere deſto unfehlbarer zur Klippe jedes ähnlichen Verſuchs.

Redliche Männer ſind am Ende ſo überſelten nicht, aber auch für den Redlichſten ſtreitet in jedem einzelnen Falle doch nur die Vermuthung, daß ſeine Meinung die beſte ſeyn werde. Welches die beſte ſei, muß immer erſt aus dem Sinne eines jeden, und nicht aus der Würde ihres Urhebers hervorgehen. Geſetze zu geben oder zu befolgen, kann Einzelnen aufgetragen werden, aber ſchwerlich der Vorzug, bei jeder Gelegenheit das Zweckmäßigſte zu denken und zu ſagen. Befehlen und Gehorchen können Geſchäfte ſeyn, aber unmöglich die beſte Einſicht und der untadelhafteſte Wille. Recht ſprechen, mag eine Amtspflicht ausmachen, aber Recht haben nimmermehr. Und hatte man ſich über dieſe Schwierigkeit hinweggeſetzt, und darein ergeben, die Meinung eines Einzelnen als die jedesmalige beſte gelten zu laſſen, ſo konnte man der bevorrechteten Meinung doch nur dadurch ein zwingendes Anſehen mittheilen, daß man es der Perſon ihres Urhebers übertrug; und man hatte wieder nur einen höhern Machthaber eingeſetzt,

und einen mit einer um ſo höhern Macht verſehenen, da ihre Wirkſamkeit eben da anfangen ſollte, wo die des Geſetzes aufhört.

Wer die Anwendung der Geſetze regeln darf, ſteht über dem Geſetze; wem jede Staatsgewalt folgen muß, dem gehorcht nothwendig der ganze Staat. Auch lieferte die Geſchichte dieſer Sittenobrigkeit immer nur einen Beweis mehr, wie vergebens man in dem Wirkungskreis der Staatsgewalten ſelbſt nach einem Mittel forſcht, ſie in den geſetzlichen Schranken dieſes Kreiſes zurückhalten. Die amtlichen Rathgeber der Könige von Sparta, des römiſchen Senates und der Regierung von Venedig verwandelten ſich alle in Herren der ihnen empfohlenen Obrigkeiten, und aus Vormündern in Beherrſcher des Staats. Die cenſoriſche Gewalt entartete überall zu einer mehr oder weniger tyranniſchen Polizei; entbehrlich, wo ſie tadellos ihr Amt verſah, und am drückendſten, wo es ihrer beſſern Thätigkeit am nothwendigſten bedurfte; überflüſſig in den Zeiten guter Sitten, und in denen der Sittenloſigkeit das tödtlichſte Werkzeug der Verderbniß, der ſie zu ſteuern berufen war.

---

## 5. Werth der Oeffentlichkeit.

Der Irrthum lag unverkennbar darin, daß man, um der beſten Einſicht das größte Anſehen zu verleihen, dieſes dem Beſitzer derſelben mittheilen zu müſſen glaubte; daß man, um den Weiſeſten immer auch zum Stärkſten zu machen, ein vorübergehndes Verdienſt wie ein bleibendes Verhältniß behandelte, und einem Menſchen das Vorrecht einräumte, das nur der Wahrheit gebührt. Fragt ſich's, wem eine ſchrankenloſe Macht gehören ſoll? ſo wäre die gefahrloſeſte Antwort: Keinem, keinem Menſchen, ſondern jedem Gedanken, der einer ſolchen Auszeichnung würdig iſt; und bleibt uns auch ſo die doppelte Aufgabe, zuerſt einen ſolchen Gedanken auszumitteln, und ihn dann mit überwiegenden Einfluſſe zu verſehen, ſo ſind wir uns dabei doch eines Zweckes bewußt, der nicht ſich ſelbſt widerſpricht.

Soll aber der Werth eines Gedankens beurtheilt werden, ſo iſt ſeine Prüfung erforderlich. Andere Gedanken müſſen ihm zur Seite und gegenüber ſtehen; er muß der Vergleichung und dem Widerſpruche unterworfen ſeyn. Um dem Kampfe der Gewalten zu entgehen, müſſen wir uns den der Meinungen gefallen laſſen, denn eben aus der Reibung ſich bekämpfender Meinungen leuchtet die Wahrheit hervor. Die

Reibung der Meinungen aber ſetzt ihre Bewegung voraus, und ſie bewegen ſich in ihrer Mittheilung. Wo die beſte Meinung erkannt werden ſoll, muß auch die ſchlechteſte gehört werden dürfen. Der Preis, der einzige Preis, um den uns die Wahrheit ihre Orakel verkauft, heißt Oeffentlichkeit. Freilich kann man dagegen anführen, daß wo nicht Sachverſtändige unter den ſich widerſtreitenden Meinungen die vorzüglichſte auswählen, aus dem Beifall einer ſich allmählig bildenden Mehrzahl unbekannter und großentheils unberufener Leute wohl eine herrſchende, aber darum noch nicht die beſte Meinung hervorgehen mag; aber zu geſchweigen, daß jene Wahl ſo wenig der Menge als einem einzigen höchſten Gewalthaber zu gehören braucht, und ohnehin faſt immer den verſchiedenen Obrigkeiten, in deren Verrichtungen ſie zu verſchiedenen Zeiten einſchlägt, überlaſſen bleibt, läßt ſich auch wohl einſehen, wie es — zwar nicht an ſich, wohl aber für jeden vorkommenden Fall — in der That keine beſſere Meinung geben kann, als eben die herrſchende.

Mit allem, was wir ſind und haben, auf eine fortſchreitende Annäherung zum Beſſern hingewieſen, leben wir auch in geſellſchaftlicher Beziehung unter Verhältniſſen, in welchen der beſte Gedanke leider nichts weniger als immer der paſſendſte, hingegen der paſſendſte deſto gewiſſer der jedesmalige beſte iſt, den es gibt. Erfahrung mag Völker wie Einzelne eines Beſſern belehren: aber auch nur ſie. Jede andere Lehre bleibt eben ihrer Unzeitigkeit wegen eine unfruchtbare. Wie zu Solons Zeiten brauchen wir noch immer, und wohl für immer, nicht die vollkommenſten Geſetze und Einrichtungen, ſondern die erträglichſten; und ein Mittel, in jedem gegebenen Zeitpunkte die allgemeinſten Bedürfniſſe und Ueberzeugungen der Geſellſchaft kennen zu lernen, iſt unſtreitig dasjenige, deſſen Benutzung einer weiſen Regierung die Wohlfahrt der Völker und ihre eigene Sicherheit am vollſtändigſten verbürgt.

Und das nemliche Mittel, das in der jedesmaligen herrſchenden Meinung die allgemeinern Bedürfniſſe und Ueberzeugungen der Geſellſchaft kennen lehrt, iſt auch das einzige, dieſen letztern den überwiegenden Einfluß zu ſichern, ohne den auch die gründlichſte Kenntniß derſelben ſich nur zufällig belohnen würde. Ein ſtummer Gedanke iſt ein todter, und jeder nur eben ſo ſtark und lebendig als die Stimme, die ihn ausſprechen darf. Die Warnung des geliebteſten Freundes, wie ſehr wir von ſeinem Wohlwollen und ſeiner Einſicht überzeugt ſeyn mögen, wird, in der Stille des Vertrauens ausgeſpro-

chen, von dem lautern Rufe der Leidenſchaft übertäubt; die Stimme des unbeſtechlichſten Rathgebers, den Jedem die Natur zugeſellte, die Stimme des Gewiſſens ſelbſt, iſt nur darum eine ſo oft überhörte, weil ſie das Geheimniß des Herzens iſt, in dem ſie ſich erhebt. Eine öffentliche Stimme dieſer Art, ein öffentliches Gewiſſen, müßte ſchon als ein ſolches und ſchon darum von unendlich größerer Wirkung ſeyn, weil es nicht allein das Bewußtſeyn deſſen, zu dem es redete, ſondern auch die Aufmerkſamkeit derjenigen aufregen würde, für die es ſpräche, die Aufmerkſamkeit und laute Theilnahme einer überwältigenden Mehrzahl Gleichgeſinnter weil Gleichbedrohter, in deren Mitte ſich auch der Geringſte noch ſtärker fühlen dürfte, als der Machthaber, der ihr vereinzelt gegenüberſteht.

Unfähig, was nicht einmal in den Schöpfungen der Natur vorhanden iſt, ein ſich ohne gewaltſame Störungen von ſelbſt erhaltendes Gleichgewicht der Kräfte, in dem gebrechlichen Werke unſerer Staatseinrichtungen darzuſtellen, bedürfen wir bei jedem ſich erhebenden Kampfe einer dritten Partei, unter deren Schutze auch das bloße Recht ſich mit Erfolg der Uebermacht zu erwehren im Stande und die jedes Mißverhältniß der ſtreitenden Kräfte auszugleichen bereit iſt. Eine ſolche Partei aber, die wie das ungekränkte Daſeyn des Einzelnen auch das jeder gefährdeten Staatsgewalt ſichern ſoll, kann eben darum nicht wieder in einer andern ähnlichen Gewalt, ſondern nur in der Geſellſchaft überhaupt zu finden ſeyn; und findet und bildet ſich in dieſer durch das, was die Aufmerkſamkeit derſelben auf jeden ungleichen Kampf hinlenkt, durch Oeffentlichkeit. Gewaltſtreiche wider eine entſchiedene Mehrzahl erlaubt ſich nur wer ſie nicht kennt, oder ihre Vereinigung für unmöglich hält. Beides verbietet die Oeffentlichkeit, die ohne unmittelbar als eine äuſſere Macht einzuſchreiten, indem ſie jedem übermächtigen Angreifer im Hintergrunde des Kampfplatzes den Rächer und Vertheidiger ſeines bedrohten Gegners zeigt, wie ein gutes Strafgeſetz ſchon abſchreckend ihren Zweck erfüllt. Später einmal, wenn ſie den Stärkern belehrte, daß die wohlthätigſte Anwendung ſeiner Kräfte auch die für ihn vortheilhafteſte iſt, finden unter ihrer Leitung Selbſtſucht und Gemeinwohl auch auf edlern Wegen einen Vereinigungspunkt. Wo alle Ueberzeugungen und Erfahrungen Gemeingut ſeyn dürfen, mag endlich auch die reinſte und zugleich untrüglichſte unter ihnen dazu werden, die auf Erfahrung geſtützte Ueberzeugung von einer in der Natur der Dinge ſelbſt vorhandenen, die ſämmtlichen Mitglie-

der einer Geſellſchaft und endlich unſers ganzen Geſchlechts umfaſſenden Gemeinſchaftlichkeit, vermöge deren Laſter und Elend auch des unbekannteſten Sterblichen auf das Wohlſeyn auch des Mächtigſten verderblich zurückwirken, und jeder Einzelne nur inſofern als Andere in ſeinem Glücke die Bedingung des ihrigen erkennen, ſich einer Gewährleiſtung deſſelben erfreuen kann.

Vorläufig, und bis die Oeffentlichkeit den Machthabern in ihren Tugenden edlere Schranken ſetzte, darf es genügen, daß wir ſie ſchon die gegenwärtigen Berechnungen derſelben, und ihre Schwächen ſelbſt in eben ſo viele Schutzwehren gegen den Mißbrauch ihrer Kräfte verwandeln ſehen. Beſchämungen zügeln den Ehrgeizigen, Beſorgniſſe den Schüchternen, und Einſichten leiten den Unterrichteten; aber hinter den verſchloſſenen Thüren der Herrſcher, und ihrem ſtummen Volke gegenüber, gibt es weder Beſchämung, noch Furcht oder Einſicht, oder, doch ſelten, eine an ihrem Platz. Der Dünkel brüſtet ſich mit ſeiner Schande, der Argwohn ſchlummert im Arme der Gefahr, und ſelbſtzufrieden wählt ſich die Beſchränktheit ihren eigenen Weg, oder freut ſich ihres blindern Führers. Nur das freie Urtheil iſt kein zweideutiges, nur die laute Warnung eine unverdächtige; und nur was beide zur herrſchenden Meinung unter denen macht, die ihnen beiſtimmen, erhebt ſie auch für die, welchen ſie auſſerdem unbekannt oder gleichgültig geblieben ſeyn würden, zu einer beherrſchenden.

Damals ſchon, als die Menſchen auf einer niedrigern Stufe ihrer Bildung nur noch des Genuſſes jener beſchränktern Oeffentlichkeit, wie ſie bei unmittelbarer Theilnahme aller Mitglieder eines Gemeinweſens an den Verhandlungen deſſelben möglich iſt, fähig waren, erkannte ein Weiſer eben in derjenigen von allen Tugenden, die im bürgerlichen Leben ohne Oeffentlichkeit faſt gar nicht gedacht werden kann, eine zum Wohle der Geſellſchaft unentbehrliche Begleiterin der Gerechtigkeit ſelbſt. Als die Menſchen ſich erſt einander genähert hatten, erzählt Plato in einer ſeiner Dichtungen *), thaten ſie einander ſo viel Böſes, daß ſie es bald vorzogen, ſich wieder zu trennen. Dem einſamen Wilden blieb wenigſtens in Ermangelung des Richters die Selbſthülfe, während er in einer unvollkommenen Geſellſchaft auf den freien Gebrauch ſeiner eigenen Kraft, nur um ſich deſto wehrloſer dem Mißbrauche einer fremden preisgeben zu müſſen, Verzicht leiſtete. Da

*) Im Protagoras.

erſchien unter den ſich Anfeindenden Hermes, den Zeus geſandt hatte, um ihnen die Gerechtigkeit zuzuführen und die Schaam. Beide ſollten ſie die Bande der Geſellſchaft knüpfen und erhalten, denn die geſetzgebende Weisheit allein unternimmt es vergebens, wo ihr nicht auch der Stärkere gehorchen muß. Der aber ſchämt ſich, nur wenn er auch der Beſſere iſt, ſchon vor ſich ſelbſt, es nicht zu thun. Den Schlechten muß noch eine mächtigere Stimme warnen, als die ſeines eigenen Bewußtſeyns. Auch das öffentliche Weſen, um ein ſittliches, und einig mit ſich ſelbſt zu ſeyn, bedarf eines Gewiſſens; eines öffentlichen, deſſen Ausſprüche ſo unausbleiblich, und nur gebietender in dem größern Staatskörper vernommen werden, als die des richtenden Herzens in jedem Einzelnen.

Und ſo beſitzen wir in der Oeffentlichkeit und nur in ihr, unabhängig von den regelmäßigen Regierungsgewalten, und außerhalb des Kreiſes derſelben, den politiſchen Archimedespunkt, von dem aus eine Kraft, die nicht wieder ihnen ſelbſt angehört, ihre Bewegung zu lenken vermag. Auch ſie freilich iſt eine cenſoriſche Gewalt, aber ohne die Uebelſtände, die von jedem Verſuche, ſie an irgend eine Perſönlichkeit zu knüpfen, unzertrennlich ſind; gefahrlos, weil von keinem Einzelnen, und doch ſtark genug, weil von Allen ausgeübt; eine cenſoriſche Gewalt in den Händen des Volks, und in dieſer die einzige wünſchenswerthe Verwirklichung jener Volksſouveränität, die unter jeder andern Vorausſetzung einen der weſenloſeſten Träume des politiſchen Optimismus abgibt, und buchſtäblich verſtanden alle Uebel, die von der ſchrankenloſen Macht im Beſitze eines Einzigen nur zu fürchten ſind, als nothwendige mit ſich bringt, und ins Unendliche vermehrt.

Die Wohlthaten der Oeffentlichkeit gehören übrigens ſo ausſchließlich ihr allein, daß keine noch ſo fein erſonnene Theilung oder Miſchung *)

*) Gemiſchte vielmehr als nur getheilte Staatsgewalten bezeichnen die Art Verfaſſungen, die wir an dem Beiſpiele Englands zu bewundern pflegen. Der König hat einen bedeutenden Antheil an der Geſetzgebung und Rechtspflege; die geſetzgebende Macht einen faſt eben ſo bedeutenden, wenn gleich mittelbaren an der Verwaltung. Das Oberhaus iſt in wichtigern Fällen die höchſte Gerichtsbehörde; das Unterhaus wirkt in allen Staatsprozeſſen als Anklage-Jury und öffentlicher Ankläger. Die geſetzgebende Gewalt iſt ſelbſt unter ihren drei verſchiedenen Zweigen nichts weniger als gleichmäßig vertheilt. Ein großer Theil der richterlichen Gewalt befindet ſich durch die Geſchworenen in den Händen des Volks, und erſt ſeit Georg III. haben die Richter aufgehört, ſo unbedingt als es bis dahin der Fall war, Geſchöpfe des

der verſchiedenen Staatsgewalten ſie zu erſetzen vermag; und daß ſie gerade da, wo zur Erhaltung der bürgerlichen Freiheit auch den Regierten irgend ein mehr oder weniger unmittelbarer Antheil an den Geſchäften oder deren Beaufſichtigung eingeräumt wurde, theils um ſolchen Einrichtungen ihre beabſichtigte Wirkſamkeit zu verbergen, und ſodann als Schutzwehr gegen die verfaſſungswidrige Uebermacht irgend eines einzelnen Zweiges der Staatsgewalt überhaupt, am unentbehrlichſten erſcheint.

In erſterer Hinſicht gilt von jeder in einem ſolchen freiern Sinne eingerichteten Geſellſchaft — Zweck und Umfang derſelben mögen ſo geringfügig oder umfaſſend ſeyn als ſie wollen — was Mill*), der Geſchichtſchreiber des britiſchen Indiens, von der engliſch-oſtindiſchen Kompagnie bemerkt, in der dem Sinne und Buchſtaben ihrer Verfaſſung zufolge alle Gewalt den geſammten Theilhabern, den Direktoren aber eine bloße, untergeordnete Verwaltungsautorität gehören ſoll. Das endliche Ergebniß dieſer Beſtimmungen iſt bei weitem anders ausgefallen, als ein gewöhnlicher Beobachter es zu erwarten ſich für berechtigt halten würde. Ungeachtet alle Regierungsrechte, nach dem aufgeſtellten Verfaſſungsgrundſatze, dem demokratiſchen Beſtandtheile vorbehalten blieben, iſt alle Regierungsgewalt eine Beute der Direktoren, und die Regierung der Geſellſchaft eine völlig oligarchiſche geworden. So weit entfernt waren die Aktieninhaber, ſich ihrer Angelegenheiten zu geſchäftig anzunehmen, daß ihre Thätigkeit ſich nicht einmal bis auf die zu einiger Beaufſichtigung derſelben unumgänglich nöthigen Maßregeln erſtreckte, und eine ſo überraſchende Erſcheinung war die unausbleibliche Folge eines der wirkſamſten Grundzüge in der menſchlichen Natur.

Wachen, prüfen und unterſuchen iſt Arbeit, und Arbeit iſt unbequem; hingegen auf guten Glauben annehmen und gelten laſſen, was einem geſagt oder vorgelegt wird, iſt mühelos und vergleichungsweiſe ein Vergnügen, und ſagt ſchon darum den auf Genuß und Unthätig-

---

Thrones zu ſeyn. Ueberall iſt es viel mehr der Grundſatz der Gemeinſchaftlichkeit, als der Trennung, der in der engliſchen Verfaſſung vorherrſcht, und wenn wir in dieſer, wie in den größern Geſammterſcheinungen der Natur, die einzelnen Beſtandtheile unterſcheiden und ſondern, ſo geſchieht es in dem einen wie in dem andern Falle zu unſrer Bequemlichkeit, und in Beziehung auf uns, nicht auf den Gegenſtand; nicht um das Ganze deſſelben zu bezeichnen oder darzuſtellen, ſondern um uns deſſen Einzelheiten begreiflicher zu machen

*) *Mill*, history of britiſh India. IV. 1.

keit gerichteten Neigungen der Menge zu. Die Verfaſſung der Bank von England, und in der That noch jeder zahlreichern Geſellſchaft, die zur Benutzung eines gemeinſchaftlichen Kapitales zuſammentrat, iſt aus demſelben Grunde in der unbeſchränkten, weil unbeachteten Gewalt ihrer Beamten untergegangen; und wer auch nur einmal die Angelegenheiten eines Klubs zu beſorgen hatte, muß aus Erfahrung wiſſen, wie unendlich viel ſchwerer es ihm jedesmal war, die Theilnahme der Mitglieder auf einige Augenblicke zu wecken und zu feſſeln, als es ihm, wäre es darauf angekommen, geworden ſeyn würde, ſie ſchlummern zu laſſen.

Was aber aus innern, in der Natur der Dinge und der Menſchen vorhandenen Gründen im Kleinen geſchieht, geſchieht nothwendig auch im Großen; geſchieht eben ſo zuverläßig in der größern, bürgerlichen Geſellſchaft als in jeder kleinern, die zu irgend einem beſondern Zwecke ihres Vortheils oder Vergnügens zuſammentrat. Nur die Wirkungskreiſe haben einen verſchiedenen Umfang, die wirkenden Kräfte ſind die nämlichen. Ungewöhnliche Aufforderungen zur Thätigkeit werden erfordert, um das auch in der politiſchen Welt vorherrſchende Geſetz der Trägheit zu überwinden; und ſind die Geſchäftsführer einer Geſellſchaft nur eben klug genug, die Gelegenheiten zu ſo außerordentlichen Anregungen gar nicht eintreten oder wenigſtens nicht wahrnehmen zu laſſen, ſo wird die Menge, die in einer Deputirtenkammer wie auf dem Markte ſich gleich bleibt, unfehlbar ihrem natürlichen Hange zur Bequemlichkeit nachgeben, und ihnen volle Freiheit gewähren, auch den Staat zu verwalten wie es ihnen zuſagt oder gefällt. Unter den Vielen, die — wenn auch nicht zu der unwichtigſten, doch unſcheinbarſten Theilnahme an den Geſchäften des öffentlichen Lebens berufen ſind, gibt es ſelten *Einen*, auf den im Gedränge der Mitbewerber, die ihm nur in der Ferne verſchwebenden Güter des Ehrgeizes einen ſehr tiefen Eindruck machen; unter den Wenigen, die allen Glanz und Vortheil des Regierens unter ſich getheilt haben, gibt es *Keinen*, dem nicht beide unmittelbar einleuchteten, und folglich nur ſelten *Einen*, der nicht alle Mittel, ſich beider in noch größerm Maße zu bemächtigen, mit Anſtrengung und Ausdauer aufſuchen und benutzen ſollte. Aemter, Würden und Einkünfte empfehlen ſich dem Ehrgeizigen oder Habſüchtigen von ſelbſt, und ſogar dem Ruhme läßt ſich von beiden mit Erfolg nachſtreben, ſo lange die Menſchen einfältig genug ſind, ihn ihren Peinigern zuzuerkennen. Aber die gewiſſenhafte Ausübung der Rechte eines Wahlmannes oder Geſchworenen hat für den Einzelnen zunächſt alle

Beſchwerden einer läſtigen Pflicht; ſie ſtört ihn in der Sorge für ſeine perſönlichen Angelegenheiten, ohne ihn nur durch allgemeinere Achtung zu entſchädigen; ſie ſchützt ihn wohl nicht einmal gegen den Spott eines Volkes, das gedankenlos genug iſt, die Wichtigkeit eines Geſchäftes nach dem dabei vorkommenden Gepränge abzumeſſen; ſie belohnt ſich ihm nur mittelbar, durch ſeinen nicht weiter zu beſtimmenden Antheil an dem erhöhten Wohle der Geſellſchaft überhaupt. Nichts natürlicher, als daß in dem einen Falle jede Theilnahme an dem öffentlichen Leben gerade ſo wohlverſtanden und geſucht, als in dem andern verkannt und vermieden wird. Während man auf der einen Seite dem glänzenden Preiſe mit Eifer nachſtrebt, und iſt er gewonnen, ihn feſthält und aufs äußerſte benutzt, flieht man auf der andern die undankbare Mühe des Sichſelbſtregierens, die dem Einzelnen nur inſofern nützlich iſt, als ſie Allen nützt, und überläßt willig die dahin einſchlagende Sorge Andern, die ſich damit befaſſen wollen, und zahlt ihnen wohl noch dazu.

So werden Mißbräuche zu Herkommen und Anmaßungen zu Vorrechten und Heiligthümern eines unerdentlichen Beſitzſtandes, und ihnen gegenüber Rechte zu Gnaden und Ständeverſammlungen zu Poſtulaten-Landtagen. Selbſt in England ſchreiben ſich nicht wenige der auffallendſten Ungleichheiten in dem Wahlrechte zu Parlamentsſtellen aus Zeiten her, in welchen die nämlichen Städte und Flecken, die jetzt ihres verletzten Rechtes wegen am lauteſten auf eine Reform dringen, die Nothwendigkeit, einen Stellvertreter zu ernennen und wohl gar für ſeine Geſchäftsführung zu entſchädigen, als eine Bürde anſahen, die ſie ganz gerne in Vergeſſenheit gerathen, oder von der ſie gegen ein Löſegeld ſich mit Ausnahmen begnadigen ließen. Die Kraft der Trägheit im Volke und die einer eben ſo beharrlichen als eigennützigen Thätigkeit ſeiner Regierer, ſind zwei Kräfte, die in jeder bürgerlichen Geſellſchaft unausbleiblich auf denſelben Punkt hinwirken, und jeder urſprünglich noch ſo demokratiſch gemeinten Verfaſſung eine entſchiedene Richtung zur Oligarchie mittheilen. Und noch hat ſich — wenn nicht etwa ein ganzes Volk, wie ehemals das athenienſiſche, in eine Geſellſchaft beſoldeter Stimmengeber verwandelt werden ſoll — in keiner der bekannten äußern Staatseinrichtungen ein Mittel gefunden, das dieſer verderblichen Richtung mit hinreichendem Gewichte entgegenwirkte.

In der Oeffentlichkeit, wenn irgendwo, muß das politiſche Reizmittel geſucht werden, das eben in freiſinniger eingerichteten Staaten recht unentbehrlich erſcheint, um die Kälte und Theilnahmloſigkeit der

zu dem unſcheinbarſten, aber deſto weſentlichern Antheil an den Geſchäften des öffentlichen Lebens Berufenen zu überwinden, und ſie zu einem Eifer in Ausübung ihrer politiſchen Rechte aufzuregen, wie er dem Sinne der Verfaſſung und den Bedürfniſſen der Geſellſchaft entſpricht. Erſt wenn allgemeiner verbreitete Einſichten über den zwar entfernten doch nothwendigen Zuſammenhang zwiſchen der Wohlfahrt jedes Einzelnen und der zu Gunſten Aller geſchehenen Ausübung jener Rechte keinen Zweifel gelaſſen, und die freieſte Erörterung und Beurtheilung und Handlungen ſeiner Stellvertreter das Volk über die Zweckmäßigkeit des ihnen geſchenkten Vertrauens belehrt haben, werden beide, Wähler und Gewählte, den Umfang ihres Rechtes und die Schranken ihrer Pflicht ermeſſen und achten lernen. Erſt wo es zur Gewohnheit und zum täglichen Bedürfniß geworden, ſich von dem Gange der öffentlichen Angelegenheiten genau zu unterrichten, und eben ſo genau ihre jedesmalige Beziehung auf die geſetzlichen Freiheiten des Volks in's Auge zu faſſen, läßt ſich mit Sicherheit darauf rechnen, daß dieſe nie in Vergeſſenheit gerathen. Erſt wenn Unterricht und Erfahrung den Werth und die Bedeutung derſelben allgemein verſtändlich gemacht, werden diejenigen, in deren Hände ſie niedergelegt wurden, mit ihrem Selbſtgefühle auch die ihnen gebührende äußere Achtung wachſen ſehen, und wird der Ehrgeiz ſelbſt die verachtete Bahn der Gemeinnützigkeit einſchlagen müſſen, um Preiſe zu verdienen, die er bis dahin auf den Schleichwegen der Gunſt ſich zuzueignen gewohnt war.

So wenigſtens machte ſich noch jedesmal der Uebergang der bürgerlichen Freiheit aus den Urkunden ins Leben, aus den Verheißungen der Herrſcher in den Beſitz des Volks. Im Lichte der Oeffentlichkeit ergrünte unter den Engländern ihr mächtiger Stamm, der früher dürr und blüthenlos dageſtanden, und wurden Formen, die der Tyranni der Tudors kein Hinderniß in den Weg gelegt hatten, von einem lebendigen Geiſte beſeelt. Unter demſelben wohlthätigen Einfluſſe ſahen wir in Frankreich ähnliche Formen Bedeutung und Feſtigkeit gewinnen, und wir brauchen uns ſo weit nicht umzuſehen, um uns zu überzeugen, daß aller Antheil an Geſetzgebung und Verwaltung, über die ſich keine freie Stimme erheben darf, eine Gabe iſt, mit der die Herrſchaft nichts verleiht und die Freiheit nichts empfängt.

Die zweite, nur ihr in dieſem Umfange gehörige Eigenſchaft, vermöge deren die Oeffentlichkeit gerade bei ſolchen Verfaſſungen, in welchen durch Theilungen der Herrſchaft für eine gemäßigtere Ausübung

derſelben geſorgt werden ſollte, am unentbehrlichſten erſcheint, iſt die einer Schutzwehr gegen die verfaſſungswidrige Uebermacht irgend eines Zweiges der Staatsgewalt überhaupt. Man hat es ihr nachgerühmt, daß ſie den Despotismus ſelbſt, wenn ſie mit ihm beſtehen könnte, veredeln würde. Sie würde etwas Beſſeres thun, ſie würde ihn vernichten; aber ihr größeres Verdienſt beſteht darin, daß ſie der Entſtehung jeder ſchrankenloſen Macht gerade da zuvorkommt, wo die Ausbrüche derſelben nothwendig bösartiger ſeyn müßten, als ihr herkömmliches Walten in der Sicherheit eines gewohnten Beſitzſtandes.

Der wahre Vortheil eines unumſchränkten Alleinherrſchens, bemerkt Gibbon *), iſt einer und der nämliche mit dem ſeiner Unterthanen. Ihre Menge, ihr Wohlſtand, ihre Ordnung und Zufriedenheit ſind auch die beſten, und in der That die einzigen Grundlagen ſeines eigenen Glückes; und mangelten ihm alle Tugenden, bloße Klugheit würde ſie alle erſetzen können, und ihm dieſelben Verhaltungsregeln vorſchreiben. Und iſt auch eine ſolche Klugheit wieder faſt eben ſo ſelten, als eine Vereinigung aller Tugenden, ſo iſt ſie doch nicht beiſpiellos, und die Welt hat mehr als einmal das tröſtliche Schauſpiel genoſſen, den Despotismus die Wunden, die er der Menſchheit zu ſchlagen gewohnt iſt, auch wieder heilen zu ſehen; aber völlig ohne Beiſpiel iſt die wohlthätige, oder nur leidliche Benutzung einer Oberherrſchaft, deren ſich Einer oder Mehrere, auf Koſten derer, die urſprünglich zu einem Mitbeſitze derſelben berufen waren, ausſchließlich bemächtigten, und die ſie unter den Trümmern und Erinnerungen einer plötzlich umgeſtürzten oder langſam untergrabenen Verfaſſung ausüben. Wie ererbte Herrſchaft milder iſt als eroberte, ſo iſt die von jeher ſchrankenloſe gutartiger, als die, um ſchrankenlos zu werden, erſt eine andere verdrängen mußte. Der Strom, der ruhig hinfließt, ſo lang ihm kein Hinderniß im Wege ſteht, ſtürzt ſich nur tobender über das zu Boden Geworfene hin. Ungefeſſelt überſtrömt er wohl zu Zeiten ſein nächſtes Ufer, doch wenn er Dämme durchreißt, um ſich ein neues Bett zu wühlen, verwüſtet er auf lange, und vielleicht auf immer den Boden, den man umſonſt vor ihm zu ſchützen verſuchte.

Etwas Aehnliches aber, ſo lange wir nicht Unmögliches zu verwirklichen und wenigſtens in der Politik ein vollkommenes und in ſich ſelbſt

*) History of the decline and fall of the roman Empire Ch. V., wo von einem der — wenn auch nicht beſſern, doch verſtändigern Imperatoren, von Septimius Severus die Rede iſt.

unzerſtörbares Gleichgewicht getrennter Kräfte vorzuſtellen vermögen, iſt die unausbleibliche Frucht ihrer jedesmaligen Trennung. Alles Vertheilen der Gewalten iſt an ſich der kürzeſte Weg zu ihrer deſto heillosern Vereinigung. Die erſte Folge des politiſchen Kunſtſtückes iſt ein Sieg des Stärkern, die zweite, der Mißbrauch dieſes Sieges, denn wo ein Recht unterdrückt wurde, überdauert der Argwohn den Widerſtand; und müßte das Glück der Geſellſchaft nothwendig auf einem genauen und unzerſtörbaren Gleichgewichte unter den Vortheilen und Kräften mehrerer Gewalthaber beruhen, ſo würde ſie beſſer, auf das Unerreichbare Verzicht leiſtend, ſich mit dem geringern Uebel begnügen, und jene Oberherrſchaft, die ſich doch endlich unter ihnen und nur gewaltſamer und verderblicher entwickelt, lieber gleich und gutwillig einem Einzigen anvertrauen, und ein Königsgeſetz, wie das, vermöge deſſen ſich das däniſche Volk vor ſeinem Adel zu den Füßen eines Alleinherrſchers rettete, mit Recht allen künſtlichern Einrichtungen vorziehen, die auf einem zwar längern, aber auch rauhern Wege doch immer wieder zu einem ähnlichen Ziele führen, und einer überall vorhandenen, und zuletzt überall ſiegreichen Uebermacht nur Widerſtand leiſten, um ſie zu erbittern.

Ein Naturgeſetz, das in der ſittlichen wie in der Körperwelt ſeine Anwendung findet, und deſſen Hume in einem ſeiner Verſuche gedenkt,*) bringt es mit ſich, daß in jeder Zuſammenſetzung aus zwei einander ungleichen und entgegengeſetzten Grundkräften, diejenige von ihnen, die vorherrſchend vorhanden iſt, nicht allein zu einer größern Ausbildung überhaupt, ſondern auch, vermöge ihrer natürlichen Gegenwirkung gegen das ihr beigemiſchte friedliche Weſen, zu einer größern, als die ſie ohne dieſe Beimiſchung würde erreicht haben, gelangt. In der politiſchen Welt äußert ſich dieſe Gegenwirkung am ſtetigſten als die natürliche Eiferſucht der Macht gegen das Recht. Jede auf getheilte Regierungsgewalten gegründete Verfaſſung vereinigt in ſich die beiden einander entgegengeſetzten Grundkräfte der Herrſchaft und der Freiheit; nur mit dem Unterſchiede, daß jene ſich als Macht in den Händen Eines oder Mehrerer befindet, und dieſe, die Gewalt keines Einzigen, als Recht einem Jeden gehört; daß die Beſitzer der Herrſchaft zu einer ununterbrochenen und in der Uebung erſtarkenden Thätigkeit, und hingegen ſelbſt die zum Schutze der Freiheit etwa eingeſetzten Obrig-

*) In dem über die Freiheit der Preſſe.

keiten doch nur zu einer von Zeit zu Zeit erforderlichen und ſchon darum ungewohntern und unkräftigern Wirkſamkeit berufen ſind.

Das unvermeidliche Schickſal, das jeder ähnlichen Verfaſſung, deren Dauer nur das Geſetz verbürgen ſoll, vermöge dieſer Natur der Dinge bevorſteht, iſt ſomit ihr Untergang in einem ſo ſchonungsloſen als vollſtändigen Siege der bevorrechteten Macht über das machtloſe Recht. So wurde die Alleinherrſchaft der römiſchen Imperatoren bis zu einem deſto unſinnigern Despotismus übertrieben, mit je eiferſüchtigerm Auge ſie über die zahlreichen Spuren und Formen der Freiheit wachten, die Auguſts ſcheinheilige Staatsklugheit übrig gelaſſen. Athens übermächtige Demokratie wurde ſeiner ſchwachen Ariſtokratie gegenüber zur wildeſten Pöbelherrſchaft. Umgekehrt benutzte die Ariſtokratie Venedigs ihren Sieg über ein demokratiſches Prinzip, das ihr verfaſſungsmäßig zur Seite ſtehen ſollte, Jahrhunderte hindurch mit einer Heimtücke, wie ihrer in einem ſolchen Umfange nur ein bevorrechteter Stand und nie ein noch ſo ſehr bevorrechteter Alleinherrſcher fähig iſt. So überhob ſich eine andere Ariſtokratie in Schweden ihrer Vortheile über die ohnmächtigere Monarchie bis zur unverſchämteſten Brutalität, und zwang die unterdrückte, für die es zum Glück noch ein Volk im Lande gab, ſich dieſem in die Arme zu werfen. So endlich iſt jede Prieſterherrſchaft eben darum die eiferſüchtigſte und erdrückendſte, die es gibt, weil ihr in der Natur der Dinge ſelbſt eine unvertilgbare Gegnerin, die Gewiſſensfreiheit, gegenüberſteht; und jedes Prieſterthum, wie das Beiſpiel des chriſtlichen es zu allen Zeiten bewieſen hat, wird ſich als regierende Körperſchaft in eben dem Maße gewaltthätiger zeigen, als die Religion, der es zu dienen vorgibt, geläuterter und heiliger iſt, und folglich die ewige Legitimität jener ächtern geiſtlichen Macht entſchiedener anerkennt.

Der nämliche Schriftſteller, dem wir die obige Bemerkung über das innere Gebrechen aller ein Spiel ſich entgegengeſetzter Kräfte darſtellenden Staatseinrichtungen zu verdanken haben, und dem, wie bekannt, wenigſtens keine Vorliebe für die Formen der Freiheit zum Vorwurfe gereicht, hat an dem Beiſpiele ſeines Vaterlandes auch das Mittel nachgewieſen, mit Hülfe deſſen in jenem ungleichen Kampfe das Weſen derſelben gerettet wird. Oeffentlichkeit und ihr mächtiges Werkzeug, eine freie Preſſe, ſind es, die unter den Beſtandtheilen der engliſchen Verfaſſung das Gleichgewicht erhalten, indem ſie es immer wieder herſtellen.

„Der Geiſt des Volkes, ſagt Hume, muß vielfach aufgeregt werden, um dem Ehrgeize der Regierung Schranken zu ſetzen, und die bloße Furcht vor dem Aufregen eines ſolchen Geiſtes muß hinreichen, dieſem Ehrgeize zuvorzukommen. Nichts Wirkſameres aber dazu als Preßfreiheit, die alles Wiſſen und allen Witz und Geiſt im Volke für die Sache der Freiheit anwirbt, und Jeden mit Begeiſterung für ſie erfüllt. Und dieſelbe eiferſüchtige Theilnahme Aller, die über die Freiheit Aller wacht, muß auch die Sicherheit jedes Einzelnen in Schutz nehmen. Keine That muß für ein Verbrechen gelten, als die das Geſetz dafür erklärt; kein Verbrechen einem Angeklagten zur Laſt fallen, als das ihm vor ſeinen Richtern bewieſen wurde; und dieſe Richter ſelbſt müſſen ſeines Gleichen und ſeine Mitbürger ſeyn, die ihr eigner Vortheil zur ſtrengſten Wachſamkeit gegen alles gewaltthätige Einſchreiten von Seiten der Machthaber auffordert.“

So geſchieht es, daß in dem königlichen England mehr Freiheit vorhanden iſt, als jemals in ſogenannten Freiſtaaten zu finden war; mehr Freiheit ſogar als ehemals Knechtſchaft im kaiſerlichen Rom; und ſo zeigt ſich in der Oeffentlichkeit, der natürlichen Verbündeten jedes ſchwächern Theiles der Geſellſchaft und jedes bedrohten Rechtes für das politiſche Kunſtwerk der Staaten, etwas jenem Getriebe Aehnliches, das der Mechaniker unter verſchiedenen Geſtalten und Benennungen in ſeinen auf das Zuſammenwirken mehrerer Kräfte berechneten Maſchinen anbringt, nicht um die Bewegung derſelben zu vermitteln, ſondern um ſie zu regeln, um Druck und Gegendruck, die nicht länger ihr Maß halten, oder den ungleichen Umſchwung der Räder, die zunächſt die Bewegung hervorbringen, wieder auszugleichen.

Es gibt keine Formen, weiſe genug eingerichtet, um ohne Oeffentlichkeit ihren Zweck erfüllen zu können, und keine ſo mangelhaften, die nicht mit ihr den vollkommenſten ohne dieſelbe vorzuziehen wären. Roms kaiſerliche Republik würde in einem der Mittel des freien Gedankenaustauſches mächtigen, und ihrer würdigen Zeitalter der Menſchheit möglicherweiſe die Segnungen einer britiſchen Verfaſſung gewährt haben; und England, mit allen weſentlichern ſeiner bewunderten Einrichtungen, war, ſo lange die Meinung gefeſſelt blieb, gefeſſelt wie ſie, und öfter als das übrige einem einfachern Despotismus hingegebene Europa, die Beute von Herrſchern, die in der Geſchichte eines Platzes neben den wildeſten der Cäſaren würdig ſind. Ein Zeitalter bloßer Formen iſt unfehlbar nur die Einleitung zu dem einer deſto unförm-

lichern Gewaltherrſchaft; und es bedarf keiner Sehergaben, um einem Volke, das ohne Sinn für Oeffentlichkeit, oder ohne die Mittel derſelben in Verfaſſungsurkunden und nur in ihnen ſein Heil ſuchen wollte, als nächſte Folge des gutgemeinten Fehlgriffes argwöhniſchere Machthaber und folglich ein drückenderes Joch, als das es abzuwerfen hoffte, vorherzuſagen.

Trennung der Gewalten, weit entfernt die Wohlthaten einer freien öffentlichen Meinung zu erſetzen, erfordert ſie vielmehr, wie wir geſehen haben, am dringendſten; und das eigenthümliche Verdienſt der auf einer ſolchen Trennung beruhenden Verfaſſungen dürfte nicht darin, daß ſie die Oeffentlichkeit entbehrlich machen, ſondern darin beſtehen, daß ſie, was ihnen am unentbehrlichſten iſt, auch vorzugsweiſe ins Leben zu rufen geeignet ſind. Wo die einfache Uebermacht verwaltet, und ohne künſtliche Verhüllung oder Zerſplitterung die Stärke der Schwäche, die Willkühr der Unterwürfigkeit gegenüberſteht, wird ſchwerlich ein Alleinherrſcher die Stimme der Oeffentlichkeit vernehmen wollen. Der ſchlechtere fürchtet ſich vor ihr ſelbſt, und auch der beſſere vor ihren Mißbräuchen. Wo hingegen mehrere zur Herrſchaft Berechtigte einander als geſetzliche Mitbeſitzer derſelben, und als natürliche Nebenbuhler zur Seite ſtehen, läßt ſich eher erwarten, und bringt es in der That die Natur der Dinge mit ſich, daß alle in dem Wechſel ihrer Wünſche und Beſorgniſſe wechſelsweiſe zur öffentlichen Meinung ihre Zuflucht nehmen, und dieſe, die ſie zur Bundesgenoſſin anzuwerben ſuchen, zur Schiedsrichterin machen werden; bis die Oeffentlichkeit, die Jeder für ſich, und Keiner für Andere mag, unter eigennützigen Verfolgern und kurzſichtigen Beſchützern allmählig Raum gewinnt, und endlich — nicht als Geſetz, und nicht als Gnade, ſondern, wie ſie allein Beſtand hat, Allen unentbehrlich oder unüberwindlich als Thatſache daſteht, und jedes Recht zu der nämlichen Selbſtſtändigkeit erhebt, und jedem in der Unmöglichkeit, es zu beſeitigen, die einzige wahre Bürgſchaft ſeiner Dauer gewährt.

Wenn die Oeffentlichkeit ihren wohlthätigen Einfluß in ſo vielfacher Beziehung zu erkennen gibt; wenn ſie und nur ſie das einzige denkbare Gegengewicht gegen den in jeder bürgerlichen Geſellſchaft unvermeidlichen, überwiegenden Druck irgend einer äuſſern höchſten Gewalt abzugeben vermag; wenn ſie es iſt, die in dem lebloſen Triebwerk unſerer Staaten das bloße Spiel ſinnlicher Kräfte einer lebendigen und ſittlichen Regel unterwirft; und wenn ſie als ſchützende und erhaltende

Macht, als Bedingung der Freiheit wie des Rechts eben in ſolchen Geſellſchaften am unentbehrlichſten erſcheint, in welchen ſchon durch die Formen derſelben für beides vorzugsweiſe geſorgt werden ſollte, ſo möchte es überflüſſig ſcheinen, noch beſonders nach dem Rechte zu fragen, vermöge deſſen ſie gewollt und behauptet wird. Der höchſte, der umfaſſendſte Nutzen, wie wenig er einen allgemeinen Beweggrund zum Guten und Rechten abzugeben ſich eignet, iſt doch unſtreitig das letzte und zuverläſſigſte Zeichen von beiden, und der Baum der Freiheit wird wie jeder andere an ſeinen Früchten erkannt. Wäre indeſſen auch der Anſpruch, der einem ganzen Volke auf den Genuß der Oeffentlichkeit zuſteht, etwas, das unter ſolchen Umſtänden ſich von ſelbſt verſteht: ſo bliebe darum die Berechtigung, vermöge deren auch jeder Einzelne dieſen geſellſchaftlichen Anſpruch in vorkommenden Fällen zu Gunſten ſeiner beſondern Meinungen geltend macht, noch immer der Frage werth.

Der Abbé Galiani meinte: jeder Menſch habe einen angebornen und unwiderſtehlichen Trieb, ſich um Dinge zu bekümmern, die ihn nicht angingen; und eben in dem Rechte, dies auch zu thun, beſtehe das Weſen der Freiheit. Ein Gedanke, der — wie Grimm in ſeinem Briefwechſel bemerkt *) — auf den erſten Anblick nur wie ein luſtiger Einfall ausſieht, bei näherer Betrachtung aber einen ſo tiefen als richtigen Sinn zu erkennen gibt. Das Verbot, ſich in fremde Angelegenheiten zu miſchen, eine bezeichnende Eigenthümlichkeit des Deſpotismus, erzeugt gerade unter den Hörigen deſſelben jene Erſtarrung und Theilnahmloſigkeit, die mit allen andern Gebrechen einer ſolchen Ordnung der Dinge ſo genau zuſammenhängen; während auf der andern Seite das Recht jedes Einzelnen, ſich auch in Dinge zu miſchen, die nicht unmittelbar nur ihn betreffen, in freiern Geſellſchaften ein ſtetes und bis in die kleinſten Verzweigungen derſelben ſich verbreitendes Spiel von Wirkungen und Gegenwirkungen hervorbringt, das — wie ein eben ſo freier und allgemeiner Umlauf aller Säfte des thieriſchen Körpers die Geſundheit dieſes letztern — ſeinerſeits die Kraft und das Wohlſeyn des politiſchen Körpers zur Folge hat.

Das Scherzhafte jenes Gedankens liegt wirklich in der bloßen Ironie eines Ausdruckes, der nur berichtigt zu werden braucht, um uns die Wahrheit in dem ganzen Ernſte zu zeigen, der überall, wo ſie ſelber

*) Correspondance littéraire de Grimm et Diderot, Vol. IV. p. 336.

ſich zeigen darf, ihr gehört. Die ungezügelte Befriedigung der albernen Luſt, ſich um Dinge zu bekümmern, die einen nicht angehen, würde nicht einmal mit der Freiheit beſtehen, geſchweige denn ihr zum Grunde liegen können; und Geſetze, die einem ſolchen Gelüſte ſteuerten, würden eine Wohlthat, und folglich nimmermehr die Grundlagen des Despotismus ſeyn. Was die Bande einer umfaſſendern Geſellſchaft als der bloßen häuslichen knüpft und erhält, iſt in der That etwas bei weitem Anderes und Höheres, als Neugier und Vorwitz, wenn gleich auch dieſen, wie das Beſte nicht ſelten dem Schlechteſten, benachbart und ſcheinbar verwandt. Nur was ausſchließlich den Einzelnen angeht, es wäre denn, daß er ſeine ganze Perſönlichkeit zu einer öffentlichen machte, kümmert nur ihn, aber was Alle angeht, es mag in vorkommenden Fällen unmittelbarer betreffen wen es wolle, geht offenbar auch jeden Einzelnen an; und dieſe Ueberzeugung, ja ſchon dieſes Gefühl iſt es, was auch dem denkenden und empfindenden Weſen jene Geſelligkeit unentbehrlich macht, die dem nur ſinnlichen ſein bloßes Bedürfniß empfiehlt. Die Freiheit, die vollkommenſte Erſcheinung der Geſellſchaft, weit entfernt die Ordnung der Natur zu verkehren, beſteht vielmehr, wie alles Rechte und Gute, in deren ungehinderter Entwickelung, und ſichert, indem ſie jedem Einzelnen die Befugniß an dem was alle angeht Theil zu nehmen verbürgt, das Wohlſeyn Aller, und indem ſie Alle von der Einmiſchung in Dinge, die nur die Einzelnen angehen, zurückweiſet, die Selbſtändigkeit jedes Einzelnen. Der Despotismus hingegen, eben ſo weit entfernt ſich auf die Natur der Dinge zu ſtützen, als jene ihr untreu zu werden, beſchränkt vielmehr das natürliche Recht, ſich um was Alle angeht zu bekümmern, von jedem Einzelnen auf einen Einzigen, und fügt ſeiner erſten Anmaßung die zweite einer eben ſo ausſchließlichen und unbefugten Einmiſchung in Angelegenheiten, die nur den Einzelnen, den ſie betreffen, kümmern dürfen, hinzu.

Galignani's Gedanke iſt, recht verſtanden, einerlei mit dem Terenziſchen homo sum! und nur burleske Einkleidung einer der wichtigſten Wahrheiten, die es gibt. Und iſt in der That ein freier Kreislauf des Mitgefühls das eigentliche Weſen der Freiheit, und ſein Stocken, und mit dieſem das Stocken jeder edlern Lebenskraft das Weſen der Knechtſchaft, ſo liegt es auch am Tage, daß ſich kein untrüglicheres Merkmal des Daſeyns der einen oder andern denken läßt, als die gefahrloſe Aeuſſerung jenes geiſtigen Lebenszeichens, des Wortes, oder deſſen Aechtung. Oeffentlichkeit iſt die Stimme der politiſchen Körper, und

eine ſtumme Geſellſchaft in ihrer Art etwas vollkommen ſo Armſeliges, als in der ſeinigen ein ſtummer Menſch.

Unſere Staatswiſſenſchaft war bisher faſt nichts, als die Lehre von den Staatsgewalten. Je nach den verſchiedenen Zwecken dieſer letztern beſchäftigte ſie ſich mit dem verſchiedenen Range und Umfange derſelben, und ſuchte höchſtens aber nur beiläufig und nur in deren mehr oder minder künſtlichen Vertheilung eine Gewährleiſtung für ihre den erkannten Zwecken entſprechende Wirkſamkeit. Ein künftiges Zeitalter, das durch Erfahrungen belehrt, vielmehr das Wohl als die Formen der Geſellſchaft ins Auge faßt, läßt vielleicht an die Stelle jener alsdann veralteten Staatswiſſenſchaft eine Geſellſchaftslehre treten, in der die Gewalten und ihre Formen, den Grundſätzen untergeordnet, nur eines geringern Theiles der Aufmerkſamkeit würdig erſcheinen, die zunächſt und vor Allem den Bürgſchaften gebührt. Und hätten dieſe neuen Anſichten auch nur die einzige gute Folge, der politiſchen Götzendienerei, in der wir alle mehr oder weniger befangen ſind, ein Ende zu machen; heilten ſie uns nur von den Blendwerken einer ſich mit Bildern und Namen erhitzenden Einbildungskraft, die in ihren politiſchen Träumen alles Weſenloſe und keinen einzigen Reiz der Poeſie zur Schau trägt, und ſich in der Betrachtung des Zeitalters der Lykurge an einem Glücke weidet, nach dem die Gegenwart verſchmachtet; ſteuerten ſie auch nur einer neuen Staatsſcholaſtik und ihrem wunderlichen Realismus hinſichtlich einiger bloßen politiſchen Abſtraktionen, bei dem ſich Herrſcher und Beherrſcher immer weniger verſtehen und immer weiter und feindlicher von einander entfernen; dadurch allein würden ſie einen der größern Fortſchritte unſers Geſchlechtes auf der Bahn ſeiner Entwickelung bezeichnen, denjenigen unter ſeinen Fortſchritten, vermöge deſſen die Geſellſchaft endlich zu dem wirklichen Anblick des Glückes gelangte, das auch die ſinnreichſten Formen ihr immer nur verſpiegelten.

# Kleinigkeiten aus den Reiseblättern

von

## K. G. Jochmann.

### 1. In England.

#### Radcliffs Library zu Oxford.

Das prächtige Gebäude, eine große Rotunde, mit mehrern Säulenordnungen, zierlicher Gallerie und Kuppel, gefiel mir beſſer, als ſein Inhalt — die Bibliothek. Dieſe ſoll vorzüglich den mediziniſchen Wiſſenſchaften geweiht ſeyn, iſt indeſſen noch ſehr bücherleer und gemiſcht. Was haben denn Auguſtin de civitate dei u. dgl. m. mit der Medizin zu ſchaffen? Das Merkwürdigſte im Innern ſind ein Paar außerordentlich ſchön gearbeitete Candelabern aus römiſcher Vorwelt, beinah gar nicht beſchädigt. Sie wurden in Italien unter den Ruinen von Adrians Palaſte gefunden und von Sir Roger Newdigate der Univerſität geſchenkt.

Die Ausſicht von der Gallerie iſt die ſchönſte, welche ich in Oxford gefunden habe, und ganz eigenthümlich. Oxford beſteht faſt zur Hälfte aus Collegegebäuden und andern zur Hochſchule gehörigen. Die ältern Colleges gleichen Klöſtern von alterthümlicher Bauart; die neuern dem, was wir in Paris oder Petersburg Hotels nennen würden. Mit jedem College ſind Gärten und Wieſen verbunden, und ſo bildet das Panorama von Oxford ein reizendes Gemiſch von gothiſchen und ländlichen Ausſichten. Die Anmuth des Frühlingstages (es war der 20. April 1813) trug nicht wenig zur Verſchönerung des wunderbaren Bildes bei.

#### Die Univerſität.

Sie iſt ein ſeltſames Gemenge mittelalteriſcher und neuer Ordnungen, wie die Stadt ein »Durcheinander« von gothiſcher und italieniſcher Bauart. Jedes Colleg hat eine gewiſſe Zahl darin eingebürgerter Stiftsherren oder »Fellow«, die der Wiſſenſchaft leben können; außer-

dem noch das, was wir bei uns zu Lande Studenten oder Burſche nennen, die »Commoners«. Aber weder die Fellows noch die Studenten ſind alle zu Oxford: von den letztern kaum die Hälfte. Sie bleiben aber trotz dem akademiſche Bürger, wenn ſie nur jährlich ihren Beitrag von 4 oder 5 Pfund Sterling zahlen.

In Allem ſticht das ariſtokratiſche Mittelalter hervor. Die Studirenden müſſen in ſchwarzen, ſeidenen Mänteln und ſammtnen Baretten gehen; aber die adlichen oder Noblemen Commoners tragen ihre Mäntel mit Aermeln, am Barett mit einer Gold-Troddel; die bürgerlichen oder Gentlemens weder Aermel noch Troddeln. Adliche erhalten nach drei, Bürgerliche erſt nach vier Jahren, in Folge beſonderer Prüfung, das »Batchelor-Diplom«, als Baccalaureen; nach ſieben Jahren bekommen ſie den Magiſtertitel und nach ſechszehn Jahren den Doctorgrad. Alſo ſchulfuchſiſche Kindereien, ärger, denn auf deutſchen Hochſchulen!

Auch auf todte Kirchlichkeit, die man hier, wie bei uns, »Gottesfurcht« nennt, wird Viel gehalten. Die armen Teufel von Noblemens und Gentlemens müſſen täglich, zu ihrer größten Plage, den Gottesdienſt beſuchen, mit oder ohne Andacht, gleichviel. Darum aber ſind ſie nicht frömmer, als auf deutſchen Univerſitäten, und treiben der luſtigen Jugendſtreiche die Menge.

Sie haben auch das mit unſern Burſchen gemein, daß ſie ſich gewiſſer Wörter bedienen, die ſonſt nicht gewöhnlich ſind, aber in ihrem Munde eine Art allegoriſchen Sinns haben. So nennen ſie die hier noch kleine Themſe die Iſis; einen Fremden etwas unhöflich einen Liar oder Aufſchneider; einen Geiſtlichen, der äuſſerlich zur engliſchen Kirche gehört, aber im Herzen dem Methodismus angehört, einen Pinky oder Blinzler.

In allen Colleges beobachten ſie eine eigenthümliche Tiſchceremonie. Man nennt ſie »Cup of Graie.« Am Schluſſe jeder Mahlzeit kömmt ein großer, ſilberner Becher mit zwei Handhaben auf den Tiſch, der mit ſtarkem Bier, Muskatnuß, Zucker, kurz, einer Art kalter Schaale, gefüllt iſt. Der Präſes nimmt den Becher und trinkt ihn ſeinem Nachbar zu: beide ſtehen auf, während einer oder der andere trinkt, und ſo macht der Humpen die Runde. »Die Sitte ſtammt aus undenklich alter Zeit,« ſagte mir mein Freund, the Rev. *Speidell* of St. John: »unſere Vorfahren tranken bei Tiſch nur einmal, und zwar erſt am Schluſſe der Mahlzeit. Das Aufſtehen aber bedeutet ein Bewachen des trinkenden Nachbarn gegen Meuchelmord.«

## Printinghouſe und Mrs. Wadham.

Zu den ſchönen Gebäuden von Oxford gehört Printinghouſe. Es iſt ein der gelehrten Anſtalten würdiges Inſtitut. Das Bemerkenswertheſte darin ſcheint mir aber der Umſtand, daß es aus dem Gewinn erbaut wurde, welcher an einem Buche, und zwar Clarendons history of the rebellion gemacht worden war, welches der Verfaſſer im Manuſkripte an die Univerſität ſchenkte. Ich habe wohl viele Bücher geſehen, die ihr Daſeyn irgend einem merkwürdigen Gebäude verdankten. Dies aber iſt das erſte Gebäude, das ich ſah, welches ſeinen Urſprunge einem Buche ſchuldig iſt.

Auch mit dem Entſtehen des großen und reichausgeſtatteten Wadham-College iſt ein wunderliches Ereigniß verbunden. Es ward im Anfang des XVII. Jahrhunderts von Nicholas und Dorothea Wadham geſtiftet. Nicholas ſtarb, bevor die Stiftung vollendet war; die Wittwe ſetzte aber das Werk fort und vollführte es. Dann bot ſie dem erſten Rector des Inſtituts ihre Hand an. Er ſchlug ſie aus. Weibliche Rache veranlaßte Mrs. Wadham, den Statuten des Collegs ein Geſetz beizufügen, dem gemäß kein Rector dieſer Stiftung heirathen dürfte. Ein Paar hundert Jahre lang fühlten alſo die Rectoren den Zorn der verſchmähten Schönen, bis vor einigen Jahren eine Parlamentsakte das unnatürliche Verbot aufhob. Das Aergſte war, Mrs. Wadham ſtarb in einem Alter von 85 Jahren, und zwar ſieben Jahre nach ihrem erſten und einzigen Mann.

---

## All-Souls-Bibliothek.

Dieſe Sammlung iſt eine der eleganteſten und reichſten in Oxford. Mir fielen aber die unzähligen Lücken in den Bücherſchränken auf und ich wunderte mich über den Fleiß von den gelehrten Fellows, die ihren Bücherſchatz ſo ſtark benutzten.

»O nein, das iſt der Fall nicht ſo ſehr.« Sagte der Führer zu mir.

— Aber die vielen Lücken! —

»Hier ſtanden vorher Blöcke, wie Bücher angemalt, die man aber vor einigen Wochen weggenommen hat, weil ſie hätten für einen Beweis der Eitelkeit gehalten werden können.«

Die Mitglieder dieſes Collegs befinden ſich ſomit in einem ſonderbaren Dilemma. Sie haben die Blöcke weggeſchafft, um auch nur den bloßen Schein von Eitelkeit zu meiden, und ſich dadurch, wie meine

naive Verwunderung bewies, den Schein noch größerer Eitelkeit zugezogen.

---

## An Jenny, in Reading.

Immer ward ich noch krank, verließ ich die gastliche Stätte,
Ist die Waare daran, ist die Verkäuferin Schuld?
Nie genoß ich zuviel, was du mir freundlich geboten,
Ward ich dessen zu voll, was du nicht hast und doch giebst?

Jenny, at the white hart, gehört zu den seltensten Naturschönheit des Städtchens Reading, an den Ufern des Kennet, und doch nennt sie keine Geographie, kein Guide du voyageur; in wenigen Jahrzehenden vielleicht kaum ein Leichenstein.

---

## Die Sacramentswoche.

Jetzt (den 6. Mai 1813) ist hier in Edinburg die Sacramentswoche. Jede schottische Stadt hat eine solche, in der Alles zum Abendmahl geht, obgleich es nicht immer die nämliche ist. Drei Tage lang sind dann die Läden und Buden geschlossen; aller Verkehr endet; alle Freude, sobald sie Geräusch macht, alle öffentliche Geselligkeit stirbt aus. Die Juden können ihren Sabbath, die Engländer ihren Sonntag nicht strenger halten, als die Schotten. Am Sonntag thut man in Schottland nichts, als daß man dreimal in die Kirche geht und sich dreimal den Magen verdirbt.

Einer meiner Freunde fragte im Mac-Gregor-Hotel eines Sonntags nach einem Buche. Man brachte ihm die Bibel. Er erklärte sehr bescheiden, er kenne das Werk schon und habe es mehrmals gelesen; er bekam zur Antwort: Man habe am Sonntag kein anderes Buch. — Einer meiner Tischgenossen, der mit mir im gleichen Kosthause speiste, trillerte am Sonntage sein Liedchen nach dem Essen. Die Wirthin warf ihm seine Weltlichkeit vor. — „Was soll man denn aus langer Weile singen?“ — fragte er. „Psalmen!“ antwortete sie. — Wer konnte da des Lachens Meister bleiben?

Diese kindische Sonntagsfeier und mechanische Werkheiligkeit ist freilich nur noch ein verbrauchtes Erbstück des verrauchten Glaubenseifers aus der Reformationszeit, und es hat sich durch Gewohnheit und Dressirung von einer Menschengeneration in die andere übergeschoben. Aber

daß heutiges Tages noch aufgeklärte Geiſtliche und ſelbſt Staatsmänner daran feſthalten, und in dieſer Sitte eine Krücke der Religion finden, beweiſt, daß die Staatsmänner noch immer den Glauben oder Aberglauben des Volks als Mittel benutzen mögten, und daß die Geiſtlichen der Macht der Religion ohne jene Stützen nicht trauen. Mir gefallen die an Krücken gehenden Religionen nicht; ſie hinken immer; ſie lernen nie ſelbſtſtändig gehen; und wenn einſt die Krücken brechen, fallen ſie mit ihnen zu Boden.

---

## Gratulation und Condolation.

Ich erinnere mich nicht, ſeit langem ſo herzlich gelacht zu haben, als geſtern (25. März 1813) indem ich in den Times las: die Prinzeſſin Charlotte habe ihre Mutter in Montagun-Houſe beſucht, und die Einwohner hätten vor Freuden darüber mit allen Glocken geläutet; doch ſei, wegen des Todes der Herzogin von Braunſchweig, die eine Hälfte der Glocken umwickelt geweſen (muffled) und habe Trauergeläute hören laſſen, während die andere Hälfte den Freudenlärmen machte. — Eine köſtliche Erfindung, beim Tode gekrönter Häupter anwendbar; le roi est mort; vive le roi!

---

## Schaff-Mull und Whisky.

Das »Schaff-Mull« ſcheint den gemeinern Schotten, beſonders den Hochländern, das zu ſeyn, was die »Friedenspfeife« den Wilden Nordamerikas, die »Cup of Grace« den Studenten in Oxford, die Flaſche den übrigen Engländern und der Kaffee den meiſten Europäern iſt: der Schluß jeder Mahlzeit; das Freundſchafts- und Friedenszeichen. Das Schaff-Mull iſt ein großes Horn mit Schnupftabak gefüllt, das die Reihe herum geht, und an das oft ein kleiner Löffel zum Bedienen und ein kleiner Haſenfuß oder ein ſchmales Bürſtchen zum Reinigen des Schnurbartes, oder doch des Raumes zwiſchen Naſe und Oberlippe, angehängt ſind. Das Horn gehört gewöhnlich einer Tiſchgenoſſenſchaft und iſt zuweilen an den Tiſch gekettet.

Es verſteht ſich, der Whisky darf am Ende auch nicht bei der Tafel des gemeinen Schotten, und für ihn überall in der Welt nicht fehlen. Großbritannien iſt in Hinſicht des Whisky in drei große Diſtrikte getheilt, die dies Getränk nur für ihre eigene Conſumtion ver-

fertigen dürfen: in die schottischen Hochlande, in die schottischen Niederlande und — in England. Die Qualität dieses Branntweins ist nach eben derselben Ordnung.

Es ist bemerkenswerth, daß die Handelsordnungen fast aller Staaten in Betreff des Branntweins gerade so aussehen, als ob sich die Gesetzgeber erst in ihm selber in reichem Maße Raths erholt hätten, ehe sie die Verordnungen machten. Selbst in England, wo doch Handelspolitik besser, als alles Andere verstanden wird, ist das der Fall. Die Folgen sind auch hier die nämlichen, welche dergleichen Schranken anderswo haben.

---

## Professor Gregory.

Er ist der erste Mann der medizinischen Fakultät in Edinburg, Nachfolger eines Cullen, eines Monroe. Zu seinen Grundsätzen gehört eine strenge Diät, nach der Uhr und Goldwage, die er selber auf's pünktlichste ausübt, und zu seinem Charakteristischen eine ungeschminkte, fast grobe Treuherzigkeit.

Wie dem Müller und Schornsteinfeger, sieht man jedem Stande, oder hört man ihm das Handwerk an, das er treibt. Wer erkennt nicht sogleich Militärpersonen an ihrer steifen, eingeübten Haltung; Schulmänner an ihrer docirenden Rechthaberei und Sylbenkrämerei; Mönche an ihrem kurzen Klosterschritte; Advokaten an ihrem Suchen und Eingliedern von Beweisen und Gründen; Pfarrer an ihrem Kunsternst und gedehnten Predigerstyl in der Unterhaltung? Fast alle ältere Aerzte haben ihre eigenthümlichen Wunderlichkeiten, die gewöhnlich nur Auswüchse irgend eines ihrer Charakterzüge sind, deren man in den Krankenstuben schonen mußte und die man damit zur Monstruosität groß zog. Der eine ist prahlender Charlatan und läßt's am Apothekerlatein nicht fehlen; der andere kommandirt oder flucht wie ein Bootsknecht; der dritte ist ironisch, zweideutig, selbst hämisch, um seine Autorität geltend zu machen. Feinen Welttton besitzen sie selten; absprechend sind die meisten.

Lord Newton, der als gaumseliger Aristippiker ziemlich bekannt ist, bat den Professor Gregory unlängst zum Mittagsessen. Dieser antwortete trocken: »Ich wollte lieber beim Teufel essen, als bei Ew. Herrlichkeit.« —

»Nun, so scheeren Sie sich zu ihm!« entgegnete der beleidigte Lord.

Als mein armer Freund C... ſich wegen ſeiner Geſundheit bei Gregory Raths erholen wollte, hörte ihn dieſer ſehr geduldig an; und die erſten Worte, die er ihm dann ganz freundlich erwiederte, waren: „You are poxed, Sir!“ (Sie ſind angeſteckt!) Man denke ſich die Verblüfftheit meines Freundes, der ſich ſeiner Reinheit bewußt zu ſeyn glaubte.

---

## Advokaten in Edinburg.

Das Korps der Advokaten in Edinburg zeichnet ſich im ganzen Großbritannien vor allen dieſes Standes durch eine wiſſenſchaftlichere, vielſeitigere Bildung, und was noch mehr iſt, durch eine uneigennützigere Beförderung der Wiſſenſchaften überhaupt aus. Ja, ich möchte behaupten, auf dem ganzen Feſtlande iſt dieſer Stand, in erwähnter Rückſicht, nicht, was hier. Zwei Bibliotheken, die beſten in Schottland, geben das rühmlichſte Zeugniß dafür. Die „Advocate's library“ würde Ehrfurcht verdienen, wüßte man auch nur von ihr, daß ſie zu des ehemaligen Bibliothekars Hume Geſchichte von England die Veranlaſſung gab und die Materialien lieferte. Die „Library of the clerks to the royal signes“ (der Advokaten für den ſchriftlichen Prozeß) exiſtirt erſt ſeit ungefähr vierzig Jahren durch bloße Privatbeiträge und iſt durch Auswahl und Eleganz bemerkenswerth. In den meiſten Ländern ſind die meiſten Glieder des Advokatenſtandes durchaus nichts anders, als was ſie zur Nothdurft für ihren Beruf ſeyn müſſen; blos gemeine Hand- oder vielmehr Maulwerker um's tägliche Brod.

Ich hatte leider nicht das Glück, den herrlichen Dichter des „Lany of the last Minstrel“ (Walter Scott) kennen zu lernen; eben ſo wenig ein anderes Mitglied der Edinburger Advokaten-Fakultät, den Mr. Laing, der kein unwürdiger Nachfolger Hume's und Robertſons iſt.

Vor ſeiner Geſchichte von Schottland befindet ſich eine Unterſuchung des Antheils, den Maria Stuart an dem Morde ihres Gemahls Darnley hatte, und ihre Schuld iſt leider da wieder recht ſehr bewieſen. Ein anderer Rechtsgelehrter machte mich indeſſen darauf aufmerkſam, daß Laings Beweis gänzlich auf die Lage des Hauſes, des ſogenannten „Kirk in Fields“ begründet wäre, welches in die Luft geſprengt worden iſt. Er erzählte mir zugleich, daß man über dieſe Lage noch keineswegs ganz im Reinen ſei; daß vielmehr aus ſehr triftigen Gründen auch eine andere Stelle dafür angenommen werden könne, wo dann Maria's

vorgeblicher Antheil ganz unmöglich gewesen seyn würde. Er will mir Pläne und Dokumente zeigen; und es soll mich herzlich freuen, wenn ich an der Schuld der schönen Sünderin auch nur etwas zweifeln dürfte. Der überzeugendste Beweis für ihre Unschuld würde sie nur bedauernswürdiger machen.

Mr. Laing, der den schottischen Nationalstolz an sich nicht ganz verläugnen will, hält die Schotten alle für kräftige Naturen, die an Charaktergröße und Genialität ihre Nachbarn unter günstigern politischen Verhältnissen weit überflügeln würden. Besonders Großes erwartet er von den Hochländern, wenn einmal die Civilisation ihre gälische Verhärtung recht durchdrungen und befruchtet haben würde. Sie sind, sagte er in einer Gesellschaft, wie ihr wilder Haideboden. Jede Stelle desselben, die mit ungelöschtem Kalk bedeckt wird, bringt in kurzer Zeit die üppigste Vegetation von weißem, aber auch nur weißem Klee hervor, während rund umher die öde Haide fortdauert. — Nicht dieser Einfall, sondern die angeführte Thatsache selbst nimmt mich Wunder. Also läge der Same des Klees schon seit Jahrtausenden da? Was wäre die Ursache solcher merkwürdigen Erscheinung? Hat man auch anderswo schon Versuche mit Kalk auf dem Haideboden angestellt?

---

## Englische Zeichnungen.

Ich habe oft Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß die englischen Fabrikate aus lakirtem Bleche, Papiermaché, Porzellan u. s. w. zwar in Eleganz der Formen und Schönheit der Farben fast Alles übertreffen, dagegen aber, was Richtigkeit und Anmuth der Zeichnung angeht, denen aus Sachsen, Braunschweig, Berlin und andern Orten bei weitem nachstehen.

Herr Getley in Birmingham, Associé des großen Hauses Fidgeon Getley u. Kemp., Eigenthümer einer solchen Fabrik, gegen den ich die nämliche Aeußerung wagte, gab mir vollkommen Recht, obgleich namentlich in Birmingham für eine Zeichnungsschule zur Bildung der Fabrikanten sehr viel gethan ist. Sollte nicht eine Ursache dieser auffallenden Erscheinung die seyn, daß die Schüler, aus Mangel an großen Mustern, durchaus in einer gewissen Mittelmäßigkeit bleiben müssen? — Das Genie freilich geht in allen Ländern sogleich zu der ersten Quelle, — der Natur. Allein das Genie wohnt selten in den Fabriken, wo hauptsächlich ein sorgfältiger Fleiß, ein richtiger Mechanismus erfordert wird. In ganz England ist keine öffentliche Bilder-

gallerie, obgleich die größten Kunstschätze in den Landhäusern des Adels und der »Gentry« zerstreut sind. In Dresden hat jeder Künstler Gelegenheit, nach den besten Meistern zu studiren. Sollte es nicht ein eben so nützliches, als patriotisches Unternehmen seyn, wenn in England jeder Edelmann von jedem Hundert seiner vortrefflichen Gemälde nur eins jährlich in eine Fabrikstadt schickte, um dort, unter gehöriger Aufsicht, für die jüngern und ärmern Künstler eine Sammlung ausgezeichneter Muster aufzustellen?

Herr Getley fand meinen Gedanken so gut, daß er sagte: »Man muß es versuchen und ihn in Bewegung setzen.« Eine ächt fabrikherrliche Metapher!

---

## Stanzen.

Si non amaveris, frigida loquor: da amantem, da sensientem, da desiderantem. — sciet quod loquor.

*St. Augustinus* in confessionibus.

Bereuen soll ich jene bess're Stunde,
Den einzigen, den nur zu kurzen Tag,
Wo vom Genuß die Bange überwunden
An meiner Brust in süßer Ohnmacht lag?
Warum, ach! ist er mir so rasch entschwunden,
Den ich mir nie zu oft erträumen mag?
Er, den ich mir von allen, die ich zählte,
Zum Einzigen und Letzten gern erwählte.

Wie ich, mit stürmisch fliegendem Entzücken,
Die holderröthende Gestalt umfing,
Und geizig, mit der Liebe Späherblicken,
An jedes reizende Geheimniß hing:
So soll mich die Vergangenheit beglücken,
Wie ich ihr hoffend einst entgegenging
Wenn jenes Bild, so wahr, als Wirklichkeit,
Mit neuer Glut die Sehnsucht mir erneut.

Wohl köstlich sind, der ersten Liebe Sehnen,
Des Mädchens Furcht, des Jünglings Schüchternheit;
Der räthselhaften Wünsche stille Thränen,

Und aller Reiz, den das Geheimniß leiht;
In jeder nächſten Gunſt die höchſte wähnen,
Wenn ſich an jedes Glück ein neues reiht,
Bis ſiegend, wo ſie überwältigt ſcheint,
Die Liebe klagt und das Vergnügen weint.

So glänzt am leichten Stamm, in weißen Reigen,
Ein Blüthenheer, des Frühlings heitre Macht;
Und dichter wölbt das Laub ſich an den Zweigen,
Und heimlich glühend iſt der Keim erwacht;
Bis ſich die reichen Aeſte ſpendend neigen, —
Der Baum enthüllt des Herbſtes farb'ge Pracht, —
Und, von der ſüßen Fülle angeſchwellt,
Dem Lüſternen die Frucht entgegenfällt.

O zügle nicht den Gott, der in dir waltet,
Nun vor dem trunknen Blick der Schleier fiel;
Des Lebens Räthſel hat ſich dir entfaltet
In deiner Sinnen wonnevollem Spiel.
Die Blüthe welkt und die Begier erkaltet,
Und, an der Jahre ſchnell erreichtem Ziel,
Beut, wie das Glück, nur die Erinnerung
Noch kalte Schatten, nicht Befriedigung.

Mit ihrem Glanze ſtirbt der Blume Leben;
Des Winters Sturm, er kennt die Lerche nicht;
Und langſam tödtet, was ein Lenz gegeben,
Des bleichen Schnees drückendes Gewicht.
Vergebens will ſich noch der Wunſch erheben,
Wenn einſt der Jahre Laſt die Kräfte bricht.
Ach, einſam lebt das Herz, wenn Alles ſtarb,
Was je der Sinn genoß, der Geiſt erwarb.

Zwar über alle Keime, die entſchliefen,
Schwingt bald ein andrer Lenz den Blüthenſtab;
Ein Sängerchor, das wärmre Sonnen riefen,
Schwebt auf die heimatliche Flur herab;
Uns weckt kein Frühling in den dunkeln Tiefen,
Kein Sonnenſtrahl erwärmt das kalte Grab.

Wohl jeder ſinkt; doch Keiner iſt erwacht, —
Iſt unſre Ewigkeit die ew'ge Nacht?

Eroberſt du dem Glücke neue Grenzen,
Du armes Herz, das heut durch Träume ſchweift?
Ach, aus der Jugend bald verwelkten Kränzen
Iſt keine Frucht für deinen Gram gereift.
Du ſiehſt umſonſt vergangne Fernen glänzen,
In die dein Wunſch voll Luſt und Ohnmacht greift.
Dir, Kind des Staubes und der Dunkelheit,
Gehört nur Ein Moment aus aller Zeit!

---

## An Sophie.

Haſt den Richterſpruch gefällt!
Aber ſoll ich dich verlaſſen,
Wird zum Kerker mir die Welt.
Willſt mich nun in Kerker betten?
Muß ich mein Gefängniß haſſen,
Lieb' ich dennoch meine Ketten.

---

## Alexander der Große.

Ich war am 15. December 1813 im Coventgardentheater. Man gab das Trauerſpiel »Alexander the great.« Im vierten Akt, in der Scene des Gaſtmahls, bei dem Alexander den Clytus ermordet hat, ruft er vom Thron herab: »Nun laßt uns von Schlachten ſprechen, das iſt für Krieger das Liebſte. Wer, meinet Ihr, ſei der größte aller Feldherren, die je gelebt haben?«

Hier fiel eine tiefe Baßſtimme von der Gallerie dem Macedonier ins Wort: »Lord Wellington!« — Und lauter Jubel hallte dem Einfall nach. Ich mußte lachen und doch mich zugleich ärgern. Die Eintagsfliegen ſehen nicht weiter, als vom Abend zum Morgen zurück. Was iſt denn aus dem Eroberer Europens geworden? Flüchtig iſt Napoleon von Moskau in die Tuilerien zurückgekommen. Was iſt ein Wellington neben dieſem Rieſen? Was wird Wellington, nach wenigen Jahren vielleicht, bei den nämlichen Menſchen gelten, die heute ſeinen Namen anjubelten?

Es ſcheint etwas Verkehrtes und iſt doch Wahres, was man den

Fürſten nicht genug ſagen kann: Nicht eure Generale, ſondern eure Diplomaten führen den Krieg; und nicht eure Diplomaten, ſondern eure Generale ſchließen den Frieden. Die Fürſten glauben das nicht; aber die Völker begreifen es: Diplomatengunſt iſt ihnen verhaßt; nicht Feldherrngunſt. Die weiland ſtummen Nationen gewinnen nach und nach das Wort; das Wort aber bringt Licht; das Licht bringt That.

Napoleon war auf dem Weg zur Weltherrſchaft; aber Weltherrſchaft iſt nie von Dauer geweſen. Er hat viel Altes und Schlechtes zerſtört, neben vielem Guten; er hat dem Beſſern aber Bahn gebrochen und mit eiſerner Ruthe die Völker aus dem Schlaf geweckt. Eine große Revolution wird ohne Zweifel den bisherigen großen Staatsaktionen folgen. Aber welche? das iſt die Frage. Werden die Fürſten über den Trümmern der Verwüſtung das Beſſere erbauen; oder aus den Trümmern wieder das Alte, Gebrechliche noch einmal zuſammenflicken und herſtellen, und die Grundſätze des Mittelalters zu Welttyranneien des XIX. Jahrhunderts machen? — Unmöglich. Aber wie wenn — —? Dann mögt' ich die tugendhafte Pflicht der Rache üben, und alle Geſchichtſchreiber, alle Schriftſteller an den Byzantiner Nicetas erinnern, der die Geſchichte ſeines Zeitalters nicht fortſetzen wollte, als Conſtantinopel durch die Lateiner im Jahr 1204 erobert war, um ſein Vaterland an den Barbaren zu rächen, und zwar, daß niemals einer ihrer Namen zur Kunde der Nachwelt gelangte!

---

## Armuth in England.

Großes Eigenthum iſt nur bei rohen Völkern, neben großer Armuth, unſchädlich. Bei aufgeklärten und gewerbigen Nationen iſt das Mißverhältniß des Beſitzthums verderbenvoll und unhaltbar.

Die Briten, als ein merkantiliſches Volk, bilden ſich ein, es laſſe ſich alles mit Zahlen abthun und beweiſen. So berechnete man mir, die Noth in England ſei nicht ſo außerordentlich, als man vorgebe. In England kommen zur Conſumtion, ſagte man, im Durchſchnitt jährlich 250 Pfund Fleiſch auf eine Perſon; in Frankreich nur 16 Pfund. Ich glaub's wohl; was ein Drittel der Nation verpraßt, davon kommen in der Repartition den übrigen zwei Dritteln die Zahlen zu gut; aber Zahlen haben weder Knochen noch Fleiſch. — Das Elend iſt einmal neben der Ueppigkeit vorhanden; es rüttelt und ſchüttelt an der öffentlichen Ordnung, bis einſt der prachtvolle Hungerthurm zuſammenſtürzt.

Es mag ſeyn, daß die Vermehrung der Maſchinen zur Fabrikation tauſend dürftige Arbeiter, deren Arm entbehrlich wird, in vorübergehende Verlegenheit ſtürzt. Aber man hat wahrlich unrecht, darin eine Hauptquelle der wachſenden Armuth zu ſehen. Diejenigen, welche gegen Maſchinen eifern, ſollten, wenn ſie conſequent wären, auch gegen gute Landſtraßen und gegen Briefpoſten eifern. Sie berückſichtigen nur die Producenten, und nicht die Conſumenten, die tauſendmal zahlreicher ſind und ſich zugleich mit jenen vermehren. Die 18,000 Dampfmaſchinen, im Durchſchnitt jede zu 16 Pferdekräften, alſo gleich den Kräften von 80 Menſchen, verrichten freilich, was 1,440,000 Perſonen; eben ſo die andern Maſchinen in ähnlichem Verhältniß. Aber die ungeheure Volksarmuth in England war, ehe das Maſchinenweſen. Sie wächſt offenbar mit der Nationalſchuld. —

---

## 2. In Frankreich.

### Mirabeau.

Unter den großen und eigenthümlichen Charakteren, die mit ſcharfen unwandelbaren, ich möchte ſagen, eiſernen Zügen, in der neuern Geſchichte Frankreichs hervorgetreten ſind, wie ein Robespierre oder Napoleon, oder Lafayette u. a. m., bleibt mir Mirabeau am unerfaßbarſten. Er iſt ein rieſenhafter Doppelmenſch; ein zuſammengeronnener Widerſpruch, ohne Einheit.

„Denken Sie ſich,“ ſagte Mercier einſt in ſeinem gewöhnlichen ſchleppenden Tone zu einem Frauenzimmer, welches fragte, wie Mirabeau ausgeſehen habe: „Denken Sie ſich die Phyſiognomie eines Löwenkopfes mit Pockennarben beſprengt.“ — „Und mit gepuderter Mähne!“ fügte Baggeſen hinzu, als er das bizarre Gleichniß erzählen hörte. Seine Geſichtszüge, in der Ruhe, verkündeten einen Mann, der zu Allem fähig ſeyn konnte. Sie verſchönerten ſich im Feuer der Beredſamkeit, wenn er erhabene Gegenſtände berührte. Es umſtrahlte ihn eine unnennbare Verklärung. Es war ein Prophet des Alterthums, ein Ariſtides oder Gracchus. Aber beherrſchte ihn der Leidenſchaften böſer Geiſt, ſo verzogen ſich ſeine Geberden widerlich und ſchreckhaft; das Schwellen und Zucken ſeiner Muskeln drohte Unglück; ſein Geſicht wurde bleich und mißfarben.

Oelsner, der nicht glauben wollte, daß Mirabeau Verfaſſer ſeiner eigenen Schriften und Reden geweſen ſei, und behauptete, Talleyrand beſäße das ganze Verzeichniß der wahren Autoren, nannte ihn nur ein „Ideen-Vampyr.“ — Ich weiß wahrhaftig nicht, ob das ein Vorwurf ſeyn ſoll? Sind nicht alle beſſere Köpfe Ideen-Vampyre, welche ſich durch fremde Gedanken nähren und mehren und den Reichthum der Geiſterwelt in ihr eignes Ich verwandeln? „Seine Fehler ſcheinen darum größer, ſagte Mounier: weil ſie eben die ſeinigen waren.“ Auf einem Prachtbilde fällt jeder Makel in die Augen, der auf einem Sudelgemälde kaum bemerkt wäre. Vielen Zeitgenoſſen ſchien Mirabeau von minder großem Charakter, als Napoleon, vielleicht weil letzterer ihnen allen näher ſtand. Aber ſo kann auch der nähere Berg, wär' er auch kleiner, den dahinter liegenden größern verdecken.

„Er hatte ſich, ſagte Schlabrendorf, im Zauberbecher des Nachruhms berauſcht. Er wollte einen europäiſchen Namen haben, und ſein großer Verſtand zeigte ihm, daß bloße Schlechtigkeit zu ſolchem Ruhme nicht führe. Daher war ihm zu trauen. Er konnte lüderlich, aber nicht gemein und niederträchtig ſeyn. Er beſaß zu viel Geiſt dafür. So durfte er ſagen: La cour m'achète, mais je ne me vends pas.“

Beſſer kannte dieſer Mann, denn jeder Andere zu ſeiner Zeit, den wahren Hebel aller Revolution. Donnez-moi une bête brute, j'en ferai bientôt une bête féroce!“ rief er einſt; und dieſe wenigen Worte enträthſeln alle Gräuel der franzöſiſchen Revolution. Prieſterſchaft und Adelſchaft hatten in ihrer dummen Schlauheit um die Wette gearbeitet, das Volk in ſeiner Brutalität zurückzuhalten, indem ſie es vor edlern Genüſſen der Civiliſation bewahrten; aber ſie hatten damit nur die Revolution und ihren eigenen Untergang vorbereitet. Sie hatten keine Menſchen erziehen wollen; darum wurden ſie von Beſtien zerriſſen.

Mirabeau brachte ſich mit gleicher Leichtigkeit ſeinen Tugenden, wie ſeinen Laſtern, zum Opfer. Er ſchien beide des Genuſſes willen zu lieben, den ſie gewährten. In beiden ſchwelgen hieß ihn leben. Er war in beſtändiger, unruhiger Thätigkeit. Er ermüdete täglich allein drei Pferde, drei Bediente, eben ſo viele Schreiber und Polizeiſpione. Um ein Uhr Nachts legte er ſich zu Bett, um zwei Uhr weckte er ſchon wieder ſeine Bedienten und ging an den Arbeitstiſch.

„Freilich war ſein Ziel am Ende ein eigennütziges,“ ſagte Schlabrendorf; „Mirabeau wollte die Conſtitution, um in Frankreich,

als Premierminiſter, an der Spitze zu ſtehen, und dies wieder, um Ruhm und Glück über ein großes Volk zu verbreiten. Er hatte darin Aehnlichkeit mit dem ihm ſonſt ſehr unähnlichen Necker. Auch dieſer wollte ſich unentbehrlich machen, und zwar durch muſterhafte Ordnung im alten Chaos der Finanzen und durch die Meinung, nur Er ſei dafür der einzige Mann. Daher ſuchte er zuerſt eine Stütze für dieſe Meinung in der Oeffentlichkeit ſeines Compte rendu. Ich könnte noch heut die Vertheidigung dieſes Compte rendu übernehmen, nicht als einer guten und genauen Rechnung an ſich, aber als der beſten von allen, die noch erſchienen waren. Es gibt übrigens einen Egoismus, der ſich durch Wahl edler Zwecke und Mittel verzeihlich machen könnte, könnte er überhaupt jemals verzeihlich werden.«

Es iſt das Streben aller Menſchen von Kraft, ſich mächtig, dann unentbehrlich zu machen. Bald aber halten ſie ſich in der That für die Unentbehrlichen; ja die übrige Welt glaubts einfältigerweiſe mit ihnen; und grade dann ſind ſie am nächſten daran, ſehr entbehrlich zu werden. Sogar Napoleon ward entbehrlich. Man verſchwindet und die Welt geht doch ihren Gang. Unendlich rührender iſt mir die Demuth derer, die ſich in der Welt für ganz entbehrlich halten; und doch liegt in dieſer Demuth eine Anklage der ewigen Verſehung.

---

## Großſinn einiger Freudenmädchen.

Eine merkwürdige und wenig bekannte Anekdote erzählt Lemontey, bei Anlaß der Hinrichtung der Königin Maria Antoinette. Er hatte einen achtungswürdigen Zeugen dafür zum Gewährsmann, der zur Zeit vom Prozeß der Königin in der Conciergerie gefangen ſaß. Die damaligen Despoten Frankreichs geriethen auf den hölliſchen Einfall, noch das Lebensende der Königin öffentlich zu beſudeln und ſie in Geſellſchaft von zwei Freudenmädchen, die in demſelben Gefängniß waren, hinrichten zu laſſen. Dieſes Vorhaben, aus dem ſie kein Geheimniß machten, kam auch zu den Ohren der beiden Mädchen. Aber der Gedanke an ſolche Zuſammengeſellung ſchien das Gemüth der Tiefgeſunkenen zu empören und wieder zu erheben. Sie kamen darin überein, feierlich zu erklären, daß ſie ſich ſelbſt auf dem Blutgerüſt in Ehrfurcht zu den Füßen der Königin niederwerfen, mit den Thränen den Saum ihres Gewandes netzen, und um Gnade und Verzeihung wegen des Frevels bitten würden, mit einer Königin zu ſterben. — Von dieſer unerwar-

teten Seelengröße entweihter Dirnen wich denn doch die Frechheit der Tyrannen zurück, die sich schenten, ein unwillkommenes Schauspiel zu geben, und eine unsterbliche Schmach über sich selbst, statt über die Monarchie, zu bringen.

Das Erhabene in dem Benehmen der beiden Mädchen scheint Lomontey, welcher sich nur in der Hoheit und Heiligkeit des unglücklichen Schlachtopfers vertiefte, nicht einmal gefühlt zu haben. Es lag in der großmüthigen Selbstverläugnung der Mädchen, welche, statt jenen angedrohten Entschluß wirklich auszuführen, wenn auch nur aus Eitelkeit, oder sich in der Geschichte der hingerichteten Fürstin unvergeßlich zu machen, darauf verzichteten, nur um der Königin in ihrer letzten Stunde ein unangenehmes Gefühl zu ersparen. Es war eine Demuth, die sich selbst für unwürdig hielt, vor allem Volke, in der Nähe der Königin offenbar zu werden.

---

## Was jeder Staatsumwälzung vorangeht.

Drei Ueberzeugungen gehen immer der Selbsthülfe des Volks voraus, bemerkte mir Schlabrendorf: die erste liegt im tiefen Gefühl von der Nothwendigkeit des Anderswerdens, dies Andere werde dann wie es wolle; es ist wenigstens schon im Wechsel des Elends eine Erleichterung desselben, wenigstens eine Hoffnung, die in der starren, immer gleichen, unerträglichen Gegenwart nirgends vorhanden ist. Die zweite liegt in der Erkenntniß, daß den gefühlten Bedürfnissen von der Regierung nicht abgeholfen werden will. Die dritte beruht im Bewußtwerden der eigenen Uebermacht.

Jene erste hatte in Frankreich die ersten Auftritte und warnenden Zuckungen des Volksgeistes in der Revolution veranlaßt. Die zweite stellte sich ein, als das Betragen des Hofes, nachdem der Krieg gegen Oesterreich erklärt worden, dem Volke alles Vertrauen raubte und in den Bewohnern der Tuilerien nichts, als Mitglieder, nicht einmal heimliche, der Coalition erblicken ließ. Die dritte Ueberzeugung schuf den 14. Juli 1789, den Sturz der Bastille.

---

## Der Direktor Rewbel.

Herr Pigault de Chaumes, welcher den gewesenen Direktor Rewbel sehr genau gekannt hatte, theilte mir mancherlei Denkwürdiges über ihn mit.

Rewbel war von Perſon ein großer, ſtarker Mann, langſam und derb in Wort und Bewegung. Sein rauhes Aeuſſere verſchleß eine ſehr redliche Seele und machte, daß er oft verkannt ward.

Vor der Revolution, als Advokat zu Colmar, hatte er auſſer dem, was ihm ſein Beruf erwarb, eine Einnahme von 10,000 Livers Renten. Mit ſeiner Frau hatte er 60,000 Fr. erheirathet. Wie alle Großwürdeträger hatte er nachmals die vom Senate dekretirte Gratifikation von 100,000 Fr. erhalten. Er hinterließ ſeiner Frau 74,000 Franken und jedem ſeiner beiden Söhne 37,000 Fr. Pigault de Chaumes hat ſelber das Inventarium von Rewbels Nachlaß aufgenommen. Mir war dieſe Angabe darum intereſſant, weil man Rewbeln ungeheure Reichthümer zuſchrieb. In Paris ſagte man: alle Nationalgüter im oberrheiniſchen Departement gehören ihm; in Colmar hieß es: alle Nationalgüter im Seine-Departement wären ſein Eigenthum.

Er hätte allerdings reich werden können, hätte ſeine Frau größern Einfluß auf ihn gehabt. Aber er war ein unbeſtechlicher Mann. Die Brüder B*s hatten in Paris bei der Barrière von Paſſy eine Spinnerei und Fabrik, eine der erſten der Art in der Hauptſtadt; doch war Hauptzweck der Fabrik, mit ihr einen verbotenen Handel mit engliſchen Waaren gleicher Art zu maskiren. Das Direktorium hatte ſtrenge Geſetze gegen den Schleichhandel ins Leben gerufen. Eines Tags kam der ältere B*s zur Frau Rewbel, als deren Gemahl eben Präſident des Direktoriums war. Er zeigte ihr eine Anweiſung von einer Million Francs auf die Bank von Frankreich und machte ihr begreiflich, daß es von ihrem Mann abhange, die Summe zu gewinnen. Dame Rewbel führte ihn bei ihrem Manne empfehlend ein. Eine Million, meinte ſie, ſei der Mühe werth.

»C'est beaucoup; je n'ai jamais eu autant!« rief Rewbel: »Je voudrois bien l'avoir. Et pourrois-je donc y contribuer par mon industrie? Ditez donc!« — B*s erklärte ihm die Handelsverhältniſſe und was Rewbel dabei thun könne. Dieſer erwiederte: »Il faut donc que vous y pourriez gagner beaucoup, comme vous pouvez offrir autant?« B*s verſicherte, es ſei freilich etwas dabei zu verdienen, aber ſein größter Gewinn dabei würde das Vergnügen ſeyn, ſich Rewbeln nützlich zu machen. Rewbel, grob und auffahrend wie er war, warf ihn die Treppe hinunter.

Als Bonaparte nach dem Frieden von Campo Formio zu Paris angekommen war, zeigte ſich das Direktorium ſehr unzufrieden mit ihm.

Der General ward empfindlich; er drohte ſeine Entlaſſung zu geben. Rewbel, ohne eine Miene zu ändern, reichte ihm kaltblütig die Feder hin, um das Geſuch zu unterzeichnen; was aber Bonaparte klüglich unterließ.

Ramel, der unter dem Direktorium Finanzminiſter geweſen war, hatte von Rewbeln ſchlecht geſprochen, und dieſer erfuhr es. Ramel ward ſpäter eines Beſſern belehrt und bereute was er gethan. Er bezeugte laut: Rewbel ſei der ehrlichſte Mann, und die franzöſiſche Freiheit ſei an dem Tage verloren gegangen, da Rewbel aus dem Direktorium getreten. — Eines Tages, als Rewbel bei Pigault de Chaume, wie er pflegte, frühſtückte, kam Ramel, eines Geſchäftes wegen, zu dieſem und ließ ihn heraus rufen. Als ſie ihre Sache abgethan hatten, entfernte ſich Pigault unter einem Vorwand und ließ indeſſen den Exminiſter ins Frühſtückzimmer treten, wo Rewbel ſaß. Jener näherte ſich dieſem ſchüchtern und reumüthig. »Je suis humilié, ſtammelte er: je suis...« — »Comment donc humilié?« rief Rewbel: »Lève-toi, viens ici, viens!« und umarmte ihn herzlich. Ramel wollte fortfahren ſeine Reue zu bezeugen. »Tais toi!« ſchrie jener: »c'est mort! c'est mort, te dis-je.«

Am 18. Fructidor ſandte Rewbel ſeinen Sohn, der Oberſt in der Armee war, um Carnot und Barthelemi zu verhaften. „Vous vous trompez, antworteten ſie ihm: dites à votre père, qu'il est notre prisonnier.« Der Oberſt aber half ihnen aus dem Traum, und bewies, daß ihre Plane geſcheitert wären. Carnot beſann ſich einige Augenblicke und rief dann: »Vous avez raison, je vous suiverai.« — Carnot wurde auf dieſe Art durch Rewbel gerettet, der ihn nach der Schweiz ſchaffte, wo ihn Herr Bontems, Aſſocié eines Hauſes gleiches Namens in Paris, verbarg. Barthelemi, weniger ſcharfſichtig, benutzte die Gelegenheit nicht, und ward nach Cayenne deportirt.

Ohngefähr, wie Pigault, beurtheilte auch der Graf v. Schlabrendorf Rewbeln. Dieſer breitſchulterige, ſchwerfällige Herr, ſagts er, machte meiſtens einen unbehaglichen Eindruck, obgleich das Aeußere eigentlich nicht unangenehm war. Aber es lag in ſeiner Haltung, in ſeiner Art des Umgangs ein gewiſſer roher Hochmuth. Denen, mit welchen er ſprach, drehte er faſt immer nur ein Viertel ſeiner Vorderſeite zu. Das ſchadete ihm viel, nicht nur ihm, ſondern auch der Sache, mit der er es ohne Zweifel ehrlich meinte. Er konnte nie eine große

Popularität erlangen. Auch ſeine Umgebungen taugten nichts. Unter andern hielt er zu viel auf einen Bauer, Namens Haſe, aus dem Elſaß, weil er ihn für einen ächten Patrioten anſah. Ich weiß nicht, was dieſer Menſch war. Mehr Schlauheit noch, als gerader Sinn ſchien in ihm zu wohnen. Durch ſolche Umgebungen beſtimmt, machte Rewbel auch den General Scherer zu ſeinem Günſtling, einen, ſagt Schlabrendorf, ausgemacht ſchlechten, nichtswürdigen Mann. Auch Rapinat war ein Schützling Rewbels. Dieſer Rapinat iſt viel gelästert worden. Zuviel iſt ihm gewiß gethan. Sein Amt, als Commiſſär, und ſein Name noch mehr, ſcheinen ſein ganzes Verbrechen und Unglück geweſen zu ſeyn.

---

## Aenderliches Urtheil.

Ehemals nannte man in der feinen Welt die Franzoſen ein liebenswürdiges Volk; der gemeine Mann in Deutſchland nannte ſie alle durch die Bank mit einem Kraftwort: Windbeutel. Jetzt umgekehrt läßt der Deutſche dem Muth und der ſtandhaften Freiheitsliebe der Franzoſen Gerechtigkeit widerfahren; in den höhern Ständen aber macht man über die Herzloſigkeit und den Egoismus der franzöſiſchen Nation viel Geſchrei.

Warum waren wohl dieſe herzloſen Franzoſen die Muſter der vornehmen europäiſchen Welt, ſo lange ihre Herzloſigkeit nur gegen die Volksſache gerichtet war; und warum iſt dieſe Herzloſigkeit erſt bemerkbar und anſtößig geworden, ſeit ſie ſich beſonders gegen die Intereſſen der Ariſtokratie äußert?

---

## Blicke hinter die Couliſſen des 18. Brumaire.

Eine der wichtigſten Cabinetsrevolutionen in der Geſchichte unſers Welttheils war unſtreitig die des 18. Brumaire (9. November 1799), durch welche Frankreich eine conſulariſche Regierung, bald einen Kaiſer, Europa zuletzt einen Diktator empfing. Wie groß, folgenſchwer und blendend das Schauſpiel jenes Tages in der Geſchichte daſtehen mag, ſo kleinlich erſcheint Alles, wenn man mit den Schauſpielern, welche die Heroenrollen darin hatten, hinter den Couliſſen vertrauter wird.

Sieyes und Bonaparte waren die eigentlichen Helden des Tags. Letzterer hatte die Nation durch ſeine Eroberungen Italiens

und Egyptens berauſcht; erſtern ſtaunte man, wie einen geheimnißreichen, politiſchen Archimedes an, der die Welt, wenn er Luſt hätte, aus ihren Angeln haben könnte.

Wie Sieyes zu einem Ruhm oder Ruf gelangte, der weit über ſeine Kraft und über alle ſeine Leiſtungen hinwegging, ſcheint wirklich räthſelhaft.

Er machte ſich zuerſt einen Namen durch ſein Wort über den tiers état. Dann lenkte der Spanier Marchena die Augen auf ihn, der immer in tiefſter Bewunderung von ihm ſprach, de cet homme, dont le silence est une calamité publique u. ſ. w. Zur Ausbreitung ſeines Rufes trugen endlich auch die Emigranten ihren Theil bei. Sie waren Höflinge, und Höflinge können nimmermehr ein Ereigniß ohne einen »faiseur« begreifen. So war ihnen der Herzog von Orleans der alleinige faiseur der Volksunruhen; Mirabeau der faiseur der Conſtituante; Sieyes aber der »archi-faiseur«, der alle Andere, wie Marionetten, tanzen ließ.

So gewann er, nicht nur im Ausland, ſondern ſelbſt in Frankreich eine unverhältnißmäßige Bedeutung, und während der Schreckenszeit ſagte man von ihm: Er nehme ſich in Acht, auch nur die Hand an die Stirn zu legen, aus Furcht, Robespierre mögte glauben, er fange wieder an zu denken.

Sein Aeußeres, ſein mönchiſches, verdrießliches Benehmen, ſeine Schweigſeligkeit im rechten Augenblick, gaben ihm eine geheimnißvolle Wichtigkeit. Man nannte ihn den bourru provençal. Seine Art zu entworten und zu erwiedern ließ den Vielwiſſer, den Scharfdenker ahnen. Erzählte ihm jemand etwas Neues, pflegte er nur zu entgegnen: »Et vous croyez cela?« Schlug ihm jemand einen Plan vor, verſetzte er: »Et vos moyens?«

Er wollte früher nicht ins Direktorium treten, weil er Widerwillen gegen Rewbel hegte, und mit dieſem nicht gemeinſchaftlich dienen wollte. Er verſprach ſich nichts von der neuen Regierung. Wider ſeine Erwartung gingen die Sachen vortrefflich, und jetzt erwachte in ihm die Luſt, einzutreten. Er gelangte dazu, aber als die glänzende Epoche des Direktoriums ſchon vorüber war. Ganz Frankreich glaubte, er werde die Republik retten. Aber die ihn kannten, riethen anders. Als ſeine Erwählung am erſten Abend bei Beauvilliers bekannt wurde, rief ein Royaliſt: »O herrlich, da hab ich den Schuſt nur erwartet. Das iſt der Platz, auf dem er den Hals bricht!« — Er hatte Recht.

Statt die unberechneten Unglücksfälle, die Frankreich trafen, dem Mangel einer guten Regierung beizumessen, suchte Sieyes ihren Ursprung in den Mängeln der Constitution und war von da an überzeugt, man müsse sie, um Frankreich zu retten, abändern. Sieyes hatte sich mit so vielerlei Constitutionswerk zu schaffen gemacht, daß er daran gewöhnt war, alles Heil und alles Uebel der Welt in den Constitutionen der Völker zu suchen und zu finden.

Bonaparte war aus Egypten zurückgekommen. Alle Parteien suchten eine Verbindung mit ihm. Er hielt es für sicherer und vortheilhafter, sich mit Sieyes und dessen Partei, als mit Barras zu verbinden. Man wußte damals, oder wollte wissen, Barras habe mit der englischen Regierung um die Restauration der Bourbons gegen 12,000,000 Franken, eine Art Unterhandlung gepflogen. Daher besaß er weder eine Stütze durch das öffentliche Zutrauen, noch jenes Vertrauen in sich selber, welches nur durch reines Bewußtseyn gewährt wird.

Aber bei Sieyes eignem, wunderlichem Charakter war es schwer, ihm beizukommen. Er und Bonaparte komplimentirten sich, wie zwei alte Marquisen, um die erste Visite (mich eines komischen Ausdrucks vom Grafen von Schlabrendorf zu bedienen, der mir das Folgende erzählte). Talleyrand machte endlich die vermittelnde Zwischenperson. Bonaparte hatte zuerst einen entscheidenden Entschluß gefaßt; denn seine eigene gefährliche Lage trieb ihn vorwärts; dazu kam das Antreiben von Seiten der Pariser, besonders der Kaufleute und Banquiers, deren Liebling er war, die es nachher aber schwer bereuten, ihn dazu gemacht zu haben.

„Warum, fragten sie, warum sind Sie zurückgekommen, da Sie die Furcht oder Eifersucht der Regierung kennen? Haben Sie Urlaub oder Befehl dazu gehabt? Was wollen Sie? Der Argwohn und die öffentliche Meinung vermuthen die Absicht eines Staatsstreichs von Ihnen. Nehmen Sie sich in Acht. Um nicht bestraft zu werden, müssen Sie gebieten können; und um Ihren Ruhm zu retten, müssen Sie die Republik retten.“

Solche Vorstellungen entschieden. Die Banquiers gaben Geld. Der alte Delessert (Vater des jetzigen), der späterhin den kühnen Mann des Glückes von Herzen verabscheute, spendete allein 300,000 oder 400,000 Fr. Sieyes ward halb gezwungen, in das gefährliche Spiel zu treten. Bonaparte stellte ihn (wie der Graf von Sch. sagte) au pied de mur und drohte, wenn er nicht beitreten wolle, sich an die Jakobiner zu

wenden. Das Erstere will ich glauben; das Letztere leuchtet mir nicht ein. Denn eben so gut hätte wohl auch Sieyes den General mit Loslassen der Jakobiner bedrohen können. Keinem von Beiden konnte daran liegen, daß es geschehe. Uebrigens wär' es auch da noch auf die Umstände angekommen. Der Jakobinerklubb hatte schon oft, bei jeder Weise, Geist und Zweck geändert, ohne den Namen zu ändern. Er war in dieser Hinsicht das unter den Gesellschaften, was der Moniteur unter den Zeitungen ist; c'etait un cadre tout prêt pour les dominateurs, wie Mignet treffend sagt.

Bonaparte's Gesinnungsart stand übrigens zu solchem Geist in vollkommenem Einklang, obgleich er, im Gegensatz von jenen Dienstbaren, zum Herrscher geboren zu seyn schien. Zwar sprach er eigentlich nie anders, als er unter gegebenen Verhältnissen in allem Ernste dachte. Aber, wie die Zeiten und Verhältnisse änderten, so änderten sich auch seine Ansichten und Gedanken. Als man um die Zeit des 18. Brumaire einen Cäsar oder Cromwell in ihm zu fürchten schien, rief er mit voller Ueberzeugung damals die Worte: «Mauvais rôles, rôles usés, indignes d'un homme de sens, quand ils ne le seraient pas d'un homme de bien. Ce serait une pensée sacrilège que celle d'attenter au gouvernement représentatif dans le siècle des lumières et de la liberté. Il n'y aurait qu'un fou, qui voulut de gaité de coeur faire perdre la gageure de la république contre la royauté, après l'avoir souterré avec quelque gloire et quelques périls.»

Genug, man vereinigte sich über den Sturz des Directoriums und die Veränderung der Regierungsform. Der Rath der 500 wurde nach St. Cloud verlegt. Der Rath der Alten hatte, der Constitution gemäß, das Recht, das gesetzgebende Corps in gewissen Fällen von Paris an einen andern Ort zu versetzen. Diejenigen, welche die wirklichen Verschwörer waren, spiegelten eine andere Verschwörung vor, die nirgends vorhanden war, um die «Fünfhundert» unter dem Vorwande der Sicherstellung aus Paris zu schaffen.

Am 18. Brumaire, während Bonaparte nichts weniger als entschlossen und kaltblütig in den Saal der 500 trat, befand sich Sieyes (ich habe dies und Folgendes aus Oelsners Munde, der sich genaue Kunde über alle Einzelheiten zu sammeln Gelegenheit genug hatte) in einem Nebenzimmer des Palastes. Mehrere von denen, die ins Geheimniß eingeweiht waren, leisteten ihm da Gesellschaft. Eine Truppenkette umgab den Palast; aber der Gesinnungen der Soldaten war

man noch keineswegs verſichert. Mehrere Chaiſen, mit vier und ſechs Pferden beſpannt, hielten hinter dem Palaſt.

Plötzlich verbreitete ſich in jenem Zimmer, man weiß nicht wodurch, die Nachricht, Bonaparte ſei aus dem Saal der Fünfhundert verjagt, die ihn vogelfrei erklärt hätten. Anfangs ſtaunten ſich Alle an, wie vom Blitz getroffen und erſtarrt. »Wir ſind verloren,« hieß es jetzt: »man muß ſich retten, wie man kann!« Ein einziger anweſender Capitän hatte einen Degen, den er zog. Die Uebrigen bewaffneten ſich mit Holzſcheiten, die am Kamin lagen, und in dieſem Aufzug verließen ſie das Zimmer und den Palaſt, um in die Chaiſen zu ſpringen und zu flüchten. Sieyes warf ſich mit Buſard *) (von welchem Deitner alle dieſe Umſtände ſelbſt vernahm) in einen der Wagen, in den auch Bonaparte, mit blaßem, zerſtörtem Geſichte ſtieg, indem er mit heftigen Geſtikulationen erzählte, was im Saale vorgegangen ſei. Sie waren im Begriff davon zu fahren, als eine Botſchaft von Lucian Bonaparte anlangte, dem eigentlichen Helden des 18. Brumaire, der unterdeſſen den Truppen Befehl gegeben hatte, den Saal der Fünfhundert von allen Deputirten räumen zu laſſen, und Gehorſam gefunden hatte.

In der darauf folgenden Nacht ſtand es immer noch bei Sieyes, den Dingen eine Wendung zu geben, die er für gut hielt. Denn nur ein Gewaltſchritt war geſchehen; aber damit noch lange nicht über Frankreich und den nachrauſchenden Strom der Begebenheiten entſchieden. Sieyes ſaß in einem Kabinet des Palaſtes, mit der Feder in der Hand, am Tiſch. Er ſchrieb, gab Nachrichten und Befehle nach allen Seiten, und ordnete das Weitere an, wie es ihm zweckmäßig ſchien. Bonaparte, kaum zur Beſinnung gekommen, ſtand vor dem Kamin, that nichts, ſprach durch einander und trank viel Waſſer mit Wein vermiſcht. Sieyes hätte die neue Conſtitution im Umriß entwerfen und am folgenden Tage promulgiren laſſen können. Er verlor den Augenblick, und begnügte ſich, das proviſoriſche Conſulat (aus Bonaparte, ihm und Roger Ducos zuſammengeſetzt) und eine Commiſſion zur definitiven Entwerfung der neuen Staatsverfaſſung aus fünfundzwanzig Gliedern vom Rath der Alten und fünfundzwanzig vom Rath der Fünfhundert anzuordnen.

Am folgenden Tage, und dies charakteriſirt ihn, hatte er den Freunden, die ihn beſuchten, nichts Wichtigeres zu empfehlen und einzuſchär-

*) Oder Bozard; der Name iſt im Original mit Undeutlichkeit geſchrieben.

ſen, als daß ſie ja nicht »le Consulat« ſondern »les Consuls« ſagen müſſen. »J'ai été chez les Consuls«, ja nicht: j'ai été au Consulat.« —

Der Augenblick war verloren und Bonaparte hatte ſich indeſſen ſelbſt wiedergefunden. Die Commiſſion der Fünfzig organiſirte raſch die ſämmtlichen konſtitutionellen Gewalten, den Staatsrath, das Tribunal ꝛc.; aber die vollziehende Gewalt allein ließ ſie noch unbeſtimmt. So oft ſie dahin wollten, ſagte ihnen Bonaparte: »Laissez-moi faire, laissez-moi faire!« So ſprach er zu Allen und wieder einzeln zu Jedem. Sein militäriſches Gewicht, und ſeine Verſprechungen gaben dem, was er ſagte, Kraft, und dem, was er wollte, Gehorſam.

Wie Alle, die Frankreich kannten und es gut meinten, war auch Sieyes überzeugt, daß dieſem großen Lande nur eine konſtitutionelle Verfaſſung zuſagen könne. Wie Alle, wollte aber auch er eine neue Dynaſtie. Dieſe und jene Frankreich zu geben, war einſtweilige Verabredung unter den proviſoriſchen Conſuls geweſen. Bonaparte mogte ſehr oberflächlich beiſtimmen. Die Wahl war auf den Herzog von Braunſchweig gefallen. Reinhard, damals Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, mußte ein Schreiben an dieſen, im Namen der Conſuln, entwerfen. Als der Brief dem Conſul Bonaparte vorgelegt wurde, fand er die Schreibart zu trocken und ſteif. »Nous ne sommes que des bourgeois, ſagte er: c'est un prince; il faut employer des termes plus humbles.« Er tadelte bald dieſe, bald jene Phraſe; bald dies, bald jenes Wort, und das Schreiben mußte nach ſeinen Bemerkungen abgeändert werden. Sieyes und Roger Ducos unterſchrieben den Brief und er gelangte an Bonaparte. Ob dieſer ihn mit ſeinem Namen unterzeichnet habe, iſt billig zu bezweifeln. Aber er expedirte ihn oder expedirte ihn nicht. Genug, Bonaparte, mit dem Brief in der Taſche, war jetzt Meiſter über den Willen ſeiner beiden Amtsgenoſſen. Er ſagte nun zu Sieyes: »J'ai dans ma poche de quoi vous perdre. Je peux prouver que vous avez voulu appeler un étranger sur le trône français.«

Noch in eine andere Schlinge war Sieyes gefallen. Das Direktorium hatte nämlich eine Art Privatkaſſe zu geheimen Ausgaben u. dgl. gehabt. Es fanden ſich in dieſer nach dem 18. Brumaire 300,000 bis 400,000 Fr. Lagarde, Sekretär des Direktoriums, fragte bei Bonaparte an, was damit zu thun ſei? »C'est une vilainie,« entgegnete dieſer: »cela ne me regarde pas. L'ancien gouvernement n'existe

plus; ses affaires particulières ne regardent pas le nouveau. Que les directeurs en fassent ce qu'ils veulent.«

Lagarde zeigte dieſe Erklärung bei Sieyes und Roger Ducos an, und beide — — theilten das Geld unter ſich, indem ſie an Lagarde 60,000 Fr. davon abgaben.

Als endlich die Commiſſion der Fünfzig zuſammen kam, um definitiv die Conſuln zu wählen, war für Bonaparte eigentlich noch nichts entſchieden. Freilich hatte er ſeine Männer in der Commiſſion; aber doch gab es auch noch viele unabhängige in derſelben, wie Daunou, Chenier u. a. m.; und es war gar nicht unwahrſcheinlich, daß Sieyes die meiſten Stimmen haben werde. Die Wählenden fingen an, ihre Stimmzettel in eine auf dem Kamin ſtehende Vaſe zu werfen, da unterbrach Bonaparte das Geſchäft. Zu wichtig, meinte er, ſei dieſer Schritt, um ihn mit Papierſchnitzeln abzumachen. Die Vorſchläge eines Mannes, der ſich von jeher um die Republik verdient gemacht, der das Vertrauen aller Parteien beſitze, würde zu befriedigendern Ergebniſſen führen. Er ſchlage den Bürger Sieyes vor. Er ſolle die Männer bezeichnen, deren Frankreich im gegenwärtigen Augenblick bedürfe.

Alle, die es mit Bonaparte hielten, zollten dem Gedanken deſſelben lauten, allgemeinen, für Sieyes höchſt ſchmeichelhaften Beifall. Andere, die der Intrigue fremd waren, fanden ſich dadurch überraſcht. Vergebens weigerte ſich Sieyes; denn das hieß ihn eliminiren. Aber man gab damit Frankreichs Loos in ſeine Hand, und er ſelbſt war — in Bonapartes Händen.

Endlich ergab er ſich in ſein ehrenreiches Schickſal, und ſchlug, bei der Nothwendigkeit, einen großen Namen und einen Krieger an der Spitze zu haben, zum erſten Conſul den Bürger **Bonaparte** vor, zum andern den **Cambaceres**, als einen Geſetzkundigen, der jenem mit Rath beiſtehen könne; zum dritten den Bürger **Lebrun** endlich, damit auch die Ariſtokratiſchdenkenden einen Mann in der Regierung fänden, welcher derſelben Zutrauen und Zuneigung von ihrer Seite erwerben könne.

Frohlockend ſtimmte Alles bei. So entſtand das **Conſulat**, oder, wie Sieyes lieber wollte, ſo entſtanden die **Conſuln**.

Es iſt mir jetzt klar, warum von Sieyes niemals Denkwürdigkeiten über die Revolution, wenigſtens niemals aufrichtige, zu erwarten ſtehen.

## Einfälle.

Die Pariser vergleichen die Kaiserin Josephine mit einem Wechsel tirée par *Barras*, endossée par *Cambacères* et acceptée par *Bonaparte*.

Von der französischen Revolution sagte Sieyes, was sich zum Theil von mancher sagen ließe: Ce n'etait que l'antichambre qui a voulu entrer au salon.

Geist oder Witz sind bei den Franzosen gleichbedeutende Begriffe. Der geistvolle Mann ist bei ihnen der Witzige. Nicht also ists bei den Deutschen. Der witzige Kopf ist bei diesem dem geistreichen untergeordnet. Der französische Witz ist heiter und leicht; der deutsche stechend, schneidend. Jener ist bei dem lebendigen Volke wohlfeil, und wenn er auch nichts, als ein Calembourg ist. Es wird belacht. Des deutschen Zwergfell ist spröder; der Witz theurer. Die französischen Blätter wimmeln von drolligen Einfällen; die deutschen erzählen ehrbar, trocken, höchstens empfindsam. Unter den deutschen Journalisten hat noch keiner den bleibenden Namen erhalten, wie der berühmte »Erlanger Zeitungsschreiber«, der zur Zeit des siebenjährigen Kriegs, oft mit der größten Gefahr seines Rückens, witzig war. Man sollte seine Einfälle wieder sammeln.

Bei der Nachricht, die sich verbreitete, der König von Preußen, Friedrich der Große, sei gefährlich krank, machte er die Bemerkung: »Er könne das unmöglich glauben, weil er selber noch Se. Majestät am nämlichen Tage auf einem Thaler mit gesunden, rothen Backen gesehen habe.«

Die Oesterreicher, welche in ihren Bulletins von den Treffen und Schermützeln mit den Preußen einigemal gemeldet hatten, ihrerseits hätten sie dabei nur einen einzigen Mann verloren, machten den Bericht von einer neuen Schlacht bekannt. Der Herausgeber der Erlanger Zeitung, nachdem er die Schlacht und den Verlust der Preußen mitgetheilt, schließt seinen Bericht mit den Worten: Was die Kaiserlichen betrifft, haben sie wiederum den bewußten einen Mann verloren.

---

## Der Aerolith von Juvinas.

Man lernt viel, wenn man das südliche Frankreich, und dies südliche, sinnliche, durch Priester und Mönche geistig, folglich auch moralisch verhudelte Volk, in puris naturalibus gesehen hat. Man wundert sich

dann gar nicht mehr über den weiland berühmten Marſeiller Pöbel-Patriotismus und deſſelben Beſtialitäten in Paris; oder über das politiſche Hin- und Hertummeln und ſchauerliche Reagiren des ſpaniſchen, portugieſiſchen und italieniſchen Royalismus und Liberalismus. Wo ganze Völkerſchaften nun einmal durch heimtückiſche, ſchleicheriſche Prieſterkunſt und Mönchszucht wahrhaft kindiſch geworden ſind, daß ſie, in prüfungsloſem, blindem Glauben, die Vernunft und den geſunden Menſchenverſtand, wie Erſcheinungen des Satans, anſpeien, da iſt keine andere politiſche Freiheit möglich, als die unter einem hellſinnigen, aufgeklärten Diktator, mit einem eiſernen Beſen.

Es verſteht ſich, daß von Familien, in welchen Erziehung, Unterricht und Leſen der Schriftſteller ſtatt findet, hier keine Rede ſei. Unter den Bewohnern von Nismes, Marſeille, Montpellier, Toulon u. ſ. w., findet man einen Grad von höherer Bildung, wie in den Städten Nordfrankreichs. Aber in der weiten Maſſe der barbariſchen, abergläubigen, fanatiſchen Umgebungen müſſen ſie ihre vernünftigen Ueberzeugungen, wie heimliche Sünden, verhüllen.

Die großen Aerolithen, welche am 15. Juni 1821 in der Nachbarſchaft des Dorfes Juvinas, im Ardeche-Departement, gefallen waren, ſetzten weit umher alle Nachbarſchaft in andächtiges Entſetzen. Man ſprach von ohngefähr 500 Teufeln, welche in der Luft ihren hölliſchen Lärmen getrieben und Steine heruntergeſchleudert hätten. Erſt am 23. Juni faßte man den Muth, ſich auf den Platz zu begeben, wo die Steine lagen.

Im darüber aufgenommenen Protokoll, unterzeichnet vom Maire Delaigne, und mit der Gegen-Unterzeichnung des Präfekturraths Teyſſonier, von Privas, verſehen, heißt es: »Dies denkwürdige Ereigniß war nur allein von Kindern genauer beobachtet, welche, weniger erſchrocken, als die vernünftigen Leute (que les personnes raisonnables) der Richtung folgten und den Ort beſtimmt anzeigten, wo die Steinmaſſe ſich in den Boden gewühlt hatte.« — Die »vernünftigen Leute« waren einige erwachſene Männer, die zufällig mit den Kindern in der Gegend auf dem Felde geweſen waren.

»Ehe man ſich dahin begab,« lautet es ferner im Protokoll, »berathſchlagte man lange Zeit, ob man mit Waffen verſehen dahin gehen ſollte, um ſich an das Unternehmen zu machen, welches ſo gefahrvoll ſchien. Aber Claude Serre, der Siegriſt, bemerkte mit vollem Recht, wenn da der Teufel wäre, würden Pulver und Blei wohl nichts

über ihn vermögen; und beſſer wäre, Weihwaſſer mitzunehmen. Er machte ſich anheiſchig, in dieſem Fall den böſen Geiſt ſelbſt zu vertreiben. Alſo machte man ſich auf den Weg u. ſ. w.«

Könnte wohl ein Protokoll aus dem eilften Jahrhundert dickern Aberglauben zur Schau ſtellen? Und obrigkeitliche Perſonen, welche bei dieſem Anlaß das Volk hätten über die Naturerſcheinung eines Beſſern belehren, das Protokoll verſtändiger abfaſſen laſſen ſollen, verſahen es, in aller Form, mit ihren Unterſchriften.

---

## Herr Eliçagaray.

Man muß ſich nicht wundern, wenn in dieſem Zeitalter einer teſtamentirenden heiligen Allianz die vernünftige Welt in Verzweiflung gerathen mögte. Alſo überall wieder Preßzwang, Geiſtererſcheinungen, Jeſuiten, Verfolgung der Helldenker, künſtliche Verdummung der niedern Stände, Myſticismus, Schwärmerei, Prieſtergewalt, Verſtümmelung der bürgerlichen Freiheiten, Verdächtigungen der geſunden Vernunft? — Sollte man nicht ſchwören, in den bisherigen Gährungen der europäiſchen Welt ſeien die Hefen des Volks in die Höhe geſtiegen, daß ſie mit ihrem Schlamm das ganze Zeitalter trüben und verdunkeln wollen? Der Pöbel ſei mit ſeinem Unverſtand zu Ehren gekommen und wolle nun, in Miniſter, Staatsräthe, Kammerherren u. dgl. verkleidet, das neunzehnte Jahrhundert nach ſeinem Geſchmack regieren? — Dieſe Höflinge und ihre Agenten ſind es, welche neue Staatsumwälzungen vorbereiten.

Aber ſchamloſer habe ich dies Treiben nie geſehen, als durch die Miſſionäre unlängſt hier (in Marſeille).

(Beilage.) Im Juni 1821 kam Herr Eliçagaray, Inſpektor der Univerſität, nach Marſeille und unterſuchte das geſammte Schulweſen. Beim erſten Beſuch des königlichen Collegiums, wo ihm ſämmtliche Profeſſoren vorgeſtellt worden waren, hielt er eine Anrede, die ihn und die Ariſtokratie dieſer Zeit treffend bezeichnet. Man könnte vielleicht dermaleinſt glauben, (denn, wills Gott, wird doch der gekrönte Unſinn nicht immer an der Tagordnung bleiben!) die Rede ſei ein erfundener Schwank zum Lachen. Aber Herr Eliçagaray meinte es damit im bittern Ernſt, und ſein »Discours« erſchien in einem öffentlichen Blatt abgedruckt, und zwar in No. 67 des *Cadurée*, feuille de Marseille, littéraire, commerciale et judiciaire. Montags den 18. Juni 1821.

Seine Anrede begann alſo:

»Wir werden uns in zwei Stunden wieder beiſammen ſehen, meine Herren; da werd' ich Ihnen die königliche Ordonnanz erklären. Sie iſt etwas dunkel; aber Sie werden haben bemerken können, daß es alle Ordonnanzen ſind. Es muß ſo ſeyn, damit man im Nothfall zweierlei Maß und Gewicht brauchen kann. Man nennt das wohl, aber mit Unrecht, Willkühr; es iſt vielmehr Weisheit.«

»Man muß zweierlei Maß und Gewicht haben, ja, meine Herren, man muß! Setzen Sie den Fall, ein Zögling, deſſen Geſinnungen bekannt ſind, der mit pünktlicher Genauigkeit die Vorſchriften der Kirche erfüllt, begehe einen Fehler. Man drückt das Auge dabei zu. Aber ein anderer, der irriger Grundſätze verdächtig iſt, begehe den nämlichen Fehler. Man iſt nur zu glücklich, daß er ihn beging; man verzeiht ihm nicht; man jagt ſolchen Menſchen fort.«

»Müßte man ſich in allen Fällen nach dem Geſetz richten und von ihm leiten laſſen: der erſte, beſte Thürhüter könnte regieren! (s'il falloit se conformer à la loi, se laisser diriger par elle, dans toutes les démarches; le premer portier venu pourroit régner).«

»Ich, meine Herren, ſtand einſt an der Spitze einer Erziehungsanſtalt; die Eltern ſagten mir, ich wäre ungerecht. Ich antwortete ihnen: Es würde mir leid thun, gerecht zu ſeyn. — Sie ſind parteiiſch! — Mir würde es leid thun, unparteiiſch zu ſeyn. Sehen Sie, ſo muß man handeln.«

»Es geht mit dem öffentlichen Unterricht in Marſeille gut, aber zu gut. Denn Phyſik, Mathematik, Chemie, kurz, alle Wiſſenſchaften, die Sie da vortragen, ſind doch für die Geſelligkeit der Menſchen nachtheilig (ne sont que pernicieuses à la sociabilité des hommes). Unſer König braucht keine Gelehrte. Wir müſſen monarchiſche, religiöſe — — ich wollte ſagen: religiöſe, monarchiſche Leute haben. Darin iſt unſer Souverän vollkommen einverſtanden mit dem Kaiſer von Oeſterreich.«

Hier noch einige Kernſtellen aus der Rede des Herrn Eliçagaray an ſämmtlich verſammelte Profeſſoren von Marſeille. Er begann folgendermaßen:

»Ich habe Sie, meine Herren, hier verſammeln laſſen, um Ihnen die uns ertheilten Inſtruktionen zu eröffnen. Ich bin voraus überzeugt, daß ſie niemanden von Ihnen betreffen. Denn wenn Einer von Ihnen nicht durch religiöſe, monarchiſche Sinnesart beſeelt wäre, er könnte hier

gar nicht leben; die Atmosphäre von Marseille würde ihn ersticken. Die Generalinspekteren sind beauftragt, zu beobachten, ob Eintracht unter den Professoren der Collegien herrscht. Ich sage Ihnen, wie der Apostel Paulus *), meine Kinder, liebet Euch unter einander!« — —

»Es kann Ihnen nicht entgehen, daß Politik und Religion unzertrennlich sind. In der That, Herr v. Corbière, ich wollte sagen, Herr Präsident des königlichen Raths, der sich nicht an die große Instruktion hält, hat es tief gefühlt, daß überall nur das monarchische und religiöse Prinzip, oder vielmehr das religiöse und monarchische Prinzip, Hauptsache sei.« — —

»Wir werden Se. Gnaden, den Herrn Erzbischof, in seine neuen Rechte installiren. Die Feierlichkeit wird nächsten Donnerstag statt haben, und Se. Gnaden mit allen, dessen Rang gemäßen, Ehren empfangen werden. So wird nun eine sehr thätige Aufsicht beginnen. Meine Herren, Sie sind jetzt der bischöflichen Autorität untergeben. An Ihnen ists, durch Ihre Gesinnungsart, durch Ihr Benehmen, seine Protektion zu gewinnen.«

»Es sollen bei allen Hauptakademien Normal-Anstalten eingerichtet werden. Dazu werden aus allen Schulklassen, von der dritten an, acht Zöglinge gewählt, und zwar solche, welche sich durch glückliche Anlagen, durch Frömmigkeit und durch ihre monarchische Sinnesart auszeichnen. Sie stehen unter unmittelbarer Leitung der Aumeniers. Die Universität, indem sie dem Staate eine in solchen Grundsätzen erzogene Generation schaffen will, wird diese Zöglinge mit denen der Hochschule von Paris gleichstellen. Goldene Medaillen werden unter die Professoren vertheilt werden, die sich in ihren Amtspflichten auszeichnen. Wärme und Eifer thut noth. Wenn Sie alle Gelehrsamkeit Rollin's, aber nicht seine Frömmigkeit hätten: so würden Sie keine Medaille bekommen. Richten Sie sich danach!« (Quand vous auriez toute l'instruction de Rollin, si vous n'avez pas sa piété, vous n'aurez point de médaille; arrangez-vous!)

»Was Ihre politischen Meinungen betrifft: so ists nicht hinlänglich, gutgesinnt zu seyn; Sie müssen oft und eifrig diesen Sinn aussprechen. Sie müssen suchen Gleichgesinnte zu machen. (Il faut tâcher de faire des prosélytes.) Wir verlangen keine feige, stumme Leute. Wir haben Handelnde, von Nachdruck, nöthig.«

---

*) Der Redner irrte sich im Apostel; er hätte Johannes nennen sollen.

„Wir hoffen, meine Herren, daß die Maßregeln, zu denen wir ſchreiten, allem Streit zwiſchen Prieſterthum und Schule ein Ende machen werden. Das iſt der Wunſch des würdigen Chefs des öffentlichen Unterrichts, eines Mannes von richtigem Blick, großer Feſtigkeit und tiefer Urtheilskraft.“

„Dieſer würdige Chef fühlt es wohl, daß Ihre Gehalte gering ſind. Weil es jetzt noch unmöglich iſt, Prieſter zum Unterricht zu verwenden, muß man ſonſt unverheirathete Perſonen, ja ſelbſt Verheirathete anwenden. Die Letztern, mit Weib und Kindern, ſind auf das Unentbehrlichſte beſchränkt. Sie wollen Brot, Wein, Suppe, Fleiſch, Pfeffer, Salz, Schuhe, Strümpfe, Hoſen, Röcke, Hüte u. ſ. w. Aber dafür ſorgen zu können, meine Herren, müſſen vor allen Dingen die Royaliſten triumphiren. Der Herr Präſident des königl. Rathes hat dies Jahr ſchon großen Einfluß auf die Mitglieder der Budgetkommiſſion gehabt. Fallen die nächſten Wahlen royaliſtiſch aus: ſo wird er dann die ganze Kommiſſion im Aermel haben, und nach Belieben über das Budget verfügen. Aber ich wiederhole es, dazu müſſen die Royaliſten Meiſter werden. Kommen die Liberalen oben auf, ich ſag' es laut, dann kein Frankreich, keine Univerſität mehr, Alles vollſtändige Anarchie!“

„Man will den Gehalt der in den Collegien Angeſtellten nur in ſo weit vermehren, daß ihnen ein anſtändiges Auskommen gegeben wird aber keine Reichthümer! Solch ein Wort muß bei der Univerſität rein ausgeſtrichen ſeyn!“

„Darf ich Ihnen hier ein Wort von mir ſelber ſagen? Ich war Lehrer in Spanien. Sie wiſſen, in jenem Lande behandelt man den Lehrer, wie einen Hausbedienten.' Gut, meine Herren, ich ward elf Jahre lang wie ein ſolcher behandelt; ich hütete meinen Zögling bis in ſein vierundzwanzigſtes Jahr; keinen Schritt that er ohne meine Erlaubniß; immer war er bei mir; ich wachte mit Aug und Herz. Er wird nun von den Kolonien zurückkommen, aber, wohlgemerkt, meinen Einfluß glaub' ich nicht auf ihn verloren zu haben. Ich werde mit gutem Kaffee und Zucker von ihm verſorgt werden.“

„So, meine Herren, ſo müſſen Sie verfahren, um dem Könige treue Unterthanen zu machen! Ich lade Sie nun ein u. ſ. w.“

---

## Zwei Prophezeihungen von Raynal.

Raynal, der ſeine philoſophiſche Geſchichte von Indien in den Siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ſchrieb, weiſſagte im achten Buche zweimal über Spanien, und die Weiſſagungen ſind erfüllt.

Die erſte betrifft die Unvermeidlichkeit einer Revolution in den ſpaniſchen Kolonien, als Folge des ſtillen, tiefen Haſſes zwiſchen den Creolen und den europäiſchen Spaniern, die von der Regierung mit der albernſten Partheilichkeit allein begünſtigt wurden. Die gegenwärtigen Unruhen Amerika's verdanken hauptſächlich dieſen Partheien ihren Urſprung.

Die andere Weiſſagung betrifft die Inquiſition. Will Spanien ſie nicht ſelbſt aufheben, wird es von einem Eroberer dazu gezwungen, deſſen erſter Friedensartikel die Vernichtung der Auto da Fé's in Europa und Amerika iſt. Napoleons Invaſion machte in gewißer Hinſicht dies Wort wahr.

Der ſchlichteſte Menſchenverſtand könnte heutiges Tages prophetiſch werden. Diplomaten und Höflinge aber ſehen keine Zukunft, ſondern drehen ihre Augen nur der Vergangenheit zu. Darum glauben ſie weder Warnungen noch Prophezeihungen. Sie fahren in ihrem Lebensſchifflein rücklings ſitzend, den Strom der Zeit hinab; glauben aber, es gehe vorwärts mit ihnen, weil die Ufer vorwärts zu eilen ſcheinen.

---

## Politiſches Glockenläuten.

Die Mächtigen der Erde halten es mit den Wolken am politiſchen Horizont, wie die Bauern mit den phyſiſchen Gewitterwolken, beide glauben, ſie mit Glockenläuten verbannen zu können.

Welch ein Zeitalter! Die Miniſter meinen, ohne Religion und Gensdarmerie laße ſich kein Volk regieren. Wäre es möglich, ſo würden die Bourbons ganz Frankreich in ein Kloſter verwandeln, wie Bonaparte vorher daraus gern eine große Kaſerne gemacht hätte.

Man hat mir erzählt, der Oberhofprediger Spalding habe einmal in einem Geſpräch mit Friedrich II. die Unentbehrlichkeit religiöſer Geſinnungen im Volk darthun wollen. »Ja, vorm Teufel!« rief der König: »da hat Er Recht, eine Religion muß ſeyn.« — So hörte auch Lafayette, als er eines Tages vor einer Küche vorbei ging, die Köchin rufen: »Oui, sans doute: il faut une religion pour le peuple!«

Iſt irgend ein Volk für das politiſch-religiöſe Glockengeläute em-

pfänglich, um darüber die Zauberſtimme der Wahrheit, des Rechts und der Freiheit eine Zeit lang nicht zu hören: ſo iſt es der Pöbel im Süden Frankreichs. Da wäre heut noch eine Heimkehr der Dragonaden möglich; aber — aus dem gleichen Grunde — auch eine Heimkehr der Marſeiller Sansculotten und Septembriſeurs.

Die Religion ſoll den Menſchen heiligen, vergöttlichen; das iſt ihre Urbeſtimmung. Die Hofpolitik bedient ſich ihrer, um die nach Gottes Ebenbild Erſchaffenen zu verthieren.

# Der
# Geiſt des XVIII. Jahrhunderts.

Willſt du dein Heute verſtehen, blick' in dein Geſtern zurück.

## Vorwort.

Der Charakter des achtzehnten Jahrhunderts iſt im Allgemeinen durch die Benennung »des philoſophiſchen« in ſo fern richtig bezeichnet worden, als die Ideen und Geiſtesforſchungen auf die Geſtaltung der Menſchheit inner dieſem Zeitraum mehr, als in einem frühern, vorzüglichen Einfluß in jeder Beziehung ausgeübt haben. Nicht nur im Gebiete der ſinnlichen Wahrnehmung, ſondern auch in den weiten Regionen des Gedankens und des Gefühls iſt Nichts, was die menſchliche Vernunft nicht erforſchend und prüfend in den Spiegel ihrer Reflexion mit möglichſter Klarheit aufzunehmen geſtrebt hätte. Nichts in der Welt ſchloß ſie von der Sphäre ihrer Betrachtung, ihrer Beurtheilung und ihrer Schlußfolgerung aus. Daraus ging ein Ergebniß hervor: erſtens, daß in der Menſchenbildung die Bildung der Vernunft weitaus die Oberhand gewann und das Streben derjenigen, die gebildet ſeyn wollten, vorzugsweiſe auf die Verſtandes- oder Vernunftbildung gerichtet wurde; zweitens, daß die Grenzen zwiſchen dem Gebiete des Glaubens und dem des Wiſſens vielfältig in Verwirrung geriethen und die Autorität des Glaubens in gleichem Maß einen engern, wie die der Vernunft einen erweiterten Raum erhielt. Wenn eine Abnahme der Leichtgläubigkeit in Bezug auf Gegenſtände der Natur, und des gemeinen, aus Unwiſſenheit hervorgehenden Aberglaubens wahrgenommen wurde, ſo vermehrte ſich anderſeits zuſehends nicht nur der Unglaube, ſondern auch der einbilderiſche Wahnglaube an die Möglichkeit, das Uebernatürliche zu ergründen und zu bewältigen.

## Die Wiſſenſchaften.

Es iſt keine Wiſſenſchaft, die nicht bereichert worden wäre; was vorzüglich dem Umſtand zu verdanken iſt, daß man beſſer denn zuvor den Weg der Beobachtung und Erfahrung, als denjenigen erkannte, welcher zu zuverläßigen Ergebniſſen führe. Ein anderes Hauptverdienſt der wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen im achtzehnten Jahrhunderte beſteht darin, daß die Wiſſenſchaften als ein eng verbundenes Ganzes betrachtet wurden, und man daher achtſamer die eine zur Förderung der andern benutzte und alle in dem Zuſammenhang, der zwiſchen ihnen ſtatt findet, zu bearbeiten bedacht war. Auf ſolche Weiſe machten beſonders die auf Sinneswahrnehmung und genaue Berechnung beruhenden Wiſſenſchaften ausnehmende Fortſchritte. Die Wiſſenſchaft des Denkens aber (die Philoſophie) trug den übrigen die Fackel voran. Nachdem der Scharfſinn (zuerſt von Baco und Montaigne, dann von Leibnitz, Locke, Hume, Berkeley und Bayle) die Grundlagen der alten Skolaſtik erſchüttert und die Nothwendigkeit des Zweifels, ſo lange der Erweis nicht hergeſtellt iſt, im Bereiche des Wiſſens dargethan hatte, löste ſich zwar die philoſophiſche Forſchung einige Zeit in ein unbeſtimmtes Umherſchweifen ohne Leitſtern und Compaß auf; man begnügte ſich, ein buntes Mancherlei zu betrachten und gleichſam zu betaſten und zu beriechen und allerlei Schlüſſel an der Thüre zum Heiligthum des Wiſſens zu probieren. Dieſe eklektiſche Methode zu philoſophiren ſetzte aber an die Stelle der veralteten und morſchen Skolaſtik nur eine Seichtigkeit von Kenntniſſen, welche man vergebens durch den Schmuck des Styls in der mehr oder weniger redneriſchen oder dichteriſchen Einkleidung zu verhüllen ſuchte. Dies war der Zuſtand des Philoſophirens, als Kants Kritik ihm eine beſtimmte, der Würde wiſſenſchaftlicher Forſchung entſprechende Richtung gab. Ihr erſt gelang eine deutliche Zergliederung der Anlagen und Kräfte des menſchlichen Geiſtes und eine umfaſſende gründliche Ausmeſſung ihres Bereichs; ſie erſt ſetzte genaue Grenzen zwiſchen dem Gebiete des Wiſſens und dem des Glaubens feſt; durch ſie erſt wurde der wahre Werth des Zweifels ans Licht geſtellt und ihm ſeine Bahn und ſeine Schranken angewieſen. Die Verdienſte dieſer Kritik um Begründung und Förderung wahrer Wiſſenſchaft wird erſt ein ſpäteres Zeitalter vollſtändig und ungetrübt zu würdigen im Stande ſeyn. Dieſe Verdienſte ſind mehr verneinender (den Irrthum verhütender) als poſitiver (Wahrheiten feſtſtellender) Natur. Es liegt aber dies im-

Weſen der Philoſophie und der Vernunft ſelbſt, daß ſie weniger dogmatiſch belehre, als kritiſch die Abwege bezeichne, die von der Wahrheit entfernen.

Am Ablaufe des achtzehnten Jahrhunderts war man noch weit entfernt, zum vollen Beſitz und Genuß des fruchtbaren Einfluſſes der ſo eben bezeichneten philoſophiſchen Forſchungen, auf die verſchiedenen Fächer des menſchlichen Wiſſens gelangt zu ſeyn. Nicht nur ſtanden vorgefaßte Meinungen dem entgegen, ſondern einerſeits bedurften die neuen Ideen ſelbſt noch einer vollendeten Durch- und Ausbildung, und anderſeits konnten, nachdem der Forſchungstrieb einen ſo ſtarken Anſtoß erhalten hat, neue Beſtrebungen, das Reich des Wiſſens noch feſter zu begründen und wo möglich deſſen Grenzen zu erweitern, nicht ausbleiben. Jedenfalls haben diejenigen, die nach dieſem Reich ſtreben, zuverläßigere Wegweiſer erhalten, und man darf annehmen, es werden bei achtſamer Befolgung dieſer Wegweiſer der folgenreichen Verirrungen ſowohl als mit der Zeit auch der ganz unfruchtbaren Spekulationen immer weniger werden.

---

## Politiſche Weisheit.

Noch zu keiner Zeit hatte ſich die Politik, ſo weit ſie auf die innern Angelegenheiten der Staaten ſich bezieht, für Belehrungen von Seite der Wiſſenſchaften überhaupt und der Philoſophie insbeſondere ſo empfänglich gezeigt. In frühern Epochen hatte ſich wohl die Politik manche Klugheitsregeln, welche der Geſchichte entnommen ſind, angeeignet. Aber eine Wiſſenſchaft der Staatswirthſchaft gab es nicht. Dieſe iſt ganz eigentlich die Tochter der Philoſophie, die an der Stelle der ſkolaſtiſchen Spitzfindigkeiten ſich die Verbeſſerung der Zuſtände der Menſchheit zur Aufgabe verſteckte. Sie machte die Regierungen auf die unermeßlichen Vortheile aufmerkſam, welche ſie von den Wiſſenſchaften ziehen können; ſie beleuchtete die Gebrechen, die Unhaltbarkeit und Schädlichkeit der im Mittelalter ausgebildeten Geſetzgebung; ſie bewies, daß die Geſetze und politiſchen Einrichtungen mit den Bedürfniſſen und dem Bildungsgrad der Völker gleichen Schritt halten müſſe. Erſt im achtzehnten Jahrhunderte ging der Saame, welchen Baco, Sydney, Sully, Hugo Grotius ausgeſtreut hatten, fruchtbringend auf. Montesquieu, Puffendorf, Filangieri, Beccaria und Andere pflegten ihn. Alle Zweige der Staatsverwaltung bekamen eine

neue Einrichtung. Die Wohlfahrt der Geſammtheit wurde immer mehr der leitende Geſichtspunkt, und in den meiſten Staaten ging das Beſtreben auf Wegräumung aller Anſtalten und Anordnungen, die dieſem Geſichtspunkte im Wege ſtanden. Gefördert wurde dieſe neue Staatswirthſchaft durch die Vermehrung des Staatsaufwands, deſſen Bedürfniß die von frühern Kriegen herrührenden Schuldenmaſſen, die neuere Kriegskunſt und der zunehmende Luxus herbeigeführt hatten. Zur Befriedigung des neuen Finanzbedarfs konnte die althergebrachte Einrichtung nicht mehr genügen; die Regierungen mußten auf neue Hilfsquellen ſinnen, und dieſe boten ſich ihnen in der Verbeſſerung des Ackerbaus und der Gewerbſamkeit dar, die nur im Schooße bürgerlicher Freiheit gedeihen.

Der Widerſtand, der der geſetzlichen Begründung der letztern von den bisher bevorrechteten Ständen entgegengeſetzt wurde, veranlaßte zuletzt in Frankreich, welches in ſolchen Dingen und in der geiſtigen Bildung den andern voranging, einen Kampf, der mit gewaltſamer Errichtung neuer Staatseinrichtungen auf den Trümmern der alten endigte. Das übrige Europa, das bisher auf der Bahn politiſcher Reformen mit Frankreich fortgeſchritten war, vereinigte ſich nun mit ſeiner Geſammtkraft gegen Frankreichs Verſuch, dieſe Reformen mittelſt einer Revolution zu vollenden, die von einer idealen Theorie von Freiheiten und Menſchenrechten entworfen und von unbändiger Leidenſchaft ausgeführt wurde. Die Revolution aber ſiegte. Mehr der Furcht vor der Rückkehr der abgeworfenen Willkührherrſchaft, als der Liebe geſetzlicher Freiheit verdankte ſie den Sieg. Dieſen hätte vielmehr der allgemeine Egoismus, den keine höhere Idee in Schranken hielt, verhindert, wäre er nicht durch den Schrecken gezügelt worden, den der Krieg mit den Mächten Europas von Außen und das Henkerbeil im Innern verbreitete. Indem nun die ſiegreich gewordene Revolution ſelbſt Eroberungen machte, bekamen ihre Hauptgrundſätze in der Meinung der Völker ein ſolches Uebergewicht, daß alle Verſuche ſie zu erdrücken im Weſentlichen fruchtlos blieben. Nur auf die Unterlage dieſer Grundſätze vermochte das gewaltige Genie Napoleons in der Folge ſeine ungeheure Macht zu begründen; ſie ſind ſeitdem das Element aller freiſinnigen Verfaſſungen geworden und bilden nun die Grundfeſten der Staatswirthſchaft. Dieſe Frucht wurde aber am Ablaufe des achtzehnten Jahrhunderts nicht nur mit Blutſtrömen und allen Verwüſtungen von Völkerkriegen, ſondern mit langjährigen Greueln er-

kunft, welche nur durch den Glutreiſer des Parteigeiſts bei Völkern erklärbar ſind, die ſich eines hohen Grads von Bildung und Geſittung rühmten.

Die Politik zwiſchen den Staaten nahm in dem Geiſte, der vorzüglich unter Ludwig XIV. ſich ausbildete, einen immer verkehrtern Gang der Treuloſigkeit und des Betrugs. Die Bourbonischen Höfe bedienten ſich ihrer, wie früher zu Eroberungen, jetzt mehr zur Bemäntelung ihrer Schwäche; Preuſſen hingegen, um von einer kleinen Macht ſich zu einer großen zu erheben, und Rußland um die ihrige ins Ungeheure zu erweitern. Selbſt die Uebermacht, welche die franzöſiſche Revolution gewann, vermochte nicht, jener verſchmitzten Politik ein Ende zu machen. Dieſe vollendete vielmehr im Angeſichte der Revolution unter den nichtigſten Vorwänden das ſchaamloſeſte ihrer Werke durch die völlige Zernichtung und Zertrümmerung Polens, welche das Völkerrecht für ein Buch ohne Sinn erklärte.

---

## Erziehung.

Auch die Erziehung erhielt im achtzehnten Jahrhundert eine weſentliche Veränderung in ihren Grundlagen und ihrer Richtung. Ueberlieferung und Gewohnheit waren bis dahin die Elemente der Erziehung und Fügſamkeit in die herabgebrachten Verhältniſſe das Hauptziel der Erziehung geweſen. Jetzt wurden vielſeitiger Unterricht und naturgemäße Entwickelung der Naturanlagen die Vehikel der Erziehung und möglichſt vollendete Ausbildung aller menſchlichen Anlagen ihr Ziel. Begründung der Religioſität in der hergebrachten Form wurde vordem als der wichtigſte Beſtandtheil der Erziehung betrieben. Viele dagegen im Gefolge Rouſſeau's tadelten dieſe Anſicht, als vernunftwidrig; wollten, daß die religiöſe Bildung erſt mit dem vollen Erwachen der Vernunft beginne und dann mit der Vernunftbildung gleichen Schritt halte. Dieſe neue Anſicht wurde durch das Mißtrauen gegen die Geiſtlichkeit unterſtützt. Aber nachdem die Erziehung aufgehört hatte, ein Monopol der Geiſtlichkeit zu ſeyn, überzeugten die beſten Pädagogen ſich immer mehr von der Nothwendigkeit, aller Menſchenbildung die Weckung, Belebung und Leitung des religiöſen Sinnes zum Grunde zu legen. Eben ſo kam man von der Ueberſchätzung des bloßen Unterrichts und der Verſtandesaufhellung zurück, und die Einſicht gewann, obgleich nur allmälig, Raum: daß ohne Veredlung des Herzens und des ſittlichen

Willens Alles, was für Aufklärung des Verſtandes geſchehe, mehr zum Nachtheil der Geſammtbildung des Menſchen als zu ihrem Vortheil gereiche. Unter vielen Kämpfen bildete ſich ſo eine Idee von einer Menſchenerziehung aus, die mit genauer Rückſicht auf die Anlagen der Menſchennatur, in jeder Beziehung geiſtbildend verfährt und mit gebührender Unterordnung des intellektuellen Elements unter das ſittliche und des ſittlichen unter das religiöſe die Bildung aller Kräfte harmoniſch zu vereinigen ſtrebt. Hiernach ſoll die Erziehung, unabhängig von Nebenzwecken, einzig den höchſten Forderungen der Humanität angepaßt werden.

Ueber den Zweck haben ſich die Pädagogen verſchiedener Farben einer Verſtändigung ſehr genähert; aber über die Mittel ſind die Meinungen noch ſehr abweichend. Insbeſondere iſt der Streit zwiſchen denen, die im gelehrten Unterricht den Sachkenntniſſen und denen, die der altſprachlichen klaſſiſchen Bildung den Vorzug geben, nichts weniger als beigelegt. Auch wurde das Bedürfniß einer eigenen Bildung für die große den Gewerben ſich widmende Klaſſe an der Neige des Jahrhunderts nur unvollſtändig erkannt und noch weniger befriedigend bedacht. Indeſſen verſpricht deſſen pädagogiſche Dämmerung um ſo mehr die Annäherung eines hellern Tages, als die Theilnahme dafür ſtets zunimmt und jetzt neben der Kirche auch der Staat die Erziehung für einen wichtigen Gegenſtand ſeiner Sorgfalt anzuſehen gelernt hat.

---

## Schöne Künſte.

Die ſchönſte Blüthenzeit der Poeſie war in Italien, Spanien, Frankreich und England vorüber. Italien ſah im achtzehnten Jahrhundert keinen Dante, Arioſt noch Taſſo, Spanien keinen Cervantes noch Calderon, England keinen Milton noch Shakſpeare, Frankreich keinen Corneille, Racine, Moliere, Boileau, Boſſuet oder Fenelon mehr entſtehen. Die Dichter, die ihrer Spur folgten, erreichten ihr Genie nicht. Doch zeichneten ſich mehrere in der beſchreibenden und ſentimentalen Art aus, und das Lehrgedicht bekam neuen Schwung.

In Deutſchland hingegen, wo die Poeſie noch in der Wiege lag, wand ſie ſich aus den Windeln der Nachahmerei und Sprachroheit los und ſchwang ſich in einem halben Jahrhundert zu klaſſiſcher Höhe. Leſſing und Klopſtock, Wieland, Schiller und Göthe wetteifern mit den Dichtern anderer Nationen um die Palme. Außerdem

hat die deutsche Muse in den lyrischen, beschreibenden und sentimentalen Dichterarten viel Treffliches hervorgebracht.

Das Schauspiel im Streben nach Natürlichkeit sank überall zu einer gewissen Flachheit herab, und meist ersetzte solcher Witz die komische Kraft. Schauspiele, wo das Laster in einer Verklärung gezeigt und die Empfindsamkeit zu seinen Gunsten bestochen wurde, waren eine traurige Erscheinung. Auf der tragischen Bühne gewann das Schicksal als leitende Idee und, in Bezug auf die Form, der romantische Geschmack die Oberhand. Die Dichtungsart, die sich am meisten und vielgestaltigsten ausbildete, war der Roman, aus Elementen der Epopee, der Idylle und des Dramas zwitterartig gebildet. England, Frankreich und Deutschland sahen in dieser Art Vorzügliches erblühen, wodurch aber eine Sündfluth von Erbärmlichem und Schlechtem veranlaßt wurde, die am meisten dazu beitrug, den Geschmack zu verderben.

Der prosaische Styl erhielt fast in den mehrsten Sprachen eine höhere Ausbildung. Doch erschien in Italien Nichts, was dem Machiavelli, in Frankreich Nichts, was dem Montaigne, Pascal und Bossuet in der Kraft des Styls gleich kam. Massillon übertraf jedoch den letztern an Sprachmelodie. Die besten englischen Prediger befließen sich einer gewissen Einfalt und Klarheit; die deutschen übertrafen sie noch in vielseitiger Behandlung des evangelischen Stoffs zur Belehrung und Belebung eines frommen Sinns. Die politische Beredsamkeit, die sich nur da ausbilden kann, wo ihr die Verfassung Bühnen errichtet, stieg in England und Frankreich zu einem hohen Grad von Vollendung und auch in Polen und Schweden zeigte sie sich zuweilen glänzend. - Der jungen Freiheit in Nordamerika hingegen kam die Beredsamkeit weniger zu Hilfe, als der ungeschminkte gesunde Sinn, der sich in den alles Volk belehrenden Schriften Franklins mit schlichter Einfalt aussprach. Für den Volksschriftsteller wurden sie Muster. Vielleicht nur der deutsche Möser hat es ganz erreicht. — Was die Kunst der Geschichtschreiber betrifft, so brach sie sich in England, Frankreich und Deutschland neue Bahnen. Mehrere historische Darstellungen von Hume, Montesquieu, Gibbon, Voltaire, Johann Müller, Herder und Schiller traten den besten der Alten ebenwerth an die Seite. Der philosophische Geist des Jahrhunderts hat sich vorzüglich hier ausgeprägt.

Die bildenden Künste sanken im Anfange des Jahrhunderts immer noch tiefer. Das Manierirte gefiel. Später suchte Mengs mit

wenigen Andern den Styl in der Malerei wieder zu größerer Einfalt und Wahrheit zu erheben. Das Studium der Antike wurde für das ganze Gebiet der bildenden Kunst zur Vorschrift. Die Werke, die es hervorbrachte, lassen jedoch den Beschauer meistens kalt, weil das akademische Studium zu sehr hervorscheint. Des Franzosen Pigalle Denkmal auf den Marschall von Sachsen trug noch viele Spuren des malerischen Bestrebens, welches Bernini vorzüglich aufgebracht hatte. Den wahrhaft edeln Styl in plastischer Kunst erblickten wir erst wieder in Canova's, Thorwaldsens und Dannekers Werken.

Die Baukunst entfernte sich gleichfalls beinahe durchgehends von dem Einfachen und Großartigen. Doch lenkte sie am Ende des Jahrhunderts von ihren Ausschweifungen ein.

Der Musik gewährte die vorherrschende Gunst des Zeitalters für das Theater große Aufmunterung. Cimarosa und Mozart leisteten Unerhörtes und Unsterbliches. Die Kirchenmusik hingegen sank, je mehr sie theatralisch wurde. Nur einzelne Stücke von Händel, Mozart, Haydn und einigen andern retteten das Andenken an die hehre Einfalt und Würde des wahren Kirchenstyls.

---

## Mechanische Künste, Gewerbe und Handel.

Diese zwei Zweige menschlicher Bestrebsamkeit verdankten noch in keinem Zeitalter den Wissenschaften so viel, als im achtzehnten Jahrhundert. Hier offenbarten sich diese in ihrer größten Fruchtbarkeit. Zwar wurden die Schranken des Zunftzwangs mehrentheils festgehalten; doch wurden seine Bande gelockert, und in der Ausübung der Künste und Gewerbe gewann der Geist immer mehr Gewalt in Bewältigung des Stoffes. Der Mechanismus der Naturkräfte zur Ersparung von menschlicher Körperanstrengungen kam immer zu größerer Vollendung.

Um aber seine Industrie schnell auf den höchst möglichen Grad zu treiben, erwählten jetzt fast alle Staaten das Zwangsmittel der Mauthen, eine Anstalt, wodurch lange Zeit die Bereicherung des Fiskus erzielt, der Industrie aber nur ein erkünsteltes Leben und dem Handel eine willkührliche Richtung gegeben, Handel und Industrie aber an ihrer naturgemäßen Entwickelung, die allein den Gesammtbedürfnissen und Gesammtanlagen der verschiedenen Völker vollkommen zusagen würde, gehindert worden. Durch dieses sich immer mehr ausbildende Zwangsystem mußte auch der Fortschritt der Bodenkultur, den sonst die

zunehmende Bevölkerung und das Interesse der Grundbesitzer mächtig förderten, mancherlei Störungen erleiden. Die Verbesserung des Zustands der feldbauenden Klassen wurde inzwischen ein Hauptangenmerk aufgeklärter Regierungen. — Der Handel aber erhielt trotz der Fesseln, welche die Eifersucht ihm anlegte, von der Schifffahrt eine stets größere Ausdehnung. Zwei Dinge bereiteten ihm jedoch einen bedeutenden Wechselfall und Umschwung: die Erfindung oder vielmehr der unbemessene Gebrauch des Papiergeldes und die allmälige Losreißung der Kolonien von dem Joch der sie beherrschenden Reiche und ihre Erhebung zu unabhängigen Staaten.

---

## Der Lebensgenuß.

Eine Menge von Umständen vereinigte sich, um allgemach den Sinn für Lebensgenüsse zu verfeinern. Das Erkünstelte, Feine und Weichliche bekam den Vorzug vor dem, was die Sinne stark affizirt. Die Roheit in den Sitten wurde immer mehr abgeschliffen und durch eine gewisse Abglättung und größere Zierlichkeit ersetzt, die jedoch mitunter in Flachheit und Ziererei ausarteten. Die Lebensgenüsse in allen Ständen vervielfaltigten sich, und während sie aufhörten, die Grenzlinie zwischen den verschiedenen Ständen zu bezeichnen, wuchs die Genußsucht in allen immer mehr ins Unbegrenzte. Der Genuß wurde, nach einer vorherrschenden Ansicht — des Lebens eigentliches und einziges Ziel. Alles wurde als Mittel für dieses Ziel behandelt; aus Allem im bürgerlichen, häuslichen und öffentlichen Leben wollte man Genuß bereiten; selbst an der Religion fanden die in dieser Ansicht Befangenen nur noch Geschmack, soferne sie Genuß darbot.

Aber eben dieses unbedingte Streben und Ringen nach allseitigem Genuß war es, was am meisten beitrug, ihre Quellen auszutrocknen. Die Bedürfnisse, zumal die sinnlichen, vermehrten sich dergestalt, daß sie mit den Mitteln zu ihrer Befriedigung in das größte Mißverhältniß geriethen, und was ist peinlicher, als ein Bedürfniß, das man zu stillen nicht vermag? So sinnreich auch der Verstand des Zeitalters war, die Gegenstände des Genusses zu vermehren, sie kannten den Bedürfnissen, die sich ohne Verhältniß zu den Mitteln steigerten, nicht mehr genügen. Diesen Umständen verzüglich ist das Unbehagen, welches sich bei allem Glanz und Schein von Genußfülle und Annehmlichkeit des Lebens in den Individuen und Familien in zunehmendem

Maß offenbarte, zuzuſchreiben. Je genußreicher eine Stadt oder irgend ein geſellſchaftlicher Kreis ſich dem Auge darſtellte, deſto ſchmerzlicher nagte darin der Wurm dieſer Unbehaglichkeit an der wahren Zufriedenheit und Freudigkeit des Lebens. Wer am wenigſten bedarf, wird am fähigſten, recht und viel zu genießen. Allein der häufige Genuß, zumal der ſinnliche, macht ſich ſelbſt zum Bedürfniß, und hört oft ſogar, wenn er ſchon zum Ekel geworden iſt, noch nicht auf, Bedürfniß zu ſeyn, indem er nur zur Ausmittelung größerer Abwechſelung und Mannichfaltigkeit antreibt. Jeder Genuß, wie er ein gewiſſes Maß überſteigt, zerſtört ſich ſelbſt, und diejenigen Genüſſe dienen am beſten und dauerhafteſten zur Glückſeligkeit des Menſchen, die, wenn auch künſtlich geſchaffen, ſich am wenigſten von der Natur entfernen. Dieſe iſt für Jeden, der ihr getreu iſt, eine unerſchöpfliche und unverſiegliche Quelle der Luſt, die kein Unbehagen erzeugt. Allein gerade von dieſer einfachen Weisheit entfernte ſich das Zeitalter zuſehends mehr.

---

## Sittlicher Zuſtand.

Von dem Aeußern der Sitten wurde durch die zunehmende und ſich ausbreitende Geiſtesbildung und Verfeinerung des Geſchmacks die Rohheit immer mehr abgeſtreift, die noch von Zeiten herabgeerbt war, wo ſich wegen dem weiten Abſtand der Stände von einander ihr Verkehr nur in ſehr beſchränkten Umkreiſen und zunftmäßig geſtaltete. Der Kreis der Geſelligkeit erhielt eine große Erweiterung. Das Abſtoßende der Vorurtheile zwiſchen verſchiedenen Klaſſen und Meinungszuſtänden verminderte ſich. Leutſeligkeit und Duldſamkeit fanden in den höhern und civiliſirtern Reihen der Geſellſchaft immer mehr Eingang und wurden Kennzeichen der Bildung.

Daß die reinſittliche Geſinnung in gleichem Maße, wie die äußere Verfeinerung der Sitten zugenommen habe, läßt ſich nicht behaupten. Dieſe war auch mit unedler und niedriger Geſinnung vereinbar, die ſich in gleißneriſchen Schein verhüllte. Geradheit, Redlichkeit und Aufrichtigkeit mögen im Ganzen ſich vermindert haben.

Die Veränderung im Zuſtande der Lebensgenüſſe brachte mannichfaltige Störungen in das häusliche Leben. Die Menſchen wurden ſüßſamer und verträglicher; Meinungen und Geſetze gelinder und nachſichtiger. Aber dabei verlor ſich oft die Scheu des böſen Scheins, des ſchlimmen Rufs, das Laſter wurde verwegener und ſchamloſer. Der

Schleier der Sittſamkeit wurde ſtets durchſichtiger. Die Sprache wurde feiner und höflicher, ohne züchtiger zu werden. Sie bildete ſich aber immer mehr und mehr zum Werkzeug aus, den wahren Gedanken zu verhüllen. Im Gefolge der Geſittung wurden die gewaltthätigen Verbrechen ſeltener, aber die hinterliſtigen vermehrten ſich. Immer ausgeſonnener wurde die Kunſt, Geſetze zu umgehen.

Der Gemeinſinn, die Vaterlandsliebe hatte ſchon in frühern Jahrhunderten durch den Geiſt und Gang der Politik großen Abbruch erlitten. Doch zeigte ſich noch im achtzehnten ein glänzender Widerſchein davon in England, in Oeſtreich, in Preußen, und der Freiheitsgeiſt, welcher in Frankreich die Revolution erweckte, brachte nebſt vielen Frevein doch auch manche hereiſche That zum Vorſchein. Wahre Vaterlandsliebe kann nur in Staaten gedeihen, wo das Geſetz regiert.

---

## Zuſtand der Religioſität.

Der religiöſe Zuſtand war im Beginn des Jahrhunderts nichts weniger als erfreulich; er war weder warm, noch kalt. Noch erſchien die katholiſche Kirche im äußern Glanze; doch ihr inneres Leben war durch vielfarbige Gleißnerei und bösartigen Zwieſpalt geſtört. Der religiöſe Unterricht der untern Volksklaſſen war im Ganzen ſehr vernachläßt; ſelbſt der der höhern war ſeelenlos und blos auf Angewöhnung des Mechanismus frommer Gebräuche berechnet. Die Kirche genoß ſcheinbar der Ruhe; im Innern ſäte der Feind böſen Samen und die Wächter zeigten ſich ſeiner Vertilgung nicht gewachſen. Für die Verwüſtungen des Unglaubens in chriſtlichen Ländern leiſteten die Bemühungen frommer Glaubensboten in andern Welttheilen nur geringen Erſatz.

Vorzüglich drei Ereigniſſe im Verlaufe des Jahrhunderts waren in religiöſer Hinſicht von Wichtigkeit: die Verbannung aller Miſſionärs aus Afrika, veranlaßt durch den Zwiſt zwiſchen den Jeſuiten und Dominikanern; die Aufhebung des Jeſuitenordens, und die kirchlichen Reformen durch Kaiſer Joſeph II. Das erſte Ereigniß warf den Eintritt Aſiens in den Bereich des Chriſtenthums und ſeiner Civiliſation auf unbeſtimmte Zeit zurück; das zweite entzog dem römiſchen Hof die Allmacht ſeines Einfluſſes auf die Erziehung, das dritte verſetzte der von Gregor VII. feſt begründeten unbeſchränkten Obermacht Roms den heftigſten Stoß; bewies das Unſtatthafte und die Entbehrlichkeit ihrer angemaßten Einmiſchung in die innern Angelegenheiten der einzelnen

Landeskirchen, ſofern ſie weder die Glaubens- und Sittenlehre noch die allgemeine Kirchenzucht berührten, und verlieh der religiöſen Duldſamkeit geſetzlichen Boden.

Die Revolution in Frankreich gab dieſer Umgeſtaltung des Aeußern der Kirche mehr Vollendung und Ausdehnung. Was hingegen eine gründliche Reform im Innern der Kirche betrifft, ſo wirkte Vieles zuſammen, das ihre Verwirklichung im achtzehnten Jahrhundert nicht zu Stande kommen ließ. Die Kirchenorgane ſelbſt hatten, der großen Mehrheit nach, wenig Sinn dafür. Selbſt die bedrohliche Macht, welche die Literatur gegen das Chriſtenthum entfaltete, konnte ſie nicht bewegen, eine genaue Läuterung des gediegenen Goldes im Schatze der Kirche von dem Bleizuſchlag, den unlautere Abſichten beigemiſcht hatten, vorzunehmen. Man begnügte ſich, der Schule Voltaires, die das Chriſtenthum mit allem Aufwand von Witz und Dialektik dem Gelächter preiszugeben ſuchte, die Ausſprüche der Kirchenväter und Konzilien entgegenzuſtellen, und indem man auch das Hinfällige vertheidigen wollte, gab man Blößen, die von den Gegnern zu Bekämpfung des Weſentlichen benutzt wurden. Der Spott jener ungläubigen Schule wirkte in den höhern Klaſſen, die mit ſeichtem Religionsunterricht einen ſtarken Hang zur Leichtfertigkeit der Sitten verbanden, wie ein böſer Zauber. Voltaire und Helvetius erſetzten bei ihnen das Evangelium. Rouſſeau und Aehnlichgeſinnte boten allem Scharfſinn auf, um die ſogenannte Naturreligion zu empfehlen und Alles als vernunftwidrig zu beſeitigen, was ihnen in dieſer nicht begründet ſchien. Auch dieſe Lehre gewann viele Anhänger.

Je mehr jedoch viele der Gebildeten ſich vom Chriſtenthum abwandten, deſto höher wuchs unter ihnen der Wahnglaube an alle Künſte und Täuſchungen der Magie und deſto feſter hielten ſie an die Maxime von der Nothwendigkeit des Aberglaubens, als Kappzaum für das Volk. Wie ſchwach dieſer Kappzaum ſei, bewies die Revolution. Dieſe riß auch die Volksmaſſe in den Strudel des Unglaubens. Nun wurde die Beſchwichtigung des politiſchen Umwälzungsgeiſtes das anſchließende Augenmerk der Regierungen, mit denen auch Rom, irdiſchen Waffen vertrauend, ſich verband.

Nachdem jedoch die Revolution eine geſetzliche Form erhalten hatte, öffneten ſich für das Chriſtenthum wieder beſſere Ausſichten. Die fanatiſche Verfolgung deſſelben hatte in Vielen den religiöſen Sinn friſch belebt und gereinigt. Viel Nebenwerk, das der ächten Religioſität

hinderlich war, hatten die Stürme beſeitigt. Es war einleuchtend geworden, der Glaube könne nur durch die Waffen des Lichts, der Belehrung und Ueberzeugung begründet und erhalten werden. Den Staatslenkern aber mußte die friedliche Entwickelung und Befeſtigung des religiöſen Glaubens erwünſcht ſeyn. Die gemeinſame Gefahr hatte die Menge, die in den Anſichten des Chriſtenthums getrennt waren, einander genähert.

Der Proteſtantismus war durch die Anmaßungen der Vernunft nicht weniger, und durch die Schwärmerei, die nur das Orakel des Gefühls anerkennt, noch mehr als der Katholizismus ins Gedräng gekommen. In allem dem lagen ſtarke Aufforderungen an die Kirchenhäupter, Allem aufzubieten, um das Heiligthum von ſolchen Dingen zu reinigen, die dem trennenden Sektengeiſte und dem Unglauben ſcheinbare Vorwände geliehen hatten. Es hing nun das Meiſte davon ab, ob man von dem Geſichtspunkte geiſtiger Selbſtſtändigkeit der Kirche oder von dem ihrer Untererdnung unter die weltliche Politik ausgehen werde. Der zweite Geſichtspunkt hatte zu dem Zuſtand geführt, in welchem die Religion am Ende des Jahrhunderts ſich befand. Wie konnte man von ſeiner weitern Befolgung die Rettung aus dieſem Zuſtand erwarten?

---

## Zuſtand der Kritik oder der richtigen Würdigung der Weltereigniſſe und der Werke der Wiſſenſchaft und Kunſt.

Die Freiheit der Preſſe iſt ein Gedanke des achtzehnten Jahrhunderts. Sie unterwirft Alles der Kritik. Wo und ſo lange ſie unbekannt war, entzog ihr die Politik was ſie wollte. Wie nun die Preſſe freiern Spielraum erhielt, wurden auch die bisherigen Geheimniſſe der Staatskunſt in den Kreis der öffentlichen Beurtheilung gezogen. Das Kirchliche ihr zu überliefern, fand die Politik zuletzt ſelbſt ihrem Intereſſe gemäß. Wohin hatte die Kritik nur im Bereich der phyſiſchen und mathematiſchen Wiſſenſchaften und der ſchönen Kunſt ſich frei bewegen dürfen. In jeder Richtung machte ſie aber im achtzehnten Jahrhundert große Fortſchritte. Selbſt ihre vielfachen Verirrungen dienten dazu, die Prüfung und Beurtheilung zu beleben. Dadurch iſt einzelnen Geiſtern in Zukunft unmöglich geworden, das Joch ihrer Autorität den übrigen für lange Zeit aufzulegen und ihre Herrſchaft weiter auszudehnen, als die nie ſtillſtehende Kritik ihre Zuſtimmung ertheilt.

Dieſe Macht der Kritik iſt vielleicht die werthvollſte Gabe, welche wir dem Geiſt des achtzehnten Jahrhunderts verdanken. Sie verhindert den Stillſtand und die Erſtarrung der Geiſter und macht die Rückkehr der Unwiſſenheit unmöglich; ſie erleichtert unvermerkt und ohne Erſchütterung in den geſelligen Zuſtänden der Wahrheit und allem Guten, das verkannt wird, die Anerkennung und den Sieg; ſie verbürgt insbeſondere den Wiſſenſchaften ihren ungeſtörten Fortſchritt; ſie allein kann uns zu einer Geſchichtdarſtellung menſchlichen Wirkens verhelfen, worin wir wahrhaft wie in einem hellen Spiegel ſchauen können; ſie iſt es endlich, die die Religion ſelbſt, ſo weit es Menſchen thunlich iſt, gegen Verunſtaltungen bewahrt und ſicher ſtellt.

M.

# Noch einige Seifenblasen

von

## K. G. Jochmann.

### 1. Beurnonville's Armee-Bulletin.

Mancher erinnert ſich vielleicht noch an jenes, ſeiner Zeit berühmte Bulletin des General Beurnonville, welches er nach einem langen und mörderiſchen Gefecht bei Trier bekannt machte. Er ſagte darin ganz trocken, die Preuſſen hätten wenigſtens dabei 10,000 Mann verloren, hingegen die Franzoſen nur den kleinen Finger eines Chaſſeurs. In allen Ländern nannte man das die übertriebenſte Aufſchneiderei. Aber in der That war Beurnonville ein Mann von zu vielem Geiſt und Verſtand, als daß er ſich in ſolchen Gaskonaden gefallen hätte. Man wußte nicht, daß das Bulletin nichts anders, als eine beiſſende und damals ſehr verwegene Satyre auf den berüchtigten Wohlfahrtsausſchuß der Republik war, der ihm kurz vorher erſt vorgeworfen hatte, er habe, ſeinen letzten Berichten zufolge, zuviel Leute verloren.

### 2. Altdeutſche Sprache.

Folgendes Beiſpiel zeigt, wie ſich in der altdeutſchen Sprache aus einem Urtone alle verwandten Sprachbezeichnungen entfalteten:

Atta, hieß Vater, in der Schweiz noch Aetti.

Edda, die Mutter.

Ida, die Tochter, noch jetzt unter dem Landvolk im ſüdlichen Baiern üblich.

Otto, der Sohn, und junger Mann.

Utte, eine alte Frau.

Das Wort Adel hingegen hat zum Wurzelwort entweder Atta, Vater, oder Od, ein Gut: daher in Norwegen güterbeſitzende Bauern Odelsbauern heißen. Aber wunderlich iſts doch, daß in Baiern, der Pfalz und am Niederrhein bei den Landleuten Adel ſoviel, als Miſtjauche heißt.

### 3. *Via oeconomica.*

Unter andern bequemen Erbſtücken des Kaiſers Napoleon bewahrte man im Piemonteſiſchen, auch die von ihm ſeinen Gensdarmen, jetzt königlichen Carabiniers eingeräumte willkührliche Gewalt. Sie hatten das Recht, nach Gutbefinden zu verfahren, und die meiſten Unterſuchungen wurden alsdann, vermöge königlicher Kabinetsbefehle, den ordentlichen Richtern entzogen, um, hieß es, *in via oeconomica*, d. h. durch Commiſſionen geführt zu werden. Eine ganz paſſende Benennung, denn Etwas erſpart man ſich in jedem Falle dabei — Gerechtigkeit.

### 4. Die Bahn der Civiliſation.

Das Recht zu irren, iſt das erſte, von dem die menſchliche Freiheit Gebrauch macht, und erſt wenn ſie es im Uebermaße gebraucht und gemißbraucht hat, erfüllt ſie, der Wahrheit huldigend, ihre erſte Pflicht.

### 5. Die unglücklichen Freunde.

Lord Cheſterfield war es, der die Phraſe, die uns unſere Bediente wie unglückliche Freunde zu behandeln ermahnt, zuerſt in Umlauf brachte, und ſie machte wie tauſend und abermals tauſend andere ſeine Reden, mit ihrem halbſentimentalen halbwitzigen Geſchiller, ungeachtet ihrer großen Albernheit ein großes Glück. Man ſoll ſeine Bediente wie unglückliche Freunde behandeln; behandelt man denn ſeine unglücklichen Freunde wie Bediente?

### 6. Die Fabelhaftigkeit unſers Wiſſens.

Von den entfernteren Himmelskörpern gelangt, nach Herrſchels Lehre, das Licht erſt nach Millionen Jahren zu uns. Wir ſehen alſo täglich einen großen Theil des Firmamentes, nicht wie es nothwendig ausſieht, ſondern wie es war, ich weiß nicht wieviel Millionen Jahren ausgeſehen hat. Unſere Aſtronomie iſt möglicherweiſe eine reine alte Geſchichte. Und wäre das Licht noch gar ein bloßes Produkt des Auges, das Auge ſelbſt ein bloßes Gedankenweſen; — — die Skepſis bietet dem Idealismus die Hand und wir verſinken in ihren Abgrund.

### 7. Der Sultan und die heilige Allianz.

Es war luſtig anzuſehen, wie der Sulton ſich und alle Welt überreden wollte, die heilige Allianz ſei eigentlich und ganz beſonders wider ihn gerichtet geweſen. «Die Glieder derſelben, ſprach er, erklären ſich

wider diejenigen, die keinen Adel wollen, den will ich auch nicht; — wider Diejenigen, die keine Geiſtlichkeit wollen, beſonders keine chriſtliche, die will ich auch nicht, u. ſ. w. Die Extreme berühren ſich. Man glaubte der Anarchie einen Schlag zu verſetzen, und der Deſpotismus fühlte ſich getroffen.

## 8. Die Hülfskeile.

Profeſſor L. in Braunſchweig ſchrieb ein Werk zur Erklärung der perſepolitaniſchen Keilſchrift. Sachverſtändige meinen, er habe unglücklicherweiſe, wie aus der Verbindung der einzelnen Wörter und ihren Abſätzen in dieſer Keilſchrift hervorgehe, beim unrechten Ende zu leſen angefangen. Aber es ging, denn er machte ſich die Sache bequem, indem er jedem Zeichen, das nicht zu ſeiner Erklärung paßte, jede Bedeutung rund abſprach, und es nur noch als einen »Hülfskeil« gelten ließ. Das Mittel iſt vielleicht nicht ganz ſo gut als luſtig; aber wieviel Syſteme gibt es denn, die da beſtehen könnten, ohne ihre Hülfskeile?

## 9. Napoleon.

Es iſt ein ſonderbarer, diſharmoniſcher Eindruck, den die Betrachtung dieſes außererdentlichen Menſchen hervorzubringen geeignet iſt. Man muß bewundern, was man nicht achten kann, und haſſen was man nicht verachten darf. Der Eindruck, den er hervorbringt, gleicht unſern Gefühlen für ein geliebtes Weſen, an das uns eine übermächtige Leidenſchaft feſſelt, während wir uns ſeiner ſchämen müſſen. Wäre es möglich, nur mit dem Kopfe ein großer Mann zu ſeyn, dieſer da würde die Aufgabe gelöſt haben; aber er hat bewieſen, daß nur eine übereinſtimmende Entwickelung aller beſſeren Anlagen der menſchlichen Natur ſich dem Ideale der Humanität zu nähern vermag, und jede einſeitige Ausbildung dieſer Natur, und wäre ſie in ihrer Art auch noch ſo vollendet, immer nur eine Mißgeburt erzeugt.

## 10. Der Menſch und ſein Ruf.

Die Verläumdung beweiſt nichts gegen den großen Mann. Zugegeben; aber was beweiſt ſie denn für ihn? Mancher iſt nur beſſer als ſein Ruf, weil ſein Ruf noch ſchlechter iſt als er.

## 11. Der Fluch der Armuth.

Armuth und Sittenloſigkeit ſind ſich leider nahe verwandt, aber das Laſter iſt nicht ſowohl des Armen Schuld als Unglück. Wie Viele gibt

es, die nur nicht reich genug ſind, um mäßig zu leben, wie es Schriftſteller gibt, die nur nicht Zeit genug haben, um kurz zu ſeyn.

## 12. *Duo si faciunt idem etc.*

Herr von Haller bekehrte ſich, und Miß Loveday wurde bekehrt. *) Wie ähnlich beide Fälle und wie verſchieden! Der Hochmuth wurde zum Narren, und die Unſchuld dafür gehalten.

## 13. Enthuſiasmus und Fanatismus.

Den Enthuſiasmus, der ſeine Mittel durch den Zweck heiligen will, den einſeitigen guten Willen, der den leidenſchaftlichen gern für den einzigen ausgeben möchte, was unterſcheidet ihn im glücklichſten Falle von dem Fanatismus, der das nämliche thut, als der Erfolg! Der eine iſt die Blindheit, die das Ziel trifft, der andere die Blindheit, die es verfehlt.

## 14. Namenunſterblichkeit.

Ruhmſucht iſt vielmehr ein verſteckter Zweifel an der Unſterblichkeit, und nicht, wie man behaupten wollen, ein Beweis des Glaubens an dieſelbe. Wie kann an der Fortdauer ſeines Namens dem etwas liegen, der überzeugt iſt von ſeiner eigenen.

## 15. Die falſcheſte Schaam.

Die falſcheſte Schaam und die verderblichſte zugleich iſt die des Verſtandes. Der Irrthum, den wir uns zu bekennen ſcheuen, wird zur Lüge. Um der Wahrheit Raum zu geben, tritt man immer mit Ehre zurück.

## 16. Die ſanftmüthige Kirche.

Ecclesia non sitit sanguinem. Die Kirche dürſtet nicht nach Blut. Darum wahrſcheinlich »vergoß« ſie es auch, ſonſt würde ſie es getrunken haben.

## 17. Die gefährlichen Wegweiſer.

Unſer Irrthümer ſind Wegweiſer. Mag ſeyn. Das Unglück iſt nur, daß wir in jedem ſo gern ein Ziel erblicken.

---

*) Das bekannte Heldenſtück der Jeſuiten von Paris im Winter 1821 — 22.

## 18. Das ſchönere Denkmal.

Ehrenvoller als das herrlichſte, meinte Buchanan, werde die Frage ſeyn, warum ihm keins geſetzt worden? Und wir klagen um die Vernachläßigung unſerer großen Männer!

## 19. Deutſche Sprachen.

Unſere Puriſten, die ſich ihres Reichthumes freuen, und an jedem Worte mäkeln, kommen mir vor wie Geizhälſe in der Freude über ihren Schatz, die an jedem Goldſtücke prüfen und wägen, aber nie eines zu brauchen den Muth haben. Sprachen wie Menſchen werden ſelteuer etwas im Verhältniße zu ihren Anlagen, als zu den Umſtänden, unter welchen ſie ſich entwickeln; und wie nicht ſein Körper die Würde des Menſchen beſtimmt, ſondern der Geiſt, der in ihm wohnt, ſo den der Sprache, nicht ihr Laut, ſondern der Gedanke, der in ihm lebt. Aeſop war ein Weiſer mit allen ſeinen Höckern, und Narciß verging in einfältiger Selbſtliebe. — Ueber das Flickwerk der engliſchen Sprache machen wir uns luſtig! Aber in dieſes zuſammengeſtickte Gewand kleidete ſich Achill, und in den deutſchen Purpurmantel krochen ſeine Mordbrenner.

## 20. Geld und Credit.

Geld und Credit unterſcheiden ſich auch dadurch, daß man jenes nicht mehr braucht, wenn man es hat, während man dieſen faſt immer nur hat, ſo lange man ihn braucht.

## 21. Die Folgenloſigkeit der Geſchichte.

»Die Klugheit eines jungen Mannes, ſagt Lemontey *), geht nicht weiter als die Erinnerung an ſeine vergangenen Thorheiten.« Die Klugheit der Völker geht nicht einmal ſo weit, und ſie ſind ſich eben ſo wenig vergangener Thorheiten als bevorſtehender Gefahren bewußt. Sie haben kein Gedächtniß, ſonſt würden ſie nicht ſo unaufhörlich von Neuem dieſelben Abwege betreten. Geben wir alſo die Hoffnung auf, das Schickſal der Welt durch Geſchichte zu verbeſſern, und begnügen wir uns, die der Menſchen zu ſtudiren — wie jede andere Naturgeſchichte.

---

*) In ſeinem Buche Raison et folie etc.

## 22. Die Waffenmündigkeit.

Meſſer und Scheere nimmt man den Kindern, aber unter den Erwachſenen vertraut man eben den roheſten die Waffen an. Die alten Deutſchen gaben ſie ihren Jünglingen, wenn dieſe ſtark genug waren, ſie zu führen, und erklärten ſie damit zu Männern. Unter civiliſirten Völkern ſollte die Waffenmündigkeit billig noch eine andere ſeyn, und die Waffe nur demjenigen anvertraut werden, der Verſtand genug, oder wenigſtens ein Intereſſe beſitzt, ſie nicht zu mißbrauchen.

## 23. Rom ein Krater.

Mehrere Mineralogen haben den Boden der ſieben Hügel für einen vulkaniſchen Tuff erkannt. Breislak ſieht in ihnen Ueberbleibſel eines Lavaſtromes aus dem Krater, in deſſen Mittelpunkte das Forum liegt. Und aus dem phyſiſchen Vulkane, der vor Jahrtauſenden ausbrannte, wurde für andere Jahrtauſende ein moraliſcher, der noch nicht erkaltete.

## 24. Wohlfeile Originalität.

Nichts gewöhnlicher, als Menſchen, die ſich für Originale halten, weil ſie irgend ein Original copiren.

## 25. Bauerngold und Bauernwahrheit.

Die Wahrheit finden wir noch ſeltener als das Gold in ſchon gediegenem Zuſtande. Bauerngold gibt es wohl, aber ſchwerlich Bauernwahrheit in demſelben Sinne des Worts. Auch, was wir ſo nennen, müſſen wir läutern, wie das Erz des edlen Metalls, und wir haben das Gold früher zu reinigen verſtanden, als die Wahrheit.

## 26. Die nöthigere Geduld.

Gewiſſe Dinge zu ertragen, iſt nicht eine übermenſchliche, ſondern eine untermenſchliche Geduld erforderlich, — eine viehiſche.

## 27. Die Arbeiten der Nachkommen.

Die meiſten Wiſſenſchaften werden von den Menſchen bearbeitet, wie ihre Bergwerke von den Spaniern: ſo gierig und flüchtig, daß ſie nur, was ihnen faſt gediegen und auf der Oberfläche entgegenglänzt, mitnehmen, und ihren Boden mehr umwühlen als benutzen. Dem Nachkommen ſcheint die verlaſſene Gegend eine erſchöpfte, aber nur Muth!

Die Schlacken, die jene als werthlos weggeworfen, ſind noch der Unterſuchung werth, und Jahrhunderte bereichern ſich von der Arbeit auf den ſogenannten alten Mann.

## 28. Die unverzeihliche Hülfe.

Nicht eingreifen wollt Ihr in die Religion, Ihr wollt ſie nur aufrecht halten? Aber Ihr könnt auch das nicht, ohne ſie anzugreifen. Jede iſt wie die Bundeslade, die Niemand nur berühren durfte, auch nicht einmal um ſie zu ſtützen.

## 29. Kinderlehre.

Kindern Ueberzeugungen beibringen wollen, ehe ſie Gedanken haben, iſt eben ſo albern, als ſie verheirathen wollen, ehe ſie mannbar ſind. Wie die Sachen jetzt ſtehen, weiß ein Knabe mit ſeinem Lehrer meiſtens eben ſo wenig anzufangen, als mit einer Frau.

## 30. Die vornehmen Rathgeber.

Ich las auf der Karte eines Diplomaten: Mr. de B. Conseiller intime *actuel* de ſeu S. M. le Roi de ***. Ich weiß nicht, ob die Herren ihren Rath in der Unterwelt zu ertheilen pflegen, aber es ſcheint zuweilen, als ob ſie ihn daher geholt hätten.

## 31. Zweideutiges Lob.

»Ein europäiſches Buch« — wird nachgerade jedes heißen, das in Amerika nicht geſchrieben zu werden braucht.

## 32. Das Volk ohne Geſchichte.

»Es iſt ein Volk ohne Geſchichte!« ſagen ſie behnlächelnd von den Amerikanern. Ein Volk ohne Geſchichte iſt ein Kind, ohne Sünden. Ein Volk ohne Geſchichte iſt ein Volk ohne Schandflecke.

## 33. Der Platz in der Geſchichte.

Der Geſchichte anzugehören iſt kaum ein Lob. Sie nannte Helden und Verbrecher und verſchwieg die Wohlthäter unſeres Geſchlechts. Die Zeit, ſagt Bacc, wo er der verloren gegangenen Schriften eines Empedocles, Anaxagoras, Demokrit und anderer Weiſen gedenkt, die Zeit glich einem Strome, der Leichtes und Aufgeblähtes zu uns herabführte, und in dem das Wichtigere unterging.

## 34. Gefühl und Ausdruck.

Je reicher das Gefühl, deſto ärmer der Ausdruck. In der Kunſt wie in der Natur. Dem Vater, deſſen Tochter vor ſeinen Augen geopfert werden ſollte, verhüllte der Maler das Haupt. Und mit Recht. Auch in der Natur iſt wohl die Geſchlechtsliebe geſchwätzig, aber die höhere Mutterliebe ſchweigt. Der Vogel, der ſich paart, hat eine Stimme, der brütende iſt ſtumm.

## 35. Der ungerechte Vorwurf.

Nichts oder zu wenig ſollen die privilegirten Stände zu den öffentlichen Laſten beitragen? Wie ungerecht! Macht doch ſchon ihr bloſſes Daſeyn einen ſo großen Theil derſelben aus.

## 36. Das Papiergeld der Ehre.

Bankozettel und Ehrenzeichen haben das mit einander gemein, daß man ſie in eben dem Maße, als ſie werthleſer werden, vervielfältigen muß.

## 37. Die Miniſterien der Aufklärung.

Es gab eine Zeit, in der ſie Mode waren, die Miniſterien der Aufklärung, aber ſie wurden bald überall mit denen des Kultus vereinigt. So nämlich, daß der Kultus die Aufklärung unter ſich bringt.

## 38. Was hab' ich davon?

»Was hab' ich davon, rief ein vornehmer Mann, was hab' ich davon, daß mein Schuhmacher zu leſen verſteht? Werden meine Stiefel dadurch beſſer?« Wahrſcheinlich, und wenn auch nicht, — er wird beſſer dadurch. In ſolchen Fragen enthüllt ſich die ganze Weisheit unſerer lichtſcheuen Zeit, die mit ſelbſtſüchtiger Brutalität zugleich und in einem faſt noch höhern Grade, mit ihrer Dummheit auch ihre Niederträchtigkeit offenbart. Wäre von einer Maſchine die Rede, die Frage würde einen Sinn haben; aber dieſer Schuhmacher iſt keine Schuhmachermaſchine; er iſt ein Menſch, du unglücklicher Frager! ein Menſch, mit einem Herzen, das ſchwerlich ſchlechter ſeyn kann, als das deinige, und mit einer lebendigen, unſterblichen Seele, und ſo gewiß zu etwas Beſſerem noch, als dir die Schuhe zu flicken beſtimmt, als die Sonne gewiß noch einen höheren Zweck hat, als den, deine Mißbeete zu beſcheinen.

## 39. Die verſpätete Lehre.

Verſtand lernen die Weiber ſelten eher ſchätzen, als bis ſie einen Dummkopf geheirathet haben.

## 40. Politiſche Arithmetik.

Zahlen ſollen Euch die Menſchen ſeyn? ſo lernt wenigſtens, wie ſich's mit ihnen rechnen läßt. Geſellſchaften, deren Mitglieder ihre Geburt oder ſonſt ein zufälliger Umſtand einen feſten, eigenthümlichen Rang gewährt, verhalten ſich zu andern, in welcher Jedem jeder Platz offen ſteht und nur dieſer eines jeden Rang beſtimmt, wie Zahlenſyſteme, deren einzelne Zeichen einen immer gleichen, durch keinen Standpunkt zu verändernden Werth haben, verglichen mit ſolchen, in welchen die Ziffer nur vereinzelt etwas an ſich, aber im Zuſammenhang mit andern blos nach Maßgabe ihres jedesmaligen Standpunkts etwas zu bedeuten hat. Das Plumpe und Unbehülfliche des Gebrauches römiſcher Zahlen, der zweckmäßigen und leichten Anwendung unſerer arabiſchen gegenüber, ergibt ſich aus dem kleinſten Rechnungsexempel, und hat uns bald genug eingeleuchtet; aber in der Politik ſind wir noch lange nicht ſo weit als in der Arithmetik. Ausnahmen indeſſen gibt es auch von dieſer Regel. Haben wir die Menſchen verſteinert, ſo verliehen wir hingegen ihren Titeln eine deſto fügſamere Bedeutungsfähigkeit. Ein adelicher Geheimerath z. B. und ein bürgerlicher ſind in wohlgeordneteren Staaten himmelweit von einander verſchiedene Weſen. Unſere Titel wie die arabiſchen Ziffern drücken bedeutend viel mehr oder weniger aus, je nachdem ſie vor einer Null ſtehen oder nicht.

## 41. Die Greuel der Revolution.

Hunde werden an der Kette böſe. Der Menſch behauptet in gleicher Lage den Vorzug ſeiner geiſtigen Natur. Er wird nicht nur böſe an der Kette, er wird auch toll an ihr.

## 42. Die weſentliche Frage.

»Die meiſten Uebel der politiſchen Welt, ſagte mir ein Mann, der ſie in den wichtigſten Verhältniſſen und Zeitpunkten kennen gelernt hatte, rühren von den überflüſſigen Millionen der Civiliſten und von den Gnadengehalten zu Hunderttauſenden her.« — Es iſt doch, meinte ich, nicht Alles zu kaufen, nicht Alles zu bezahlen. — »Doch nur zu Vieles; und meiſtens kommt es nur auf den rechten Preis, und auf

die rechte Zahlungsweiſe an. Ich erinnere mich, einen reichen und braven Mann mit einer ſeltenen Ausgabe, ich weiß nicht mehr, welches alten Klaſſikers, freilich nicht zu einem ſchlechten Zwecke, aber doch — beſtochen zu haben, und von Allem, was ich noch über dieſen Gegenſtand hörte, bleibt mir immer die treffendſte Bemerkung, die eines Bauern über mich ſelbſt. Ich war zur Zeit der helvetiſchen Republik Mitglied des Obergerichts zu * * *. Als ich eines Tages aus der Sitzung nach Hauſe kam, fand ich, daß mir ein Bauer, der eben einen, bei dieſer Behörde anhängigen Prozeß führte, ein Fäßchen voll ſchöner Forellen gebracht hatte. Wozu das? fragte ich. — Ei nun, hieß es, Sie haben doch Mühe bei der Sache. — Für die Mühe bezahlt mich der Staat; die braucht Ihr nicht zu bezahlen. Nehmt alſo die Fiſche nur wieder mit, oder ich muß glauben, daß Ihr ſelbſt von Eurer Sache keine ſehr gute Meinung hegt. Nehmt ſie, wiederholte ich, als er noch keine Anſtalt dazu machte, und wollt Ihr nicht, ſo muß ich ſie in die Behörde tragen laſſen, und anfragen, was von ſolchen Beweisgründen zu halten ſei? — Der Mann ſah mich eine Zeit lang liſtig an. Ich hätte wohl Krebſe bringen ſollen? ſagte er dann. Er kannte die Welt. Es kommt in der That wenigſtens nur darauf an, ob Forellen, ob Krebſe?

## 43. Die verkannte Tugend.

Zerſtreuungsſucht, für Leichtſinn gehalten, iſt oft wohl Selbſterkenntniß und Beſcheidenheit. Man zerſtreut, was leicht und werthlos iſt, wie Spreu, man ſammelt was des Sammelns würdig iſt, und darum nur ſelten ſich ſelbſt.

## 44. Die demagogiſche Sprache.

Die Mehrzahl »Männer,« ſagt einer unſerer Sprachlehrer*), wird geſetzt, wenn man ausdrücklich das männliche Geſchlecht andeuten, oder mit Achtung ſprechen will. Man ſagt: Arbeitsleute, Fuhrleute, Bettelleute**), man ſagt: Staatsmänner, Biedermänner. Edelmann und Amtmann ſind Ausnahmen. Man ſpricht von Edelleuten

*) Heinſius in ſeiner Sprachlehre der Deutſchen. 2. Aufl. pag. 92.

**) Eheleute, das Heinſius noch anführt, gehört nicht hieher. Man ſagt: Ehemänner, und Eheleute nur wo von beiden Theilen in der Ehe und folglich verſchiedenen Geſchlechtern die Rede iſt.

und Amtleuten. Ausnahmen? Und warum Ausnahmen? War nicht vielleicht auch diesmal die Sprache geschenter, als der sie spricht?

## 45. Die Schätze der Tradition.

Ueberlieferungen sind schlechte Mittel zur Erhaltung einer Lehre oder Kunde, aus der einfachen Ursache, weil jede letzte Wiederholung derselben, angeblich das treueste Abbild irgend einer uranfänglichen Benachrichtigung, sich doch immer nur mit der nächst vorhergehenden vergleichen läßt, und auch mit dieser von keinem andern, als, wenn ihm sein Gedächtniß treu blieb, dem letzten Berichterstatter selbst; aber sie sind eben deßwegen die Lieblingskinder der Geistesherrschaft. Vererben sie auch nicht die Wahrheit, so vererben sie doch die Gewalt. Die Erben der Lehre sind auch ihre Herren, und — was man auf Ueberlieferungen glaubt, glaubt man immer nur dem, der sie erzählt.

## 46. Die Sprache der freien Presse.

Die immer größere Verbreitung der englischen Sprache in den meisten Gegenden des europäischen Festlandes ist ein gutes Zeichen, wenn auch nicht der Zeit, doch der Zukunft, und Stiftungen zum Behuf eines allgemeineren und kostenfreien Unterrichts in derselben, möchten überall sehr wohlthätig, vielleicht, auch eben darum, sehr verdächtig seyn. Sprachen sind wohl nur Schlüssel, und freilich sind es alle, aber die Frage ist: Schlüssel wozu? — Der Schlüssel zum Bücherſaale ist nur ein Schlüssel, und der zur Plauderkammer ist auch einer, allein im figürlichen Sinne schwerlich ein so unentbehrlicher.

## 47. Die Mühe des Schlechtmachens.

»Sich Mühe geben« ist auch im buchstäblichsten Sinne ein ganz passender Ausdruck. Wie viele Mühe, die sich nicht in der Natur der Dinge findet, gibt man sich selbst; wie Vieles in der Welt ist gerade nur so schwierig, weil und als man sich's macht! Gute Reden z. B. sind fast so selten als gute Bildnisse, weil man sich in der Regel zu beiden erst in Positur setzt. Machte man nicht erst ein Gesicht, wenn man sich hinsetzt um gemalt zu werden, oder wenn man auftritt eine Rede zu halten, so würde man in den meisten Fällen besser getroffen werden und vernünftiger sprechen, als es zu geschehen pflegt.

## 48. Die unglücklichen Patrioten.

Vom tollkühnen Kaufmann bis zum überlisteten Höflinge, vom eigensinnigen Spieler à la hausse bis zum leichtsinnigeren Heirather, gibt es eine Menge Leute, die jede unglückliche Unternehmung aus bloßem Pflichtgefühle und zum allgemeinen Besten gewagt haben, aber darum den Gewinn jeder glücklichen doch nur sich selbst in Rechnung bringen.

## 49. Die tugendhaften Röcke.

Warum lachen doch einige Verwitzige über die gepolsterten Bruststücke unserer Uniformen? Sie haben Unrecht, und sollten bedenken, daß auch schon der Schein von Hochherzigkeit dem Krieger ziemt.

## 50. Die theuern Bekanntschaften.

An Schriftsteller empfohlen zu seyn, man muß doch aus Höflichkeit ihre Werke lesen, ehe man seine Briefe übergibt.

## 51. Die geschminkte Ferse.

In der guten, alten Zeit waren unter den in guten Häusern und besonders von Damen gern gesehenen Mönchen, alle kleinen Künste der verächtlichsten d. h. mannlichen Gefallsucht üblich, und so legten unter andern die Barfüßer Roth auf ihre nackten Fersen, um diese jugendlicher und anlockender unter der Kutte hervor schimmern zu lassen. Nachgerade mögen sich auch unsere Männer vor dem Pferdefuße in Acht nehmen, der sich ihnen als geschmückte Kapuzinerferse empfiehlt.

## 52. Fremde Meinung und eigene.

Um etwas auf der Leute Meinung zu geben, muß man vor Allem eine von ihnen haben, und es gibt ihrer, von denen man sich Alles gefallen läßt, nur nicht ihre Achtung.

## 53. Kirchenvorrecht.

Im Mittelalter und wohl noch später, herrschte der von der Geistlichkeit eifrigst genährte Glaube, die Leichen von Excommunirten könnten nicht verwesen. Fäulniß war ein eigenthümliches Vorrecht der Kirche und ihrer Angehörigen.

## 54. Die Heilkräfte der Schriftsteller.

Von Alphons dem Großmüthigen, Könige von Neapel, wird erzählt: Sein Vergnügen bei dem Anhören der Werke des Quintus

Curtius habe ihn, ohne andere Heilmittel, von einem gefährlichen Uebel geheilt. In Fällen, wo Brechmittel gute Dienste leiſten, würden ſich auch wohl neuere Schriftſteller ein ähnliches Verdienſt erwerben können.

## 55. Meinungsuniformen.

Daß es Leute giebt, länger oder kürzer als wir, iſt eigentlich wohl nicht recht, aber doch nur ein Unglück, und wir müſſen es uns gefallen laſſen. Daß Andern häßlich oder ſchön vorkommt, was umgekehrt uns ſchön und häßlich erſcheint, iſt ſchon eine Dummheit, verdient indeſſen, ſo lange nur von Eindrücken die Rede iſt, doch nur unſer Bedauern. Daß aber noch Andere ſogar in ihren Meinungen von den unſerigen abzuweichen ſich unterſtehen, iſt offenbare Bosheit und billig der ſchärfſten Ahndung werth. »Es gibt gewiſſe Vorſtellungen von Einförmigkeit, bemerkt Montesquieu *), die zuweilen auch den großen Geiſt ergreifen, jeden kleineren aber unfehlbar mit ſich fortreißen.« Wie unbillig! der Menſch iſt ein vernünftiges Thier, und wenn er die Unmöglichkeit mit Händen greift, begreift er ſie. —

*) Il-y-a de certaines idées d'uniformité, qui *saisissent* quelquefois les grands esprits, mais qui *frappent* infailliblement les petits. *De l'esprit des loix.* XXIX. 18.

# Englands Freiheit.

A mighty pomp, the made of little things.
*Dryden*

Es gab eine Zeit, die England als den politiſchen Muſterſtaat betrachtete, in deſſen Verfaſſungsformen das ganze Geheimniß ſeiner Freiheit und ſeines Glücks enthalten ſeyn ſollte. Es kam eine andere, die in denſelben Einrichtungen nur Mängel entdeckte, für die jene blind geweſen, und eine Freiheit überhaupt bezweifelte, die ſich ſo ſchlecht erklären ließ. Der übertriebenen Bewunderung folgte eine eben ſo übertriebene Geringſchätzung. Man hatte das Gute geſucht, wo es ſich nicht findet, und man glaubte es in Abrede ſtellen zu dürfen, weil man es nicht mehr fand, wo man es irrigerweiſe geſucht hatte.

Seltſam genug war es ein Fremder, de Lolme, der die Engländer ſelbſt auf die geheimeren Reize und Wohlthaten ihrer Verfaſſung zuerſt aufmerkſam machte. Sie hatten freilich auch vor dem Erſcheinen ſeines bekannten Werkes, bei jeder Gelegenheit mit um ſo größerer Ehrerbietung von der Weisheit ihrer Verfahren geſprochen, je weniger ſie ſich etwas Beſtimmtes zu denken pflegten, und ſie umfaßten von jeher mit begeiſterter Liebe das Ganze ihrer vaterländiſchen Gebräuche, Sitten und Rechte; aber ein ſo planmäßiges Ausbilden aller Einzelheiten dieſer Verfaſſung, wie es in jener Schrift geſchildert wurde, ein ſo zweckmäßiges Ineinandergreifen der verſchiedenen Staatsgewalten, und ein ſo feinberechnetes Gleichgewicht derſelben war ihnen bis dahin unbekannt geblieben, oder doch nicht ſehr von ihnen beachtet worden, und ſchien auch ſpäterhin ihnen viel weniger einzuleuchten als den Politikern des übrigen Europa, unter welchen de Lolme's Buch das Erwachen eines neuen und kühnen Forſchungsgeiſtes bezeichnete.

Die Bewunderung dieſer Politiker für die Formen der britiſchen Verfaſſung wurde indeſſen bald genug abgekühlt, und ihre Aufmerkſamkeit auf andere, und wie es ſchien höhere Erſcheinungen derſelben Art gelenkt. Schon die Erörterung ſo mancher Frage, zu der die amerikaniſchen Unruhen Veranlaſſung gaben, hätte auch den Be-

fangenſten entzubern müſſen. Die erfahrenſten Staatsmänner, die talentvollſten Redner vereinigten ſich damals im Parlamente ſelbſt in bittern Klagen über Maßregeln, die von ihren Gegnern als verfaſſungsmäßig in Vorſchlag gebracht und durchgeſetzt wurden, oder zeigten bei andern Gelegenheiten durch ihre ſich widerſprechenden Meinungen die Ungewißheit des für ſo ausgemacht angeſehenen öffentlichen Rechts. Und während um dieſelbe Zeit mehrere weſentliche Zuſätze zu dieſem letzteren, wie die z. B. vermöge deren die größere Unabhängigkeit der richterlichen Gewalt von dem Throne ſichergeſtellt, bei Gelegenheit der Wilkesſchen Prozeſſe der bisherige Gebrauch allgemeiner Verhaftbefehle — general warrants — aufgehoben, oder unter Fox's Verwaltung den Geſchworenen die ihnen von den Richtern ſtreitig gemachte Befugniß, in Fällen von Preßvergehungen über die Schuld wie über die Thatſache zu entſcheiden zuerkannt wurde, den Beweis lieferten, daß dieſes Recht noch nicht einmal beendigt, geſchweige denn als ein vollendetes zu betrachten ſei, wurde es den transatlantiſchen Engländern, die nur die Erfahrungen und nicht auch die Trümmer der Vergangenheit geerbt hatten, und auf einem Boden, auf dem die Gleichheit, die anderswo mühſam und künſtlich im Geſetze dargeſtellt werden ſollte, ſchon in der Natur der Dinge gegeben war, vergleichungsweiſe leicht, ſich wie auf einen einzigen Guß eine Verfaſſung zu bilden, deren Formen allerdings den Grundſätzen der Freiheit anpaſſender erſchienen als die normänniſchen Verkleidungen des Mutterlandes.

Der natürliche Abſtand zwiſchen den Verheißungen der Lehre und dem Ergebniſſe ihrer Anwendung, das Mißverhältniß zwiſchen der mathematiſchen Genauigkeit, mit der ſich das Spiel der verſchiedenen Kräfte in dem politiſchen Triebwerke berechnen läßt, und den Reibungen und andern Zufälligkeiten, die von den Stoffen, aus welchen die Maſchine gebaut werden mußte, unzertrennlich ſind, zeigte ſich und nicht zu Gunſten der engliſchen Verfaſſung noch näher und auffallender, als die konſtituirende Verſammlung in Frankreich die Grundſätze der amerikaniſchen Freiheit nach Europa zu verpflanzen begann. Eine Anzahl der geiſtreichſten Männer, im politiſchen Beſitze faſt ſchrankenloſer Gewalt, ſchien ſich's zur Aufgabe gemacht zu haben, keine der Einrichtungen des längſt beneideten Nachbarvolkes ohne Verbeſſerungen oder doch Aenderungen bei ſich aufzunehmen, und auf ihrem Wege nach dem nämlichen Ziel durch Eile zu erſetzen, was ſie an Zeit verloren hatte.

Die Frucht ihres Wetteifers war eine Reihe der feinſten und glänzendſten Unterſuchungen über die Bedingungen der bürgerlichen Freiheit, und ein Verfaſſungsgeſetz, das — wenn jene weſentlich in ihren Formen zu ſuchen wäre, dem Gipfel der Vollkommenheit allerdings bei weitem näher würde geſtanden haben, als das engliſche. Der Eindruck aber, den beides hervorbrachte, war um ſo tiefer und bleibender, je entſchiedener eine gewaltſame Gegenwirkung, — die heilloſe Folge der eben ſo gewaltſamen Revolution — ſelbſt in England die Bahn der Freiheit rückgängig, und die britiſche Regierung, in ihrer Stellung an der Spitze des verbündeten Europa, auch für die Ausartung derſelben verantwortlich zu machen ſchien.

Freilich überdauerte in ihrer alten Heimath der gothiſche Bau ihrer herkömmlichen Schutzwehren das in einem neueren Geſchmack aufgeführte Prunkgebäude der Nationalverſammlung, und die für den Jubel einiger Volksfeſte leichtgezimmerten antiken Freiheitstempel des Convents; als indeſſen nach einer zehnjährigen Gewaltherrſchaft, in der die Freiheit bis auf ihre Täuſchungen unterging, Ludwig XVIII, um einen geſetzlichen Thron auf eine geſetzliche Ordnung der Dinge zu gründen, die Verfaſſung, die er ſeinem Reiche gab, nach dem Muſter der engliſchen bildete, war es dennoch nicht dieſe letztere, und waren es dennoch nicht Engländer, ſondern Frankreich und franzöſiſche Redner und Schriftſteller, die von Neuem Europa's Aufmerkſamkeit und Bewunderung erregten.

Auf die franzöſiſche Rednerbühne bleiben Ohr und Auge der Parteien in ganz Europa hingerichtet, ihr zur Rechten oder Linken wählt jede von ihnen, wie Anſichten oder Abſichten ſie dazu beſtimmen, ihren Platz; und während man in England die Freiheit zu beſitzen ſcheint, ohne recht zu wiſſen, oder doch zu ſagen was man an ihr hat, verbreiten ſich aus der franzöſiſchen Deputirtenkammer Ströme von Licht über das Ganze und alle Einzelheiten der repräſentativen Verfaſſung, und entwickeln die franzöſiſchen Publiciſten in ihren Unterſuchungen über jede Form und jeden Grundſatz dieſer letztern eine Fülle von Beredſamkeit, die ihnen in den Augen der Welt, und auch wohl in ihren eigenen, den unbeſtreitbarſten Vorrang verbürgt.

Aber dieſe größere Aufmerkſamkeit auf die Formen und allgemeineren Sätze des öffentlichen Rechts, dieſe Vorliebe für die Erörterung von Dingen, die nicht den Zweck ausmachen, ſondern nur zu demſelben hinführen, beweiſt gerade, verglichen mit jenem gleichgültigeren oder doch geräuſchloſeren Genuß der Güter, auf die es damit abgeſehen iſt, daß

man in dem einen Falle den Weg ſchon zurückgelegt hat, den man in dem andern erſt kennen zu lernen ſich bemüht; und was ein engliſcher Schriftſteller in Beziehung auf die ſelbſtgefällige Aeußerung eines franzöſiſchen, hinſichtlich dieſes Unterſchiedes bemerkt, iſt am Ende wohl auch ein eben ſo wahres als ſtolzes Wort *).

Der Anfang aller menſchlichen Entwickelung beſteht darin, daß irgend ein Werk oder eine Kunſt ſofort betrieben wird, unvollkommen freilich und nur im Verhältniſſe zu den erſten, ärmlichen Bedürfniſſen. Dann kommt ein Beobachter, der die Werkzeuge unterſucht, ein Forſcher, der ſich nach den Urſachen erkundigt, ein Denker, der die Grundſätze erklärt. Aber der größte Fortſchritt, ſo groß auch dieſer ſeyn mag, bleibt noch zu thun. Der Gipfel der Vollkommenheit in jeder Kunſt, wenigſtens erblickte die Welt noch keinen höheren, iſt da erreicht, wo Werkzeuge, Urſachen und Grundſätze, nachdem ſie die Prüfung des denkenden Geiſtes ausgehalten, auf die Anwendung zurückwirken, und auch dieſer den Stempel des Gedankens aufdrücken; und wo alsdann das bloße Herſagen allgemeiner Sätze gerade ſo unbedenklich vernachläſſigt wird, als kurz vorher die rohere Ausübung des bloßen gedankenloſen Handwerks. Eine ſteigende Entwickelung, deren Stufenfolge ſchon Bacon, indem er ihr die Bahn brach, ſo treffend bezeichnete. Den erſten Fortſchritt bilden reine Erfahrungsſätze, axiomata infima nennt er ſie. Richtpunkte einer bloßen körperlichen Thätigkeit, ſind ſie die Bedingungen jeder werdenden Geſellſchaft, und mehr oder weniger das Beſitzthum auch jedes roheſten Volks. Ihnen zunächſt in der Zeit, obgleich entgegengeſetzt in ihrem Weſen, ſtehen die höchſten und allgemeinſten Vernunftbegriffe, Völkern gehörig, die ſchon bedeutend weiter kamen, die aber kein höheres Bedürfniß weiter treibt, oder eine höhere Gewalt nicht weiter läßt. Und wären ſie auch bis zur Unverſtändlichkeit hochfliegend, ſo würden ähnliche Sätze immer das Erwachen edlerer Seelenkräfte beurkunden; aber mit aller übereinkömmlichen Gültigkeit in ihrem eigenen Kreiſe, bleiben ſie ohne Wahrheit und Folge für das Leben überhaupt. Suprema et generalissima rationalia sunt et abstracta et nil habent solidi. Erſt jene Mittelſätze, in welchen Lehre und Bewunderung, wie Geiſtiges und Körperliches in der wahrſcheinlichen Natur ſelbſt, mit einander verſchmolzen erſcheinen, führen zu den höheren

*) S. Quarterly review Nro. 67. June 1826. Art. history prospectus of english industry.

Stufen unſerer Ausbildung, und ſind in der lebendigen Wirkſamkeit, mit der ſie alle Beziehungen des menſchlichen Daſeyns umfaſſen, wahr und gültig zugleich; jene axiomata media, vera et solida et viva, in quibus humanæ res et fortunæ sita sunt.

Um den franzöſiſchen Publiciſten der Vorliebe wegen, mit der ſie ſich dem Erörtern allgemeinerer Wahrheiten hingeben, einen Vorzug einzuräumen, fährt jener Engländer fort, müßte man vergeſſen, daß der Zeitpunkt einer ähnlichen Beſchäftigung für uns verfloſſen iſt. Indem wir irgend einen beſondern Fall, zum Behufe einer eben zu ergreifenden Maßregel in Erwägung ziehen, kehren wir ſo wenig zu den allgemeineren Sätzen, die dabei in Frage ſtehen, zurück, als wir die Buchſtaben des Abcee's wiederholen, indem wir uns zu einer Parlamentsrede vorbereiten, oder uns über den Nutzen des Meiſels auslaſſen, indem wir ein Meiſterſtück der Bildhauerkunſt betrachten; aber jene Buchſtaben und dieſer Meiſel mußten wohl kennen gelernt und benutzt werden, ſonſt würden wir keines Wortes mächtig ſeyn, und die Schönheiten der Bildſäule noch im Marmorbruche ſchlummern.

»Das Alles verſteht ſich bei uns von ſelbſt,« bemerkte Sir James Makintoſh, als ihn Herr von Staël auf eine der ſtärkſten und gedachteſten Flugſchriften, die eben in Paris erſchienen war, aufmerkſam gemacht hatte; und etwas Aehnliches mochte Napoleon bei der Antwort im Sinne haben, die er einem der Lobredner ſeiner conſulariſchen Verfaſſung auf die Bemerkung ertheilte, wie ſehr man in Frankreich den Engländern an tiefer Einſicht in die Grundſätze des öffentlichen Rechtes überlegen ſei. »Hättet ihr doch den zehnten Theil der Freiheit, die den Engländern gehört!« meinte der große Mann, der nicht Seelengröße genug beſaß, um ſeine Schmeichler entbehren zu können, und zu viel Verſtand hatte, um ſie zu achten.

Das beſſere Extrem auf jener Entwickelungsbahn auch des politiſchen Verſtandes, iſt allerdings nicht das Ziel derſelben, ſondern der bloße Uebergang, durch den der Menſch, der gern von einem Aeußerſten zum andern hinüberſpringt, ſich erſt zurecht findet. Und daß der Mann die einmal gelernten Regeln, die er, ohne weiter daran zu denken, noch ſo vielfach anwendet, doch nicht ſo ſchulgerecht aufzuſagen weiß, als der Knabe, der ſie eben erſt lernt, kann etwa nur dieſem letztern einen Beweis ſeiner Ueberlegenheit abgeben. Wir Deutſche indeſſen, deren suprema et generalissima noch nicht einmal zu unſrer Sprache, geſchweige denn auf den Boden, den ſie befruchten ſollen, hinabſteigen, und deren

Weisheit so selten aus der Natur der Dinge, und deſto öfter aus Arioſts Flaſchen im Monde ſchöpft, wir ſollten fürs erſte, und bis wir die Engländer zu Geſicht bekamen, den Gedanken aufgeben, ſie mit unſern politiſchen Siebenmeilenſtiefeln ſchon wieder aus dem Geſichte zu verlieren, und vorläufig uns begnügen, erſt unſre Nachbarn auf dem Felde einzuholen, auf dem ſie geſchäftig ihre Werkzeuge muſtern und zurecht legen und meſſen und rechnen, obgleich wir auch dann es nicht vergeſſen dürfen, daß dieſes Feld nicht nur vermeſſen und eingetheilt, ſondern auch angebaut zu werden verdient.

Und wie ſchmerzlich ein ſolches Vergeſſen ſich beſtraft, wie ſehr ein rückſichtsloſes Hinübertragen aller Anſprüche der Theorie auf die ſpröderen Stoffe der Wirklichkeit auch das Erreichbare zu vereiteln droht, und das Beſſere alsdann nicht nur des Guten, ſondern auch ſein eigener Feind iſt, haben eben unſre Nachbarn uns bewieſen, und beweiſen ſie uns noch jetzt.

Die Franzoſen verwarfen die ihnen in der königlichen Sitzung vom 23. Juni 1789 von Ludwig XVI. angebotene, freilich mangelhafte, aber doch der Freiheit einen Stützpunkt gewährende Verfaſſung, um nach fünfundzwanzig ſchlimmer als verſäumten Jahren von Ludwig XVIII. eine ähnliche, und hinſichtlich der Wahlberechtigungen ſogar minder freiſinnige Verfaſſung annehmen zu müſſen, und ihre politiſchen Lehrjahre mit einer verdreifachten Abgabenlaſt wieder anzufangen. Sie fanden ſeitdem keine Verwaltungen ſo unerträglich, als die gerade ihren Bedürfniſſen und Verhältniſſen am entſchiedenſten zuſagten, die Verwaltungen der Herzöge von Richelieu und Decazes und des Herrn von Martignac, die redlich genug, um keinen Rückſchritt zu beabſichtigen, doch zu vorſichtig oder ſchüchtern waren, um ohne Zögern fortzuſchreiten. Und ſie verdrängten ſie, und jedesmal zu Gunſten erklärter Widerſacher, blos weil ſie nicht unbedenklich einer Vollkommenheit nachſtrebten, deren wohl die Grundſätze, nicht aber die Menſchen, oder dieſe doch nicht zu allen Zeiten fähig ſind. Eine Verwirklichung ihrer innern Freiheit endlich, eine Entlaſſung aus ihrer bisherigen Miniſtervormundſchaft, ein Schlußſtein ihres politiſchen Gebäudes, weſentlicher als alle Giebelverzierungen und Prunkſäle deſſelben, und wichtiger als die glänzendſte diplomatiſche Taſchenſpielerei und alles Groß- und Glücklichwerden auf der Landkarte, wird in ihren Bereich geſtellt, wird ihnen in dem Municipalgeſetze vom Jahre 1828 angeboten; und ſie verſchmähen die Gabe und ſtoßen das Geſetz zurück,

weil es nicht vollſtändiger, weil es nicht ſo vollſtändig iſt, als es, einmal gegeben, unfehlbar durch ſich ſelbſt würde gegeben worden ſeyn.

Auch die Engländer erlebten, obgleich nicht ſo unvorbereitet, einen Zeitpunkt ähnlicher Begeiſterung für die fleckenloſe Reinheit ihrer dem Gedanken nachzubildenden Wirklichkeit. In ihren Schriftſtellern und Rednern des ſiebzehnten Jahrhunderts finden ſich eben ſo ſcharfſinnige Erörterungen, und Beiſpiele einer wenn nicht glänzenderen doch vielleicht männlicheren Beredſamkeit, als die gegenwärtig die franzöſiſche Preſſe und Rednerbühne verherrlichen; und auch ſie entgingen nur mit Mühe, und begünſtigt durch Richard Cromwells ehrenwerthe Harmloſigkeit, durch Carls II. Leichtſinn und ſeines Bruders Ungeduld, der Gefahr, über dem Streben nach eingebildeten Gütern auch die zu verlieren, die ihnen bereits gehörten. Aber nachdem dieſer Eifer ſeine beſſeren Früchte getragen, und Betrachtungen in Ueberzeugungen und Anſichten in Gewohnheiten verwandelt hatte, kam eine beſonnenere Zeit, die, ohne Vergangenes oder Künftiges mit idealiſcher Vollkommenheit auszuſchmücken, das Vorhandene benutzen lernte. Kein Engländer, dem die Geſchichte und Verfaſſung ſeines Vaterlandes näher bekannt wurden, dürfte die Freiheit, die ſein Geburtsrecht ausmacht, noch für ein Erbgut halten, das unverkürzt und unerweitert, durch eine lange Reihe von Geſchlechtern aus dem grauenſten Alterthume zu ihm hinabgelangte; keiner noch an ein planmäßiges Schaffen und Ausbilden der Einrichtungen glauben, in welchen, oder mit welchen vielmehr ſie gegenwärtig beſteht; keiner ſolche Formen überhaupt, von welcher Art ſie ſeyn mögen, auch nur für die zuverläßigeren geſchweige denn einzigen Bürgſchaften derſelben anſehen. Alle wiſſen und fühlen mehr oder weniger, daß Urſprung und Gewährleiſtung dieſer Freiheit in etwas geſucht werden müſſen, das nicht ſowohl mit den Nichtern als mit dem Willen eines Jeden zuſammenhängt, daß dieſelbe ſich von ihrem höheren Standtpunkte aus die einmal gegebenen Formen der Geſellſchaft unterwarf und aneignete, und daß ſie nur zum Theil mit Hülfe dieſer letztern, und nicht ſelten ihnen zum Trotze ſich bildete und erhält.

Die Freiheit der Engländer iſt nicht eine Ueberlieferung ſächſiſcher Weisheit. Was hätte nicht erſt aus dieſer in ihrem Vaterlande werden müſſen, und was wäre denn da aus ihr geworden? Die Begeiſterung, mit der man, beſonders ſeit Montesquieu, alle Keime nicht allein, ſondern auch ſchon alle Formen und Früchte der Freiheit in den germaniſchen Wäldern ſucht, hat

viel Aehnliches mit jener früheren einer hauptſächlich von Plutarch ausgegangenen Schule von Schriftſtellern des ſpätern Römerreiches, die, um ihrem Grimme über die beſtehende Ordnung der Dinge auf eine ſo ſichere als gelehrte Weiſe Luft zu machen, ihrer Verherrlichung der kleinen Freiſtaaten des alten Griechenlandes kein Ende wußten; und beide würden als unſchuldige Gemüthserleichterungen keinen Tadel verdienen, hätten nicht beide ſich zu Zeiten aus der Schule auch in die Welt verirrt, und ſo mancher Geſetzgeber, wie Herault-Sechelles, nach den Geſetzen von Kreta fragen laſſen, wenn von denen ſeines Vaterlandes die Rede war.

Die Sachſen, wie alle germaniſchen Stämme zur Zeit der Völkerwanderung, beſaßen auch in geſellſchaftlicher Hinſicht jene Axiomata infima, die erſten und roheſten Erfahrungsſätze, deren Anerkennung das Bedürfniß erzwingt, und unter denſelben ohne Zweifel auch ſolche, die einer überlegteren Ausbildung werth und fähig erſchienen. Aber ihre Verfaſſung hatte offenbar die Sicherſtellung, nicht einer allgemeinern Freiheit, ſondern der hausherrlichen Oberhoheitsrechte jedes einzelnen der verbündeten Grundeigenthümer und Markgenoſſen in den Grenzen ſeines Beſitzthumes, und die ſeines Antheiles an den Nutzungen der gemeinſchaftlichen Markung zum Zweck, und verſtieß jeden Unbeſitzlichen in völlige Hausknechtſchaft oder in die zwar mildere, aber immer noch mehr oder weniger leibeigenſchaftliche Dienſtbarkeit der Gefolge. Das Staatsrecht der Sachſen war ein in ſeiner Art ganz gutes, aber weder für ausgedehntere Geſellſchaften noch für edlere Zwecke berechnetes Dorfrecht; und wie wenig ſelbſt die einer umfaſſenderen Anwendung nicht unwürdigen Formen und Grundzüge deſſelben ihrer Ueberzeugung angehörten, und eine wahrhaft öffentliche Bedeutung hatten, bewies die Leichtigkeit, mit der ſie dieſelben ſich entwinden und gegen tauglichere Werkzeuge einer willkührlichen Herrſchaft vertauſchen ließen. Ihre Wahlämter wurden Erbgüter; die Gleichheit ihrer ſämmtlichen Markgenoſſen machte in dem Lehnweſen einer Stufenfolge von Dienſtbarkeit, ihr eigenes und öffentliches, einem fremden und geheimen Rechte Platz.

Die angelſächſiſchen Häuptlinge, die nach Möſers Bemerkung hauptſächlich an der Spitze ihrer eigenen Gefolge nach Britanien hinüberſchifften, hatten als Dienſtherren der Sieger und unbedingtere Gebieter der Ueberwundenen, ſchwerlich Veranlaſſung, in den eroberten Ländern andere, als ihre aus der Heimath mitgebrachten hausherrlichen Rechte gelten zu laſſen. Ueber die Verfaſſung der von ihnen gegrün-

deten Staaten haben Geſchichtſchreiber und Alterthumsforſcher lange geſtritten; aber ihr Streit über einen an ſich ſchon dunkeln Gegenſtand hat um ſo weniger einiges Licht über denſelben verbreiten können, mit je heftigerm Parteigeiſte er geführt wurde. Denn auf beiden Seiten ging man von der wunderlichen Vorausſetzung aus, als ob die Knechtſchaft eines roheren Zeitalters einen Grund für ihre Fortdauer in einem geſitteteren abgeben dürfe, oder die Freiheit, um ein Recht zu ſeyn, ein geſchichtliches ſeyn müſſe. Nur ſo viel beweiſen die am wenigſten ſtreitigen Thatſachen, die große Gewalt der Grundeigenthümer über ihre Knechte und Hörigen, die Abhängigkeit der wenigen Städtebewohner, der gänzliche Mangel an einer Mittelklaſſe der Bevölkerung, das geringe Anſehen der Geſetze und die unaufhörlichen Unruhen, durch die jene Staaten zerrüttet wurden, daß die angelſächſiſche Verfaſſung eine ſehr oligarchiſche war, oder doch zuletzt in eine ſolche ausartete.

Die angelſächſiſche Freiheit, wenn es eine gab, dürfte jener in den Kriegen und Staatsſchriften einer ſpätern Zeit, aber auch nur in ihnen zu ſolcher Wichtigkeit gelangten ſogenannten deutſchen Freiheit geglichen haben, deren, nicht etwa Stellvertreter, ſondern einzige und ausſchließliche Inhaber, ſämmtlich auf dem Verſammlungsfelde oder in den Sitzungsſälen des jedesmaligen Reichstages Platz hatten. Daß die bürgerlichen Rechte der Engländer, die etwas von einem ähnlichen Herrenrechte weſentlich Verſchiedenes ſind, nicht von ihm ausgingen, und überhaupt nicht eben angelſächſiſchen Urſprunges ſind, wird ſchon durch die Richtung erwieſen, in der ſie ſich über die britiſche Inſel verbreiteten. Die Angelſachſen hatten bekanntlich dieſe letztere bis zu den Füßen der ſchottiſchen Hochlande mit ihren kriegeriſchen Anſiedelungen beſetzt, wogegen die Normänner ihre Eroberung nur bis zu den Grenzen des heutigen Englandes ausdehnten. In dem ſchottiſchen Unterlande folglich, wo die Nachkommen der Angelſachſen, obgleich ebenfalls unter einer zahlreichen Bevölkerung von Dänen, ſich doch vergleichungsweiſe am ſelbſtſtändigſten und unvermiſchteſten erhielten, und wo auch die heutige Landesſprache ſich am früheſten und allgemeinſten ausbildete,*) in Lothian, wenn irgendwo, hätten ſich auch die Ueberlieferungen der britiſchen Freiheit, wäre dieſe angelſächſiſchen Urſprunges geweſen, am unverfälſchteſten erhalten müſſen. Aber gerade umgekehrt

*) Wie u. A. Walter Scott in der Einleitung zu ſeiner Ausgabe von Sir Tristrem, a metrical Romance of the 13. Century., London 1804, bewieſen hat.

finden wir ſie eben da am reinſten, wo Briten, Angelſachſen, Dänen und Normänner, und ihre Sitten und Gewohnheiten am bunteſten zuſammentrafen. Nirgends erſchien bekanntlich das Lehnweſen ſo roh und gewaltthätig gegen Volk und Könige, als eben in Schottland; nirgends waren die Parlamente ſo ungeſtalt und unnütz, die Einrichtungen der Jury ſo mangelhaft, die der Rechtspflege überhaupt ſo willkührlich, als hier. Spuren dieſer Gebrechen finden ſich, wie Jeder weiß, noch gegenwärtig in der Verfaſſung der Schottiſchen Behörden und Geſchwornengerichte; und unter beſſer unterrichteten Schottländern gibt es nur Eine Stimme darüber, daß was in Großbritanien von rechtverſtandenen und wahrhaft wohlthätigen Grundſätzen und Formen der Freiheit vorhanden iſt, nicht aus Schottland nach England, ſondern im Gegentheile aus England nach Schottland überging.

Wie dem auch ſeyn mag, ſo viel iſt gewiß, daß in England ſelbſt jede Spur einer etwanigen älteren Freiheit verſchwunden ſeyn mußte, als unter den erſten normänniſchen Fürſten, wie Sir Henry Spelman *), einer der zuverläßigſten Alterthumsforſcher ſeines Vaterlandes, bezeugt, jeder mit Zuziehung ſeiner Räthe erlaſſene Befehl des Königs volle Geſetzeskraft beſaß. Und gibt es einen Zeitpunkt, von dem an nicht allein, ſondern auch von dem aus die erſten Keime und Aeußerungen der britiſchen Freiheit ſich zugleich urſachlich und geſchichtlich nachweiſen laſſen, ſo iſt es der der normänniſchen Eroberung, und mit ihr der Einführung einer Lehnsverfaſſung, die ſtrenger und umfaſſender als irgend eine im übrigen Europa geltende, Alle und auch die Niedrigſten im Volke mehr oder weniger unmittelbar der königlichen Oberhoheit unterwarf; die — wie Ausdrücke und Formen der engliſchen Rechtspflege und Strafgeſetzgebung noch jetzt beurkunden, — Lehnspflicht und Unterthänigkeit in ein einziges Verhältniß zuſammenſchmolz; und die, indem ſie alle Stände der Geſellſchaft, nicht wie anderswo in eine Unzahl feindlicher Parteien zerſplitterte, ſondern der einzigen Quelle der Willkühr, aus der ihnen allen Gefahr drohte, dem Throne gegenüber vereinigte, jeden Einzelnen den Schutz, deſſen er bedurfte, nur in einer allgemeineren und gemeinſchaftlichen Sicherheit finden ließ.

Aber auch unter den von jetzt an immer zahlreichern Beiſpielen der nämlichen Anſprüche und Einrichtungen, die ſpäterhin als die Grund-

*) Gloss. in verbo: *judicium Dei.*

lagen der britiſchen Verfaſſung betrachtet wurden, dürfte man ſich noch Jahrhunderte hindurch vergebens nach Spuren eines planmäßigen Ausbildens derſelben, oder nur einer klaren und lebendigen Ueberzeugung von ihrem Werthe und ihrer Bedeutung umſehen. Ob es zweckmäßig, daß bei Kindern, lange bevor ſich die übrigen Seelenkräfte in ihnen entwickelt haben, ſo vielerlei Dinge ihrem bloßen Gedächtniſſe eingeprägt werden, mag dahin geſtellt ſeyn; daß die Völker ſo erzogen werden, ſcheint ausgemacht. Alle haben ſie die wichtigſten Wahrheiten anfangs nur auswendig, und erſt lange nachher, ſich ihrer erinnernd, verſtehen gelernt. Immer ging das Wort dem Gedanken, die Formel dem Löſen der Aufgabe, zu dem ſie dienen ſollte, voraus, und eine Menge ſcheinbarer Widerſprüche in der Geſchichte und in den Werken ihrer Darſteller laſſen ſich nur mit Hülfe dieſer Bemerkung erklären und beſeitigen.

Ein merkwürdiges Beiſpiel ähnlicher Widerſprüche liefert uns die Geſchichte eben dieſes Volkes, deſſen fortſchreitende Entwickelung, mitten unter dem erfolgloſen und kaum die Neugier, geſchweige denn das Mitgefühl in Anſpruch nehmenden Treiben ſeiner Zeitgenoſſen, wahrſcheinlich einmal, wie früher die der Griechen und Römer, der Weltgeſchichte einen großen Zeitraum hindurch zum Leitfaden dienen dürfte, die Geſchichte der Engländer. Es iſt lächerlich, ſagt Hume*), in der Verfaſſung von England von den Zeiten der Stuarts ein regelmäßiges Geſetz der Freiheit erkennen zu wollen. Sein großes hiſtoriſches Werk iſt eine bloße Ausführung dieſes Gedankens, und Männer, wie Brodie**), haben es dem ſcharfſinnigen Geſchichtſchreiber verdacht und als Partheilichkeit ausgelegt, daß er die Gewaltſtreiche der Willkühr, durch welche die Stuarts das engliſche Volk ſeiner Pflichten gegen ſie entbanden, nicht als Neuerungen und eigenthümliche Vergehen dieſer Fürſten, ſondern als bloße Wiederholungen und Fortſetzungen einer in dem eigentlichen Sinne ſeit Jahrhunderten in England üblichen Regierungsart betrachtete. Aber die Beſorgniſſe von Zugeſtändniſſen zu Gunſten der Knechtſchaft, die man hinſichtlich einer ähnlichen Darſtellung hegte, ſind völlig ohne Grund, ſo lange nicht, nach Hallams glücklichem Ausdruck, eine Jury von Alterthumsforſchern über die Anſprüche der Völker auf

*) In ſeiner Selbſtbiographie.

**) Brodie in ſeiner ſehr leſenswerthen und Hume's Darſtellung allerdings vielfach berichtigenden History of the britisch empire from the accession of Charles I. to the restoration. 4 Vol. Edinburgh 1822.

gerechte und freie Verfassungen zu Gericht sitzen darf. Hätte Hume eben so höhere Alter der Volksrechte, die von den Stuarts verletzt wurden, in Abrede stellen wollen, so würde er freilich die ihm gemachten Vorwürfe verdient haben. Schon die in der bekannten Carl I. 1627 überreichten petition of rigths erwähnten Gesetze beweisen das frühere Vorhandenseyn jener Rechte. Wollte hingegen der Geschichtschreiber nur auf die bisherige Wirkungslosigkeit derselben aufmerksam machen, so that er damit was seine Pflicht war, und mehr nicht. Er legte Zeugniß ab für eine beschämende, aber darum nicht weniger unleugbare Wahrheit. Der Sinn der Magna charta moderte allerdings im Gedächtnisse einiger Reuer, wie die Urkunde selbst in einer Schreiberbude; die Anerkennung öffentlicher Freiheiten von Seiten der Krone hatte immer nur irgend eine Noth des Augenblickes bannen sollen, und nie eine andere Bestimmung gehabt; und die Plantagenets und Tuders so gut, als die Stuarts, hatten zu keiner Zeit andere Schranken ihrer Willkühr gekannt, als die Gränzen ihrer Macht. Hume und seine Gegner hatten beiderseits Recht oder Unrecht, je nachdem sie die eine oder andere Thatsache des früheren Daseyns oder Geltens der in Frage stehenden Berechtigungen in Abrede stellten oder behaupteten, und brauchten sich nur zu verstehen, um einverstanden zu seyn. Nicht erlangt wurden jene Rechte erst unter den Stuarts, wohl aber behauptet und benutzt; und wie allmählig auch dies letztere, lehrt die Geschichte. Mehr als zwei Menschenalter vergingen, ehe der petition of rights die bill of rights folgen konnte, der Bitte um Gerechtigkeit ein Gesetz der Gerechtigkeit.

Es bedarf nur eines Blickes auf die einzelnen Bestandtheile der englischen Verfassung, auf ihre Geschichte und ihre Beziehung unter einander und auf ihren gemeinschaftlichen Zweck, um die Zufälligkeit zu erkennen, die in beiderlei Hinsicht ihrer Entwickelung zum Grunde liegt.

Das bürgerliche Recht, obgleich man dasselbe als Privatrecht dem politischen oder öffentlichen unterzuordnen pflegt, ist in der That eine so wesentliche Grundlage und Bedingung der in dem letzteren etwa beabsichtigten Wohlthaten, und wenigstens in England so entschieden dafür anerkannt, daß es bei jener Uebersicht billig den ersten Platz verdient. Das gemeine Recht der Angelsachsen, wie aller germanischen Völkerschaften war ein Gewohnheitsrecht, das jedem Einzelnen in vorkommenden Fällen von seines Gleichen, von einer gewissen Anzahl seiner Standesgenossen oder Pairs, in den herkömmlichen größeren, oder in

eigens dazu bestimmten Versammlungen des Volks gewiesen wurde. Die Ausbreitung des Lehnwesens änderte diesen Zustand nur in so fern, als über jeden in einem Lehnsverbande Stehenden nicht mehr seine freien Paire, sondern Dienstgenossen das Urtheil sprachen, und das Volksrecht für ihn sich in ein Hofrecht verwandelte. Größere und wesentlichere Veränderungen ergaben sich aus mannichfacher gestalteten Verhältnissen der Gesellschaft überhaupt, und um so gewisser, je weniger auch die Grundsätze und Formen der älteren Rechtspflege etwas Anderes gewesen waren, als bloße Folgen der eben obwaltenden Umstände. Am meisten aber trugen zu solchen Veränderungen die Angehörigen der Kirche bei; theils indem sie das gemeine Recht, das, obgleich ein Herkommen, dem gesunden Verstande des Volkes anvertraut, sich doch immer den jedesmaligen Bedürfnissen desselben gefügt hatte, durch ihre wissenschaftliche Behandlung der Gegenwart entfremdeten und in eine Geheimlehre verkehrten, die eben so selten zu brauchen als zu verstehen war; theils und hauptsächlich indem sie dasselbe, nach dem Wiederaufleben des römischen Rechts, durch diese gelehrtere, und eben so wohl ihrem Vortheile als ihrer Neigung besser zusagende Gesetzgebung, so weit es in ihren Kräften stand, geradezu verdrängten.

Nach England, wo bis dahin die sächsischen Mönche sich als Richter und Sachwalter mit dem gemeinen Rechte beschäftigt, und es in ihren Klöstern gelehrt hatten, kamen die ersten Civilisten mit den fremden Geistlichen, welchen, in Folge der Eroberung, die Pfründen des Landes zu Theil wurden. Theobald, Erzbischof von Canterbury, brachte ihrer mehrere dahin, u. a. Roger Vacarius, den ersten Lehrer des römischen Rechts in Oxford. Die Laien, wie auch in andern Gegenden, widersetzten sich anfangs dem neuen Gesetze. König Stephan, der sich in seinem unrechtmäßigen Besitz des Thrones durch verschwende Maßregeln zu befestigen suchen mußte, verbot es. Die Barone in der Versammlung zu Merton, wo der Clerus die im römischen Rechte gegründete, aber mit der herrschenden Denkungsart unverträgliche Lehre von der Legitimation unehelicher Kinder durch spätere Heirath ihrer Eltern zur Sprache gebracht, erklärten, in den Landesrechten nichts ändern zu wollen; und ein anderes, hundert Jahre später gehaltenes Parlament wiederholte diese Erklärung, mit dem Zusatze: das Königreich England solle nie nach fremdem Rechte regiert werden. Hier indessen, so gut als anderswo, dürfte dieses letztere endlich doch wohl gesiegt haben, hätte nicht eine Uebereilung der Geistlichkeit, die sich zu früh für

unentbehrlich anſah, und eine gleichzeitige Maßregel, die den Laienrichtern einen Vereinigungspunkt gewährte, dem gemeinen Rechte zum Vortheil gereicht. Jene zog ſich in übler Laune von dem ihr ſtreitig gemachten Kampfplatze zurück. Biſchöfliche Befehle verboten unter Heinrich III. den Geiſtlichen, ſich vor weltlichen Behörden mit Sachwaltergeſchäften zu befaſſen, und Innocenz IV. unterſagte ihnen ſogar das Leſen der Landesgeſetze, als bloßer Laienwerke. Und eben indem ſie ihren Gegnern aus Trotz den Rücken zukehrten, gewannen dieſe eine feſtere Stellung, als Heinrich III. jene ſchon in der Magna charta vorkommende Anordnung in Ausführung brachte, vermöge deren die weltlichen Richter nicht länger, wie bis dahin geſchehen, dem königlichen Hoflager folgen, ſondern um ihr Amt zu verwalten, an irgend einem beſtimmten Orte bleiben ſollten. Man wählte dazu Weſtminſter; und Lehrer und Schüler des gemeinen Rechts, ausgeſchloſſen aus der geiſtlichen Unterrichtsanſtalten zu Oxford und Cambridge, errichteten die noch gegenwärtig beſtehenden, ſogenannten Inns of court and of chaniery; Rechtsſchulen, dem klöſterlichen Muſter jener älteren Stiftungen nachgebildet, in welchen jüngere Leute und angehende Sachwalter Unterricht und Unterkommen fanden, und gewiſſe den akademiſchen Graden entſprechende, gelehrte Würden ihren Rang bezeichneten. Beide Parteien behaupteten ihren Platz. Wo immer der Einfluß der Geiſtlichkeit vorherrſchte, im ganzen Umfange ihrer eigenen Gerichtsbarkeit — und man weiß, wie ſehr ſie dieſen auszudehnen verſtand — in den Univerſitäten, und ſogar in den Kriegs- und Admiralitätsgerichten galten fortan römiſches und kanoniſches Recht. In den verſchiedenen Behörden der königlichen Richter zu Weſtminſter erhielt ſich das gemeine Recht.

So beſtanden alſo ſchon zwei einander fremde und zum Theil in Formen und Vorſchriften widerſprechende Geſetzgebungen in England, für die es nur zuweilen in dem ihnen beiden vorgehenden ſtatuariſchen Rechte der Parlamentsakten einen Vereinigungspunkt gab; und nicht lange, ſo fand ſich in dem gemeinen Rechte ſelbſt, und in den immer fühlbarer werdenden Mängeln deſſelben Veranlaſſung zum Ausbilden einer dritten Art von Geſetz und Rechtspflege, die, obgleich zum Theil aus den beiden andern Rechten zuſammengetragen, ſich doch in vieler Hinſicht von ihnen weſentlich unterſchied.

Das gemeine Recht, auf Herkommen und Sitte gegründet, war, ſo lange die Erklärung und Anwendung deſſelben ungelehrten Richtern überlaſſen blieben, in gewiſſer Art auch eine fortſchreitende und ſich ſelbſt

ergänzende Geſetzgebung, die jede andere geſetzgebende Gewalt, als dieſe richterliche, für das bürgerliche Leben ſo gut als überflüſſig machte. Jedes Urtheil, das den Sinn der eben herrſchenden Gewohnheiten und Meinungen über irgend einen vorkommenden Fall ausſprach, enthielt, wie ſehr es auch manchem früheren ähnlich ſeyn mochte, doch immer mehr oder weniger ein neues, für dieſen Fall berechnetes Geſetz; und ſo, aber auch nur ſo war ein ſolches Recht, wie die Engländer das ihrige zu nennen pflegen, eine fortdauernde und nie veränderte Offenbarung der Vernunft ſelbſt. Aber es wurde zu etwas ganz Anderm, ſobald man — und daß es geſchah, beweiſt, wie wenig man den eigentlichen Werth deſſelben erkannt hatte — ſobald man Gewohnheiten und Anſichten, ihrem veränderlichen Weſen zuwider, feſtzuhalten, das Herkommen nicht als bloßes Erzeugniß, ſondern als Abbild der Vergangenheit zu behandeln, und die erſtarrten Formen dieſer letztern der Gegenwart und Zukunft als Geſetze aufzuzwingen begann. Alle barbariſchen Völkerſchaften, indem ſie bald nach ihrer Anſiedelung in den Provinzen des weſtlichen Kaiſerthumes ihre alten Gewohnheitsrechte ſammelten und niederſchrieben, thaten dieſen Schritt, der für einen Fortſchritt zu gelten pflegt, und auch wohl einer ſeyn mochte, in ſo fern er ſie — freilich auf etwas lange hin — das Schlimmere kennen lehrte.

In England ſammelte zuerſt Alfred die Gewohnheiten des Landes in dem ſogenannten Domebook, das noch zu Eduards IV. Zeit vorhanden war, aber jetzt verloren iſt. Eduard der Bekenner ließ ein zweites, größeres Geſetzbuch zuſammentragen, den älteſten Beſtandtheil des gegenwärtigen gemeinen Rechts; und wahrſcheinlich würde hier wie anderswo eine fortgeſetzte Verwandlung dieſes letztern in geſchriebenes Recht, dem ſpäteren Siege der römiſchen Geſetze,. die — wenn einmal ein ſolches gelten ſollte — bei der Vergleichung mit jenen roheren Anfängen freilich nur gewinnen konnten, vorgearbeitet haben, wäre nicht in Folge der normänniſchen Eroberung das Zuſammentragen einheimiſcher Geſetzbücher, die nicht wohl Gegenſtände der beſonderen Vorſorge einer fremden und kriegeriſchen Regierung abgeben konnten, in Vergeſſenheit gerathen. Die Wirkung des einmal geſchehenen Anſtoßes hörte darum nicht auf; die einmal begonnene Umwandlung jener, urſprünglich nur durch die herrſchende Sitte beurkundeten Gewohnheitsrechte in poſitive, in unabänderlich feſtgeſtellte und niedergeſchriebene Geſetze ging ihren Gang, und wurde nur in Ermangelung eines höheren Geſetzgebers, der ſich darum bekümmert hätte, dem vorzüglicheren

Anſehen einiger Rechtslehrer und den Richtern überlaſſen, die ſich durch dieſe Lage der Dinge mit einer geſetzgebenden Macht, nicht allein, wie früher, über den ihnen jedesmal vorliegenden Fall und die Einzelnen, die er anging, ſondern auch über alle künftigen Fälle derſelben oder ähnlicher Art und alle künftigen Geſchlechter bekleidet ſahen. Jeder ihrer Ausſprüche erlangte von jetzt an eine ſelbſtſtändige und bleibende Gültigkeit, vermöge deren er, je nach der näheren oder entfernteren Aehnlichkeit eines ſpäteren Falles entweder das Geſetz oder doch das Vorbild abgab, nach welchem ſie eine neue Regel aufſtellten; und eine Reihe von ſolchen Vorerkenntniſſen oder Präjudikaten, wie ſie in den urkundlichen Verandlungen, den records der verſchiedenen Richterſtühle vorhanden ſind, und von Eduard II. bis Heinrich VIII. alljährlich durch die Protonotarien der Behörden, ſpäterhin eine Zeitlang durch zwei, auf Lord Bacon's Anſuchen unter Jakob I. dazu angeſtellte Berichterſtatter, und ſeitdem von Zeit zu Zeit durch einzelne Rechtsgelehrte, in ſogenannten Berichten — reports — bekannt gemacht wurden, bildete fernerhin die Quelle des gemeinen Rechts, die unverſiegbar fortſtrömend endlich im Laufe der Jahrhunderte zu einem Meere anwuchs, das ſchon lange der umfaſſendſte Geiſt nicht mehr zu überſehen, und auch der eiſernſte Fleiß nicht länger zu ergründen vermag.

Bei einem ſolchen Vorrathe von Geſetzen, der ſich alljährlich von ſelbſt ergänzte, und während ihnen Parlamentsakten und die Ausſprüche einiger beſonders angeſehenen Rechtslehrer noch zur weitern Aushülfe zu Gebot ſtanden, hätten, ſollte man glauben, den Behörden des gemeinen Rechts unmöglich Fälle vorkommen können, zu deren Entſcheidung ſo zahlloſe Mittel und Wege dennoch unzureichend erſchienen wären; aber — nicht allein hinſichtlich des Inhalts ihrer Urtheile, auch in Anſehung der Formen ihres Verfahrens waren ſie an die Vergangenheit gewieſen, deren äußere Geſtaltung ſich leichter und unveränderlicher auf die Folgezeit vererbte, als ihre Weisheit, und um ſo feſter und drückender auf ihr laſten mußte, je inniger, wie ſchon bemerkt wurde, das Lehnweſen eben in England alle Verhältniſſe des bürgerlichen Lebens durchdrungen und ſich angeeignet hatte. Die Formen und Ausdrücke, in welchen irgend eine richterliche Ausfertigung zuerſt geſchehen, oder die Hülfe des Richters von Klägern und Bittſtellern einmal angerufen war, mußte ſich gleich bleiben. In einer Zeit entſtanden, in der außer Grund und Boden faſt keine Art von Vermögen, und außer dem Landbau kein einziges Gewerbe von Wichtigkeit vorkam, wurde der

ohnehin ſchon enge Kreis derſelben durch das vorherrſchende Lehnweſen, das alle Verfügungen in Betreff des Grundeigenthumes zugleich ſeltener und ſchwieriger machte, und unerläßlicher an gewiſſe Förmlichkeiten knüpfte, noch mehr beſchränkt. Es iſt begreiflich, wie ein ſolches Formenrecht nur zu bald mit den Verhältniſſen, unter welchen es entſtanden war, veraltete, und einem Volke unbrauchbar werden mußte, das früher als jedes andere dieſen letztern entwuchs. Vergebens kam ein erfinderiſcher Witz der Männer vom Fache den Laien dienſtfertig entgegen, und erſann Umſtände und Vorausſetzungen, unter welchen die widerſpenſtige Formel wenigſtens mittelbar Geſchäften und Zwecken entſprechen konnte, die das vierzehnte Jahrhundert noch nicht gekannt hatte. Richter, Sachwalter und Parteien erſannen Rollen und Namen, die irgend eine der Vorzeit unbekannt gebliebene Verhandlung zugleich verſchleiern und erleichtern ſollten, und ſpielten bei mehr als einer Gelegenheit, und beſonders bei den wichtigſten Veräußerungen und Uebertragungen des Grundeigenthumes eine gelehrte Komödie, die ſich nur durch ihre größere Bedeutung und Langweiligkeit von jeder andern unterſchied; juriſtiſche Faktionen, die in jede Landesſprache überſetzt nichts weiter als Unwahrheiten ſind, mußten die Krücke einer Geſetzgebung abgeben, die auf dem feſten Boden der wirklichen Welt ſchon lange nicht mehr zu fußen vermochte. Und dennoch gab es eine Menge von Bedürfniſſen und Verhältniſſen, für die in den Behörden des gemeinen Rechts ſchlechterdings keine Hülfe zu finden war, weil keine Formel.

So entſtand, gerade wie im alten Rom, aus demſelben Grunde und zu dem nämlichen Zwecke, das prätoriſche Recht, in England neben dem unzulänglichen Formenweſen des ſtrengen Rechts, und aus dem urſprünglich nur beaufſichtigenden vermittelnden Anſehen des Lord Kanzlers eine regelmäßige neue Geſetzgebung der Billigkeit, deren Ausleger, der Kanzler und ſeine Gehülfen in den ſogenannten courts of equity ihren Sitz haben, und ihre Gerichtsbarkeit über den ganzen weiten Umfang aller derjenigen Angelegenheiten des bürgerlichen Lebens ausdehnten, die erſt nach der einmal begonnenen Verſteinerung des gemeinen Rechts zu ihrem Daſeyn oder ihrer gegenwärtigen Wichtigkeit gelangt waren. Alle Zahlungsunfähigkeiten, die eine richterliche Auseinanderſetzung erforderte, die Verſorge für Unmündige und Geiſtesabweſende und die Verwaltung ihres Vermögens, und endlich die ganze große Mehrzahl von Anſprüchen und Verträgen aller Art, die nicht in den herkömmlichen Formen des gemeinen Rechts, oder gar nicht beurkundet wurden,

ſondern auf Treu und Glauben beruhen, fallen in den Geſchäftskreis dieſer dritten Art von Behörden, deren Gerichtsbrauch einer dritten Reihe von eigenthümlichen Rechtsgrundſätzen und Regeln des Verfahrens zum Grunde liegt.

Ob die Jury, die ſo vielfach geprieſene Grundſaule der engliſchen Freiheit, mittlerweile mit einer dieſes Namens würdigen Aufmerkſamkeit und als treues Abbild der alten germaniſchen Volksgerichte erhalten und befeſtigt wurde, möchte ſchon auf den erſten Anblick einer ſo planloſen Geſtaltung der bürgerlichen Rechte mehr als zweifelhaft erſcheinen. Daß dieſelbe eine Zeit lang nach der Eroberung durch den häufigeren Gebrauch des gerichtlichen Zweikampfs in ihrer Anwendung ſehr beſchränkt wurde, iſt gewiß. Die Ausdrücke ſodann im neunundzwanzigſten Kapitel der Magna charta, die man vorzugsweiſe als Beſtätigung der Geſchwerenengerichte anſieht, und zufolge deren kein Freier an Leib oder Gut gefährdet werden ſoll, es ſei denn per legale judicium parium suorum vel per legem terræ, durch den Ausſpruch ſeiner Pairs oder Landesrechte, haben eine auffallende Aehnlichkeit mit jenen andern Worten, durch welche Kaiſer Konrad II. etwa zweihundert Jahre früher den italieniſchen Untervaſallen den bleibenden Beſitz ihrer Beneficien zuſicherte *), ohne daß darum in dieſem letztern Falle an eigentliche Geſchwornengerichte gedacht worden wäre. Und bedenkt man, daß jenen ganzen Zeitraum hindurch das Streben der Lehnleute nach Unabhängigkeit von ihren Oberen die große Angelegenheit, oder wie es in unſern Tagen heißen würde, den Geiſt der Zeit ausmachte, und daß Lehnleute es waren, die ihrem Lehnsherrn, dem Könige Johann die Magna charta abdrangen, ſo iſt es nicht unmöglich, ſo iſt es vielleicht wahrſcheinlich, daß auch in dieſer bei den erwähnten Ausdrücken eher an die Unwiderruflichkeit der verliehenen Beneficien als an ſonſt etwas gedacht wurde. Die Jury aber würde in dieſem wahrſcheinlicheren Falle nicht als unmittelbare Ueberlieferung der alten Volksgerichte, ſondern zunächſt als bloße Fortſetzung des den Formen derſelben nachgebildeten Verfahrens der aus den Pairs oder Dienſtgenoſſen des Angeklagten zuſammengeſetzten Lehnhöfe zu betrachten ſeyn; eines Verfahrens, das im übrigen Europa unter den in Edelleute verwandelten Dienſtleuten und zuletzt nur unter den Vornehmſten derſelben ſich einige

*) Nemo beneficium suum perdat nisi secundum consuetudinem antecessorum nostrorum et *per judicium parium suorum*. L. L. Longob. L. III. Tit. II. l. 4.

Zeit als Vorrecht erhielt und dann allmälig in Vergeſſenheit gerieth, während es in England als gemeines und für Alle geltendes Recht auf einer breitern Grundlage zu einem dauerhaftern Daſeyn gelangen konnte, weil hier das Band der Lehnhörigkeit auch den Geringſten unmittelbarer an den Thron knüpfte, und die königlichen Gerichtshöfe, mit einigen unbedeutenden Ausnahmen, wie die in Wales und auf der Inſel Man, von jeher in allen weltlichen Dingen die einzigen des Landes waren, und ihren Gerichtszwang ohne Dazwiſchenkunft adelicher oder ſtädtiſcher Behörden über die ganze Bevölkerung deſſelben ausdehnten.

Welche Herleitung übrigens auch die richtigere ſeyn mag, der von den Engländern ihren Vorfahren nachgerühmte Eifer für die Erhaltung der ältern Volksgerichte war in jedem Falle ein ſehr blinder oder unglücklicher, wie das Zuſammenſchwinden derſelben zu der geringern Bedeutung und dem beſchränktern Wirkungskreiſe einer heutigen Jury es beweiſt. Jene Volksrichter, die als Schöffen oder unter irgend einer andern Benennung über ihre Standesgenoſſen zu Gericht ſaßen, waren Richter im ganzen und vollen Sinne des Wortes. Sie erkannten über beides, über das Recht und über die That, über die Folgen der letztern ſo gut als über ihre Wahrheit, und die Vorſteher des Gau's und anfänglich auch die königlichen Richter, die den Ehrenſitz unter ihnen einnahmen, waren vielmehr Ausrichter des jedesmaligen Urtheils, als Urheber deſſelben in der Mitte einer Anzahl untergeordneter Gehülfe. Zu ſolchen aber wurden die eigentlichen Richter durch die Natur der Dinge ſelbſt, und ohne daß es dazu einer ausdrücklichen Veränderung bedurft hätte, nachdem das bisherige Gewohnheitsrecht, deſſen Kenntniß jeder Einſichtsvollere aus dem Leben ſelber ſchöpfen konnte, zu einer Wiſſenſchaft geworden war, die beſonders erlernt werden mußte, und deren Anwendung eine gewiſſe Kunſt erforderte. Die Beiſitzer des Richters, die bisdahin ihm wie die geſetzgebende einer ausübenden Macht zur Seite ſtanden, verhielten ſich fernerhin zu ihm wie bloße Beamte zu einer herrſchenden. Vollkommen überflüſſig, wo nur von Rechtsfragen die Rede war, hatten ſie von jetzt an höchſtens über irgend einen Thatbeſtand zu erkennen; und auch in dieſem beſchränkteren Kreiſe war ihre Stimme nur dann eine entſcheidende, wenn die That und ihre rechtlichen Folgen, wie bei Verbrechen und Vergehungen oder bei der Ausmittelung eines Schadenſtandes, ſo offen und unzertrennlich zuſammenhingen, daß ein Zeugniß über Geſchehen oder Nichtgeſchehen nothwendig auch ein Urtheil über Schuldig oder Nichtſchuldig enthielt.

So wurde die Jury in England, was ſie iſt; ein ehrwürdiges und noch immer nützliches Ueberbleibſel, aber doch nur eine Verſtümmelung der einfachſten und wohlthätigſten Rechtspflege, die es gab. Selbſt in Anſehung ſtreitiger Thatſachen iſt ihre Erkenntniß nur in den Behörden des gemeinen Rechtes ein unerläßliches. Ob, wenn dergleichen vor andern Richterſtühlen vorkommen, die Ausmittelung der Wahrheit an eine Jury überwieſen, oder unmittelbar durch Zeugenverhöre oder eidliche Erklärungen (Affidavits) geſchehen ſoll, hängt von dem Gutdünken der Richter ab, die übrigens alle und überall den Grundſatz feſthalten, zufolge deſſen nur die Ausmittelung des Thatbeſtandes der Jury, hingegen die rechtliche Beurtheilung deſſelben ihnen und ihnen allein gebühren ſoll, und deren Fehler es nicht war, daß nicht auch noch das Bruchſtück verſtümmelt wurde, und das Geſchwornengericht zu einer bloßen Förmlichkeit gewiſſer Beweisführungen herabſank. Erſt in neueren Zeiten hat die Befugniß der Jury, in Fällen von Schmähſchriften über den Inhalt ſo gut als über die Thatſache des geſchehenen Druckes derſelben zu erkennen, durch Parlamentsakten außer Zweifel geſetzt werden müſſen. Und noch immer, wenn zwar die Strafbarkeit einer Handlung am Tage liegt, aber das geſetzlich beſtimmte Maß der Strafe den Gefühlen und Bedürfniſſen der Zeit nicht länger entſpricht, bleibt den Geſchwornen aus dem Kampfe zwiſchen ihrer innern und äußern Pflicht, zwiſchen ihrer Ueberzeugung und ihrer Aufgabe kein Ausweg, als der: lieber dem Augenſcheine als ihrem Gewiſſen Trotz zu bieten, ihr Schuldig zu verweigern, und ein Verbrechen ſtraflos hingehen zu laſſen, um es nicht auf eine unnatürliche und empörende Weiſe beſtrafen zu ſehen. Auch wiſſen engliſche Rechtsgelehrte ſelbſt, ſo lange ſie nur nicht ſelbſt auf dem Richterſtuhle ſitzen, ähnliche Beſchränkungen der Jury wohl zu würdigen, und Blakſtone z. B. mißbilligte die Vervielfältigung der an die Stelle der ältern Grafſchafts- und Hundertgerichte zur Beitreibung geringerer Schuldforderungen eingeſetzten Unterbehörden hauptſächlich auch darum, weil das regelloſere Verfahren derſelben dem Volke das der Geſchwornengerichte, deren Wirkſamkeit ohnehin nur zu ſehr beſchränkt ſei, noch mehr entfremden müſſe.

Dreierlei Geſetze und dreierlei Formen ihrer Anwendung hatten ſich entwickelt, und in ihren verſchiedenen Grenzen feſtgeſetzt, und im Gedränge derſelben erhielt ſich nicht ohne Mühe ein Ueberbleibſel der alten Volksgerechtigkeit. Ueber ſie alle aber, und mächtiger als ſie alle, herrſchte noch Jahrhunderte lang der Wille des Fürſten.

Der Thron, der in England die Quelle der Gerechtigkeit zu heißen pflegt, war zugleich und in einem weniger figürlichen Sinne die der schrankenlosesten Willkühr. Ein Mißbrauch, oder vielmehr ein herkömmlicher Gebrauch der Uebermacht, dem übrigens nicht etwa ein besonderer Hang in den Besitzern derselben, sondern vorzugsweise jener bereits erwähnte strengere Lehnsverband zum Grunde lag, der umfassender als anderswo die ganze Bevölkerung des Landes umschlang. Des Dienstherrn Wille ist das Naturrecht seiner Leute, und zu den Leuten des Königs gehörte jeder Freie im Königreich. Noch gegenwärtig gibt es kein vollständiges Grundeigenthum, keinen Allodialbesitz in England. Die alten Hoheitsrechte des königlichen Lehnsherrn über Grund und Boden sind nie erloschen, und einem allgemeinen Rechtsgrundsatze gemäß ist der König noch immer Obereigenthümer oder *Lord paramount* alles Landes. Erst unter Carl II. *) wurden die drückenderen Fesseln des alten Lehnwesens gelöst, und die knechtischeren Dienstpflichten, die auf dem größern Theile alles Grundbesitzes gelastet hatten, abgeschafft, und Blakstone nennt dieses Gesetz hinsichtlich des Eigenthums eine größere Erwerbung als die Magna charta selbst. **)

Die regellose Benutzung einer in ihrem Ursprunge so schrankenlosen Macht war gewissermaßen in der Ordnung, und Gesetze, die auch für den Thron verbindlich seyn sollten, konnte man füglich, wenn das Alter der Rechte ihren Rang bestimmen darf, als Eingriffe in die Legitimität der Willkühr ansehen. Heinrich III. war der erste König nach der Eroberung, der die seinen Vorgängern oder ihm selbst abgenöthigten Gesetze in der Regel zu achten gezwungen war; er ist auch der erste, in dessen Urkunden die Klausel non obstante vorkommt, mit Hülfe deren er und seine Nachfolger das Gesetz zugleich anerkannten und beseitigten. Königliche Schutzbriefe, lettres of protection, und Befehle aller Art hemmten oder lenkten den Lauf der Gerechtigkeit, und die wiederholten Anordnungen, die wider diesen Mißbrauch ergingen, beweisen, wie ausgebreitet er war, und wie oft und wie vergebens man ihm Widerstand leistete. Unter Eduard I. erging eine solche Verordnung, aber es ist zweifelhaft, ob er selbst, und ausgemacht hingegen, daß fast keiner seiner Nachfolger sie befolgte. Die Menge jener

*) Durch das Stat. 12 Car. II. cap. 24.

**) A greater acquisition to the civil property of the king dom than even magna charta itself. *Blakstone* Comment. II. 5.

Schutzbriefe veranlaßte unter Eduard II. laute Klagen der Gemeinen, und im zweiten Regierungsjahre Eduards III. wurden sie durch das Statut von Northampton für widergesetzlich erklärt. Dessen ungeachtet erhielten sie sich, und es gibt Beispiele derselben bis in die Zeiten der Königin Elisabeth *).

Aber was die Kabinetsjustiz, die anderwärts doch nur als ein gewaltsames und vorübergehendes Einschreiten der Uebermacht vorkam, in England eigenthümlich bezeichnete, war die Art, mit der diese Rechtspflege der Willkühr Jahrhunderte lang durch eigens dazu vorhandene Behörden, die Sternkammer und die Konstable von England, regelmäßig und ununterbrochen besorgt wurde.

Der Stallmeister oder Marschall, constabularius, mochte schon in den frühern Sitzen der deutschen Völkerschaften zu den begünstigten Dienern des mächtigen weit vermögenderen Grundeigenthümers gehört haben, der ein zahlreiches Gefolge zu ernähren im Stande war. Er gelangte nothwendig zu noch größerem Ansehen, als dieser in den Provinzen des römischen Reiches noch ausgedehntere Besitzungen erworben hatte, und seinen Leuten, die bisher unmittelbar in seinem Brote gestanden, ihren Lohn in Grund und Boden austheilen, d. h. sie mit Gütern belehnen konnte. Wie aus dem reichen Gutsbesitzer ein Landesherr wurde, verwandelte sich sein Hausgesinde in einen Hofstaat, der nur in den alten, aber zu Ehrentiteln gewordenen Benennungen ein Andenken an sein ursprüngliches Verhältniß aufbewahrte, und die Dienste, die seine eigentliche Bestimmung ausmachten, geringeren Dienern, Kutschern und Großknechten übertrug, die nicht zum zweiten Male große Herren wurden, weil es kein zweites römisches Reich zu erobern gab, und ihr Gehalt ihnen nicht ebenfalls und ein- für allemal in den Früchten eines Besitzthumes angewiesen wurde, dessen Werth sich mit der Zeit so bedeutend vervielfachte, und das sich auch gegen den Willen des Lehnsherrn so leicht behaupten und vererben ließ.

Auch der Hausdienst des Konstable veredelte sich allmälig zu einem Hofamte, ja zu einer Staatswürde, vermöge deren er die Hauszucht, die seine Vorgänger auf dem Hofe ihres Gebieters handhaben mochten, am Hofe desselben übte, und über alle Leute, und das hieß in England so viel, als über alle Unterthanen des Königs im ganzen Lande ausdehnte. Diese Hauszucht aber war an den kriegerischen Hof-

*) S. Hume history of England, ch. XII. XIV.

lagern erobernder Häuptlinge ein Kriegsrecht geworden, und ein Heilbrudes, da was die Gewalt erworben hatte, noch Jahrhunderte lang die Gewalt auch ſchützen mußte. Der Konſtable von England, nicht bloß in Kriegszeiten, ſondern zu allen Zeiten im Beſitze einer ähnlichen Gerichtsbarkeit, beſaß in ihr eine diktatoriſche Machtfülle, die, unvereinbar mit allen vernünftigen und friedlichen Zwecken der Geſellſchaft, ſie beide auf immer würde vereitelt haben, wäre die Krone nur immer ſtark genug geweſen, alle ihre Vortheile zu benutzen, und hätte nicht der Umſtand, daß jene Würde meiſtens erblich oder doch auf Lebenszeit verliehen wurde, den Inhaber derſelben zu einem weniger brauchbaren und ſelbſt gefährlichen Werkzeuge der Willkühr gemacht. Auch war es Heinrich VIII., der willkührlichſte aller Könige von England, der das Amt des Konſtable ſo planlos, als die Parlamente es bis dahin hatten beſtehen laſſen, aufhob. Deſſen ungeachtet erhielt ſich der Gebrauch des Kriegsrechtes auch in Friedenszeiten bis zu dem großen Rechnungsabſchluß zwiſchen Volk und König unter Carl I.

Die Sternkammer, der ſpäterhin zu ähnlichen Zwecken in kirchlichen Angelegenheiten, der hohe Gerichtshof, the court of high commission, zur Seite ſtand, war eine zweite Behörde, die ihren Erkenntniſſen den Willen nicht des Geſetzes, ſondern des Königs, wie er in ſogenannten Proklamationen des letztern enthalten war, zum Grunde legte. Im Herkommen gegründet, erlangte ſie unter Heinrich VII. für einige Fälle ein geſetzliches Daſeyn; und unter Heinrich VIII. erklärte das Parlament, nachdem es den königlichen Proklamationen eine völlig gleiche Geſetzeskraft mit ſeinen eignen Akten beigelegt, daß fernerhin jedesmal neun Räthe des Königs einen förmlichen Gerichtshof bilden ſollten, der über der Ungehorſam gegen dieſelben zu erkennen habe. Eine Beſtimmung, die, hätte man die Prärogative der Krone nicht eben ſo gedankenlos benutzt, als man die Rechte des Volkes Preis gab, alle Rechtspflege in die Hände königlicher Kommiſſarien überwieſen und dem Urtheile durch Geſchworne und den Parlamenten ſelbſt für immer ein Ende gemacht haben würde.

Erſt im Jahre 1641 wurde die Sternkammer, die bis dahin ſo wenig Anſtößiges gehabt hatte, daß ſelbſt Lord Bacon ihrer mit großem Lobe gedenken konnte, abgeſchafft, und erſt mit ihr erloſch mittelbar auch jene herkömmliche, aber in jeder freien Verfaſſung ſchlechterdings unverſtändliche und ihr widerſprechende Befugniß des Königs, durch ſeine Proklamationen zu regieren. Denn da die übrigen Richterſtühle

nur nach gemeinem und ſtatutariſchem Rechte ſprachen, ſo mochte fortan der König wohl noch Proklamationen erlaſſen, aber in Ermangelung einer Behörde, die für deren Aufrechthaltung geſorgt hätte, blieb es Jedem anheim geſtellt, ihnen Folge zu leiſten oder nicht.

In wie fern der Thron die Quelle der Gerechtigkeit war, haben wir geſehen; aber auch das Schild der Gerechtigkeit, und ſogar der bürgerlichen Freiheit hat er abgeben ſollen; und von dem Antheile der Krone an der Geſetzgebung an, bis zu dem Wallfiſche der an den Küſten von England ausgeworfen wird, und von dem der Kopf dem Könige und das Ende ſeiner Gemahlin gehört, gibt es keinen Theil der königlichen Prärogative, der nicht in den Augen jener unbedingten Verehrer der britiſchen Verfaſſung einen ergänzenden Beſtandtheil derſelben ausmachte, und einen eben ſo wohlthätigen als tiefen Sinn enthielte.

Die Hoheitsrechte der Regierungen, die unter den Eroberern des römiſchen Reiches und in Staaten, die aus den Trümmern dieſes Reiches zuſammengeſetzt wurden, ſich bildeten, ſind ſehr verſchiedenen Urſprungs. Das ältere Königthum, das, wie in unſerer Sprache ſchon durch die Herleitung des Namens bewieſen wird, gleich dem Anſehen ſchottiſcher Lairds über ihre Clans, oder arabiſcher Scheiks über die ihnen unterworfenen Hirtenſtämme, aus dem natürlichen Vorzuge und Einfluſſe des Familienhauptes verging, und wenn die Familien zu Völkerſchaften anwuchſen, und ſo lang dieſe durch ihre Lebensart als Hirten oder kriegeriſche Horden in einem engern Verbande zuſammenhielten, ſich auch in dieſem ausgedehntern Kreiſe, und mit um ſo ausgedehnteren Rechten erhalten konnte, — dieſes älteſte und natürliche Königthum war unter den deutſchen Völkern zu einer bloßen Ehrenauszeichnung zuſammengeſchwunden, ſeitdem dieſelben durch veränderte Umgebungen, die ihren Wanderungen Schranken ſetzten, und eine andere Natur des Bodens dazu genöthigt, in den Gauen des alten Germaniens von ihrer umherſchweifenden und gemeinſchaftlichen Lebensweiſe zu feſten Wohnſitzen und getrenntem Grundeigenthume übergingen. Der Ackerbau, der — ſei es auch nur zum Theil — die Früchte der bisherigen Hirten- und Räuberzüge erſetzen mußte, ſprengte die alten Stammgenoſſenſchaften, zerſtückelte die große Kette der bisherigen Volksfamilie in die einzelnen Glieder, aus welchen ſie beſtand, und die von jetzt an ſelbſtſtändige Kreiſe bildeten, und übertrug jenes hausväterliche Königthum von dem Zelte des jedesmaligen Häuptlings auf den Herd jedes Mitgliedes der neuen Markgenoſſenſchaft. Gewohnheit und Er-

innerungen, Eindrücke der Gegenwart und Ueberlieferungen der Vorzeit knüpften und befestigten auch fernerhin die Bande gegenseitiger Anhänglichkeit zwischen den freien Hausvätern und den Abkömmlingen desjenigen, um dessen Familie sich wie um einen Kern der Stamm gebildet hatte; aber so wenig war bei den Auszeichnungen und freiwilligen Gaben, die den letztern zu Theil wurden, von eigentlichen Regierungsrechten die Rede, daß bekanntlich unter den germanischen Völkern nicht einmal die Feldherrnwürde, der glänzendste und wichtigste Vorzug, den es in solchen Zeiten geben konnte, mit der königlichen eng verbunden blieb, sondern von dem freien Wahlrechte des Volkes abhängig, dem Würdigsten und nicht dem Vornehmsten zu Theil wurde. *)

Als endlich die Einbrüche dieser Stämme in das römische Reich bleibende Ansiedelungen derselben in den ihnen unterworfenen Gegenden zur Folge hatten, erzeugten veränderte Umstände, ohne besondere Absicht oder Mitwirkung der Betheiligten, eine neue Form und neue Beziehungen der höchsten Gewalt. Jene Züge, wie aus den meisten und unbefangensten Forschungen sich ergibt, waren keineswegs so zahlreich, als wir sie uns unter dem Namen Völkerwanderungen zu denken pflegen; und wohl öfters nicht einmal Sache der Völker, sondern einzelner Häuptlinge, die mit ihrem Gefolge auszogen, dem eine Anzahl freier Abentheurer sich anschloß. Mochten indessen auch, wie bei den Franken, Mitglieder des alten Fürstengeschlechtes, oder in andern Fällen gewählte Heerführer an der Spitze der Unternehmung stehen: einen großen, und nicht selten den größern Theil des Heeres muß man sich aus Dienstleuten der Anführer zusammengesetzt vorstellen, da nicht anzunehmen ist, daß alle Freie, d. h. alle Grundeigenthümer im Volke den sichern Besitz in der Heimath sollten verlassen haben, um einem ungewissen Glücke in der Fremde nachzuziehen; eine Voraussetzung, der schon die Thatsache, daß neben fast allen neuen Völkern in den Provinzen des römischen Reiches, noch Jahrhunderte lang andere desselben Namens im alten Germanien oder Scandinavien vorkommen, widerspricht. War's alsdann die gemeinschaftliche Beute, die hauptsächlich aus dem den bisherigen Privateigenthümern, oder dem römischen Fiskus abgenommenen Grunde und Boden bestand, unter den verschiedenen Theilnehmern an dem Eroberungszuge, und zwar

*) Reges ex nobilitate, duces ex virtute sumunt. *Tacitus* de moribus Germ. c. 7.

nach Maßgabe ihres jedesmaligen Antheiles an demſelben, und alſo der Mannſchaft, die ſie dazu geſtellt hatten, vertheilt, ſo fielen jenen Anführern die ausgedehnteſten Länderſtrecken zu, die ſie im ganzen unbeſchränkten, und man könnte ſagen landesherrlichen Sinne des alten germaniſchen Grundeigenthumes beſaßen, und deren Beſitz ihnen, wenn auch nicht unmittelbar ein Herrſcherrecht über den minderbegüterten, aber auf ſeiner Hufe eben ſo unabhängigen freien Mann, doch nothwendig einen überwiegenden und endlich ausſchließlichen Einfluß auch auf das öffentliche Leben ihres Volkes gewähren mußte.

Die Ehrenſtelle des alten Königthums blieb, was ſie geweſen, eine Stelle im eigentlichſten Sinne des Wortes vielmehr, als ein Amt oder eine Macht, aber neben dieſer hausväterlichen Würde, die nur eine perſönliche Auszeichnung und mit keinerlei Zwangsrechten auf Dienſte oder Leiſtungen verbunden war, bildete ſich eine auf Grundeigenthum beruhende und mit deſto ſtrengeren und ausgedehnteren Anſprüchen jener Art verſehene hausherrliche Gewalt. Beide bewegten ſich in ihren eigenthümlichen Wirkungskreiſen. In Maifeldern und ähnlichen Verſammlungen ſaß der König unter den freien Männern, berieth ſich und richtete mit ihnen, und empfing ihre freiwilligen Gaben. Unter ſeinen Leuten, die er auf ſeinem Grunde und Boden ernährte, oder mit einzelnen Stücken deſſelben nach Gutdünken und auf ſo lange, als es ihm gefiel, begnadigte, herrſchte der königliche Hausherr und forderte Dienſte und Abgaben. Beide Verhältniſſe beſtanden eine Zeit lang neben einander und von einander getrennt, obgleich ſie in der nämlichen Perſon zuſammentrafen, und ſo geſchieht es, daß die Vertheidiger ganz entgegengeſetzter Meinungen über die geſellſchaftlichen Formen und Grundſätze dieſes früheren Mittelalters, ein Dubos ſo gut als ein Boulainvilliers ſich mit gleichem Rechte auf Thatſachen berufen; und eben daß immer nur Eines von beidem, Volksfreiheit oder Dienſtbarkeit der Leute in's Auge gefaßt, oder beides als ein einziges Ganzes betrachtet wurde, hat über die Geſchichte dieſes Zeitraumes eine Ungewißheit verbreitet, die auch das Verſtehen der aus demſelben hervorgegangenen Folgezeit unmöglich macht.

Sehr lange übrigens konnten zwei ſo ungleichartige Verhältniſſe nicht wohl neben einander beſtehen, und gleichſam Hand in Hand auf der Bahn ihrer Entwickelung fortſchreiten. Die politiſche Freiheit, die überall dem Vermögen folgt, und die man, ſei es, um ſie zu unterdrücken, oder um ihr ein ſelbſtſtändiges Daſeyn zu ſichern, ſo oft und

immer ſo vergebens von demſelben zu trennen ſuchte, war in jenen Zeiten unzertrennlich an die einzige Habe von einiger Bedeutung, die es gab, an das Grundeigenthum geknüpft, und eine ſo überwiegende Freiheit, wie die auf dem rieſenhaften Landbeſitze der Fürſten beruhende, geſtaltete ſich bald zu einer ausſchließlichen, und zur Herrſchaft über jede andere.

Anfänglich verleiteten die einträglichen Beſitzungen, die der König verſchwenderiſch ſeinen Leuten anwies, einzelne Freie, die Ehre ihres Heerſchildes, die unzertrennlich mit dem freien Erbe zuſammenhing, gegen den reichen Gewinn im Gefolge eines Dienſtherrn aufzugeben. Späterhin, als nur noch alte Erinnerungen die alten Rechte ſchützen ſollten, und es nicht länger zu thun vermochten, als die noch übrigen Freien, die Trümmer einer vergangenen Zeit, unter den immer mächtiger und zahlreicher gewordenen Dienſtleuten hülflos und vereinzelt daſtanden, mußten ſie alle dem Strome folgen, und vor dem Drange der Zeiten oder ihrer Nachbarn einen Herrn ſuchen, um einen Schutz zu finden, und ſanken ſie alle, je nachdem der Umfang ihrer Habe und ihre Perſönlichkeit ſie vorzugsweiſe zu kriegeriſchen oder häuslichen Dienſten, zu Dienſten im Felde oder auf dem Felde befähigten, in adeliche oder bäuerliche Dienſtbarkeit hinab. Die Freiheit, die nur als Vorrecht beſtanden hatte, erhielt ſich in dem vergeltenden Wechſel eines nie ausbleibenden und immer unwiderſtehlichen Umſchwunges der Dinge, nicht einmal als Recht. Der Druck, der auf dem Angehörigen des Hauſes gelaſtet hatte, verbreitete ſich unter den germaniſchen Völkern, wie früher das thieriſchere Verhältniß der Hausſklaverei in der ihren Imperatoren unterworfenen alten Welt, auch über das öffentliche Leben. Hausherrliche Rechte wurden in ihrer die Bevölkerungen ganzer Länder umfaſſenden Ausdehnung zu Regierungsrechten. Das alte Königthum, das eine perſönliche Würde geweſen war, und an der Spitze eines Vereines freier Männer geſtanden hatte, verwandelte ſich in ein dingliches Recht, das wie jedes andere getheilt und vererbt werden konnte, und hatte es mit Land und Leuten zu thun. Der Geſellſchaftsvertrag, nachdem die Gutsherrlichkeit eines Einzigen die Freiheit jedes andern Grundeigenthumes und mit ihr auch die jeder andern Perſönlichkeit verſchlungen, war fernerhin ein bloßer Dienſtvertrag zwiſchen dem Herrn und ſeinem Hörigen. Thatſachen, die durch ein kümmerliches Fortbeſtehen älterer Formen und Benennungen, die weiter gar nichts oder etwas ganz Anderes bedeuteten, kaum verſchleiert wer-

den, und die nur ein eben ſo verwirrendes als unſtatthaftes Vornehmthun in der Geſchichte, das Menſchen und Dinge und die Wahrheit ſelbſt nur nach Maßgabe einer gewiſſen Hoffähigkeit vor dem Throne derſelben erſcheinen läßt, und jenen bäuriſchen Zeiten alle politiſchen Anſichten und Ueberlegungen der neuern unterſchiebt, bezweifeln kann.

Unſere geſellſchaftlichen Einrichtungen ſo gut, als unſere Stammbäume, verlieren ſich, wie jener ehrliche Chronikenſchreiber ſchon von dem zweiten Gliede der Vorfahren Hugo Capets verſicherte, im Dunkeln; das heißt aber, nicht wie ſpätere Hofgenealogen und Hofhiſtoriographen zu verſichern pflegen, in den Wolken, ſondern, wie in jenem Falle der Meinung deſſen zufolge, der den Ausdruck brauchte, ſo überall, in der Niedrigkeit des mütterlichen Bodens, aus dem ſie hervorgingen. Leibeigenſchaft war es, die alle geſellſchaftlichen Verbindungen des Mittelalters knüpfte und allen Verhältniſſen deſſelben, von der trotzigen Unterwürfigkeit des mächtigen Kronvaſallen bis zu der ungeheucheltern des armen Fröhners hinab, ihr eigenthümliches Gepräge aufdrückte. Nicht die Hausſclaverei der alten Welt, die durch das Städteleben dieſer letztern beſtimmt wurde, oder jene ſtrengere Knechtſchaft, die den Sieg über die ſklaviſchen Völkerſchaften des öſtlichen Deutſchlands bezeichnete, ſondern die auf beides, Landleben und Landbau gegründete ächtgermaniſche Hörigkeit, die jeden Dienſt und jeden zu einem Dienſte Verpflichteten an die Schelle band, und Jeden, der nicht Herr des Bodens war, zum Angehörigen deſſelben machte; ein Verhältniß, das ſich am reinſten und längſten in der weſtphäliſchen Leibeigenſchaft erhielt, in der, nur unſcheinbarer und in Beziehung nicht auf kriegeriſche, ſondern auf bäuerliche Dienſte, alle Formen und alle Satzungen des Lehnrechtes vorkamen, und die, wie im alten Rom der gemeine Krieger ſpottend im Triumphzuge ſeines Feldherrn, faſt ein ganzes Jahrtauſend in dem unſers Adels einherzog, und den Sohn der Erde an ſeinen Urſprung und ſeine Verwandtſchaft erinnerte.

Jener Inbegriff gutsherrlicher Kronrechte indeſſen, der in allen ſeinen Beſtandtheilen und Ausartungen auf den Boden hinweiſet, aus dem er hervorging, und ohne weſentliche Veränderung des alten Grundeigenthumes, durch bloße Ausdehnung deſſelben, ſich zu einem neuen Königthum geſtaltete, enthielt von Anfang an die Keime ſeiner baldigen Zerſtörung in ſich ſelbſt. Eine unmittelbare Verwaltung weiter Länderſtrecken, die, ohne den Beſitz derſelben aufzugeben, ſie zu benutzen gewußt hätte, lag außer dem Begriffe, und in Ermangelung eines

lebhafterem Geldumlaufes und hinreichender Verbindungen zwiſchen entfernten Gegenden auch außer dem Bereiche dieſer Zeit. Ein größeres Grundſtück wurde benutzt, wie ein größeres Stück Gold oder Silber, als es noch keine Münzen gab, indem man es zum Behufe jedes vorkommenden Zweckes oder Bedürfniſſes zerſtückelte. Nur mit dem Unterſchiede, daß die einmal ausgegebenen kleineren Grundſtücke nicht wie die kleineren Metallſtücke in einen Umlauf kamen, der ſie bei anderer Gelegenheit auch zu dem Ausgeber zurückgeführt hätte. Die Zahlung eines unbeweglichen Preiſes war zugleich eine Veräußerung derjenigen Habe, auf der alle bewegliche zuletzt beruht; und das Königthum, im unmittelbaren Beſitze faſt alles Vermögens, von dem alle Macht in der Geſellſchaft ausging, fand ein mehr als hinreichendes Gegengewicht, indem es von ſeinem Kapitale zu leben genöthigt war. Freilich wurden gegen dieſe bleibenderen Ausgaben im Grund und Boden gewiſſe fortwährende Leiſtungen bedungen, und die Dauer der Verleihungen richtete ſich anfänglich nach dem Gutdünken des Verleihers. Aber wären die Beſitzungen der Krone auch niemals, wie es doch nur zu oft geſchah, in die Hände einfältiger Verſchwender gefallen, die ſie ohne Erſatz dafür den Plünderungen ihrer Hofſchranzen, die ohnehin ihre Leute und ihnen zu jedem Dienſte verpflichtet waren, Preis gaben, ſo ſtanden die bedungenen Leiſtungen im beſten Falle doch nur in einigem Verhältniſſe zu den jedesmaligen Bedürfniſſen der Zeit und zu dem eben geltenden Werthe der hingegebenen Güter, und mußten, wie dieſe bei jedem Fortſchritte der Geſellſchaft nothwendig in ihrem Werthe ſtiegen, eben ſo gewiß, und ſchon weil ſie mittlerweile die nämlichen blieben, in dem übrigen zuſammenſchwinden; der vorbehaltene Widerruf der Verleihungen hingegen war ein Pacht, deſſen Bedeutung, wie die jedes andern, durch die Mittel es auszuüben, bedingt erſchien.

Beides aber, ein immer ſchreienderes Mißverhältniß zwiſchen dem Werthe der verliehenen Grundſtücke und den auf ihnen haftenden Leiſtungen, und der Zeitpunkt, in dem es aller Vorbehalte ungeachtet immer unmöglicher wurde, jene wieder einzuziehen, ſtand im genaueſten Zuſammenhange, und mußte um ſo früher und unvermeidlicher eintreten, je bedeutender an innerem Gehalte wie an äußerem Umfange die Ausſtheilungen aus dem königlichen Gute waren, ſo lange aller Verwaltung deſſelben der Begriff nicht eines öffentlichen, ſondern eines Privatvermögens zum Grunde lag. Dienſtpflichten hafteten auf den verliehenen Grundſtücken, und einige Beſchränkungen in Anſehung der Ueber-

tragung und Veräußerung derſelben, die zur Sicherſtellung der feſtgeſetzten Leiſtungen erforderlich ſchienen, eigentliche Schmälerungen der Benutzungsrechte des jedesmaligen Beſitzers gab es nicht. Da jene bei allen germaniſchen Völkerſchaften unter ſo verſchiedenen und vielfach mißverſtandenen Benennungen, von Leuten, Freigelaßenen u. ſ. w. vorkommende Mittelklaſſe zwiſchen Freien und völligen Knechten, aus deren Verhältniß faſt alle Formen und Grundſätze unſerer neueren europäiſchen Geſellſchaft hervorgingen, ihrerſeits ebenfalls Hörige und Knechte beſitzen durften; ſo gehörten auch dem perſönlich Unfreien und Dienſtbaren auf ſeinem Gute als Herrn und Geſetzgeber und Richter die ſämmtlichen Vorzüge und Befugniſſe, die nach germaniſchem Herkommen jedem Beſitzlichen auf ſeinem Grunde und Boden zuſtanden, und die erſt ein viel ſpäteres Zeitalter als unveräußerliche Beſtandtheile der Staatsgewalt betrachten lernte.

Die Einbußen, die das königliche Anſehen durch ähnliche Veräußerungen leiden mußte, waren endlich auch um ſo unerſetzlicher, da auch Dinge, die unmittelbar und ausſchließlich das öffentliche Leben angingen, und mit Grund und Boden nur in einer zufälligen oder gar keiner Verbindung ſtanden, Aemter, Einkünfte und Verwaltungsrechte aller Art, der einmal herrſchenden Denkweiſe des Zeitalters zufolge als Gegenſtände des Privateigenthumes angeſehen und als ſolche einzelnen Dienſtleuten der Krone zugeeignet wurden, der ſie aller anfänglichen Widerruflichkeit ungeachtet am Ende doch unwiderruflich verloren gingen; denn von dem Augenblicke an, wo die Geſammtheit der ausgetheilten Güter die ſämmtlichen dem Herrſcher gebliebenen Mittel der Macht überwog, fanden die Inhaber der erſtern in dem gemeinſchaftlichen Widerſtande, den ſie jedem Verſuche der Krone, ihr Recht gegen irgend einen Einzelnen von ihnen geltend zu machen, entgegenſetzten, die ſicherſte Bürgſchaft einer ungeſtörten Fortdauer ihres Beſitzſtandes.

Weder die willkührlicheren Beneficien der Marwinger, noch die regelmäßigeren Kriegerpfründen, durch die Carl Martell einen zweiten und bleibenden Grund zu dem nachherigen Lehnweſen legte, und die Carl der Große, aber weil es nicht zu Gunſten der Freiheit, ſondern ſeiner Herrſchaft geſchah, vergebens mit den Formen des alten Volkslebens zu verſchmelzen und zu einer öffentlichen Angelegenheit zu erheben ſuchte, waren etwas mehr als eine unverſtändige Hauswirthſchaft. Beide Herrſcherfamilien, die Marwinger und die Carlingen verarmten auf dem Throne, und mußten, als ihnen nichts als die Krone übrig

lich, auch dieſe dem Mächtigſten aus ihrer reich gewordenen Dienerſchaft abtreten. Die deutſchen Könige und Kaiſer, die anfangs aus Gerechtſame und dann in gewiſſer Art einem Gewohnheitsrechte gemäß, ihre perſönlichen Beſitzungen bei jeder Thronbeſteigung an Andere verliehen, waren niemals eine eigentliche Landeshoheit mit ihrer Reichswürde zu vereinigen, oder dieſe in ihren Familien erblich zu machen im Stande; und das ganze germaniſche Europa, wären dieſe Verirrungen einer hausherrlichen Regierungskunſt zu einer bleibenden und ſtaatsrechtlichen Gültigkeit gelangt, würde nie ein gemeinſchaftlicheres Völkerleben, und ſchwerlich eine beſſere Einheit als die eines deutſchen Bundes, oder eine andere Freiheit kennen gelernt haben, als die adelige einer politiſchen Republik.

Aber gerade da ein ähnliches Schickſal den Völkern im Gefolge des Lehnweſens unvermeidlich bevorzuſtehen ſchien, bildete ſich eine neue Grundlage der höchſten Gewalt und des von demſelben ausgehenden öffentlichen Lebens in der dem eben wieder in Aufnahme gekommenen römiſchen Rechte abgelernten Lehre von den Regalien.

In Italien, wo ſie unter den Rechtslehrern zu Bologna entſtanden war, verſuchten die deutſchen Kaiſer zu ſpät ſie gegen die aufblühenden Städte geltend zu machen, und büßten ſie darüber die letzten Kräfte ein, die ihnen zur Bändigung ihrer mächtigeren Vaſallen hätten dienen können. In Frankreich hingegen, das auch diesmal, wie bei den früheren Fortſchritten des Lehnweſens der europäiſchen Geſellſchaft eine neue Bahn zu brechen beſtimmt erſchien, hatten die Könige des dritten Stammes, Hugo Capet und ſeine Nachfolger, und wohl nur weil ſie, von den wenigſten der großen Dienſtmänner der Krone anerkannt, anfänglich faſt ganz auf ihre eigenen Kräfte beſchränkt waren, ihre Familiengüter als unentbehrliche Mittel der Selbſtvertheidigung an ſich behalten. So war in derſelben ein Kern von wirklicher Macht vorhanden, der den Anſprüchen des Thrones zum Stützpunkt diente, und mit Hülfe deſſen auch dieſe allmählig verwirklicht wurden. Rechtsgelehrte, welchen der Adel, für den es von jetzt an in den königlichen Behörden zu viel zu denken und zu ſchreiben gab, ſeine Plätze in derſelben willig einräumte, gewannen, was eine rohere Dienerſchaft ihrem Herrn gewaltſam entriſſen oder vorenthalten, demſelben langſam und friedlich, aber deſto ſicherer zurück, und benutzten und befeſtigten, beſonders ſeit Ludwig des Heiligen, die neue Anſicht, zufolge deren man mit Ausnahme eines und auch nicht immer unbelaſteten Nießbrau-

chts und eines mehr oder weniger beſchränkten Veräußerungsrechtes, die wichtigſten Rechte, die bis dahin den unbezweifelten Umfang jedes Grundeigenthumes ausmachten, als unveräußerliche Beſtandtheile der jedesmaligen höchſten Gewalt betrachtete. Eine Lehre, der für den Augenblick ſchon ihre Tauglichkeit, durch Wiederherſtellung einiger Ordnung dem dringendſten Bedürfniſſe der Völker abzuhelfen, zur Empfehlung gereichen mußte; die aber ſo wenig als das frühere Herkommen ein anderes Wohl in der Geſellſchaft als das ihrer Beherrſcher zum nächſten Zweck hatte, und die, wenn jenes zu Gunſten einer bevorrechteten Minderzahl großer Landeigenthümer die Verhältniſſe der Leibeigenſchaft in das öffentliche Leben einführte, ihrerſeits zum Vortheile der Regierungen eine Art Staatseigenſchaft vorbereitete, deren beaufſichtigende Allgegenwart bis in das Innerſte des Privatlebens drang, und neben der die Freiheit nicht einmal als Ausnahme oder als Thatſache eine Zuflucht fand.

Dieſe zweite Umgeſtaltung der königlichen Macht blieb den Engländern unbekannt; nicht allein, weil das römiſche Recht bei ihnen überhaupt nie zu einem ſo beherrſchenden Einfluſſe gelangte, wie in dem übrigen Europa, ſondern auch, und hauptſächlich, weil hier die alten haushherrlichen Rechte der Krone feſtere Wurzel ſchlugen und ſich länger erhielten, und folglich das Bedürfniß einer neuen Begründung derſelben weder ſo früh noch ſo lebhaft empfunden wurde, als anderswo. Der normänniſche Zug nach England, die letzte Scene der Völkerwanderung, geſchah in einem Zeitpunkte und von einem Lande aus, in welchen die urſprünglichen Satzungen des Lehnweſens noch in friſchem Andenken und in voller Wirkſamkeit waren. In der Normandie hatten ſie unter thätigen Fürſten und einem neuen Volke noch nicht ſehr ausarten können; Wilhelm der Eroberer fand in ſeinem Eroberungsrechte die beſte Gelegenheit, ſie mit verſtärktem Drucke den Ueberwundenen in England aufzubürden, und ſelbſt die vielen gewaltſamen Thronveränderungen der Folgezeit gaben jedem neuen Eroberer der Krone und den Beſitzungen ſeiner Gegner das Recht und eine gute Veranlaſſung, die etwa erſchlafften Bande der königlichen Lehnshoheit immer wieder von Neuem anzulegen und feſter anzuziehen. Nirgends daher zeigen ſich dieſe letzteren Jahrhunderte hindurch ſo vollſtändig und unverſehrt, und nirgends — ein Umſtand, auf den wir ſo oft zurückkommen, weil er in ſo vielfacher Beziehung den Schlüſſel zu den eigenthümlichſten Erſcheinungen der Verfaſſungsgeſchichte dieſes Landes abgibt — nirgends

knüpften ſie eine ſolche Mehrzahl der Bevölkerung ſo unmittelbar an den Thron, wie hier. Während die Kriegsmacht anderer Fürſten durch das Gefolge großer Kronvaſallen gebildet wurde, die ſich immer ſchwerer und nur auf wenige Wochen im Jahre dem königlichen Banner zuzuziehen bewegen ließen, folgte dem Aufgebote der Könige von England auf ganze lange Feldzüge und auch außerhalb ihrer Inſel jene Menge kleiner Grundeigenthümer, die in den Kriegen mit Frankreich dem engliſchen Heere eine ſo entſchiedene Ueberlegenheit über die zugleich zahlreichern und vornehmeren Geſchwader der franzöſiſchen Ritterſchaft ſicherte.

Die richterliche Gewalt blieb, wie wir geſehen, bis zu einer vergleichungsweiſe neueren Zeit ein unmittelbares Beſitzthum der königlichen Willkühr; auch die regelmäßigere Ausübung derſelben zerfiel nicht wie anderswo in einer Unzahl getrennter und von einander unabhängiger Gerichtsbarkeiten, ſondern erſtreckte ſich von dem königlichen Hoflager aus über alle Theile des Landes und ſeiner Bevölkerung, und die hoheitlichen Rechte des Oberlehnsherrn, in andern Staaten zuletzt nur noch veraltete Grundlagen einiger Theile des öffentlichen Rechtes und hinſichtlich einzelner Arten des Grundbeſitzes von Wichtigkeit, blieben hier der leitende Gedanke auch des bürgerlichen Rechtes und der geſammten Strafgeſetzgebung, und bewähren heute noch in allen Formen und in dem ganzen Gepräge derſelben ihre lebendige Wirkſamkeit. Forſt- und Jagdbedrückungen, und Anſprüche auf Naturallieferungen aller Art ein Zwangsrecht, die Habe der Unterthanen zum Gebrauche des königlichen Hoflagers, und verſteht ſich, zu ſelbſtbeſtimmten Preiſen anzukaufen, und ein ähnliches auf gewöhnliche Dienſtleiſtungen, ſogar von Künſtlern, Malern, Goldarbeitern u. a. lehnsherrliche Vormundſchaften, die bekanntlich mit einer Beſitznahme der Einkünfte des Unmündigen verbunden waren, und kurz, alle herkömmlichen und mißbräuchlichen Rechte des mächtigen Gutsherrn bildeten die Prärogative des Königs, der ſich im ganzen Umfange des Reiches überall zu Hauſe und unter ſeinen Leuten befand. Leibeigenſchaftsverhältniſſe, die das eigentliche Weſen der Lehnsverfaſſung ausmachten, waren im vierzehnten Jahrhunderte, wie Froiſſard *) bemerkt, in England ausgebreiteter als in irgend einer andern dem Geſchichtsſchreiber bekannten Gegend; nur mit dem Unterſchiede, daß ſie, weniger zerſplittert und in Privateigen-

*) L. II. c. 74.

thum verwandelt, hier großentheils als Unterthänigkeitsverhältniſſe vorkamen. Auch die Könige von England waren, wie die von Frankreich mit gutem Grunde von ſich zu bezeugen pflegten, Edelleute, und nur nicht allein dieſe, die erſten, ſondern in gewiſſer Art die einzigen ihres Landes; und ſo iſt es begreiflich, wie z. B. die Schotten ſich beſonders auch darum der Verheirathung ihrer jungen Königin mit Eduard VI. widerſetzen konnte, weil ſie die Beſorgniß hegten, ihre Freiheiten und Rechte möchten in den größern Prärogativen der Krone von England untergehen, und wie Carl V. noch 1549 in einem Geſpräche mit den engliſchen Miniſtern dieſe Kronrechte für ausgedehnter erklären durfte, als die der Könige von Frankreich. *)

Als im übrigen Europa Richter und Amtleute die zerſtreuten Bruchſtücke der früheren Macht ihrer Gebieter mühſam und vorſichtig zuſammenſuchten, um ſie auf der Grundlage eines fremden Rechtes zu einem neuen Ganzen zu vereinigen, hatte die königliche Gewalt in England, wo ſie ſchon im tiefſten Frieden ſelten einigem Widerſtande begegnete, aber in unruhigen Zeiten alle Schranken des ohnehin ſchwachen Geſetzes zu durchbrechen pflegte, nach dem Ende der Bürgerkriege zwiſchen den Häuſern York und Lancaſter eben ihren Gipfel erreicht. Heinrich VII. regierte unumſchränkter als alle ſeine Vorgänger, oder doch alle, die ſeit Ausfertigung des großen Freiheitsbriefes auf dem engliſchen Throne ſaßen, und ſeine Willkühr blieb das bezeichnende Gepräge der Sinnesart ſeiner Nachkommen und des folgenden Jahrhunderts ihrer Herrſchaft. Heinrich VIII. ſchwelgte in der Machtfülle, die ſein Vater gleich dem Gelde noch mehr geſammelt, als benutzt hatte, und die unter Eduards kurzer Regierung wenigſtens nicht in Abnahme oder Vergeſſenheit gerieth. In der Beſtallung des Protektors Sommerſet war demſelben ausdrücklich eine Gewalt verliehen, die durch nichts, auch durch das Geſetz nicht beſchränkt werden ſollte; als aber in der Anklageſache wider denſelben jeder noch ſo geringfügige Umſtand, der zu einer Beſchuldigung dienen, oder nur den Vorwand zu einer ſolchen hergeben konnte, ſorgfältig aufgeſucht wurde, blieb dieſe merkwürdige Thatſache völlig unbenutzt; offenbar, weil ein ähnlicher Umfang des königlichen Anſehens der eben herrſchenden Vorſtellung von demſelben vollkommen entſprach. **) Maria's blutige Gewaltſtreiche ließen ſich ihrem Fanatismus zuſchreiben.

---

*) S. Burnet, V. II. p. 132. 133.

**) S. Hume ch. 33.

Aber die Grundsätze der eigenmächtigsten Selbstherrschaft, die Elisabeth während einer langen und glänzenden Regierung befolgte und ohne Widerspruch befolgen durfte, sind nur durch die Uebereinstimmung zu erklären, die in dieser Hinsicht zwischen den Neigungen der Königin und den Ansichten und Gewohnheiten ihrer Unterthanen statt hatte. „Ihr, so lehrte man damals im Parlamente selbst *), ihr gehörten eine bindende und eine lösende Gewalt, vermöge deren sie beschränken oder freigeben dürfe, was durch das Gesetz oder auf andere Weise erlaubt oder verboten sei; die Rechte der Krone seien weder zu erörtern, noch zu beschreiten oder nur zu untersuchen, und einer Beschränkung nicht einmal fähig; unumschränkte Fürsten, wie die von England, wären eine Art Gottheit; vergebens würde man es unternehmen, der Königin durch Gesetze die Hände zu binden, da sie mit Hülfe ihrer Lösegewalt, dispensing power, sich nach Belieben wieder frei machen könne, und wollte man endlich durch eine dem Gesetze ausdrücklich hinzugefügte Clausel dieses Vorrecht ausschließen, so werde sie sich zuerst einer solchen Clausel und dann auch des Gesetzes entledigen.

Und so war das Jahrhundert der Stuarts gekommen, die mit größeren theils durch auswärtige Verbindungen, theils durch ihre größere Verschwendung herbeigeführten Bedürfnissen, und mit geringeren Mitteln, als ihre nächsten Vorgänger, die Tudors, in den von ihnen eingezogenen geistlichen Gütern oder in ihrer größeren Sparsamkeit gefunden hatten, sich zu häufigeren und drückenderen Ausübungen jener Prärogative der Willkühr veranlaßt sahen, während sie gerade einem Geschlechte gegenüberstanden, das, im Gefühle seiner religiösen Mündigkeit, eben am wenigsten ein wehrloses Opfer politischer Gewaltherrschaft abzugeben sich eignete. Aber auch jetzt war zu Zeiten eher von einem gänzlichen Abschaffen des Königthumes als jemals von einer planmäßigen und die öffentliche Wohlfahrt bezweckenden Einrichtung desselben die Rede. Vorrechte der Krone, die mit gewissen Einkünften verbunden waren, betrachtete man nach wie vor als Privateigenthum der Könige, und kaufte sie ihnen gelegentlich ab, wie man Frohnen und andere Ueberbleibsel des Lehnwesens von einem Bauerngute ablöst. So stand das Parlament schon mit Jakob I. in Unterhandlungen über die Abschaffung der königlichen Vormundschaften und gewisser Naturallieferungen, wardships and purvoyance, gegen ein jährliches Einkommen

*) Es geschah in der Sitzung v. J. 1601. 8, *Hume.* ch. 41.

von 200,000 Pfund, über deſſen Art und Weiſe man nur nicht einig werden konnte, und Carls II. unaufhörliche Geldnoth ſicherte ſeinen Unterthanen einen immer offenen Markt verfaſſungsmäßiger Freiheiten. Das Einzige hingegen von allgemeinerer politiſcher Bedeutung, und was die Prärogativen der Krone mit der Freiheit überhaupt in einigen Einklang brachte, beſtand und beſteht noch gegenwärtig in dem von jetzt an immer lauter und nachdrücklicher ausgeſprochenen Willen Aller und jedes Einzelnen, das Geſetz höher zu achten als jede Gewalt, die königliche nicht ausgenommen; ein Grundſatz, der übrigens wohl die Willkühr vernichtet, das beſtehende Geſetz aber doch nur gültiger und nicht beſſer macht, und der denn auch in England die königliche Prärogative, die er nicht umgeſtaltete, ſondern nur regelte, in mehr als einer Beziehung nur erträglicher, nicht aber wohlthätiger machte als zuvor.

»Ich muß geſtehen, bemerkt einer der gründlichſten Kenner und unbefangenſten Beurtheiler der Verfaſſung ſeines Vaterlandes, Pallam, indem er jener angeblich nur zum Beſten des Volkes dem Throne verliehenen Prärogativen Erwähnung thut, ich muß geſtehen, daß keine der in einer ähnlichen Bezeichnung derſelben enthaltenen Vorausſetzungen meinen Ueberzeugungen entſpricht. Mir iſt ſo wenig klar, daß dieſe Vorrechte je zu Gunſten des Volkes verliehen wurden, als daß ſie nothwendig immer zu ſeinem Beſten ausſchlagen. Ein königliches Vorrecht bedeutet in ſeinem urſprünglichen und ächten Sinne einen Vortheil, den die Krone, in Fällen wo ihr Intereſſe mit einem entgegengeſetzten des Volkes zuſammen traf, mit Hülfe ihrer größeren Macht über dieſes letztere zu erlangen wußte. Solche Vorrechte aber waren das natürliche Ergebniß jener mannigfaltigen Geſellſchaft, die eher einem Kampfe wilder Thiere, in dem der Stärkere den beſſeren Theil an ſich reißt, als einer geregelten, von Grundſätzen ausgehenden und Gemeinnützigkeit bezweckenden Ordnung der Dinge ähnlich ſah; und wie ſehr auch die Ausübung der meiſten dieſer Vorrechte durch eine freiſinnigere in dem Gange unſerer Regierung vorherrſchend gewordene Richtung gemäßigt erſcheint, ſo wird doch jeder Beobachter des gewöhnlichen Verfahrens unſerer Behörden, und noch mehr jeder Kenner unſerer Geſetze über den Umfang nicht allein, ſondern oft auch über die Härte und Ungerechtigkeit einer Menge derjenigen von ihnen erſtaunen müſſen, die noch immer in Uebung ſind.«

Mit der gerühmten Wohlthätigkeit ſolcher Vorrechte dürfte ſich's

überhaupt verhalten, wie mit der eben ſo geprieſenen gewiſſer Abgaben. Welches in beiden Fällen die wohlthätigeren ſind, möchte ſchwerlich zu ermitteln ſeyn; aber die am wenigſten ſchädlichen ſind ohne Zweifel die kleinſten. Ob ferner jene Prärogative jemals einem ſtaatlichen, das Beſte des Volkes bezweckenden Plane ihren Urſprung verdankten, muß ebenfalls dahin geſtellt bleiben; daß ſie in England wenigſtens nicht ſo zu Stande kamen, ſcheint ausgemacht. Hatte hier überhaupt Jemand hinſichtlich derſelben einen Plan, ſo war es Wilhelm der Eroberer, der den Plan hatte, von ſeiner Eroberung ſo viel als möglich für ſich zu behalten. Daß aber dieſe überwiegende und feſter zuſammengehaltene Einheit der königlichen Macht auch die ihr gegenüberſtehende Bevölkerung deſto feſter zu einem einzigen Ganzen vereinigte; daß daher in England ſich nie, wie anderswo unter den Trümmern eines hinfälligeren Lehnweſens, aus jener alten Mittelklaſſe der Halbfreien eine neue von Halbregierenden bilden, und als Scheidewand, oder — wie man zu rühmen pflegt — als Damm zwiſchen Thron und Volk ſtellen konnte, und daß in Folge dieſes Unterſchiedes Gewalten, die man anderswo den kleineren Machthabern zum Vortheile der Krone als Regierungsrechte wieder abnahm, hier dem Throne gegenüber als Geſellſchaftsrechte behauptet wurden; daß eben die in einem umfaſſenderen Lehnsverbande enthaltene ſtrengere Verpflichtung zu Kriegsdienſten, das engliſche Volk länger als jedes andere vor dem Unſegen ſtehender Armeen bewahrte, und daß endlich der in unſern Tagen und unter Völkern, die einige Jahrhunderte länger in ihren prieſterlichen Erziehungsanſtalten geblieben waren, mit beſſerem Glücke wiederholte Verſuch der Stuarts, auf ein behauptetes göttliches Recht der Könige eine Art chriſtlichen Sultanismus zu gründen, gerade mit der höchſten religiöſen Begeiſterung des Volkes zuſammentreffen, und an ihr ſcheitern mußte; das Alles ſind Umſtände und Erfolge, die in keinem Plane oder doch in dem keines Menſchen lagen, ſondern jenem höheren Plane angehörten, in deſſen größerem Gewebe alle menſchlichen Entwürfe, die unſer Geſchlecht leiten und den Jahrhunderten ihre Richtung geben ſollen, als einzelne Fäden ihren untergeordneten Platz finden.

Dieſelbe Zufälligkeit ſodann, die den Entwickelungsgang der bürgerlichen Geſetze und der königlichen Gewalt bezeichnet, liegt eben ſo deutlich in dem Urſprunge und in den Folgen derjenigen Grundſätze und Einrichtungen zu Tage, die unmittelbarer mit der politiſchen Freiheit des Engländers zuſammenhängen, in der Geſchichte des großen Freiheits-

briefes, der sie zuerst verbürgt haben soll, und der des Parlamentes und seiner fortschreitenden Bedeutsamkeit.

Der Freiheitsbrief, den die Barone im Jahre 1215 dem Könige Johann abzwangen, und den man vorzugsweise den großen genannt hat, war keineswegs der erste seiner Art. Heinrich I. schon, um Anhänger zu werben, und sich im Besitze des seinem ältern Bruder Robert gebührenden Thrones zu befestigen, hatte den Engländern eine ähnliche Urkunde ertheilt. Stephan, der sich ebenfalls gegen ein besseres Recht zu vertheidigen hatte, erneuerte dieselbe, und sie wurde bestätigt von Heinrich II. Aber die Bewilligungen aller dieser Fürsten waren wirkungslos und ihre eigenen und die Regierungen ihrer Nachfolger so willkührlich geblieben als zuvor. Die Magna charta, die zu der zahlreichen Klasse der mehr genannten und bewunderten als gelesenen Werke gehören dürfte, hatte anfangs ein gleiches Schicksal, und mußte es wohl haben, da sie im Wesentlichen sich durch nichts von jenen früheren Urkunden unterschied, und wie alle politischen Gesetzgebungsversuche eines noch unerfahrenen Volkes nur in so allgemeinen Ausdrücken als möglich die dringendsten Bedürfnisse und Zwecke aussprach, während eine verständigere Zeit, in der sich diese von selbst verstehen, mit desto größerer Sorgfalt an die Sicherstellung der Mittel denkt, auf die es zur Abhülfe oder Erfüllung derselben ankommt. Die Magna charta setzte weder neue Behörden oder Obrigkeiten ein, noch beseitigte sie eine der bestehenden. Sie veranlaßte keine zweckmäßigere Vertheilung der gesellschaftlichen Macht, und änderte nichts in den bisher geltend gewesenen Grundsätzen des öffentlichen Rechtes. Sie begegnete nur, und auch nur so gut es durch bloße Worte geschehen kann, einigen Mißbräuchen und Gewaltthätigkeiten, die, unverträglich mit jeder guten Ordnung, wenn sie ein gewisses Maß übersteigen, zuletzt aller Ordnung ein Ende machen. *) Auch konnte gleich im nächsten Jahre nach ihrer Ausfertigung Heinrich III., indem er sie bestätigte, eine so wichtige Bestimmung derselben wie die, zufolge deren keine Steuer ohne Einwilligung des Parlaments erhoben werden sollte, geradezu weglassen. Niemand scheint großen Anstoß daran genommen zu haben, und erst achtzig Jahre später, unter Eduard I., mußte sie der Urkunde wieder einverleibt werden. Der nämliche Heinrich empfahl zwar im Jahre 1222 den Sheriffs die Beobachtung der Magna charta, jedoch nur hinsichtlich

*) S. Hume Vol. I. App. II.

derjenigen, die den eben ausgeschriebenen fünfzehnten Pfennig bezahlen würden; und endlich beweisen schon die mehr als dreißig feierlichen Bestätigungen derselben, die zu verschiedenen Zeiten auf ausdrückliches Ansuchen des Parlaments von mehreren Königen bewerkstelligt wurden, wie hinfällig die Freiheit war, die so oft gestützt werden mußte, und wie sehr sie noch immer von dem Gutdünken der Herrscher abhängig erschien.

Es gibt wahrscheinlich kein Land und kein Ländchen in Europa, das nicht seine Magna charta hätte; keines, das nicht in Zeiten, die sich noch nicht mit Anleihen und Anweisungen auf die Nachwelt zu helfen wußten, Regierer gehabt hätte, die irgend einer großen Geldnoth oder andern Verlegenheit so viel Eide schwuren und Freiheiten verkauften, als man ihnen zu glauben, oder zu bezahlen geneigt war. Aber diese kostbaren Urkunden, wie oft sie auch nach Art gewisser Staatspapiere aufgefrischt oder arrestirt werden mußten, bereicherten, wie diese, doch nur diejenigen, von welchen sie erlangt wurden, und kamen immer wieder in Vergessenheit, und ward einmal in einem seltneren Falle einer von ihnen ein besseres Schicksal zu Theil, so muß etwas Anderes als ihr Inhalt dazu geführt haben, denn dieser, ein klägliches Verzeichniß von Beschwerden und Vertröstungen, war fast an allen der nämliche.

Daß der englische Freiheitsbrief sich in besserem Andenken erhielt, was zum Theil auch jener größern Ausführlichkeit zuzuschreiben seyn, vermöge deren es fernerhin schwerlich einen Fall von Bedrückung geben konnte, der nicht an ihn erinnert, und in dem nicht er die jedesmaligen Beschwerden des Volkes unterstützt und gerechtfertigt hätte; seine wesentlicheren Folgen indessen wurden hauptsächlich durch einige fast gleichzeitige Veränderungen in der Zusammensetzung und Wirksamkeit des Parlamentes, die nur gelegentlich mit ihm zusammenhingen, bedingt.

Die sogenannten Parlamente oder großen Räthe der ersten normännischen Könige von England waren große Lehnhöfe, wie sie, und zum Theil unter denselben Benennungen, auch in andern Gegenden vorkommen, und in welchen der Lehnsherr mit seinen unmittelbaren Dienstmannen, den Baronen, über diejenigen unter ihnen, die eines Vergehens angeklagt waren, zu Gerichte saß, oder sich über die wichtigeren Angelegenheiten des Landes berieth. Die Rechte und Gewalten der verschiedenen Mitglieder solcher Versammlungen richteten sich nach den herkömmlichen Satzungen des jedesmaligen Lehnsverbandes, und vor Allem nach der größeren oder geringeren Macht des Herrn oder seiner

Leute, und das Eigenthümliche der in England gehaltenen bestand hauptsächlich in dem unbeschränkteren Ansehen der Könige. In dem großen Rathe, den Heinrich II. im Jahre 1164 zum Behufe der Anklage wider Thomas Becket zusammenrief, saßen nicht nur englische, sondern auch normannische Barone, und nicht allein unmittelbare Vasallen des Königs, sondern auch einige Lehnleute dieser letztern. Ueber keinen von beiden Umständen, die überall anderswo Unregelmäßigkeiten gewesen seyn würden, beschwerte sich Becket, der doch bekanntlich weder ein sorgloser, noch ein sehr nachgiebiger Gegner seines Fürsten war. Sie folgten ganz ordnungsmäßig aus jener schon öfter bemerkten strengeren und umfassenderen Lehnsherrlichkeit der Könige von England, die sich über jeden Theil ihres Reiches und der Bevölkerung desselben erstreckte; und noch heutzutage ist nicht der bloße Titel, und noch weniger der bloße Besitz einer Baronie, sondern die Einberufung von Seiten des Königs, die nur einem Herkommen zu Folge von dem erstern unzertrennlich erscheint, das wesentlichere Erforderniß zu einem Sitze im Oberhause des Parlaments.

Im Jahre 1214 vermittelte Langton, Erzbischof von Canterbury, jenes Bündniß der Barone, das die Ausfertigung der Magna charta zur Folge hatte, und im folgenden Jahre wählten die Verbündeten, mit erzwungener Einwilligung des Königs, zwanzig sogenannte Bewahrer der öffentlichen Freiheiten, die ihrerseits von den Grundeigenthümern in jeder Grafschaft zwölf Abgeordnete wählen ließen, um über die in einer jeden vorkommenden Mißbräuche Bericht zu erstatten. Ein Beweis, wie Hume dabei bemerkt, daß ein Haus der Gemeinen damals noch nicht vorhanden war, da außerdem eine so außerordentliche Wahl unnöthig, und ein bloßes Verzeichniß von Beschwerden auch durch die gewöhnlichen Stellvertreter der Grafschaften und Städte zu bewerkstelligen gewesen seyn würde.

Dreiundvierzig Jahre vergingen, bevor ein zweites ähnliches Ereigniß Gelegenheit zu einer Maßregel gab, die schon eine größere Annäherung zu den späteren Formen des Parlamentes enthielt. Vermöge des Uebereinkommens von Orford, das am 11. Juni 1258 Simon von Montfort Heinrich III. abzwang, wurden vierundzwanzig Barone zur besseren Anordnung der öffentlichen Angelegenheiten ernannt, und diese befahlen, daß vier in jeder Grafschaft dazu Abgeordnete über die in ihrer Gegend herrschenden Mißbräuche Erkundigungen einziehen, und sich alsdann — während die im Jahre 1215 gewählten sich nur in ihren

verſchiedenen Grafſchaften verſammelt hatten, — bei der nächſtfolgenden Sitzung des Parlamentes einfinden ſollten, um dieſem darüber Auskunft zu ertheilen.

Derſelbe **Simon von Montfort**, Graf von Leiceſter, ein Sohn jenes ältern Montfort, der als Anführer des Kreuzzuges gegen die Albigenſer, die im ſüdlichen Frankreich erwachende religiöſe Freiheit in dem Blute von Hunderttauſenden erſtickt hatte, ward endlich im Jahre 1265 ganz eigentlicher **Gründer des engliſchen Unterhauſes**, und inſofern dieſelbe von dem Daſeyn dieſes letztern abhängen möchte, auch der bürgerlichen Freiheit von England, indem er Abgeordnete, nicht allein der Grafſchaften, ſondern auch der Städte, deren Bewohner bis dahin einer ſolchen Auszeichnung durchaus unwürdig erſchienen waren, zum Parlamente berief.

Schon dieſe Geſchichte der Entſtehung des Hauſes der Gemeinen gibt hinlänglich zu erkennen, daß dabei an eine von Seiten der Lords oder des Königs beabſichtigte **Theilung ihrer verſchiedenen Gewalten** durchaus nicht zu denken war. Die Stellvertreter des Landes und der Städte bildeten in dem Sinne ihrer Einberufung eine ſtehende **Beſchwerdenkommiſſion**, beſtimmt, nicht in, ſondern vor dem Parlamente zu erſcheinen, um ihren Obern Bericht zu erſtatten, und die Beſchlüſſe und Aufträge derſelben zu vernehmen. Auf dieſe unterordnete, oder eine ihr entgegengeſetzte höhere Beſtimmung deuten auch die ſehr verſchiedenen Ausdrücke in den an die verſchiedenen Mitglieder des Parlamentes erlaſſenen Einberufungsſchreiben des Königs. Die Lords wurden berufen, de arduis negotiis regni tractaturi et consilium impensuri: um über wichtige Angelegenheiten des Reichs zu verhandeln und ihren Rath zu ertheilen; die Gemeinen, ad faciendum et consentiendum: zum Einwilligen und Ausrichten, d. h. Geben. Der wirkliche Einfluß der letzteren, wie de Lolme bemerkt, erſtreckte ſich nicht einmal ſo weit, als dieſe Bezeichnung deſſelben in dem königlichen Ausſchreiben. In den meiſten ältern Parlamentverhandlungen, wie die Vorrede zu **Ruffhead's** Statutenſammlung vielfach beurkundet, werden ſie gar nicht genannt, oder wo es geſchieht, doch nur als Bittſteller, in welchen Fällen die Bewilligung des Oberhauſes nicht ſelten ihrem Anſuchen widerſpricht.

Dieſe demuthsvollere Stellung des Unterhauſes beurkundet ſich auch in jeder andern Beziehung durch die vornehmere und zu Zeiten wegwerfende Behandlung, die ſich daſſelbe noch während voller drei Jahr-

hunderte von Seiten der Lords und der Krone gefallen ließ. Eine regelmäßige und ſelbſtſtändige Theilnahme deſſelben an Regierungsangelegenheiten und Staatsſachen im engeren Sinne wurde in dieſem ganzen Zeitraume weder geſtattet noch verlangt. Edwards II. Günſtlinge und Miniſter, die beiden Spencer verurtheilte im Jahre 1321 das Oberhaus allein, ohne dabei im geringſten Rückſicht auf die Gemeinen zu nehmen, die ihrerſeits während der Minderjährigkeit Richards II., weit entfernt ſich eine Einmiſchung in die mittlerweile anzuordnende Verwaltung des Landes oder in die Erziehung des jungen Königs zu erlauben, in aller Beſcheidenheit nur die Lords mit der Bitte angingen, ſich derſelben anzunehmen.

Noch unter Eliſabeth, als einmal die Mitglieder des Unterhauſes eben ihren Sprecher gewählt hatten, erklärte ihnen Lord Bacon, die Königin verbiete ihnen, ſich um Staatsſachen zu bekümmern; mit welchem Ausdrucke übrigens wohl nur die der Königin läſtigen Fragen über ihre Verheirathung und Thronfolge gemeint waren, denn andere und gewöhnlichere Staatsſachen, wie Krieg und Frieden, oder auswärtige Unterhandlungen und Bündniſſe lagen ohnehin ganz außer dem Bereiche eines Parlamentes dieſer Zeit.

Sprechfreiheit überhaupt, obgleich, wie man glauben ſollte, die unumgänglichſte Bedingung des bloßen Daſeyns einer berathenden Verſammlung, war den damaligen Abgeordneten des engliſchen Volkes nur ſelten, oder doch nur in ſehr engen und immer willkührlich abgeſteckten Gränzen vergönnt. Fälle, in welchen dieſelben für Aeußerungen im Parlamente, die dem Könige mißfällig waren, zur Rechenſchaft gezogen und mit Einkerkerung oder auf andere Weiſe beſtraft wurden, ſind nicht ungewöhnlich. Der erſte Sprecher des Hauſes, Peter de la More, gewählt während der Minderjährigkeit Richards II., hatte unter Edward III. ein ähnliches Schickſal gehabt; und als im Jahre 1592 ein anderer Sprecher der Gemeinen, Sir Edward Coke, im Namen derſelben der Königin Eliſabeth die drei üblichen Bitten, um Sicherheit vor Verhaftungen, Zutritt zu ihrer Perſon und Sprechfreiheit vortrug, antwortete ſie ihm durch ihren Siegelbewahrer Pickering: Sprechfreiheit ſei ihnen geſtattet, doch müßten ſie bedenken, welche; nicht eine Freiheit für Jeden, zu ſagen, was ihm beliebe oder einfalle; ihre Sprechfreiheit ſei die Freiheit, Ja zu ſagen oder Nein. — Selbſt untergeordnete Behörden durften ohne Gefahr, wenn gleich auf die gröblichſte Weiſe, an Mitgliedern des Parlamentes, deren öffentliche Thätig-

keit ihnen mißfallen hatte, ihren Unwillen auszulaſſen, wie u. a. da durch den merkwürdigen Fall eines gewiſſen Strode bewieſen wird, der in einem der unter Heinrich VIII. gehaltenen Parlamente ein Geſetz über den Zinn in Vorſchlag gebracht hatte. Die Bergwerksgerichte in Cornwallis zogen ihn darüber zur Verantwortung und verurtheilten ihn in ſchwere Geldbuſen, und als er dieſe zu bezahlen ſich weigerte, warf man ihn mit Ketten beladen ins Gefängniß, und behandelte ihn mit einer Härte, die ſein Leben in Gefahr brachte.

Alles was ein ſo ſchändliches Verfahren zur Folge hatte, war ein Geſetz, daß für die Zukunft Mitglieder des Parlamentes wegen ihres Benehmens in demſelben in Anſpruch zu nehmen verbot, und das übrigens wohl nur ſo unbedeutenden Verfolgern Schranken zu ſetzen geeignet und wahrſcheinlich auch beſtimmt ſeyn mochte, da die Prärogative der Krone oder das höhere Anſehen ihrer unmittelbaren Werkzeuge, des Geheimenrathes und der Sternkammer, damals am wenigſten auf ſolche Weiſe zu bezweifeln, oder gar zu bedrohen war.*) — Das erſte Beiſpiel von Befreiungen verhafteter Mitglieder des Hauſes der Gemeinen durch unmittelbare Befehle des Sprechers derſelben iſt vom Jahre 1542. Früher hatte man ſich in ähnlichen Fällen an den Kanzler gewandt. Erſt unter Jakob I. im Jahre 1607 war das Selbſtgefühl der Gemeinen ſo weit erwacht, daß eines ihrer einflußreicheren Glieder, Sir Edwin Sandys, mit Erfolg auf eine regelmäßige Führung des Protokolles antragen konnte; und Sir John Saville, ein Mann von großem Gewichte im Unterhauſe und ein entſchiedener Gegner des Hofes, der im Jahre 1621 ein Hofamt und eine Stelle im Geheimenrathe erhielt und bald darauf zum Pair ernannt wurde, dürfte der erſte geweſen ſeyn, der ſich durch ſolche Eigenſchaften der Gunſt empfahl, und eine Bahn des Glückes brach, die nach Hume's Bemerkung, wie viel auch ſonſt an ihr zu tadeln ſeyn möchte, doch in den Augen des Beobachters zu den erſten und unfehlbarſten Zeichen einer geſicherteren öffentlichen Freiheit gehört.

Auch die bei der jedesmaligen Bildung des Unterhauſes beobachteten Formen und Grundſätze blieben der größeren oder geringeren Bedeutung deſſelben angemeſſen. Anfangs und ſo lange noch die Sendung zum Parlamente den Abgeordneten bezahlt werden mußte, und als eine bloße Staatsfreundе mehr betrachtet wurde, blieben, ſcheint

*) *Hume* ch. 33.

es, die Bedingungen des Wahlrechtes und der Wählbarkeit, wo nicht ganz, doch großentheils dem Ermessen der Regierung und ihrer Beamten oder den Gewohnheiten jedes Ortes anheimgestellt. Wenigstens vergingen über anderthalb Jahrhunderte seit der ersten Einberufung der Gemeinen, ehe im achten und zehnten Regierungsjahre Heinrichs VI. das Wahlrecht in den Grafschaften auf die Besitzer eines jährlichen reinen Landeinkommens von vierzig Schillingen beschränkt wurde. Eine Summe, die in jenen Zeiten mehr als das Zehnfache ihres gegenwärtigen Nennwerthes ausmachte, und bei der es folglich keineswegs auf den gegenwärtigen Umfang der Wahlfreiheit abgesehen war. Späterhin, als ein freierer Gehorsam des Parlamentes denn doch bequemer erschien, und einigen Einfluß auf die Wahlverhandlungen wünschenswerth machte, geschah die Leitung derselben von Seiten der Regierung so offen und unbefangen, wie es nur immer ein ruhiges Bewußtseyn der Uebermacht mit sich bringt. Unter Eduard VI. im Jahre 1552 erließ Northumberland Rundschreiben an die Sheriffs, die den Grundeigenthümern einschärfen mußten, bei der bevorstehenden Parlamentswahl den Empfehlungen des Königs, oder seines Geheimenrathes, oder endlich auch jedes einzelnen Mitgliedes dieses letztern Folge zu leisten. Keine Wahlabschiede, congés d'élire, wie sie bei manchen Pfründenbesetzungen üblich waren, die aber, und obgleich während einer Minderjährigkeit und folglich in einer Zeit, in der das königliche Ansehen sich am wenigsten zu solchen Machtstreichen zu eignen pflegt, ihrem Zwecke doch vollkommen entsprachen, und selbst so wenig Aufsehen erregten, daß sie von beinahe keinem einzigen der gleichzeitigen Geschichtschreiber bemerkt worden. Nur der fleißige Strype in seinen kirchlichen Denkwürdigkeiten *) hat ihrer gedacht.

Etwas Aehnliches geschah bei der Zusammenberufung des ersten unter Elisabeth gehaltenen Parlamentes, wo von Seiten des Hofes fünf Candidaten für jeden Wahlort und drei für jede Grafschaft ernannt wurden, und die Sheriffs dafür sorgen mußten, daß die Wahl nur einen der Empfohlenen treffen durfte. Erst vom Jahre 1604 an befestigte sodann ein fortdauernder und gleichförmiger Gebrauch den Grundsatz, zufolge dessen, wenn ein Sitz im Unterhause erledigt wurde, das Ausschreiben zu einer neuen Wahl, das früher auch der Kanzler zu erlassen pflegte, unmittelbar und im Namen des Hauses von dem

*) Ecclesiastical Memorials. Vol. II. p. 396. 8. Numer ch XXXV.

Sprecher deſſelben beſorgt werden muß; einen Grundſatz, der allerdings als unentbehrliche Schutzwehr gegen heimliche und übereilte Wahlen im Sinne des Hofes, die Unabhängigkeit des Parlamentes weſentlich bedingt. Noch 1673 verſuchte Shaftesbury bei einer Gelegenheit die veralteten Rechte des Kanzlers wieder in Anwendung zu bringen, aber das Unterhaus vernichtete die geſchehene Wahl, und erließ durch ſeinen Sprecher das Ausſchreiben zu einer neuen. Sogar die Einmiſchungen einzelner Pairs in das Wahlgeſchäft wurden erſt unter Carl I. und im langen Parlamente für Eingriffe in die Freiheiten der Gemeinen erklärt; und ſetzten auch ähnliche Beſchlüſſe und Verſichtsmaßregeln einem heimlicheren und vielleicht um ſo verderblicheren Einfluſſe der Krone ſowohl als der größern Grundeigenthümer keine Schranken, ſo ließen ſie doch andererſeits auch keinen Zweifel über die Unzuläſſigkeit deſſelben, und ſicherten dadurch einem beſſergeſinnten oder durch glücklichere Umſtände begünſtigten Zeitalter die Befugniß und Veranlaſſung zu einem deſto wirkſameren Behaupten ſeines Rechtes.

Daß übrigens die Unabhängigkeit oder wenigſtens die Lehre von der Unabhängigkeit des Parlamentes nur ſo langſam und zufällig erkannt wurde, darf um ſo weniger unſere Verwunderung erregen, da eine andere Lehre, die auf das genaueſte mit der ganzen Würde des Parlamentes zuſammenhängt, geradezu nur wider den Willen deſſelben zu Stande kam; die nämlich, zufolge deren die Mitglieder des Unterhauſes als Stellvertreter, nicht etwa der bloßen Grafſchaft oder Gemeinde, in der ſie gewählt wurden, ſondern des engliſchen Volkes überhaupt anzuſehen, und ſomit ſich nicht mit ihren Wählern berathen, oder von dieſen Verhaltungsvorſchriften anzunehmen, ſondern ſich in ihrem Berufe durch die umfaſſenderen Beziehungen eines allgemeineren Wohles leiten zu laſſen verpflichtet ſind. Nicht etwa der geſetzgebenden Weisheit ihrer Vorfahren haben die Mitglieder des britiſchen Parlamentes jene höhere Stellung zu verdanken, auf der ihnen die Geſinnungen und Eigenſchaften wirklicher Volksvertreter wenigſtens nicht unerreichbar ſind, und die ihnen die demüthigende Unbedeutſamkeit bloßer Ständeverſammlungen erſpart, ſie verdanken ſie einem zuverläſſigeren Geſetzgeber, dem gebieteriſchen Einfluſſe des Bedürfniſſes und der Zeit. Jene Weisheit war einer ganz andern Meinung, als ſie im erſten Regierungsjahre Heinrichs V. verordnete: daß kein Ritter oder Bürger, der nicht an dem Tage der jedesmaligen Ausfertigung eines Wahlausſchreibens, an dem Orte, den er vertreten wolle, ſeinen Wohnſitz habe,

zum Abgeordneten deſſelben ſolle ernannt werden dürfen. Denn dieſes heilloſe Geſetz, wie Hallam es nennt, würde Diejenigen, die in dieſem Augenblicke als Vertreter des britiſchen Reiches und zu Zeiten als Sprecher der europäiſchen Civiliſation daſtehen, unwiderruflich in den beſchränkteren Wirkungskreis bloßer Sachwalter ihrer verſchiedenen Vollmachtgeber gebannt haben. Glücklicherweiſe indeſſen war es ein eben ſo ſchlecht befolgtes als verſtandenes, und merkwürdig auch als das einzige in ſeiner Art, daß in einem Lande, in dem auch der längſte Nichtgebrauch die Gültigkeit eines Geſetzes im geringſten nicht zu ſchmälern vermag, ſogar von den Gerichtshöfen in vorkommenden Fällen für unanwendbar erklärt wurde. Der Grundſatz der Geſetzlichkeit mußte vor dem noch erhabneren des öffentlichen Wohles zurückſtehen, und lange bevor das Statut Heinrichs V. im vierzehnten Regierungsjahre Georgs III. förmlich widerrufen war, hatten Bedürfniß und Meinung die Anwendung deſſelben unterſagt.

Der ganze wichtige Vortheil endlich einer Zuſammenſetzung des Parlamentes, nicht aus Vertretern gewiſſer durch Rechte und Lebensverhältniſſe unterſchiedener Abtheilungen im Volke, ſondern aus einigen perſönlich und erblich berufenen Mitgliedern und ſodann aus Abgeordneten der ganzen übrigen Bevölkerung überhaupt, ein Vortheil, der die letztere vor dem Unglücke, immer nur Standesintereſſen anerkennen oder bekämpfen zu müſſen, ſicher ſtellte, war hinſichtlich der Grundbeſitzer, die ſich anderswo als Adel und Ritterſchaften abſchließen, ein Ergebniß jenes urſprünglichen Uebels einer ſtrengeren Oberlehnsherrlichkeit, die das Aufkommen bevorrechteter Körperſchaften unmöglich machte und nur perſönliche Auszeichnungen zuließ, hinſichtlich des geiſtlichen Standes aber die Frucht eines bloßen Zufalles; wenn anders der Hochmuth ſo genannt werden darf, der als nothwendige Folge ihrer Verhältniſſe die Geſinnungen jeder Prieſtergilde bezeichnen muß.

Hallam's Erörterungen*) dürften außer Zweifel geſetzt haben, daß anfangs auch die Geiſtlichkeit als ſolche zum Parlamente, und namentlich auch die niedrige Geiſtlichkeit zu den Sitzungen des Unterhauſes berufen wurde, und daß der Clerus überhaupt, beſonders nach Eduards I. Abſicht einen wirkſamen und weſentlichen Beſtandtheil des Parlamentes auszumachen beſtimmt erſchien. Der Widerwille aber, den dieſer ohnehin gegen eine ähnliche Gemeinſchaft mit bloßen Laien hegte, wurde

*) Hallam VIII. 3.

durch den, der zwiſchen den Anhängern des gemeinen Rechtes und den geiſtlichen Richterſtühlen mit ihren Satzungen des kanoniſchen und Civilrechtes herrſchte, und durch die Eiferſucht, mit der jeder Theil jedem Antheile oder Einfluſſe des andern hinſichtlich ſeiner beſonderen Geſetzgebung zu widerſtehen ſuchte, noch erhöht. Geldbewilligungen, die ſchon an ſich nicht eben geeignet waren, dieſen Widerwillen, mit dem der Clerus den königlichen Ladungen Folge leiſtete, zu entkräften, blieben die einzige wahrhaft gemeinſchaftliche Angelegenheit; und die blinde Selbſtſucht, mit welcher derſelbe auf Exemtionen und Immunitäten und auf die ſelbſtſtändige Würde ſeiner Angehörigen beſtand, ließ ihm die Gelegenheit zu einer verfaſſungsmäßigen Theilnahme an den allgemeinen Angelegenheiten des Landes unwiderruflich verſcherzen. Anderſeits begnügte ſich die Geiſtlichkeit mit dem Vorzuge, in jeder geſetzgebenden oder berathenden Verſammlung den erſten Stand auszumachen; in England ging ihr Stolz zum Glücke des Volkes weiter, und ſtrebte nach einer gänzlichen Abſonderung von den übrigen Gemeinen im Unterhauſe des Parlaments, und ſo geſtaltete ſich allmählig aus dem, was einen Zweig der allgemeinen Reichsverſammlung auszumachen beſtimmt war, eine von ihr getrennte Kirchenverſammlung, eine Synode oder ſogenannte Convocation, die zu gleicher Zeit gehalten zu werden pflegte, aber mit jener auch nichts gemein hatte, als den Zeitpunkt ihrer Sitzungen.

Schon dieſe Thatſache einer nicht eigentlich von Seiten der Krone oder des Parlamentes beabſichtigten, ſondern durch die niedere Geiſtlichkeit ſelbſt herbeigeführten Abſonderung derſelben von den Gemeinen im Unterhauſe läßt vermuthen, daß auch im Oberhauſe die Prälaten zunächſt als Stellvertreter ihres Standes und vermöge ihrer geiſtlichen Würden Sitz und Stimme hatten; doch mußten ſie, wie nach und nach die völlige Trennung des Clerus von den weltlichen Abgeordneten des Volkes, und eine beſondere, nur ihn repräſentirende Verſammlung, die Convocation zu Stande kam, ſollte nicht eine doppelte Vertretung der Geiſtlichkeit angenommen werden, jene Bedeutung nothwendig einbüßen, oder vielmehr ihrer im Oberhauſe des Parlamentes verluſtig gehen, während ſie ihnen deſto ausgemachter in der Convocation verblieb. Auch findet ſich, daß, wie dieſe abgeſonderte Stellvertretung der Geiſtlichkeit allmählig zu größerer Feſtigkeit gelangte, der Beſitz einer der Baronien, mit welchen ſchon Wilhelm der Eroberer theils durch wirkliche Verleihungen, theils und hauptſächlich, indem er die ihnen als freies Kirchengut, frank almoigne oder

free-alms — bereits gehörigen Grundſtücke in Lehngüter verwandelte, die meiſten derſelben ausgeſtattet, immer entſchiedener als Bedingung ihres Anſpruches auf einen Sitz im Oberhauſe betrachtet wurde. In älteren Zeiten war dies keineswegs der Fall. Von hundert und zweiundzwanzig Aebten und einundvierzig Prioren aber, die bis zu Eduard III. im Parlamente erſchienen, wurden nur fünfundzwanzig Aebte und zwei Prioren unausgeſetzt berufen. Die Namen von vierzig dieſer Geiſtlichen kommen nur ein einzigesmal vor; ſechsunddreißig andere werden nur fünfmal genannt; und ihre Einberufung, meint Hallam, die wahrſcheinlich aus Verſehen, oder weil eine beſondere Veranlaſſung dazu vorhanden war, ſtatt gefunden hatte, wurde nicht wiederholt, weil ſie keine Baronien beſaßen; ein Grund, der unmöglich anzunehmen ſeyn würde, wenn dieſe Prälaten als ſolche, und als Stellvertreter ihres Stands im Parlamente erſchienen wären, deſſen Vorausſetzung aber durch gleichförmigen und fortdauernden Gebrauch aller folgenden Zeiten gerechtfertiget erſcheint. Selbſt ein gewiſſer weltlicher Stolz der höheren Würdenträger der Kirche, dem — ſo ſchlecht er ſich eigentlich mit ihrem geiſtlichen vertragen mochte, doch immer noch neben demſelben ein Plätzchen übrig blieb — erleichterte und begünſtigte jene folgenreiche Unterſcheidung zwiſchen dem Lord und dem Prälaten in der nämlichen Perſon. Non sedemus hic Episcopi sed Barones, erklärten ſchon unter Heinrich II. die Biſchöfe im Parlamente von Northampton: nicht als Biſchöfe, ſondern als Barone ſitzen wir hier. Der Satz, den ſie ausſprachen, gelangte ſpäterhin zu einer Gültigkeit, die weder einen Zweifel noch eine Ausnahme zuließ; im ſiebenten Regierungsjahre Heinrichs VIII. entſchieden ſämmtliche Richter von England: der König ſei auch nur mit den weltlichen Lords und den Gemeinen, und ohne Biſchöfe, die nicht vermöge ihrer geiſtlichen Würden dahin gehörten, ſein Parlament zu halten ermächtigt; Carl I. ſogar, wie ſehr ihm die Erhebung der Kirche am Herzen lag, zählte in ſeiner Erklärung vom 16. Juni 1642 außer ſich ſelbſt doch nur zwei Beſtandtheile des Parlaments, von welchen geiſtliche und weltliche Lords zuſammen den einen und die Gemeinen im Unterhauſe den andern ausmachten; und das Beiſpiel des Biſchofs von Man, der, obgleich ein Biſchof, doch keine Baronie beſitzt und folglich kein Lord iſt und nicht zum Oberhauſe berufen wird, beurkundet fortdauernd das reinweltliche Verhältniß der geiſtlichen Mitglieder des engliſchen Parlaments.

Erſt im Jahre 1647, und als die Fortſchritte der Reformation den

Clerus in Schrecken ſetzten, ſuchte derſelbe einzulenken, und bewarben ſich die Geiſtlichen im Unterhauſe der Convocation um die bis dahin verſchmähte Gemeinſchaft mit den Laien in dem des Parlaments. Ihre Bitte: daß ihnen dem Inhalte des königlichen Ausſchreibens und dem alten Herkommen des Königreichs gemäß unter den Gemeinen des eben verſammelten Parlamentes, als Mitgliedern des Gemeinweſens und des Königs gehorſamen Unterthanen ihre Sitze eingeräumt, und ſie den Gemeinen beigeſellt würden, kam zu ſpät; und ihre Berufung auf ein altes Herkommen des Reiches, zufolge deſſen ſie mit den Gemeinen im Unterhauſe Sitz und Stimme haben ſollten, hatten ſie ſelbſt durch ihre hochmüthige Entfernung zur Unwahrheit geſtempelt. Der behauptete Gebrauch wird durch keine einzige der vorhandenen amtlichen Nachrichten unterſtützt, und durch eine Menge derſelben widerlegt.

Auch die Kunſtbürgerlichen Rechte, die anfangs noch dem einzelnen Geiſtlichen geblieben waren, gingen endlich über die Hartnäckigkeit verloren, mit der die geſammte Geiſtlichkeit auf ihre kirchlichen Vorrechte beſtand. Wie es im Oberhauſe Prälaten gab, die nicht als ſolche, ſondern als Lords ihren Platz einnahmen, ſo gab es in früheren Zeiten auch im Unterhauſe Pfarrer und andere Angehörige der Kirche, die nicht als Abgeordnete ihres Standes, ſondern als erwählte Stellvertreter mancher Städte oder Grafſchaften Sitz und Stimme hatten. Schon das bekannte unter Richard II. vorkommende Beiſpiel Sir Richard Vexey's *), mehrerer anderer Fälle zu geſchweigen, liefert den Beweis ihres deſſfallſigen Rechtes, das Hallam zufolge erſt ſeit den Zeiten der Reformation durch Nichtübung in Abnahme und zuletzt in Vergeſſenheit gerieth; und deſſen geſchichtliches Daſeyn in neueren Zeiten durch einen zur Unterſuchung dieſes Gegenſtandes niedergeſetzten Ausſchuß des Unterhauſes, dem Zeugniſſe der Thatſachen und beſſerer Geſchichtforſcher grollender, mit Unrecht und umſonſt bezweifelt wurde. Deſto wichtiger und entſcheidender hingegen war der Bericht deſſelben für das künftige Schickſal dieſer Berechtigung. Eine Parlamentsakte vom Jahre 1804 enthält nächſt verſchiedenen Beſtimmungen hinſichtlich des pflichtmäßigen Aufenthaltes der Seelſorger in den ihnen anvertrauten Gemeinden, eine förmliche Ausſchließung der Geiſtlichen überhaupt aus dem Unterhauſe des Parlaments, und ſelbſt von

*) Er war ein Geiſtlicher, und der Titel Sir eine gewöhnliche Ehrenbenennung der Landpfarrer jener Zeit.

mehreren andern bürgerlichen Beschäftigungen und Erwerbszweigen, wie Pachtungen, Handelsunternehmungen u. dgl., die ihnen alle einmal unter ihrer Würde zu liegen schienen, und jetzt außer ihrem Bereiche gelegen sind.

Derselbe unbeabsichtigte und unbemerkte Gang der Dinge, der in der Entstehung und Zusammensetzung des Parlamentes, und in dem Wechsel der gegenseitigen Beziehungen seiner verschiedenen Bestandtheile zu Tage liegt, zeigt sich ferner noch in der Geschichte des allmählich erweiterten Umfanges und der fortschreitenden Bedeutung seiner Wirksamkeit.

Eine gesetzgebende Gewalt im eigentlichen Sinne des Wortes gehörte ursprünglich nicht einmal den Baronen, als noch diese allein unter dem Vorsitze des Königs das Parlament ausmachten. Sie bildeten als richtende und berathende Mitglieder den großen Lehnshof ihres Herrn, aber die Gesetze des Landes gingen in der Regel nicht von ihnen aus, wie oft sie auch, wenn die Uebermacht auf ihrer Seite war, den Königen Gesetze gaben. Eben so wenig lag jene Gewalt in den Befugnissen des Parlamentes, nach seiner spätern durch die Einberufung des Unterhauses geschehenen Erweiterung und Umgestaltung. Der ganze Antheil desselben an der Gesetzgebung beschränkte sich zunächst auf eine demüthige und ungewisse Anregung zu derselben in Beschwerden und Vorstellungen, die der König als eigentlicher Gesetzgeber, je nach seinem Gefallen, den Statuten zum Grunde legte, oder unberücksichtigt ließ, und mußte sich wohl darauf beschränken, so lange die königlichen, sogenannten Proklamationen, die anfangs die einzige Gesetzgebung ausgemacht hatten, auch neben der des Parlamentes, wie es noch Jahrhunderte hindurch der Fall war, ihr selbstständiges Ansehen behaupteten. Die Proklamationen des Königs haben, nach Sir Edward Coke,*) nur insofern sie sich auf bestehende Gesetze gründen und diesen gemäß sind, Gesetzeskraft; und das ist allerdings hinsichtlich ihrer die gegenwärtige Lehre des englischen Rechtes. Aber Sir Edward Coke, ein Zeitgenosse Elisabeths und der ersten Stuarts, lebte in den Zeiten des Ueberganges von königlicher Willkühr zu gesetzlicher Freiheit, und als man jede leichte Vertröstung und jede bald vergessene Zusage früherer Fürsten in ihrem strengsten Sinne wieder geltend zu machen, und selbst neue Rechte, als wären sie nur erneuerte, in Anspruch zu nehmen pflegte.

Die ursprüngliche Selbstständigkeit jener unmittelbar und nur vom Throne ausgehenden Gesetzgebung ist keinem Zweifel unterworfen.

*) III. Instit. 162.

Nicht früher als unter Eduard III., der die Kräfte, die er in unaufhörlichen Kriegen wider Frankreich verschwendete, zuweilen bei seiner innern Verwaltung entbehren mußte, finden sich die ersten Spuren einer Unterscheidung zwischen Befehlen und Gesetzen, zwischen Proklamationen und Parlamentsakten, in welchen letzteren man bis dahin, und nicht mit Unrecht, nur unbedeutende Abweichungen von den älteren Formen jener königlichen Willkühr erblicken mochte, die sich, wie schon bemerkt wurde, auch unter dem wechselnden Einflusse des gemeinen und des statutarischen Rechtes, bis zu dem Zeitpunkte, in welchem die ihr besonders zugeordneten Gerichtshöfe eingingen, in ihrer vollen und wirksamen Thätigkeit erhielt.

Ja die gesetzgebende Gewalt des Parlamentes überhaupt, in dem Sinne, in welchem sie gegenwärtig besteht, verdankt ihre ganze Wirksamkeit und Sicherheit, und in ihnen ihr ganzes Daseyn einer bloßen, erst im fünfzehnten Jahrhunderte üblich gewordenen Form. Die Thätigkeit auch des englischen Unterhauses äußerte sich noch eine geraume Zeit nach seiner Entstehung, gleich der des dritten Standes in den französischen Generalstaaten, so lang es diesen ihre Unbedeutsamkeit zu fristen vergönnt war, in Klagen und Bitten (doléances), die alsdann, zusammengestellt mit den Beschlüssen der Lords und den Antworten des Königs, den Stoff hergaben, aus welchem die Richter nach der Auflösung jedes Parlamentes förmliche Statuten zu entwerfen pflegten. Ein Verfahren, das, abgesehen von der damit verbundenen Leichtigkeit, durch unvollständige oder bedingte königliche Bewilligungen den Wünschen des Parlamentes nicht selten eine dem Sinne derselben ganz entgegengesetzte Wirkung beizulegen, selbst unmittelbare Verfälschungen der wirklich beabsichtigten und zu Stande gekommenen Verordnungen möglich machte; wie denn, besonders aus Richards II. Regierungszeit, mehrere Beispiele ähnlichen Betruges, und namentlich einige dem Parlamente zugeschriebene Gesetze, zu welchen doch nur die zugleich versammelte Geistlichkeit ihre Stimme gegeben hatte, vorhanden sind. Eines der merkwürdigsten unter den letztern ist jenes erste in seiner Art vom Jahre 1381, vermöge dessen der weltliche Arm zur Aufrechthaltung kirchlicher Rechtgläubigkeit in Anspruch genommen, und das ohne Einwilligung der Gemeinen erlassen wurde. Diese beschwerten sich darüber in der nächsten Parlamentssitzung, und man widerrief es; aber auch den Widerruf wußte man zu unterschlagen, und das untergeschobene Gesetz steht heute noch im Statutenbuche.

Vergebens bemühten sich die Gemeinen, den Uebelständen einer solchen ihnen vielmehr aufgebürdeten als eingeräumten Gesetzgebung zu begegnen; erbaten sie in einem Falle sich die Erlaubniß zur Einsicht in eine gewisse Verordnung, bevor sie eingetragen wurde; bewirkten sie ein andersmal, daß mehrere Lords und Einige aus ihrer eigenen Mitte bei der Beglaubigung des Protokolles zugegen seyn durften, oder wandten sie sich mit ihren Vorstellungen und Gesuchen an den Thron. Das Uebel war unheilbar, so lange die bestehenden Verhandlungsformen demselben immer wieder Raum gaben, und hörte nicht eher auf, als bis an Stelle der ältern Bittschriften, unter dem Namen von Bills, vollständige Gesetzentwürfe eingeführt wurden, die, indem sie schon im Voraus alle Theile und Formen, und selbst die königliche Genehmigung des beabsichtigten Statutes umfaßten, nach und nach dem Grundsatze, zufolge dessen der König sie unverändert anzunehmen oder zu verwerfen gehalten ist, sein Daseyn und ein lebendiges Daseyn verliehen. Eine wesentliche Veränderung, die nur allmälig, und erst unter Heinrich VI. völlig zu Stande kam.

Aber dieser zweckmäßigere Geschäftsgang, der, indem er jedem Bestandtheile des Parlamentes einen gleichen Antheil an der Gesetzgebung einräumte, die Willkühr wenigstens aus dem Umkreise dieser Versammlung auszuschließen geeignet schien, war für's Erste und bis zu den Zeiten der Stuarts ein bloßer Gewinn der Krone, die von jetzt an die Befehle der Eigenmacht als Beschlüsse der gesetzgebenden Weisheit erlassen, und das Gehässige jeder tyrannischen Maßregel, das früher sie selbst und ihre Günstlinge übernehmen mußten, fernerhin einem immer dienstfertigen Parlamente aufbürden konnte. Die drückendsten Gesetze gingen im Jahrhunderte der Tudors vom Parlamente aus, und besonders in den letzten Regierungsjahren Heinrichs VIII. sank dasselbe zu einem Fanatismus der Unterwürfigkeit hinab, von dem außer dem Senate der Cäsaren in der Geschichte kein Beispiel vorhanden ist. In weniger als sieben Jahren von 1536 bis 1543 überlieferte es Freiheit, Eigenthum und Gewissen jedes Engländers, und zuletzt sich selbst und alle seine Rechte, ohne Vorbehalt und Ausnahme der Laune dieses Fürsten, und verkehrte, was anderswo als öffentliches Unglück ertragen wird, in ein öffentliches Recht. Es ermächtigte ihn in Ausdrücken, deren gränzenlose Weitschichtigkeit im sich ereignenden Falle selbst förmliche Zerstückelungen des Königreiches umfaßt haben würde, zu Verleihungen von Ländereien und Würden und Freiheiten und Vorzügen

aller Art. Es ertheilte ihm und ſeinen Nachfolgern die Befugniß, jede Parlamentsakte, die vor ihrem einundzwanzigſten Jahre ergangen war, beliebigenfalls durch ihre offenen Briefe, letters patent, zu widerrufen. Es genehmigte und beſtätigte im Voraus als allgemein verbindliche Glaubensartikel die Sätze, die ein von Seiten des Königs niedergeſetzter Ausſchuß von Geiſtlichen, mit ſeiner Bewilligung, dafür erklären werde. Es ſtellte königliche Proklamationen und Parlamentsakten an verbindlichem Anſehen einander gleich, und verwandelte, indem es jeder zur Aufrechthaltung jener königlichen Geſetze ernannten Kommiſſion von neuen Mitgliedern des geheimen Rathes die Rechte und Eigenſchaften eines regelmäßigen Gerichtshofes zuerkannte, die vorübergehenden Gewaltſtreiche der Kabinetsjuſtiz in eine ſtehende Rechtspflege. Es vernichtete mit einem Worte jede ſeit Jahrhunderten mühſam entſtandene Spur einer Verfaſſung und ſich ſelbſt, und hätte, wär' es nicht ein ſo bequemes Werkzeug der Herrſchaft geweſen, ganz füglich die letzte Verſammlung dieſer Art ſeyn mögen, die in England zuſammentrat.

Auch jene beaufſichtigende und richterliche Gewalt über die höheren Vollſtrecker des Geſetzes, die mit ihren ſinnlicheren Eindrücken und näher liegenden Beziehungen von den Abgeordneten eines noch rohen Volkes früher ausgeübt und eiferſüchtiger behauptet zu werden pflegt, als das Recht der Geſetzgebung ſelbſt, war in dieſem ganzen Zeitraume weder geregelt noch anerkannt, und wo ſie geltend gemacht wurde, vielmehr ein Vorwand der Rache als ein Grundſatz der Gerechtigkeit. Eduards II. und Richards II. Miniſter wurden nicht gerichtet, ſondern verfolgt, die erſteren ſogar ohne alle Theilnahme der Gemeinen, die ihrerſeits unter Eduard III. eben ſo wohl gegen die Geliebte, als gegen die Räthe des Königs ihren Zorn ausließen; und ſo ſehr waren in den beiden erſten dieſer Fälle die angeblichen Richter ſelbſt von der Unregelmäßigkeit ihres Verfahrens überzeugt, daß die Lords von Eduard II. ſich eine förmliche Erlaſſung ihrer Schuld — an indemnity — zuſichern ließen, und daß unter Richard II. das Parlament ausdrücklich den Beſchluß faßte, ſein Verfahren ſolle den Richtern nicht zur Richtſchnur dienen dürfen. Unter Eduard III. zeigen ſich Spuren eines Beſtrebens, die Verantwortlichkeit der höhern Staatsbeamten an gewiſſe beſtimmte Formen zu knüpfen, und ſelbſt ihr eine größere Ausdehnung zu geben, als an die ſpäterhin je zu denken war.

Gegen Zuſage einer Subſidie verlangte das Parlament im Jahre 1341, der König ſolle an jedem dritten Tage einer Parlamentsſitzung,

alle höheren Staatsämter, mit Ausnahme der Richterstellen in den beiden königlichen Gerichtshöfen, selbst übernehmen, damit alsdann die bisherigen Inhaber zur Rechenschaft gezogen würden. Eduard bewilligte das Gesetz, aber mit einem geheimen Vorbehalte, und widerrief es, sobald er das Geld empfangen hatte, indem er ganz unbefangen erklärte, er habe sich nur verstellt. Unter Richard II. entschieden sogar die sämmtlichen Richter von England, daß keiner von ihnen oder den Ministern des Königs ohne Genehmigung desselben angeklagt werden dürfe; und obgleich diese Behauptung eine der Ursachen ausmachte, die dem unglücklichen Fürsten Thron und Leben kosteten, so wurde sie doch schon von seinem unmittelbaren Nachfolger Heinrich IV. wiederholt. Buckingham's Anklage im Jahre 1626 war das erste Beispiel eines regelmäßigen Verfahrens, wie es in der Folge bei ähnlichen Gelegenheiten stattzufinden pflegte, und von jetzt an gelangte das Parlament allmälig zu jenem Einflusse, der, wohlthätiger als die Macht, zuweilen einen Minister zu stürzen, den König nur solche Diener zu wählen nöthigt, die ihm das Vertrauen des Parlamentes empfiehlt.

Das Parlament war in der That, bis zu den großen Veränderungen, die das siebenzehnte Jahrhundert in dem ganzen gesellschaftlichen Zustande des Landes herbeiführte, vielmehr die *geldgebende*, als die *gesetzgebende* Gewalt im Staate; und wie besonders unter Eduard IV. zeigte es auch zu andern Zeiten mit der kleinsten und nothwendigsten Geldhülfe, während es verschwenderisch mit seinem politischen Ansehen alle, und seien es die rachsüchtigsten und willkührlichsten Gesetzesvorschläge der Regierung bereitwillig guthieß. Noch unter Elisabeth erwartete das Volk von seinen Stellvertretern keine höhere Tugend, als die der *Sparsamkeit*, und setzten sie selbst sich keine höhere Aufgabe als die, so hartnäckig als möglich den Geldforderungen des Hofes zu widerstehen, der seinerseits in ihrer Versammlung ein bloßes, unentbehrliches Mittel der Besteuerung erblickte. Auch rechnete die Königin sich's zum Verdienste an, so selten als möglich Parlamente zu berufen. Sie forderte wenig, um wenig zugestehen zu dürfen, und half sich durch eine haushälterische Verwaltung, oder, wo diese nicht zureichte, durch den Mißbrauch ihrer Prärogative. Der damalige Zustand Englands, wie eigenthümlich und verschieden in andern Beziehungen, glich, nach Hume's Bemerkung, darin dem gegenwärtigen der Türkei, daß auch in jenem der Herrscher bei übrigens unbeschränkter Macht nur keine Steuer auflegen durfte; und in beiden Fällen war diese Beschränkung der höchsten

Gewalt, in ihrer Vereinzelung, ein Unglück des Volkes mehr. In der Türkei nöthigt sie den Sultan, die Provinzen den Erpressungen seiner Statthalter preiszugeben, um späterhin durch Plünderungen dieser letztern sich selbst zu bereichern, und in England nahm Elisabeth ihre Zuflucht zum Verkaufe oder zur Benutzung von Monopolen und ausschließlichen Handelsberechtigungen aller Art; eine beinahe so heillose Erfindung, wie jene türkische, und mit Hülfe deren, hätte die Königin eine Reihe von Jahren in ihrer Weise fortfahren dürfen, England, der Sitz der Künste und des Handels, von beiden jetzt eben so entblößt seyn würde, als die Küste der Barbarei. *)

Wenige Thatsachen dürften in der Geschichte ausgemachter seyn, als die, daß England seine besten, man könnte sagen, alle seine Freiheiten, insofern dergleichen auf dem Zugeständnisse der Machthaber beruhen, nicht etwa der Weisheit oder Großmuth, sondern einzig und allein der größeren, besonders durch ihre unaufhörlichen Kriege in Frankreich herbeigeführten Hülfsbedürftigkeit seiner Fürsten schuldig ist, daß es, nach Hallam's treffendem Ausdrucke, dieselben bei weitem öfter mit seinem Gelde, als mit seinem Blute erkauft, und daß es eben jener fortdauernden Hülfsbedürftigkeit der Krone auch die Fortdauer seiner verfassungsmäßigen Rechte zu verdanken hat. Keine Wahrheit indessen wurde so spät erkannt, wie diese. Die Vortheile eines ähnlichen Verhältnisses mußten dem Parlamente in gewisser Art aufgedrungen werden. Die finanzielle Unabhängigkeit der Krone blieb Jahrhunderte lang das Utopien und das Ziel aller seiner Wünsche und Bemühungen, und es hat nicht an ihm gelegen, daß die Engländer die Erstgeburt ihrer Freiheit nicht für das Linsengericht einiger ersparten Subsidien hingaben. Im sechsten Regierungsjahre Heinrichs IV. widerrief nicht allein das Parlament mehrere frühere königliche Verleihungen, sondern verbot auch jede nicht von ihm bewilligte Veräußerung eines Eigenthumes der Krone, alles, um die den Gemeinen aufzulegenden Abgaben zu vermindern, und in der ausdrücklichen Absicht, es dahin zu bringen, »daß der König fernerhin von dem Seinigen leben könne.« Derselbe Wunsch des Volkes und seiner Abgeordneten, die Krone in ihren Einkünften unabhängig zu machen, und besonders ihr eigene Mittel zur Errichtung eines stehenden Heeres anzuweisen, erleichterte Heinrich VIII. die Aufhebung der Klöster und das Einziehen ihrer reichen

*) D. Hume Vol. V. Append. III.

Besitzungen, und eine merkwürdige Stelle in Sir Edward Coke's Werken *) zeigt uns, wie noch fünfzig Jahre später selbst einsichtsvolle und freisinnigere Staatsmänner mit Bedauern auf diese versäumte Gelegenheit zurücksahen. Sogar das gesammte Einkommen der höheren Unterrichtsanstalten wurde im Jahre 1345 zum Behufe eines so guten Werkes der Krone preisgegeben, und die englischen Universitäten verdanken ihr Daseyn dem seltenen Umstande der Großmuth eines Heinrichs VIII., dessen Habsucht für dießmal denn doch gewissenhafter war, als die Freigebigkeit seines Parlamentes. Glücklicherweise besaßen nicht alle Fürsten Elisabeths klugen und wirthschaftlichen Sinn. Die Gedankenlosigkeit, mit der Heinrich VIII. seine Beute fast eben so schnell wieder vergeudete, als er sie zusammengerafft, bewahrte die schwachen Anfänge der englischen Freiheit in der drohendsten Gefahr, die sie jemals zu bestehen hatten, vor dem Untergange; und in dem langen Kampfe zwischen den verschwenderischen Neigungen der Könige und den haushälterischen Absichten des Parlamentes, trugen zum Glücke der Menschheit jene den Sieg davon.

Auch dieses vielleicht am schlechtesten benutzte, obgleich bedeutendste aller verfassungsmäßigen Rechte, an dem im Laufe der Zeit jedes andere einen Stützpunkt gefunden hat, das Recht: nicht mehr zu geben als man geben will, gelangte übrigens nur langsam zu seiner vollen und anerkannten Gültigkeit, und wurde noch langsamer, und in einer der wichtigsten Beziehungen durch bloßen Zufall an diejenigen Formen und Grundsätze geknüpft, auf deren Beachtung der größere Theil seines Werthes beruht. Er war in seinem Ursprunge ein unmittelbarer Folgesatz jenes Lehnsverhältnisses, das, wie die germanische Gesellschaft überhaupt, vielmehr persönlicher als dinglicher Natur, sich zunächst und vorzugsweise auf die Verpflichtung des Eigenthümers, nicht aber die Belastung des Eigenthumes bezog. Das letztere, wie beschränkt und abhängig es außerdem seyn mochte, konnte, da es dem jedesmaligen Besitzer schon als Bedingung der demselben obliegenden persönlichen Leistungen, und das Mittel, das ihm diese möglich machen sollte, verliehen war, nicht füglich, oder doch nicht ohne des Betheiligten Einwilligung, dem ursprünglichen Dienstvertrage zuwider von Neuem und also zwiefach belastet werden.

Etwas Aehnliches galt von der Habe und den Personen der den

*) IV. Instit. c. 1.

unmittelbaren Vasallen der Krone dienstbaren kleineren Grundbesitzer, die, waren sie auch zu wehrlos, um selbst gefragt werden zu müssen, der Oberlehnsherr doch nicht ohne Erlaubniß ihrer näheren Obern besteuern durfte; und so waren alle nicht aus dem jedesmaligen Lehnsverbande selbst hervorgehende Leistungen und Abgaben, wie auch schon ihre ältesten Benennungen in den meisten europäischen Sprachen es beweisen, in der Regel nicht anbefohlene, sondern erbetene und bewilligte. Wo immer indessen der Oberherr noch Macht genug besaß, im Falle eines außerordentlichen Bedürfnisses, zu dessen Bestreitung seine eigenen und gewöhnlichen Einkünfte nicht hinreichten, den kürzeren Weg einzuschlagen, da ersparte er sich begreiflicherweise den unsichern Umweg einer Bitte durch seinen Befehl. Nirgends aber war die Macht der königlichen Oberlehnsherrn von Anfang an so überwiegend gewesen, und behauptete sie sich länger in ihrem Uebergewichte als in England; und nirgends kommen daher Beispiele von Erhebung unbewilligter Steuern, die anderswo erst in späteren Zeiten zur Regel wurden, gerade in den frühesten so häufig vor als eben hier. Wie zahlreich sie besonders unter Eduard III. waren, beweist schon die Menge der wider sie gerichteten Vorstellungen und Verwahrungen des Parlaments, die, wenn auch keinen andern, doch wenigstens den Vortheil hatten, das mißbräuchliche Verfahren nicht in ein unwidersprochenes und verfassungsmäßiges Recht ausarten zu lassen, und im vierundzwanzigsten Regierungsjahre dieses Königs wurde die Nothwendigkeit einer von Seiten der Lords und Gemeinen erfolgten Bewilligung jeder Steuer ausdrücklich anerkannt *). Die Fürsten aus dem Hause Lankaster, die ihr zweifelhafter Anspruch auf den Thron die Wünsche und Rechte des Volkes in diesem empfindlichsten Punkte zu schonen beweg, enthielten sich zuerst und fortdauernd jeder eigenmächtigen Abgabenerhebung. Unter ihren Regierungen gelangte das ausschließliche Besteuerungsrecht des Parlamentes, das ein bloßes Gesetz wider die Angriffe einer sich unabhängiger fühlenden Macht wohl kaum würde geschützt haben, als herkömmliche Thatsache zu seiner späteren Gewißheit und Festigkeit, und ihr mangelhaftes Recht war dem Lande ersprießlicher als alle Sicherheit, die ein besseres den legitimen Inhabern des Thrones einflößte. Noch unter Heinrich VIII. indessen erkannten die Richter von England den König, vermöge seines bloßen Auftrages

*) Durch das *Stat. 34. Edw. I. de tallagio non concedendo*, das de Lolme der Magna charta, als eine der Säulen der englischen Freiheit zur Seite stellt.

— by commission — jede ihm beliebige Summe einfordern zu laſſen, für befugt.

Und wenn einerſeits dieſer wichtigſte Beſtandtheil der Verfaſſung offenbaren Gewaltſtreichen unterliegen mußte, ſo wurde er andererſeits auch auf heimlicheren und eben darum gefährlicheren Wegen, unter dem Vorwande von ſogenannten freiwilligen Gaben, benevolences, die Eduard IV. zuerſt einfordern ließ, oder durch Monopole, Verkäufe von Rechten und Vorrechten aller Art, unmäßige Geldſtrafen und ähnliche Mißbräuche umgangen und außer Wirkung geſetzt. Wie Eliſabeth ſich beſonders dieſer letzteren, ihrer Vorſicht beſſer zuſagenden, aber dem Wohlſtande des Landes faſt noch verderblicheren Erfindungen bediente, iſt bereits erwähnt worden; ihr Vater, Heinrich VIII., wählte das kürzere und ſich unmittelbarer belohnende Mittel der von ihm zuerſt mit einer gewiſſen Regelmäßigkeit veranſtalteten, gezwungenen Anleihen, und brach in dieſer Beziehung durch ſein wiederholtes Beiſpiel der Willkühr eine breitere Bahn. Die erſte unter dieſem Namen vom Könige ausgeſchriebene allgemeine Steuer iſt vom Jahre 1523, und ſie blieb nicht die einzige in ihrer Art. Eine Tilgung, nicht etwa der auf ſolche Weiſe übernommenen Schulden, ſondern der Verbindlichkeit ſie zu bezahlen, zu der das Parlament willfährig die Hand zu bieten pflegte, brachte alsdann das Geſchäft in Ordnung. Ein ähnlicher Erlaß hinſichtlich aller ſeit ſeinem Regierungsantritte gemachten Schulden wurde dem Könige im Jahre 1529 gewährt; ein anderer im Jahre 1544 in Anſehung einer erſt kurz vorher wieder angeliehenen Steuer, und mit einem Zuſatze, vermöge deſſelben Alle, die etwa ſchon Zahlung erhalten hatten, das Empfangene zurückzugeben verpflichtet wurden. In demſelben Jahre erließ der König Befehle zu neuen Anleihen. Dem Unweſen der Monopole begegnete eine Parlamentsakte vom Jahre 1624, die, wie es damals üblich wurde, wider den einzelnen Mißbrauch die allgemeine Regel herkömmlicher Freiheiten geltend machte, und indem ſie jedem Engländer das Recht, hinſichtlich ſeines Thuns und Laſſens, inſofern es nicht zum Nachtheil Anderer gereiche, nach Gutdünken zu verfahren zuſprach, jede Beſchränkung dieſes Rechtes durch königliche oder obrigkeitliche Befehle, oder überhaupt andere Vorſchriften als die des Geſetzes für widerrechtlich erklärte.

Die gezwungenen Anleihen dauerten indeſſen fort, bis der Umfang, in welchem Carl I. ſie zu benutzen verſuchte, über ihr eigentliches Verhältniß keinen Zweifel übrig ließ. Ein im Jahre 1629 gefaßter Beſchluß des Königs

lichen geheimen Rathes verfügte, da der Drang der öffentlichen Angelegenheiten den mit der Zuſammenberufung eines Parlamentes verbundenen Aufſchub nicht geſtatte, als das ſchnelleſte, billigſte und wirkſamſte Mittel, dem obwaltenden Bedürfniſſe abzuhelfen, die Einzahlung eines allgemeinen Darlehens, gegründet auf die Berechnungen der letzten Steuerverzeichniſſe. Genau ſo hoch wurde der Beitrag eines Jeden angeſetzt, als es im Falle parlamentariſcher Bewilligung einer vierfachen Subſidie geſchehen ſeyn würde, wobei man jedoch ſorgfältig in Erinnerung brachte, daß die Zahlung nicht als Steuer, ſondern als Darlehn zu bewerkſtelligen ſei. Ein beſſeres Mittel hätte ſchwerlich erdacht werden können, um auch dem Argloſeſten über die Unverträglichkeit ähnlicher Maßregeln mit den Rechten, ja mit dem ganzen Daſeyn des Parlamentes die Augen zu öffnen, und es erfüllte dieſen zwar nicht beabſichtigten, aber natürlichen Zweck. Dem Volke wurden die Augen geöffnet, und die unter dem Namen der petition of rights bekannte Parlamentsakte vom Jahre 1620 ſetzte, vermöge der in ihr enthaltenen allgemeinen Rechtsbewahrung, unter mehreren andern Mißbräuchen auch dem gezwungenen Anleihen ein Ziel.

Jene Formen ſodann der Steuerbewilligung, zufolge deren dieſelbe nur von den Gemeinen ausgehen und von dem Könige oder den Lords nur angenommen oder verworfen, nicht aber geändert werden darf, und die jeder unmittelbaren Einmiſchung des Königs in die über dieſen Gegenſtand noch obſchwebenden Verhandlungen mit eiferſüchtiger Strenge zuvorkommen; Formen, die das engliſche Volk vor dem eiteln Glück anderer Völker, irgend eine Verſammlung bevorrechteter Stände über ihre Habe, wie im Sinne des Lehnweſens den Rittergutsbeſitzer über die ſeines Hörigen verfügen zu ſehen, bewahrt haben, verdanken ihren Urſprung nicht ſowohl einem förmlichen Anerkennen der in ihnen aufrecht erhaltenen Grundſätze, als dem zufälligen Umſtande ihrer gelegentlichen Erwähnung in einer königlichen Botſchaft, und ihre Fortdauer der bloßen Thatſache ihrer Behauptung. Eine Beſchwerde der Gemeinen, welchen die Lords, nachdem ſie ſich mit dem Könige ſelbſt über den Belauf einer demſelben zuzugeſtehenden Geldhülfe vereinigt, ihren bereits gefaßten Beſchluß durch eine bloße Anzeige mitgetheilt hatten, veranlaßte im neunten Regierungsjahre Heinrichs IV. dieſen Fürſten zu einer Erklärung, Inhalts deren die Befugniß der Lords und der Gemeinen, ſich über die Lage des Königreiches und die nöthigen Hülfen unter einander zu berathen, anerkannt wurde: ſo jedoch, daß weder die Lords für ſich, noch die Gemeinen ihrerſeits über irgend eine mit Zuſtimmung der erſteren zu veranſtaltende Bewilligung ihrem Herrn, dem Könige, berichten ſollten, bevor beide Theile übereinſtimmten; und man ſieht, wie gerade der wichtigere von jenen Grundſätzen, der das

ausſchließliche Bewilligungsrecht der Gemeinen betrifft, nur folgerungsweiſe, aus einem in anderer Beziehung daſtehenden, bloßen Zwiſchenſatze hervorgeht. Auch beruht dieſes Recht in der That keineswegs auf einem Zugeſtändniſſe der Pairs, oder auf einem beſſern von Seiten der Krone, ſondern weſentlich und fortdauernd auf dem beharrlichen Willen der Gemeinen. Als Carl I. ſeinen großen Rath der Pairs in York verſammelt hatte, warf ein Mitglied deſſelben, erzählt Clarendon, unter Andern die Frage auf: ob nicht auch ſie, die Lords allein, dem Könige Steuern zu bewilligen berechtigt ſeien? Eine Frage, die freilich ohne Folgen blieb, die aber, wäre das ausſchließliche Beſteuerungsrecht der Gemeinen ſo ausgemacht erſchienen, als es bei ſeiner Wichtigkeit allerdings zu ſeyn verdiente, ſchwerlich auch nur erhoben ſeyn würde. Noch im Jahre 1671 verſuchten es die Pairs, einem ihnen vorgelegten Steuergeſetze einige Zuſätze hinzuzufügen; die Gemeinen vereitelten das Unternehmen durch eine förmliche Rechtsbewahrung, und erſt von dieſem Zeitpunkte an finden ihre in dieſer Beziehung ſonſt nirgends bezweifelten Anſprüche ſelbſt im Oberhauſe doch keinen offenen Widerſpruch.

Am ſpäteſten endlich kamen diejenigen Regeln des Geſchäftsganges in Uebung, die dem Parlamente eine fortdauernde Aufſicht über die Verwaltung möglich machen, und weniger drohend als die Befugniß, Einkünfte zu verweigern, ſich meiſtens als nützlicher bewähren, indem ſie die vorgeſchriebene Anwendung der bewilligten ſicher ſtellen. Bald nach der Reſtauration vollendeten Carls II. Geldbedürfniſſe die Abhängigkeit der Krone von den Steuerbewilligungen des Parlamentes. Die vormundſchaftlichen und Lieferungsrechte, über die man mit Jakob I. nicht hatte Handels einig werden können, wurden ihm für jährliche hunderttauſend Pfund Sterling abgekauft, und eine Parlamentsakte vom Jahre 1670 ermächtigte ihn zur Veräußerung ſeiner Erbzinseinkünfte — the fee-farm rents — der letzten Ueberbleibſel des alten ſelbſtſtändigen Einkommens der Könige von England. Um die nämliche Zeit kam auch die bei den Geldbewilligungen des Parlamentes bisher übliche Form der Subſidien auſſer Gebrauch. Die letzten derſelben ſind vom Jahre 1663. Unterdeſſen wurden der Regierung die ihr jedesmal nöthigen Summen, ohne den verſchiedenen Zweigen der Verwaltung beſonders angeeignet zu werden, immer noch im Ganzen angewieſen; ein Verfahren, das wohl den früheren, gelegentlichen Unterſtützungen der Krone, nicht aber ihrer bleibenden Verſorgung, wie ſie von jetzt an erfordert wurde, angemeſſen erſchien; das außerdem weder einer gewiſſenhaften Verwaltung wider ungegründeten Argwohn, noch dem Volke gegen die wirklichen Uebel einer treuloſen Schutz gewährte, und das, wie die Regierungen der beiden letzten Stuarts es vielfach bewieſen, nur einer ſolchen bei ihrer leichtſinnigen oder hinterliſtigen Anwendung des ihr anvertrauten Geldes zu

Statten kam. Erſt in Folge der Revolution von 1688 traten die Grundſätze jener parlamentariſchen Oberaufſicht in's Leben, der die Hülfsquellen des Staates eben ſowohl in ihrem Laufe und in ihrer endlichen Beſtimmung, als in ihrem Urſprunge unterworfen ſind. Eine beſtimmte Summe wurde von jetzt an als Belauf der Zivilliſte zur Aufrechthaltung der Würde des Königs und zum Unterhalte ſeines Hofſtaates ausgeworfen. Das Uebrige des öffentlichen Einkommens, den verſchiedenen Zweigen der Verwaltung beſonders zugetheilt, durfte zu keinen andern als den vorgeſchriebenen Zwecken verwandt werden. Ueber die Verwendung deſſelben war beiden Häuſern des Parlamentes in ihrer nächſtfolgenden Sitzung Rechnung abzulegen. Endlich vollendete die im Parlamente von 1689 zum erſtenmal in Anwendung gebrachte Regel einer nur von Jahr zu Jahr erfolgenden Steuerbewilligung die Abhängigkeit der Empfänger und Nutznießer des öffentlichen Einkommens von den Abgeordneten Derjenigen, die es hergeben, und in ihr die Grundlage, auf der im Laufe des folgenden Jahrhunderts das Gebäude der engliſchen Geldmacht ſich erhob.

Schon ein flüchtiger Hinblick, wie dieſer auf den Entwickelungsgang der engliſchen Verfaſſung in ihren weſentlichſten und eigenthümlichſten Beſtandtheilen, dürfte hinreichen, die Meinungen zu rechtfertigen, die eine umfaſſendere Betrachtung der Geſchichte von England dem geiſtvolleſten Erzähler derſelben abnöthigte. *) Die Verfaſſung dieſes Landes war allerdings Jahrhunderte lang, und noch bis zu einer vergleichungsweiſe neueren Zeit eine verwilderte Monarchie, ohne bleibende Regel und ohne feſte Begränzung. Dem Könige, den Baronen, der Geiſtlichkeit und dem Volke dienten ganz verſchiedene und jedem Theile ausſchließlich eigne Grundſätze zur Richtſchnur ihres Verfahrens, und jede dieſer verſchiedenen und mit einander unverträglichen Anſichten herrſchte, oder unterlag einer andern, je nachdem die Umſtände ihr eben günſtig waren, oder nicht. Die ältere Geſchichte von England iſt ein Verzeichniß von Umwälzungen. Alles iſt im Werden oder Untergehen. Immer vernichtet die ſiegende Partei das Werk der beſiegten, und die zahlreichen Eidſchwüre, durch die jede das Ihrige zu ſichern ſucht, verrathen das vorherrſchende Bewußtſeyn der Beſtandloſigkeit alles Vorhandenen. In ſchwachen und geſtaltloſen Umriſſen erblicken wir die Grundzüge zu den edelſten Schöpfungen der Folgezeit, und faſt in allen den Beweis, wie großen Antheil der Zufall, wie geringen die Einſicht ihrer Urheber an den geprieſenſten Erfindungen auch der Staatskunſt zu haben pflegt.

*) *S. Hume*, an mehreren Stellen, beſonders Kap XVI. XVII. und XXIII.

# Inhalt.


Seite

**Deutschlands Gegensätze** . . . . . 3

Einleitung, 5. — Die Gegensätze in Deutschland im Allgemeinen, 8. — Das sogenannte deutsche Nationalfest zu Hambach, 13. — Ueber die Beschlüsse des deutschen Bundestages vom 28. Juni 1832, 24. — Ueber die Bundesbeschlüsse in Ansehung der Presse, 35. — Vermittlung der Gegensätze, 41. —

**Erinnerungen an Aloys Reding** . . . . . 54

Zusammenkunft in Bern, 54. — Besuch in Schwyz, 56. — Der kleine Hirtenstaat, 59. — Der Gegenbesuch, 65. — Eine Staaten-Mosaik, 67. — Ulysses von Salis-Marschlins, 75. — Redings Ruhm, 83. — Rückblick auf den Eidgenossen-Staat im achtzehnten Jahrhundert, 88. — Der Aufstand in Schwyz, 95. — Die Auswanderung der Schwyzer, 99. — Die Heimgekehrten, 105. — Eine Zwischenzeit, 108. — Er, an der Spitze der Föderalisten, 112. — Redings Sturz und Erhebung, 116. — Der Gefangene, 123. — Schluß, 124. —

**Gedanken auf den Trümmern des alten Roms** . . 130

**Ueber die Oeffentlichkeit** . . . . . 149

Oeffentliche Meinung; öffentliches Leben, 149. — Vereinigung der Staatsgewalten, 152. — Trennung der Staatsgewalten, 156. — Aufsichtsgewalt, 160. — Werth der Oeffentlichkeit, 162. —

**Kleinigkeiten aus den Reiseblättern von K. G. Jochmann** . . . . . 179

In England: Radcliffs Library zu Oxford, 179. — Die Universität, 179. — All-Souls-Bibliothek, 181. — An Jenny, in Reading, 182. — Die Sakramentswoche, 182. — Gratulation und Condolation, 183. — Schaff-Mall und Whisky, 183. — Professor Gregory, 184. — Advokaten in Edinburg, 185. — Englische Zeichnungen, 186. — Stanzen, 187. — An Sophie, 189. — Alexander der Große, 189. — Armuth in England, 190. —

In Frankreich: Mirabeau, 191. — Großsinn einiger Freudenmädchen, 193. — Was jeder Staatsumwälzung vorangeht, 194. — Der Direktor Rewbel, 194. — Aenderliches Urtheil, 197. — Blicke hinter die Coulissen des achtzehnten Brumaire, 197. — Einfalle, 204. — Der Aerolith von Juvinas, 204. — Herr Chiragorgy, 206. — Politisches Glockenläuten, 210.

**Der Geist des achtzehnten Jahrhunderts** . . . . . 212

**Noch einige Seifenblasen von K. G. Jochmann** . . VIII

**Englands Freiheit** . . . . . 239